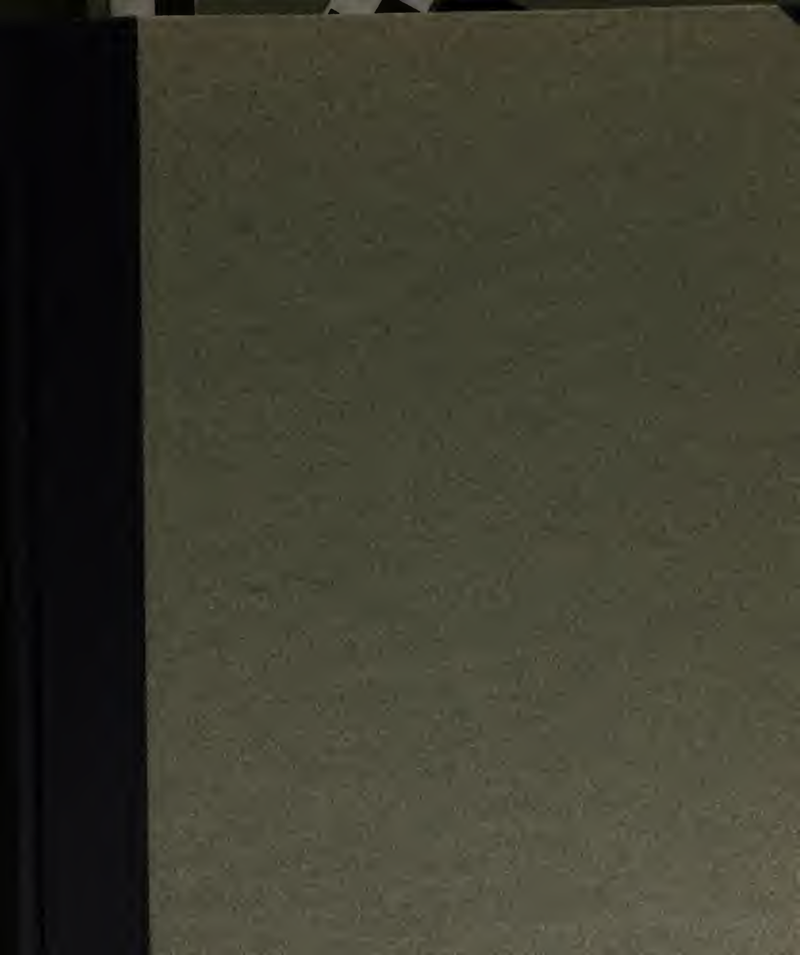
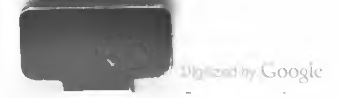





Digitized by Google

Bayerische Annalen.

für

Vaterlandskunde und Literatur.

Dritter Jahrgang 1835.

Erste Hälfte.

München.

Abtheilung: Literatur.

Bayerische Annalen.

München. 1. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 1.

Inhalt.

Ankündigung.

Die Bayerischen Annalen für Literatur und Vaterlandskunde werden auch in dem Jahre 1835 erscheinen, und zwar nach den beyden bisher beobachteten Abtheilungen. Nebst dem bibliographischen Intelligenzblatte werden nämlich wochentlich drey Bogen in Quart, nach Spalten gedruckt, ausgegeben, von welchen zwey sich der Literatur überhaupt widmen, der dritte aber für die Vaterlandskunde bestimmt ist. Die Abtheilung für Literatur wird in strengwissenschaftlichen Erörterungen bestehen, und in Anzeigen und in kritischen Würdigungen Ausgewähltes aus dem großen Gesammtgebiete der Wissenschaft hervorheben, und in der Begründung einer süddeutschen Literatur-Zeitung sich ihr Ziel suchen. Die Vaterlandskunde soll sich möglichst auf dem historischen Standpunkte halten, daher wird diese Abtheilung sich bestreben, in Originalaufsätzen und in urkundlichen Aufschlüssen über die ältere und neuere Geschichte des Vaterlandes, in Mittheilungen von wichtigen unbekannten Aktenstücken, in Monographien einzelner Gebietstheile des Königreiches, einzelner Oertlichkeiten und Institute u. s. w. ihre Aufgabe zu lösen. Beyträge sollen sich bilden zu einer allgemeinen Statistik des Königreiches und zu einer historisch-genetischen Entwicklung des bayerischen Rechts- und Verwaltungs-Gebäudes. Eine besondere Rücksicht soll auch auf den Zustand der bildenden Kunst im Vaterlande und ihre Geschichte genommen, und eine Chronik derselben aufgestellt werden, in dem Sinne: was die Gegenwart hier geleistet hat und darbietet, und welchen breiten historischen Boden die bildende Kunst seit dem Jahre 1825 in Bayern vorzüglich gewonnen hat und gewinnt. Ausführlich hat sich das Vorwort des Jahrganges 1833 über die ganze Richtung der Annalen ausgesprochen, und dahin weisend, sey es genug, hier die Hauptmomente bezeichnet und dabey erklärt zu haben, daß innerhalb derselben Linie wird fortgeschritten,



und die Lösung der Aufgabe verfolgt werden. „Die Quelle unseres Muthes zu einem solchen Unternehmen" sagt jenes Vorwort „beruhet in der Ueberzeugung, daß schon unendlich viel dadurch gethan sey, mitten im Gewirre der Journalistik der ernsten Rede Gehör zu verschaffen, und für eine würdige Erörterung würdiger Gegenstände ein gesichertes Feld zu gewinnen."

Der Preis bleibt, wie bisher, 6 fl. rheinisch, in halbjähriger Pränumeration.

Die Redaktion der bayerischen Annalen.

Uebersicht
der jüngsten Erscheinungen aus dem Fache der ältesten deutschen Literatur.

Wie groß auch das Gebiet des Wissens sey und wie sehr ein Jeder auf seinen eigenem Grunde zu thun habe, so sieht er doch unterweilen gerne über den Zaun, wahrzunehmen, was etwa nebenan neues gewachsen seyn möge, und gewiß um so lieber, je mehr er daran die Wurzel von dem erkennen muß, was er selbst tagtäglich nicht bloß unter den Händen, sondern auf der Zunge zu haben nicht umhin kann.

Dieß, und mehr nicht, als entschuldigendes Vorwort zur kurzen Uebersicht, die Ref. als Fortsetzung einer ähnlichen betrachtet wissen möchte, welche er vor gerade zehn Jahren an einem andern Orte zu versuchen Gelegenheit genommen. Sie soll nicht über das Jahr 1825 zurückgehen, und andrerseits auf das, was die älteste, wenigstens ungefähr ein Jahrtausend zählende Literatur der verschiedenen damaligen germanischen Idiome betrifft, eingeschränkt seyn.

Die jüngere, gewöhnlich auch so genannte altdeutsche Literatur, in ihren dichterischen Schöpfungen durch kunstreiche Form oder durch großartigen Inhalt oft an die Wunder der ältern vaterländischen Baukunst erinnernd, ist, wie diese, und mit dieser, theilweise schon herab in die Gegenwart gezogen und in ihr heimisch geworden. In solche Nähe gerückt, würde sie, um gehörig dargestellt zu werden, eine Ausführlichkeit erfordern, welche dermalen außer dem Zweck und dem Bereich des Referenten liegt.

Um indessen im Vorübergehen einen Begriff von der Pflege, deren sich diese jüngere Literatur gegenwärtig erfreut, zu geben, reicht es hin, unter mehreren ausgezeichneten nur drey Namen auszuheben: Benecke, welcher den im Jahre 1810 erschienenen Minneliedern, als erster Hälfte seiner Beyträge, nach 22 geschichtvollen Jahren, als zweyte, Nitharts kunstreiche Tanzlieder, die Winsbekin und den Pfaffen Amis anreihte, und wie früher Boner's Edelstein, Wirnts Wigalois, endlich auch Hartmans Iwein in einer Ausgabe geliefert, deren Vollendung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit, alles frühere der Art hinter sich läßt, — Lachmann, dessen kritische Schärfe nach den Nibelungen uns die Dichtungen des sinnigen Walther von der Vogelweide, des reichen Wolfram von Eschenbach in einer ihrer würdigen Gestalt vorgeführt, — von der Hagen, der seinen frühern Verdiensten um diese Literatur durch eine kritische Ausgabe sämmtlicher deutschen lyrischen Gedichte vom 12. bis 14. Jahrhundert die Krone aufzusetzen im Begriffe ist.

Zu einem Gesammtwörterbuche über diese mittlere Literatur, einem immer dringender werdenden Bedürfniß, welchem Scherz-Oberlin lange nicht mehr genügt, ist durch Wackernagel Hoffnung gegeben.

Hochländische (hochdeutsche) älteste Mundart und Literatur.

Auch seit 1825 sind, und wohl noch fleißiger als früher, einzelne Wörter dieser Mundart, welche sich zur Erklärung lateinischer in alten Manuscripten vorgemerkt finden, d. h. altdeutsche Glossen, eine Hauptquelle zur Herstellung des alten Wörterbestandes, zusammengetragen und in gedruckten Sammlungen, namentlich von Graff, Hoffmann, Maßmann, Mone u. A. niedergelegt worden.

„Einige Denkmäler der althochdeutschen Literatur in genauem Abdruck aus Handschriften der Münchner Bibliothek" lieferte im J. 1825 der selige Docen. Sie sind theils Berichtigung, theils Zugabe zu denjenigen, die er eben daher in der reichhaltigen Sammlung Miscellaneen rc. schon 1806 und 1807 bekannt gemacht hatte.

Die Ausgabe eines althochdeutschen Evangeliums Matthäi, in so weit es sich aus der Uebersetzung der tatianischen Harmonie herstellen ließ, durch Ref. im J. 1827, kann nur zum Theil das Verdienst einer Bereicherung der Literatur ansprechen, da wohl die Hälfte jener Uebersetzung der Harmonie aus dem Londoner Codex bereits bey Palthen und Schilter abgedruckt war. Die vollständige St. Galler HS. zu liefern, hatte

ein, dem dortigen Bibliothek-Vorgesetzten, der eine derley Ausgabe sich selbst oder vielmehr einer von ihm dazu auserschenen dritten Person vorbehalten wissen wollte, gegebenes Wort damals nicht erlaubt.

Das zum einzelnen Evangelium Zusammengestellte aber scheint als solches, trotz einiger der Eile zuzurechnenden Mängel, dem vorgesteckten praktischen Zweck entsprechend erfunden worden zu seyn.

Einen dankenswerthen Zuwachs aber erhielt der bisherige Bestand althochdeutscher Monumente im J. 1830 durch das Programm, welches J. Grimm beym Antritte seines Lehramtes in Göttingen üblichermaßen herausgab. Es schließt nämlich eine im IX. Jahrhundert verfaßte Uebersetzung von lateinischen, größtentheils auch sonst schon bekannten Kirchenhymnen in sich.

Die vier dieser Hymnen, welche in der Uebersetzung seit etwa hundert Jahren bekannt waren, und einzelne bey englischen Autoren gelegentlich aus den übrigen angeführte Wörter und Phrasen hatten mehr und mehr die Begierde nach dem Ganzen gesteigert. Allein alle in Oxford, auf dessen Universitätsbibliothek die weiland dem Isaak Vossius gehörigen Originale oder doch eine Abschrift derselben durch Fr. Junius, vorhanden seyn sollte, deshalb angestellten Nachforschungen waren früher ohne Erfolg geblieben.

Endlich, auf erneuerten Antrieb Benecke's, fanden sie sich, wenn nicht, was der Vorbericht in Zweifel läßt, im Original, doch in der Junius'schen Abschrift glücklich wieder, und wurden bey oben genannter Gelegenheit für immer vor dem Wiedervergessen gerettet.

Es sind zwar diese verdeutschten Hymnen nicht was wohl mancher in ihnen erwartet hatte (so war eine der vier weiland bekannten in Gräter's Idunna und Hermode allzu pomphaft als „frenkisgaz morganlioth" eingeführt worden); für Metrik und auch nur Construction der alten Sprache ist aus ihnen durchaus nichts zu lernen, denn sie sind nichts anders, als sclavische, Wort für Wort und durch alle Fügungen, dem lateinischen Texte folgende Glossirung: aber sie haben darum nicht minder einen großen Werth, indem sie über Kraft und Bedeutung der einzelnen Wörter, so wie über ihre grammatischen Formen und Functionen die bestimmteste Auskunft geben. Was sich daraus gewinnen lasse, hat der Herausgeber schon in den nur spärlich hie und da beygegebenen Noten sattsam angedeutet.

Als eine Gabe von kleinem Umfang zwar, auch an sich nichts Neues enthaltend, aber in ihrer Art und durch ihre Veranlassung nicht blos ihm, dem sie zunächst galt, sondern jedem, in dessen Hände sie kam, werth und angenehm, erschien dasselbe Jahr W. Grimms Facsimile der ersten und der letzten Blattseite einer Casseler Handschrift, auf welchen uns, so weit sie Raum boten, das schöne alliterirende Gedicht von Hildebrand, wie er nothgedrungen sich mit dem eigenen Sohne schlägt, aufbewahrt ist.

Ohne Zweifel läßt ein altes Sprachdenkmal, in solcher Form, nämlich als vollständiges Bild des Originals, so zu sagen als vervielfältigtes Original dargeboten, nichts zu wünschen übrig. Es ist dieß die unvorgreiflichste, also unfehlbarste Art, nach welcher ein Herausgeber verfahren kann. Schade, daß sie nur für Dinge von mäßigem Umfang praktisch anwendbar ist.

Unter allen Ueberbleibseln ältester deutscher Schrift war das erste, welchem die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst zu gute kam, Otfrids gereimte Evangelien-Paraphrase gewesen. Der berühmte und berufene Mathias Flacius hatte sie bereits 1571 zu Basel drucken lassen, eine Ausgabe, welche jetzt zu den typographischen Seltenheiten gehört. In unsern Tagen, seit auch die freysingische Handschrift aus ihrem Verstecke hervorgezogen, die aus Heidelberg nach Rom entführte wieder an ihren gebührenden Ort zurückgebracht ist, außerdem aber Bruchstücke von vier andern alten Abschriften zu Tag gekommen sind, hatte auch die bessere, vor hundert Jahren sehr mittelbar nach der Wiener und der römischen Handschrift v. Schilter und Scherz besorgte Ausgabe nicht mehr den gesteigerten Forderungen der Kritik entsprochen.

Im J. 1831 hat Graff diesem Mangel durch eine neue, jenen Forderungen genügende, stattliche Ausgabe des Hauptwerks der althochdeutschen Literatur *) abgeholfen.

Des Bruchstücks einer althochdeutschen alliterirenden Dichtung vom Ende der Welt, welches Ref. unter dem Titel Muspilli aus halberloschenen Membranen der Emmeramer Bibliothek im J. 1832 herausgegeben, ist seiner Zeit an diesem Orte bereits gedacht worden.

Es kommt die Reihe an einen Fund, mit welchem die Freunde deutscher Sprachalterthümer erst vor ein paar Monaten überrascht worden sind, und welcher sowohl dieses Umstandes wegen, als weil er sich gerade an die ältesten, am freyesten gehaltenen unter den bisher bekannten Schriftresten hochdeutscher Mundart anschließt, etwas näher besprochen werden darf. Er ist erschienen unter dem Titel:

> Fragmenta Theotisca versionis antiquissimae Evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum. E membranis monseensibus Bibliothecae Palatinae Vindobonensis ediderunt Stephanus Endlicher et Hoffmann Fallerslebensis. Wien, Gerold 1834 in Folio. Mit Facsimile und Glossar.

*) Krist, das älteste, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfaßte hochdeutsche Gedicht nach den drey gleichzeitigen zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschriften kritisch herausgegeben von E. G. Graff. Mit einem Facsimile aus jeder der drey Handschriften. Königsberg, Bornträger 1831. 4.

Schon im J. 1720 war vom gelehrten österreichischen Benediktiner Pez ein Pergamentblatt, das er, weil er ein Stück eines verdeutschten Evangelium Matthäi darauf erkannte, vom Einband einer Handschrift abgelöst hatte, an J. G. Eccard nach Würzburg gesendet und von diesem im Veterum Monumentorum Quaternio bekannt gemacht worden. Man konnte schließen, daß es zu einer vollständigen Uebersetzung dieses oder sämmtlicher Evangelien, oder doch von Perikopen daraus gehört haben werde. Der gelehrte Benediktiner hatte unterlassen, die Bibliothek zu bezeichnen, für welche er jenes Blatt vom Buchbinder verwendet gefunden, sonst hätte es nahe genug gelegen, auch andere gleichzeitige Einbände derselben deshalb in Untersuchung zu nehmen. Doch in früherer Zeit wurde auf dergleichen Dinge nicht sehr geachtet, und selbst noch Ref., der bey oben erwähnter Zusammenstellung des Evangeliums Matthäi aus Tatians Harmonie auf alle anderswo übersetzt zu findenden Stellen ein Auge haben mußte, war, was ihm leid genug that, erst als es zu spät war, an das in Eccards Quaternio abgedruckte Bruchstück gerathen.

Es ließ auf den ersten Blick ein bedeutend höheres Alter, als das der Uebersetzung jener Harmonie erkennen, und um so mehr mußte man mit Jakob Grimm (im oben angeführten Programm von 1830, S. 6) bedauern, daß der Rest „cum ingenti jactura linguae nostrae" verloren gegangen sey.

Inzwischen ist aber jüngst, und zwar auf der k. k. Bibliothek zu Wien durch die genannten Herausgeber, der Faden glücklich wieder aufgefunden worden. Sie erkannten zu nicht geringer Freude, daß der altdeutsche Text, der sich auf mehrern zum Einband von Handschriften aus dem ehemaligen Kloster Mondsee im XV. Jahrhundert gebrauchten Membranen zeigte, ein mit jenem pezischen Fragment vollkommen zusammenhangender sey.

Es gelang, allmählig fünfzehn mehr oder minder vollständige Blätter zusammen zu bringen, welche in einem weiland Folio-Codex, der auf je einem Blatt verso lateinisch und auf dem folgenden recto deutsch, also synoptisch das Evangelium Matthäi enthielt, mehr oder weniger von einander entlegen, ihre Stelle gehabt hatten. Auf solche Weise sind im Ganzen aus verschiedenen Capiteln etwa anderthalb hundert Verse gewonnen worden, in welche die zwölf seit hundert Jahren aus dem pezischen Fragment bekannten auf das willkommenste einfugen.

Die Hoffnung, etwa auf Theile einer Verdeutschung auch der übrigen Evangelisten zu stoßen, sahen sich die Herausgeber abgeschnitten durch den Umstand, daß jene Membrane, welche im Deutschen den Schluß des Matthäus enthält, auf der Rückseite gleich etwas ganz anders, nämlich eine lateinische und verdeutschte Homilie, und zwar, da oben etwas weggeschnitten, ohne rechten Anfang darbietet, welche, nachdem sie sich mit Stellen aus dem alten und neuen Testament, aus Augustinus und Gregorius M. durch 7 Blätter fortgesetzt, auch ohne rechten Schluß abbricht. Die Herausgeber haben ihr vor der Hand die Ueberschrift „de vocatione gentium" gegeben.

Aus weitern zwey Blättern wurden gewonnen drey Bruchstücke des Isidorischen Traktates de nativitate Domini, dessen Verdeutschung mit der des Pariser Codex, welche bisher als das älteste Denkmal hochdeutscher Mundart galt, so genau zusammenstimmt, daß beyde, die Pariser wie die Wiener, welche letztere nur hie und da, was die inlautenden Mutae betrifft, etwas hochländischer gehalten ist, nothwendig aus Einer Quelle abgeschrieben seyn müssen.

Auffallend ist, daß auch das charakteristische zs., wodurch im Pariser durchweg das in- und auslautende, noch später zu ß gewordene, aus dem niederländischen t entstandene hochländische z vertreten wird, so wohl in diesem als in andern Stücken der Wiener Fragmente, aber nur einzelne Male, vorkommt.

Den Schluß machen vier Blätter, auf deren erstem, nach den ziemlich erloschenen Endworten eines Sermons, der im Buche hier vorangegangen seyn muß, der Anfang und weitere Fragmente von des Augustinus Sermo LXXVI in Matthaei XIV. de domino ambulante super aquas maris et de Petro titubante, wieder lateinisch und deutsch, enthalten ist. Die Verdeutschung fängt an mit der Ueberschrift: Hear saget fona gotspelle, huueo Christ oba seas uuazarum genc enti Apostole Petre.

Nicht ohne Grund erinnern die Herausgeber bey diesen spärlichen Resten des frühern, leicht vor 11 Jahrhunderten geschriebenen Buches an die auf dem Concilium von Tours 813 wohl nur erneuerte Vorschrift: ut quilibet Episcopus homilias aperte transferre studeat in rusticam romanam linguam aut theutiscam, quo tandem cuncti possint intelligere quae dicantur.

Wahrscheinlich enthielt das zu diesem Gebrauch angelegte lateinisch-deutsche Handbuch, außer dem ersten, als vollständigstem, Evangelium, und einem Collectorium einiger der zweckmäßigsten Homilien, auch noch die vorgeschriebenen Glaubens- und andern Formeln, Dinge, deren Verdeutschung, aus einer Stelle im Emmeramer Codex E. 84. Fol. 112 zu schließen, selbst für Geistliche nicht überflüßig war.

Der Pariser verdeutschte Isidor läßt vermuthen, daß dergleichen Hilfsbücher schon früh an mehrern Orten vorhanden gewesen.

Darum bleibt Hoffnung, daß in der Folge auch noch anderwärts ähnliche Entdeckungen zu machen seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 3. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 2.

Uebersicht der jüngsten Erscheinungen aus dem Fache der ältesten deutschen Literatur.

(Fortsetzung.)

Wie verlautet, sollte nach dem Abdruck obiger Fragmente auch noch das in Mondsee zurückgebliebene Archiv, auf dessen Einbänden älterer Zeit ebenfalls Blätter jenes zerstörten Buchs vermuthet werden konnten, mit hoher Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Wrede in dieser Absicht untersucht werden. *)

Das Aeußere dieser Ausgabe, die, wie man hört, auf eine geringe Zahl Exemplare beschränkt ist, entspricht vollkommen dem Werth des seltenen Monuments.

(Nach einigen Anzeichen soll das, was seit langem den Liebhaber und Sammler steinerner und metallener Alterthümer zu vorsichtiger Kritik nöthigt, nun auch an den Sprach-Antiquar kommen. Man ist im neunzehnten Jahrhundert so klug geworden, auch in der Sprache des dreyzehnten wie des neunten zu schreiben, ja wohl gar Verse zu machen. Spricht und schreibt man doch auch in der Sprache des alten Italiens und Griechenlands, und, da unter den Hörern und Lesern einmal kein Römer und Grieche ist, gewiß mitunter ganz vortrefflich. — Dennoch wird sich der Kenner durch neues Altdeutsches so wenig, als durch neues Altklassisches gar lange äffen lassen; aber das größere Publikum kann hie und da durch derlen Kunststücke, auf unbeliebige und in seinen Augen der Sache selbst schadende Weise, irre geführt werden.)

Auf die Ausgaben alter Denkmäler folgt billig das, was zum Verständniß und zur Fruchtbarmachung derselben durch grammatikale und lexikale Arbeiten geschehen ist.

Was die Grammatik betrifft, so braucht nur der Eine genannt zu werden, von dessen für Viele nur zu gründlichem und zu umfassendem Hauptwerke im J. 1826 der zweyte Band, welcher auf dem bisher fast in allen, nicht blos deutschen, Grammatiken ziemlich brach gelegenen Feld der Wortbildungslehre bleibende Furchen zieht, im J. 1830 der dritte erschienen ist, welcher die letzten schwierigsten aber auch fruchtbarsten Kapitel der Wortbildungslehre, die Pronomina, Adverbia, dann die Kapitel vom Genus, von der Comparation, von der Diminution, der Verneinung, und von der Frage überall mit ganz neuen, wieder nicht blos für die deutsche Sprache, geöffneten An- und Durchsichten enthält. Ein vierter Band muß die Syntax bringen, wenn nicht etwa der Verfasser den drey jetzt erschienenen Bänden, was weiland dem ersten, anthut, nämlich daß er sie nach später gewonnenen noch klarern Ansichten gänzlich umgießt, und erst auf das also umgeschaffene den weitern Bau gründet. So weit geht beym Verf. das Streben, es sich selbst ganz recht zu machen, über die gewiß sonst auch wohl erlaubte Freude, sein Werk fertig zu sehen.

Aber, während der Meister unaufgehalten fortwirkt und schafft in seinem großartigen Bau, haben wohl

*) Der seitdem erschienene 67ste Band der Wiener Jahrbücher der Literatur enthält eine ausführliche Anzeige dieses Fundes von Dr. Moritz Haupt aus Zittau, so wie einige Nachträge, von H. Endlicher aus einigen noch später zum Vorschein gekommenen Pergamentstreifen geschöpft, aber nichts von weitern Ergebnissen aus Mondsee selbst.

eingeweihte Lehrjünger nicht versäumt, das Charakteristische und Bleibende daran auch dem größern Publikum anschaulich zu machen. So jüngst Ziemann. *).

Was die lexikale Bearbeitung der alten Sprache anbelangt, zu welcher durch Grimms grammatikale erst ein rechter Grund gelegt werden mußte, so ist nun endlich von dem lang ersehnten althochdeutschen Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache v. J. G. Graff die erste Lieferung erschienen.

Nur wer im Falle gewesen, sich bisher mit dem Glossar, welches vor hundert Jahren Schilter seinem Thesaurus beygegeben, und subsidiarisch etwa mit Wachter, Haltaus, Scherz u. dgl., wo ihm auf viele Fragen gar keine, oder nur eine ungenügende, wo nicht gar falsche Antwort zu Theil wurde, behelfen zu müssen, weiß zu ermessen, welchem Bedürfniß durch diese Erscheinung endlich begegnet wird.

Wenn man erwägt, daß sichs hier von einem Werke handelt, das sich ein vielseitig gerüsteter Mann zur höchsten Aufgabe seines Lebens erwählt, und welche Kräfte er daran gewendet, so konnte man sich von vorne herein zu etwas Ausgezeichnetem versehen.

Erst nachdem er durch eine Monographie über die althochdeutschen Präpositionen sich selbst und andere von seinem Beruf und Geschick zu solcher Unternehmung überzeugt, machte sich der Verf. ans Werk. Es galt vor allem, sich nicht bloß aller bereits gedruckten Monumente der alten Sprache zu bemächtigen, es mußte überall ihre Verläßigkeit durch eigene Anschauung der schriftlichen Quellen hergestellt, ja eine weit größere Zahl noch gar nicht gedruckter, in verschiedenen Bibliotheken Europas zerstreuter kleinern wie größern Sprach-Reliquien, oft nur in einzelnen Wörtern bestehend, mußte eingesehen und abgeschrieben werden.

Daß der Verf. vor all diesem nicht zurückgeschreckt, hatte schon die noch während seiner literarischen Rundreise unter dem bezeichnenden Titel Diutiska erschienene Sammlung gezeigt, welche selber nur einen Theil dessen, was er aufgebracht, enthalt.

Der Verfasser hätte schon ein Großes gethan, und sich hohen Dank verdient, wenn er sich hätte mit der leichtern Aufgabe begnügen wollen, alle Wörter dieser vor ihm, wie sonst keinem, ausgebreitet liegenden alten Literatur in ihren Hauptformen und Bedeutungen in lichtvoller Ordnung ganz einfach zu verzeichnen. Es würden in diesem Falle vielleicht einige der Klagen, die Eingangs der Vorrede laut werden, vielleicht nicht veranlaßt worden seyn. Allein der Verf., der ein Wörterbuch liefern wollte, wie es noch keine andere weder alte noch neue Sprache aufzuweisen habe, und das dem deutschen Vaterland zum Stolz und Ruhm gereichen solle, hat sich seine Aufgabe höher stellen zu müssen geglaubt.

Im alth. Wörterbuch sollten nicht nur die ältesten Wörter der hchd. Sprache, die von den frühesten Zeiten an, aus denen uns deutsche Wörter (bey griechischen und römischen Schriftstellern, aus alten Gesetzen, Urkunden ꝛc.) aufbewahrt sind, bis zum 12. Jahrhundert vorkommen, unmittelbar aus den handschriftlichen Quellen, vollständig, mit diplomatischer Treue, in allen nach den verschiedenen Quellen verschiedenen Formen aufgenommen, und, um das ganze Gebild unserer Sprache in ihren Wurzeln und Wortbildungen überblicken zu lassen, überall, wo es thunlich, nach den historisch nachweisbaren, und durch das Sanskrit, Griechische, Lateinische, Gothische, Litauische, Altpreußische, Nordische, Angelsächsische, Altniederdeutsche bestätigten Wurzeln geordnet, und mit den ihnen entsprechenden Ausdrücken in den oben genannten Schwestersprachen verglichen, sondern es sollte auch überall, wo es möglich, die ursprüngliche Bedeutung erklärt, das lateinische Wort, dem das altd. Wort zur Uebersetzung dient, beygesetzt, oder wo das Wort unerklärt bleiben muß, wörtlich die Stelle und der Zusammenhang, worin das deutsche Wort vorkommt, angeführt, jede Verschiedenheit des Gebrauchs und der Anwendung eines Worts angegeben, jedes Nomen und Verbum in allen seinen Flexionen und zwar auch in allen verschiedenen Formen derselben aufgestellt und Wortbildungslehre und Syntax bey der Abhandlung jedes Worts vollständig berücksichtigt; dabey jedes Wort, jede Form, jede Flexion reichlich, ja bisweilen erschöpfend belegt, und, um für unsere heutigen Wörter ihre ursprüngliche Form und Bedeutung leicht und bequem auffinden zu lassen, am Ende des Werks ein alphabetisches Verzeichniß aller neudeutschen Wörter, die in dem Werke erklärt sind, nebst Angabe der Blattseite, auf der diese Erklärung steht, beygefügt werden.

Die Aufgabe ist groß genug. Allein wem vor dem Zusammentragen des in Europa zerstreuten Materials nicht bange war, der brauchte sich wohl auch vor ihr nicht zu scheuen. Vieles, besonders was die in neuerer Zeit lebhaft hervorgekehrten indo-germanischen Verwandtschaften betrifft, ist durch Bopp, J. Grimm, W. v. Humboldt u. A. bereits eingeleitet.

Möge auch der Boden da, wo er aufhört der gute deutsche zu seyn, manchmal moorig und schwankend, und was in ihm zu wurzeln scheint, nur zufällig eingesenkt seyn, der Versuch, dem Geflechte der Sprachen nachzugehen, so weit als möglich zurück in die Vorzeit, ist immer ein höchst ehrenwerther, ist das poetische Element von solchen Arbeiten, das gar wohl und

---

*) Altdeutsches Elementarbuch (bestehend in einem Grundriß zur Buchstaben- und Flexionslehre des Altdeutschen nebst einem Wurzelverzeichniß, dann in einem altd. Lesebuch mit Anmerkungen). Quedlinburg und Leipzig. 1833. 8. Gothisch-hochdeutsche Wortlehre. Ebendaselbst. 1831.

diesem unbeschadet, neben dem prosaischen, factisch-wahren hergehen kann. Nur sieht Ref. unter den hier angeführten verwandten Sprachen ungerne die slawischen fehlen, welche den germanischen ganz vor der Thür und auch in innern Beziehungen wenigstens nicht minder nahe als die meisten der übrigen liegen.

Doch freymüthig bekennt der Verf., daß es hiezu an Kraft und Zeit gefehlt habe.

Die vorliegende erste von den fünfundzwanzig Lieferungen in 4., in welchen das Werk (jede zu 1 fl. 48 kr.) aus dem Selbstverlage des Verf. (Commission der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin) hervorgehen wird, besteht aus LXXIV Seiten Vorrede und den Spalten 1—80 vom eigentlichen Wörterbuchtext.

Jene gibt, wie billig, über die besondere Anordnung und Einrichtung dieses Wörterbuchs die nöthige Belehrung.

Da der Gebrauch eines althd. Wörterbuchs sich nicht auf die Aufsuchung einzelner der Erklärung bedürftiger Wörter beschränkt, sondern dasselbe auch, und vorzüglich, zum Studium der Sprache, zur Uebersicht ihres Gebiets und Organismus und zur Vergleichung mit den Schwestersprachen dienen soll, so hat der Verf. einem rein alphabetischen Verzeichniß der Wörter eine Anordnung derselben nach den einfachen Wortstämmen vorgezogen, und diesen nicht allein ihre Composita und Derivata untergeordnet, sondern ihnen auch, wo es ihm durch Vergleichung mit dem Sanskrit und den spätern verwandten Sprachen möglich war, ihre Wurzeln vorgesetzt.

Nun folgt eine Auseinandersetzung des Verhältnisses der altdeutschen, namentlich der althochdeutschen Laute (Vocale und Consonanten) zu denen der stammverwandten Sprachen, besonders aber des Sanskrit, so wie der Grundsätze, welche den Verfasser geleitet haben, da wo es ihm, nach dem Beyspiel der Sanskritlehrer, darum zu thun war, zu den als bestimmte Redetheile vorkommenden Wortstämmen die ursprüngliche grammatisch indifferente Wurzel aufzustellen.

Da nach dieser Darstellung des althochd. Lautsystems sowohl die Vocale, als auch die Tenues, Mediae und Aspiratae eines und desselben Organs mit einander wechseln, so dürfen, um das Aufsuchen der Wörter nicht zu erschweren, im Anlaut weder die Vocale, noch die Labiales B und P, noch die Gutturales G. H. (C) Ch und Qu., noch die Dentales D. Dh. und T. von einander getrennt werden, d. h. nicht nur die mit A, sondern auch die mit einem andern Vocal anfangenden Wörter sind den mit B, C. etc. anfangenden vorzusetzen, und die mit P anfangenden sind unter B, die mit Gr. Ch. Qu. unter K, die mit Dh, Th, T. unter D zu bringen. Deswegen hat der Verf. die Wurzeln und alle andern ohne Wurzel aufgeführten Wörter nicht nach dem Alphabet, sondern folgendermaßen geordnet und in 6 Abtheilungen gebracht.

1) die mit Vocalen beginnenden Wörter, an die sich die mit den Halbvocalen J und W anfangenden Wörter anschließen.
2) Die mit Liquidis anfangenden Wörter nach der Reihenfolge L. R. M. N.
3) Die mit Labialen anfangenden Wörter nach der Reihenfolge B P F (v. ph. pf).
4) Die mit Gutturalen (wozu auch Qu gerechnet ist) anfangenden Wörter, denen die mit dem Anlaut H angehängt sind.
5) Die mit Lingualen anfangenden Wörter nach der Reihenfolge D (Dh, th, t) und Z.
6) Die mit S anfangenden Wörter.

Kurz der Verf. des althochd. Sprachschatzes hat eine Anordnungsweise gewählt, welche, abgesehen von ihren bedeutenden Erweiterungen, zu tadeln, der Verfasser des bayerischen Wörterbuchs am allerletzten berufen seyn kann.

Den Rest der Vorrede, nimmt das Verzeichniß der Quellen des ahd. Sprachschatzes ein, geordnet nach den zu ihrer Citirung gewählten Zeichen; mit beygefügten Proben sowohl von den althochdeutschen Schriften in zusammenhängender Rede, als auch von den althochdeutschen Glossierungen und Glossensammlungen des 7ten bis 9ten Jahrhunderts.

Da dieser Zeichen über 500 sind, so wird der Nachsuchende ihre alphabetische Reihe ungerne durch die genannten Proben von Textstellen und Glossen-Haufen, welche der Verf. denen, die sich durch den alth. Sprachschatz zum Studium unserer alten Spr. gereizt und ermuntert fühlen sollten, zur Uebung hier einschalten zu müssen glaubte, auseinander gerissen und auf 41 Quartseiten zerdehnt finden.

Uebrigens kann diese Liste einen Begriff geben von der erstaunlichen Reichhaltigkeit des gesammelten und ins Einzelnste durchgearbeiteten Materials.

Vom Sprachschatz selbst enthält diese erste Lieferung einen Anfang des ersten Theils oder der mit Vocalen und den Halbvocalen J. und W. anlautenden Wörter. Unter ihnen scheint sich keines so füglich ausheben zu lassen, um eine Idee von des Verf. Methode zu geben, als das unter die Wurzel AB gestellte Verbum UOBAN.

UOBAN [dessen uo = ô (s. Vokal O) dem sanskr. â in âp entspricht], nord. aefa, altpreufs. iaukint (cf. altpreufs. ikai mit ahd. ibu, oba), colere, exercere. Hieraus unser heutiges üben

Bedeutung und Gebrauch: uoben, colere. Ho. uobende, colendo, No. II. Ib. Rd. uabet, exercete. Ib. zi uopanne, ad meditandum. *Ma.* then (gomman) thu afur nu uabis. O II. 14, 53. uoben, officium oratoris. Bo. 5. blasphemiam. N. 34, 11. got. N.

43, 18. tyrannidem. Bo. 5. stritspil. Bo. 5. uabit uuillon. O. III 20, 153. uabta thionost. O. I. 16, 12. uobton abkotdienist. N. 77, 58. palestram. Mcp. uuistuom. Mcp. solemnitatem. Bo. 5. uapta increpationem. Gc. 3. uobet artes. Bo. 5. uobent list. Org. negromantiam. Bo. 5. uopta latrocinia. Bo. 5. uobendo physicam. Mcp. uobet gotes reht. N. 118, 48. uobent unrebt. No. 25, 10. vanitatem. N. 77. 66. terrenam vitam. N. 59, 10. ih uobta guotiu uuerch. N. 72, 13. uobet (celebrat) seltsani malennes. Mcp. uobet freuui. N. 94, 1. sie uaptun brutloufti. O. II. 8, 3. daz uobent uoh carnaliter judei. N. 80, 4. ni uuollent in herzen thaz uaben, thaz sie mo thoh gilouben. O. II. 13, 26. unir sculun uaban thaz sang. O. I. 12, 29. carmina, al solchiu cholchi uobent. Mcp. daz (leid) mih uobet unde gertet. N. 54, 3. uobten crimme in die ire undertanen. Ho. 2. (ern uopte nehein unreht. D. III. 59. ern uopte neheine honde. D. III. 90. uobit niuwe unt alt ewa. D. III. 93. so uopten si diu abgotir. D. III. 26. er nopte hirs unt ruobe. D. III. 57.)

Formen und Flexionen.

Inf. uaban. O. I. 12, 29. uaben. O. II. 13, 26. uoben. Bo. 5. N. 34, 11, 43, 18. Ho.; zi uopanne. *Ma.* Bib. 1. Sb. zi uoppanne. Bib. 5.

Ger. uobendo. Mcp. uobende. No. II. Ct. 82.

Praes. ind. s. 2. p. uabis. O. II. 14, 53.

— — 3. p. uabit. O. III. 20, 153. uobit. N. 71, 4. uobet. N. 14, 3. 118, 48. Bo. 5. Ho.

Praes. ind. pl. 3. p. uabent. Ib. Rd. uobent. Mcp. Bo. 5. N. 25, 10. 59, 10. 77, 66. 80, 4.

Praet. ind. s. 1. p. uobta. N. 72, 13.

— — 3. p. uopta. Bo. 5. uapta. Gc. 3. uabta. O. I. 16, 12.

Praet. ind. pl. 3. p. uaptun. O. II. 8, 3. uobton. Nd. N. 77, 58. Mcp. Bo. 5. uobten. Nd. II. Ho. 2.

Imp. s. uab (iz) Oh. 53. — pl. uabet. Ib. uabat. Rd. uobet. N. 94, 1.

INUBITA, inculta. A.

UOBA, f. — misson uoba, missarum solemnia, N. 21, 19.

UOBO, m., colonus. — oubin (obin. Prud. 5), colonos. F.

LANTUPO, m., colonus. Bib. 1. 2.

CHRISTUOBO, m., christicola. N. 73, 3.

UOBERI, m., cultor (paradysi), Ho. uobare abkotero, cultor idolorum. N. 73, 3. uobare des kechriuzegotin, cultor. N. 68, 8. huobare, colonus. Rc. uipari, colono. VG. I. 299. uobare, cultores. Ho. — cf. mittellat. juberi, coloni.

UOBHAFT. — acc. s. m. uobhaften dag, diem festum. N. 117, 27.

UOPISAL, n., exercitium. Da. — d. opisale, cultui. Em. 19.

UOBILI.

UUITUOBILI, n. — g. so uuaz tara nah uuituobeles ist, quicquid interpatet. Mcp.; acc. daz uuituobele sines libes, spatium vitae. Bo. 5.

UOPIDA, f. — d. uobido, exercitatione A.

UUINUPIDA, f., temulenta. Ec.

UOBUNGA, f., exercitatio. N. 54, 23. uabunga, cultus. Rb. ubunge, cultura. Hd. ubunga. Tr.; d. uabungu, cultui. Rb. upungo, exercitatione. Gc. — Hieher wohl christis uolunga (uobunga?), christianam religionem. N. 2. 3.

ABGOTUOBUNGA, idolatria (dat.). Nd. 2.

GAUOBAN. — giuopit, exerit (cultrum in lacertos.) Prud. 1. geuopter lichamo, exercitum corpus. Mcp. ter geuobto list heizet pugillatoria. Org. giuapti, culta (plantaria). Gc. 3. mercurius der in cillenio monte arcadiae geuobet uuard. Bo. 5. (ih was geoubit, exercitatus sum. Wb.)

GUOBIDA, f., colonia. Bib. 10. gobida. Bib. 11. gobide. Bib. 13. giuupida, villa. Sg. 242. g. guopido, incolatus. Mc. Ep. can. 1. 3. 4. d. in abgotes geoubeda. Co. a. guopida. *Ma.* Sb Bib. 8. guobida. Bib. 6. giupida. Bib. 1. gobidi. Bib. 4, coloniam.

BIUOBAN. — unfrehter ni biuappo, immeritus non usurpo. Rb.

UOBERON. — ih uoberon mih. N. 118, 24. 27. er uoberot, exercet (mih, in). N. 54, 4. 93, 14. ih uuard keuoberot, exercebar. N. 118, 23. 48.

UOBERUNGA, f., exercitatio. N. 118, 23.

Wer es der Mühe werth hält, mag damit das entsprechende ueben im bayrischen Wörterbuch vergleichen, wo die spätere Geltung dieses Wortstamms aufgeführt ist, nicht ohne auf die frühere zurückzuweisen.

Wie unendlich leichter wäre diese Zurückweisung zu machen gewesen, hätte der altdeutsche Sprachschatz zehn Jahre früher vorgelegen. So kreuzen sich in kleinen wie in großen Dingen die Mühen und Bestrebungen der Menschen. Indessen, wenn sich nur am Ende das Gethane zum Vortheil des Ganzen summirt, so gilt es ja gleich, ob und wie viel des Thuns etwa in die Brüche gefallen seyn mag.

So viel über diese erste Lieferung. Sie enthält die Widmung des ganzen Werkes an Se. königl. Hoheit den Kronprinzen von Preußen, der, als der Verf. an der Möglichkeit der Herausgabe fast zu verzweifeln angefangen habe, aus eigenem Antrieb es in rettenden Schutz genommen.

Unter solcher Aegide ist für die Vollendung des einmal begonnenen Druckes nicht zu fürchten, vorausgesetzt, daß der Verf., dem das wichtigste Erforderniß zu

einer Arbeit solcher Art, freye Muße, in reichem Maße beschert scheint, nicht durch körperliche oder andere Leiden, auf die die Vorrede, nach einer kaum überstandenen Krankheit in vielleicht noch allzu trüber Stimmung geschrieben, hindeutet, im muthigen, rastlosen Fortfahren unterbrochen werde.

Niederländische älteste Literatur.

Von dem Hauptdenkmal, das von der Literatur der alten Sachsen übrig ist, der im Jahr 1830 unter dem Titel Heliand herausgegebenen Evangelien-Harmonie hat Ref. Gelegenheit und Verpflichtung, anderswo, nämlich in der noch ausstehenden zweyten Hälfte jener Edition, des weitern zu sprechen.

Es fehlt nämlich noch das Glossar und was sonst dienlich seyn kann, dem größern Publikum das Verständniß und den Genuß jenes alterthümlichen, bilderreichen Textes bequemer zu machen. Kenner bedurften nur des letztern, um diese neueröffnete Fundgrube altvaterländischer Sprache und Dichtkunst nach Herzenslust auszubeuten, wie unter andern neuerlich Rector Vilmar zu Marburg in einem Schulprogramme die weitgreifende Genitiv-Syntax dieses Denkmals ausführlich behandelt hat.

Angelsächsische Literatur.

Wie viel auch die Engländer in bibliographischer und lexicographischer Hinsicht für die Literatur ihrer sächsischen Vorfahren gethan haben, so war dennoch das Wenige was zum Gebrauch der Wißbegierigen wirklich davon herausgegeben worden, größtentheils das Werk von Nicht-Engländern. So die beyden Hauptdenkmäler, Cädmons poetische Paraphrase der Genesis, und das wohl noch höher anzuschlagende, zwar in Dänemark spielende National-Epos Beovulf.

Jenes ist von einem Franzosen, Fr. Junius, dieses von einem Dänen, Thorkelin, zuerst bekannt gemacht worden. So wenig war den Angelsachsen die Glorie, von einer in jeder Hinsicht groß gewordenen Nation die Voräitern zu seyn, zu gute gekommen.

Inzwischen war die Juniussche Ausgabe des Caedmon bis auf wenige seltene Exemplare zusammengeschmolzen und die Thorkelinische des Beovulf hatte sich durch innere Gebrechen als fast unbrauchbar erwiesen.

Nachdem im Jahr 1829 von Conybeare eine neue Ausgabe des Caedmon, von Price eine des Beovulf, vergebens versprochen worden, und während im Jahr 1831 eine Bibliotheca anglo-saxonica, welche in zehn Bänden die vorzüglichsten Ueberbleibsel jener Literatur, im ersten und zweyten den Beovulf, im dritten den Caedmon u. s. f. enthalten sollte, vom Dänen Grundtvig in London angekündigt wurde, kam die Gesellschaft der Alterthumsforscher (Society of Antiquarians) zu London auf den Gedanken, sich selbst eine ähnliche Ausgabe zu machen und zur allmähligen Publication angelsächsischer und altenglischer Denkmäler eine eigene Commission auszuscheiden.

Bereits im Jahr 1832 erschien eine neue bessere Ausgabe des Caedmon mit englischer Uebersetzung, Anmerkungen und Wörterverzeichniß von Thorpe, auf welche im Jahr 1833 eine ausführliche Beschreibung der in Oxford aufbewahrten Handschrift mit Nachbildungen der darin enthaltenen Malereyen und Zeichnungen, von Ellis folgte.

Möge auch daran den Germanisten diesseits des Canals nicht alles zu Danke gemacht seyn, Thorpe und die Antiquarian-Society haben sich ein bleibendes Verdienst erworben.

Wie weit es mit der Unternehmung Grundtvigs und besonders der schwierigen Herausgabe des Beovulf gediehen sey, zu welcher der Däne schon früher durch eine bedeutende Vorarbeit den Grund gelegt, hat Ref. nicht in Erfahrung gebracht.

Altnordische (scandinavische) Literatur.

Die königl. nordische Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen ist in ihrem großartigen Unternehmen, allen Denkmälern dieser reichen Literatur durch neue kritische Texte mit Erläuterungen und Uebersetzungen eine allgemeine Verbreitung zu sichern, unaufhaltsam vorwärts gerückt.

Einen großen Verlust hat die nordische, ja die Sprachkunde im weitesten Sinn durch den Tod des rastlosen Rask erlitten, der mit gleicher Leichtigkeit und Klarheit die Gesetze alter wie neuer, asiatischer wie europäischer Idiome aufzufassen und darzustellen wußte, und der vor seinem unerwarteten Ende noch, auf die alte vaterländische zurückgekommen, für eine in den Schulen von Dänemark brauchbare Anweisung zum Isländischen, nebst ausgewähltem Lesebuch, gesorgt hatte.

Gothische Literatur.

Das Hauptdenkmal dieser Mundart, durch welche die germanische beurkundete Sprachweit noch in die Lebzeiten der lateinischen und griechischen eingreift, dieser letzten Instanz in allem, wo es sich um germanische Wortgeschichte handelt, obschon auf einen der entlegensten Punkte germanischer Zunge, nach Upsala, verschlagen, ist zum Glück durch verschiedene Ausgaben zugänglich genug geworden. Leider sind diese zum Theil mehr auf eine ältere Abschrift des silbernen Codex, als auf dessen nur an zu vielen Stellen erloschene und abgegriffene Membranen selbst gegründet, so daß auch nach all diesen Ausgaben eine neue, alle bisherigen grammatikalen und lexikalen Zweifel und Anstände im Auge haltende Revision des Originals nichts weniger als überflüßig wäre.

Es sind noch kaum zweihundert Jahre, daß man von einem Volk, von dessen Zügen und Thaten so viele lateinische und griechische Blätter der mittlern Jahrhunderte voll sind, gar nicht einmal wußte, welche Sprache es denn eigentlich gesprochen. Selbst die Entdeckung der Werdener Handschrift ließ noch den Zweifel übrig, ob diese zwar augenscheinlich germanische Uebersetzung der Evangelien eben eine gothische sey.

Dieser Zweifel konnte erst durch Auffindung einer von gothischen Geistlichen und zum Theil in der Sprache, die in jener Werdener Handschrift vorliegt, zu Ravenna abgefaßten Urkunde, der berühmten, jetzt zu Neapel aufbewahrten, ganz beseitigt werden.

Die wenigen Ueberbleibsel gothischer Schrift und Sprache, welche nach und außer dem Werdener Codex noch zu Tage gekommen sind, haben ihre kümmerliche Erhaltung nicht sich selbst, sondern blos dem Pergament, auf dem sie standen und das man durch Abkratzen der nutzlosen und barbarischen Schrift zum Beschreiben mit lateinischen Texten brauchbar machen konnte, zu verdanken. Man hat gefunden, daß die einzelnen mit späterem Latein überdeckten gothischen Blätter sowohl jenes Buches, das nach Wolfenbüttel gerathen war, als einiger andern der Bibliotheken zu Mailand und Rom aus einem und demselben italienischen Kloster Bobbio an der Trebbia herstammen, dessen fleißig abschreibende Mönche den Schatz, den sie in heiliger Einfalt zum Schreibmaterial verwandelten, wohl noch im neunten Jahrhundert als förmliches gothisches Buch vor sich gehabt haben mögen.

Die Wolfenbüttler Fragmente wurden sogleich von ihrem Finder, Knittel, herausgegeben; daß aber die in Italien zum Vorschein gekommenen, was die Herausgabe betrifft, unter den mitentdeckten bisher unbekannten Ueberbleibseln der römischen und griechischen Vorzeit, als Barbara ans Ende gestellt wurden, nichts ist begreiflicher. Es war schon dankenswerth genug und konnte als eine dem Norden dargebrachte Huldigung gelten, daß der gelehrte Prälat, ohne welchen die meisten dieser Schätze wohl fortan unter den lateinischen Buchstaben der Mönche von Bobbio und anderer begraben lägen, schon im J. 1819, in Verbindung mit einem durch seltene Kenntniß deutscher Sprache und Litteratur ausgezeichneten Landsmann, dem Grafen Castiglioni, eine ausführliche Uebersicht und bedeutende Proben seines merkwürdigen Fundes herausgab. Es geschah dieß unter dem Titel:

Specimen Ulphilae partium ineditarum, in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum conjunctis curis ejusdem Maii et Caroli Octavii Castillionaei editum. (Mediolani regiis typis 1819. 4.)

Diese aus Italien gebotene vorläufige Gabe, Fragmente eines gothischen alten wie neuen Testaments, besonders der canonischen Briefe, eines gothischen Kalenders und endlich einer Homilie oder Abhandlung über biblische Sätze enthaltend, konnte nicht verfehlen, im höchsten Grade die Aufmerksamkeit der nordischen Sprachforscher in Anspruch zu nehmen.

Angelo Mai, von der Bibliothek des unter dem päbstlichen Hof stehenden Ambrosius-Collegium zu Mailand an die des Vatikans nach Rom gerufen, übergab sämmtliche ambrosianischen Codices, in welchen Fragmente der gothischen Bibelübersetzung vorkommen, seinem Freunde, dem gelehrten Grafen, welcher im J. 1829 als Resultat weiterer Entzifferung den ganzen zweyten Brief Pauli an die Corinther, mit Glossar und gelehrten Anmerkungen versehen, herausgab.

Inzwischen hatte Mai sein Glück und Geschick, neue bibliothekarische Entdeckungen zu machen, auch nach Rom mitgenommen. Auch hier fanden sich in ein paar Codices einzelne später überschriebene gothische Blätter aus Bobbio, welche Mai als Theile der auf Mailänder Blättern vorkommenden Homilie erkannte.

Die neue Nachricht steigerte diesseits der Alpen den Wunsch, aus diesen bisher ungekannten ältesten Quellen deutscher Sprachkunde bald möglichst ohne Rückhalt trinken zu können, zu einer Ungeduld, welcher das Verfahren des oder der italienischen Herausgeber viel zu langsam und umständlich, wo nicht auch sonst ungenügend, vorkam. Allerdings durfte man glauben, daß deutsche Augen, besonders die Augen geübter Forscher in diesem Fache, manches eher und leichter, als andre, erkennen oder errathen würden.

Da gedachte ein deutscher Fürst, S. K. H. der Kronprinz von Bayern beym Antritt einer Reise, die Er selbst nach dem Lande der Monumente des klassischen Alterthums unternahm, auch der dort noch vorkommenden Ueberbleibsel von der Sprache des gewaltigsten und ruhmreichsten unter den Stämmen germanischer Zunge. Er ertheilte dem Professor der Münchener Universität, Dr. Maßmann, den Auftrag, sich an Ort und Stelle zu begeben, um von diesen Resten Einsicht zu nehmen, und, wo möglich, sie in treuer Abschrift oder Nachbildung nach Deutschland zu bringen.

Bereits liegt das Ergebniß aus der emsigen Erfüllung des großsinnigen Auftrags vor uns unter dem Titel:

SKEIREINS AIVAGGELJONS ÞAIRH IOHANNEN. Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache. Aus römischen und mayländischen Handschriften nebst lat. Uebersetzung, belegenden Anmerkungen, geschichtlicher Untersuchung, gothisch-lateinischem Wörterbuch und Schriftproben. Im Auftrage Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen Maximilian von Bayern erlesen,

erläutert und zum ersten Male herausgegeben von H. F. Maßmann, Dr. der Ph., Prof. der ältern deutschen Sprache und Literatur an der Hochschule zu München rc. rc. München 1834, bey G. Jaquet. Satz und Druck des k. Central-Schulbücher-Verlags.

Man sieht, daß dem Herausgeber von den vorhandenen gothischen Blättern zwar nicht auch diejenigen, welche, Theile der Bibel enthaltend, seit längerer Zeit der Bearbeitung durch Graf Castiglioni unterliegen, sondern nur jene acht, welche zur unbekannten Homilie gehören, und wovon sich fünf in Mailand, drey aber zu Rom gefunden haben, aber gerade der in jedem Betracht schwierigste Theil des ganzen Fundes, als Aufgabe zugefallen sind.

Stellen, wie die biblischen, aus bekanntem Texte übersetzt, schöpfen aus diesem ihre eben so leichte als untrügliche Erklärung. Anders bey dieser sogenannten Homilie, von welcher, falls sie nicht ursprünglich gothisch abgefaßt, das lateinische oder griechische Original in der Masse gedruckter und ungedruckter patristischer Schriften aufzufinden, allein schon als eine trostlose Aufgabe erscheinen durfte. Es blieb dem Herausgeber nichts übrig, als sich vor der Hand den gothischen Text, wie er in acht sämmtlich mehr oder minder weit von einander entfernt liegenden Stücken aus oft nur halb errathbaren Buchstaben und bisher unerhörten Wörtern und Formen hervortrat, zum Verständniß zu bringen. Dann erst war etwa ihre Aufeinanderfolge zu bestimmen und aus dem Inhalt ein näherer Schluß auf den möglichen Verfasser zu wagen.

Bald führten mehrere, als alte Bekannte von Ulphilas her, entgegentretende, auch durch eine Art Gänsefüße bezeichnete Stellen aus dem Evangelium Johannis nebst dem Vorkommen der Namen Sabellius und Marcellus auf den Gedanken, daß hier keine eigentliche Homilie, sondern vielmehr eine Art Commentar oder Auslegung eben dieses Evangeliums Johannis mit Hinsicht auf die theologischen Spitzfindigkeiten, wodurch schon damals die Christenheit in mehrere sich gegenseitig verdammende Lager getheilt war, in einzelnen Partikeln übrig sey.

Der Herausgeber ordnete die Blätter nach der Folge der 37 Verse, welche, und merkwürdig, ganz mit denen der ulphilaischen Uebersetzung übereinstimmend, aus verschiedenen Kapiteln des Johannes in den Fragmenten vorkommen, und fand, daß der übrige Text nirgends dieser Anordnung widersprach.

Eine Autorität, entlehnt aus dem Briefe an die Hebräer (IX. 12.), der nicht in der lateinischen, wohl aber in der griechischen und arianischen Kirche von Anfang an für voll anerkannt und angenommen worden sey, und dann die gegen Sabellius und Marcellus, als sich mehr der orthodoxen Kirche nähernde Lehrer, feindseligen Stellen, endlich auch der Gebrauch des Ausdrucks GALEIKA SVERIÞA (ὅμοια τιμή, bloß ähnliche Ehre, die, in Bezug auf den Vater, dem Sohne zukomme) brachten den Herausgeber zur Schlußfolge, daß der Commentar im arianischen oder doch semiarischen Sinne verfaßt sey, was man um so leichter zugeben mag, als der S. 92 und öfter citirte Salvianus Massiliensis noch gegen das Ende des 5ten Jahrhunderts, und wohl mit voller Sachkunde, behauptet: omnes Barbari aut pagani sunt aut haeretici.

Unter solcher Voraussetzung einem alten arianischen oder semiarianischen Ausleger des Evangeliums Johannis nachspürend, stieß der Herausgeber, in des Corderius Catena Patrum graecorum zu diesem Evangelium, auf einige in Wort und Gedanken so auffallend übereinstimmende Stellen, die daselbst aus einer von Theodor, Bischof zu Heraklea in Thracien (Θεόδωρος Ἡρακλειώτης) in Mitte des vierten Jahrhunderts geschriebenen griechischen Auslegung (ἑρμηνεία εἰς τὸ Εὐαγγέλιον κατὰ Ἰωάννην) eingeflochten sind, daß er die gothischen Bruchstücke als die einer Uebersetzung keines andern, als dieses Werkes des Theodorus betrachten, und jedenfalls den gothischen Titel SKEIREINS (ἑρμηνεία) AIWAGGELJONS ÞAIRH IOHANNEN wählen zu dürfen geglaubt hat.

In wie ferne dieses „Εὕρηκα" (S. 54) Stich halten werde, vermag Ref. nicht zu entscheiden; aber das Stützwerk, auf welchem es (S. 64—90) beruht, macht der theologischen Gelehrsamkeit des Herausgebers alle Ehre.

Gleiches kann von der kritisch-philologischen Seite gesagt werden. Voran geht (S. 1—34) in gothischer Schrift die Darstellung des Textes, spalten- und zeilenweise genau wie in den Membranen abgetheilt, und zwar so, daß immer sorgfältig angegeben ist, was auf nur muthmaßlicher Lesung beruhe, und was, obgleich verdächtig scheinend, dennoch gerade so und nicht anders vorkomme.

Hierauf folgt (S. 35—52) Herstellung des gothischen Textes nebst lateinischer Uebersetzung und den rechtfertigenden Anmerkungen.

Auf der einen Spalte steht, und zwar hier bloß mit lateinischen Lettern, das Gothische, auf der andern des Herausgebers lateinische Uebertragung, in welcher die evangelischen Textstellen zur Auszeichnung griechisch eingeschaltet sind. Die Veränderungen und Nachhülfen, die der Herausgeber hie und da für unumgänglich gehalten, sind unten in Anmerkungen gerechtfertigt und durch parallele Vorkommnisse unterstützt. Was die Uebersetzung betrifft, so kommt bey solcher Bestimmung

weniger ihre Latinität, als ihr treues Anschmiegen an das Original in Anschlag.

Es ist bisher wenig Gothisches anders, als aus dem Spiegel griechischer Originale rückwärts übersetzt worden. Wenn bey vorliegender schwierigern Ausgabe in der kurzen Zeit wirklich nicht gleich überall das ganz Richtige getroffen seyn sollte, so könnte dieß dem Verdienste des Herausgebers keinen Eintrag thun.

Klar und lehrreich ist (S. 57—63) das Capitel über Orthographie, besonders über Wort- und Zeilen-Abtheilung dieser Fragmente.

Begründeten Dank verdient überdieß das beygefügte Glossar, in welches die Wörter und Formen nicht blos dieser „Auslegung“, sondern auch die der inzwischen ohne Glossar erschienenen dritten gothischen Lieferung des Grafen Castiglioni, nach welcher der Herausgeber selbst Einiges in seiner Version zu berichtigen Anlaß gefunden, verarbeitet worden sind.

Als Appendix folgt ein Verzeichniß von Verbis barbaris (worunter auf diesem Boden einmal griechische und lateinische rc. gemeint sind), dann von Person-, Orts- und Land-Namen, die im gothischen Texte vorkommen, und deren orthographische und grammatische Behandlung in dieser Sprache in mancher Hinsicht belehrend werden kann.

Den Besitzern von Castiglioni's zweyter Lieferung (1829) wird es willkommen seyn, am Schluß die sich aus Prof. Maßmann's Ansicht der Originale ergebenden Corrigenda zu finden.

(Schluß folgt.)

---

1) Das arterielle System nach Tiedemanns Original, nebst einem Anhange in Betreff der Unterbindungsstellen nach verschiedenen Chirurgen zusammengestellt und auf Stein gezeichnet von Dr. Friedrich Pitzner. Landshut, 1833. Fol. Taf. I — XXII.

2) Die Pulsadern des menschlichen Körpers nebst einem Anhange in Bezug auf die Unterbindungsstellen zusammengestellt von Dr. Friedrich Pitzner. Landshut, 1834. 8. S. 1 — 130. (Beyde zusammen kosten 4 fl. 30 kr.)

Wenn man Karrikaturen von den richtig gezeichneten, rein gehaltenen und schönen Abbildungen Tiedemanns über das Gefäßsystem des menschlichen Körpers sehen will, so muß man die überschriebenen Tafeln betrachten. So wird doch alles Schöne und Edle in jetziger Zeit herabzuwürdigen gesucht! Nro. 2. Die Pulsadern des menschlichen Körpers rc. bilden den Text der Tafeln, der nicht besser ist, als letztere. Ein Vorwort fehlt. Von S. 3 — 10 spricht der Verfasser (wer? wo?) von den Pulsadern im Allgemeinen d. i. er glaubt eine Definition des Wortes und die anatomische und physiologische Bedeutung der Schlagadern zu geben. Recht beym Lichte betrachtet, ist aber das Geschreibsel des Verf. ein recht oberflächliches, ungeordnetes, zerstückeltes, ja schlechtes Machwerk. Der Leser wird sich hievon aus folgendem genugsam überzeugen: „Die Pulsadern, Schlagadern, Arterien arteriae sind jene Gefäße, welche mit zwey großen gemeinschaftlichen Stämmen aus dem Herzen hervorgehen, und nach allen Richtungen im Körper verlaufen, indem sie sich in mehrere Aeste vervielfältigen und in den vom Herzen entferntesten selbst oberflächlichsten Theilen so fein und mannigfaltig werden, daß sie wahre Gefäßnetze bilden, aus denen die Blutadern—Venen sich hervorbilden.“ Dieses ist der Anfang des Büchleins. Ferner S. 9. „Der Inhalt der Arterien ist hellrothes, schaumiges, sauerstoffhaltiges Blut.“ Und das ist denn auch alles was wir über den Inhalt erfahren. S. 10 — 80. Von den Arterien im Besondern. Die Schlagadern werden in ihrem Verlaufe kurz beschrieben mit Hinweisung auf die Tafeln. S. 80 — 87. Vom Kreislauf. Soll eine Darstellung desselben enthalten. Der des Fötus mit Bezugnahme auf eine Abbildung ist noch das Beste in der ganzen Schrift, wenn dieses Wort nicht hier mißbraucht ist. S. 87 — 99. Varietäten der Arterien. Voll Lücken. Erklärung der einzelnen Tafeln. S. 99 — 130. Zum Theile Wiederholung des Früheren. Von S. 108 — 121 sind Unterbindungsstellen einiger Arterien nach dem Verfahren der Chirurgen Manec, Bujalsky und Dermott (im Büchlein heißt es: „Mance, Bujolsky“) angegeben.

Der Styl ist incorrekt und schleppend, die Lettern sind alt und abgenutzt und der Text wimmelt von sinnstörenden Druckfehlern.

Für das Schlechte, was die Studierenden der Medicin vom Herrn Dr. Pitzner, der füglich Reis- und Schreibfeder hätte ruhen lassen können, erhalten, ist der Preis viel zu hoch.

Dr. Dieterich.

Nr. I. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 8. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 3.

Uebersicht der jüngsten Erscheinungen aus dem Fache der ältesten deutschen Literatur.

(Schluß.)

Volle Anerkennung gebührt endlich der, durch ein seltenes technisches Geschick unterstützten Liebe und Sorgfalt, mit welcher der Herausgeber das Resultat einer Anfangs fast trostlosen Ausgabe in verhältnißmäßig kurzer Zeitfrist dem erhabenen Committenten und dem Höchst-Ihm dankbaren Publikum in so würdiger Gestalt vorgelegt hat.

Es sind zum Behuf des Druckes, nach Prof. M.'s Anweisung und nach Maßgabe dieser Originale, eigene gothische Lettern geschnitten und gefertigt worden, welchen, in Vergleich mit denjenigen, die bisher in den Officinen vorkamen, wohl Niemand ein viel gefälligeres Ansehen absprechen wird.

Der Herausgeber, der auf die bey verschiedenen Arten von Textstücken verschiedenen Formen der gothischen Schriftzüge ein geübtes Auge gerichtet, zeigt vorläufig im beygegebenen Facsimile von seiner Hand auf anschauliche Weise, daß auch im Gothischen statt hatte, was für jede Literatur aus der Natur der Sache hervorgeht, eine körperhafte stehende Schrift für förmliche Bücher und eine flüchtige Cursive für den tagtäglichen Gebrauch. Von dieser letztern sind uns natürlich nur wenige Muster übrig geblieben. Die uns überlieferte gothische Bücherschrift ist noch ganz Uncialform, wie sie in den ältesten griechischen und lateinischen, am längsten in kirchlichen, Handschriften vorkommt.

Die Minuskelform zeigt sich in den erhaltenen gothischen Buchresten noch nicht entwickelt. —

Einiges, was sich auf des Herausgebers Zusammentreffen mit Monsignor Mai bezieht, dürfte gewiß jener selbst späterhin einmal anders ausgedrückt oder doch milder genommen wünschen. *) Noch ist unausgemacht, welche Ansprüche ein Fähnlein, auf einer bisherigen terra incognita dieser Art beym ersten frohen „Gefunden!" aufgesteckt, zu begründen vermöge, und noch weniger ist in der literarischen Republik festgestellt, was hier, in Bezug auf Expropriation zu allgemeinen Zwecken, Rechtens sey. Wer mag es dem römischen Herrn sehr verargen, wenn er, besonders Gästen aus dem Norden gegenüber, über beyde Punkte noch seine eigene Ansicht hervorkehrt.

Um so herzlicher stimmen wir mit dem Herausgeber in der Anerkennung überein, die er der Humanität und der in dieser Weise seltnen Gelehrsamkeit des Grafen Castiglioni widerfahren läßt. Mit Recht glaubt er, den ihm gewordenen, auf sämmtliche gothische Reste lautenden Auftrag, dadurch mit genügt zu haben, daß seine Reise dem edlen Grafen Veranlassung ward, die Ergebnisse von dessen weitern Arbeiten ohne Verzug nun auch in eine dritte Lieferung niederzulegen, welche unter dem Titel: Gothicae versionis Epistolarum Divi Pauli ad Romanos, ad Corinthios primae, ad Ephesios quae supersunt etc. Mailand 64 Blätter 4. bereits erschienen ist.

In kurzem wird auf solche Weise der ganze italienische Fund vor den Augen des Publikums liegen.

Prof. Maßmann's, dem hohen Auftraggeber gewidmetes Werk führt aus Joh. VI. 12. das gothische Motto:

*) Man erwäge indessen die in Nr. 41 des vorigen Jahrg. dieser Zeitschrift niedergelegten Gravamina.

𐌲𐌰𐌻𐌹𐍃𐌹𐌸 𐌸𐍉𐍃 𐌰𐍆𐌻𐌹𐍆𐌽𐌰𐌽𐌳𐌴𐌹𐌽𐍃 𐌳𐍂𐌰𐌿𐍃𐌽𐍉𐍃. 𐌴𐌹 𐍅𐌰𐌹𐌷𐍄𐌰𐌹 𐌽𐌹 𐍆𐍂𐌰𐌵𐌹𐍃𐍄𐌽𐌰𐌹.

Dasselbe ist den, gleichzeitig von Endlicher und Hoffmann herausgegebenen, althochdeutschen Wiener Fragmenten vorgesetzt.

Und leider besteht der größere Theil unserer ältesten Literatur aus Brosamen, die, dem Zahn der Zeit entfallen, ihr zum Troß nun nach einem Jahrtausend wieder aufgelesen werden.

Mit Recht möchte man von diesen weiland oft mit Absicht bey Seite geworfenen Resten auch sagen, nach Marcus XII. 10:

𐍃𐍄𐌰𐌹𐌽𐍃 𐌸𐌰𐌼𐌼𐌴𐌹 𐌿𐍃𐍅𐌰𐌿𐍂𐍀𐌿𐌽 𐍄𐌹𐌼𐍂𐌾𐌰𐌽𐍃 𐍃𐌰 𐍅𐌰𐍂𐌸 𐌳𐌿 𐌷𐌰𐌿𐌱𐌹𐌳𐌰 𐍅𐌰𐌹𐌷𐍃𐍄𐌹𐌽𐍃, denn sie ja liefern die Ecksteine und Grundpfeiler zum historischen Gerüste unserer Sprache, für welches, wie schon diese Uebersicht zeigt, in den jüngsten zehn Jahren mehr als früher in hundert geschehen ist.

J. A. Schmeller.

Ueber die Behandlungsweise der bayerischen Geschichte. Von Dr. Georg Thomas Rudhart. Hamburg bey Fr. Parthes 1835. 8. 120 S.

„Wer die große Meinungsverschiedenheit und den Widerstreit der Ansichten über Behandlung der bayer'schen Geschichte kennt, weiß auch, welch schwierigem Geschäfte ich mich unterzogen habe," so der Verfasser im kurzen Vorwort. Um den Ideengang in dieser Erörterung anschaulich zu machen; folgt hier die Bezeichnung ihrer Abschnitte. I. Anforderungen an die bayerische Geschichte der frühern, und jetzigen Zeit. Die einzelnen §§. dieses Abschnittes beginnen mit dem historiographischen Vorrang Bayerns, und den Ursachen desselben. II. Abschnitt. Die Erwerbungen. Die neubayerische Bevölkerung ist stärker als die altbayerische u. s. w. III. Abschnitt. Die Ansichten: — es werden deren hauptsächlich zwey hervorgestellt; — und deren Beleuchtung. IV. Abschnitt. Die synchronistische Methode; ihre Vor- und Nachtheile. Digression über die Bojer. Drey Systeme werden hier charakterisirt. „Die Bojer können nicht im Anfangspunkt der bayerischen Geschichte stehen; nach der Natur der Volksverhältnisse, und in Folge des Stillschweigens der gleichzeitigen Historiker über das Bojer-Volk."

Kurze Widerlegung derjenigen Stellen der Alten, welche die Existenz der gallischen Bojer zu erweisen scheinen. Aufnahme der römischen Periode. Schwäbische Geschichte; Rheinland, Franken; innere Geschichte; Schluß des Ganzen. Im I. Abschnitt S. 12 kömmt der Verf. unter andern auf die großen und reichen Hülfsmittel der neuern und neuesten Zeit zur bayerischen Geschichtschreibung zu sprechen; auf das kostbare Gemeingut der Regesten; auf die regenerirten Monumenta boica; auf die herrlichen Spezial-Charten, auf die Bearbeitung und energische Förderung eines historisch-topographischen Lexicons und des dasselbe vorbereitenden General-Repertoriums u. s. w.

Die Liberalität, womit die bayerische Staatsregierung die Benutzung der Urkundenschätze gestattet, die Munifizenz, und der erklärte Wille, womit sie jene großartigen Hülfsmittel bezielt, werden allenthalben dankbarst erkannt. Wenn nun in den regenerirten Monumenten der diplomatisch-getreue Abdruck, allerdings das erste Erforderniß! nur den Kaiser-Diplomen geworden ist, und zwar durch das unsterbliche Verdienst des inzwischen verstorbenen Moriz:*) so war man auch seither bemüht, die Partes secundae volumin. XXVIII. u. XXIX. durch die wesentlichsten dem XXIX. Bande nachgetragenen u. beygehefteten „Corrigenda" zu rehabilitiren; was für die Autorität des Instituts nicht verschwiegen werden darf; und was die Freunde und Bearbeiter der bayer. Geschichte wohl beruhigen möchte. Die Bearbeitung der Spezial-Charten, welche mit großem Aufwand gleichzeitig in mehreren Bureaus statt hat, läßt rücksichtlich einer den Urkunden und Akten analogen und einheitlichen Rechtschreibung auch Mehreres zu wünschen übrig; und das Gelingen dieses für die Landesgeschichte und den Besitzstand so ungemein förderlichen Faches beruht wohl zunächst auf der Ausführung einer vorausgehenden Urmatrikel, und eines gleichzeitigen General-Directoriums, der Grundlagen des längst benöthigten, schon der alten Akademie bey ihrer Gründung zur Aufgabe gemachten historisch-topographischen Lexicons.**)

Seit fünf Jahren hat nichts darüber verlautet, ob im Dienstwege für dieses Substrat, nämlich Behufs des historisch-topographischen Lexicons, die beantragten Voll-

---

*) Nro. 66. dieser Annalen 1834 enthält einen kurzen Nekrolog über ihn.

**) Zur Anfertigung von Special-Charten, die für Geschichte und Landeskunde, wie für jeglichen Zweig der Staatsverwaltung brauchbar seyn sollen, wird endlich doch der Weg eingeschlagen werden müssen, welcher schon vor sechs Jahren in einer besondern Abhandlung: „über das Urkataster des Königreichs Bayern, Behufs der allgemeinen Grundsteuer, zunächst in seiner historisch-topographischen Begründung, München, Lentner, 1828 angegeben worden ist.

zugsmittel bereits wirksam geworden seyen? Wie man aber vernimmt, so haben das vielseitig thätige und aushelfende k. Reichsarchiv, und einzelne Forscher inzwischen auch diesen Zweig nicht aus den Augen verloren. Füglich konnten die Vorarbeiten für die Urmatrikel und das Lexicon, wobey alle Stände so sehr interessirt sind, in den bayerischen Annalen fortan eine stehende Rubrik bilden. Jeder auch nur kurze, aber reelle Beytrag z. B. zur richtigen Deutung und Schreibung der Ortschaften, Ländereyen, Berge, Waldungen, Gewässer rc. würde hieraus zu seiner Zeit dankbar benützt werden können; während das Häuflein der ehemaligen praktischen Handhaber der Saalbücher und Urbarien, in den Klöstern, bey den Magistraten und Dekanaten, bey den Landgerichten, Rentämtern und auf den Rittergütern, mit jedem Tage kleiner wird.

Bezüglich auf die Hauptfragen; so entscheidet sich der Verfasser im IV. Abschnitt S. 54 dahin: „die oben aufgezählten Vortheile der synchronistisch-ethnographischen Methode sind gegen jene zwey ersten Methoden, a) des Einzel-Vortrags und b) der Einschaltung, gehalten, so überwiegender Natur, daß wohl alle diejenigen, welche sich zur Bearbeitung einer allgemeinen Geschichte von Bayern entschließen, sich ihr zuwenden dürften; denn in keiner der beyden andern Behandlungsweisen wird das Geforderte, nämlich:

1) Vortrag der Geschichten der neuern Erwerbungen zugleich mit der von Altbayern, nicht der einen hinter der andern;

2) die Vollständigkeit und das ächte volksthümliche Gepräge einer jeden Stammes-Geschichte, kurz, die obenbegehrte historische Gleichstellung so vollständig erreicht, als in der synchronistisch-ethnographischen."

Und nun stellt der Verf. S. 57 rc. hiernach eine Skizze von der ganzen allgemeinen bayerischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf den Beginn des XIX. Jahrhunderts in IV. Zeiträumen auf. Der V. Zeitraum sollte die neuesten Zeiten von 1802 — 1825, bis zum Tod König Maximilians, begreifen.

Zu jedem Zeitraum wird eine Paraphrase gegeben. Als Hauptmomente der Geschichte bezeichnet der Verf. S. 62: I. Staat. II. Kirche. III. Volksleben. IV. Kunst und Wissenschaft. S. 64 geht der Verf. zu den Unterabtheilungen der Zeiträume über.

„Man kann von demjenigen, der die Geschichte eines Landes zu schreiben unternimmt, aus guten Gründen fordern, daß er das Land, dessen Historiograph er werden soll, aus eigener Ansicht kenne." Die Autopsie stellen wir unbedenklich über jede Methode, und als die erste Eigenschaft des Unternehmens auf; und erinnern übrigens an die hohle Phrase eines Mannert: daß der Geschichtschreiber keinen Glauben und kein Vaterland haben soll!?

In der Digression über die Abstammung der Bojuvarier, verbreitet sich der Verf. mit besonderem Interesse; — er schließt mit der Behauptung; S. 112. die germannischen und gallischen Bojer sind der Bajuvarier Stammväter nicht, und können deßhalb auch nicht am Anfang der Geschichte Alt-Bayerns stehen. — Ist das nicht eben der Stein des Sisyphus in der bayerischen Urgeschichte? Denn gleichzeitig mit dieser tief begründeten Abhandlung ward uns ein neues ohne Zweifel sehr gediegenes Werk aus der bayerischen Geschichtschreibung, nämlich: die älteste Geschichte des durchlauchtigsten Hauses Scheiern-Wittelsbach, bis zum Aussterben der gräflichen Linie Scheiern-Valai; aus den Quellen bearbeitet von Dr. J. F. Huschberg, k. bayer. Adjunkten im allgemeinen Reichsarchive zu München; München 1834. Soviel wir nun bey der ersten oberflächlichen Durchblätterung dieses Geschichtswerkes entnehmen können, ist hierin eben das gallisch-bojische Element wieder als Grundlage, und als das durch alle Zeiträume, und die römischen, germanischen und slavischen Erwerbungen und Aneignungen fortlebende Volksprincip dargestellt. Damit wäre also der Knoten aufs neue geschürzt: wobey wir indessen unserer bisherigen eben aus Autopsie geschöpften Ueberzeugung treu bleiben, daß nämlich die Wahrheit auch hier in der Mitte liege; oder vielmehr ein drittes, ein volksthümliches Urelement der Urheimath der von Osten nach Westen und hinwieder ziehenden Völker, dem schirmenden Alpengurt, nicht abgesprochen werden könne. Zur innern Geschichte bemerkt der Verfasser S. 116 mit Recht „eine Quelle, die für diesen ersten Zeitraum reichlicher fließt, als man gemeinhin glaubt" es sind die Hagiographen. Wir haben diesen Erfahrungssatz schon vor geraumer Zeit als ein unumgängliches Requisit zur bayerischen Geschichtschreibung bezeichnet, und durch Beyspiele zu belegen versucht.

Liebe zur Sache, und Wahrheit; redlicher, beharrlicher Wille, tiefe und ausgebreitete Quellenkunde, viele Erudition, anerkannter literärischer Beruf, und das alles mit Jugendkraft verbunden; wie sollte man da nicht wünschen, daß der Herr Verfasser dieser Abhandlung zunächst selbst, und muthig zur Lösung der großen Aufgabe schreiten möchte; und, — wie verlautet, in der That schreiten werde?

— — b.

Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere. Fortgesetzt von Dr. Johann Andreas Wagner, außerordentlichem Professor an der königl. Universität zu München und Adjunkten an der zoologischen Sammlung des Staats daselbst. Erlangen in der Expedition des Schreber'schen Säugthier- und Esper'schen Schmetterlings-Werkes (in Commission bey Palm). Heft LXX bis LXXV. Mit 45 Kupfertafeln und 48 Bogen Text.

Als der um die Naturgeschichte vielfach verdiente Schreber, Präsident der kaiserlichen Akademie der Naturforscher und Professor in Erlangen, im Jahre 1775 sein berühmtes Säugthierwerk begonnen, dachte er wohl eben so wenig als seine Abnehmer daran, daß es 60 Jahre später noch nicht beendigt seyn würde. Trotz seiner Unvollständigkeit hat sich aber das mit deutschem Fleiße begonnene Werk einen Weg durch ganz Europa gebahnt und die außerordentlich große Zahl der Exemplare, welche früher abgesetzt wurden, geben ein Zeugniß für die Theilnahme des Publikums, wie für die Brauchbarkeit des Werkes selbst. Seit einer Reihe von Jahren sind ähnliche Unternehmungen in großer Zahl in und außerhalb Deutschlands begonnen worden, von welchen sich nur wenige eines Fortgangs erfreuten. In Frankreich erscheint seit 1829 eine histoire naturelle des mammifères von Geoffroy St. Hilaire und Fr. Cuvier in Fol., wovon wir bis jetzt 67 Lieferungen, jede mit 6 Tafeln besitzen, welche zum Theil Schreber's Säugethiere verdrängt hat; der Preis dieses Werkes (es kostet fast 600 fl.) ist jedoch so enorm, daß es nur wenige Bibliotheken, geschweige Privatmänner kaufen können. Die Abbildungen, obwohl zum großen Theile sehr gut, sind jedoch nicht immer mit der erforderlichen Genauigkeit gefertigt und der Text ist so unbrauchbar und so voll von Deklamationen, daß dadurch keineswegs der Zweck, eine vollständige, durch Abbildungen erläuterte Naturgeschichte der Säugthierarten zu geben, erreicht wird. Von England erhielten wir in Griffiths Animal kingdom, einer zum Spezialwerk erläuterten Uebersetzung von Cuvier's règne animal, ein Species mammalium mit vielen schätzbaren Bemerkungen, im Ganzen aber doch von einer so ungleichen Bearbeitung, und mit so mangelhaft ausgeführten Kupfertafeln (welche übrigens nur eine unbedeutende Anzahl von Arten enthalten), daß dieses Werk kaum mit Schreber in Parallele gesetzt werden kann. Schinz's Säugethiere sind zwar eine recht gelungene und brauchbare Sammlung von Abbildungen (meist Kopien aus Geoffroy und Cuvier) mit erläuterndem Texte, geben aber nur Repräsentanten von Gattungen, selten von mehreren Arten einer Gattung, und sind nicht illuminirt, so daß eine vollständige Beschreibung und Abbildung aller Arten immer noch ein Desiderat bleibt.

Es ist daher gewiß ein verdienstliches Unternehmen, auf der Grundlage des alten Schreber fortzubauen, die zahlreichen seitdem bekannt gewordenen Arten abzubilden und für die vielen unbrauchbaren älteren Tafeln neue zu geben. In den vor uns liegenden 6 Heften befinden sich außer mehreren Kopien, die aber zum Theil aus kostbaren und wenig verbreiteten Werken des Auslands, wie dem oben genannten von Geoffroy und Cuvier, dem von Griffith, der Fauna boreali-americana von Richardson rc. genommen sind, auch viele Originalzeichnungen der Münchner Sammlung, z. B. Sus Aeliani, Bossaris astuta, Antilope Saltiana, Rhinoceros cucullatus (eine neue Art), Pooryon Hernandezii, Lepus isabellinus, Equus Quagga. Alle diese Tafeln, so wie mehrere der Kopien sind von A. Fleischmann vortrefflich gestochen; einige derselben kommen selbst in Vollendung des Stichs und der naturgetreuen Auffassung den berühmten Landseler'schen gleich und übertreffen dieselben noch in der Korrektheit der Verhältnisse, da der Herausgeber (Prof. A. Wagner) die sorgfältigste Aufsicht darauf verwendet hat. Die Illumination ist recht gut und würde sich auf etwas glätterem Papier noch besser machen.

Ein Umstand, wodurch sich diese Fortsetzung Schrebers vor allen genannten Werken auszeichnet, ist die genaue Bearbeitung des Textes. Die 48 bis jetzt erschienenen Bogen enthalten die Naturgeschichte des Pferdes und der größern Anzahl der Pachydermen; sie bilden mit den noch fehlenden Pachydermenarten den Text zur sechsten Abtheilung. Mit der größten Treue und Sorgfalt ist hier nicht blos die genaue Beschreibung der einzelnen Arten gegeben, sondern es ist auch über geographische Verbreitung und Lebensart alles aus den verschiedenen Reisebeschreibungen zusammengestellt worden, was in älterer und neuerer Zeit darüber bekannt wurde. Sehr gut ist auch das anatomisch Merkwürdige jeder Art mitgetheilt und der Verfasser hat hier, wie bey den äußern Beschreibungen und Ausmessungen auch manche eigenthümliche Beobachtungen gegeben.

Sollen wir hier noch einen Wunsch aussprechen, so ist es der, daß in Zukunft wo möglich die Angabe der Verkleinerung der Figur durch eine Bruchzahl auf die Abbildung gesetzt werde; auch möchten manche die Meinung theilen, daß die bisherigen Namen der Arten zuweilen geändert wurden, ohne daß es dringend nothwendig erschien und eine Vermehrung der ohnedieß schon

großen Zahl von Synonymen ist immer etwas Unangenehmes.

Von Herzen wünschen wir diesem National-Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang.

R——r.

Neuestes Taschenbuch von Augsburg oder topographisch-statistische Beschreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten mit Beziehung auf die ältern geschichtlichen Ereignisse. Ein Handbuch für Fremde und Einheimische. Mit Kupfern. Augsburg 1830. Im Verlag von J. C. Wirth, Buchdrucker.

Was der Verfasser in dem ersten Abschnitte dieses Taschenbuches über die Lage, das Alter, die Benennung und die Schicksale Augsburgs sagt, gründet sich theils auf eigene Ausarbeitungen, theils sind es treue Auszüge aus bewährten Chroniken, wodurch wir des Durchblätterns von Folianten überhoben werden.

Bey Beschreibung des Klimas und der Fruchtbarkeit der Gegend setzt der Verfasser einigen, um die Industrie verdienten Mitbürgern ein würdiges Denkmahl und spricht auch einige Worte über die ehemals in Augsburg bestandene Runkelrüben-Zuckerfabrikation, die bey diesem nun neu aufblühenden Handelszweig Beachtung verdienen. Auch erhalten wir in diesem Abschnitte einige interessante Winke über Naturgeschichte der augsburgischen Gegend und lernen theils noch lebende, theils schon verstorbene, um die vaterländische Naturgeschichte verdiente Männer kennen.

Der zweyte Abschnitt handelt von dem Umfange der Stadt, ihrem Flächeninhalt, den Befestigungswerken, Thoren, Thürmen, Gräben, Wällen, Zwingern und Stadtmauern. An die Gegenwart reiht der Verfasser die Erinnerung vergangener Zeiten und führt den Spaziergänger, indem er ihn auf das Lebhafteste und Interessanteste unterhält, zwey Stunden lang durch den Laub- und Blüthengürtel, der die altehrwürdige Augusta umgiebt, an ihren Thoren und Wällen vorüber. Auch einen Blick in die Stadt läßt er ihn werfen, und indem er die innern Thore zeigt, läßt er ihn die historischen Freskogemälde beklagen, die durch den Abbruch zweyer Thürme zu Grunde gingen.

Der dritte Abschnitt führt uns in das Innere der Stadt. Wir lernen die Bauart, die Eintheilung der Stadt in Quartiere, die Häuserzahl, die Hauptplätze und die Straßen kennen. Der Verfasser klagt über das schlechte Pflaster und gerne pflichten wir ihm bey. Mit Recht rühmt er die Fuggerey, als einer Anstalt, die nirgend ihres gleichen habe und berührt kurz die interessante Geschichte dieses berühmten Geschlechtes. Bey Aufzählung der Plätze weiß der Verf. das Interesse besonders für den Frohnhof zu gewinnen, indem er den Leser in die Glanzperiode Augsburgs zurückführt und durch lebhafte Darstellung der auf jenem Platze gehaltenen Turniere und anderen Festlichkeiten ihn zum Zuschauer macht. Billig finden wir den Tadel des Verfassers, daß in Augsburg die alte Sitte, solche Handwerke, deren Arbeit mit großem Geräusch verbunden ist, und störend auf den Nachbar wirkt, in einer Straße zu vereinigen abgekommen ist.

Der vierte Abschnitt behandelt die öffentlichen und Privatgebäude. Der Verfasser theilt sie in Kirchen und in die dem Civil, Militär, Aerar und den Zünften gehörigen Gebäude. Hieher möchte Referent auch das k. Residenzgebäude gestellt wissen, das, nicht ganz passend, bey den öffentlichen Plätzen angeführt ist. Durch die Kirchen ist der Verfasser ein treuer Führer, übersieht nirgend eine Gelegenheit, wo er auf Kunst und Alterthum aufmerksam machen kann. Angenehm liest sich die Episode über den hl. Ulrich und die hl. Afra. Mit der Erklärung, daß der Name des alten Rathhauses Dinkhaus von Denken oder Bedünken abzuleiten sey, ist Referent nicht einverstanden, sondern glaubt, daß der Name Dinkhaus von dem altdeutschen Wort Ding (Beschluß, placitum) herzuleiten sey, daher Dinkhaus soviel als Gerichtshaus bedeutet; so steht auch in Urkunden Dinkmann statt Gerichtsperson und Markding heißt ein Gericht, wo Mark- oder Gränzsachen entschieden werden. — Der Verf. führt uns auch in den goldenen Saal des Rathhauses, wo sich die Gemäldegallerie befindet und macht uns mit den vorzüglichsten hier aufgestellten Kunstwerken bekannt, was um so mehr Dank verdient, weil kein Katalog jener Sammlung vorhanden ist. Bey den Brunnenthürmen, die Augsburg den Namen des wasserreichen verschaffen könnten, wird der zweckmäßigen Maschinerie des seligen Reichenbachs ehrend gedacht; auch die schönen öffentlichen Brunnen finden die verdiente Würdigung. Bey Beschreibung der Bibliothek vermißte Referent den schön geschnitzten Meistersänger-Scepter und das Modell des cento camerelle. Unter den Privatgebäuden interessiren das Haus der schönen Philippine Welser und jenes der unglücklichen Agnes Bernauer, deren vorzüglichste Lebensmomente sehr gut dargestellt sind. Gewiß wird jeder Kunstfreund das Verlöschen der an den Häusern angebrachten Fresken schmerzen und deßwegen weiß er dem Verfasser Dank, daß er ihm die noch vorhandenen, aber bereits nicht mehr ganz kennbaren beschreibt und

auf jene Werke aufmerksam macht, wo die bereits verschwundenen abgebildet sind.

Das Gelungenste im ganzen Buche möchte Referent die Statistik nennen. Bey der geschichtlichen Darstellung der wechselnden augsburger Regierungsformen kann man sich ein Miniaturgemälde jenes Kampfes machen, den in großartiger Form in Rom Patrizier und Plebejer kämpften. Eine genaue Kenntniß des Einheimischen spricht sich in den Artikeln Bevölkerung, bürgerliche Verhältnisse, Volkscharakter, Lebensbedürfnisse, Handel, Manufakturen und Verfassung aus. Die historischen Quellen, aus denen der Verfasser schöpfte, sind ungetrübte; humoristische Einfälle und derbe Salzkörner werden da eingestreut, wo der Stoff an sich weniger Unterhaltung darbiethet. Dankbare Anerkennung finden die Männer, deren Leben ihrem Berufe galt, und an der Spitze der um Augsburgs Wohl verdienten Staatsbürger steht in gesegnetem Andenken der Name: Ludwig Fürst von Wallerstein. In dem letzten Artikel: Kunst, Gewerbe, Buchhandel begleitet uns der Verfasser auch in die Privatwohnungen und zeigt uns, was an Merkwürdigkeiten, an Kunst- und Naturalienkabineten u. dgl. sich findet.

Referent schließt seine Beurtheilung mit dem Wunsche, daß dieses Taschenbuch die verdiente Theilnahme finden und noch mehr zu solchen Bearbeitungen aneifern möge, daß die Kenntniß des Vaterlandes sich stets mehr erweitere und die Blicke jener, die nur immer im Auslande Schönes und Gutes gewahr werden, sich künftig an des Vaterlandes Schätzen weiden und sättigen mögen.

Schriften in bunter Reihe zur Anregung und Unterhaltung. Herausgegeben von Dr. Theodor Mundt. Mit Beyträgen von dem Verfasser der Tutti frutti, Leopold Schefer, Joh. Schön, Heinrich Stieglitz, G. F. Kühne u. A. Erstes Heft. Leipzig. Gebrüder Reichenbach. 1834.

Was auf dem Titel und in dem Vorworte versprochen ist, wird, in diesem ersten Hefte wenigstens, redlich gehalten; vor allen aber wirkte diese Schrift wie eine süße Erinnerung an eine schöne, leider dahin gegangene Zeit der deutschen Literatur, in der die Heroen derselben sich zum schönen Bunde in Weimar vereint hatten, welches wirklich das neue Athen unserer Zeit und vielleicht aller nachfolgenden Zeiten geworden ist und jetzt schon schwer zu bestimmen seyn dürfte, ob jener herrliche Männerverein in einer traurigen Zeit mehr oder minder geleistet habe, als die edelsten Geister, die von Athen aus auf alle nachfolgenden Geschlechter wirkten. Mir scheint immer, daß von Weimar aus die geistige Einheit Deutschlands bey jener ungeheuern Zersplitterung angeregt und endlich gefördert und begründet wurde.

Der Inhalt des vorliegenden Heftes zeigt:

Schon diese Inhaltsanzeige zeigt, wie mancherley geboten wird und der Leser wird auch bald erkennen, wieviel geboten und geleistet wird. Am meisten sprechen gewiß an die Briefe, von Verschiedenen an Knebel gerichtet. Vier von dem feingebildeten, edlen, großsinnigen Großherzoge Karl August selbst; sechs von Herder, wahre Reliquien aus jener herrlichen Zeit. Wie sehr Herder die Größe Göthe's schon 1784 erkannte und bewunderte, darüber spricht sein dritter, hier mitgetheilter Brief. „Göthe hat uns seine Abhandlung vom Knochen vorgelesen, die sehr einfach und schön ist. Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege und das Glück geht ihm entgegen. Wir haben indeß neulich ausgemacht, daß er, allen Münzen nach, ehemals in Rom dictator perpetuus und Imperator unter dem Namen Julius Cäsar gewesen; zur Strafe aber nach beynahe 1800 Jahren zum Geheimen Rath in Weimar avancirt und promovirt sey.

Zwey Briefe sind von Wieland mitgetheilt, zwey von Jean Paul Friedrich Richter, einer von Hegel. Diese wenigen ganz charakteristisch für ihre Zeit und Person. Wie schön klingt der Wunsch Wielands: Ich wünschte zehn Jahre jünger zu seyn, um desto länger mit einem Fürsten und für einen Fürsten, der der Menschheit soviel Gutes verspricht, leben zu können!

Aus Knebel's Tagebüchern manche interessante Aeußerung, wie die über Friedrich den Großen: Der König wurde eigentlich von Niemand geliebt, als von denen seiner Unterthanen, denen er Wohlthaten erwiesen und die ihn nicht kannten. Die Uebrigen fürchteten ihn meistens, und Furcht und Liebe vereinigen sich schwer zusammen. — Den Geist seiner Liebe trug er meistens nur auf seine Hündchen über. — Ich möchte auch nicht, daß ein Kön'g dahin strebte, ein Autor zu seyn. Das Studium zieht gewissermassen von der Menschheit

ch, und die Verskunst zumal macht launicht. Die größten Staatsmänner haben uns wenig oder nichts von ihren Schriften hinterlassen. Auch macht das Studium nur zu oft einseitig.

Was ist ein Leben ohne Phantasie? Diese nährt es wenigstens zur Hälfte. Sie beflügelt unser Verlangen und läßt immerwährend neue Blüthen und Gestalten dem Geist anschließen. Ohne Phantasie ist der Baum blätterlos und der schöne Schmetterling nur ein Wurm, eine Made.

Dieß Wenige genüge. Möge das Buch viele Leser finden und möge der Verfasser sein Versprechen erfüllen, diese Hefte fortzusetzen und bald seine biographische Skizze: Knebel und die weimarische Dichterzeit erscheinen lassen.

Die Juden im Mittelalter. Ein von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris durch Ehrenerwähnung ausgezeichneter historischer Versuch über ihre bürgerlichen, literarischen und Handelsverhältnisse, von G. B. Depping. Aus dem Französischen. Stuttgart. E. Schweizerbarts Verlagshandlung. 1834.

Die Akademie in Paris scheint es zu verstehen, durch wichtige Aufgaben, welche sie von Zeit zu Zeit gibt, den Forschungsgeist rege zu halten und den schlummernden zu wecken und alle Gelehrten und Gebildeten Europas zur Lösung wichtiger Fragen und zum gemeinsamen Zusammenwirken zu vereinen. Zumal in Bezug auf Geschichte, sowohl Forschung als Darstellung, leistete das junge Frankreich manches Interessante und Herrliche, was sich die anderen Völker schnell durch Uebersetzungen anzueignen suchten. Auch diese Untersuchung über die Juden gehört zu denen, welche allgemeine Theilnahme ansprechen und die auch für uns Deutsche nicht ohne Interesse ist, obgleich der Verfasser in Paris lebend, meist nur den Zustand der Juden in Frankreich schilderte, die anderen Reiche Europas nur im Allgemeinen berührte und namentlich die neuen Städte-Geschichten der Deutschen, wie eines Gemeiner, Jäger u. a. beynahe gar nicht gelesen hat, welche mit der deutlichen Schilderung der größern freyern Städte Deutschlands auch die Lage der Juden oft bis ins Einzelnste durchgingen. Denn man hat, wie der Verfasser in der Einladung sagt, vielleicht das Wunderbare des in den Annalen der Welt einzigen Beyspiels eines Hirtenstammes nicht genug gefühlt, welcher, wechselweise in Knechtschaft, ja selbst in Sklaverey und dann wieder in Freyheit versetzt, zuletzt aus seinem Vaterlande vertrieben wurde, sich in alle Theile der Welt zerstreute und heut zu Tage überall findet, ohne irgendwo seine Nationalität verloren oder seinen alten Kultus aufgegeben zu haben; eines Stammes, welcher Haß für Haß gibt, wo immer man ihn verfolgt, aber für Bildung und Aufklärung empfänglich ist, wo man ihn mit Menschlichkeit behandelt; eines Stammes, der aus seiner Mitte eine Religion entkeimen sah, die, wenn man sie auch nur vom philosophischen Gesichtspunkte aus beurtheilt, die mit der Vernunft am meisten übereinstimmende ist, und welche gleichwohl nicht das Geringste von derselben anzunehmen sich geneigt zeigte; einer arabischen Horde, welche in Mesopotamien die Heerden weidete und in Europa Banken hält und den Staatsmännern Unterricht in der Finanzkunst gibt.

Das Erstaunenswertheste an diesem Volke sieht der Verfasser nicht in der treuen Anhänglichkeit an die Lehren Moses, nicht in der Zerstreuung der Juden über den ganzen Erdkreis, sondern in ihrer Ueberlegenheit in kaufmännischen Spekulationen, welchen die Völker Europas wider ihren Willen huldigen mußten. Der Klerus verfolgte die Juden als Feinde des Christenthums, das Volk mißhandelte sie als Kinder Israels und als Wucherer, die Könige plünderten sie wie eine Silbermine, überließen sie zuweilen der Wuth des Pöbels und errötheten nicht, alles desjenigen sich zu bemächtigen, was sie fliehend zurücklassen mußten; und wenn der Klerus, das Volk und die Fürsten ihren Haß und ihre Habsucht an diesen Fremdlingen, welche sich auf ihre Kosten zu bereichern verstanden, gesättigt hatten, fand man doch oft, wenn man Geld bedurfte, daß es, um solches aufzutreiben, keine geschickteren und mithin auch kaum der Gesellschaft nützlicheren Menschen gebe, als die Juden, besonders in einer Zeit, wo Regierungen, wie Privaten oft in Verlegenheiten sich befanden, wie sie sich aus der Noth retten wollten, in die sie gerathen waren.

Daß die Juden zum Bedürfnisse geworden waren, und daß man dieß erkannte, ohngeachtet man sie haßte und verfolgte, ist ein charakteristischer Zug des Mittelalters. Uebrigens findet sich vielleicht kein Volk, dessen Geschichte mehr Begebenheiten darbietet, als die der Juden.

Nach diesem geht der Verfasser die Geschichte derselben bis zur Zerstörung Jerusalems und ihrer Zerstreuung kurz durch, zeigt, wie das strenge Verhängniß ihm nachmals zu ihrem Troste keine anderen Lehrer gab, als Sophisten, mystische Träumer und Casuisten — Talmud u. a. Bücher, die nur dazu dienen konnten, ihren Geist zu verwirren und diese Ausgewanderten überall, wohin sie kamen, verdächtig zu machen, und schließt

die Einleitung mit den Worten: Dasselbe Volk, welches keine Herrscher haben und lieber Jerusalem zerstört sehen, als den Römern gehorchen wollte, trug in seinem Exile geduldig das Joch, das die Schriftgelehrten seinem Geiste auflegten. — Dann geht er zur Geschichte desselben im Mittelalter über. Erste Epoche. Vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert.

Der Verfasser rügt die lange geglaubten Sagen, als seyen Juden schon zur Zeit der Geburt Christi in deutschen Städten gewesen; ehe Pompejus Judäa eroberte, hielt die Juden ihr Nationalgeist und ihre Gesetze von der Verbindung mit abendländischen Völkern entfernt; erst seit der Unterjochung durch die Römer wurden sie auch mit anderen diesen unterworfenen Völkern bekannt; aber nur die Nachbarländer zogen sie zuerst an, welche in Beziehung auf Klima, Boden, Erzeugnisse und Bewohner ihrem Vaterlande näher standen, als die rauhen Länder Europas, wo ihnen Alles fremd war. In der Folge mußten sie natürlich ihr Auge zuerst auf Rom, die Hauptstadt des großen Kaiserreiches richten und von da konnten sie unmittelbar an den Küsten Spaniens und Galliens landen. Dort findet man sie zuerst im fünften Jahrhundert in größerer Anzahl, in Rom waren sie schon früher, aber in tiefster Verachtung nach dem Zeugnisse der römischen Schriftsteller, widmeten sich den niedrigsten Zweigen der Industrie und führten ein erbärmliches Leben und wurden durch Auflagen sehr gedrückt. Erst unter den spätern Kaisern bekamen sie einige Erleichterung, wurden aber dann, als das Christenthum Staatsreligion im römischen Reiche wurde, auf alle Weise wieder gedrückt und selbst durch Verfolgungen und Martern gezwungen, ihrem Kultus zu entsagen und in die christliche Kirche zu treten; meist überließ man sie der Willkühr der Bischöfe und die getauften Juden wurden von der Kirche vorzüglich begünstigt. Unter der Herrschaft der Westgothen in Spanien hatten sie ein trauriges Loos und König Wampa mußte endlich dem Drängen der Geistlichen nachgeben und alle nicht bekehrten Juden aus dem Königreiche vertreiben. Dessen ohngeachtet behaupteten sich viele im Lande, und viele, welche mit Gewalt und ohne Ueberzeugung bekehrt worden waren, kehrten nachmals wieder zu dem Glauben ihrer Väter zurück und die jüdischen Gemeinden wurden wieder zahlreich.

Nicht weniger verfolgt wurden sie in Frankreich, bis Karl der Große mit gewaltiger Hand die Herrschaft führte und Frieden in seinem Reiche gebot: da kam auch für sie Duldung; die glücklichste Zeit für die Israeliten in Frankreich war aber die unter der Regierung Ludwigs des Frommen: zu keiner andern haben sie so viel Ansehen, Macht und Freyheit genossen. Schon handelten sie nach allen Seiten hin, hatten schon ansehnliche Schätze erlangt und waren damals noch, ohngeachtet vieler Verbote, heimliche und offene Sklavenhändler: die Juden hatten ihre mächtigen Beschützer am Hofe und erhielten die Erlaubniß, auswärts Sklaven zu kaufen, um sie im Lande selbst wieder zu verkaufen, was sie denn häufig mißbrauchten, aber auch die Christen errötheten nicht, Theil an diesem häßlichen Handel zu nehmen; sie waren es, welche die Juden mit Sklaven zur Ausfuhr versahen. Diese Spekulation verpflanzte sich dann auch nach Spanien. Karl der Große und sein Sohn hatten Juden zu Leibärzten und daher schreibt sich wohl auch die große Begünstigung derselben; sie konnten sich ungestört dem Handel hingeben, nur mußten sie den zehnten Theil des Betrags ihrer Waaren an den Staat entrichten, während die Christen den eilften Theil zu entrichten hatten; sie hatten das Recht, Grundeigenthum zu besitzen und darüber frey zu verfügen. Im Süden von Frankreich waren sie beständig zahlreicher als im Norden; daß sie von den Christen sehr gehaßt wurden, davon zeugt, daß man ihnen die Schuld an allgemeinen Krankheiten beymaß, oder sie des Einverständnisses mit den Feinden beschuldigte und sie schon häufig verfolgte.

Dieß geschah vorzüglich zu Beziers. In dieser Stadt wohnten viele Juden, welche zur bestimmten Zeit einer gehässigen Verfolgung ausgesetzt waren. Alle Jahre am Palmsonntag bestieg der Bischof die Kanzel und wandte sich mit folgenden Worten an das Volk: Ihr seht euch von den Nachkommen derjenigen umgeben, welche Jesus Christus gekreuzigt haben, dessen Leidensfeyer wir heute beginnen. Der Gewohnheit eurer Ahnen getreu, bewaffnet euch mit Steinen, schleudert sie mit der Gnade Gottes nach den Juden und rächet muthig und nach Kräften die Schmach des Heilands. Hierauf gab er der schon ganz zum Vollzug bereiten Menge den Segen, man versah sich mit Steinen, der einzigen Waffe, deren man sich bey dieser Gelegenheit bedienen durfte und eilte zum Angriff gegen die Häuser der Juden. Diese hatten nach demselben alten Herkommen die Erlaubniß, sich gleichfalls mit Steinwerfen zu vertheidigen, die Stadt befand sich in einem Zustand der Anarchie und des bürgerlichen Krieges, welcher bis zum Ostertage währte. Eine Chronik versichert, daß es in der Regel auf beyden Seiten viele Verwundete gegeben habe.

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 10. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 4.

Inhalt.

Die Juden im Mittelalter. Ein von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris durch Ehrenerwähnung ausgezeichneter historischer Versuch über ihre bürgerlichen, literarischen und Handelsverhältnisse, von G. B. Depping. Aus dem Französischen. Stuttgart. E. Schweizerbarts Verlagshandlung. 1834.

(Schluß.)

Zweyte Epoche. Vom zehnten bis zum dreyzehnten Jahrhundert.

Hier schildert der Verfasser zuerst den Zustand der Juden in Spanien unter der Herrschaft der Mauren, unter welchen sie sich im Allgemeinen großer Ruhe und vieler Vortheile zu erfreuen hatten. Eine Verfolgung der Juden in Asien bewirkt, daß viele Gelehrte sich nach Spanien wenden und in Cordova eine jüdische Akademie gegründet wird, indem zugleich vorzügliche Schulen zu Granada, Toledo, Barcelona u. a. O. blühen. Der Talmud wird ins Arabische übersetzt, Arzneykunst und Astronomie von ihnen gepflegt und gefördert. In der Medicin überhaupt hatten sich die Juden in dieser Zeit einen sehr großen Ruf erworben; in Frankreich, England, Spanien und Portugal waren Juden die Leibärzte der Herrscher; selbst die Päpste hatten solche bis zum 16. Jahrhundert. Wie sehr aber ohngeachtet des Schutzes der Könige die ganze fremde Nation gehaßt wurde, beweist das tragische Ende einer Jüdin, welche das Herz Alphons IX. von Kastilien durch ihre Reize gefesselt hatte. Der König vergaß der Regierung, lebte bloß dem Vergnügen, und Unglück folgte auf Unglück, daß das Volk alles Unglück, das über das Land hereinbrach, der gottlosen Liebe des Königs zur Jüdin zuschrieb und eines Tags wüthend in seinen Palast drang und sie vor seinen Augen ermordete. Er durfte es nicht wagen, Jemanden darüber zur Rechenschaft zu ziehen: so furchtbare Gewalt übte der Aberglaube in jener Zeit.

Am unglücklichsten ging es den Nachkommen Israels während dieser Zeit in Frankreich und Deutschland, zumal nachdem die Alles ergreifende glühende Begierde zu den Kreuzzügen erwacht war. Es ist unnöthig alle die einzelnen Scenen der wilden fanatischen Grausamkeit zu schildern, welche der christliche Pöbel in den Rheinstädten vorzüglich gegen die Juden übte, gereizt von unbändiger Habsucht. Viele Familien verbrannten sich selbst mit ihren Schätzen, um nur nicht in die Hände der Wüthriche zu fallen, und auffallend erscheint, daß meist in bischöflichen Städten Schonung gegen die Unglücklichen geübt wurde und manche Bischöfe mit ächt christlichem Muthe den Sturm von ihnen abwehrten. Gleichen Schutz genossen sie selbst zu Rom, dem päpstlichen Sitze. Seit 1119 erscheinen die Juden als Corporation bey jeder neuen Besetzung des päpstlichen Stuhls, nach einer Sitte, die sie bis auf den heutigen Tag beybehalten haben; sie überreichen dem Papste das Buch des Gesetzes und erhalten Bestätigung des Schutzes gegen einen Tribut von einem Pfund Pfeffer und zwey Pfund Zimmet an die apostolische Kammer.

Während des ganzen Mittelalters beschäftigten sie sich zu Rom hauptsächlich mit dem Wechsel- und mit dem Gewürzhandel; als Wechsler besorgten sie zuwei-

len die Finanzen der apostolischen Kammer; trieben Handel mit den Waaren aus der Levante, woher sie außer den Gewürzen die seidenen Zeuche, Cattune und Brokate bezogen, die in Indien, Persien und Aegypten fabricirt wurden. Am meisten aber sagte ihnen zu der ungesetzliche Geldhandel und sie liehen zu ungeheuern Zinsen aus. Im Jahre 1171 wurden sie wegen ihres entsetzlichen Geldwuchers aus Bologna verwiesen.

Drite Epoche. Vom dreyzehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert.

Dieser Zeitraum war, wie der Verfasser im Allgemeinen sagt, der unglücklichste für die Juden seit ihrer Ankunft in Europa. Sie verloren die schönsten Niederlassungen in Europa, Niederlassungen, welche nur durch den höchsten Grad von Ausdauer und durch eine jeder Versuchung gewachsene Geduld jenen hohen Grad erlangt hatten; sie wurden dem Heerde entrissen, den sie gebaut und dem neuen Vaterlande, das sie gefunden hatten. Die Vernichtung der Herrschaft der Mauren in Spanien hatte den gänzlichen Sturz der Juden in diesem Lande zur Folge; in Frankreich wurden sie fort und fort verfolgt, in England mit derselben Strenge und Grausamkeit behandelt, und sie erfuhren eine neue, beynahe eben so traurige Zerstreuung, wie diejenige, welche auf die Zerstörung des Tempels gefolgt war. Ihre Literatur ging unter, ihre Reichthümer wurden ihren Feinden zur Beute; ein Theil der Flüchtlinge ging vor Elend und Verzweiflung in fremden Ländern zu Grunde, das Volk fiel in Unwissenheit zurück und nur hie und da fand sich in demselben eine Spur jener Fähigkeit für die Wissenschaften, wovon es zur Zeit seines Glückes in Spanien und dem südlichen Frankreich so ausgezeichnete Proben gegeben hatte. Dieß große Unglück kam nicht ganz ohne ihre Schuld. Sie vergaßen, wenn das Glück ihnen lächelte, die Regeln der Klugheit und versäumten die Mittel, sich Achtung und Liebe zu verschaffen. Ueberall zogen sie den Wucher einem regelmäßigen Handel vor, nur in Italien zeichneten sie sich durch ihre Färbereyen aus. Unmäßige Habgier der Juden und blinder Fanatismus der Christen erzeugten die traurigen Ereignisse, welche der Verfasser ausführlich schildert. Durch die Könige und Großen wurden sie auf alle Weise gedrückt, dafür suchten sie sich am Volke zu rächen durch Betrug aller Art, daß das Volk sie um so heftiger hassen mußte, und hatten sie sich wieder bereichert von den eigentlichen Plünderungen der Mächtigen, so kamen diese vom Neuen und drückten sie wie einen Schwamm, der sich vollgesaugt hatte, wieder aus: am Ende büßte das Volk und büßten sie.

Selbst Thomas von Aquin findet die Konfiskation ihrer Güter recht und billig. Sie sind aus eigener (?) Schuld zu einer beständigen Sklaverey verdammt, und die Grundherren können sich also des Vermögens dieser Menschen wie ihres eigenen bedienen. Wenn Männer also urtheilten, welche von der Kirche allgemein verehrt werden, dann kann man leicht ermessen, wie Adel und Volk die Juden behandelten. Aber sonderbar erscheint es doch, daß die Nachkommen Israels nach wenigen Jahren wieder in die Länder einzuwandern suchten, in denen sie kurz vorher alle Gräuel der Verfolgung gelitten. Die Grausamkeit, mit der man sie aus Spanien vertrieb, worauf sich ein großer Theil nach Spanien begab, wo sie zum Theil unter dem Schein, als wären sie Christen, fortlebten, wird vom Verfasser nach der Geschichte treu und ausführlich geschildert und rührend ist der Glaube und die Hoffnung, welche die ganz Gebeugten beseelte, als käme einst doch die Rückkehr in die schönen Länder, die sie verlassen, während der Fanatismus der Spanier immer ärger wüthete und zuletzt selbst der Asche der Todten nicht mehr achtete. Noch lange nach ihrer Vertreibung suchten sie sich zum Lauberhüttenfeste Zweige von den Citronenbäumen Spaniens zu verschaffen, unter deren Schatten sie einst gelebt hatten. Bis zum siebenzehnten Jahrhunderte reisten deutsche Juden lediglich deßwegen nach Spanien, um für ihre Synagogen diese Zweige zu besorgen, an welche sich so viele Erinnerungen knüpften.

Genoveva. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, 1834. Hoffmann.

Wenn der Kritiker über die neuesten Schöpfungen des Herrn Raupach etwas sagt, so ist es gewiß nicht, als glaubte er, der Schriftsteller werde die gemachten Bemerkungen und Rügen beherzigen, sondern er thut es bloß um den Inhalt und die Art und Weise der Darstellung des fruchtbaren Mannes zu zeigen, der leider dazu verurtheilt scheint, mit seinem Geiste um den gemeinsten Taglohn zu arbeiten und deßwegen Jahr aus, Jahr ein seine zwey oder drey und noch mehrere Stücke schreibt, um das liebe tägliche Brod zu gewinnen. Von einer Begeisterung, einer sorgfältigen Bearbeitung und Feile und dem horazischen Spruche: nonum prematur in annum kann also keine Rede seyn. Wir zeigen dieß Buch auch nur an, um zu beweisen, auf welch einer tiefen Stufe der poetischen dramatischen Literatur wir stehen, da der Schriftsteller, der zu den Gefeyerten des Tages gehört, es nicht unter seiner Würde hält, ein solches Werk dem Publikum zu bieten.

Schon der Stoff eignet sich nicht zu einer Tragödie, dieß erkannten die früheren Tragiker wohl und ließen ihn der Legende und den Romantikern zur Bearbeitung und

die Darstellung eines Meisters in dieser Hinsicht ist bekannt genug. Raupach aber sucht die Fabel mit Gewalt auf die Bühne zu bringen und so mußte die ganze Tragödie schon von Vornherein mißlingen, denn einen unfruchtbaren Stoff und eine Fabel, die sich nicht zur tragischen Darstellung eignet, mag man zehren und ziehen, so viel man will, es wird doch keine Tragödie. Doch der Leser möge selbst urtheilen.

Erster Akt.

Im ersten Auftritte spricht Golo mit seiner Schwester Emma, die um ihn mehr als eine Geliebte, denn eine Schwester besorgt ist, von dem nahen Abschiede; Emma möchte ihn gern auf dem Schlosse, in ihrer Nähe behalten, Golo aber drängt fort und verräth durch die innere Unruhe deutlich seine Neigung für Genoveva, seine Herrin. Diese zeigt sich bey ihrem ersten Auftreten als eine lebenslustige, ja leichtfertige Frau, die von Allem schnell und heftig bewegt wird, aber wenig tiefes Gefühl verräth, und ihr erstes Wort: ha! einen Abschied stör ich! zeigt wenig Bildung (von ihr oder dem Verfasser).

Wahrlich Thränen,
Ja, eines Stromes Spur auf deinen Wangen.
Ich konnt es denken, daß Du, Zährenreiche
Heut deine Thränenquellen öffnen würdest.
Doch dießmal, Emma, hat dein blaues Auge
Vergebens sich bemüht: denn Golo bleibt,
Ich hab ihn mir von meinem Herrn erbeten.

Emma ist darüber erfreut, Golo aber bittet im heftigen Kampfe mit sich selbst um die Erlaubniß, seinen Herrn begleiten zu dürfen. Genoveva dringt in ihn zu bleiben, er widerstrebt lange, da sie aber endlich ausruft:

Jetzo seh ich wohl, ich muß
Mir einen andern Hüter wählen, oder
Bleibst du, mein Golo? Ja, ich seh's, Du bleibst.

stürzt er in heftigen Bewegung zu ihren Füßen und entfernt sich schnell. Seine Schwester ahndet nun seine tiefe verderbliche Neigung und bittet, daß ihn Genoveva ziehen lasse, denn er sey für das wichtige Amt eines Wächters und Schützers von Frauen zu jung und stürmisch. Genoveva besteht aber darauf, daß er bleibe, sie selbst habe die Wahl ihres Gatten verworfen, der den alten finsteren Hatto als ihren Beschützer erkoren; sie wolle nicht Wittwe seyn, bevor sie es wirklich sey. Darauf erscheint Siegfried mit mehreren Rittern, um Abschied von seiner Gemahlin zu nehmen, die Hörner blasen und sie eilen fort.

Im fünften Auftritte spricht Drago, der Diener Golos, mit Emma, hoch verwundert, daß sein Herr zurückbleibe; doch ist er dessen zufrieden, weil er der Emma seine Dienste weihen kann.

Im Selbstgespräche darauf, als sie sich entfernt, entdeckt er dem Zuschauer seine glühende Liebe für sie. Sie allein hält ihn zurück, daß er aus der eisigen Gegend nicht schon längst entflohen. Er erscheint als boshafter Heuchler, der als geborner Maure und Muhamedaner von den Christen gefangen sich taufen ließ, aber innerlich das Christenthum verachtet und alle Christen verderben möchte. Emma sucht er nun zu erwerben. Sein einziger Kummer ist nur, ob sie Golo ihm gewähren wird.

Ja, wüßt ich eine böse That von ihm,
So eine Todeswürdige That, dann würde
Zum Stachel, der ihn lenkte, solch Geheimniß.

Mit diesen Worten entfernt er sich, da Genoveva und Golo eintreten. Sie erscheint ganz ohne Gefühl, ohne Liebe für ihren Gatten.

Verklungen ist der Braus: wie sind allein.
Nun muß ich wohl mit freundlichen Geberden
Und Worten mich um deine Gunst bewerben:
Denn Du bist nun mein Herr und mein Gebieter.

So scherzt sie, denkt nur an Lust und spricht nur von Festen, die sie veranstalten will.

Zweyter Akt.

Es ist früher Morgen.

Die Sonne öffnet
Auch bald den Purpurvorhang ihres Bettes!!!

Golo und Drago sind mit Anordnungen zur Jagd und zu einem Gastmahl beschäftigt. Emma warnt, sie fürchtet, ein Zauber reißt ihren Bruder dem Verderben zu. Er achtet der Warnung nicht. Darauf erscheint Genoveva als Jägerin in Begleitung mehrerer Frauen. Sie dankt dem Golo für die Zubereitungen und dafür, daß er sie durch frühen Hörnerklang von einem bösen Traum befreyt habe. Richsa, die ehemalige Amme Siegfrieds, ein altes Mütterchen, warnt Genoveva, Gott wolle sie durch einen Traum mahnen, sie möchte nicht leichtsinnig die Stimme verachten. Genoveva hört nicht. Vergebens erzählt Richsa, das Söhnchen ihrer Herrin sey unwohl, sie möge darum nicht auf die Jagd gehen, sondern dasselbe pflegen. Da schreit Golo wüthend:

Schweig Unverschämte!

Richsa.

Ey du großer Golo!

Genoveva.

Still! keinen Streit! die Herrin ist zugegen,
Die Rosse, Golo! schnell! die Rosse vor!

Schon will sie fortreiten, da kömmt Guntram, der Waffenträger Siegfrieds und will von einer großen Schlacht erzählen, welche zwischen den Christen und

Muhamedanern geliefert worden, aber Genoveva zeigt solche Eile, daß sie nur fragt, ob ihr Gemahl gesund sey und, als sie dieses vernommen, den Boten bescheidet, sie wolle das Uebrige später von ihm vernehmen. Emma mahnt sie noch, die Messe zu hören; aber die Jagdhörner tönen, sie eilt fort. Im Unwillen und Zorne über das leichtfertige Betragen ihrer Gebieterin äussert sich Richsa gegen Emma, und fleht selbst um Unglück vom Himmel, daß schweres Leid das Herz der Sünder breche.

Die vierte Scene dieses Aktes führt uns in einen Wald. Drago kommt voll Freude, er merkt bereits, Golo glüht für seines Herren Weib. — Ich will

Wie ein Wurm in eine Eiterbeule
Mich in ihr sündiges Geheimniß fressen, (welche Gleichnisse!)
Dann bin ich der Herr, er ist der Knecht.

Genoveva, Golo mit Jägern und Jägerinen erscheinen, vergebens lädt Golo sie ein, eine Zeit lang zu ruhen; sie eilt fort; vergebens flehen drey Bauern, die vor ihr niederfallen, ihre Hülfe an. Entrüstet über solche Zudringlichkeit wendet sie sich ab, Golo folgt ihr, Drago ihnen nach. Die Bauern erzählen den Dienern ihr Unglück, ihre Hütten seyen verbrannt, und sie selbst habe man, als sie auf das Schloß gekommen, fortgetrieben.

Die nächste Scene führt uns auf einen beschränkteren Platz des Waldes; Golo und Genoveva mit aufgelöstem Haar. Der Hirsch ist von ihrer Hand gefallen, sie ist voll Siegesfreude; in diesem Augenblicke entdeckt sich ihr der leidenschaftliche Golo. Sie zeigt sich anfangs unschlüssig und weicht zurück: Geh, geh, du träumst. Dadurch wird er nur noch mehr ermuthigt und gesteht ihr seine Neigung. Auf dieses bricht sie los:

Zurück, Verwegener! Nein, ich will nicht glauben,
Daß ich gehört, was ich gehört.

Als er dessen ungeachtet noch in sie dringt, eilt sie mit den Worten fort:

Erzittere Knecht vor des Gebieters Wuth,
Er kehret heim und tritt den Wurm mit Füßen.

Da kommt Drago, erzählt dem darniedergedonnerten Golo, daß er alles wisse und gehört habe, und räth ihm, Rache an ihr zu nehmen, aber sie nicht zu morden.

Sie soll Dein werden.
Schreib an den Herrn, beschuldige sie der Sünde,
Die Du gewollt und bitt ihn flehentlich
Statt deiner einen andern Vogt zu senden,
Daß Du nicht länger in Versuchung lebest.
Ich will der Bote seyn, und will ergänzen
Des Briefes züchtge Mangelhaftigkeit.
Deine Wahl, ihr fröhlich Leben hier
Zeugt wieder sie. — — Er wird sie in ein Kloster sperren und das ist dann Rache für Dich.

Dritter Akt.

Golo sitzt in seinem Gemache und liest den Befehl seines Herrn, er soll Genoveva mit dem Kinde tödten. Der Plan und Anschlag des Drago wurde also gebilligt und ist geglückt. Noch zaudert Golo; Drago wiederholt ihm den Befehl des Pfalzgrafen mündlich; jetzt schwankt er vom Neuen, solches Uebermaß der Rache wollte er nicht, endlich weicht er dem Drängen des Dieners. Endo und Reno erhalten Befehl, die Gräfin mit ihrem Kinde fern vom Schlosse im tiefsten Waldgebirge zu ermorden. Kaum haben sie sich entfernt, stürzt Emma herein und meldet, Räuber und Mörder seyen in das Gemach ihrer Herrin gedrungen, sie rufe um Hülfe, Golo möge eilen. Darauf stürzt auch Richsa athemlos herein:

Hei! Golo! Golo! böser Golo! sprich:
Was bricht dein Knecht zu Nacht in meine Kammer?
Was reißt er Sigfrieds Kindlein aus dem Bett
Und schleppt es fort?

Er entschuldigt sich mit dem Befehle des Pfalzgrafen. Sie ahnden den Zusammenhang und fordern ihn auf zu schwören, er habe seinem Herrn nur Wahres berichtet. Da er dieß nicht mit einem Eide bekräftigen will, verläßt ihn Richsa unter heftigen Verwünschungen. Darauf meldet ihm Drago, Mutter und Kind seyen aus der Burg, das Uebrige würden die Knechte vollziehen. Golo geht in heftiger Bewegung ab, Drago triumphirt:

Du bist jetzt mein Sklav, ich bin Dein Herr;

Emma könne ihm nun nicht mehr verweigert werden.

Die fünfte Scene stellt eine Bergschlucht dar. Genoveva wird von den Knechten, deren Einer das Kind auf dem Arme trägt, hereingeführt. Sie soll sterben und will nicht und so werden denn lange und langweilige Reden und Gegenreden gehalten; als sie endlich sagt:

Ich will nicht beten und ich will nicht sterben

erhebt der Eine sein Messer:

Wenn Du nicht beten willst — —
(Heftiger Blitz und Donner.)

wodurch Genoveva recht wie verzogene Kinder plötzlich erschreckt ausruft:

Ich will — ich will.

Sie ruft den Himmel an, weiß nichts zu beten, beschwört aufs Neue einen Knecht um den andern; Endo wird endlich erweicht:

Sie kann nicht beten und ich hab ein Herz.
Wir schenken ihr das Leben.

Das ist doch ein hinlänglicher Grund zur Schonung! Er hilft der Niedergesunkenen auf.

Steh auf, steh auf! Wir schenken Dir das Leben.

Genoveva.

Dank! Dank für das Geschenk!

Nachdem sie geschworen hat, nie die Wildniß zu verlassen, entfernen sich die Knechte. Das Gewitter rollt heran. Donner und Blitz, der in einem Baume einschlägt, so bekömmt Genoveva Licht und Feuer und flüchtet sich mit ihrem Sohne in eine Höhle.

Vierter Akt.

Zwey Knechte besprechen sich über die Gemüthsveränderung ihrer Herren, Siegfrieds und Golos. Diese erscheinen darauf selbst, Siegfried ist glücklich aus dem Felde zurückgekehrt und zeigt sich zufrieden mit Golo, der wegen des Geschehenen in großer Angst ist. Er tröstet ihn:

Kein Wort von dem Vergangenen! Todt sey todt!
Laß meine Jäger sich auf Morgen rüsten!
Ich werde mit der Wolfsjagd einge Tage
In den Ardennen mich erlustigen.

Da kommt Richsa und fordert die Genoveva, fordert das Kind zurück. Als sie erfährt, was geschehen, geräth sie in Wahnsinn und flucht dem Siegfried.

Die vierte Scene ist im Garten am Schlosse. Golo irrt unruhig umher. Darauf kommen Emma und Drago; er entdeckt sich ihr, und ihre Liebe zu gewinnen, sagt er:

Du liebst den Bruder sehr,
So lieb auch mich, Du liebst in mir den Bruder,
Sein Heil, sein Leben liebst Du in mir.
Ein Wort von mir, ein Wort — und von der Zinne
Des Thores grinset Dich sein Schädel an.

Er enthüllt der Erstaunten, Erschreckten Golos falsche Anklage gegen seine Gebieterin und die grause That und dringt heftig in sie. Da sie mit Abscheu von ihm weicht, ruft er:

Hinweg denn von der Erd, hinweg mit ihm!

In diesem Augenblicke kommt Golo; Drago fordert Emma von ihm zum Weibe, schwört und droht, bis ihn Golo in Verzweiflung niedersticht.

Fünfter Akt.

Emma und Richsa kommen im Walde als Pilgerinen mit einem Knaben, der ihnen eine Kapelle zeigen soll. Kaum haben sie sich entfernt, erscheint Golo, der sich von dem Jagdgefolge entfernt hat; er will den Platz suchen, wo Genoveva gemordet wurde. Der zurückkehrende Knabe erschreckt sein böses Gewissen, daß er heftig zittert und der Knabe ihm zuruft:

Erschrick nicht Herr!
Golo (auf ihn zufahrend und ihn fassend)
Du bist des Todes — sprich —
Was machst du hier?

Er erfährt nun, der Knabe habe Richsa und Emma nach der Kapelle geleitet, wo sie beten wollten, denn dort sey Jemand, was ihnen sehr nahe gehen müsse, gestorben. Golo verjagt den Knaben und beschließt die Pilgerinen zu tödten.

Die vierte Scene zeigt uns Genoveva mit langen Haaren in Thierfelle gekleidet und ihr eben so gekleidetes Kind in einer Felsenhöhle, wie sie eben hereinstürzt:

Ein Wolf, ein Wolf! Hilf Gott! wie kommt ein Wolf
In dieß Geklüft? (Sie ergreift eine Stange)
Komm Ungeheuer, komm,
Wenn dus mit einer Mutter wagen willst.

Der Wolf entfernt sich; Genoveva unterhält sich mit dem Kinde, das friert, denn das Feuer — (sagt Genoveva)

Mein Leben, meine Liebe hat die Regenfluth mir todt gemacht!

Nach einiger Zeit hört man Jagdhörner, Genoveva verbirgt sich im Hintergrunde; Siegfried mit Golo und andern Dienern kommt. Genoveva erkennt sogleich ihren Gemahl; dieser fragt nach Drago, Golo geht, um ihn zu suchen. Die Jäger zünden Fackeln an, Siegfried sieht seine Gemahlin, erkennt sie im Gespräche und nimmt sie und den Schmerzenreich liebevoll auf. Der zurückkehrende Golo erschrickt freudig, da er die Gebieterin erkennt, erklärt feyerlich ihre Unschuld, erhält Verzeihung und soll zur Busse nach Rom wandern.

Die Freude voll zu machen, kommen auch Richsa und Emma.

Dieß der Inhalt. Warum der Verfasser das Stück ein Trauerspiel nannte, ist nicht ganz klar, wenn nicht etwa deßwegen, weil Drago erstochen wird.

1) Handbuch der Geographie von Dr. F. Volger, Rektor am Johanneum zu Lüneburg; dritte, stark vermehrte Auflage. Hannover 1833. gr. 8. Erster Theil II. und 661; zweyter Theil 587 Seiten. Preis 2 Thlr. 4 Gr.

2) Vergleichende Darstellung der alten, mittleren und neuen Geographie, ein Lehrbuch für die obersten Gymnasialklassen von Dr. Fr. Volger. Hannover 1832. gr. 8. VIII. und 339 Seiten. Preis 18 Gr.

---

1. Die Geographie hat in der neueren Zeit große Fortschritte gemacht. Wie man aber in neuerer Zeit in keiner Wissenschaft bey den äußern Erscheinungen stehen blieb, sondern die Massen von Erfahrungen und Thatsachen auf eine streng wissenschaftliche Grundlage zurückführte, und zu einem harmonischen Ganzen verband, so sahen auch tüchtige Männer, die sich ernstlich mit der Geographie beschäftigten, sehr wohl ein, wie verkehrt es sey, die verschiedenen Länder neben einander zu stellen, ohne auf ihren natürlichen Zusammenhang oder auf ihre natürliche Verschiedenheit Rücksicht zu nehmen, so daß es den Anschein hatte, als bestehe die Erde aus so vielen einzelnen Theilen, als es Völker und Staaten gebe. Wieviel Ritter that, um einer solchen Oberflächlichkeit zu steuern, und welche Thätigkeit sein Streben anregte, ist allen Freunden der Geographie bekannt. Doch während einige bedeutende Männer in ihren geographischen Schriften auf die Resultate der neuesten Forschungen gar keine Rücksicht nahmen, wollten andere das alte Gebäude gänzlich umwerfen, wodurch sie eine große Verwirrung veranlaßten. Dieser Umstand mußte ein Werk, das beyde Extreme vereinigte, und sich durch Vollständigkeit auszeichnete, sehr wünschenswerth machen. Daher war des Herrn Verf. Geographie, welche die wichtigsten Punkte aller neuen Entdeckungen vollständig enthielt, und die Vorzüge beyder Schulen gehörig würdigte, nicht bloß für die Wissenschaft ein bedeutender Gewinn, sondern es half auch einem großen Bedürfnisse ab. Eine solche Aufgabe konnte natürlich nur ein Mann lösen, der sich mit besonderer Liebe seinem schwierigen Geschäfte unterzog, und bey seinem unermüdeten Studium aller Hülfsmittel mit dem Gegenstande ganz vertraut war. Dafür entschädigte ihn auch der Beyfall, den schon die zwey frühern Ausgaben seines Werkes fanden, und das Bewußtseyn, nicht bloß für seine Schule, sondern auch für die Wissenschaft nach Kräften gewirkt zu haben. Er hat auch bey dieser neuen Ausgabe mit Sorgfalt und unverdrossenem Eifer alle Quellen und Mittel benützt, welche ihm zugänglich waren (in dieser Hinsicht hat er von Seite seines Verlegers große Unterstützung gefunden), und zur Vervollständigung seines Werkes beytragen konnten. Mit Recht hat er die Verfassungen, besonders jene der deutschen Staaten, einer besondern Berücksichtigung gewürdiget, und auch dadurch seiner Geographie einen großen Vorzug gegeben. Das Register, welches bey einem solchen Werke höchst nothwendig ist, ist durch Einschaltung der Völker-, Gebirgs- und Flußnamen um vieles vervollständigt worden. Auch dürfte vielen Lehrern die Anführung der Meereshöhe bey zahlreichen Städtenamen nicht unwillkommen seyn. Durch diese und verschiedene andere Zusätze, welche wegen der Fortschritte der Wissenschaft gemacht werden mußten, hat das Buch natürlich einen solchen Umfang erhalten, daß es in seiner jetzigen Gestalt nicht mehr zunächst für die höheren Schulklassen, sondern für das ganze gebildete Publikum überhaupt bestimmt ist. Wir wollen nur noch eine kurze Uebersicht des Inhaltes geben, um auf die Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung aufmerksam zu machen. In der Einleitung handelt Herr Volger von dem Verhältnisse der Erde zu den Himmelskörpern und von der Bewegung derselben, läßt dann die allgemeine mathematische, physische und politische Geographie folgen, und schließt die Einleitung mit einer natürlichen Eintheilung der Erdoberfläche. Er hat alles mit großer Kürze abgehandelt, aber doch so, daß nichts von dem Nöthigen und Wissenswerthen fehlt. Die besondere Geographie der fünf Erdtheile ist in jeder Hinsicht meisterhaft eingerichtet. Jedem Erdtheile ist eine Einleitung vorausgeschickt, welche sich mit seiner Lage, den natürlichen Gränzen, den Meeren, Flüssen und ihrer Beschaffenheit, mit der Natur des Bodens, den Gebirgen, ihrer Natur und Höhe, die mit musterhafter Genauigkeit angegeben ist, mit dem Klima, den Produkten, der Zahl und Abkunft der Einwohner, mit ihren Religionen und endlich den Verfassungen beschäftiget. Auch jeder einzelne Staat ist mit einer sehr interessanten Einleitung versehen, welche die eben berührten Punkte näher erörtert und eine gedrängte Uebersicht der Geschichte enthält, welche den Werth des Buches sehr erhöht. Manche kleine Versehen, welche sich hie und da noch finden, und einige Lücken, welche der Herr Verf. bey einer neuen Arbeit gewiß ausfüllen wird, rügen zu wollen, wäre thöricht. Er ersucht deßhalb alle Freunde dieser Wissenschaft um gütige Mittheilungen, die er dankbar berücksichtigen wird. Denn nur durch ein uneigennütziges Zusammenwirken aller Trefflichen kann ein solches Werk von allen Mängeln befreyt werden. Uebrigens tragen wir kein Bedenken, dieses Handbuch zu den allerbesten zu zählen, und ihm unter denjenigen, welche nur mittleren Umfang haben, die erste Stelle anzuweisen. Wir hoffen, daß der Herr Verf. seine Forschungen zum Besten der Wissenschaft mit Eifer fortsetzen, und einer neuen Ausgabe noch eine gedrängte Uebersicht der vorzüglichsten Quellen und Hülfsmittel beyfügen werde.

2. Die Ausarbeitung einer vergleichenden Geographie gehört zu den schwierigsten Gegenständen, und erfordert einen mit diesem Fache vollkommen vertrauten Mann. Herr Rektor Volger, der einen großen Theil seiner Zeit auf das Studium der Geographie verwendete, und durch das oben genannte Handbuch seine Meisterschaft beurkundete, war allerdings geeignet, sich der Lösung einer mit so vielfachen Schwierigkeiten verbundenen Arbeit zu unterziehen, und sie zur allgemeinen Befriedigung zu beendigen. Er hatte kein Vorbild, das ihm zur Richtschnur hätte dienen können; er mußte auf einem noch nicht betretenen Wege sich selbst die Bahn brechen; er fand über die Geographie des Mittelalters nur die höchst unvollständigen und mitunter sehr unrichtigen Arbeiten von Junker und D'Anville vor, und doch hat er sein Ziel erreicht. Die Geographie des Mittelalters hat er nur kurz berührt, theils wegen der Schwierigkeiten, welche mit der Darstellung derselben verbunden sind, und daher nur in einem größern Werke beseitigt werden können, theils um den Umfang des Buches nicht so zu vergrößern, daß es die Grenzen eines um so billigen Preis zu erlangenden Schulbuches überstiege. Zudem wollte er nach der Wichtigkeit der Sache vorzüglich die alte und neueste Geographie einer besondern Berücksichtigung würdigen und mit einiger Vollständigkeit vortragen, da diese für das Leben, jene aber für die Schule, wenn auch nicht allein, doch vorzugsweise höchst wichtig ist. Demnach hat er das Mittelalter absichtlich nur in so weit berührt, als seine Arbeit dem historischen Unterrichte die Hand reichen sollte; Deutschlands mittlere Geographie aber ward vollständiger angedeutet, als es bey den andern Ländern geschehen ist. Er schlug diesen Weg deßhalb ein, weil er kein Handbuch liefern wollte, in dem sich der Historiker Raths erholen könnte, sondern nur dem Lehrer und Schüler einen Leitfaden darzubieten beabsichtigte, welcher die bisher ganz isolirt hingestellte alte und neue Geographie verbinden, den Uebergang aus der alten in die neuere Zeit andeuten, und die Erdkunde historisch als ein in sich abgeschlossenes Ganze umfassen sollte. Daher konnte er nur Umrisse liefern, welche der Lehrer ausfüllen, nur den Weg bezeichnen, auf dem er den Schüler zu einer klaren Uebersicht führen muß. Ref. stimmt mit diesen Ansichten allerdings überein; nur glaubt er, daß Herr Rektor Volger der mittleren Geographie eine größere Aufmerksamkeit hätte schenken sollen, um den Studierenden den Uebergang aus der alten in die neuere Zeit so genau zu bezeichnen, wie er es bey Deutschland gethan hat. Darin aber pflichtet er dem Verf. bey, daß bey einer solchen vergleichenden Darstellung die neuere Geographie am meisten hervorgehoben werden müsse. Auch bey der alten Geographie hat er nach unserm Urtheile den rechten Weg eingehalten, und alles Wichtige und für die Schule Nöthige berührt. Es ist gut, daß er hier bisweilen eher zu viel gab, als zu wenig. Wenn es auch bey der Zeit, welche dem geographischen Unterrichte in den obern Gymnasialklassen zugetheilt wird, auf vielen Schulen schwer werden sollte, den vorgeschriebenen Cursus nach der diesem Lehrbuche vorgezeichneten Ausführlichkeit zu vollenden, so wird ein gewandter Lehrer nach Zeit und Umständen alles was er für minder wichtig hält, schon auszuscheiden wissen, und aufmerksame und fleißige Schüler werden dasjenige, was der Lehrer aus Mangel an Zeit in der Schule nicht berühren konnte, in ihren Mussestunden gewiß nachholen. Zur weitern Ausführung der Geographie einzelner Länder kann das Handbuch der Geographie des Hrn. Rektors Volger, das keinen Lehrer ohne Unterstützung lassen wird, die nöthigen Aufschlüsse geben. Was die Behandlung des Gegenstandes im Allgemeinen betrifft, so suchte er die Ansichten der beyden geographischen Schulen zu vereinigen. Unsere Geographen theilen sich bekanntlich in zwey entgegengesetzte Klassen; man könnte sie die politische und physische, oder die alte und neue Schule nennen. Jene will alles nach politischen Grenzen bestimmen. Diese nimmt auf die Bestimmungen der Politik gar keine Rücksicht, folgt, wie sie sagt, bloß der Natur, wird aber nichts desto weniger oft, wenn sie einseitig verfährt, selbst unnatürlich; jene arbeitet bloß für das praktische Leben, diese für die Wissenschaft. Jeder sieht wohl ein, daß ein Lehrbuch, welches ganz nach den Anforderungen der letztern ausgearbeitet wäre, für Schulen sich gar nicht eignete; allein auf der andern Seite verräth es Eigensinn und Gleichgültigkeit gegen alles Fortschreiten in dieser Wissenschaft, wenn einige Verfasser geographischer Lehrbücher auf die trefflichen Ansichten der neuern Schule gar keine Rücksicht nehmen. Herr Volger hat nach der Ansicht des Ref. den rechten Mittelweg in dieser Beziehung nie verlassen. Schon eine kurze Uebersicht des Inhaltes kann von der Genauigkeit, mit welcher er bey der Ausarbeitung seines Lehrbuches verfuhr, Zeugniß geben. Zuerst spricht er (§. 1.) von der Geographie überhaupt und der Eintheilung derselben; sodann gibt er (§. 2 — 12.) eine sehr schöne Uebersicht ihrer Geschichte; hierauf geht er zur allgemeinen mathematischen (§. 13 — 17.), physischen (§. 18 — 21.) und zur allgemeinen politischen Geographie (§. 22.) über, und läßt dann nach sehr zweckmäßigen Bemerkungen über die natürliche Eintheilung der Erdoberfläche (§. 23.) die fünf Erdtheile folgen. Unter diesen hat er mit Recht Europa besonders hervorgehoben (§. 24 — 338.), nicht so fast deßhalb, weil wir darüber zuverläßigere Nachrichten haben, als vielmehr wegen seiner großen Bedeutung in politischer und wissenschaftlicher Beziehung. Auch bey Asien (§. 339 — 395.), Afrika (§. 396 — 428.), Amerika (§. 429 – 497.) und Australien (§. 498 – 510.) hat er seinen Stoff mit großer Umsicht vertheilt. Ueberall sind in diesem Lehrbuche Vollständigkeit und Kürze mit einander vereinigt, und alle Resultate der neuesten

Forschungen mit musterhaftem Fleiße berücksichtigt und an ihrem Orte angebracht, so daß es nicht bloß wegen seiner materiellen, sondern auch wegen seiner formellen Einrichtung zu den vorzüglichsten Lehrbüchern der Geographie gehört. Wenn man dabey erwägt, daß es außer der neuesten Geographie eine zwar gedrängte, aber doch vollständige Uebersicht der alten und treffliche Andeutungen über die mittlere enthält, die sich in keinem der bisher erschienenen Schulbücher finden, so wird man kein Bedenken tragen, es für das beste zu erklären, und alle Lehrer und Schulvorstände darauf aufmerksam zu machen. Es gewährt nicht nur den Lehrern bey ihren geschichtlichen Vorträgen eine große Erleichterung, sondern wird auch bey den Schülern, wenn es weise gebraucht wird, ungemein viel Gutes stiften.

Ref. schließt diese Bemerkungen mit dem Wunsche, daß beyde geographischen Werke des Hrn. Rektors Volger jede Gymnasial-Bibliothek zieren, und recht oft als Preisebücher vertheilt werden möchten. Dadurch können sich Schulvorstände um die Förderung geographischer Kenntnisse, welche für jeden Menschen, der auf Bildung Anspruch macht, höchst nothwendig sind, ein großes Verdienst erwerben. Druck und Papier kommen der Vortrefflichkeit des Inhaltes gleich.

Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen. Leipzig in der Weygand'schen Buchhandlung. 1834. VI. und 232 S.

Der geistreiche Verfasser dieser großentheils aus zerstreuten Aufsätzen im Berliner politischen Wochenblatt zusammengesetzten Schrift hebt darin vorerst mit großer Schärfe, Lebendigkeit und geschichtlicher Gründlichkeit den Unterschied hervor, der zwischen der alten ständischen Verfassung der christlich-germanischen Völker und dem Wesen des constitutionellen Staates im modernen Sinne besteht. Er zeigt, wie sehr diejenigen sich täuschen, die in den Formen des letzteren das Wesen der ersteren etwa verjüngt wieder zu erhalten glauben und von seiner Entwicklung die Rückkehr zur alten Freyheit und somit auch der alten Blüthe und Kraft der europäischen Völker erwarten. Jene Verfassung, sagt der Verfasser, war keine künstliche Erfindung, sondern eine natürliche und nothwendige Einrichtung, die sich von selbst aus den natürlichen Rechts- und Freyheitsbegriffen der germanischen Völker ergab. Sie war die naturgemäße Aeußerung des innersten Lebens der verschiedenen Volkselemente und ihrer wahrhaften und wirklichen Beziehungen zu einander. Das Repräsentativ-System seye eine leere Abstraktion; auf künstlich in's Leben gerufene Voraussetzungen gebauet, das nirgend einen wahren und wirklichen Bestand, sondern nur ein trügerisches Scheinleben habe; allenthalben gelte in den sogenannten constitutionellen Staaten der Wirklichkeit noch etwas ganz anderes, als was nach der Theorie der Repräsentativ-Verfassung gelten sollte und die Note Seite 2 weiset auf Frankreich, um rücksichtlich dieser Behauptung jeder weiteren Nachweisung überhoben zu seyn. Die innerste Triebfeder aber der ganzen Maschinerie ist gerade der feindlichste Gegensatz gegen die ächten Grundlagen aller ständischen Verfassung und Freyheit, und ihr Spiel um so gefährlicher, je vollständiger die Ehrlichkeit der Werkzeuge, die ihr dienen müssen, die Verruchtheit der Thaten verbirgt, die sie ausübt. Nach dem Systeme der ständischen Verfassung ist der Landesfürst ein freyer, selbstständiger Herr, welcher Kraft des mit seiner Macht ihm von Gott gegebenen Berufes seine Unterthanen schützt und ihnen Gutes, Recht und Gerechtigkeit schafft. Das Repräsentativ-System geht dagegen offen oder versteckt von der Souveränität des Volkes und von dem Grundsatze aus, daß alle Gewalt nicht eine von Gott gegebene und aus der höheren Pflicht entspringende, sondern eine von unten übertragene, durch die Willkühr des Volkes erschaffene sey. Das ständische System schützt jede rechtlich bestehende Individualität, achtet in jeder dasselbe Prinzip, auf welchem die höchste Autorität beruht. Das Repräsentativsystem dagegen fingirt das souveraine Volk als eine durchaus gleichartige Masse, als ein homogenes Aggregat völlig gleich berechtigter Individuen. In dem ständischen Systeme gab es daher schon vor der allgemeinen Landtagsversammlung verschiedene in sich geordnete und gegliederte Stände. Nach dem Repräsentativsysteme erscheinen die Volksvertreter oder Repräsentanten als ein bloßer Bruchtheil der Seelenzahl des ganzen Volkes. Nach dem ständischen Systeme vertreten die Repräsentanten nur das Interesse der bestimmten Corporation, von der sie abgeordnet wurden und nach deren Instruktionen sie folglich auch verfahren. Nach dem Repräsentativsysteme dagegen ist jeder gewählte Repräsentant nicht der Bevollmächtigte einer gewissen moralischen Person und der Vertreter ihrer bestimmten Interessen, sondern der Repräsentant des ganzen Volkes und des ganzen Landes.

(Schluß folgt.)

Nr. II. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 15. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 5.

Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen. Leipzig in der Weygand'schen Buchhandlung. 1834. VI. und 232 S.

(Schluß.)

Er darf keine Vollmachten und Instruktionen annehmen und vertritt keine concreten Interessen, sondern nach seiner Einsicht und seinem Gewissen das „allgemeine Wohl“. Das ständische System achtet in jedem Landestheile die geschichtliche Entwicklung, durch welche er ein in sich geschlossener Kreis von Rechten und Interessen geworden und es bestehen als solche die Provinzen, welche ihre besonderen Stände haben. Das Repräsentativsystem zerstört dagegen die Provinzialbegränzungen, um das Gebiet nach Bedürfniß und Bequemlichkeit der in der Hauptstadt thronenden Centralgewalt in mathematisch-geographisch zerschnittene Distrikte zu theilen, welche Deputirte wählen, deren keiner auch nur die Lokalität, der er angehört, zu vertreten berechtigt ist. In dem ständischen Systeme waren demnach die Landstände naturgemäß und von selbst in eben so viele besondere Klassen oder Curien getheilt, als wirkliche Stände mit verschiedenen Lebens-Interessen und Rechtsverhältnissen im Lande vorhanden waren, und von diesen konnte keine „in den Beutel oder Rechtskreis der übrigen hinein eine Bewilligung oder ein Gesetz machen.“ Nach der Consequenz des Repräsentativsystems dagegen bilden sämmtliche sog. Repräsentanten nach ihrem fingirten Charakter als Ausschuß einer durchaus homogenen Masse, eine einzige Volksvertreter-Gesellschaft, innerhalb welcher die Majorität, selbst einer einzigen Stimme, oft über die wichtigsten Dinge, wovon sie nichts versteht, und insbesondere über Mein und Dein der Repräsentirten entscheiden kann. In ihrem Verhältnisse zum Landesherrn waren und blieben die Landstände, nach der älteren ständischen Verfassung, Unterthanen. Das Repräsentativsystem dagegen überträgt den Volksvertretern entweder gänzlich die Staatsgewalt und eigentliche Herrschaft, dem Landesherrn bloß die sog. exekutive Gewalt oder die Befugniß überlassend, die Befehle der Volksvertreter zu vollstrecken, oder die Staatsgewalt wird zwischen ihm und den Repräsentanten getheilt, wenigstens zu theilen versucht. Die Stände im ächten und alten Sinne des Wortes waren und bleiben als Unterthanen für ihre Handlungen und Aeußerungen verantwortlich und konnten auch auf dem Landtag für ihr etwaiges rechtswidriges Gebahren zur Untersuchung gezogen werden. Die Volks-Repräsentanten sind dagegen als Theile einer souverainen Körperschaft, wenigstens während der Session der Kammern, unverantwortlich und ihre Personen, nach dem beliebten und in der ersten Revolution zur Ungebühr mißbrauchten Ausdruck „heilig und unverletzlich.“ Der Grundidee der ständischen Verfassung gemäß ruft der Landesherr die Stände nur zusammen, wenn er eines Rathes bedarf oder eine bestimmte Bewilligung von ihnen in Anspruch nimmt. Die Volksrepräsentanten versammeln sich, weil sie einen besonderen souverainen Zweig der Staatsgewalt bilden, kraft der Constitution zu gewissen und im Voraus bestimmten Zeiten, und es liegt in der einfachen Consequenz des Repräsentativsystems, daß es zu permanenten Nationalversammlungen hingravitirt. Ein abstraktes Recht, über Alles und Jedes Gesetze zu geben, war dem älteren Staatsrechte überhaupt fremd. War jedoch ein Gesetz in solchen Sachen, wo der Landesherr zu befehlen hatte, nothwendig, so vernahm derselbe die Stände mit ihrem

Rathe; auch hatten sie in dieser Beziehung ein Recht, ihm ihre Bitten und Wünsche vorzulegen; sollte dagegen eine Disposition über Rechte des einen oder des anderen Standes getroffen werden, so konnte dieß nur mit Einwilligung der Betheiligten geschehen. Das Repräsentativsystem trägt in sich das Prinzip der parlamentarischen Allgewalt. Ohne der Repräsentanten Zustimmung kann der Regent kein Gesetz irgend einer Art erlassen, sie aber haben auch ihrerseits die Initiative und er die Pflicht, in Ansehung ihrer Gesetzes-Vorschläge sobald wie möglich bejahend oder verneinend zu antworten. Die Stände hatten das Recht, diejenige finanzielle Hülfe, die über ihre bereits feststehende Pflicht hinaus von ihnen verlangt wurde, zu verwilligen, und darüber zu wachen, daß die bewilligte Summe zu dem verabschiedeten Zwecke verwendet werde. Ein Aufsichtsrecht über die Verwendung der nicht von ihnen verwilligten Einnahme (aus Domänen, Zöllen, Regalien und nutzbaren Rechten), ein Recht, jedwede Ausgabe zu genehmigen oder zu verwerfen, ein generelles Recht der Aufsicht, Controlle und Regulirung des ganzen Staatshaushaltes stand ihnen in keiner Weise zu.

Die Volksrepräsentanten, als Staatsgewalt, üben dagegen eine Gewalt aus, welche der Sache nach alle Befugnisse der Staatsgewalt in sich schließt; sie genehmigen das Budget d. h. den detaillirten Etat aller Einnahmen und Ausgaben der Staatsgewalt, dergestalt, daß ohne ihre Genehmigung weder eine Einnahme erhoben, noch irgend eine Ausgabe gemacht werden darf.

Die Regierung schwebt ihnen gegenüber mit den auf kurze Frist gesetzten Verwilligungen in beständiger Gefahr, den Finanzhaushalt willkührlich modificirt zu sehen, und es ist klar, daß der Sache nach die höchste Gewalt in den Händen derjenigen liegt, die die Einnahme jedes öffentlichen Instituts, ja jeder einzelnen Klasse von Beamten nach ihrer Willkühr erhöhen oder vermindern können. Die Stände hatten, wie ihnen überhaupt das Recht der Beschwerde zustand, auch die Befugniß, ein pflichtwidriges Verhalten der obersten Beamten und Minister dem Landesherrn zur Untersuchung und Bestrafung anzuzeigen. Nach dem Repräsentativsystem hingegen sind die Minister den Volksrepräsentanten verantwortlich, von denen sie, ohne daß der Landesherr sie zu schützen vermöchte, in Anklagestand versetzt und selbst wegen der Vollziehung der Befehle ihres Herrn vor Gericht gestellt werden können. Die gesammte Verwaltung, an deren Spitze sie stehen, ist also, der Natur der Sache nach, den Volksrepräsentanten dienstbar und nicht mehr des Königs Organ, der Scepter nicht mehr des Fürsten waltende, vor des Thrones Höhe Frieden gebietende Macht, sondern auf den beweglichen Sand der Tiefe gepflanzt, ein schwankendes Rohr im offenen, stürmischen Meere der öffentlichen Meinung.

Wie inhaltschwer diese Gegensätze zwischen dem Repräsentativsysteme und der ständischen Verfassung (die wir größtentheils mit des Verfassers eigenen Worten aus dem Buche ausgehoben haben) wie folgenreich sie für Glück und Frieden der Völker seyen, hat die Erfahrung gelehrt. An sie knüpft sich besonders ein verhängnißvolles Corollar, die Preßfreyheit. Die Volksrepräsentanten sind die Vertreter der Ansichten, Meinungen, Interessen und Bestrebungen der ideellen Volksgesammtheit oder der öffentlichen Meinung. Sie repräsentiren das souveraine Volk und somit liegt die Oeffentlichkeit der Kammerverhandlungen unmittelbar in der Consequenz des Repräsentativsystems, welchem gemäß sie zunächst den Zweck erfüllen soll, das mystische Gedankenwesen „Volk" von den Leistungen seiner Vertreter zu unterrichten und ihm den Maßstab für die künftigen Wahlen an die Hand zu geben. Die nothwendige Folge des nämlichen Grundsatzes, und gleichsam nur die Kehrseite dieser Anforderung ist aber: daß auch das Volk seinerseits befugt sey, seine Repräsentanten von dem zu unterrichten, was wirklich seine Ansicht d. h. Anforderung der öffentlichen Meinung sey; deshalb unbedingte Freyheit für Jeden, seine Gedanken durch den Druck zur öffentlichen Kunde zu bringen; demnach schrankenlose Licenz der öffentlichen Gesinnung und in Folge dieser, Untergang und Vernichtung des gesammten auf uns vererbten Capitals von altem Glauben, Sitte, Zucht und Gehorsam.

Es streitet dieses geradezu gegen den Beruf und die Pflicht des Regenten und jeder constituirten Gewalt, welchen es obliegt, in ihrem Bereiche nicht zu dulden, daß die Ueberzeugung und das Gefühl der Guten verletzt, die Unschuld verführt, der unverwahrte rechtliche Sinn der Menge irre geleitet und zum gemeinsamen Verderben Aller fortgerissen werde; aber wer das Princip zugegeben hat, sträubt sich vergebens wider die Folgerungen und wer dem Repräsentativsysteme huldigt, hat sich selber gerichtet, wenn er die Presse angreift.

Zum Glück ist eine Verfassungsurkunde kein Glaubensbekenntniß und uns also, des Eides auf jene ungeachtet, nicht verwehrt, allenthalben, wo die beschworenen gesetzlichen Bestimmungen es verstatten, den alten Boden des Rechtes und der Wahrheit wieder aufzusuchen. In wie weit dieses überall möglich sey, ist eine andere Frage. Unser Verfasser hat sich in dieser Beziehung die, wir müssen wohl sagen, traurige Aufgabe gestellt, den gesetzlichen Zustand von Deutschland zu untersuchen und zu prüfen, in welchem Grade, in Folge des zum Theile unschuldigen Mißverständnisses, welches beym Wiener Congreß und den Ministerial-Conferenzen von 1820 beyde Systeme verwechseln ließ, die Elemente der ständischen Verfassung mit den Grundsätzen des Repräsentativ-Systems in den verschiedenen deutschen Constitutionen verquickt und untermengt sind.

Er durchgeht zu diesem Ende die Organisation und Zusammensetzung der deutschen Ständeversammlungen, das darin bestimmte rechtliche Verhältniß der Stände (vielmehr der sog. Repräsentanten) zum Landesherrn, ihren Einfluß auf Gesetzgebung und Staatshaushalt und endlich die Bestimmungen über die Verantwortlichkeit der Minister und die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen und, wir müssen gestehen: Es ist ein trübes Bild, das sich aus seinen Zusammenstellungen ergibt. Auch kommt er zu dem Resultat, daß in manchen Ländern die Landesherrn, durch ihre Eide gebunden, weder sich selber helfen, noch auch nur Hülfe von Anderen suchen können, die Länder also unrettbar verloren, dem revolutionären Unwesen wehrlos preisgegeben sind, wenn nicht der deutsche Bund hülfreich ins Mittel tritt. In wie ferne der Bund hiezu berechtigt und befugt sey, untersucht daher auch unser Verfasser da, wo er von dem Einfluß der Stände auf die Gesetzgebung spricht, indem er sich bemüht, das Verhältniß der Landesgesetzgebung zu den Beschlüssen des deutschen Bundes festzustellen. Darin ist nun der Gang, den er geht, folgender. Der deutsche Bund ist geschlossen, um die innere und äußere Sicherheit unseres Vaterlandes aufrecht zu erhalten (Art. 2 der Bundesakte, Art. 1 der Schlußakte). Nach einer redlichen Auslegung der Normen des Bundesstaatsrechtes kann dieß nicht bloß von einzelnen Aufständen verstanden werden, sondern es muß, in eben dem Grade, als dieses gefährlicher ist, noch weit mehr dem Umsichfressen des revolutionären Giftes, dem auf scheinbar gesetzlichem Wege ruhig fortschreitenden Unterminiren der bestehenden Staatsgewalten durch Gesetze und Verträge gelten, die entweder die Anmaßung der revolutionären Faction zu ertrotzen gewußt oder die Sorglosigkeit und Uebereilung der Träger der Regierung der schleichenden List ihrer Feinde auch ohne äußeren Zwang verwilligt hat. Jede deutsche Regierung ist in dieser Beziehung allen übrigen verpflichtet und, wie überhaupt das Leben der deutschen Staaten in vielfacher Beziehung ein Gesammtleben ist, das in keinem seiner Glieder auf die Dauer gestört und betrübt werden kann, ohne auch in den übrigen krankhafte Erscheinungen hervorzurufen, so gilt dieß vornehmlich in Allem, was die innere Sicherheit und den öffentlichen Frieden in Deutschland betrifft. — Die gegenseitig übernommene Verpflichtung bringt es also mit sich, daß die Glieder des deutschen Bundes nicht bloß bereits entstandene Störungen unterdrücken, sondern es setzt jede Sorge für die Sicherheit eines Landes ihrem Begriffe nach auch voraus, daß eben so zukünftige Störungen — so weit menschlichen Kräften, sie abzuwenden, gegeben ist — vermieden werden. — Da weist nun der Verfasser auf die Art. 12 der Bundes- Art. 29. und 30. der Schlußakte, die Einrichtung des Justizwesens in den einzelnen deutschen Ländern, die Vorkehrungen gegen Justizverweigerung, die Berichtigung der gegen mehrere Bundesglieder zugleich gerichteten Privatforderungen betreffend, als aus eben dieser Pflicht der Bundesstaaten und diesem Rechte des Bundes hervorgegangen und, indem er nun die Art. 54 bis 63 der Schlußakte, worin der Fall vorgesehen ist, daß durch eine fehlerhafte Einrichtung der landständischen Verfassungen die Grundsätze der Monarchie untergraben, die Souverainität der fürstlichen Häuser auf Repräsentanten-Versammlungen übertragen und dadurch gewaltsame Erschütterungen der inneren Sicherheit Deutschlands vorbereitet werden könnten, als diejenigen bezeichnet, von welchen bey den allenfalls nöthigen Einschreitungen des Bundes füglich ausgegangen werden könne und auf deren Weiterbildung es nun vorzüglich ankomme, untersucht er auch zugleich die Frage, in wie ferne die Bestimmungen des Artikels 53 der Bundesakte, wonach die Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten jede Einwirkung des Bundes in die innere Staatseinrichtung im Allgemeinen ausschließt, den Vorkehrungen des Bundes, die als das einzige Rettungsmittel in der Noth sich darstellen, hemmend und hindernd entgegenstehen dürften. Mit einem anderen Schriftsteller, der jüngst über den politischen Zustand von Deutschland geschrieben, bestimmt er nun den Sinn des fraglichen Artikels 53 dahin, daß der Bund über die inneren Angelegenheiten einzelner Staaten nur in so ferne nicht entscheiden könne, *als er dazu nicht gesetzlich autorisirt sey*. Da aber in den bereits angeführten Bestimmungen der Bundesakte und der Wiener Schlußakte diese Autorisirung rücksichtlich der Erhaltung des inneren und äußeren Friedens Deutschlands allerdings schon gesetzlich vorliege, so könne der Bund durch den Art. 53 keineswegs gehindert werden, neue bundesgesetzliche Bestimmungen, welche er zur vollständigen Erfüllung des ausgesprochenen Bundeszweckes für nöthig finde, unter Beobachtung der in der Bundesakte vorgeschriebenen Formen fernerhin zu beschließen. Die Bestimmungen, aus welchen jenes Recht des Bundes sich ableite, seyen ja aus dem freyen Entschluß der mit betheiligten Souverains hervorgegangen, im Interesse eines jeden von ihnen gefaßt worden, und ihre Anwendung und Geltendmachung könne also wahrlich nicht als eine Verletzung ihrer Unabhängigkeit betrachtet werden. Dem Einwande, den man dagegen aus der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der in den einzelnen Staaten bestehenden Verfassungs-Urkunden ableiten möchte, begegne von selber die Priorität des Bundes vor diesen Verfassungen, welche den aus jenem sich ergebenden Rechten und Pflichten nicht zu derogiren vermocht hätten. Keine landständische Verfassung dürfe, nach Art. 58 der Schlußakte, die souverainen Fürsten in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen hindern oder beschränken; unter diesen stehe aber die Sorge für die innere und äußere Sicherheit des Bundes oben an, die der Zweck des Bundes sey, des Bundes, der früher geschlossen worden, als die Constitutio-

nen das Licht der Welt erblickt hätten. Kein deutscher Fürst habe, seinen Ständen gegenüber, sich zu irgend etwas verpflichten können, was den Rechten des Bundes widerstreit und es sey unstatthaft und widersinnig, die Verpflichtungen des Landesherrn auf die Constitution seines Landes, isolirt von der eben so heiligen, aber ältern Verpflichtung auf die Constitution des Bundes, auffassen und interpretiren zu wollen. Diesen Theil der vorliegenden Schrift, obwohl in ihm und in der Uebersicht der deutschen Verfassungen nach den angegebenen Gesichtspunkten die Absicht des ganzen Werkes unverkennbar liegt, können wir füglich der Einsicht und Beurtheilung der Leser überlassen, indem das Interesse einer solchen Erörterung wesentlich durch die Frage nach der Nothwendigkeit einer Einschreitung der bezeichneten Art bedingt ist, bey uns aber, Gott Lob, des Königs Macht und Ansehen in so weit noch unverkümmert ist, daß wir weder Furcht noch Hoffnung zunächst für uns an die Bundesbeschlüsse zu knüpfen brauchen. Allgemeinen Dank aber verdient der Verfasser für die Art und Weise, wie er den Contrast des alten Rechtes und der modernen Fictionen durchgeführt und die verderblichen Folgen der letzteren nachgewiesen hat. Er wird leichter und lieber gelesen werden, allgemeiner überzeugen und kräftiger anregen, als Vollgraff. *)

Auf die Frage, die dieser zu beantworten versucht, wie nämlich auf dem Boden des alten Rechtes den Forderungen und Bedürfnissen der neuen Zeit zu genügen sey, hat unser Verfasser sich nicht eingelassen.

Die Untersuchung, die er als der seinigen sich anknüpfend, S. 38 bezeichnet, wie nämlich „die in den Constitutionen Deutschlands etwa vorfindlichen Principien des Repräsentativsystems ausgeschieden und wie andererseits die darin enthaltenen ächten Elemente der ständischen Verfassung erhalten, ergänzt und verstärkt werden könnten“, hat er leider Anderen überlassen. Nur leise deutet er (S. 31) an, was seiner Ueberzeugung nach bey der Wiederherstellung der Selbstständigkeit Deutschlands hätte geschehen sollen. Es hätte, meint er, von dem positiv historisch-rechtlichen Gesichtspunkte aus das wirklich noch Bestehende, als solches und in seiner rechtlichen Existenz anerkannt, es hätte da, wo die Landstände etwa sich erhalten hatten, mit diesen über die allenfallsigen unvermeidlich nothwendigen Aenderungen transigirt, es hätte, wo sie nicht mehr vorhanden waren, der letzte Zeitpunkt ihrer rechtlichen Wirksamkeit erhoben und dann untersucht werden müssen, was von ihnen noch factisch vorhanden, was untergegangen sey, was unbeschadet anderer, inzwischen entstandener Rechte wieder hergestellt, endlich was nach der Analogie der in andern Ländern oder Provinzen desselben Landes noch bestehenden landständischen Verfassungen mit Rücksicht auf die natürliche Billigkeit und die wahren Bedürfnisse der Gegenwart ergänzt, abgeändert oder neu eingerichtet werden müsse. Für die Fälle, wo der Regent und die Stände sich nicht hätten vereinigen können, hätte von vorn herein ausgemacht werden mögen, daß, wie früher Kayser und Reich, nunmehr der deutsche Bundestag als Schiedsrichter entscheiden möge. Daß dieser Weg, nach rechtlicher Ansicht, der vorzüglichere gewesen wäre, sind wir weit entfernt, bestreiten zu wollen, so wie wir mit Vollgraff der Ueberzeugung sind, daß nur auf eine naturgemäße, die Veränderungen der neuesten Zeit in den inneren Verhältnissen und Beziehungen des Volkslebens getreu darstellende Gliederung der Grundelemente des Staates ein ächtes Verfassungsleben gegründet werden könne. Aber wir glauben nicht, daß es genüge, das Repräsentativsystem zu bekämpfen, weil es diese Grundelemente des Staates aus ihrer ursprünglichen Sonderung vollends herausgerissen und in bunter Verwirrung gemengt hat, um dem Geiste des Verderbens, der jetzt durch die Völker weht, freye Bahn und willige Werkzeuge zu schaffen; wir glauben nicht, daß dieses negative Abwehren irgend von Erfolg seyn könne und daß es durch äußere politische Maßregeln und Bezähmung der Presse gelingen möge, die ständische Verfassung wieder zu Kraft, d. h. ein harmonisches Volksleben zu Stande zu bringen, so lange nicht eben diesem Volksleben ein höheres Ziel gezeigt ist, das in der Masse den Geist erwecke, der allein die natürlichen Organe der Ordnung in der Gesellschaft zu kräftigen und in das wahre Verhältniß zu der jetzt unbiegsamen Menge zu setzen vermag. Hat doch eben der böse Geist, der dort durch die hohlen Formen einer marklosen Fiction uns angrinset, das mächtige Gebilde der englischen Verfassung mit kurzer Mühe gelöst und es an Ohnmacht den blöden Ausgeburten der modernen Staatsklugheit gleich gemacht! Wie könnten wir in dem Augenblicke, wo das wunderbare Werk der Freyheitsliebe und des rechtlichen Sinnes von Altengland zu Trümmern geht, mit unseren morschen, längst des Lebens und der Bewegung entwöhnten, Verfassungs-Elementen etwas Selbstständiges und Dauerndes zu begründen hoffen? — Das ist vergebens. Und täuschen wir uns ja nicht über unsere Lage; denn es ist von der größten Wichtigkeit, genau, worauf es ankommt, zu erforschen. Wir können nichts herstellen, als die Sonderung der Stände und Klassen, ihrer Rechte und Interessen: das Leben, welches das innere Band derselben bilden und die höhere Einheit der Gesonderten vermitteln müßte, vermögen wir nicht zu erschaffen. Kaum hätten wir die Sonderung hergestellt, so müßte die Gewalt von oben wieder deren Folgen bekämpfen, oder es würde sich die Fluth von unten erheben und die kaum

*) Die Täuschungen des Repräsentativsystems oder Beweis: daß dieses System nicht das geeignete, rechte, zeitgemäße Mittel ist, den Bedürfnissen unserer Zeit zu begegnen, mit Andeutung der geeigneten, rechten und zeitgemäßen Reformen. Marburg 1832. 95 S. gr. 8.

gezogenen Schranken aufs neu durchbrechen. Denn jedes selbstständige Leben, das wir heut zu Tage gewähren ließen, würde sich als ein Kind der Zeit erweisen, selbstsüchtig und autoritätslos, zerrissen im Innern und trotzig nach Außen, sich und Andern eine Last. Wie hätten sich die alten Stände gegliedert und erhalten, hätte nicht das Gefühl der Pflicht, die Achtung des angebornen Berufes im Einzelnen, das Gefühl vor Recht und die Ehrfurcht vor der Autorität in der Mehrzahl stets die Lockungen des eigenen Vortheils und die Versuchungen des Stolzes überwunden? War die Sonderthümlichkeit oder die Gemeinschaft das fortbildende Princip der früheren politischen Gestaltungen? — Die landständischen Verfassungen waren „eine natürliche und nothwendige Einrichtung, die sich von selbst aus den lebendigen Rechts- und Freyheitsbegriffen der germanischen Völker ergab." Wo sind sie hingekommen, diese Rechte und Freyheitsbegriffe, und denkt man wohl, daß das, was sie hervorgebracht, anders als durch sie auch erhalten werden könne?

Es muß offenbar mehr geschehen, als die allenthalben noch vorhandenen ächten Elemente der ständischen Verfassung zu erhalten, zu ergänzen und zu verstärken; es muß auch ein Geist geweckt werden, der dem Leben wie es heut zu Tage sich gestaltet hat, die Richtung nach Ordnung und Gerechtigkeit, nach Erhabnem und Edlem, Reinem und Heiligem wiedergebe, wie die Vorzeit ihn besaß. Wer wird dieß? — Nur der Allmächtige kann's. Doch ist dem Menschen vergönnt, zuweilen aus der Gegenwart die Zukunft zu deuten, aus den Uebeln und Bedürfnissen des Augenblicks zu erkennen, woher die Heilung kommen dürfte, und dann vielleicht durch besonnenes Mitwirken die Zeit der Prüfung zu verkürzen, den Augenblick der Wiedergeburt zu beschleunigen. Wir wollen uns nicht unterfangen, anzugeben, auf welchem Wege diese Wiedergeburt zu erwarten sey; aber verargt dürfte es uns schwerlich werden, wenn wir nach der Betrachtung eines Werkes, das so dringend dazu auffordert, auch unsere Meinung darüber auszusprechen uns erlauben.

Nach England und Frankreich, scheint uns, muß wohl vorerst der Blick sich wenden; denn in ihre Bahn sind wir seit lange getreten und die Uebel, die jene Länder zerrütten, sind es, die uns die nächste Zukunft bringt, wenn wir nicht der natürlichen Entwicklung der Verhältnisse, die wir ihnen nachgebildet, zu begegnen wissen. Was England zu Grunde richtet, das sind die Dissenters und der Despotismus der Fabrikherrn, der mit der Ausartung des Fabrikvolkes gleichen Schritt hält. Was Frankreich unregierbar macht, das ist der Unglaube und der Hochmuth des Bürgerstandes, der jede höhere Autorität verhöhnt, die Verderbtheit und das Elend der sogenannten Proletarier, die jeder geselligen Ordnung Feinde sind. In beyden Ländern also ist die Machtlosigkeit oder völlige Abwesenheit des religiösen Bandes und das Uebergewicht des industriellen Bürgerstandes die Quelle des Unheils. Beyde Uebel scheinen innerhalb der Gränzen unseres bisherigen geselligen Zustandes unheilbar zu seyn, und nur mit einer Katastrophe endigen zu können, die auf Jahrhunderte die Völker des Abendlandes allen Gräueln der entsetzlichsten Barbarey überantwortet. Denn die Entwicklung der Industrie hemmen, heißt nichts anderes, als Elend und Zerrüttung hervorrufen und sohin den Ausbruch beschleunigen, statt ihm zu begegnen. Die Industrie begünstigen, heißt nichts anderes, als den Druck der Geldherrschaft und das Uebergewicht der industriellen Klasse befördern, damit aber die Zersetzung der gesellschaftlichen Elemente beschleunigen, und den Krieg der Armen gegen die Reichen, mit einem Worte den Einbruch der Barbarey herbeyrufen.

Die Politik steht also für sich allein einem solchen Zustand der Dinge völlig rathlos gegenüber. Wenn sie auch hemmen und Zeit gewinnen kann, den natürlichen Lauf der Dinge kann sie nicht ändern. Kann es die Kirche? Sie hätte es gekonnt, wenn sie gehört worden wäre. Denn, wenn sie gehört würde, bestünde eben der ganze Zustand nicht, wie er ist. Der Reichthum wäre nicht das höchste Ziel des Lebens für die Menge, nicht eine Quelle des Hochmuthes und der Hartherzigkeit für den, der ihn besäße, der Arme müßte nicht verschmachten und verwildern im Anblick der Ueppigkeit und Schwelgerey seines Brodherrn. Aber daß eben die Kirche bey einem solchen Zustande der Gesellschaft kein Gehör mehr finden kann, daß noch überdieß durch die eifersüchtigen Gegenwirkungen der weltlichen Macht und die Spaltungen der Sekten ihre Autorität gebrochen und ihre Wirksamkeit gelähmt ist, das ist das vollends Verzweiflungsvolle dieser Lage. Nur wenn sie Mittel finden könnte, lindernd, heilend einzuschreiten unter den Zerrüttungen und Leiden der Gegenwart; dann möchte es seyn, daß sie wieder Gehör sich verschaffte, wieder zu Ansehen und freyer Bewegung, wieder zu regerem Leben gelangte durch das Erwachen der Massen und daß sie die Retterin der germanischen Völker würde, wie sie ihre Erzieherin gewesen. Wo sie den materiellen Leiden der Menschheit die Liebe und Aufopferung des Christenthums entgegensetzt, da sprießen ihr noch die Verehrung und Liebe der Menge entgegen, da schweigen noch vor ihr der Sekten Haß und der Spott des Unglaubens. Das haben die Schwestern der Charité, unsere barmherzigen Schwestern erprobt. Uns dünkt, in der Beziehung geben die Arbeitervereine in England und Frankreich einen Wink, der nicht unbeachtet bleiben sollte. Diese Vereine mußten scheitern, weil sie ein bloß negatives Ziel hatten, der Mittelpunkt fehlte, der ihre Kräfte zu einem Allen ersprießlichen Werke zu lenken und zu nützen vermocht hätte, und der revolutionäre Geist sich ihrer bemächtigt

hatte. Setzen wir aber an die Spitze solcher großen Gewerbsanstalten, die wir Fabriken zu nennen pflegen, anstatt der reichen, trotzigen Fabrikherrn, die vom Schweiße der Arbeiter prassen, eine Gesellschaft von Männern, die durch die drey Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gegen die Lockungen des Eigennützes gesichert, den Gewinn der vereinten Thätigkeit zum Wohle der Wittwen und Greise, zur Erziehung der Kinder, zur Pflege der Kranken verwenden, und mit einem Male sind die Uebel gehoben, die uns drücken. Die Arbeiter hören auf, eine Beute des revolutionären Schwindelgeistes zu seyn, der Geist des Christenthums durchdringt die Massen wieder, die Gewalt der Presse ist entwaffnet, die Idee der Zünfte tritt verklärt ins Leben wieder, die Herrschaft der Industrieherrn ist gebrochen, den Fürsten, unter deren Schutz allein solche Anstalten begründet werden können, ist eine treu ergebene Schaar geworben, die in stets sich verjüngender Kraft den Thron umgiebt. Möchten diese Worte bis zu einem Herzen dringen, das frey von Banden dieser Welt, sie mit warmer Liebe in sich aufnehmen und diese im christlichen Werke bewähren könnte!

M.

Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen — durch Friedrich Hurter. Erster Band. Hamburg bey Fr. Perthes. 1834. Pr. 3 Thlr. 8 Gr.

Seit Johannes von Müller in seinen Reisen der Päpste, und wo er sonst ihre Geschichte berührt, die welthistorische Idee der Hierarchie in ihrer ganzen Bedeutung erkennend, frey und ohne kleinliche Furcht das ausgesprochen hat, wozu ihn seine Wahrheitsliebe nöthigte, ist eine Reihe von deutschen Geschichtschreibern gefolgt, die, obschon der Kirche nicht angehörig, dennoch die Stellung derselben während des Mittelalters bey weitem richtiger aufgefaßt haben, als so viele flache katholische Scribenten, die um den feilen Ruhm der Aufklärung wetteifernd, die Ehre ihrer Vorältern preisgeben. Während Voigt das Bild Gregors VII. in besonnener historischer Forschung entwirft und dem Manne seine Bewunderung nicht versagen kann, der so sehr die Macht des Geistes geübt hat, während Leo in seiner excentrischen Weise das Lob des Papstes und die Herabwürdigung Heinrichs IV. übertreibt, weil beydes bey ihm von einem subjektiven Standpunkte ausgeht, schreit, tobt und schmäht noch der ganze Troß der ephemeren Schreiber, die Rottecks, Wessenberg's, Carove's an der Spitze bis zum Verfasser der ekelhaften Geschichte der Möncherey herab, über den unausstehlichen Druck und die Zwangsherrschaft der Päpste, ja unter dem Clerus der Kirche selbst sind einige, die leiser oder lauter mitrufen, oder wenigstens mitfühlen, absonderlich aber vor dem Schatten Gregors einen innerlichen Schrecken empfinden, weil er ihnen wie ihr eigenes Gewissen mahnend entgegentritt. Wollte Gott, die Polemik hätte noch etwas von dem Salz und der Derbheit, in der sie zu Luthers Zeiten geführt wurde; man wüßte, woran man ist und stünde mit dem Angreifenden doch wenigstens auf dem gemeinsamen Boden des Positiven, des Christlichen; die fade Erbärmlichkeit neuester Aufklärerey, gegen die Voltaire und seine Genossen den hohen Adel der Originalität haben, und der fraternisirende Liberalismus eines kleinen Theils der sogenannten deutschen Kirche seit Febronius und dem Emser Congresse sind so nebelhaft und dunstig, daß ehrenwerthe und kunstgerechte Streiche gegen sie gar nicht geführt werden können und man am Beßten thut, sie ihrem chaotischen Nichts zu überlassen. Aber der offne wahrhafte Sinn ist in Deutschland gottlob noch nicht ganz erstorben; er wird in Bezug auf die Geschichte des Papstthums, zu großer Beschämung der erst allmählich zum Studium ihrer Geschichte zurückkehrenden Katholiken, von protestantischen Forschern vertreten. Die persönlichen Ueberzeugungen, aus denen diese Billigkeit hervorgeht, sind freylich sehr verschieden: ist es bey den einen (z. B. Voigt, Wilken, Pertz in einzelnen Aeußerungen) mehr die unmittelbare Gewalt des Quellenstudiums, vorwiegende historische Gewissenhaftigkeit in Bezug auf die Fakta, so durchdringt auf der andern Seite Männer wie Johannes von Müller die Großartigkeit der Idee in ihrer ganzen Erscheinung; andere von der Unaufhaltsamkeit der Entwickelung im menschlichen Geschlechte ausgehend, erkennen im Mittelalter und seiner Kirchenform eine unausbleibliche und als solche zu achtende Stufe der Evolution; so Leo und zum Theile Menzel; der religiöse Indifferentismus, mit dem jedoch religiöses Vorurtheil nicht unvereinbar ist, giebt Raumer eine gewisse Billigkeit. Darin stimmen aber alle diese Nüancen der Meinung überein, daß wir als Menschen der menschlichen Entfaltung und der Zeit selbst angehörig, nicht das Recht haben, irgend eine Zeit, deren Frucht und Fortpflanzung wir selbst sind, stolz zu verdammen, daß wir sie, sollten wir auch in Manchem zu besserer Ueberzeugung gelangt seyn, dankbar als unsere Basis anerkennen müssen. Lassen wir einmal ganz die persönliche religiöse Ueberzeugung aus dem Spiele und betrachten wir selbst vom Standpunkte des unbedingtesten Scepticismus die Begeisterung des Mittelalters als eine großartige Selbsttäuschung schwärmerischer Jugend — so fragen wir: wenn sich auch das Geschlecht, das aus der Flut der Völkerwanderung erstanden ist, an dem

Taumelkelch eines mißverstandenen Wahnes berauscht hätte, bleibt der Sohn minder des Fluches würdig, der höhnend die Schande seines Vaters aufdeckt? Dagegen zum mindesten muß sich jedes redliche Gefühl empören; die Schwäche der Aeltern wird es tragen, um selbst von Kind und Kindeskindern ertragen zu werden. Jede Zeit hatte ihre gute alte Zeit, die sie rühmte und die Idee der Weltalter ist den Herzen der Völker tief eingeprägt. Wir wollen unsere alte Zeit nicht unbeschränkt preisen; sie hat ihre Laster, ihre entsetzlichen Verirrungen gehabt; aber das herrschende Princip unserer Tage, welches von Zerstörung der innersten Lebenskraft, des häuslichen und patriarchalischen Verhältnisses consequent zur Verachtung jeder Autorität fortschreitet, schilt das sinnende, räthselhafte Alterthum entweder träumende Kindischheit oder leiht ihm die Erbärmlichkeit seiner Ansichten; das zum inneren und äußeren Leben kräftig erwachte Mittelalter aber verdammt es ungehört zum Tollhaus, um dann recht breit seine selbstgefällige Weisheit zu genießen. So glaubt die überkluge Zeit, sie könne tüchtig und gesund seyn, wenn ihr Ahn ein kindischer Alter, ihr Vater ein Wahnsinniger war. Doch, wie gesagt, Deutschland oder vielmehr die wissenschaftlich tüchtige Richtung, welche diesen Namen verdiente, kömmt von dergleichen nicht bloß seichter, sondern durch und durch moralisch verderbter Ansicht der Geschichte zurück; das vorliegende Werk über die wichtigste Krise des europäischen Lebens und insbesondere der Kirche in der gewaltigen Erscheinung Innocenz III. ist ein neuer kräftiger Schritt zu jener historischen Klarheit hin, die um so unbestechlicher hervortreten wird, je näher wir dem Endurtheil der göttlichen Wahrheit selbst kommen. Der Verfasser ist Protestant und giebt sich als solchen durch einzelne Aeußerungen zu erkennen; aber er hat wohl eingesehen, daß um die Geschichte einer Zeit zu würdigen und zu beschreiben, man mit ihr empfinden, sie noch einmal mit erleben müsse, wenn auch zugleich den freyen Standpunkt außer ihr bewahrend. Soll der Historiker nichts anderes als eine tabula rasa seyn, auf der sich das Geschehene spiegelt, ohne daß es ihn innerlich berührt? Dazu müßte er seine menschliche Natur, seinen Geist verläugnen, der als solcher ein entscheidender und richtender ist, er müßte die Ansprüche seines Willens aufgeben, der nicht zwischen Gut und Böse charakterlos in der Mitte schwanken kann, sondern sich zu einem endlich bestimmt. Die sogenannte Unpartheylichkeit des Geschichtsforschers ist ein Unding, sobald man unter ihr eine Partheylosigkeit versteht, die nicht Freund und Feind hat. Wie wir die Schärfe und Unpartheylichkeit unsers eigenen Gewissens im hohen Grade haben sollen, ohne uns unserer Persönlichkeit zu entäußern, so kann gegen den Freund unser Auge desto durchdringender bleiben, je wahrhafter wir ihn lieben, so gegen die Gemeinschaft, der wir angehören, unser Urtheil um so unerbittlicher, je höher wir unsere Ansprüche an sie stellen. Und ist es denn das Einzelne, was wir an ihr lieben, oder ihre Idee, nicht die leere, abstrakte, sondern die einst in der Realität der Auferstehung hervortreten sollende? Können wir nicht um so freyer über jenes selbst mißbilligend urtheilen, je inniger wir diese erfaßt haben? Um dieß auf den Gegenstand des Hurter'schen Werkes anzuwenden — ist uns die Idee der Kirche und die Hierarchie, d. h. ihre Wahrheit und innere Kraft unantastbar und unvergänglich, dann wird jede kleinliche und ängstliche Sorge, die Sünden ihrer Glieder, die Verirrungen ganzer Länder, die praktischen Mißgriffe, ja den Unwerth einzelner Oberhirten, kurz das menschlich Hinfällige und Kranke zu bemänteln und die Wahrheit nicht ganz durchleuchten zu lassen, von selbst verschwinden, jede falsche Partheylichkeit wird in die wahre, bewußte Anhänglichkeit an eine Parthey oder vielmehr an ein ausschließendes Ganzes aufgehen. Die krummen Wege beweisen immer, daß der Anwalt an die Tüchtigkeit seiner Sache nicht glaubt, und wo gefehlt worden, ist das offene Geständniß das sicherste Mittel dem Tadel zuvorzukommen. Obgleich nun Hr. Hurter jener Kirche, deren großen Hirten er darstellen will, nicht angehört, so ist doch im Ganzen seine Betrachtungsweise eine der bezeichneten Unpartheylichkeit sehr nahe kommende.

Er ist von einer ernsten christlichen Gesinnung durchdrungen und fühlt sich deßhalb in dem Zeitalter, in das er sich zum Theil, um Trost für eine bedrängte Gegenwart zu suchen (s. Vorrede p. IX.), mit Vorliebe versetzt hat, recht heimisch und wohl. Auch er hat den lebendigen Glauben an die beständige Führung der Kirche durch ihr göttliches Haupt Christus und erkennt deutlich, daß er aufhören müsse, Christ zu seyn, wenn er eine Unterbrechung jener Führung durch Jahrhunderte der Finsterniß annähme, wenn er nicht auch im Papstthume eine höhere Sendung erblickte. Der christliche Historiker, welcher Confession er auch angehöre, muß diese Mission der Hierarchie zugeben, und zwischen wahrhaft freysinnigen protestantischen Forschern, wie Hr. Hurter, und dem seiner Kirche ergebenen Katholiken ist nur die Frage zu entscheiden, ob jene Mission auch noch in unserer Zeit fortdauere, eine Frage, deren Beantwortung mit dogmatischen Ueberzeugungen zu enge verbunden ist, als daß sie rein historisch gelöst werden könnte; das Dogmatische weist aber Hr. Hurter zu wiederholten Malen von sich.

Daß er geschichtlich die hohe Bedeutung des Papstthums ganz im Sinne der Kirche aufgefaßt und in scharfer Bestimmtheit dargestellt hat, davon legt die Art und Weise das sicherste Zeugniß ab, wie er Innocenz durch alle Schritte seines mühevollen Pontifikates begleitet und unverhohlen bekennt, daß er es gewesen, und zwar

nicht bloß persönlich, sondern kraft seines hohen Berufes, der in den Stürmen jener Tage Wahrheit und Kraft vertreten, die Freyheit geschützt, die Unschuld vertheidigt hat. Es ist nicht allein die große Individualität, die hier unsern Historiker fortreißt, er weiß zu gut, durch welche innere Gewalt jene Individualität gewirkt hat, und spricht sich daher z. B. S. 56 folgendermaßen aus: „Für ein solches Werkzeug zu Begründung des höchsten Wohlseyns der Gesammtheit, unmittelbar in der Hand des Ewigen, mußte der Christ jener Zeiten, mußte der Geistliche, mußte vor Allen jeder, der dem Mittelpunkt der Kirche am nächsten stand, das Oberhaupt derselben halten. Jede weltliche Hoheit wirkt doch nur für den Tand des irdischen Lebens, für vergängliche Zwecke, einzig die Kirche für das Seelenheil aller Menschen, für Zwecke endloser Dauer. Ist auch die weltliche Gewalt von Gott geordnet, so ist sie es doch nicht in dem Sinne und in dem Maße und in der Bestimmtheit, wie die höchste geistliche Macht in jenen Zeiten es war, deren Ursprung, Entwickelung, Ausdehnung und Einfluß (abgesehen von allen dogmatischen Formeln) die merkwürdigste Erscheinung der Weltgeschichte.“ Wer trotz confessionellem Unterschiede das Papstthum so betrachtet, von dem läßt sich wohl Unbefangenheit erwarten, und indem wir Hrn. Hurter mit vieler Aufmerksamkeit in seiner meisterhaften Erzählung gefolgt sind, haben wir ihn durchgehends dem Grundsatze treu gefunden, den er in der Vorrede p. IX. ausspricht: „Ueberdem könnte er (der Verfasser) nie einer Geschichtschreibung das Wort reden, welche statt der Thatsachen bloß Urtheile des späteren, oft ganz von den Begriffen seines Zeitalters beherrschten Schriftstellers gäbe. Er hält Gewissenhaftigkeit für die erste Pflicht eines jeden Menschen, des Geschichtschreibers zuvörderst.

Als unantastbarer, von jedem wahren Geschichtforscher als heilig erkannter Grundsatz gelte: Geschichte müsse beschrieben, nicht gemacht werden.“

Man nehme nur das Werk nicht in die Hand, um eine Apotheose des Mittelalters darin zu suchen; denn fast jede Seite bietet der Verwirrung und des Gräuels genug, um die, welche unbedingt und in jeder Beziehung jener Zeit vor der unsrigen den Vorzug geben wollen, an ihre Kurzsichtigkeit zu mahnen. Ist nicht jede Zeit eine menschliche? Da wird Laster von Laster aufgewogen, und wenn man, um das Mittelalter zu erheben, das Sündenregister unserer Tage recht schwarz zeichnen möchte, so halten wir die Schilderung entgegen, die Lothar (der nachmalige Innocenz III.) von den Sitten damaliger Welt im tiefen Unmuth entworfen hat (s. S. 52 ff. des vorliegenden Werkes). Ja wenn wir bloß auf praktische Verirrungen der Leidenschaft sehen, so weiß eher das heutige Geschlecht ein schöneres Gewand umzuwerfen und während das Mittelalter fast keinen Zügel in unbesonnener Kraft erkennt, bewegt sich dieses behutsam und gemächlich innerhalb der Schranken der öffentlichen Sicherheit. Das was dem Zünglein der Wage allein den Ausschlag geben kann, ist also nicht bloß das geschehene Gute oder Böse, sondern der Geist, in dem es geschieht, der Wille, aus dem es hervorgegangen. Und hier kann es keinem Unbefangenen verborgen bleiben, wie jene Zeit, die uns der Geschichtschreiber vor die Augen führt, in scharfem Gegensatze zu der unsrigen steht. Sie wurde von unbändigen Begierden hingerissen, aber in den Augenblicken der Ruhe erkannte sie ihre Schuld und wußte zu bereuen; wo die Leidenschaft schweigt, in den Regionen des Geistes glänzte die Sonne des Glaubens nach allen Richtungen hin, ja selbst in das dichteste Gewölk des wilden Lebens noch einen Strahl der Erleuchtung und des Trostes senkend. Da hielten es die Familie, die Zunft, die Ritterschaft der Staat für erste Bedingung ihrer Existenz christlich zu seyn, während jetzt sich das öffentliche Leben geflissentlich immer mehr des Geistlichen enthält, und dieß in die engsten Kreise individueller Ueberzeugung zurückgedrängt wird. Der Abfall vom Christenthume, der früher ein praktischer, vom ungezügelten Willen ausgehender war, ist in unserer Zeit fast durchgehends ein theoretischer, und es sind die edelsten geistigen Kräfte, welche jetzt der Unglaube vergiftet hat.

Diesen Contrast der beyden Weltalter (die Zeiten sind so scharf verschieden, daß man sie wohl so nennen kann) macht die Schilderung von Paris im 12ten und 13ten Jahrhundert, wie sie Hr. Hurter S. 12 ff. gibt, und die heutige Erscheinung dieses Babels besonders anschaulich. Wie jetzt, so war schon in Innocenz Tagen die Stadt voll sittlicher Corruption, so daß sie ein damaliger Schriftsteller ein Netz alles Lasters, eine Falle des Uebels, einen Pfeil der Hölle nannte; wir lassen also jene Verirrungen aller Zeiten ganz aus der Rechnung. Aber dieselbe Stadt, welche jetzt mit ihren falschen Doktrinen den ganzen Erdtheil verpestet und wahrer Sitz des Antichristenthums ist, war damals die glänzendste Leuchte der Kirche, der Mittelpunkt aller christlichen Bildung, wo die edelste Jugend bis zu den Söhnen des Königs hinauf von den entferntesten Ländern zusammenströmte, von wo die trefflichsten und frömmsten Hirten der Kirche ausgingen, wo selbst Päpste bey den Meistern der Gottesgelehrtheit sich Raths erholten.

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 17. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 6.

Inhalt.

Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen — durch Friedrich Hurter. Erster Band. Hamburg bey Fr. Perthes. 1834. Pr. 3 Thlr. 8 Gr.

(Schluß.)

Wenn Paris damals ein christliches, der Staat, dessen Haupt es ist, ein christlicher war, so die ganze Zeit ihrer Intention nach. Hr. Hurter ist von dieser Ansicht des Mittelalters erfüllt und wir begreifen sehr wohl, wie er sich als Christ in jenen Tagen erquickter fühlt, wo das Zeichen Christi das der höchsten Ehre und des vollendeten Heldenthums war, als wo es von einem verruchten Pöbel hohnlachend in den Koth getreten wird. Ihm erscheint darum das ganze Leben des Mittelalters von diesem Gesichtspunkte aus nicht bloß begreiflich, sondern nothwendig und bewundernswerth; was unserer Politik oft am räthselhaftesten und widersprechendsten ist, das damalige Verhältniß von Staat und Kirche, von päpstlicher und königlicher Gewalt, löst sich Hr. Hurter und jedem unbefangenen Betrachter so einfach, wie möglich.

Die Idee eines christlichen Staatenbundes schließt die der Theokratie in sich; sollen alle äußerlichen Verhältnisse dem christlichen Princip untergeordnet werden, so ist Christus auch in sichtbarer Erscheinung König der Könige. Die Zeit also, welche einstimmig den Papst als Stellvertreter Christi anerkannte, war sehr consequent, wenn sie ihm die schiedsrichterliche Gewalt nicht bloß in geistlichen Dingen, sondern in jedem anders nicht auszugleichenden Zwiespalt beymaß; sie übertrug nur die Mahnung des Apostels (ad Cor. I, 6, 1. sq. Audet aliquis vestrum, habens negotium adversus alterum, judicari apud iniquos et non apud sanctos? An nescitis quoniam sancti de hoc mundo judicabunt? Et si in vobis judicabitur mundus, indigni estis, qui de minimis judicetis? — Saecularia igitur judicia si habueretis, contemtibiles, qui sunt in Ecclesia, illos constituite ad judicandum) ganz schlicht auf die Gegenwart und kannte im lebendigen christlichen Bewußtseyn keinen Unterschied zwischen dieser und der Vergangenheit, den Tagen des Apostels. Sie meynte, Christi Kirche sey ein Leib, und was gestern gegolten, gelte auch heute und in alle Ewigkeit fort; sie kannte keinen äußerlichen Leib des Staates ohne die Seele der Kirche; deßhalb war das Kreuz ihr Scepter, der Stellvertreter Christi ihr höchster Anwald und Schirmvogt; sie hatte in den Propheten die Schilderung des messianischen Reiches gelesen, wie die Könige der Erde nach Jerusalem eilen würden, dort dem König der Glorie zu huldigen, und in ihrer Einfalt verstand sie unter Jerusalem die Kirche Gottes und sah die Völker unter sich um deren zeitlichen Mittelpunkt sich schaaren. Aber jeder Körper hat seine Ordnung, jedes organische Leben seine unabweichlichen Gesetze; wie es in sich aufnehmen, so kann es ausstoßen und von sich trennen; die Kirche hat von jeher dieses Recht der Gesundheit geübt, sie hat gebannt und böse Glieder von sich abgeschnitten. Auch hier blieb sich das Mittelalter consequent; die Staaten, die christlich geworden, unterwarfen sich kirchlicher Zucht und Strafe nicht bloß in den einzelnen Gliedern, sondern im Allgemeinen als Corporationen. Die Fürsten, welche ungerechte Kriege begannen und die Wehelosigkeit unterdrückten, die Großen, die raubten, mordeten und die Bande der Ehe gewaltsam durchbrachen, die Völker, so ihrer Eide vergaßen, thaten dieß

nicht bloß als Fürsten, Große und Völker, sie thaten es auch als Glieder des christlichen Gemeinwesens, als von Christo seiner Kirche Erkaufte; sie konnten also um solchen Frevels willen von dieser Kirche, von dem ihr anvertrauten christlichen Staate ausgeschieden werden, und es gieng diese ernste und schmerzhafte Heilung von dem gemeinsamen Haupte aus; daher Bann und Interdikt, über die Hr. Hurter im christlichen Mittelalter durchaus nicht befremdet ist, weil er ihre innere Nothwendigkeit anerkennt; er scheidet darum die Frage, ob Bann im Allgemeinen zuläßig sey, von der rein historischen, ob er jederzeit richtig angewendet worden. In letzterer Beziehung mag es vielleicht Manchem scheinen, als ob der Bann gegen Beeinträchtiger des römischen Kirchengutes (wie gegen Markwald S. 122. 240, gegen das übermüthige Pisa S. 127.) oder gegen Verächter des hierarchischen Ansehens im Allgemeinen (so gegen Swerker von Norwegen S. 190.) aus selbstsüchtigem Interesse hervorgegangen sey, obgleich unser Verfasser keineswegs dieser Meynung ist; denn andere Waffen standen dem Pabste nicht zu Gebote und Flehen half gegen wüste Rohheit nichts — darin wird aber jeder, der für christliche Sitte ein Gefühl hat, die heilsame Strenge apostolischen Eifers erkennen, daß die Unverletzlichkeit der Ehe von Innocenz gegen den eigenmächtigen Philipp von Frankreich mit den äußersten Mitteln vertheidigt wurde; man lese die treffliche Schilderung des Interdictes S. 349, die zum Gelungensten des ganzen Werkes gehört. Doch mehr als diese Schilderung gelten uns die allgemeinen Grundsätze, welche Hr. Hurter S. 354 aufstellt, um jene harte Maßregel des Pabstes verständlich zu machen, und als in der Natur eines christlichen Staatensystems gegründet nachzuweisen: „Nun aber hielt jene Zeit Fürst und Volk für ein unzertrennliches Ganzes und die Tugenden des einen für Tugenden des andern, die Sünden des einen für Sünden des andern, und ungetheilt empfanden so Haupt als Glieder Segnungen wie Strafen. In Anwendung dieses Züchtigungsmittels hatte die Kirche darauf gezählt, daß die Entbehrung kirchlicher Gnaden dem Christen peinlicher seyn würde, als Mangel und Leiden des Körpers, und daß mit Recht den Laien die geistlichen Güter entzogen wurden, wenn sie den Klerikern die weltlichen antasteten oder durch Forderungen und Besteuerungen verkümmerten. Gegen unziemliche Anmaßungen oder öffentliches Aergerniß der Fürsten hatte das Oberhaupt der Kirche jenes Strafmittel eintreten lassen, in Hoffnung, es würde Mitleid über den Zustand des Volkes jenen Sinn mildern. — War es ein verwerflicher Irrthum, der an das Edlere im Menschen sich haltend, meynte, bey dem Klagen der Greise, dem Jammern der Aeltern, dem Trauern des Landes, dem Seufzen eines ganzen Volkes, welches um des Fürsten willen von dem Himmel getrennt, die segnende Milde an seinen zurechtweisenden Ernst vertauscht hatte, möchte auch das Herz des Königs nicht unempfindlich bleiben? ꝛc. Wie im alten Testamente der Eiferer Elias die Schleusen des Himmels verschlossen hatte durch Gebet (Ep. Jak. V. 17.), um der Sünden Achab's willen, so glaubte der oberste Priester Innocenz den Segnungen der kirchlichen Gnade Einhalt thun zu müssen, wo so himmelschreyendes Unrecht an der unschuldigen Ingeborg und in ihr wieder an dem heiligen Bunde der christlichen Ehe begangen wurde. Wir können nicht alle einzelnen Fälle durchgehen, wo Herr Hurter die inneren Gründe dieses priesterlichen Straf- und Richteramtes entwickelt; genug, daß er sie für wesentliche Elemente des kirchlichen Lebens hält. Ueber jenem Amte eines Rächers der Unschuld und des übertretenen Gesetzes hatte aber der Papst in der Ueberzeugung jenes christlichen Zeitalters auch das eines Mittlers und Friedensstifters, er wurde in beyden Eigenschaften von allen Enden der christlichen Welt her angerufen; konnte er als guter Hirte diesen Ruf überhören? Nicht selten hört man die Klage, der römische Stuhl habe unbefugt und herrschsüchtig sich in fremde Angelegenheiten gemischt — so nehme man denn die Geschichte des mächtigsten, wegen seiner Anmaßungen verschrieensten Papstes des Mittelalters zur Hand und überzeuge sich davon, daß er in den meisten Fällen von den Unterdrückten als höchste Instanz angesprochen, von den Streitenden als Schiedsrichter gewählt, nichts mehr gethan, als wozu ihn seine Zeit für vollkommen berechtigt hielt; die Welt wollte sich dem höchsten Ausleger des christlichen Gesetzes unterwerfen. Von demselben Gesichtspunkte aus muß die Stellung des Papstthumes zum deutschen Kayser betrachtet werden. Die Kayserwürde des deutschen Königs war eine Schöpfung des Papstes; so wenig als letzterer über die Succession in Frankreich oder irgend einem andern Staate rechtlich entscheiden wollte, wenn ihn nicht die Partheyen selbst ansprachen oder die Handhabung der Kirchenordnung dazu nöthigte, eben so wenig würde er sich je anmaßliche Eingriffe in das Innere des deutschen Königthums erlaubt haben. Allein der König sollte zugleich Kayser, erster Fürst der Christenheit, Schirmvogt der Kirche seyn und als solcher vom Papste anerkannt und gekrönt werden. Darum mußte es wegen des Einflusses, welchen der Kayser als schützende Gewalt auf die Kirche haben sollte, dem Oberhaupte derselben eine wichtige Angelegenheit seyn, wer den deutschen Thron inne habe; sobald man zur Kayserkrönung fortschreiten wollte, war es Gewissenssache des Papstes, die Person zu prüfen, während der deutsche König ihm weit gleichgültiger seyn konnte. Gerade von dem deutschen Partikularinteresse aus hat man die Päpste geschwächt und darüber vergessen, daß ja der Kayser kein deutscher, sondern ein römischer war. Es ist hier die Stelle nicht, darüber

zu streiten, ob die Idee eines römischen Kayserthums, eines weltlichen Hauptes der Christenheit eine Chimäre war; genug sie beherrschte das Mittelalter und hat sich historisch als sehr real bewiesen. Hätte Deutschland nicht mehr als Deutschland seyn wollen, hätte es sich mit seinem König begnügt und nicht nach Einfluß über die katholische Welt getrachtet, es würde nicht über päpstliche Usurpation, wie man es schilt, zu klagen gehabt haben. Wie Innocenzens Benehmen bey den zwiespältigen Wahlen nach dem Tode Heinrich VI. ganz von den eben ausgesprochenen Grundsätzen geleitet wurde, konnte dem historischen Blicke unseres Forschers nicht entgehen. Darum heißt es S. 99: „Der Thron des Kayserthums stand erledigt. In zweyfacher Hinsicht, zuerst seines besonderen Verhältnisses zur Kirche, sodann die Natur des deutschen Reiches, als eines Wahlreiches, wegen, mußte es für das Oberhaupt der Kirche wichtiger seyn, wer an dasselbe komme, als auf wen die Krone irgend eines andern Reiches übergehe; und nicht nur lag es in der Möglichkeit, sondern in der Pflicht des Papstes, den Einfluß, welchen ihm seine hohe Stellung einräumte, geltend zu machen. Ein Zeitpunkt war eingetreten, in welchem leicht die Freyheit der Reichsfürsten zugleich mit der Unabhängigkeit der Kirche, durch die Gefahr, daß kayserliche Macht erblich an ein Haus übergehen möchte, bedroht werden.“ Ebenso tüchtig ist, was S. 188 f. gesagt wird; wir heben nur folgende Worte hervor: „Darum trat Innocenz mit entschiedenem Willen in den Kampf, der sich bereitete. Man hat ihn vielfach beschuldigen wollen, in die Rechte des deutschen Reiches zu des apostolischen Stuhles Vortheil eingegriffen zu haben. Dies ist nicht; dessen Befugnisse wollte er bewahren — er wollte die Fürsten nicht der Wahlfreyheit berauben. Diesem Verhältniß der Päpste zur Kayserwahl verdankt es Deutschland, daß es nicht in eine Gesammtmasse geflossen ist, welche zwar gegen außen größere Macht, im Innern aber nicht diese geistige Ausbildung und vielverzweigte Regsamkeit würde entwickelt haben, worin das deutsche Volk doch vor allen übrigen Völkern Europas sich auszeichnet.“ So gut wie die Parthey Philipps von Hohenstaufen, hatten die übrigen deutschen Fürsten das Recht der Wahl; ihr Gewählter, Otto, war in der Königsstadt Aachen gekrönt, durch seine Abstammung, seine Ergebenheit dem Papste dringend empfohlen; er hatte zudem gleich um dessen Bestätigung nachgesucht. Aber Innocenz war in dieser Sache soweit von ungerechter Einmischung entfernt, daß er geraume Zeit beyde Partheyen ihrem Schicksale überließ (s. S. 154.); der Unfriede des Reiches schmerzte ihn tief, aber er mußte mit den Waffen durchgekämpft seyn, wenn nicht von einer Seite das freye Wahlrecht aufgegeben ward. Am 12. July 1198 hatte Otto die Krone empfangen und zwar aus den Händen des angesehensten Prälaten von Deutschland (des Erzbischofs von Köln; der von Mainz war damals abwesend); später und von einem fremden Bischofe war Philipp zu Maynz gesalbt worden; seine Weihe war also gegen die Sitte des Reiches vorgenommen und als schon ein Anderer die Würde trug. Soweit ging bey Philipp die Hintansetzung des alten Gebrauches, daß er dem Papste und in ihm der Kirche, deren Vertheidiger er als Kayser seyn sollte, die Anzeige seiner Wahl während eines vollen Jahres vorenthielt. Innocenz harrte geduldig; hatte persönliche Zuneigung und der augenscheinliche Vortheil der Kirche ihn zu Eingriffen bestimmen können, so würde er sicherlich auf der Stelle Otto seine Autorität zugewendet haben. Doch so wenig wollte er etwas in Sachen des deutschen Reiches übereilt entscheiden, daß er zuvörderst mit dem eben aus dem heiligen Lande zurückkehrenden Erzbischofe von Mainz die schwierige Angelegenheit berieth und diesen als Friedensstifter nach seinem Vaterlande sendete. Das Jahr 1199 lief ab, ohne daß Innocenz sich bestimmt gegen Philipp erklärt hatte, obgleich er sich seinem Nebenbuhler gewogen erzeigte; wahrhaft groß erscheint der Papst in dieser besonnenen Mäßigung. Noch bis gegen das Ende des Jahres 1200 versagte er sich den Urtheilsspruch; als aber jede Hoffnung zu friedlicher Ausgleichung der Dinge verschwunden war, durfte er nicht mehr länger schweigen; nach Gewissen sollte er entscheiden, sollte für den sprechen, welcher der würdigste Schutzherr der Kirche sey — kann es befremden, daß er Philipp, dem feindlich gesinnten Hohenstaufen, der das Erbgut der Kirche angegriffen hatte, die Krone nicht aufsetzen wollte? Diese Gründe entwickelte Innocenz selbst in seiner Bulle an die deutschen Fürsten; s. S. 339. Und doch, wäre Innocenz ein weltkluger, verschlagener Berechner gewesen, er hätte Mittel finden können, Philipps Parthey durch seine Gunst zu kirren und so einen gefährlichen Feind der Kirche zu gewinnen. Doch seine Wege waren grad; er entschied sich nach Gewissen für den tüchtigeren, rechtmäßig gekrönten, ohne politisch zu erwägen, daß Philipp die größere Macht für sich habe. Erst 1201 war Otto in den Augen der Kirche rechtmäßiger Kayser; Kardinal Guido reiste nach Deutschland, um ihn als solchen zu erklären und seine Widersacher in den Bann zu thun: Philipps Parthey protestirte lebhaft; aber Innocenz blieb unerschütterlich. In jenen Tagen zeigte es sich, wie unselig für die Kirche es war, daß die deutschen Bischöfe und Aebte zugleich als große weltliche Herren regierten; da durchkreuzte sich irdisches Interesse und geistliche Pflicht, und wäre Rom nicht gewesen — die deutsche Kirche würde mit dem Kayserreich zerfallen seyn, hätte Rom sich zu Füßen der stolzen Hohenstaufen geschmiegt, so wäre es wie das Patriarchat von Konstantinopel ein Spielball in frecher Hand geworden, hätte wie dieses den Untergang seiner kayserlichen Protektoren nur als verwesender Schatten überlebt. Dank dem gewaltigen Innocenz, daß er Deutschland und die

Kirche gerettet hat. — Was weiter in dem Zwiste Otto's und Philipps geschehen, kann hier nicht erörtert werden; es war nur unsere Absicht, nach Hrn. Hurters Vorgang des Papstes weises und rechtliches Verfahren darzulegen und das leider in den meisten Compendien der Geschichte wiederhallende Geschrey über seine Anmaßung zu würdigen.

Außer jenem unglücklichen Streite war es noch eine andere Angelegenheit, welche die Christenheit und vor Allen ihren Hirten unablässig beschäftigte, der Kreuzzug. Nach den vorhergehenden Mittheilungen läßt sich wohl erwarten, daß auch über diese welthistorische Erscheinung Hrn. Hurters Urtheil ein besonnenes, aus dem Wesen der Sache geschöpftes seyn werde; hören wir ihn selbst S. 41: „Die Gründe dieser allgemeinen Bewegung und Richtung des Lebens lagen freylich auch hier in den Zeitbegriffen, sofern wir darunter die in irgend einer Zeit über die Menge mit gewaltiger Macht herrschenden Neigungen, Absichten und Bestrebungen verstehen; aber es waren ehrenwerthe, weil nicht vergängliches Gut als höchstes Ziel menschlichen Bemühens entgegenhaltende Zeitbegriffe. Die Möglichkeit durch dieselben so begeistert zu werden, können wir nur in dem Christenthum finden, welches alle Gemüther mit belebender Kraft durchdrang, alle Verhältnisse beherrschte, als geheiligtes Band alle Einzelnen umschlang, erfaßte und zu einem großen Ganzen vereinte. Die Erhaltung dieser Bestrebungen ging aus von jenem Mittelpunkte, dessen Strahlen bis an die fernsten Enden der abendländischen Christenheit alles erleuchteten. — So nur vermögen wir die Stätigkeit zu erklären, mit der die Päpste in diesen Jahrhunderten zu den Kriegen wider die Gegner des christlichen Glaubens begeistern konnten — darum wich keiner aus den Fußstapfen seiner Vorfahren; lebte, ob auch die irdische Hülle zu Grabe getragen wurde, so lang ein und derselbe Geist.“ Noch ausführlicher und tiefer hat der Verf. diesen Punkt S. 199 u. ff. behandelt, wo derselbe auf die inneren Beweggründe der Kreuzzüge aufmerksam macht. Die gläubige Andacht erblickte in dem heiligen Lande „das größte und umfassendste Heiligthum, die heiligste Reliquie.“ Die christliche Barmherzigkeit war tief ergriffen von den fürchterlichen Heimsuchungen der armen Brüder im Morgenlande, das Ritterthum frohlockte über so herrlichen Anlaß, kriegerischen Ruhm sammt ewigem Lohn zu erringen. Freylich hat die neuere Zeit den lebendigen Glauben an den Gottmenschen in so vielen ihrer Kinder verloren und schilt darum jene Andacht einen falschen Mysticismus; aber eine gewisse Philanthropie ist ihr ja doch geblieben; sie tanzt für die Polen, giebt Gastmähler für Abgebrannte und erlustigt sich auf jede Weise zum Besten der leidenden Menschheit. Warum erscheint ihr denn die Hülfe, die man dem Oriente leistete, so verwerflich? Vielleicht, weil man schwärmerisch Gut und Blut daran setzte, weil man aus innerster **christlicher** Ueberzeugung, nicht nach Grundsätzen einer kalten philosophischen Moral handelte?

Wir wollen nicht urtheilen, was so ungünstige Meynung bey Vielen über die Kreuzzüge hervorgebracht hat; unsere Geschichtschreibung beginnt das Unrecht wieder gut zu machen und Hurters Stimme wird nicht die einzige bleiben. Man möge bedenken, was man thut, wenn man das, was den edelsten Theil der Menschheit während fast zwey Jahrhunderten zu unglücklichen Anstrengungen begeistert hat, für ein eitles Phantom erklärt; vielleicht kann Folgendes beytragen, den inneren christlichen Kern der Kreuzzüge näher zu charakterisiren. Mit der ersten Verkündung des Christenthums durch die Apostel und dem frühesten Aufblühen der Kirche entwickelte sich gleichzeitig die Idee vom Widerchristen. In der Offenbarung erscheint überall als Feind der Erlösung jener stolze gefallene Geist, der sich durch die Verführung des Menschen der äußeren Weltherrschaft bemächtigt hat; er ists, der die Kirche im Keim erdrücken will, der mit Gottes Zulassung ihr allen Kampf und alle Versuchung bereitet; Alles, was ihm bewußt oder unbewußt dient, ist antichristlich; seine letzte Kraftanstrengung aber wird sich in einer gewaltigen Person concentriren, der als falscher Messias kurze Zeit die Erde in allem Glanz beherrschen, die Kirche mit Füßen treten soll, um endlich vom weltrichtenden Christus im Zornesfeuer verzehrt zu werden. Jede die Kirche bedrängende Macht ist ein Vorbote jener letzten fürchterlichsten Heimsuchung; wie sie selbst ein Ganzes ist, so bilden die Pläne des Urfeindes von Anfang an eine Reihe, ein Geheimniß der Bosheit, was durch alle Zeiten wirkte, um zuletzt seinen Gipfel und Sturz zu erreichen. Auf solche Art hat jede große Periode der Kirche ihren Antichrist gehabt und im heftigen Kampfe gegen diese Feinde oft geglaubt, die letzte Stunde der Prüfung sey gekommen, der satanische Messias erschienen. Als die Gemeinde der Christen unter den Verfolgungen der römischen Kayser blutete und jenen heldenmüthigen Sieg der Geduld über das Heidenthum gewann, dienten die Imperatoren als Werkzeug der infernablen Gewalt und Rom, das große Babel der Propheten und Apocalypse, die Mörderin, die vom Blute der Heiligen taumelte, galt mit allem Fug der christlichen Ueberzeugung als Antichrist; man erwartete mit Sehnsucht das Ende der Zeiten. Anders war es, als das Kreuz den Sieg davon getragen hatte; im äußeren Glanze stand die Kirche da, als sie das neue Jerusalem vom Himmel herabgestiegen; doch ihr Feind ruhte nicht; in ihrem Schooße erregte er gewaltige Wehen; ihre innerste Lebenskraft wurde angegriffen, in langwierigen Krisen hatte sie die Fundamente ihres Glaubens, die Lehre von der Dreyeinheit, dem Gottmenschen und

der Erlösung gegen die Häretiker zu bewähren, welche die Widerchristen dieser Periode genannt werden können. Auch jetzt blieb die Kirche unerschüttert; um die Mitte des siebenten Jahrhunderts waren die Schwankungen der Irrlehre überwunden (wenn wir den bey weitem unwesentlicheren Bilderstreit ausnehmen), die Lehre Christi aller Orten unzweifelhaft anerkannt. Da bereitete sich ein neuer Sturm im Osten; der falsche Prophet Arabiens trat als neuer Vorläufer des Antichristen in die Schranken und die Kirche erkannte ihn als solchen; ihre blühendsten Länder erlagen seiner Gewalt und bald war sie großentheils auf den Occident beschränkt. Der äußeren Macht der Kalifen konnte sie nichts entgegensetzen, als die schwache Vormauer des griechischen Reiches. Doch als das römische Kayserthum sich in germanischer Gestalt erneuert und consolidirt hatte, als der unerträgliche Druck der morgenländischen Christen laut zum Kampfe rief, da erwachte mit einmal die fromme Begierde den alten Erbfeind in der neuen Verkleidung des Muhammedanismus anzugreifen; der neuerstandene christliche Staat auf den Felsen der Kirche gegründet konnte dem antichristlichen der Saracenen die Spitze bieten; der Kampfpreis aber war jenes theuerste Heiligthum der Erde, das Grab des Erlösers. So geht vom 11ten Jahrhundert an, allmählig ersterbend bis zum letzten Aufflammen im Siege von Lepanto die Anstrengung gegen den Widerchrist jener Zeiten die Saracenen und später die Türken. Wie demnach in der ersten Periode das Christenthum durch unerschrockenes Dulden, in der zweyten durch erleuchtete Theologie den Sieg davon getragen, so bot es seinem dritten Feind durch kühnes Ritterthum die Spitze; daß es ihn nicht ganz überwunden, lag wohl hauptsächlich darin, daß der Streit nicht ein rein kirchlicher war, sondern die Politik und somit die menschliche Leidenschaft und Schwäche großen Antheil hatte. Wird uns auf solche Art die innere Nothwendigkeit der Kreuzzüge deutlich, so erklärt sich auch, wie die größten Päpste von jener Idee ganz erfüllt seyn, wie sie dieselbe zum Mittelpunkte ihrer Wirksamkeit machen konnten; Innocenz's Bemühungen für die Befreyung des heiligen Landes sehen wir von Hurter mit besonderer Vorliebe gezeichnet.

Die zwey großen Gedanken, welche uns bisher das vorliegende Werk als die Hauptmomente in Innocenz's Leben nachgewiesen hat: Handhabung des päpstlichen Richteramtes und Anfeuerung zum Kampf gegen die Ungläubigen, sind, wie der Verfasser öfters bemerkt, diesem einzelnen Papste nicht eigenthümlich, sondern ein heiliges Erbtheil seiner Vorgänger und Nachfolger, das seinen Feuergeist nur mit besonderer Energie entzündete. Auch den weniger Begabten muß eine solche Würde zum Höchsten steigern, dessen er fähig ist; bey Innocenz einte sich dieser ein durchringender Verstand rastloser Eifer, unwandelbare Gerechtigkeit. Vorzüglich letztere hebt Hurter als hervorstechenden Charakter des großen Mannes hervor. Hätte er abweichen wollen von dem strengen Rechte und den Gesetzen der Kirche, es würden ihm mehr als einmal Schätze zu Gebot gestanden haben; für Nachsicht in der Eheangelegenheit Philipps konnte er dessen Beystand im Kreuzzuge erkaufen — er that es nicht, weil er Stellvertreter Christi war; er hätte es gethan, wäre er der herrschsüchtige, ehrgeizige Priester gewesen, der, wie manche pragmatischen Geschichtsromane lehren, in dem Kreuzzuge nur Erhöhung seiner eigenen Macht suchte. Nichts war ihm ein sehnlicherer Wunsch, als die Vereinigung der so lange getrennten griechischen Kirche; er unterhandelte darum eifrig mit Alexius und dem byzantinischen Patriarchen. Die endlich mühsam versammelten Kreuzfahrer traten in venetianische Dienste, übermannten Konstantinopel, gründeten dort ein lateinisches Kayserthum und demüthigten die stolze Kirche — wer mußte über diesen Zuwachs an Macht mehr frohlocken, als der selbstsüchtige Innocenz? — und doch entbrannte er in heiligem Zorn gegen die wortbrüchigen Schaaren, verdammte ihr Beginnen gegen einen christlichen Staat und belegte sie mit dem Banne. Nein, dieser geistliche Held wußte vor Allem sich zu beherrschen, darum erschien er andern so unüberwindlich.

Noch zu einer andern Betrachtung veranlaßt uns Hurters Erzählung. War denn wirklich das Papstthum damals äußerlich so mächtig, wie es die gewöhnliche Meynung glaubt, oder liegt nicht vielmehr zu Innocenz's Tagen wie allezeit die Kraft nicht in der äußeren Erscheinung, sondern in der inneren Wahrheit und Unvergänglichkeit der Idee? Erwägt man, wie unsicher und schwankend das päpstliche Ansehen selbst unter so kräftiger Regierung in Italien und den kirchlichen Ländern war, wie trotzigen Widerstand die Fürsten leisteten, wie Deutschland sich um seine Entscheidung nicht kümmerte und sogar viele Bischöfe die Pflicht geistlichen Gehorsams vergaßen, wenn man hörte, wie Innocenz fruchtlos mahnt, bittet, beschwört und bannt bey Zeitgenossen, die ja doch seine Autorität anerkannten, so muß jene Uebertreibung der alltäglichen Ansicht, die aber nur das Aeußere sieht, sehr zusammenschrumpfen. Erst nach seinem Tode brach Innocenz durch seine Nachfolger, denen er vorgeleuchtet, die der Kirche so gefährliche Macht der Hohenstaufen. Ueberhaupt hat Rom selten plötzlich und auf einen Schlag gewirkt, sondern durch Geduld, Beharrlichkeit und Weisheit in Jahren, Jahrhunderten; es ist nicht in einem Tag gebaut. In der Mitte des Glücks wurde Bonaparte vom Bannstrahl getroffen; er lachte dessen, und dennoch ist er gefallen, während der schwache und gekränkte Greis noch

lange auf dem Stuhle Petri saß und in dem starken Gott siegte. Diese innere Stärke Roms bey äußerem Bedrängniß hat Hr. Hurter mehrmal berühret, so am Anfange des sechsten Buches; zum Schlusse diese trefflichen Worte des Verfassers S. 79 „Und blicken wir von diesen Ereignissen vorwärts und rückwärts über die Zeiten und sehen wir, wie die Institution des Papstthumes alle andern Institutionen in Europa überdauert, wie sie alle Staaten werden und vergehen gesehen, wie in dem endlosen Wechsel menschlicher sie allein unwandelbar denselben Geist stets bewahrt und behauptet hat, dürfen wir uns dann wundern, wenn Viele zu ihr aufschauen, als zu dem Felsen, der aus den rauschenden Wogen der Zeiten unentwegt sich emporhebt?“ —

Wir scheiden von dem ausgezeichneten Werke mit herzlichem Dank. Und welches ist der Eindruck, den uns das Bild jener Zeiten, von so geschickter Hand entworfen, zurückläßt? Werden wir etwa mit nutzlosen Klagen ins Mittelalter uns zurückwünschen? Seine jugendliche Kraft ist vergeudet, seine Kunst verschwunden, seine Dome verwittert, sein Kayserreich dahingegangen — ja alles Menschliche jener Zeiten ist zerstiebt und keine Sehnsucht wird es erwecken. Aber der Glaube Christi und seine Kirche lebt. Entweder ist das Ende der Zeiten gekommen und alle Kreise menschlicher Entwicklung sind durchlaufen — nun so ist die Verheißung des Herrn schon erfüllt, daß die Kirche bis zum Ziel der Weltjahre dauern werde — oder es ist in großer Langmuth dem Menschen noch eine Frist gestattet, so wird das immer Neues schaffende Christenthum den Staub beleben und Europa zu einem neuen Daseyn wiedergebären. Dieß ist der reichste Trost in einer vielfach bedrängten Gegenwart.

Viktor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers, Professor der Philosophie am k. Lyceum zu Dillingen. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimenraths von Schelling. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1834. 8. (XXVIII. Seit. Vorrede und 62 Seit. Text.)

Die Leser der bayerischen Annalen werden sich erinnern, daß schon vor längerer Zeit in diesen Blättern *) eine beurtheilende Anzeige der Vorrede Cousin's zur zweyten Ausgabe seiner Fragmens philosophiques von dem Herrn Geheimenrathe von Schelling erschienen. Am Schlusse dieser Beurtheilung drückte Schelling den Wunsch aus, daß Cousin's neueste Vorrede, deren Darstellungsweise man nach dem daselbst gegebenen Auszuge nur sehr unvollkommen zu beurtheilen im Stande sey, in Deutschland durch eine Uebersetzung allgemeiner verbreitet und bekannt werden möchte. Der Unterzeichnete unternahm hierauf die Uebersetzung dieser Vorrede, welche den Text der vorliegenden Schrift bildet, und der Hr. Geheimerath v. Schelling hatte die Gefälligkeit zu erlauben, daß jene von ihm anfänglich für die bayerischen Annalen geschriebene Recension als eine Art Vorrede dieser Uebersetzung vorgedruckt werde. Da jedoch jene Beurtheilung viele wörtlich übersetzte Stellen der Urschrift enthielt, so entschloß sich Schelling zu einer völligen Umarbeitung und theilweisen Erweiterung derselben, und diese nunmehr also umgestaltete Kritik der Cousin'schen Vorrede ist es, über die wir, um dem Wunsche der sehr verehrlichen Redaktion dieser Blätter zu entsprechen, die gegenwärtige Anzeige erstatten.

Eine solche Berichterstattung wird um so mehr an der Stelle seyn, je bedeutender und inhaltsschwerer die Zusätze sind, die Schelling seiner Beurtheilung in dieser Vorrede noch beygefügt, und ein je höheres und allgemeineres Interesse sie dadurch gewonnen. Vor Allem wird dieselbe schon darum die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt auf sich ziehen, weil Schelling damit, dem größeren Publikum gegenüber, ein langes Schweigen über seinen gegenwärtigen philosophischen Standpunkt unterbrochen, und sich zum erstenmale über die Tendenz und die Methode seines neuesten Systems, wenn auch nur erst gelegentlich und andeutungsweise hier druckschriftlich ausgesprochen. Dieß kommt dem philosophischen Publikum gewiß um so erwünschter, je sehnsüchtiger von allen Seiten dem bereits angekündigten Erscheinen der neuesten Werke Schelling's, vorzüglich seit der Wiedereröffnung der Vorträge desselben an Münchens Hochschule entgegen gesehen wird, und weil in dieser Vorrede bereits die Erwartungen näher bezeichnet sind, zu denen die neueste Schelling'sche Spekulation berechtiget.

Was Schelling gleich am Eingange über das Verhältniß der französischen Philosophie zur deutschen, über die Vorzüge der ersteren in Hinsicht auf klare, einfache und präcise Darstellungsweise und das Verdienst Cousin's, das Interesse seiner Landsleute für die deutsche Philosophie lebhaft erregt zu haben, bemerkt, ist den Lesern der Annalen schon aus der vorerwähnten Recension bekannt. Es sind um so merkwürdigere Worte, als man daraus auch das Bestreben der neuesten Schelling'schen Philosophie erkennen kann, durch eine auf allgemeines Verständniß berechnete Darstellungsweise

*) Nr. 135. vom 7. Nov. 1833.

jeden Vorwurf der Unverständlichkeit von sich zu entfernen, und zu einem lebensvollen Inhalte auch eine möglichst lebendige, aber dessen ungeachtet im strengsten Sinne wissenschaftliche Form zu suchen. Gewiß ist nichts wahrer als die Behauptung, daß eine Philosophie, deren Inhalt nicht jeder gebildeten Nation begreiflich und allen Sprachen zugänglich gemacht werden könne, schon darum allein nicht die allgemeine und wahre seyn könne. Nur darf freylich nicht gefordert werden, daß die philosophische Sprache etwa in dem Sinne eine allgemein verständliche seyn müsse, daß sie durchaus keines besonderen und tieferen Studiums und nicht einmal derjenigen Anstrengung des Verstehens bedürfe, die doch eine jede, auch die geringste Wissenschaft mehr oder minder — geschweige die höchste und schwierigste — in Anspruch nimmt. Nicht daß eine Philosophie Allen ohne Unterschied der Fähigkeiten, der Vorbereitung und des Bildungsgrades, und wir setzen auch noch hinzu — des Wollens — verständlich seyn müsse, soll und kann mit jenem Ausspruche gesagt seyn; sondern lediglich, daß die gelehrte, die Wissenschaftssprache einer jeden gebildeten Nation den Inhalt derselben aufzunehmen im Stande seyn müsse, dieß ist die Forderung, die nothwendig an eine so allgemeine Wissenschaft, wie die Philosophie, mit Zug und Recht gestellt werden kann.

Um Cousin's Verhältniß zur deutschen Philosophie näher zu bestimmen, zieht Schelling zunächst dessen Stellung zur französischen in Betrachtung. Um seinen Landsleuten verständlich zu seyn, sagt Schelling, mußte er die Philosophie da aufnehmen, wo er sie bey ihnen antraf. Er empfand die Nothwendigkeit, von dem Empirismus, den er vor sich fand, und den er selbst noch immer als Ausgangspunkt anerkennt, zu einer rationalen, auf allgemeinen Principien gegründeten Philosophie zu gelangen. Diesen Empirismus, welcher die sogenannte Philosophie des 18ten Jahrhunderts bildete, und reiner Sensualismus war, erkenne nun Cousin so weit an, daß ihm die Beobachtung überhaupt, und die der menschlichen Natur insbesondere, der einzig rechtmäßige Ausgangspunkt der Philosophie, und unter den psychologischen Thatsachen die Sensation die erste und nächste sey, ohne daß er jedoch bey ihr stehen bleibe. Aber nur in Ansehung dieses Ausgangspunktes oder des Princips der Methode schließe sich Cousin der französischen Philosophie an, wogegen er sich bey der Anwendung davon trenne, indem er zur Erklärung der Erscheinungen im Bewußtseyn, die sich durch keine Construction auf die bloße Sensation zurückführen ließen, sich genöthigt sehe, neben der Sensibilität (Passivität) auch noch den Willen (Aktivität, Personalität) und die Vernunft anzuerkennen. Schelling fügt nach dieser Schilderung der Haupteigenthümlichkeit des Cousin'schen Standpunktes, noch einige Auszüge hinzu aus einer anderen kürzlich erschienenen Vorrede von Cousin zu einem nachgelassenen Werke des Herrn Maine de Biran „sur les rapports du Physique et du Moral de l'homme," woraus, wie bemerkt wird, zu entnehmen sey, daß Cousin in der Anerkennung der Spontaneität des Wollens, als einer von der Sensation unabhängigen Quelle psychologischer Erscheinungen, zwar schon an Herrn v. Biran, den er unter seinen ersten Lehrern in Frankreich nenne, einen Vorgänger gehabt, von da aus aber noch zu der dritten Ordnung von Thatsachen des Bewußtseins, nämlich den sogenannten rationellen Thatsachen, fortgeschritten sey.

Höchst anziehend ist, was Schelling hier aus der eben erwähnten neuen Vorrede Cousin's über Fichte mittheilt. „Biran," heißt es daselbst „hätte er länger gelebt, hätte geendet wie Fichte, dieser wahre Heros der Philosophie des Ich's oder des Willens, die bey ihm nur tiefere psychologische Grundlagen hatte, strenger in ihrer Verfahrungsweise, kühner in den Folgerungen war. Dieser unerschrockene Idealist, dieser theoretische und praktische Stoiker, von dem man nicht sagen kann, ob das System mehr zum Charakter, oder der Charakter mehr zum System paßt, diese Natur so Eins und so fest, dieser vorzugsweise starke Mensch, konnte nicht bis ans Ende aushalten in dem trocknen Zirkel, worin ihn Analyse und Dialektik festhielten; beyden zum Trotz und was er übrigens sagen mochte, änderte er seine Lehre; aus dem Ich herausgehend, rief er eine göttliche Dazwischenkunft an, eine geheimnißvolle, von oben auf den Menschen herabsteigende Gnade. Aber selbst, damit diese Gnade uns erleuchte und überzeuge, muß sie etwas in uns antreffen, das sie zu erkennen, aufzunehmen, zu verstehen vermag."

Aus Allem, was Cousin über die Vernunft und die sich aus ihr ergebenden Principien bemerkt, folgt aber nach Schellings Urtheil lediglich, daß die Vernunft dem Genannten eben auch nur eine Thatsache seyn könne, eigentlich nur die Thatsache einer Nöthigung, die wir empfinden, ihren Principien zu vertrauen, und daß man sich dann nicht wundern dürfe, wenn die Vernunft als bloße Thatsache doch am Ende von demselben auch nur wieder als Gefühl (Inspiration oder Offenbarung auf Jakobische Weise) behauptet werde.

Man begreift unschwer, was Schelling hiemit sagen will. Cousin stützt sich nämlich, wie Alle, welche die Philosophie durch die bloße Vernunft oder das Raisonnement zu begründen suchen, am meisten darauf, daß die Vernunft die alles übrige Thatsächliche transcendirende und erklärende Thatsache sey, daß sie ein subjektives und objektives Vermögen zugleich (S. 23) und daher die eigentliche und allein wahre Quelle des metaphysischen Erkennens sey. Eine solche Philosophie forscht daher vor Allem „im Bewußtseyn nach dem Vermögen für jene allgemeinen Principien (der Vernunft),

mit deren Hülfe dann ein zweyter ins Objektive fortschreitender und dogmatischer Theil die Existenz der äußeren Welt, unserer eigenen Persönlichkeit und Gottes beweisen soll." Und nach dieser Ansicht ist dann allerdings die Psychologie die Grundlage der ganzen Philosophie. Aber hiegegen kann wohl mit Recht erinnert werden, daß der Vernunft als bloßer Thatsache durchaus keine höhere Geltung oder Superiorität, als jeder anderen, zuerkannt werden könne, und daß durch keine bloße Psychologie oder irgend ein subjektives Raisonnement diese Superiorität sich begründen lasse. Denn ist die Vernunft im Menschen — unmittelbar — eine eben so unerklärte Thatsache, als die Existenz der gesammten Wirklichkeit es ist, so ist schlechterdings nicht einzusehen, warum gerade nur von der ersteren, und wenn man einmal von speciellen Thatsachen ausgehen zu müssen meint, nicht auch von jeder anderen speciellen ausgegangen werden könne. Denn wenn auch Cousin S. 8 bemerkt, daß vorher der Werth des Werkzeuges alles Erkennens untersucht werden müßte, ehe man es anwende, und deßhalb mit der Psychologie beginnen zu müssen glaubt, um durch die kleine Welt zur großen zu gelangen, so frägt es sich denn doch wohl zunächst, ob nicht viel eher durch die Thasache der großen Welt die kleine, als durch die Thatsache der kleinen die große Welt erklärt und begriffen werden könne. Und eine weitere Schwierigkeit (wie Schelling schon in der ersten Anzeige andeutete), liegt bey jeder empirischen Begründung einer von unten aufsteigenden Philosophie auch noch darin, ihr ein Ende zu finden, und mit ihr wirklich zu dem angestrebten höchsten Punkte zu gelangen. Denn daß jene von Cousin versuchte Scheidung der Philosophie in zwey Theile der Psychologie und Metaphysik, wovon die erstere nur die Grundlegung und erst die letztere die eigentliche Wissenschaft wäre, auf einer nur willkührlichen Annahme beruhe, und zwischen diesen Theilen keine wahre Einheitsvermittlung möglich sey, hierüber spricht sich Schelling S. X. seiner Vorrede insbesondere noch aus. „Denn jedenfalls, so lauten dessen fernere Worte, sey dann die Philosopie des Verfassers nicht eine Philosophie aus einem Stück, wie sich Jakobi ausdrückte; ferner sey seine Metaphysik mit der Vorkantischen darin ganz dieselbe, daß sie auf dem bloßen Sylogismus beruhe und überall sich mit dem bloßen daß begnüge (z. B. daß eine höchste Ursache der Welt sey), ohne sich um das Wie zu bekümmern. So wenig sie der Form und der Grundlage nach mit der Scholastik gemein habe, gehe sie doch hinsichtlich dessen, was gewollt und angeblich erreicht werde, nicht über das Maß der früheren Schulmetaphysik hinaus, und weit entfernt eine Realphilosophie zu seyn, wie sie in den neueren Systemen gesucht werde."

Was nun aber die Methode betrift, so sucht Schelling vorerst darzuthun, daß die von Cousin angegebene Differenz zwischen seiner und der gegenwärtigen deutschen Philosophie weder darin bestehe, daß er etwa einen wahren objektiven Anfang für die seinige gefunden, was nicht der Fall sey, noch hierin, daß er die Nothwendigkeit behaupte, die Erfahrung der Spekulation voraus zu setzen, was — der deuschen Philosophie gegenüber — zu versichern ganz überflüßig sey, da jene Voraussetzung ja schon die erste Zeile Kants ausspreche, noch auch darin, daß wir die Nothwendigkeit, jeder Philosophie gewisse Ueberlegungen und selbst gewisse formelle Grundsätze vorausgehen zu lassen, überhaupt in Abrede stellten. Zu einem objektiven Anfange gelange aber Cousin darum nicht, weil er nicht anerkenne, daß auf dem Wege einer regressiven, zu den Anfängen und mittelbar zu dem absoluten Anfang aufsteigenden Untersuchung zuletzt ein Punkt kommen müsse, wo nichts sie verhindere, von dem gefundenen Anfang aus in den umgekehrten, progressiven Weg umzulenken, oder nur herabsteigend wirklich die natürliche Ordnung der Dinge herzustellen.

Bey dieser Bemerkung Schellings möchten wir auch an die Stelle S. 8 erinnern, wo Cousin in Beziehung auf diesen höchsten Punkt, den er durch die bloße Psychologie bereits erreicht zu haben vermeint, sagt: er sey jetzt auf der Höhe des Berges, von wo sich seinem Blicke ein unermeßlicher Horizont aufdecke; aber er komme aus der Tiefe eines dunklen Thales, und er könne noch den Fußpfad wahrnehmen und Andern zeigen, der ihn dahin geführt habe. Denn wer möchte sich hier nicht versucht fühlen, zu fragen, ob denn, um gerade bey diesem Gleichnisse stehen zu bleiben, bey Besteignung eines Berges kein Unterschied der Betrachtungs- und Anschauungsweise zugegeben werden müsse, je nachdem man denselben von unten nach oben, oder von oben nach unten steiget. Am Fuße des Berges kann sich doch wohl vor dem forschenden Blicke jener unermeßliche Horizont, von dem Cousin so begeistert spricht, unmöglich schon entfalten. Erst auf dem höchsten Punkte angelangt, wird sich dem Beschauer der ganze Umkreis eröffnen, und wird er zu erkennen im Stande seyn, ob er wohl schon den höchsten Gipfel erklimmet habe, und welche Wege ihn wieder nach allen Richtungen hin zurückführen. Nunmehr, im Herabsteigen von der Höhe, ist seine Anschauung gewiß eine andere, um Vieles erweiterte, und seine ganze Wanderung eine veränderte und sicherere, als bey dem vorher nur beschränkten Blicke, der Unsicherheit der Richtung und der Unkenntniß des Zieles und Endes im Aufwärtssteigen. Und so ließe sich dieses von Cousin gebrauchte Gleichniß wohl noch weiter ausführen, um die Schelling'sche Idee einer regressiven und progressiven Methode auf das klarste anschaulich zu machen.

(Schluß folgt.)

Nr. III. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 22. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 7.

Inhalt.

Viktor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers, Professor der Philosophie am k. Lyceum zu Dillingen. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimenraths von Schelling. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1834. 8. (XXVIII. Seit. Vorrede und 62 Seit. Text.)

(Schluß.)

Nachdem Schelling also gezeigt, daß sich die wahre Methode der Philosophie allein dadurch bewähre, daß sie zu einem wahren Fortschritte von dem auf regressivem Wege gewonnenen Anfange aus verhelfe, wirft er einen Rückblick auf das vergebliche Bestreben Spinoza's von dem bloß nothwendig zu Denkenden d. h. nur nicht nicht zu Denkenden, einen lebendigen Fortschritt zu gewinnen, und zeichnet in wenigen, aber höchst klaren und einfachen Zügen den Unterschied, der zwischen der Methode der Spinozistischen und derjenigen Philosophie bestehe, der man in neuerer Zeit am bestimmtesten ihre Uebereinstimmung mit dem Spinozismus vorgeworfen, nämlich seines eigenen früheren Systemes. An Stelle des rein rationalen, nur nicht nicht zu denkenden Subjektes hatte Schelling, wie er sagt, ein absolutes Subjekt mit einer — durch lebendige Auffassung der Wirklichkeit, oder durch die Nothwendigkeit, sich des Mittels eines Fortschreitens zu versichern, seiner Philosophie aufgedrungenen — empirischen Bestimmung gesetzt. Dieses Empirische, das in der Selbstobjektivirung des absoluten Subjektes und dem siegreichen Hervorgehen desselben aus jeder Objektivität (Endlichkeit) und dem steten Zurücktreten in eine höhere Potenz der Subjektivität bis zur völligen Erringung eines über Alles siegreichen Subjektes — bestand, habe, fährt Schelling fort, ein später Gekommener, den die Natur zu einem neuen Wolfianismus, für unsere Zeit, prädestinirt zu haben schiene, gleichsam instinktmäßig dadurch hinweggeschaft, daß er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen der früheren Philosophie den logischen Begriff gesetzt habe, dem er durch die seltsamste Fiktion oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zugeschrieben. Höchst merkwürdig und schlagend sind die Worte, mit denen Schelling von hier aus noch weiter über Hegel sich erklärt, und namentlich dieß hervorhebt, wie derselbe die eigenthümlichste Erfindung des früheren Systemes, nämlich die der Methode, der er ganz allein die Möglichkeit verdankte, ein System auf seine Weise zu machen, sich zuzueignen gewußt. Wohin aber die bloß dialektische Bewegung führe, wie bey dem schweren Schritt in die Wirklichkeit der Faden der dialektischen Bewegung gänzlich abreiße, und dieser mißlungene Versuch von Neuem zeige, daß es unmöglich sey, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen, hierüber sind Schellings Aeußerungen S. XIV — XV. zu finden.

Von da an S. XVI — XIX. begegnen wir nunmehr höchst interessanten Andeutungen Schellings über die von seinem gegenwärtigen philosophischen Standpunkte aus sich ergebende Ansicht in Betreff des wahren Anfanges aller Spekulation und der dadurch zu bewirkenden Vereinigung der beyden Gegensätze des Rationalismus und Empirismus in einem Sinne, wie sie bisher nicht zu denken war, nämlich in einem und demselben Begriff, von welchem, als gemeinschaftlicher Quelle,

das höchste Gesetz des Denkens, alle sekundären Denkgesetze und die Principien aller negativen oder sogenannten reinen Vernunftwissenschaften eben so wohl, als von der andern Seite der positive Inhalt der höchsten, allein eigentlich (sensu proprio) so zu nennenden Wissenschaft sich herleite. Zu einem positiven Anfange aber gelange man, sagt Schelling, weder auf dem Wege des Empirismus allein (denn dieser reiche nicht bis zum Begriffe des allgemeinen Wesens, welcher der seiner Natur nach apriorische, nur im reinen Denken mögliche Begriff sey), noch auf dem des Rationalismus (der seinerseits über die bloße Denknothwendigkeit nicht hinaus könne). Die erste Erklärung, mit der die Philosophie rein beginnen könnte, sey: Ich will nicht das bloße Seyende (jenes negativ Allgemeine, ohne welches zwar nichts sey, aber wodurch nirgends Etwas sey, an dessen Stelle Hegel das Abstraktum eines Abstraktums, nämlich das reine Seyn, gesetzt habe, das ein völlig leerer Gedanke sey); ich will das Seyende, das Ist oder existirt. Dazu aber, um über den Grund dieses Wollens sich zu verständigen, bedürfe es keines Hinabsteigens bis zu jenen psychologischen Thatsachen, weder wie sie der Verf. darstelle, noch wie sie sich vielleicht anders darstellen ließen. Ueberhaupt erschienen dieselben immer als höchst dürftig gegen jene großen Principien des Werdens, wie sie z. B. Platon im Philebos darstelle, und die durch bloße Analyse der Erfahrung überhaupt, aber nicht gerade der psychologischen zu finden seyen. Auch könne jener Psychologie, wenn auch ein gewisser propädeutischer Nutzen für die Philosophie überhaupt, doch nie ein begründender zugestanden werden. Für die subjektiv nöthige Vorbereitung auf eine bestimmte Philosophie, und insbesondere auf die, von welcher hier die Rede sey, habe der philosophische Geist selbst bereits besser gesorgt, der in den verschiedenen philosophischen Systemen, wie sie auf einander folgen, seine Lehrjahre zurückgelegt und im Rationalismus und Empirismus seinen höchsten Gegensatz hervorgebracht habe. Die Vermittlung dieser Gegensätze sey die Aufgabe der Gegenwart, und in diesem Sinne also stehe der Philosophie noch eine große, aber in der Hauptsache letzte Umänderung bevor — eine Umänderung, die schon in den wenigen Worten, mit denen sie Schelling (S. XVIII.) prophezeyet, als eine das ganze wissenschaftliche Leben von Grund aus regenerirende sich ankündigt.

Der zweyte Abschnitt von der Anwendung der Methode gibt Schelling Veranlassung, auf den Zirkel aufmerksam zu machen, den Cousin beschreibe, wenn er behaupte, die Philosophie sey keine Wissenschaft bloßer Thatsachen, sondern auch eine Wissenschaft des Raisonnements, in dem hier wohl allein unterzulegenden Sinne, daß sie durch Schlüsse mittelst allgemeiner Principien auch auf Dinge oder Wahrheiten sich erweitere, die nicht mehr in der bloßen Beobachtung enthalten seyen. Denn da allgemeine, von der Personalität unabhängige und eben darum auch über das Subjekt hinaus (objektiv) gültige Principien erst die Vernunft gebe, die Vernunft und Personalität ihm aber ebenfalls Thatsachen seyen, zu deren Eruirung selbst schon das Raisonnement unentbehrlich sey, so sey der Zirkel offenbar, in dem sich der Verf. bewege.

Der wichtigste Abschnitt der Abhandlung, sagt Schelling, sey jedoch der dritte, welcher sich mit dem Uebergange von der bloßen Erfahrung zum rationellen Wissen, oder mit dem Uebergange von der Psychologie zur Ontologie beschäftige. Hier begegne man gleich bey dem Uebergange von der Passivität (Sensibilität) zur Aktivität dem Begriffe der Ursache, über den sich Cousin in der Vorrede zu der nachgelassenen Schrift des Hrn. v. Biran (aus der Schelling wiederholt einige Stellen mittheilt), noch näher erklärt habe. Als Resultat dieser ganzen Exposition gehe hervor, daß es eine Wirkung der Vernunft sey, vermittelst des unserem Bewußtseyn auferlegten Gesetzes der Causalität, uns der Existenz der äußeren Ursache, und somit einer äußeren Welt gewiß zu machen. „Aber,“ frägt hier Schelling, „was gibt mir den Begriff der Existenz, der offenbar ein höherer seyn muß, da ich ihn auf die Ursache selbst anwende, wie ich nicht werde umhin können, ihn auch auf die Substanz anzuwenden, zu welcher der Verf. im Folgenden fortgeht?“

Eben so wende derselbe, bemerkt Schelling ferner, auch den Begriff der Substanz und deren Grundsatz schon an, indem er von Fakultäten spreche, da in der reinen Thatsache alles nur Aktus sey, und also der Schluß auf ein Vermögen den Grundsatz und Begriff der Substanz schon voraussetze. Hier stoße man also von Neuem auf den schon gezeigten Zirkel. Durch diese ganze Kritik will wohl Schelling wiederholt nur darthun, daß, wenn Cousin glaube, von der Psychologie zur Ontologie, oder was ihm dasselbe ist, von der Vernunft zum Causalitäts- und Substantialitätsprincipe, ohne Anticipation ontologischer Principien in der Psychologie, übergehen zu können, er sich nur täusche, indem er unbewußt schon dieser Principien sich bedient habe, um die Vernunft als Geistesvermögen und zwar als Quelle alles objektiven Erkennens zu bestimmen.

Um der Vernunft Objektivität beylegen zu können, bedarf es jedoch nach Schelling (S. XXIV—XXV.) vor Allem einer wirklichen Erklärung derselben, wogegen sie Cousin völlig unaufgeklärt läßt, und mit der bloßen Nichtabhängigkeit derselben von der Sinnlichkeit und Persönlichkeit Alles gewonnen zu haben glaubt. Diese Erklärung, bemerkt Schelling, setze aber einen Prozeß voraus, dessen Begriff der Philosophie des Verf. noch mangle, obgleich gerade der Begriff des Prozesses

(aber freylich nur des von Schelling überhaupt zuerst eingeführten realen, nicht des mißbräuchlichen logischen) das sey, was der eigentliche Fortschritt in der neueren Philosophie gewesen; denn in ihrer Methode liege das wahre Wesen der deutschen Philosophie.

An diese Bemerkungen Schellings schließt sich sodann dessen Urtheil an über den Fortschritt des Verf. zu dem letzten metaphisischen Gipfel, nämlich zu einer bloßen höchsten Ursache, die aber als eine gar nicht nichtschaffen könnende von der Spinozistischen Ursache sich in keiner Weise unterscheide.

Der vierte und letzte Abschnitt der Cousin'schen Vorrede handelt von den allgemeinen Ansichten über die Geschichte der Philosophie. Alles, urtheilt Schelling hierüber, was Cousin über Geschichte der Philosophie und ihre Behandlung hier und anderwärts im Allgemeinen gesagt habe, sey durchaus trefflich und trage das Gepräge tiefer Kenntniß, wie es sich von dem geistvollen Uebersetzer Platons, dem Herausgeber des Proklos nicht anders erwarten lasse. Dieses Urtheil bekräftigt Schelling — nach einer geschichtlichen Berichtigung eines Urtheiles des Verf. über Jakobi und nach einigen Aeußerungen über das Verhältniß Cousins zu Hegel, über des Ersteren weise Zurückhaltung (weil er nie den Parthengänger irgend einer deutschen Philosophie gemacht), und über die ihm wegen seiner Liebe zur deutschen Philosophie vorgeworfene Antinationalität — schließlich noch mit den Worten: daß wenn irgend Jemand berufen sey, Frankreich in der Folge einen wahren Begriff von dem Gange und der genetischen Entwicklung der neueren Philosophie zu geben, es Cousin sey, der unverdrossenes Forschen, Scharfsinn, Gleichmuth, würdige Unpartheylichkeit, kurz alle Eigenschaften, die einen selbstphilosophischen Geschichtschreiber der Philosophie bilden, in eminentem Grade in sich vereinige und durch seine ganze wissenschaftliche Laufbahn bewährt habe.

Gewiß, ein gar sehr verschiedenes Urtheil von jenem, das jüngst über Cousin in den Berliner-Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gefällt worden, gegen welches nm nicht auf das einzelne dieses zugleich moralischen Angriffes eingehen zu müssen, es hier genügen dürfte zu bemerken, wie nur der schnödeste Partheygeist in Cousins Aeußerungen eine Herabsetzung Hegels gegen Schelling finden könnte, und wie die gemeine Supposition, Cousin habe sich dadurch in Schellings Gunst setzen wollen, durch Schellings gegenwärtige Vorrede, die eine eben so strenge Kritik der Cousinschen Philosophie enthält, als sie dem Charakter und dem philosophischen Geiste desselben die vollste Achtung zollt, beschämt und siegreich widerlegt ist.

Somit hätten wir nun den Hauptinhalt der Schellingschen Vorrede in möglichst getreuem Auszuge mitgetheilt, wie es in dem Zwecke unserer Berichterstattung lag. Von welchem hohen Interesse die darin ausgesprochenen Ideen und Andeutungen sind, wird sich schon aus dieser kurzen und gedrängten Darlegung derselben zur Genüge erkennen lassen.

Fast vierzig Jahre sind es jetzt, daß Schelling in einer seiner ersten Schriften jene „große, aber in der Hauptsache letzte Umänderung“ auf dem Gebiete der Philosophie, als deren erste frohe Botschaft diese Vorrede zu betrachten seyn möchte, bereits in begeisterter Ahnung im voraus verkündigt hat, — nämlich in der Vorrede zu seiner Schrift: „vom Ich als Princip der Philosophie,“ woselbst er die Schilderung seiner zuversichtlichen Hoffnungen auf endliche Erringung einer wahren, die Menschheit in ihren positiven Interessen befriedigenden Wissenschaft mit den — jetzt doppelt denkwürdigen Worten schloß: „Diesen schöneren Tag der Wissenschaft wirklich heraufzuführen, ist nur Wenigen — vielleicht nur Einem — vorbehalten, aber immerhin mög' es dem Einzelnen, der den kommenden Tag ahnet, vergönnt seyn, sich im voraus desselben zu freuen.“

Prof. Dr. Beckers.

Die Erde und ihre Bewohner, ein Hand- und Lesebuch für alle Stände, bearbeitet von K. F. W. Hoffmann, auswärtigem Ehrenmitgliede rc. Dritte, berichtigte und vermehrte Auflage, mit 5 Stahlstichen und 6 gestochenen Erläuterungs-Tafeln; mit königl. würtemberg. Privilegium. Stuttgart. Karl Hoffmann. Wien, Karl Gerold-sche Buchhandlung. 1833. gr. 8. XIV. und 691 Seiten. cart. Pr. 3 fl.

Es gehört allerdings zur empfehlenden Seite eines Werkes, wenn es binnen einem Jahre eine dritte Auflage erhält und jede der zwey ersten Auflagen 3000 Exemplare stark war. Von dem Verf., welcher durch viele geographische Arbeiten bekannt ist, und der Geographie alle seine Forschungen und Studien zuwendet, läßt sich natürlich etwas Vortreffliches erwarten, was derselbe wirklich geliefert hat. Manchem, der an die gewöhnlichen geographischen Lehrbücher, an die herkömmliche Lehrweise, welche einen todten Zahlen- und Namenkram darbietet, gewöhnt ist, muß freylich vieles neu vorkommen; er wird vielleicht Manches, was er erwartete, vermissen, aber dafür Manches finden, was er nicht erwartete. Ist er aber unbefangen, und berücksichtigt den Standpunkt, welchen der Verf. bey seiner Arbeit festhielt, so wird er bald finden, daß das Buch

den Schülern der mittleren und oberen Klassen einer Lehranstalt ein Lehr- und Hülfsbuch, dem Erwachsenen aber, der z. B. keinen oder nur unbedeutenden und gar schiefen Unterricht in der Geographie genossen hat, und sich gründliche Belehrung verschaffen will, ein Handbuch seyn und dem Lehrer eine Methode verschaffen soll, durch welche er bey seinen Schülern und Zuhörern nicht allein große Lust und Liebe zur Erdebeschreibung erweckt, sondern auch erhält und sehr erfreuliche Resultate hinsichtlich geographischer Kenntnisse herbeyführt.

Bekanntlich hat sich der sogenannten politischen Geographie gegenüber durch die großen Bemühungen und fruchtbaren Ideen von K. Ritter, welcher jene zur Würde der Wissenschaft erhoben und zu einer Vollendung gebracht hat, welche den ihm folgenden Geographen nur übrig läßt, das im Ganzen und in Haupttheilen fertige Gebäude in den Einzelnheiten zu vervollkommnen und die besonderen Parthien noch mehr auszuführen. Dieser Bahn ist der Verf. gefolgt; er geht von der Erde als einem Ganzen, als einem Planeten aus und erörtert das geographische gleich Volger, Selten und Herr, v. Raumer und Berghaus auf analytischem Wege im Gegensatze von Graser, Diesterweg, Denzel und Harnisch, welche die elementare Jugendbildung, den Volksschulunterricht vor Augen haben, wogegen unser Verf. mehr die gelehrten Schulen berücksichtigt und seine Arbeit auf die reine aus Ritters Schule hervorgehende Geographie baut. Er bietet der Anschauung großen Spielraum dar., empfielt das Zeichnen der Charten durch Schüler und will dadurch ein bleibendes Bild einprägen. Vieles in andern Lehrbüchern nur kurz Berührete hat er ausführlich beschrieben, zusammengestellte Zahlen veranschaulicht, die Gebirge und Meere Europas, seine Naturerzeugnisse und Bewohner weitläufiger behandelt, als es in vielen Lehrbüchern geschieht und dabey das Eigenthümliche der Einzelnheiten hervorgehoben.

Der Verf. befolgt zwar die Ideen Ritters nicht ganz, weil sie nach seiner Ansicht nicht für die Schüler passen, indem sie Vorkenntnisse voraussetzen, welche man auf Schulen nicht wohl erwarten und verlangen kann. Diese Ideen beziehen sich nämlich auf die naturkundliche Geographie, welche man auf die physische Erdbeschreibung von Kant zurückführen, und als Grundlage der culturgeschichtlichen betrachten muß. Wegen der Kenntnisse in den Naturwissenschaften, um sich mit den Ideen Ritters vertraut zu machen, scheint der Verf. diese für untauglich in Schulen zu erklären. Uebrigens suchen die Schüler jenes die Ideen immer mehr zu verwirklichen und den Bedürfnissen der Schule anzupassen. Frobel, Berghaus und jüngst Rougemont liefern in ihren Werken Belege hierzu. Auf die im Sinne der naturkundlichen Geographie von Schuch, Dittenberger und Berghaus, welche jedoch bey ihren Naturgränzen und der damit verbundenen hydrographischen und orographischen Darstellung zu sehr ins Einzelne gehen, ein Fehler, den der Verfasser zu vermeiden suchte, verweiset er. Er huldigt mehr dem Interesse des Unterrichts, hält sich im Allgemeinen wohl an Ritter und berücksichtigt seine wissenschaftliche Methode, allein er geht seinen eigenthümlichen Gang, welcher vieles für, auch manches gegen sich hat. Ersteres ergibt sich aus dem aufmerksamen Lesen des Buches; letzteres dürfte im Besonderen darin bestehen, daß er in seinem analytischen Fortschreiten zu den einzelnen Theilen der als ein Ganzes betrachteten Erde sich nicht gleichmäßig genug bewegt, und nicht bis zu dem Punkte hingeht, wo ein synthetisches Aufsteigen zum Ganzen, eine vergleichende Geographie, beginnen sollte. Uebrigens mögen ihn verschiedene Verhältnisse zu seinem streng analytischen Wege bewogen haben und jedem Sachkundigen die Ansichten völlig zweckdienlich erscheinen.

Das Buch zerfällt in drey Abtheilungen, deren erste in drey Hauptstücken, die Welt, das Sonnensystem und die Erde; die zweyte in sieben Hauptstücken das Land, das Wasser, die Vertheilung von Land und Wasser, die Luft, die Mineralien, Pflanzen, Thiere und Bewohner, und die dritte endlich in sechs Hauptstücken die Lage, Grenzen, Größe, Gebirge, Halbinseln, Inseln, Meere, Flüsse, Seen, Klima, Naturerzeugnisse, Bewohner und die einzelnen Länder Europas; das zweyte Asien mit seinen verschiedenen Ländern; das dritte Afrika; das vierte und fünfte Nord- und Südamerika, und endlich das sechste Australien behandelt. Aus dieser Uebersicht wird ersichtlich, daß der Verf. zuerst das Wesentlichste der mathematischen, dann das der physischen und endlich die statistisch-politische Geographie mittheilt, und sich einen eigenthümlichen Plan gebildet hat.

Nachdem er die Begriffe Welt, Welt- und Erdebeschreibung erklärt, die Gegenstände der Geographie angegeben, die Fixsterne verschiedener Größe namhaft gemacht und die Eigenschaften der Kometen nebst Charakterzügen der Planeten mitgetheilt hat, spricht er von unserem Sonnensystem, von der Sonnennähe und Sonnenferne, von den eilf Planeten und ihren Zeichen nebst den verschiedenen Nebenplaneten, wobey er von Uranus nur sechs Monde angiebt; nach der Analogie, daß die Erde einen, der Jupiter 4 und Saturn 7 Monde hat, dürfen wir für den Uranus 10 Monde annehmen; acht derselben sind auch entdeckt. Von den verschiedenen Planeten gibt er den mittleren Abstand von der Sonne, die Zeit ihrer Achsenbewegung, den Durchmesser, Umfang, die Oberfläche und den Körperinhalt an, und fügt hier und da einige belehrende Notizen über Eigenschaften rc. an. Unter den Beweisen für die Kugelgestalt unserer Erde führt er einen auf, welcher sich wohl in den gewöhnlichen Lehrbüchern der mathematischen Geographie nicht findet, und von ihm als bisher unbekannt

angegeben wird; nämlich die Erde müsse rund seyn, weil sie, wenn sie es nicht wäre, nicht mit Luft umgeben seyn könnte. Ref. kann ihn nicht für neu ansehen, da er ihn beym Unterrichte in der mathematischen Geographie schon vor ziemlich langer Zeit seinen Schülern versinnlicht hat.

Die Tabelle, welche uns versinnlicht, wie weit man von einer gewissen Höhe über die Erdoberfläche hinsehen kann, verdient besondere Anerkennung und verdeutlicht dem Anfänger die Sache sehr. Aehnlich verhält es sich mit der Uebersicht über die Größe der Parallelkreise und Abnahme der Längengrade, welche übrigens aus einer Arbeit des Ref. entnommen sind, da er die entsprechenden Zahlen vor bereits 8 Jahren berechnet hat. Dieses verhält sich mit allen in der ersten Abtheilung mitgetheilten Zahlen und Tabellen. Nur das aller Wesentlichste aus der mathematischen Geographie theilt übrigens der Verf. mit, was um so mehr gebilligt werden muß, als dasselbe bloß eine allgemeine Vorstellung von den Verhältnissen unserer Erde mit dem Sonnensysteme gewähren soll.

Anders verhält es sich mit der zweyten Abtheilung welche die Erde als Welt für sich zum Gegenstande hat. Hier ist der Verf. weit ausführlicher, indem die darin abgehandelten Materien über 124 Seiten einnehmen. Diese Gründlichkeit war vorauszusehen, weil der Verf. im Allgemeinen der früher bezeichneten naturkundlichen und zugleich wissenschaftlichen Behandlung der Geographie huldigt, er daher der physikalischen Geographie besondere Aufmerksamkeit widmen mußte. Es werden die Begriffe Land, Fläche, Abdachung, Böschung, Tief- und Hochebenen, Erhöhungen, Vertiefungen, Krone, Platte, Gipfel, Hang, Anhöhe, Berge, Hochländer, Tiefländer, Bergreihe, Hügelreihe, Joch, Sattel, Risse, Klüfte, Senkungen, Thal und viele andere kurz bezeichnet, ihre Hauptmerkmale angegeben, aber an keinen besondern Beyspielen versinnlicht. Dieses scheint der Verf. dem Leser oder dem Lehrer überlassen zu haben. Vermißt man auch die Erörterung von manchen andern das eigentliche sichtbare Land der Erde betreffenden Begriffen; so hat der aufmerksame Leser doch an den vorhandenen hinreichenden Stoff, sich die etwa fehlenden zu ergänzen.

Im zweyten Hauptstücke, welches das Wasser zum Gegenstande hat, wird der Verf. etwas ausführlicher; man wird keinen der wichtigeren Begriffe unerörtert finden; zwar gibt er manche bloß an und überläßt es dem Leser, sich dieselben selbst zu erklären, allein diese sind von der Art, daß sie sich meistens gleichsam von selbst verstehen, z. B. Strom, Bach, Flüße, Rand, Strand, Gestade u. dgl. Die größte Aufmerksamkeit wird auf das Meer, seine Farbe und deren verschiedene Abstufungen, wobey die Untersuchungen v. Humboldts zur besondern Richtschnur gedient haben mögen; die größere oder geringere Durchsichtigkeit, auf das Leuchten des Meeres bey Nacht und die verschiedenen Ursachen desselben mit besonderem Bezuge auf die Mittheilungen von Forster; auf den Geschmack, den Salzgehalt und das Gewicht des Meerwassers, auf die Temperatur, das Gefrieren desselben und die vielartigen Figuren, welche Scoresby an den Eismassen der Polarmeere gefunden hat; auf die Ebbe und Fluth, Wellen und Strömungen der Meere verwendet. Hinsichtlich der letzteren vermißt man jedoch manche charaktervolle Darstellungen und Angaben von besonderen Strömungen, welche wichtig und lehrreich sind. Da er jedoch im folgenden Hauptstücke die einzelnen Meere z. B. das nördliche und südliche Polarmeer, das atlantische Meer, den indischen Ocean und den großen Ocean im Besonderen beschreibt, so kömmt er hiebey auf einige besondere Stromrichtungen zurück. Diejenigen Meere, welche Europa umgeben, sind später, wo von diesem Welttheile die Rede ist, beschrieben, weßwegen auch hier bloß die vornehmsten Theile des nördlichen Eismeeres, wovon 11, des atlantischen Meeres, wovon 9, des mittelländischen, wovon 31, des indischen Meeres, wovon 7 und des großen Oceanes, wovon 18 Theile angegeben werden, zu lesen sind. Jeder, der diese Darstellungen mit gehöriger Aufmerksamkeit liest, erhält unfehlbar ein klareres Bild von den Meeren als er bisher gehabt haben mag.

Das vierte Hauptstück enthält das Wesentlichste der Atmosphärographie, man findet Angaben über die Bestandtheile der Luft, ihre Dichtigkeit und Schwere, über das Barometer und Thermometer, Uebersichten über Höhe der Schneegränze unter verschiedenen Breiten, über die mittlere Temperatur des Jahres an verschiedenen Orten und das Verhältniß der Thermometerskalen nach Fahrenheit, Reaumur und Celsius, wobey die von W. Jsle übergangen ist. Dann folgen Erörterungen über Dämpfe und Dünste, Lufterscheinungen, verschiedene Regenarten, Regenwasser, Schnee, Thau, Hagel, Blitz, Donner, Gewitter, Wetterleuchten, Wasserhosen, Windhosen, Irrlichter, Feuerkugeln, Meteorsteinen, Sternschnuppen, Nordlichter und Dämmerung nebst einer Uebersicht der Zu- und Abnahme der Dämmerungslänge für das mittlere Deutschland; Morgen- und Abendröthe, Höfe, Regenbogen, Luftspiegelungen und die verschiedenen Windarten besonders die regelmäßigen. Manche der genannten Gegenstände behandelt der Verf. zu oberflächlich z. B. die Nord- und Südlichter, auch gibt er nirgends die Ursache des einen oder andern an.

Den größten Raum, von S. 81 bis 151 nehmen die Naturerzeugnisse ein; von den Mineralien, welche über den ganzen Erdboden verbreitet sind, sagt der Verf. nur sehr wenig; nämlich daß die heiße Zone an Naturerzeugnissen am Reichsten, sich durch die große Menge der edlen Metalle und kostbarsten Edelsteine

auszeichne, während die gemäßigten Zonen an nützlichen Mineralien am reichsten seyn. Da die Pflanzen der Erde eine unendliche Mannigfaltigkeit darbieten, nach den verschiedenen Erdstrichen, je nach der Verschiedenheit der Wärme, des Lichtes, Wassers, der Luft und des Bodens von einander verschieden sind, und da, wo es einen großen Theil des Jahres frieret, man ganz andere Pflanzen findet, als in Gegenden, in welchen es nie frieret, so behandelt der Verf. das Gewächsreich sehr ausführlich und führt in Bezug auf die Vertheilung der Pflanzen Meer-, Salz-, Wasser-, Sumpf-, Wiesen-, angebaute-, Felsen-, Sand-, Haide-, Schutt- und Wald-Pflanzen, strauchartige Gewächse, unterirdische Pflanzen, Gebirgs- und Schmarotzerpflanzen an. Daß die Menge der Baumarten von den kalten Ländern gegen die heißen zunimmt, beweist der Verfasser wohl dadurch, daß in Lappland die hundertste, und in Frankreich die 80ste Pflanze ein Baum ist, und in Guyana die Bäume ein Fünftel der sämmtlichen Gewächse bilden; allein er belegt die Wahrheit nicht durch besondere Beyspiele von Pflanzen.

Es werden hierauf die 24 Pflanzenarten, nämlich die Gräser, Rohrarten, Riedgräser, Liliengewächse, Palmen, Nadelhölzer, Euphorbien, Nesseln, Ballblüthen-Gewächse und Katzenbäume, Ampher- und Amaranthen-Gewächse, Gewächse mit zusammengesetzten Blumen, die Schirmpflanzen, epheuartigen, prunelartigen und jasminartigen Gewächse, die Larvenblumen und Tollkräuter, die Lippenblumen und scharfblätterigen Gewächse u. s. w. angegeben, ihre besonderen Arten in Bezug auf ihren Wachsthumsort, Blüthezeit, Nutzanwendung aufgezählt und stets der lateinische Name beygesetzt. Den Beschluß der Darstellung macht eine Tabelle über die geographische Vertheilung der Gewächse, hinsichtlich der geographischen Breite, jährlichen Mitteltemperatur und Richtung der Zunahme. Dieses Kapitel nebst dem folgenden, welches das Thierreich behandelt, stellt recht lebhaft die Forderung des naturgeschichtlichen Unterrichtes dar, bevor ein wissenschaftlicher Unterricht in der Geographie erfolgen kann. An einem anderen Orte wird sich Ref. hierüber näher erklären und aus vielen Thatsachen zu beweisen suchen, daß jener für diesen unentbehrlich ist.

In wie weit der Mensch durch seine körperliche Stellung, Bildung und geistige Kraft über allen irdischen Geschöpfen steht, auf der Erde ausdauert, wo nur eine Spur von Pflanzenleben sich findet, und seine Wohnstätte unter dem trüben Himmel der Polarländer und unter dem Azur der Tropenländer sich gewählt hat, aber doch den Einwirkungen des Landes und Klimas unterworfen ist; in wie fern es verschiedene Menschenrassen giebt und aus ihrer Vermischung mit einander verschiedene Bastarde entstehen und andere Beziehungen werden im 7ten Hauptstücke besprochen, verschiedene Uebersichten von der Größe der Menschen in verschiedenen Erdgegenden und über die im Mitteleuropa gültige Sterblichkeit mitgetheilt und dann die in den verschiedenen Erdtheilen und Ländern sehr verschiedenen Sprachen der Menschen, eingetheilt in Stammsprachen, Tochtersprachen, verwandte Sprachen, Hauptsprachen und Mundarten ausführlich erörtert. Die Sprachen Asiens bringt er unter sieben Hauptabtheilungen, die semitische, persische, indische, tatarische, siberische, kaukasische Sprachen, und die der Länder jenseits des Ganges; die Sprachen Europas unter sechs; die iberische, keltische, griechisch-lateinische, germanische, slavische und finnische! Die Sprachen Afrikas und Amerikas sind noch wenig gesondert. Wie aus Eben Familien, Stämme und Völker entstehen, daß Wohnungen und Beschäftigungen, Nahrung und Kleidung verschieden sind u. s. w. wird kurz erörtert; auch die religiösen Meinungen, verschiedenen Staatsformen und ihre Beziehungen werden in ihren Elementen betrachtet und dem Leser veranschaulicht, so daß demselben die zum Verstehen der später folgenden Darstellung erforderlichen Vorkenntnisse zu Theil werden.

Die Gegenstände dieser beyden Abtheilungen dienen zur Vorbereitung für das eigentliche Studium der Geographie als Beschreibung der einzelnen Erdtheile, welche Gegenstand der dritten Abtheilung ist. Den früher entwickelten Ansichten gemäß betrachtet der würdige Verfasser zuerst Europa nach seiner Lage, seinen Gränzen, seiner Größe und seinen Gebirgen, giebt die äußersten Punkte im Norden und Süden, Osten und Westen an, bezeichnet im Allgemeinen die hochliegenden Länder in Süddeutschland und die allmählig sich verflachenden, worauf er unter den Gebirgen als wichtigstes das Alpengebirg, dann den Kaukasus, die Pyrenäen, Apeninen, Karpaten, und die übrigen Gebirgshöhen nur allgemein nennt und dann zur besonderen Betrachtung dieser Gebirge mit Angabe ihrer physischen, geognostischen und welthistorischen Beziehung und ihrer einzelnen Berghöhen übergeht. Man erkennt hieraus, daß z. B. das Alpengebirge als mächtige, nur an wenigen Stellen zu überschreitende Scheidewand zwischen mildem und rauherem Klima, zwischen südlicher und nördlicher Vegetation, zwischen südlichem und nördlichem Völkerleben dastehet, daß die gewaltigen, freystehenden, steilhängigen Felsengipfel, welche durch steilhängige Thäler und enge Schluchten getrennt, oft aus umgebenden Eismeeren und Formmassen hoch empor ragen, zur Bewunderung der erhabenen Natur hinreißen; daß die Schneefelder abwärts da aufhören, wo die Gletscher beginnen; die Nebenthäler in der Regel senkrecht auf den Hauptthälern stehen und diese die bewohntesten Theile des Alpengebirges sind; daß die Städte und größeren Ortschaften so viel möglich auf der Thalsohle an den Flüssen liegen, wo Hauptverbindungen über diese führen;

daß nirgends in Europa die Flüsse so schönfarbig sind als die Alpenströme, wenn sie langsam fließen, oder besonders da, wo sie geläutert aus den Seen wieder heraustreten, daß der Baumwuchs allmählig nach der Höhe verschwindet und die Alpenpflanzen der höchsten Regionen sich durch schöne Farbe und ungemein kurze Blumenstiele auszeichnen u. s. w. Diese und andere Wahrheiten zieht der aufmerksame Leser aus dem Studium des Buches, wodurch er nicht allein eine klare Vorstellung und ein herrliches Bild von den Gebirgen, sondern auch einen Beweis für den mächtigen Einfluß der Gebirge auf die physische Beschaffenheit des Landes und den Charakter der Bewohner erhält. Die Angaben der einzelnen Gebirgshöhen setzen jenen in den Stand, sich Gebirgs-Charten zu verfertigen und alles selbstthätig zu veranschaulichen.

Aehnlich verhält es sich mit den Darstellungen des Gewässers, besonders des fließenden; die in die verschiedenen Meere z. B. in die Nordsee, Ostsee u. s. w. sich ergießenden Flüße; die Angabe ihres Ursprunges, Richtung ihres Laufes und sonstigen Merkwürdigkeiten z. B. des Rheines, der Donau rc. lassen nichts zu wünschen übrig und sind vorzüglich geeignet, die Hauptflußgebiete nach ihren Charakteren kennen zu lernen und auf Charten zu zeichnen, wodurch das Gesagte zum lebendigen Bewußtseyn gebracht wird. Eine Uebersicht der vorzüglichsten Ströme und einiger minder großen Flüsse Europas nach der Länge ihres Laufes in deutschen Meilen und der Größe ihres Gebietes in Quadratmeilen verdient lobende Anerkennung, welche die Darstellung des Klimas, der Einfluß Asiens, die Uebersichten der jährlichen Mitteltemperatur und der Menge des jährlichen Niederschlages bedeutend erhöhen. Auch die Erörterungen von dem Mineralreiche, Pflanzenreiche und Thierreiche Europas führen zu sehr lehrreichen Ergebnissen, wornach dieser Welttheil weder den Reichthum an edlen Metallen, noch die üppige Pflanzenwelt, noch die großen Quadrupeden und die schönfarbigen Vögel hat, welche die heißen Länder Afrikas, des südlichen Asiens und Amerikas auszeichnen, aber das nützlichste aller Metalle, das Eisen in Europa häufiger ist als in irgend einem andern Theile der Erde, und Getreidearten von den südlichsten Spitzen bis weit gegen das nördliche Ende, verbreitet und die nützlichsten Hausthiere in großer Menge vorhanden sind. Ueber die große Bevölkerung der 81 Staaten Europas belehrt eine Tabelle, welche den denkenden Leser zu sehr interessanten Resultaten führt, indem sie angibt, wie viel Einwohner in jedem Lande auf eine deutsche Quadratmeile kommen. Ob der Verf. Recht hat, wenn er in Bayern selbst auf dem Lande mehr uneheliche Kinder läßt geboren werden als in den verrufensten großen Städten, ja selbst in Landgerichten, welche keine beträchtliche Stadt besitzen, verhältnißmäßig weit mehr uneheliche Kinder läßt geboren werden als in Paris; wornach also die Unkeuschheit nirgend in Europa größer wäre, kann wohl aus Thatsachen nicht widerlegt werden, möchte jedoch sehr zu bezweifeln seyn. Ist die Thatsache richtig, dann wäre sie freylich sehr betrübend. Eine Uebersicht von den Einwohnern von 158 der vorzüglicheren Städte Europas, worin sich gegen spätere Angaben hie und da Fehler finden, beschließt die bisherigen allgemeinen Darstellungen, woran sich die der besondern Staaten reihen.

Das europäische Rußland beginnt die Reihe der statistisch-politischen Darstellungen in Bezug auf seine Grenze, Größe und Bevölkerung; auf Klima während der verschiedenen Jahreszeiten, auf die Metalle, das Pflanzenreich und die am häufigsten vorkommenden Thiere und ihren Gebrauch, auf die Zahl der Einwohner, auf die Charaktere, Kleidung rc. der Groß- und Kleinrussen; auf ihre Lebensart und Wohnungen, auf Gewerbe, Fabriken, Handel und Religion, auf wissenschaftliche Bildung und Staatsverfassung u. s. w. Jede dieser Beziehungen stellt der Verf. im Allgemeinen zwar kurz, aber doch hinreichend erschöpfend dar. Da Rußland im Vergleiche mit mehreren Staaten des westlichen Europas sehr wenige und meistens unbedeutende Städte hat, indem nur $\frac{12}{100}$ der gesammten Einwohnerzahl in Städten leben, $\frac{8}{100}$ mit technischen Betrieben und $\frac{72}{100}$ mit der Landwirthschaft beschäftigt sind, so gibt der Verfasser nur 50 Städte an, und von diesen nur die wesentlichsten Merkwürdigkeiten, was besondere Billigung verdient; denn der ungeheuere Wortkram von Merkwürdigkeiten in den verschiedenen Städten kann zu nichts weniger dienen, als den Leenenden mit Lust und Liebe für das Studium der Geographie zu beseelen.

Es folgen die europäische Türkey und das neu geschaffene Griechenland, welches die Blicke Deutschlands um so mehr auf sich zieht, als ein deutscher Fürstensohn seinen Thron bestiegen hat. Zuerst scheidet der Verf. die türkischen Staaten von jenem Königreiche aus, bezeichnet kurz die Grenzen, versinnlicht seine physische Beschaffenheit, nennt die wichtigsten Getreidearten und charakterisirt die verschiedenen Volksstämme, die Bulgaren, Wlachen, Woltoveni, Servier, Bosnier, Albaner und Türken, erörtert die Hauptgebote des Koran, gibt den Titel des Sultan, die verschiedenen Namen der höchsten Personen u. s. w. an, und nennt 16 der vorzüglicheren Städte. Den Charakter der Griechen schildert der Verf. kurz, aber treffend und nennt 20 der merkwürdigsten Ortschaften mit 8 Inseln, welche zu Griechenland gehören. Da der griechische Staat noch zu jung, und von seinen Einrichtungen wenig zu sagen ist, so hält sich der Verf. bloß an die allgemein bekannten Thatsachen.

Die österreichischen Staaten, welche eine höchst abwechselnde Oberfläche darbieten, und in welchen bekanntlich beschneite und bewaldete Gebirge, Rebenhügel, große und wohlbewässerte Thäler, fruchtbare Fluren, öde Haidestriche, weite Sümpfe und große Seen mit einander abwechseln, behandelt er ausführlicher, berechnet ihren Flächeninhalt auf 12154 Quadratmeilen mit 30'006,849 Einwohnern, gibt die wichtigsten Charakterzüge des Hoch- und Tieflandes an, nennt die merkwürdigsten Seen und Kanäle nebst Heilquellen, bespricht die klimatischen Eigenthümlichkeiten und verschiedenen Naturreiche hinsichtlich ihrer wichtigsten Erzeugnisse und schildert dann die verschiedenen Volksstämme, namentlich die Slaven, Ungarn, Deutschen, Wallachen, Italiener und zerstreuten Völker. Keine der Hauptbeziehungen übersieht der Verf. wodurch dem Lernenden eine klare Uebersicht aller wesentlichen Momente dargeboten wird. 50 der vorzüglichsten Städte beschließen die Angaben, womit die Lage und Einwohnerzahl nebst wenigen Lokalmerkwürdigkeiten verbunden sind.

Mit noch mehr Aufmerksamkeit behandelt der Verf. Italien in jeder Hinsicht; vor Allem nehmen die Schilderungen des individuellen Charakters des Italieners den größten Raum ein; für sie hegt der Verf. große Vorliebe; die antike Hinneigung des Italieners zur Oeffentlichkeit des Lebens erscheint als sehr auffallend; den wahren Schauplatz der italienischen Eigenthümlichkeit hat man auf den Straßen, Märkten und Theatern zu suchen. Ueberhaupt geht aus den Bemerkungen des Verf. hervor, daß der Italiener fast in jeder Hinsicht dem Deutschen als wahrer Antipode gegenüber steht, und daß beyde so gründlichen Völker sich gleichsam an die Pole der westeuropäischen Menschen gestellt haben; daß die Italiener unter allen Europäern dasjenige Volk sind, in dem die widersprechendsten Extreme und Gegensätze zusammenfließen. Von ihren oft stundenlangen Räsonnements und andern Eigenheiten liest man hier sehr interessante Beyspiele. Von dem Königreiche Sardinien, Herzogthume Parma u. s. w. liest man die wichtigsten Städte und Angaben ihrer Lage und Einwohnerzahl.

Es folgt Spanien und Portugal, hinsichtlich der Kanäle, Grenzen, Hochebenen, Bevölkerung, Eigenthümlichkeiten des Charakters, des äußern und innern Kultus und aller politischen Beziehungen, nebst den wichtigsten Städten in beyden Staaten. Auf der Charakter der Völker legt der Verf überall das größte Gewicht; aus ihm leitet er alsdann mancherley Einzelnheiten ab, die dem Leser um so lehrreicher erscheinen, als sie ihn mit dem Unterschiede zwischen dem einen Volke und anderen bekannt machen. Frankreich wird eher zu kurz behandelt, als jedes andere Reich. Mit Göthes Versen:

Man kann
Nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern;
Ein ächter deutscher Mann
Mag einen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern.

beginnt der Verf. seine Darstellungen; den Charakter der Franzosen schildert, er kurz aber treffend; die Ausdehnung ihres Handels versinnlicht er durch Uebersichten; 42 Städte nennt er und die Größe und Bevölkerung Frankreichs stellt er in einer Tabelle mit Angabe der alten Eintheilung dar.

In ganz anderm Sinne behandelt er Deutschland mit den Versen in Schillers Tell beginnend:

Ans Vaterland, ans Theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Der Unterschied der natürlichen und politischen Grenzen; die Staaten des deutschen Bundes, die Charaktere der zwey Hauptstämme, ihrer Schrift- und Volkssprache, die Erwerbs- und Beschäftigungszweige; der Acker-, Garten- und Weinbau; der Verkehr, die Wissenschaften, die 23 Hochschulen; die allgemeinen und besonderen Bestimmungen der deutschen Bundesakte nebst verschiedenen Schlußakten und Artikeln und die vielen anderen Vorzüge des deutschen Landes, welche der Verf. mit großer Gewandtheit und umfassender Sachkenntniß darstellt, ziehen jeden Deutschen vorzüglich an. Da übrigens der Verf. in einem besondern Werke Deutschland und seine Bewohner schildert, wovon bereits der erste Band in vier Lieferungen und die erste Lieferung des zweyten Bandes erschienen sind, und welche nach ihrem wissenschaftlichen Werthe in diesen Annalen angezeigt werden, so berührt Ref. Deutschland nicht weiter; mit ihm werden die Niederlande und Schweiz verbunden.

Von Großbritanien, Irland liest man Angaben über Bevölkerung, vorzüglichsten Vorgebirge, Klima, physische und geistige Charakterzüge beyder Völker, Sprache, Wissenschaften, Stände, Staatseinkünfte, Land- und Seemacht und Stappelplätze, worauf 97 mehr oder weniger wichtige Städte des brittischen Reiches folgen. Von Dännemark, Schweden und Norwegen sagt der Verf. nur wenig; den Charakter der Normänner und Lappländer bezeichnet er wohl ziemlich genau, aber nicht nach denjenigen Gesichtspunkten, nach welchen er die Charaktere anderer Völker geschildert hat.

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 24. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 8.

Inhalt.

Die Erde und ihre Bewohner, ein Hand- und Lesebuch für alle Stände, bearbeitet von K. F. W. Hoffmann, auswärtigem Ehrenmitgliede ꝛc. Dritte, berichtigte und vermehrte Auflage, mit 5 Stahlstichen und 6 gestochenen Erläuterungs-Tafeln; mit königl. würtemberg. Privilegium. Stuttgart. Karl Hoffmann. Wien, Karl Gerold'sche Buchhandlung. 1833. gr. 8. XIV. und 691 Seiten. cart. Pr. 3 fl.

(Schluß.)

Im zweyten Hauptstücke der dritten Abtheilung beschreibt er Asien, als den größten Erdtheil nach allen natürlichen und politischen Beziehungen, welche von diesem Welttheile bekannt sind; er bezeichnet die vorzüglichsten Gebirge, Ströme und Flüsse nebst Nebenflüssen des Ganges, die vorzüglichsten Seen, und die verschiedenen Erdgürtel, in welche es Gebirge und Flüsse theilen, worauf er zu den Naturerzeugnissen übergeht und die verschiedenen Staaten nach ihren Gränzen, Völkerschaften und ihren Charakteren schildert, sich jedoch nicht so sehr ins Einzelne einläßt, wie bey den Beschreibungen der europäischen Staaten. Aehnlich verfährt er mit Afrika, Amerika und Australien. Da diese Welttheile jedoch nicht so bekannt sind, als Asien, so darf man sich nicht wundern, wenn sie noch kürzer abgehandelt sind. Uebrigens wird man keinen Hauptgesichtspunkt unberührt gelassen oder dunkel erörtert finden. Die bekannten Thatsachen gibt der Verf. nach seiner ihm eigenthümlichen Darstellungsweise und fügt am Ende noch ein Register bey, welches zum Gebrauche des Buches wesentlich beyträgt. Die sechs beygegebenen Erläuterungstafeln versinnlichen unter mancherley Gegenständen die Vertheilung der Wärme und wichtigsten Pflanzen und das Höhenverhältniß einiger ausgezeichneter Berge Europas u. dgl., wodurch dem Lernenden ein allgemeiner Ueberblick dargeboten ist, der zur Klarheit des Verständnisses wesentlich beyträgt.

Werfen die Leser mit dem Ref. einen Blick auf den bisher dargestellten Ideengang und die Bearbeitung der geographischen Gegenstände, so erkennen sie mit ihm, daß der Verf. ein Werk geliefert hat, welches wesentliche Vorzüge vor allen ähnlichen hat; es betrachtet die Erdebeschreibung als Anschauungswissenschaft, berührt Manches nur kurz, worüber andere Lehrbücher sich ins Weite und Breite einließen und behandelt wieder Manches weit ausführlicher, was diese nur kurz abgethan haben. Er zog es vor, in vielen Stellen lieber nichts, als Unsicheres zu geben, was z. B. bey Afrika, Amerika ꝛc. der Fall ist. Hiedurch erhält das Werk einen Charakter der Gediegenheit und Bestimmtheit, wie kein anderes vor ihm. Dieser 9000 Exemplare starken dritten Auflage wird bey den großen Vorzügen des Buches bald eine vierte folgen. Druck und Papier entsprechen der Bearbeitung ganz.

Ueber die Herausgabe der an der k. Sternwarte zu Bogenhausen angestellten astronomischen Beobachtungen. Von Dr. Lamont.

Unter allen Wissenschaften gibt es wohl keine, die zu ihrer Entwicklung eine systematische im Verlaufe der Zeit ununterbrochene Thätigkeit so nothwendig erforderte, wie die Astronomie. Die richtigeren Ideen über die Bewegungen der Planeten von Copernikus und Kepler aufgestellt, das Princip der Bewegungen von Newton entdeckt, endlich die Ausdehnung dieses Principes auf das gesammte Universum durch neuere Beobachtungen gefordert, sind noch weit entfernt, eine vollendete Wissenschaft zu bilden; die Stufe der Vollendung ist erst dann erreicht, wenn die ausgesprochenen Gesetze in allen ihren Folgen entwickelt sich als Wahrheit erwiesen haben. Die Astronomie zu dieser in der Wirklichkeit nur näherungsweise erreichbaren Stufe sicher und wirksam zu heben, — durch genaue Aufzeichnung der erforderlichen Angaben ein richtiges und möglichst vollständiges Bild des Himmels zu jeder Zeit darzustellen, damit jede Lage der Himmelskörper, jede Veränderung als Folge allgemeiner Gesetze erkannt werden könne, — übersteigt die Kräfte des Privatmannes, und bildet eine Aufgabe, deren Lösung nur von der vereinten Thätigkeit zweckmäßig eingerichteter und regelmäßig besorgter Sternwarten zu hoffen ist. Niemals wurde zwar, seitdem die wahre Entwicklungsweise der Naturwissenschaften klar aufgefaßt worden, die Nothwendigkeit solcher Anstalten verkannt; aber in früheren Jahrhunderten und selbst am Anfange des gegenwärtigen trat, nebst andern Hindernissen, der fast allgemein herrschende Mangel an guten Instrumenten so häufig dem besten Willen in den Weg, daß nur von Zeit zu Zeit in dieser Beziehung etwas Erhebliches für die Wissenschaft geschah. Nachdem jener Mangel vorzüglich durch die berühmten Gründer des optischen und mechanischen Institutes in München glücklich beseitiget wurde, sah man insbesondere in Deutschland, wo vor zwey Decennien kaum Eine zweckmäßige Sternwarte in Thätigkeit war, manche treffliche Anstalt sich erheben, ein ruhmvoller Beweis der Großmuth der Fürsten, wie des wissenschaftlichen Geistes der Gelehrten, durch welche sie begründet wurden. In diese Zeit fällt auch die Entstehung der k. Sternwarte zu Bogenhausen, eine unter der wirkungsreichen Regierung des Königs Maximilian Joseph ins Leben gerufene Anstalt, deren Plan und Ausführung dem als künftigen Vorstand derselben ernannten k. Steuerrathe v. Soldner im Vereine mit Reichenbach und Thurn übertragen wurde. Von einem Manne wie Soldner, der das ganze Gebiet der Astronomie im Geiste klar umfassend, vermöge seiner früheren Verhältnisse insbesondere die einem praktischen Astronomen nöthige Uebung und Erfahrung erlangt hatte, der mit der Einrichtung der vorzüglichsten damals bestehenden Sternwarten vertraut war, und sich endlich von dem Rathe so ausgezeichneter Männer unterstützt sah, konnte man mit Recht erwarten, daß er alle zum Zwecke der Anstalt gedeihlichen Bedingungen mit Umsicht und Gründlichkeit berücksichtigen würde. Nach dem einstimmigen Urtheile der Sachverständigen, bestätiget durch eine vieljährige Erfahrung, hat der Erfolg die Erwartungen vollkommen gerechtfertigt. Erst gegen Ende des Jahres 1819, als die Instrumente aufgestellt und einer sorgfältigen Prüfung *) unterworfen waren, konnten die Tagebücher der Sternwarte, begonnen werden, die von Soldner selbst bis 1828 fortgeführt, dann von mir übernommen, nun einen vierzehnjährigen Zeitraum ohne Unterbrechung umfassen.

Von den zahlreichen Beobachtungen dieses Zeitraums ist nur ein geringer Theil bisher zur Kenntniß des astronomischen Publikums gelangt, nämlich die Jahrgänge 1820 und 1821. Die bedeutenden Unterschiede die zu jener Zeit hauptsächlich in den Deklinationen zwischen den sorgfältigen Bestimmungen der vorzüglichsten Beobachter sich zeigten, und die mit Recht die Aufmerksamkeit der Astronomen erregt hatten, veranlaßten Soldner, die Ortsbestimmung der sogenannten Fundamentalsterne zum besondern Zwecke der ersten Jahrgänge zu wählen; wobey übrigens Sonnen- und Planeten-Beobachtungen gehörig berücksichtiget auch manche, in späteren Jahrgängen noch vollständiger vorkommende Ortsbestimmungen derjenigen Fixsterne vorgenommen wurden, denen Piazzi eine bedeutende eigene Bewegung zugeschrieben hat.

Daß die Herausgabe der folgenden Jahrgänge nicht regelmäßig fortgesetzt wurde, hatte anfangs, wie es scheint, in zufälligen Verhältnissen, später aber in Soldners zunehmender Kränklichkeit seinen Grund. Als Soldner im Jahre 1833 nach einem mehrjährigen Krankenlager sein verdienstvolles Leben beschloß, mußte die Wiederaufnahme des unterbrochenen Druckes um so angelegentlicher nachgesucht werden, damit einerseits die schon angehäufte Menge rückständiger Jahrgänge nicht noch vermehrt, andererseits aber durch Zurückhaltung der Beobachtungen der bezweckte Nutzen für die Wissenschaft beschränkt würde. Zugleich konnte die Betrachtung nicht umgangen werden, daß die Anstalt selbst nur

*) In Folge dieser Prüfung erhielt der Meridiankreis durch Veränderung der Hemmung eine wesentliche Verbesserung. Am Repetitionskreise wurden zwar einige Veränderungen vorgenommen, ohne jedoch das Instrument in den Stand zu setzen, richtige Bestimmungen zu liefern, was erst in neuester Zeit erreicht worden. Das Aequatorial ist — ohne Soldners Schuld — anfangs unaufgestellt geblieben; und auch später wurde die Aufstellung, die bedeutende Veränderung nothwendig gemacht hätte, unterlassen, weil das Instrument bey den bestehenden Verhältnissen entbehrt werden konnte.

durch einen regelmäßigen Verkehr mit dem astronomischen Publikum die ihr zustehende Bedeutsamkeit behaupten könne, während durch die mehrseitige Beurtheilung und Vergleichung des bereits Gelieferten künftige Arbeiten gewinnen mögen. Bey der vorgeschlagenen Herausgabe der hiesigen astronomischen Beobachtungen mußte vor Allem über die Form und die Ordnung ihres Erscheinens entschieden werden. In Bezug auf die Form war bey den Soldner'schen Beobachtungen die Willkühr ausgeschlossen, indem die erste unter seiner eigenen Aufsicht gedruckte Abtheilung als Muster bey der Fortsetzung gelten zu müssen schien. Dagegen hielt ich für zweckmäßig, mit den neuern von mir seit 1828 angestellten Beobachtungen eine neue Reihe nach Art der Dorpater Jahrbücher anzufangen, wodurch ohne Nachtheil für das Wesentliche der Beobachtungen bedeutende Abkürzung erzielt und die Druckkosten im Verhältnisse vermindert werden.

In Beziehung auf die Ordnung der Herausgabe wurde als Grundsatz festgesetzt, daß die neuesten Jahrgänge (von 1833 anfangend) in Zukunft regelmäßig nach ihrer Vollendung dem Drucke zu übergeben seyen: denn es ist einleuchtend, daß solche ungesäumte Bekanntmachung nicht nur dem Zwecke der Beobachtungen förderlich, sondern auch vorzüglich geeignet ist, künftiger Unordnung vorzubeugen. Auf diese Weise entsteht aber in der Reihenfolge eine Lücke (von 1822 bis 1832) welche in einem Zeitraume von wenigen Jahren ergänzt werden soll, indem jährlich eine Abtheilung der betreffenden Beobachtungen zum Drucke befördert wird. Der wesentliche Vortheil wird hiebey erreicht, daß der Herausgeber durch die Vertheilung der Soldnerschen Beobachtungen auf mehrere Jahre die nöthige Zeit gewinnt, um die dazu gehörigen, aber von Soldner selbst nicht vorgenommenen Reduktionen auszuführen. Nachdem dieser Anordnung die Allerhöchste Genehmigung zu Theile geworden war, wurde unverzüglich der Druck zweyer Bände begonnen, wovon der eine (Beobachtungen des Jahres 1833) bereits erschienen ist, der andere (Soldner'sche Beobachtungen von 1822) in Kurzem beendet seyn wird.

Den Inhalt des erstern Bandes bilden Sonnen-Mond- und Planetenbeobachtungen, dann zahlreiche Ortsbestimmungen kleinerer Fixsterne besonders der Bradley'schen und Piazzi'schen. Bey der Herausgabe hat sich der Verfasser zur Pflicht gemacht, von sämmtlichen Beobachtungen die entsprechenden Reduktionen, — als nothwendige Vorbereitung zu künftigen Resultaten, — beyzufügen; eine Einrichtung die ungeachtet ihrer allgemein anerkannten Zweckmäßigkeit wegen der mühsamen und zeitraubenden Berechnungen nicht allenthalben zur Ausführung gekommen ist.

Ueber den Zweck und die Anordnung der Beobachtungen selbst wäre es überflüßig, für Sachverständige irgend eine weitere Erklärung beyzufügen; denn sie stimmen mit den Beobachtungen aller übrigen Sternwarten in beyderley Hinsicht genau überein. Für diejenigen jedoch die sich weniger mit dem Fache der Astronomie beschäftiget haben, sey es erlaubt hier Einiges über den Stand der Wissenschaft und das Verhältniß der Beobachtungen zu derselben beyzufügen.

Astronomie ist im Allgemeinen die Kenntniß der Gestirne und beschäftiget sich vorzugsweise mit den Bewegungen derselben, als dem Einzigen, was mit unseren bisherigen Hülfsmitteln einer gründlichen Untersuchung fähig und besonders geeignet ist, Aufschlüsse über die Natur des Weltalls zu gewähren. Schon die ältesten Beobachtungen lehrten die Gestirne in bewegliche und Fixsterne eintheilen. Nach vielfachen Bemühungen gelang es, die Bewegungsgesetze der ersteren zu erkennen, die letzteren schienen minderes Interesse zu erregen, bis die genaueren Beobachtungen neuerer Zeiten den Beweis lieferten, — was Halley zuerst nachzuweisen gesucht, — daß auch ihnen eigenthümliche Bewegungen zukommen.

So mangelhaft die bisher gewonnenen Aufschlüsse noch sind, so gewähren sie uns doch einen tiefen Blick in die Einrichtung und Gesetze des Weltgebäudes, indem sie, verbunden mit theoretischen Gründen, den Schluß rechtfertigen, daß kein Körper einen unveränderlichen Stand im Weltraume behaupte; daß die Fixsterne als Sonnen der unserigen ähnlich und wahrscheinlich eben so von Planeten umgeben nach dem allgemeinen Gravitationsgesetze theils einzeln, theils in mehr oder weniger zusammengesetzten Systemen — Doppel- und mehrfache Sterne, Sternhaufen und Nebelflecken — um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, dem Mittelpunkt des Weltalls, sich bewegen, während in diesen letzteren Systemen selbst die einzelnen Sterne ihre eigenthümlichen Bahnen in Bezug auf den Mittelpunkt des Systems verfolgen.

Bey der großen Mannigfaltigkeit der im Universum vorkommenden Bewegungen und der Umständlichkeit, welche die Bestimmung des Einzelnen erfordert, ist es wohl nicht zu wundern, wenn die bisherigen Bemühungen der Astronomen, so mächtig sie auch zur Erweiterung der Wissenschaft beygetragen, doch in keinem Zweige derselben vollständige Resultate herbeygeführt oder fernere Beobachtungen überflüßig gemacht haben. Untersuchen wir insbesondere, wie weit die Kenntniß unseres Sonnensystems gediehen ist, so zeigt sich, daß bey sämmtlichen Planetenbahnen, so wie sie bisher ausgemittelt worden, mehr oder weniger, merkliche Fehler durch neue Beobachtungen zu erkennen sind. Die Art, wie die Planetenbahnen aus den Beobachtungen abgeleitet werden, der Einfluß der immer vorkommenden Beobachtungsfehler, welcher nur durch eine große Anzahl von Bestimmungen zu beseitigen ist, endlich der Um-

stand, daß die genaueren Messungen sich bisher auf keinen beträchtlichen Zeitraum erstrecken, mögen hinlänglich erklären, warum auch bey den Bewegungen der am Wenigsten von uns entfernten Himmelskörper noch so Vieles zu bestimmen übrig bleibt. Gehen wir dann von unserm Sonnensystem auf die Kenntniß des Fixsternhimmels über, so finden wir im Allgemeinen noch ungleich geringere Vollständigkeit.

Was der praktische Astronom in Beziehung auf die Fixsterne zu erforschen sich vornimmt, umfaßt ihre Lage am Himmelsgewölbe, ihre scheinbaren und wirklichen Bewegungen. Von der endlosen Menge der Sterne ist überhaupt nur ein geringer Theil bisher beobachtet worden; und selbst von den erhobenen Bestimmungen können die wenigsten auf einen höhern, wohl keine auf den höchsten Grad von Genauigkeit Anspruch machen. Aus den Ortsbestimmungen der Fixsterne werden ihre scheinbaren Bewegungen abgeleitet; die letzteren müssen demnach auch an der Unsicherheit der ersteren nothwendig Theil nehmen. Was endlich die wirklichen Bewegungen der Fixsterne und ihre absoluten Bahnen betrifft, deren Bestimmung als höchste und umfassendste Aufgabe zu betrachten ist, so sind die bisherigen Beobachtungen unzureichend auch nur ein näherndes Resultat zu gewähren. Flamsteed, am Anfange des vorigen Jahrhunderts, war der erste der durch Anwendung von Fernröhren bey seinen Messungen die Möglichkeit größerer Präcision gezeigt hat: aber erst durch Bradley, in der Mitte desselben Jahrhunderts, wurde die Beobachtungskunst zu einem solchen Grade von Vollkommenheit erhoben, daß seine ausgezeichneten und reichhaltigen Arbeiten in der Geschichte der Wissenschaft eine der denkwürdigsten Epochen bilden, als Anfang der genauern Bestimmungen, die dem Gebäude der Astronomie zur Grundlage dienen. Vergleicht man nun die jetzigen Oerter der Fixsterne mit den verschiedenen früher gemachten Bestimmungen bis zu Bradleys Zeiten zurück, so ist zwar in vielen Fällen ein allmähliges Fortschreiten unverkennbar: so gering stellt sich aber bey den meisten Sternen der Weg dar, welchen sie in den zwischenliegenden Zeiträumen auf ihren Bahnen zurückgelegt, daß der Betrag desselben kaum die möglichen Beobachtungsfehler übertrifft. Um nähere Angaben hierüber zu erhalten, wollen wir die Bewegung der Fixsterne als gleichförmig betrachten, (was in Beziehung auf einen kleinen Theil der Bahn sich nicht merklich von der Wahrheit entfernt): alsdann wird sich aus der Zusammenstellung aller bisherigen Bestimmungen ergeben, daß unter hundert Sternen im Durchschnitte nur vierzehn anzutreffen sind, deren Bewegung eine Fünftel-Sekunde des Jahres übersteigt, und höchstens zwey, bey denen die jährliche Veränderung mehr als eine halbe Sekunde beträgt. Nach diesen Ergebnissen ist leicht zu ermessen, daß im Vergleiche mit der Schärfe der Beobachtungen, die wir bisher besitzen, und dem kurzen Zeitraume, den sie umfassen, das Fortschreiten der Fixsterne viel zu langsam ist, als daß wir für jetzt noch entscheidende Resultate über ihre Bahnen entwickeln könnten: nur eine Reihe sicherer Bestimmungen die sich über Jahrhunderte zurück erstreckte, würde hiezu die nöthigen Bedingungen vereinigen. Wenn aber der Mangel an brauchbaren Beobachtungen aus früheren Jahrhunderten eine so wünschenswerthe Erweiterung unserer Einsicht beschränkt, so soll eben dieser Umstand uns eine mächtige Aufforderung seyn, wenigstens für eine künftige Generation durch sorgfältige und möglichst zahlreiche Messungen am Fixsternhimmel die Lösung jener schwierigen und verwickelten Aufgabe vorzubereiten.

Was hier von den Bahnen der Fixsterne gesagt worden, umfaßt nicht die innern Verhältnisse der einzelnen Sternsysteme; dieß bildet einen eigenen und zwar den neuesten Zweig der Wissenschaft, begründet durch den unsterblichen Herschel, der vor einem halben Jahrhundert mit der Entdeckung der relativen Bewegung der Doppelsterne eine früher nicht geahnte Ansicht über die Natur dieser merkwürdigen Himmelskörper eröffnete. Die weit ausreichenden Beziehungen seiner glänzenden Entdeckung erkennend, fieng Herschel an, zum Behufe künftiger Vergleichung Messungen der Doppelsterne vorzunehmen und Verzeichnisse zu verfassen, worin er nach und nach fünfhundert solche Sternsysteme gesammelt hat. Bewunderungswürdige Resultate sind schon aus der Vergleichung seiner Bestimmungen mit späteren Beobachtungen hervorgegangen; denn bereits sind wir im Stande, von mehreren seiner Doppelsterne die Bahnen und Umlaufszeiten mit ziemlicher Sicherheit anzugeben: jene kennen wie als Ellipsen von bedeutender Excentricität, diese als Perioden von mannigfaltiger Dauer, stufenweise sich einreihend zwischen der längsten, die viele Jahrhunderte umfaßt, und der kürzesten, die seit Herschels Zeiten schon Einmal vollendet worden. Was durch Herschel nach so zweckmäßigem Plane begonnen ward, haben später insbesondere zwey berühmte Beobachter, Herschel der jüngere und Struve mit gleichem Eifer fortgesetzt; durch sie wurde die Zahl der Doppelsterne um mehrere Tausende vermehrt. Aber die wenigsten davon sind bisher durch genauere Messungen bestimmt: und nicht mit Unrecht kann man sagen, daß alle erhaltenen Beobachtungen und Resultate über die Doppelsterne nur die Nothwendigkeit einer ausgedehnten und fleißigen Untersuchung beweisen, die sicherlich nach und nach zu Stande kommen wird, so wie sich die Zahl der hiezu erforderlichen großen Fernröhre vermehrt.

Was aus den hier angegebenen allgemeinen Umrissen als Aufgabe der praktischen Astronomie hervorgeht, beschäftiget in seinen mannigfaltigen Theilen und Be-

ziehungen jene zahlreichen Anstalten, die in und außer Europa für die Erweiterung der Wissenschaft errichtet worden. Auch die hiesige k. Sternwarte war bisher unablässig bemüht nach Mitteln und Umständen dem Zwecke ihrer Errichtung zu entsprechen; und die nun allmählig erscheinenden Bände ihrer Beobachtungen mögen erweisen, ob der Wille der Verfasser, zum gründlichen Fortschreiten der Wissenschaft Einiges beyzutragen, auch in der Ausführung zu erkennen sey. Für künftige Jahre wird übrigens der Wirkungskreis der k. Sternwarte eine wesentliche Erweiterung gewinnen, indem der große im optischen Institute des Herrn Geheimen Rathes von Utzschneider für dieselbe verfertigte Refraktor nunmehr seine Vollendung erreicht hat, und der Allerhöchsten Genehmigung Sr. Königl. Majestät zufolge eine eben so einfache als zweckmäßige Aufstellung in Kurzem erhalten soll. Dadurch wird die Anstalt in den Stand gesetzt, insbesondere an der Beobachtung der Doppelsterne, diesem so wichtigen aber noch so wenig erforschten Zweige der Wissenschaft mit dem mächtigsten Fernrohre, das aus jenem berühmten Institute noch hervorgegangen ist, thätigen Antheil zu nehmen.

Die Allöopathie und Homöopathie verglichen in ihren Principien. Von C. A. Eschenmayer, Professor in Tübingen. Tübingen bey L. Fr. Fues. 1834.

Der Verf. nunmehr Professor der Philosophie an der Universität Tübingen, früher aber gegen 20 Jahre angestellter praktischer Arzt, kann wohl allerdings als competenter Richter über den Stand der Allöopathie und Homöopathie angesehen werden, und zwar um so mehr, als Er, während seines Lehramts der Naturphilosophie, denjenigen Theil derselben, der von dem organischen Leben handelt, immer besonders beachtet, wie aus seinem herausgegebenen Grundriß der Naturphilosophie erhellt, zugleich aber auch durch Lesen der vorzüglichsten Schriften über Homöopathie, Erkundigungen bey homöopatisch geheilten Kranken, Anhörung von Augenzeugen, Homöopathen, und Durchsicht von vielen Krankengeschichten, wie Er in der Vorrede sagt, sich in den Stand gesetzt hat, eine richtige Einsicht in die neuere Heillehre zu erhalten.

Zu diesem Stand der gewonnenen allseitigen Einsichten kam nun noch ein Impuls von außen, nämlich eine Aufforderung des Herrn Staatsministers v. Wangenheim an den Verf., seine Studien auf die Homöopathie zu lenken; und so wurde der Entschluß bald zur That, vorliegende vergleichende Abhandlung herauszugeben, und zwar, so wie Hr. Oberhofrath Dr. Kopp in seinen Denkwürdigkeiten 2ten Band, die Homöopathie, als richtiger Selbstbeobachter und nüchterner Kritiker, trotz des jammervollen Angstgeschrey's des Dr. Sachs, und der stiftisch-medicinisch-chirurgischen Zeitung, nach ihrem Thatbestand von der empirischen Seite trefflich gewürdiget hat, dieselbe von der wissenschaftlichen Seite gleichfalls kritisch zu beleuchten. Wir wollen nun versuchen, die Ideen des Verf. in einem kurzen Auszug anzudeuten.

In der ersten Abtheilung sucht der Verf. den Begriff des Lebens, der Krankheit, und der Heilung festzustellen.

Der Begriff des Lebens hat nach ihm eine weite, und eine enge Gränze: Die weite Gränze umfaßt Alles, was sich regt und bewegt, vom physischen Atom bis zur geistigen Idee, und hat so alles unter sich gemengt, Freyes und Nothwendiges, Geist und Natur, Seele und Leib. Die enge Gränze zerfällt aber in drey Ordnungen: 1) die physische Ordnung, oder das Reich der Bewegung, 2) die organische Ordnung, oder das Reich des Lebens, und 3) die geistige Ordnung oder das Reich der Handlungen.

In der physischen Ordnung sind Schwere, Wärme und Licht ihre allgemeinen Potenzen; ihre einheimischen Wissenschaften sind Mechanik, Statik, Astronomie, Geologie; alle umfaßt die Physik.

In der organischen Ordnung, wo kein nothwendiges mechanisches Gesetz mehr herrscht, sondern ein freyes dynamisches, sind Reproduction, Irritabilität und Sensibilität ihre allgemeine Kräfte: Phytologie, Zoologie und theilweise Anthropologie sind ihre einheimischen Wissenschaften; alle aber umfaßt die Biologie.

In der geistigen Ordnung, welche von der Empfindung stufenweise bis zur höchsten Idee, die wir in das Göttliche setzen können, fortgeht, sind Denken, Fühlen und Wollen ihre allgemeine Functionen, und Logik, Aesthetik und Ethik ihre einheimische Wissenschaften; alle aber umfaßt die Psychologie.

In diesen 3 Ordnungen constituirt der Verf. nun auch 3 eigene Prinzipien, ohne die es zu nichts kommen kann. Diese sind: 1) das Nothwendige oder Bewegungsprincip. 2) Das vermittelnde oder Lebensprincip; und 3) das freye oder selbstthätige Princip. Diese Principien potenziren sich unter sich, so daß das Höhere das Niedere sich unterordnet; also wo z. B. selbstthätige Handlung ist, wie in der Person, auch zugleich Bewegung und Leben seyn muß; wo Leben ist, wie im Individuum, muß zwar auch Bewegung, aber nicht Handlung seyn; wo hingegen nur Bewegung ist, wie in der Sphäre, da ist weder Leben noch Handlung.

Indessen muß alles, was existirt, an allen diesen Principien zugleich Theil nehmen, nur daß das Eine oder das Andere im Uebergewicht erscheint, und sich die andern unterordnet.

So müßte also z. B. wo das Nothwendige im Uebergewicht ist, dieses die Höheren sich unterordnen; das freythätige Princip würde also in der physischen Ordnung als Licht, und das Lebensprincip als Wärme erscheinen, während Schwere sich am meisten geltend machte! Hier möchte aber Ref. erinnern, daß Licht und Wärme früher schon als allgemeine Potenzen der physischen Ordnung ausgeführt sind, es also nicht wohl einzusehen sey, wie das Licht als ein aus dem Reich des Freythätigen heruntergezogenes untergeordnetes Princip, oder die Wärme als ein aus dem Reich des Lebens nun untergeordnetes Princip in der Physik erscheinen könne? Zu welcher sie ja schon als eigene Potenzen gehören! Eher möchte das Umgekehrte in synthetischer Weise gelten!

Da es dem Verf. hier nur um die engere Bedeutung des Lebens zu thun ist, dessen Princip in der organischen Ordnung inne liegt, so verbreitet er sich nun weiter über die Eigenschaften des Lebensprincips, unter welchen Er die Indifferenzirung der beyden andern Principien, nämlich des Nothwendigen und Freythätigen, heraushebt. Der Charakter des nothwendigen Princips nun ist absolute Contraction auf einen Schwerpunkt, der Charakter des Freyen aber absolute Expansion und Aufhebung aller Schwerpunkte; soll es nun zum Gleichgewicht kommen, so muß das Lebensprincip streben, daß weder das eine noch das andere das Uebergewicht bekomme, und so wird ein steter Wechsel zwischen Expansion und Contraction statt finden, und mit ihm sich die Sphäre des Lebens ausbilden. Dieser Wechsel, sagt der Verf. sehr schön, ist der Pulsschlag des ewigen Mutterherzens, aus welchem alle Schöpfungen des Lebens hervorgehen!

Der Conflict dieser entgegengesetzten Kräfte beherrscht durch das Lebensprincip, bringt nun unendlich kleine Schwingungen um einen absoluten Indifferenzpunkt hervor, den man Trieb nennen kann, und dieser kann vorerst nichts anderes seyn, als der Bildungstrieb.

Das Lebensprincip, so wie alle Grundkräfte der Natur, welche göttlichen Ursprungs sind, müssen sich in der Welt substantialisiren, das erfordert der Zweck der Weltaufgabe. Vereint sich also das Lebensprinzip mit den Potenzen und Stoffen der physischen Ordnung, so substantialisirt es sich, und wird eine in der Natur wohnende Kraft, und somit haben wir den Begriff der Lebenskraft. Von der Vereinigung des Lebensprincips mit der dritten oder geistigen Ordnung, sagt zwar der Verf. nichts weiter Ausführliches, läßt aber die Lebenskraft unter dieser Voraussetzung sich gleich in drey Grundkräfte oder Functionen absondern, welche sind die Reproductionskraft, die Irritabilität und die Sensibilität; diese Kräfte sollen sie sich substantialisiren, so muß die Lebenskraft alle die Apparate schaffen, welche die Ernährung, Assimilation, Sekretion und Exkretion besorgen; wohin vorzüglich der Unterleib mit dem Lymphgefäß- und Hautsystem gehöre, und das ist dann die substantialisirte Reproduktionskraft: für die Irritabilität sind die Apparate für Bewegung, Kreislauf und Respiration zu besorgen, wozu die Brust mit dem Blutgefäß- und Muskelsystem gehöre: und für die Sensibilität hat endlich die Lebenskraft die Apparate, welche die Erregung, Empfindung und Leitung besorgen, als Kopf mit dem Sinnen- Nerven- und Gangliensystem, zu besorgen.

Sind nun alle diese Apparate, Organe und Systeme, welche die Lebenskraft zum Substantialwerden ihrer Grundfunctionen erfordert, nach Reih und Glied in ihrer Dignität geordnet, und im harmonischen Gang und Fortschreiten, so haben wir den Gesammtausdruck des organischen Lebens, und zugleich den der Gesundheit; und jeder Leser, bey dem obige naturphilosophische Ansichten Eingang finden, seine Befriedigung? —

Im zweyten Abschnitt giebt der Verf. den Begriff von Krankheit an. Nach ihm ist Krankheit nichts anders, als eine Operation der Lebenskraft, oder Heilkraft (vis medicatrix) der Natur. Das Wesen aller Krankheiten ist ihm die vermittelst der in die Organe und Systeme des Leibes einwirkenden feindlichen Potenzen aufgeregte, und zu Reactionen aufgeforderte Lebenskraft, die sich in dieser Beziehung als Heilkraft äußert. Diese Heilkraft wirkt zwar ohne Wissen und Willen, indessen ist sie doch keine blinde und unverständige Kraft, welches schon daraus sattsam hervorgeht, daß es eben diese Lebenskraft ist, welche in Bildung des menschlichen Organismus ein Werk vollendet hat, das der höchste geometrische Verstand und der größte Künstler nicht nachzuahmen versteht! Gegen diesen aufgestellten Begriff von Krankheit möchte indessen doch zu bemerken seyn, daß es Zustände im leidenden menschlichen Organismus giebt, wo die Lebenskraft eine sehr unbedeutende Rolle spielt, ja gar oft zurückgedrückt oder unterdrückt ist; wie z. B. beym Schlagfluß, bey großen Ansammlungen materieller Stoffe, Galle, Schleim; bey Vergiftungen; Angriffen auf das Centralorgan der Nerven rc., was der Verf. theilweise selbst zugesteht, und welches doch alles Krankheiten genannt zu werden verdienen! Schön sind indessen die Charaktere der Lebenskraft von dem Verfasser durchaus aufgeführt. Wohlthuend ist es zu lesen, wenn Er sagt, „die Lebenskraft ist halb geistiger, halb organischer Natur, und ist eben da-

her das Band zwischen Leib und Seele. Sie ist über alle chemische, physische und niedere organische Potenzen erhaben, und kann von ihnen nicht zerstört werden; sie zieht sich nach dem Tode als Nervengeist an die Seele zurück, wie eine ätherische Hülle, in der der plastische Typus fortlebt, und ihr auch noch nach dem Tode dienstbar bleibt rc. Wie könnten wir auch annehmen, daß das Herrlichste, was die Natur uns bietet, nämlich die Lebenskraft, von mechanischen und chemischen Potenzen zerstört werden könnte? Was ist denn der so sehr gefürchtete Tod? Nichts als ein Wechsel des natürlichen Kleids, ein Schauer der Trennung, eine bange Thräne des Abschieds, eine bedenkliche Veränderung der Lebensstationen, ein Uebergang in eine noch unbekannte Gegend." u. s. w.

Den Sitz der Lebenskraft vermuthet der Verf. nicht im großen Gehirn, welches der Träger der geistigen Functionen, und dem Willen dienstbar ist, sondern in dem Gangliensystem, den sympathischen Nerven, und da das kleine Gehirn als das größte Ganglion zu betrachten ist, zunächst im kleinen Gehirn?

Das Wechselfieber hält Er für die einfste und allgemeinste Form aller Fieber. Es bezieht sich auf die Grundform alles Lebens, und besteht in allgemeiner Contraction und Expansion; wirkt nämlich eine feindliche Potenz auf den Wechsel dieser Grundkräfte nach dynamischer Polarität ein, so daß alle Systeme daran Theil nehmen, so entsteht Contraction, welche als Frost erscheint, dann Expansion, die als Hitze sich äußert, und sich durch Schweiß endigt.

„Im Gewitter, sagt der Verf., ahmt die physische Natur das Gleiche nach, indem sie den Streit der electrischen Pole durch Regen versöhnt."

Die übrigen Grundformen der Krankheiten ergeben sich aus den Grundfunctionen der Lebenskraft, so daß die Krankheiten der Reproduktionskraft und jene der Sensibilität in der Regel chronischer Art, die der Irritabilität aber, welche das Herz, Gefäßsystem rc. ergreifen, acuter Art sind, wohin ohne Ausnahme alle Fieber gehören. Doch giebt es bey den Krankheiten der Reproduction Ausnahmen, wie z. B. die eiternden Lungensuchten, schnell erschöpfende Diarrhoen, Nervenschläge. Auch die Complicationen der Krankheiten lassen sich unter diese 3 Functionen bringen; wie z. B. die Local-Entzündungen, wo nachdem das irritable System durch einen feindlichen Reiz in sehr große Aufregung gebracht worden, die Lebenskraft diesen allgemeinen Reiz auf ein einzelnes Organ ableitet, um das Ganze zu retten, und in demselben eine Entzündung erregt; wo der feindliche Reiz außer der Irritabilität auf die Reproduction wirkt, entstehen durch die Reaction der Lebenskraft die Schleim-, Gallen- und Faulfieber; und wo die Sensibilität mit ergriffen ist, der Typhus und die Nervenfieber. Uebrigens statuirt der Verf. unter den drey Grundkräften des thierischen Organismus ein gewisses Polaritätsverhältniß, wie es in dem physischen Magnetismus angetroffen wird, und bedauert nur, daß in den Erscheinungen der Krankheiten, in der Pathologie, noch nicht mehr Bestreben angewendet wird, die Gesetze des Magnetismus geltend zu machen. Auch den planetarischen Einwirkungen, da die Planeten gewiß nicht bloß durch die Schwere, sondern auch durch qualitative Kräfte mit einander verbunden sind, möchte ihr Vorhandenseyn nicht abzusprechen seyn, besonders in Beziehung auf den Magnet, der allen Erscheinungen gemäß durch die ganze Erde gelegt ist; und in Rücksicht der epidemischen Krankheiten. So scheint ihm die Cholera mehr von planetarischen als terrestrischen Einflüssen ihre Quelle zu schöpfen, und durch absolute Contraction meistens die Gränze der reagirenden Lebenskraft zu überschreiten, wie einst der englische Schweiß durch eine absolute Expansion. Von den contagiosen Fiebern, meint der Verf., daß der Lebenskraft der Sieg über dieselbe darum um so ungewisser werden mußte, weil hier ein Miasma auftrete, das selbst aus einem krankhaften Lebensprocesse entstanden ist, also eine Energie des Lebens einer andern Energie desselben entgegengesetzt ist. Wie wir sehen, fällt auch der Verf. hier in den Fehler, den sich so manche Aerzte zu Schulden kommen lassen, nämlich Contagium mit Miasma zu verwechseln, welche doch beyde himmelweit verschieden sind! Daß indessen doch so manche Individuen, einem so gefährlichen, krankhaften, organisch-thierischen Proceß, woraus das Contagium (nicht Miasma) fast unwiderstehlich hervorgeht, ohngefährdet entgegentreten, leitet der Verf. sehr schön aus der psychisch-moralischen Kraft, die über alle organische ist, des Muthes, der Furchtlosigkeit, und der Bezwingung des Eckels, und überhaupt aller der passiven Empfindungen, welche die Receptivität steigert, her.

Im dritten Abschnitt sucht endlich der Verf. den Begriff der Heilung festzustellen. Nicht der Arzt heilt, sondern die Natur! Die zu große Geschäftigkeit des Arztes, welche den Gang der Naturheilkraft unterbricht, und das Vornehmthun mit Theorien, als ob die Krankheit schon aus Respekt vor dem Scharfsinn des Arztes weichen sollte, greifen immer zu einer falschen Methode. „Wer von uns, sagt der Verf., mag wohl klüger seyn, als die Lebenskraft? Wenn wir sie als Bildungstrieb ein so herrliches Werk zu Stande bringen sehen, wie der menschliche Organismus, warum sollten wir nicht von ihr das weit geringere erwarten dürfen, daß sie auch das erhalten könne, was sie einst bildete?"

Für die Heilungsmethoden werden nun zwey Grundsätze aufgestellt, die der Verf. für entscheidend hält.

1) Die Krankheitserscheinungen sind das Produkt der reagirenden Lebenskraft

in die von feindlichen Potenzen ergriffenen Organe und Systeme.

2) Die Krankheitserscheinungen sind das Produkt der die gesunde Thätigkeit hemmenden feindlichen Potenzen in die Organe und Systeme.

Auf diese Grundsätze glaubt der Verf. nun, gründet sich der Unterschied des homöopatischen und allöopatischen Systems. Die Homöopathie wirkt auf die reagirende Lebenskraft zunächst ein, und sucht ihre Reaction gegen die feindlichen Potenzen durch ein passendes homogenes Heilmittel zu verstärken, damit sie schneller zum Sieg gelange; sie ist also eine unmittelbare oder directe Heilmethode zu nennen. Die Allöopathie aber handelt nach dem zweyten Grundsatz, und sucht zunächst den Ausdruck der feindlichen Potenzen durch entgegengesetzte Mittel zu beschwichtigen, und nach und nach auszurotten, und ist daher eine nur mittelbare oder indirecte Heilmethode zu nennen.

Eine jede Heilmethode nach obigen beyden Grundsätzen scheint indessen Ref. eine unvollkommene in der Natur nicht begründete und einseitige zu seyn: Denn in einem concreten Fall von Krankheit treten weder allein die Erscheinungen der reagirenden Lebenskraft ausschließend hervor, noch die Erscheinungen und Produkte der feindlichen Potenzen, sondern von beyden bald die einen, bald die andern in mehr und minderer Stärke, in größerer oder geringerer Ausdehnung; die Krankheit ist ein Kampf, in dem bald die Aeußerungen der Lebenskraft, bald die störenden Wirkungen der feindlichen Potenzen auf dem Platz erscheinen, und nachdem die erstern oder letztern die Oberhand gewinnen, den Sieg über Leben oder Tod, entscheiden. So ein Kampf zeigt sich z. B. bey der Cholera, wo das Uebergewicht der feindlichen Potenz auffallend hervortritt und gar häufig die Lebenskraft sich selbst in ihren Reactionen erschöpft. Und so scheint dem Ref. auch diese theoretische Erklärungsweise, des übrigens in der Erfahrung bereits fest begründeten Princips der Homöopathie, Similia similibus, vor der Hand so wenig dem Verstande genügend, als die eigene Hahnemanns in seinem Organon. Der Verf. giebt dieses in den folgenden §§. selbst zu verstehen, indem Er annimmt, daß es bey Heilung der Krankheiten mit der Verstärkung der spezifischen Richtung der Lebenskraft nicht immer geschehen seye, sondern daß auch gar oft die indirecte Methode zur Heilung derselben, als Brech- und Purgiermittel, Aderlässe, und narcotische Mittel anzuwenden seyen; was indeß ganz gegen die reinen Grundsätze der Homöopathie ist! Zu verwundern ist es dann aber wieder, wenn der Verf. §. 37. mit Hahnemann im Einverständnisse doch wieder gegen die von der Allöopathie so häufig hervorgebrachten Arzneykrankheiten, obwohl zwar mit Recht, loszieht und sagt: „Man betrachte einmal einen Kranken, welcher 20—30 Mixturen eingenommen, 60 Blutegel, 4—5maliges Aderlassen, und eine Menge Vesicatorien ausgehalten hat, wie er als Marterbild auf Haut und Knochen herabgebracht ist. Kommt der Kranke davon, wie viel Ruhm ärndtet der Arzt ein? Stirbt er, wie viel Trost liegt in dem Bewußtseyn, das Alles geschehen ist, was nur menschenmöglich war? Im Genesungsfalle eines solchen Kranken müßten wir wirklich fragen, ob es denn wirklich nöthig war, die Lebenskraft auf einen solchen kleinen Rest zu reduciren, um zur Heilung zu kommen, während sie in der vollen Blüthe ihrer Kraft dieß nicht vermochte? Consequenter ist gewiß die andere Annahme, daß die Lebenskraft in dem doppelten Kampfe mit dem Uebel und der Methode so lange verlor, bis die Quelle des feindlichen Reizes erschöpft war und das kleine Flämmchen von Lebenskraft noch übrig blieb, um frisches Leben wieder anzufachen. Allein in den meisten Fällen dieser Art stirbt der Kranke entweder im höchsten Stadium des Fiebers, oder verfällt in eine chronische Krankheit, welche den Rest der Lebenskraft auch, aber nur langsamer aufzehrt.“

Wie nach dieser ganz wahren und leider von den sogenannten berühmtesten Allöopathen täglich in der Erfahrung bestätigten Ansicht, der Verf. der indirecten Methode doch noch das Wort reden könne, ist nicht wohl abzusehen.

Originell ist die Aeußerung des Verf. §. 43., wo er sagt: Ein jeder Mensch empfängt bey seiner Geburt eine bestimmte Summe von Lebenskraft gleichsam als Kapital, womit er auf Erden haushalten soll! — und darnach das Verhältniß der verschiedenen Lebensstufen zu erklären sucht. Wie es indessen überall mit den Gleichnissen hinkt, so möchte es hier wohl auch nicht anders gehen. In jedem Falle vermehrt sich hier das Kapital der Lebenskraft nach 20 Jahren nicht um das alterum tantum, noch weniger nach 40 Jahren, und immer weniger nach 60 und 80 Jahren; woher aber diese Verminderung nach der ersten Hälfte eines Menschenalters kommt, hat der Verfasser wie so viele andere Physiologen und Philosophen, wenigstens dem Ref. lange nicht genügend erklärt! Daß bey der Entwicklung und dem Wachsthume des Menschen der Ersatz dieses Capitals größer, als der Verbrauch sey, scheint nicht wahrscheinlich; das Kind, der Knabe und Jüngling essen zwar und schlafen mehr ꝛc. aber sie bewegen sich auch mehr, legen mehr an, leeren mehr aus, im Mannesalter soll Ersatz und Verbrauch gleich werden; aber warum soll in den spätern Stufenjahren der Verbrauch stärker als der Ersatz seyn?

(Schluß folgt.)

Nr. IV. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 29. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 10.

Inhalt.

Charitas. Festgabe für 1835 von Eduard von Schenk. Zweyter Jahrgang. Mit Beyträgen von König Ludwig von Bayern, L. Aurbacher, M. Diepenbrok, C. v. Martius, C. v. Neumayr, Fr. Rückert, J. M. v. Sailer, G. H. v. Schubert, Dr. C. Weichselbaumer, Fr. Fehr. von Zu-Rhein, dem Herausgeber und andern. Kupfer nach J. v. Schnorr, gestochen von S. Amsler und H. Merz. Regensburg, Fried. Pustet.

Ein poetischer Almanach, an dessen Spitze ein berühmter Dichter des Vaterlandes als Herausgeber steht, und welcher Beyträge von den, am höchsten gefeyerten Dichtern des Vaterlandes enthält, sollte wohl einen Maßstab geben, auf welcher Stuffe überhaupt die Dichtkunst in diesem Lande stehen möge. Allein! der Herausgeber hat diesen Standpunkt nicht genommen, und es geziemt keiner öffentlichen Anzeige, irgend einem Werke einen andern, als den von dem Verfasser, oder, wie hier, von dem Herausgeber gefaßten Standpunkt unterzulegen; der Herausgeber nennt sein Buch eine Festgabe, und weiset damit den Leser an, die Sammlung von Gedichten, die er hier biethet, als einen Kranz zu empfangen, welchen er aus diesen und keinen andern Blumen gewunden habe, und bey welchen, als einer Gabe, er keine Rechenschaft leisten wolle, warum er gerade diese Blumen auserwählt, oder warum er nicht irgend andere zu dem Kranze bestimmt habe. Er nennt die Gabe eine „Festgabe,“ wie etwa die Bühne irgend eine Darstellung als ein Festspiel verkündet.

Es kann aber dieses Wort ein Doppeltes bezeichnen, einmal eine Gabe zu einem Feste, und einmal eine festtägliche — eine ausgezeichnete, keine werktägliche — Spende, so wie ein Festkleid sowohl einen kostbaren Anzug, als einen Anzug, welcher nur an Festtagen gebraucht wird, ausdrückt. Der Titel sagt: „Festgabe für 1835.“ Es kann aber nicht gemeint seyn, als sey das ganze Jahr 1835 ein Fest, es muß also das Wort in der andern Bedeutung — daß hier eine festtägliche und keine gewöhnliche Gabe angeboten werde — genommen werden; und in der That, ein großer Theil des Inhaltes rechtfertiget, das Wort in dieser Bedeutung zu verstehen.

Die Sammlung eröffnen

„Gedichte von König Ludwig von Bayern.“

Kostbare und unschätzbare Perlen, hervorgegangen aus der Tiefe und aus der Klarheit eines Dichter-Genius. Wie ruhmvoll für die Stadt, der es gewiedmet, ist das erstere dieser Gedichte: „An Nürnberg.“ Einfach und fromm — so redet der begeisterte Sänger zu der Stadt — einfach und fromm, wie in der Vorzeit, sind deine Bürger, und was du bist, das bist du durch eigene Kraft, nicht durch Lage und Gunst. Wie Pompeji das Bild des Römerlebens, so bist du das Bild des deutschen Mittelalters.

„Alles ruft zurück zu jenen Tagen,
Alles heiliges Gefühl hervor;
Zu dem Höchsten werden wir getragen
In Laurenzis majestät'schem Chor.“

„Hoher Sinn erscheinet in den Bauten
Jener nicht genug erkannten Zeit,

Wo die Menschen Himmlisches noch schauten,
Wo das Herz für alles Große weit."

Das Gedicht fährt fort, in der Herrlichkeit des deutschen Mittelalters zu schwelgen, wie die Poesie das Leben durchdrungen, und wie die Kunst dortmal nicht als eine üppige Magd der Zeit gedient, sondern wie ihre Verklärung, ihre Sehnsucht, ihr Streben, ihr Ziel und ihre Spitze sich nur in der Religion gefunden habe, und nur nach Oben gerichtet gewesen seyn. Nirgend aber im großen deutschen Vaterlande habe diese erhabene Kunst so geblüht, als in Nürnberg, in der Stadt am Pegnitzstrande. Dreyßig Kaiser — so lauten die kostbaren Worte der letzten vier vortrefflichen Stroffen

„Dreißig Kaiser haben da gewohnt,
Als das deutsche Reich noch nicht entweiht,
Haben in der hohen Burg gethront,
In des alten Glanzes Herrlichkeit."

„Ruhmbegränzte Stadt, du bist gehüllet
In ehrwürdige Erinnerung,
Große Werke hehrer Kunst erfüllet,
Die dem Geist ertheilt Veredelung."

„Die Jahrhunderte, sie kommen, schwinden,
Lassen deine Mauern unberührt,
Wie du warest, sie dich alle finden
Still an dir vorüber blos geführt."

„Mögten sie dieselbe nur dich sehen,
Deine Bürger, wie sie jetzo sind,
Möchte ihre Tugend nie vergehen,
Fort sich pflanzen stets von Kind auf Kind."

Wegen des zweyten Gedichtes von eben so silbergediegenen Worten „der Wittwe Klage" wollen wir dem Leser nicht vorgreifen, sondern ihn bitten, die Charitas selbst zur Hand zu nehmen, und unmittelbar das kostbare Geschenk zu empfangen.

Diese zwey eben angezeigten Gesänge stehen als die Krone und Juwelen der Sammlung mit Recht an der Spitze derselben, die übrigen Gedichte jedoch theilen, als ein Ganzes genommen, das Loos aller Sammlungen, nicht etwa, als wäre Unwürdiges aufgenommen, aber doch in der Bedeutung, daß Verschiedenes dargereicht wird; wie denn auch der Sinn derjenigen verschieden seyn mag, welche die Gaben empfangen; der Leser würdige es günstig, wenn der Referent in Folgendem kund gibt, welche dieser Gaben ihn — den Referenten — bis tief in die Seele hinein erquickt und erfreut haben.

Friedrich Rückert erscheint mit fünfzehen Gedichten. Was ist es wohl, das den Gedichten dieses Meisters so unendlichen Reitz verleihet? Die Wahrheit ist es. Viele aneignen sich der Form, und erringen die heimischen und exotischen Gestalten der Poese, aber die Empfindungen, welchen sie diese Kleider anpassen, sind nicht in ihrem Gemüthe erzeugt, sondern Adoptiv-Gefühle, aufgehascht aus den Floskeln der Weltbildung, und so geputzt und gestutzt sie auftreten, ihnen fehlt doch der Teint der Unschuld oder die Blässe der wahren Demuth und Reue. Dieses ist in Rückert so unwiderstehlich hinreissend, daß er nie heuchelt, nur das selbstgefühlte Gefühl besingt, und daß ihm dazu der Genius eine hohe Meisterschaft der Sprache verliehen hat.

Ludwig Aurbacher spendet eine wunderliebliche Ballade „die Ringe" und nebst derselben „Beda der Ehrwürdige" und eine Erzählung in Prosa. Es seye erlaubt, jener Ballade hier einen kleinen Raum zu geben.

„Die Ringe."

„Drei Bräute steh'n zugleich am Altar,
Sie bringen ihr Herz zum Opfer dar.
Die Eine, sie steht so bleich und blaß,
Ihr Auge ist ganz von Thränen naß.
Die Andre lächelt gar froh darein,
Als ging' es zum Tanz, zum lustigen Reih'n.
Die Dritte hebt fromm den Blick empor,
Als schweb' ihr im Geist der Himmel vor."

„Warum, Kind, sahst Du so bleich und blaß?
Warum denn war Dir Dein Auge so naß?
„„Ach Mutter! als ich den Ring empfieng,
Hör, was für ein traurig Gesicht mir aufging:
Mich däuchte, der Ring er ringele sich,
Und schling' sich als Schlange krampfhaft um mich;
Da packt mich der Schreck mit gräßlichem Schmerz,
Es brach mir beynahe vor Jammer das Herz.""

„Warum, Kind, sahst Du so lustig derein,
Als ging' es zum frischen, zum fröhlichen Reih'n?
„„O Mutter! als ich den Ring empfieng,
Hör, was für ein heitres Gesicht mir aufging:
Mich däuchte, der Ring er ringele sich,
Und kreise als Kreisel tanzend um mich;
Da riß es mich fort in den Wirbel hinein,
Da mußt' ich wohl fröhlich und lustig seyn.""

„Warum, Kind, hobst Du den Blick so empor,
Als schweb' Dir im Geist schon der Himmel vor?
„„O Mutter! als ich den Ring empfing
Hör', was für ein schönes Gesicht mir aufging:
Mich däuchte, der Ring er ringele sich,
Und bog sich als Bogen leuchtend um mich;
Und ein Englein stieg da zu mir herab,
Und bracht mir das Schönste zur Morgengab!""

„Und als verflossen nun kaum ein Jahr,
Die erste schon liegt, aus Gram, auf der Bahr;

Die andre verläßt den eh'lichen Mann,
Und hängt treulos ihrem Buhlen an;
Die Dritte gewinnet das schönste Loos,
Sie wiegt ein Kindlein auf ihrem Schoos. —
So folgen die Ringe des Herzens Zug,
Und bringen dem Segen, und jenem Fluch."

Glaube es mir, günstiger Leser, Martius hat (abgesehen von seinen scientivischen Verdiensten) nicht ohne Begeisterung den Boden der Urwälder Brasiliens betreten. Du findest hier „Zwey Gesänge aus einem episch-didaktischen Gedichte: Suitrams Fahrten," welche davon Zeugniß geben. Der eine Gesang, „der Urwald" ist in Terzinen, und die schwierige Aufgabe, welche diese Gattung Verse dem Dichter bereitet, ist mit ausgezeichnetem Geschicke gelöset. Vernimm den Schluß, wo der Dichter aus dem Urwald an das Meer tritt:

„Hier fühlen wir der Abendruhe Segen.
Im Zwielicht glänzt vor uns das heil'ge Meer,
Läßt spielend sich von Zephyrs Lust bewegen,
Still brausend kommt der Wellen rastlos Heer
Sein Pulsschlag weckt der Seele heisses Sehnen.
O könnt' ich Herz! von Liebe stolz und schwer
Mit jener Kraft der Engel dich belohnen,
Aus weiter Fern' vom heissen Tropenstrand
Zu ihnen hin die Gegenwart zu dehnen,
In denen Glück mir blüht und Vaterland."

Der Dichter Fr. Frhr. von Zu-Rhein hat in drey Gedichten:

Das Glöckchen,
Fernblick,
Morgen- und Abendroth

dasselbe Thema in ächt lyrischer Anschauung so verschieden behandelt, daß die Seele des Lesers nicht satt wird an dem Grundtone, welcher in der Tiefe dieser drey Gedichte erklingt. Es bestehet dieser Ton in dem „seltsamen Doppelleben, in der Sehnsucht, Lust und Schmerz" und in dem Genuße des Genußes, und in dem Genuße der Vergänglichkeit, — ein Gegenstand, welcher in der Lyrik Schillers mächtig vorherrscht.

Diepenbrock gibt Nachbildungen nach einem Liede, welches die Pifferari in Rom singen, nach Onofrio Minzoni, nach Lope de Vega u. a. und mit einer strengen ernsthaften unerbittlichen Miene steht unter christlichen Dichtungen Ein mythisches Gedicht von Daxenberger und von den Gedichten des Herausgebers ist „Göttliches in Uns" durch Einfachheit des Gedankens und der Sprache rein klassisch.

Unter dem Namen „Reliquien" (nach unserer Ansicht keine glücklich gewählte Aufschrift) gibt uns der Almanach auf acht und zwanzig Seiten einzelne Sprüche und Gedanken von Johann Michael von Sailer. Es ist diese Art von Schriftstellerey von den Gebrüdern Schlegel im Atheneum wo nicht erfunden, doch in Gang gebracht worden. Nachher haben viele mit mehr oder minder Glück (oft unter seltsamen Namen z. B. Blüthenstaub, Gedankenspäne, Feilspäne u. s. a.) diese Bahn betreten, Novalis jedoch in den Fragmenten die Palme errungen. Es ist eine gefährliche Art, zu schriftstellern, und insbesondere ist es von großer Bedeutung, aus dem Nachlasse eines hochgeehrten und theueren Abgeschiedenen solche Fragmente der Welt vorzulegen, denn wie frivol hängt sich oft ein Urtheil an ein solches Fragment, bey welchem auch der Unbefangene nicht weiß, was es bedeuten solle, und Bücherweise in geistreichen epigramatischen, gedrängten, unzusammenhängenden Sätzen zu sprechen, übersteigt alle Kraft menschlicher Bildung, daher unter dem Vortrefflichen mitunter Gewöhnliches, tausendmal Gelesenes. Ohne dieses hier Gesagte auf die hier vorliegende Reliquien unsers ehrwürdigen Sailer auch nur von Ferne anzuwenden, möge der Leser selbst aus nachfolgenden paar Stellen sich ein Urtheil bilden.

„Die Kinderlehre."

Der Bischoff. „Liebes Kind, sage mir, wo ist Gott? Dann geb ich dir einen schönen Apfel zum Lohne."

Das Kind. „Sage mir, wo er nicht ist, dann geb ich Dir zwey."

„Ein Maler der sich auf die Arzneykunde legte. In der Mahlerey sehen die Leute die Fehler, in der Arzney werden sie mit den Menschen begraben."

„Dermaliger Waldbestand. Wurzelmänner gibt es überall so wenig, und Laubmänner so viel."

„Eine ungekannte Mutterpflicht. Es ist Mutterpflicht, jene Kinder, welche die Natur stiefmütterlich ausgestattet hat, statt sie gering zu achten, eher zärtlicher zu behandeln, damit sie an der Zärtlichkeit der Mutter einen Ersatz der natürlichen Gaben die ihnen fehlen, erhalten und Muth gewinnen, die unverschuldeten Fehler der Natur durch einen edlen Selbsterwerb der Person zu verbessern." (Wie richtig beobachtet!)

G. H. von Schubert liefert eine Erzählung in Prosa: das lange Seil. Es wehet ein Geist in dieser kleinen Erzählung, welcher nur aus vollendeter Bildung hervorgeht. Solches kann nur der Meister geben, denn hier ist Ruhe des Inhaltes und Ruhe der Darstellung auf gleicher Linie. Um dieses Urtheil anschaulich zu machen, wählen wir eine kleine Episode aus dieser Erzählung von dem Bruder in der Thebais, der, von böser Lust angewandelt, heimlich aus der Gesellschaft der Väter entwich, um da ungestört wie ein Heide zu leben. „Hier bat er einen Götzendiener, er möge ihm seine Tochter zum Weibe geben. Der Götzenpriester wollte dies aber nicht eher thun, bis er erst seinen Gott um Rath gefragt habe. Dieser antwortete auf

die Frage des Vaters; „„Wenn der junge Christ seinen Gott, seine Taufe und die Gemeinschaft mit seinen Brüdern verläugnen will, dann magst du ihm deine Tochter geben.““

„Das sagte der Götzenpriester dem jungen Einsiedler, und dieser war so in seiner bösen Lust befangen, daß er verläugnete seinen Gott, seine Taufe und den Bund der Brüder. Da fragte der Priester in der nächsten Nacht seinen Götzen wieder: ob wohl nun zur Genüge geschehen seye? Der Götze aber antwortete: „„Obwohl Jener von seinem Gott gelassen, und die Liebe verläugnet hat, so kannst du ihm dennoch deine Tochter noch nicht geben; denn sein Gott hat von ihm noch nicht gelassen, hat ihn noch immer nicht aufgegeben.““ „Da der Priester am andern Morgen erzählte, was er vernommen habe, ging es dem Jüngling tief zu Herzen. Er dachte: Ist denn mein Gott so gut gegen mich, daß mich seine Liebe noch immer nicht verläßt, obgleich ich ihn so boshaft verläugnet habe, ey, so will ich solche Gnade nicht von mir stoßen! Und er wurde deßhalb von Neuem zur Liebe gegen Gott und die Brüder aufgeweckt, kehrte um, bekannte und bereute seine Sünde und blieb jetzt treu in seiner Liebe bis ans Ende.“

Dem Almanach sind zwey Kupferstiche beygegeben, Nachbildungen zweyer Fresco-Gemälde im Cyklus aus dem Nibelungen-Liede von J. v. Schnorr in den untern Sälen des neuen Königsbaues zu München. Das eine, wie Siegfried Chriemhilden den Gürtel Brunhildens übergibt, eine jener Compositionen, welche den Königsbau an den Vatikan reihet, meisterhaft von Amsler gestochen; und das andere, wie Chriemhilde Siegfrieds Leichnam findet, gestochen von Merz. Eine Bemerkung des Herausgebers gibt uns die freudige Nachricht, daß es Absicht sey, jedem Jahrgange der Charitas einige Kupferstiche nach den schönsten und bedeutensten Fresken und andern Kunstwerken beyzugeben, welche in München unter der glorreichen Regierung König Ludwigs von den berühmtesten Künstlern ausgeführt worden.

L.

Die Allöopathie und Homöopathie verglichen in ihren Principien. Von C. A. Eschenmayer, Professor in Tübingen. Tübingen bey L. Fr. Fues. 1834.

(Schluß.)

Der 50 und 60jährige Mensch, wenn er übrigens gesund ist, ißt und trinkt auch so gut, schläft so gut, wie der 30ßiger, verbraucht auch nicht mehr, wohl gar noch weniger, warum soll er also vom bloßen Capital zehren? Warum soll dieses immer kleiner und kleiner werden, bis es zu den Lebens-Verrichtungen nicht mehr taugt, da beym normalen gesunden Menschen der tägliche Verbrauch durch den täglichen Ersatz in jedem Alter compensirt wird? Ueberhaupt warum stirbt der Mensch des natürlichen Todes? Diese Frage scheint noch durch Naturphilosophie nicht genügend beantwortet zu seyn?

Im §. 45 unterscheidet der Verf. sehr weislich die Lebenskraft von dem Lebensprinzip. Dieses ist gleichsam der Eigenthümer von dem besagten Capital. Das Lebensprincip ist unzerstörbar, in ihm liegt der plastische Typus, nachdem die Kraft alle Prozesse und alle Reaktionen vollbringt. Unterliegt die Kraft und folgt der Tod, so zieht sich das Lebensprincip als Nervengeist in die Seele zurück, und dient der Seele auch noch nach dem Zeitleben als Organ oder ätherische Hülle. Ein schöner Gedanke, den auch schon Leupold in seiner Anthro-Biologie schon gedacht hat!

In der zweyten Abtheilung gegenwärtiger Schrift wendet nun der Verf. seine vorangeschickten Sätze und Ansichten in 5 Abschnitten näher auf die Homöopathie an, und durchgeht besonders sichtend die Grundsätze, die Hahnemann in seinem Organon aufgestellt hat; worin wir aber dem Verf. in dieser beschränkten Anzeige nicht folgen können, und es den Lesern zur weitern Beachtung empfehlen müßen, es auch um so überflüßiger finden, als wir seine Denkungsweise in dem ersten Abschnitt schon hinlänglich dargelegt zu haben glauben; nur was Er im vierten Abschnit noch über die homöopatischen Arzneigaben (einen besondern Stein des Anstoßes) sagt, wollen wir noch kurz erörtern.

Selbst die Homöopathen, und an ihrer Spitze ihr Meister! gestehen, daß sie nicht zu erklären wüßten, wie es zugehe, daß Atomen von Arzneien, welche auf ein Decilliontel depotenzirt? sind, noch auffallende Wirkungen auf den Organismus äußerten.“ Allein die Sache verhält sich in Wahrheit doch so, fährt der Verf. weiter fort, und wenigstens vierhundert Aerzte bestätigen diese Thatsache durch ihre Erfahrungen. Vielfältige Erfahrungen bestreiten wollen, ist immer eine gewagte Sache; denn die Macht der Existenz überwiegt alle Theoreme. Wer möchte jetzt noch läugnen, ohne den Vorwurf der Unwissenheit über den Stand der Sache auf sich zu laden? Um nun diese Aufgabe zu lösen, wie die uns unglaublich verminderten Dosen der Arzneien dennoch wirksamer seyn können, als die Massen von Arzneien, womit die Allöopathie ihre Kranken überhäuft, betrachtet sie der Verf. von zwey Seiten, nämlich einer objektiven, die sich auf die Bereitung der Arzneien

bezieht, und einer subjektiven, die in dem Organismus gegründet ist, und zur höhern Physiologie gehört.

Was die Bereitung der homöopatischen Arzneien betrifft, so geschieht dieselbe bekanntermassen durch stundenlange Verreibungen der Arzneikörper mit unarzneilichen Stoffen, durch wiederholtes Schütteln und Vertheilen, Verdünnen derselben mit unarzneilichen Flüßigkeiten. Nun werden aber eben durch dieses Verreiben und Zertheilen die Substanzen auf ihre Elementargränze oder auf den verschwindenden quantitativen Werth der Atome zurückgebracht; in dem Falle aber wie das Quantitative beynahe zur Nulle wird, entfesselt sich das Qualitative, und wird zu einem reinen Elemente umgeschaffen, das mit seiner ihm eingebornen ursprünglichen Kraft, unabhängig von allen übrigen Bestandtheilen zu wirken anfängt. Die Cohärenz, die Schwere der Masse wird aufgehoben, die Qualität aber, oder was die Materie zur Stoffheit macht, wird frei, parallel der Wärme. Die Qualität der Arznei wird also von ihrem quantitativen Anhang entbunden, frei, vergeistigt, und dadurch fähig, mit andern Substanzen sich zu verbinden. Es leuchtet hier das Gesetz durch, daß das quantitative und qualitative Element in einem umgekehrten Verhältnisse stehen. Der Verf. führt hier als einen etwa zu machenden Einwurf an: „Wenn man einen Gran Opium in einer Million Tropfen Wasser auflöse, so sey ja die Cohärenz des Grans auf gleiche Weise vermindert, indem in einem Tropfen nur ein Millionteł desselben sene; dieses könne aber nichts wirken!“ Dieß könne zwar allerdings so seyn, beantwortet Er, weil dadurch das quantitative Element der Bindung durch Schwere nicht aufhöre, sondern in jedem Tropfen das nämliche bleibe. Es sey dieß blos eine mechanische Verdünnung des Qualitativen. Ganz anders verhalte es sich aber, wenn ein Gran Opium vorher in eine Million Atome verrieben wird, wobey das quantitative Element in der Bindung der Schwere völlig aufhört, das qualitative Element aber völlig frey wird, und nun seine ganze Intensität dem Auflösungsmittel mittheilen könne. Dieß sey dann keine blos mechanische Verdünnung, sondern vielmehr eine dynamische Potenzirung. So gedenkt Er auch nur der Ironie halber, des schon oft wiederholten Einwurfs der Gegner der Homöopathie, wo sie sagen: „Der Homöopath brauche nur einen Tropfen Blausäure in den Bodensee (oder die Donau) zu gießen, seine Kranken dahin zu schicken, und ihnen zu verordnen, täglich einen Kaffeelöffel voll Bodensee Wasser zu trinken!“ Aber hier ist eben wieder, wie der Verf. sich ausspricht, der Paralogismus deutlich, daß der Tropfen seine quantitative Cohärenz in sich nicht aufgibt, sondern vielmehr mit der großen Maße vermehrt, so daß das qualitative Element in seiner Wirkung am Ende Null wird. rc.

Das Zerreiben und Verdünnen der Arzneien ist also ein Dahinbringen derselben zur Atomistik; und wie groß die Kraft der Atomistik seye, ist noch lange nicht ergründet, sagt der Verf. §. 102 und das große Geheimniß der Arzneiwirkungen auf den menschlichen Organismus, hat nun Hahnemann, wie durch den Blitz eines Genius geleitet, vor uns enthüllt! Man bedenke nur, fährt er fort, wie eine solche, bis zu Atomen gebrachte Substanz, sich mit den höheren Potenzen von Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus und Galvanismus verbinden könne, und welche Wirkungen sie dann hervorzubringen vermöge!

In subjektiver Hinsicht wird endlich die Wirkung der homöopathischen Arzneigaben durch ihre eigentliche Einwirkung auf die Lebenskraft, in wie ferne solche nicht nur als Erhaltungskraft, die das Gleichgewicht als oberste Leiterin der Reproduction und Irritabilität im Organismus unterhält, sondern als Heilkraft, auftritt. Diese, da sie ihre Processe ohne unser Zuthun vollbringt, ohne daß sie von unserm Bewußtseyn und Willen abhängen, muß wohl im Gangliensystem, den sympathischen Nerven, und vielleicht im kleinen Gehirn als dem größten Ganglion ihren Sitz haben, und von da aus ihre Strahlen in alle untergeordnete Systeme und Funktionen aussenden und nach ihrer eingebornen Typik ihre Processe einleiten. Kommt nun ein feindlicher Reiz in die Gebilde, so macht er in denselben eine Erstwirkung, die aber um des allgemein verbreiteten Nerven-Systems willen, nicht blos im Einzelnen stehen bleibt, sondern mehr oder weniger durch das Ganze gefühlt wird. Darauf folgt nun aber die Reaktion der Heilkraft, welche mit der feindlichen Potenz den Kampf besteht, und auf die angegriffene Gebilde, aber immer nach der Natur des Reizes und des Organs, auf eine speцifische Weise zurückwirkt. Wird nun die Heilkraft in diesem Kampfe durch eine ihr ähnliche dynamische Arzneipotenz, d. h. eine vergeistigte, in die Sphäre der Sensibilität einzuwirken fähige äußere Kraft unterstützt, so bekommt sie in ihrer Reaction ein Moment des Uebergewichts, und muß über den feindlichen Reiz siegen, d. h. Heilung hervorbringen. Zu so einer homöopatischen Heilung gehören also nur zwey sich zwar nicht gleiche, aber doch verwandte Potenzen, nämlich der durch die Atomistik erzeugte qualitative Geist der Arzneisubstanz und der Nervengeist, der die Lebenskraft in Anregung setzt. Nur diese beyden können unmittelbar aufeinander wirken, und so entsteht die durch die Arznei erhöhete Reaction der Lebenskraft. Und darin liegt nun das ganze Geheimniß dieses außerordentlichen Phänomens.

Nicht also die Massen der Arzneien, mit ihren groben Anhängseln, des Erdigen, Holzigen, Faserigen, über-

haupt ihres materiellen Parenchyms, wodurch ihr qualitatives Element, das atomische, geistartige, überhaupt imponderable, gebunden und überdeckt ist, nicht die Glaskolben und Schachteln von Medizin können auf die ätherische Heilkraft der Organismen von bedeutender Wirkung seyn; ja sie stehen hundert und tausendmal tiefer unter der Kraft, des durch die Atomistik frei gewordenen qualitativen Geist's. Und dieses alles darum, weil diese Arzneimassen mehr auf die Apparate der Reproduction und der Irritabilität wirken, mit denen sie auch mehr verwandt sind, als auf die Sphäre der Sensibilität.

Alles beruht hier auf der unendlichen Modificabilität des Nervengeistes, die schon von dem Impuls eines Decilliontelgranes in Erregung gesetzt wird. Ja wenn erst der Nervengeist noch mehr von dem Parenchym der Nervenmasse entbunden wird, wie dieses im magnetischen Leben der Fall ist, so braucht er auch gar keine Berührung, um selbst in die Ferne hin zu fühlen, und zu wirken.

Wohl mögen also die Allöopathen sagen, wie der Verf. §. 115 bemerkt: „Was wollt ihr mit diesen wunderwinzigen Gaben? Wir verschlucken ganze Massen davon, und lassen sie auch von unsern Kranken verschlucken. Das, was ihr in zehn Jahren einem Kranken gebet, geben wir ihm in einem Tag, und können von allen dem nichts bemerken, was ihr uns vorschwazt!“ Sie haben darin allerdings Recht, daß sie viel verschlucken und zu verschlucken geben, aber das Verschluckte ist von der Art, daß ihm der Geist fehlt, der allein eine Verwandtschaft mit der Heilkraft hat ꝛc. Und so sind denn auch alle ihre Infusen, Decocten, Extracte, Auflösungen, Pulver, Pillen, Säfte und Tränke immer von der Art, daß sie das wirksame Agens, den qualitativen Geist der Arzneien nur immer von dem Quantitativen und Massenhaften gebunden, und nie frei, und mit ihrer vollen Wirkungskraft in Krankheiten anwenden. Wie sollen denn auch schnelle und sichere Heilungen erfolgen? So viel von den Ansichten des Verfs., um die Leser auf die Wichtigkeit einer näheren selbstigen Prüfung derselben aufmerksam zu machen.

Uebersicht der im Jahre 1834 erschienenen Programme sämmtlicher Lyceen und Gymnasien.

Wer von der Wichtigkeit der Lyceen und Gymnasien, die zum Studium der Wissenschaft auf der Hochschule vorbereiten und heranbilden, überzeugt ist, dem können die zufolge einer höchstweisen und zweckmäßigen königlichen Verordnung seit 1825 nun wieder regelmäßig mit den Jahres-Berichten dieser Anstalten erscheinende litterarische Programme nicht gleichgültig seyn, und eine Uebersicht derselben, dergleichen eine im vorigen Jahre in diesen Annalen gegeben wurde, dürfte auch heuer nicht unwillkommen seyn.

Für die Sammlung und Aufbewahrung dieser Flugschriften sind jedoch noch mehrere Wünsche zu erfüllen übrig:

1) eine größere Gleichförmigkeit des Papieres und Formates;
2) ein richtigerer Einlauf, und
3) die auf dem Titelblatte eines jeden Berichtes allemal mit anzugebende Aufschrift des begleitenden Programms; da bisher fast alle Jahre von einigen Lyceen und Gymnasien weder Berichte noch Programme von andern nur Berichte ohne Programme zur hiesigen Universitäts-Bibliothek einliefen.

Von den am Schlusse des Schuljahres 1833/34 erschienenen und zur genannten Bibliothek eingelaufenen Programmen behandelten 2 Philosophie, 6 Mathematik, 3 Sprachstudium, 4 Philologie, 2 Pädagogik, 1 Literar- und Schulgeschichte.

Ueber Naturwissenschaft, positive Theologie und Geschichte erschien dieses Jahr nirgend ein besonderes Programm.

Die gelieferten Programme bilden demnach heuer folgende tabellarische Uebersicht:

I. Philosophie.

1. Grundzüge zur Erkenntniß-Lehre von Franz Hoffmann in Amberg.

2) Subjektive Bedingungen des Gelingens des philosophischen Studiums von Max Furtmair in Landshut.

II. Mathematik.

1. Ueber das Unendliche in der Mathematik von Joh. Bernard Friedrich in Anspach.

2) Gleichungen der höhern unbestimmten Analytik von Peter Lackenbauer in Münnerstadt.

3. Eine algebraische Aufgabe betreffend die geometrischen Progressionen von Franz Xaver Attensperger in Dillingen.

4. Ueber recurrente Reihen, mit einem beständigen Zusatze von Joh. Bapt. Wandtner in Regensburg.

5. Einige logarithmisch-trigonometrische Relationen von Joh. Georg Krieser in Neuburg.

6. Theoretisch und praktische Sätze, betreffend Regel-Detri-Aufgaben von Johann von Gott Bundschuer in Kempten.

III. Sprach-Studium.

1. Entstehung und Ausbildung der romaischen oder neugriechischen Sprache durch Jos. Michael Heilmaier in Aschaffenburg.

2. Ueber die Bedeutung der Partikeln ἄν und δὴ von Ch. Häberle am alten Gymnasium zu München.

3. Ob die synthetische oder analytische Methode beym Erlernen einer klassischen Sprache den Vorzug verdiene? von Valentin Arnold in Bamberg.

IV. Philologie.

1. Annotationes in Euripidis Phoenissas, scrips. Sebastian Freudensprung Monachii in novo Gymnasio.

2. Observationes criticae in Ciceronis Brutum; scrips. Henricus Christ. Friedr. Gebhard Curiae Regnitianae (Hof.)

3. Prolegomena ad Timoleontis Vitam, comparatio Plutarchi, et Dionysii Siculi. scrips. J. C. Held Baruthii.

4. Ueber die Plutarchischen Biographien von Karl Schäfer in Erlangen.

V. Pädagogik.

1. Ueber die Hauptmittel der sittlich religiösen Bildung an Gymnasien von P. A. Teller in Speyer.

2. Ueber Gewerbsschulen und ihren anhaltenden Nutzen von Peter Zäch in Zweybrücken.

VI. Literar und gelehrte Schulgeschichte.

Memoria Hieronymi Wolfii, et Gymnasii ad St. Annam Aug. Vind. initia. Pars II. scrips. G. C. Metzger.

Auszüge und Kritiken.

I. Philosophie.

1. Grundzüge zur Erkenntnißlehre: als Einleitung in das Studium der Baader'schen Philosophie von Franz Hoffmann, in Amberg. (2 Bogen. 4.)

Diese Grundzüge der Erkenntnißlehre sind von dem Verfasser selbst als Einleitung in die Baader'sche Philosophie überschrieben.

Die Philosophie selbst aber nennt er sehr richtig: Erkenntnißlehre, nämlich wissenschaftliche, aus concreten lebendigen Vernunft-Begriffen. Nun steht es zwar jedem wohl an, und ist allgemein geziemend, zu nennen denjenigen, durch welchen jemand in Wissenschaft gefördert wurde, und frey zu bekennen, wem man als seinen Führer folge. Doch sollte man die Philosophie selbst nicht nach einem Manne nennen; denn sie ist etwas unsterbliches und ewiges; keines Sterblichen Eigenthum.

Der Verfasser theilt seine Abhandlung in 6 Aufschriften:

1) Von der Unterrichtsweise, der Möglichkeit, und der Wichtigkeit der Philosophie für das Leben;
2) von der Bestimmung ihrer Gesammt-Aufgabe;
3) vom Anfangspunkte der Philosophie;
4) vom Unterschiede des Glaubens und Wissens;
5) von dem Verhältnisse der Philosophie zur Religion, als dem Ergebnisse von allen Vorhergehenden.

1. Von der Unterrichtsweise in der Erkenntnißlehre behauptet der Verfasser mit gutem Grunde, daß es offenbar nichts tauge, den Wissenschafts-Kandidaten in langen Vorbereitungen und Einleitungen ermüdend herum zu führen, sondern, daß man am besten thue; ihn sogleich geraden Weges auf den Punkt hinzuführen, wo das wissenschaftliche Erkennen beginnt. Denn das wahre erkennt jeder, sobald man es ihm auf die rechte Weise zur Anschauung bringt.

Daß noch kein System der Erkenntnißlehre weder theoretisch noch praktische Einsicht je als allgemein geltend anerkannt wurde, und im Fortgange der Zeit als solches sich zu behaupten vermochte: ist kein Beweis gegen die Wirklichkeit der allgemein gültigen Wahrheit und Gewißheit des philosophischen Wissens; da es ja von Anbeginn der Zeiten durch alle Jahrhunderte hindurch Weise und Wissenschaftskundige gegeben hat: das Nicht anerkannt werden, und der Widerstreit gegen die Wahrheit eines Vernunft-Begriffes, oder einer Idee beweiset nur, daß die Begriffe eines Weisen immer nur von verwandten Geistern richtig gefaßt, und desselben praktische Lehren nur von gleich gesinnten Edlen befolgt werden; denn weise wird niemand, dem es an Tüchtigkeit und Geübtheit des Verstandes, oder aber an Kraft des guten Willens mangelt, die Wahrheit zu erkennen.

Die Möglichkeit allgemein gültige Wahrheit mit sichern und gewißen Erfolg zu erforschen, d. h. zu philosophieren ist jedem Menschen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, unvertilglich angeboren, was Mühe und Anstrengung kostet ist die Erhebung dieser Möglichkeit zur Wirklichkeit, welcher Akt, wie jede Geburt, allerdings mit Wehen und Schmerzen verbunden ist.

Die Unwissenheit über Gott, die Welt, und sich selbst ist die Schmach und Schuld der Sinnlichkeit; der Schmerz des Geistes hierüber ist die erste Bedingniß zur Befreyung und Erlösung von beyden, welche eben die Philosophie gewährt. Daher dann die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit derselben für das Leben.

Die Philosophie in ihrer Lebendigkeit und Vollendung geht nämlich nicht auf das bloße Erkennen, son-

dern den ganzen Menschen, und alle geistigen Vermögen desselben ergreifend wirkt sie zugleich das Wollen, und erregt die Kraft zum Thun und Handeln. Je höher daher der Mensch im Leben gestellt ist, desto unentbehrlicher ist ihm die Philosophie, und ihre Vernachlässigung rächt sich unfehlbar, und ist durch alle sonstige Bildung, durch Erfahrung, Geschicklichkeit und andere Vorzüge jeder Art unersetzlich.

2. Ueber die gesammte Aufgabe der Philosophie äußert der Verfasser etwas verworren und unklar folgendes: da bekanntlich nur die lebendige, erfüllte, oder concrete Erkenntniß den Willen zum Wollen, und die Kraft zum Wirken hervor ruft, so ist dann die Gottes-Erkenntniß, welche die Philosophie, die rechter Art ist, zu geben hat, nicht etwa die todte abstrakte und leere Erkenntniß, daß Gott ist, etwa als ein allerhöchstes Wesen und als unendliche Substanz, ohne Selbstbewußtseyn, sondern die lebendige und concrete Erkenntniß was oder wer Gott ist, und wie er sich selbst erkennt, und dem Menschen zu erkennen gibt. Denn der Ungereimtheiten größte ist doch immer: „ein Seyn (Object) anzunehmen, daß nicht ein erkanntes für irgend ein Wissen (Subject) wäre.“

Die Erkenntnißlehre unterscheidet daher und begreift zuvörderst die zwey Gattungen des substantialen Seyns a) das Voraussetzungslose, absolute Seyn Gottes, als sich selbst und alles Uebrige erkennendes, aber keinen andern seyenden ausser sich erkennbares; wenn er sich demselben nicht selbst freywillig zu erkennen gibt, oder offenbaret, b) das geschaffene von seinem Schöpfer erkannte, und sich selbst, die Natur, und seinen Schöpfer erkennende Seyn, der endliche Geist in gränzenloser Vielheit besonderer Individualität; c) das lediglich nur erkannte selbst aber nicht wieder erkennende Seyn, die körperliche Natur.

Wie Gottes Wesenheit ein Geheimniß (Mysterium) ist, für alle geschaffenen Geister; welchen er sich nicht selbst freywillig aufschließt, so ist der endliche Geist gleichfalls ein Geheimniß für alles übrige was nicht Geist ist.

Dieser Erkenntniß zufolge sind demnach der endliche Geist und die Natur gegründet und gewurzelt in dem Unendlichen, und bestehen nur durch die ihnen von ihrem Schöpfer nach Maßgabe und Erforderniß ihrer Stuffe freywillig gegönnten Theilnahme an seinem Seyn, oder sogar auch an seinem Erkennen; indem ja Gott nicht nur der Grund des Seyns aller lebendigen, sondern auch eben so sehr der Grund des Erkennens aller erkennenden Wesen ist, da alles Geschaffene, was durch die Macht seines Willens ward, und fortbesteht, allein durch den göttlichen Begriff oder das göttliche Erkennen ist, was es ist, und nur auf diese Weise richtig und gründlich erkannt wird.

Daraus geht dann hervor, daß die Erkenntnißlehre vom Seyn, Erkennen und Erkannt werden aller Dinge, d. h. die Philosophie die begründende und organisirende Wissenschaft aller Wissenschaften ist, die allen übrigen Wissenschaften ihre Stellung im Gebiete der Erkenntniß, und damit auch ihre Geltung und ihren Werth nach ihrem Zusammenhange und mit ihrer Beziehung auf die Bestimmung des Menschen als eines durchaus freyen Gott bewußten und eben darum nicht nur der Zeit, sondern auch der Ewigkeit angehörigen Geschöpfes anweiset und festsetzt.

3. Ueber den Anfangspunkt, wovon die Philosophie ausgeht; behauptet der Verfasser: der Anfangspunkt des richtigen Erkennens ist allerdings die Befreyung vom Versenktseyn und die bewußtlose Natur, unrichtig jedoch ist, daß diese Befreyung mit einem allgemeinen Zweifel beginnen müsse: denn dem Menschen ist es schlechthin unmöglich, von allem Glauben sich je gänzlich los zu machen und ganz ungläubig zu werden, er hat nur die Wahl, wem er glauben will: ob der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung der bewußtlosen Natur, darin er unwillkühlich befangen ist; oder dem Zeugnisse seines eigenen Geistes; oder endlich Gott der Urquelle alles Seyns, so wie alles Erkennens und Wissens?

Mit der sensualistischen Befangenheit bleibt der Mensch ein Thier, lebend für die Zeit und dem Genuß ohne Hoffnung und Aussicht in die Ewigkeit; der Glaube an das Zeugniß des eigenen Geistes von sich selbst; „ich denke, also bin ich“ wodurch zuletzt Gott und die Welt nur auf das Zeugniß des endlichen Geistes geglaubt werden, ist ungenügend und verkehrt; denn es weiset den Menschen auf sich selbst zurück, da ihm doch sein endliches Bewußtseyn nimmer mehr genügen kann; demnach bleibt eben als das absolut gewißeste: „weil Gott ist, bin ich und die Welt als von ihm gedacht und geschaffen:“ denn wenn Gott nicht wäre, würde und vermöchte gar nichts zu seyn.

Dieses ist die Wahrheit, die wahrhaft frey macht und beseliget, und den endlichen Geist nicht nur über die bewußtlose Natur, sondern auch über das eigene endliche Selbstbewußtseyn zum seligen Bewußtseyn seines Seyns und Bestehens in Gott, und Gottes in ihm erhebt und das wahre Wissen begründet und vollendet.

Der Anfangspunkt, so wie der Culminationspunkt der wahren Erkenntniß ist also das gewiße Wissen der göttlichen Existenz, und des Bewußtseyns unsers Ichs von Gott. Den Philosophen ist beydes nicht etwa nur Sache des Glaubens, sondern vielmehr der gewißeste Inhalt des ursprünglichsten Wissens.

(Fortsetzung folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 31. Januar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 10.

Inhalt.

Uebersicht der im Jahre 1834 erschienenen Programme sämmtlicher Lyceen und Gymnasien.

(Fortsetzung.)

4. Vom Unterschiede des Glaubens und Wissens sagt der Verfasser: das Glauben an die Existenz Gottes ist unwillkührlich, es kann wohl Gottes-Hässer und Widersacher (Antitheisten) im Grunde aber keine Gottesläugner Atheisten, geben. Der Glaube hingegen als vertrauensvolle Hingabe an Gott, ist das freye liebevolle Eingehen in Gott, verbunden mit der zuversichtlichen Hoffnung auf desselben liebreiche Hülfe und Gnaden, der Inhalt der geschichtlichen Offenbarung, deren Urkunde der Kirche aufbewahrt ist, nicht als ein unfruchtbarer Stoff der Ueberlieferung bloß im Gedächtniß zu hinterlegen, sondern als ein Inbegriff höherer übersinnlicher, unschätzbarer Erkenntnisse tief und allseitig zu entwickeln, und gewissenhaft zu unserm Heile dem göttlichen Willen gemäß anzuwenden.

Der Wissenschaftskundige hat keine Ursache den Glauben stolz zu verachten; dagegen hat aber auch der Gläubige die Wissenschaft nicht zu scheuen, indem der Inhalt des Glaubens jede Beleuchtung verträgt, und durch dieselbe immer an Verklärung gewinnt.

Absolutes Wissen, wie Absolutes Können, kömmt freylich in der höchsten Bedeutung nur Gott zu; allein dieses ist kein Grund, das Streben nach Wissenschaft und Wirksamkeit aufzugeben, da Gott jeden nach seinem Ebenbilde erschaffenen Menschen von seinen unendlichen Wissen und Können pro rata nach eines jeden Individualität mittheilt. Je tiefer und inniger sich übrigens der Mensch wissend und wirkend in Gott versenkt, desto herrlicher offenbaret sich Gott verklärend und verherrlichend in ihm.

5. Vom Beysammenbestehen der Autorität und der Freyheit. Indem die Philosophie mit einem Akte der Freyheit beginnt, so ist wohl offenbar, daß man zum philosophiren niemand zwingen könne: wie jedoch keine Freyheit ohne Bindung d. h. ohne eine ihr entsprechende Nothwendigkeit ist; so herrscht gerade in der freyesten Wissenschaft die strengste Vernunft-Nothwendigkeit des also Seyn und also erkannt werden Müssens, nicht zufolge eines äußern Zwanges, sondern aus freyer Ergebung an die erkannte Wahrheit; d. h. aus Wahrheits-Liebe. Die wahre Freyheit wurzelt demnach in der Liebe und entsteht aus derselben; die Liebe aber als ein Androgyne d. h. als befruchtend und gebährend zugleich ist zuerst instinktartige und wird zuletzt begreifende Erkenntniß.

Den einzelnen Menschen, so wie dem ganzen Geschlechte ist ein stuffenweiser Fortschritt in der Erkenntniß aufgegeben; wird die Vollkommenheit der jedesmaligen Stuffe erreicht und erfüllt, so geschieht der Fortschritt zur nächst höhern leicht und sicher; wird hingegen die Forderung der Stuffe nicht erfüllt, dann wird das Fortschreiten in demselben Maße schwerer, als das Versäumniß beträchtlicher war. Daher sodann theils Zeitweise Stillstände, theils Rückschritte und gewaltsame regellose Umwälzungen in der Entwicklungsfolge der Wissenschaft und Erkenntniß, bey Individuen, Gesellschaften und ganzen Völkern.

Die Vernunft dringt überall auf Einheit und Allgemeinheit; mithin auf Unterordnung des Einzelnen als

des niedrigern unter das gemeinsame als das höhere. Anerkennung der Würde und Autorität einer Regel und eines Gesetzes verträgt sich also wohl mit dem Begriffe der Freyheit, nur willkührlicher Zwang würde damit im Widerspruche stehen.

So verdankt die europäische Menschheit der geistigen Macht der christlichen Kirche gerade die höchste Ausbildung der Geistesfreyheit, welche sie in der Sphäre der Wissenschaft errungen hat; und die Feinde des Christenthums haben sogar die Waffen, womit sie undankbar die Religion und Kirche bestreiten, der Kirche selbst zu danken, welche sie als Kinder aufgenährt, erzogen und unterrichtet hat.

6. Die Schlußanmerkung endlich zeigt den Zusammenhang der Erkenntnißlehre oder Philosophie mit der Theologie der christlichen Offenbarung.

Das Dunkle und Ermüdende des Vortrages wird manchen von der Durchlesung dieses Programmes abhalten oder zurückschrecken, welcher sonst dem Verfasser seinen Beyfall nicht versagen würde.

2.

Ueber die subjektive Bedingungen des Gelingens des Studiums der Philosophie; von Max Furtmair in Landshut. 4½ Bogen. 4.

Zu dem vorhergehenden Programme, angebend die Grundzüge der Erkenntnißlehre oder Philosophie, bildet die gegenwärtige, eben so gründlich gedachte, als klar und allgemein verständlich geschriebene Abhandlung, aussprechend die subjektiven Bedingungen des Gelingens des philosophischen Studiums den ergänzenden Gegensatz. Folgendes ist der Kern dieser schönen Abhandlung. Wer Philosophie mit Erfolg studieren will, muß 1) uneigennützige Wahrheitsliebe. 2) Selbständigkeit des Denkens, und 3) anhaltenden Fleiß der vor keiner Schwierigkeit erschrickt, mitbringen.

Ob ein Kandidat der Wissenschaft alle diese Eigenschaften besitze, kann freylich niemand voraus wissen, nur der Erfolg kann davon überzeugen. Keiner überschätze sich daher eitler und vermessener Weise; aber auch keiner verzweifle an sich, dem es Ernst ist, und der andauernden und redlichen Fleiß anwendet.

Die dreyfache Einrede, daß die Philosophie 1) unmöglich und unrichtig; 2) nutzlos und unbrauchbar, 3) sogar gefährlich und schädlich sey, soll und darf niemand von diesem Studium abhalten; da die erste Einrede doch nur von Unwissenden, die schwerlich von der Philosophie je etwas mehr als ein dürftiges Collegium Logicum hörten; die zweyte von Krämerseelen, die nur dem unmittelbaren einträglichen Wissen einen Werth zugestehen; die dritte endlich nur von zaghaften wissensscheuen Häsern erhoben wird.

Nicht die philosophische Wissenschaftsschule verderbt die Jugend, sondern das unvorsichtige Einführen der Knaben und unreifen Jünglinge in vermischte Gesellschaften der Erwachsenen, wo man sie selbst allzu frühzeitig als erwachsene behandelt, dieses ist es was die Jugend schwindelköpfisch und eitel macht, und jenen Trieb nach mißverstandener Freiheit hervorruft, der sich überall als Ungebundenheit und Zügellosigkeit kund giebt.

Solche Subjekte sind für Lehren der Weisheit, des Gehorsams und der Subordination nimmer empfänglich, sie sind schon beim Eintritte in die Schule ganz verdorben, und die ärgsten Sophisten, die fähig sind, jede Wahrheit in das Gegentheil zu verkehren. Da hingegen einer reinen unverderbten Seele kein philosophisches Lehrgebäude je Gefahr und Schaden bringen wird, dagegen sie ihre treue Achtung auf die Stimme ihres guten Genius immer schützet und verwahret.

Außer der Wahrheitsliebe und der Reinheit des Gemüthes ist dann Freyheit und Selbstständigkeit des Denkens die andere Bedingung des Philosophirens; denn dieser Aufgabe kann unmöglich Genüge geleistet werden dadurch, daß man sich nur so ganz leidend den Sinnen-Eindrücken hingibt, und höchstens nur vergleichende Beobachtungen und Versuche anstellt.

Zwar wäre es Thorheit, die Erfahrung zu verachten, als ob man sie entbehren könnte; aber es wäre nicht minder thöricht, durch sie allein das Räthsel des Daseyns, und alle Fragen der Metaphysik lösen zu wollen. Denn der Geist schließt sich nur dem Geiste auf, und darum kann man mit Recht sagen: daß jeder nur aus sich selbst philosophiere und jeder seine Philosophie, nachdem was er selbst jedesmal ist, sich zurecht mache.

Hiemit wird jedoch keineswegs jener thörichten Originalitäts-Sucht das Wort geredet, die durchaus niemand etwas verdanken, und alles bisher geltende und bestehende ignoriren will; sondern vielmehr Bescheidenheit empfohlen, die da bekennet, daß immer jeder Philosoph von allen seinen Vorgängern lernte und lernen mußte.

Hochmuth und Selbstbewunderung hindern vielmehr die unbefangene Wahrheits-Forschung, als daß sie dieselbe förderten. Denn wer von Dünkel befangen ist, daß er schon alles wisse, ist sicher nicht aufgelegt, noch etwas weiter lernen zu wollen: wer hingegen erkennt, daß des nicht gewußten aber doch erkennbaren noch immer unendlich mehr ist, als das bereits entdeckte und erforschte, der verliert weder je die Lust zu forschen und zu lernen, weder verzweifelt er je an der Macht der Vernunft und der Kraft des Geistes, die Wahrheit alles nur irgend Erkennbaren zu erkennen.

Ohne diesen Glauben der Vernunft an sich selbst, wäre auch ganz und gar kein Glaube an eine übernatürliche Offenbarung möglich; weil ja nur die Vernunft

selbst, so wie das vermittelnde, also auch das prüfende Werkzeug der göttlichen, sowohl geschichtlichen als natürlichen Offenbarung ist.

Es wird demnach durch den Glauben an die christliche Religion die Philosophie und der Glaube der Vernunft an sich selbst nicht aufgehoben, oder doch entbehrlich gemacht; da außer den christlichen geoffenbarten Religions-Wahrheiten noch manches zu wissen und zu erkennen mögliche und nothwendige vorliegt. Philosophie und christliche Religion bedingen und ergänzen einander wechselweise, und es ist ein Zeichen von einer sich selbst nicht klar gewordenen Frömmigkeit, oder aber von Faulheit, wenn der Theolog meint, der Philosophie entbehren zu können; so wie es ein Zeichen der Eitelkeit und Vermessenheit ist, wenn der Philosoph die göttlich-geoffenbarte Religion des Christenthums schnöde verachtet.

Der Verfasser schließt mit der herzlichen Apostrophe: „Mögen nun die studierenden Jünglinge die hier ausgesprochenen, im Wesen der Philosophie selbst gegründeten Forderungen für das Gelingen dieses Studiums richtig auffassen, und tief beherzigen. Dann werden die segenreichen Früchte desselben gewiß nicht ausbleiben und die Vorwürfe, welche man der Philosophie so häufig macht, werden immer mehr und mehr verstummen."

II. Mathematik.

1. Ueber das Unendliche in der Mathematik, von Johann Bernard Friedrich in Anspach $8\frac{1}{2}$ Bögen 4.

Der Verfasser liefert eine zwar nur theilweise, aber doch sehr verdienstliche Geschichte der Grundansichten, auf welchen die Rechnung mit dem Unendlichen beruhen soll. Die Erfinder der Differential- und Fluxions-Rechnung (Leibnitz und Newton), deren Ansichten der philosophischen Basis entbehren ließen, immer noch den Zweifel übrig, wie ein $\frac{1}{\infty}$ verschwinden, wie mit der Nulle und dem Unendlichen gerechnet werden könne; da die Nulle und das Unendliche entweder als unselige Mittel-Dinge (nach Langsdorf,) oder als gar kein Gegenstand unsers Wissens (nach Fischer) sich darstellen.

Dieß fühlend veranlaßte die Berliner Akademie 1784 durch ihre Preisfrage eine nähere Untersuchung. Allein, obwohl L'Huillier Arbeit gekrönt wurde, so wurde die Frage nicht entschieden, indem L'Huillier das Unendlich kleine gänzlich verwarf, und dafür die Methode der Gränzen substituiert wissen wollte, welche doch, wie der Verfasser richtig bemerket, die Idee des Unendlichen voraussetzt.

Auch La Grange ging denselben Weg, und glaubte, alles was Metaphysik heißt, aus der Mathematik verbannt zu haben. La Grange sucht nämlich den Differential-Calcul in eine Lehre von der Bildung der Functionen, und Ableitung anderer Funktionen aus den ursprünglich gebildeten mit ungemeinem Scharfsinn zu verwandeln, und dadurch diesen Calcul ohne Einmischung der Idee des Unendlichen zu begründen. Allein da die auseinander gebildeten Funktionen auf größte und kleinste Größen führen, so sieht man wohl, daß wie der Verfasser sagt, auch in La Grange's Ansicht die Idee des Unendlichen nur sinnreich verschleiert, und dennoch zum Grunde liegt.

Was (S. 9. 10.) aus Fischers Grund-Principien aufgeführet ist, daß nämlich dieser ganze Differential-Calcul nur eine künstliche Nullrechnung, und daher dx, dx^2, dx^3 .... eben so viel als 0, 0^2, 0^3 .. sey, hingegen ist, ohne Fischer zu nahe zu treten, nur Nachklang und Wiederholung dessen, was der bekannte Commentator Kant's Joh. Schulz in seiner selten zu findenden Abhandlung de Geometria acustica, nec non de ratione 0:0 ceu bassi Calculi differentialis Regiomont. 4. 1787; in seiner Schrift: Versuch einer General-Theorie des Unendlichen. 1789. 8. und über das Fundament der Differentialrechnung in „Sehr leichte und kurze Entwicklung einiger der wichtigsten mathematischen Theorien. Königsberg. 1803. 4." ausgesprochen und gegen Karsten zu beweisen gesucht hat.

Gegen die herrschend gewordene Meinung besonders der französischen Mathematiker übernahm es der in so vielen Hinsichten merkwürdige Carnot 1797 gegen seine Landsleute „das mathematische Unendliche zu rechtfertigen und zu beweisen, daß man diese Idee nur zum Nachtheil der Wissenschaft verbannen würde."

Nicht chronologisch zwar, aber doch ganz zur Sache gehörend führet der Verfasser noch Bendavid's scharfsinnigen Versuch einer Auseinandersetzung des mathematisch Unendlichen (Berl. 1780. 8.) an, wodurch eine Begründung dieses so wichtigen Calculs beabsichtet wird, indem mit Recht zwischen $0 = b - b$, und 0 als Ausdruck einer Vorstellung, die durch keine Zahl dargestellt werden kann, unterschieden werden muß. Es muß z. B. zwischen einer geometrischen und arithmetisch geometrischen Größe wohl unterschieden werden, nur jene, nicht diese können ∞ werden. Die Tangente eines Winkels unter 90° ist arithmetisch und geometrisch meßbar vom Punkte, wo ihn die Secante schneidet, aber die Tangente eines rechten Winkels wird ∞, ohne deßwegen aufzuhören, eine Größe zu seyn, ist aber eine rein geometrische Größe. Referent glaubt überhaupt, daß der Calcul des Unendlichen seine Begründung nur darin finde, daß ∞ der Ausdruck eines Gedachten ist, daß nicht mehr in die Verhältnisse der Zahlengröße paßt, und bey dieser Ansicht wird es nicht stoßen, verschiedene Unendliche zu denken, die sich unterscheiden dadurch, a) daß sie eine Anfangs- aber keine Endgränze,

b) keine Anfangs- aber eine Endgränze und c) keine Anfangs- und keine Endgränze haben. Unendlich ist die künftige, unendlich die vergangene, unendlich die ganze Zeit. Wie kann es in dieser Ansicht widersprechen, daß $\infty + \infty =$ vergangene $+$ zukünftige Zeit $= 2\,\infty$ dee ganzen Zeit ist? Ist denn damit etwas anders gesagt, als ich habe 2 Unendliche gedacht, ohne damit über ihre Verschiedenheit ihrer Quantität etwas auszusagen? Dee Raum ist ∞ nach allen Dimensionen und was sagt nun ∞ anders aus, als der unendliche Raum nach 2 Dimensionen gedacht, gibt eine unendliche Fläche, wie die endliche a^2 eine endliche.

Und was sagt denn die Proportion $\infty : 1 = 1 : 0$ die Unendlichkeit verhält sich zur Endlichkeit, wie diese zu 0, als, $\infty = \frac{1}{0}$, ist die Antwort auf die Feage, wie oft 0 in dee Endlichkeit enthalten; und $\frac{1}{\infty} = 0$, sagt aus, daß das Unendliche gar nicht als nur veenichtet in dee Endlichkeit enthalten seyn könne.

Der Gegenstand des Infinitesimal-Calcul sind demnach wie Hegel in seiner Wissenschaft dee Logik I. Bd. I. Buch II. Abschnitt S. 212 sagt, nicht endliche Größen, sondern Größenbestimmtheiten in qualitativer Foem, sie haben demnach nur Bedeutung auf ein im Verhältniß mit ihnen stehendes, außer diesen Verhältnissen aber sind sie eeine Nullen, und verschwinden.

Ref. muß dem Verf. des Progeammes das Zeugniß geben, daß ee die Ansichten seiner Autoren geündlich studiert, und auf eine vorzügliche Weise dargestellt hat. Es macht ihm diese Arbeit um so mehr Ehre, als sie einen Gegenstand berichtet, den die meisten unphilosophischen Mathematiker ganz umgehen, und zufrieden mit den unläugbaren Resultaten, und der Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Calcul ganz vernachläßigen, und ohne sich um die Begründung ihrer Operationen zu bekümmern, mit ∞ wie mit a und b und 3 und 4 verfahren.

Am Ende vereinigen wir mit dem Wunsche des Veefassers auch den unseen, daß bald durch einen philosophischen Mathematiker die Geschichte der Analyses des Unendlichen geschrieben weeden möge. Die Nummern 2, 3, 4, 5 und 6 des mathematischen Faches, enthaltend auserlesene Aufgaben, sind keines Auszuges fähig.

III. Sprachstudium.

Ueber die Entstehung der Romaischen Sprache, unter dem Einfluße feemdee Zungen; ein Beytrag zum vergleichenden Sprach-Studium, von J. M. Heilmaier in Aschaffenbueg, 4½ Bogen 4.

Abeemal eine sehr veedienstliche, gründlich und fleißig gearbeitete Abhandlung, die jedem baveeischen Lesee der Zeitumstände wegen um so mehe inteeessirt, da nun ein Sprosse des durchlauchtigsten baveeischen Königshauses den griechischen Theon besitzt, und so viele unseree Landsleute aus allerley Ständen nach Griechenland wandern.

Der Verfasser gibt in seiner Abhandlung: 1) die geschichtliche Uebeesicht des hellenischen Volkes von der Gründung des byzantinischen Reiches, bis zur Unterwerfung duech die Türken. 2) Die Schicksale der Sprache zu den Zeiten der christlichen Imperatoren zu Byzanz. 3) Das Entstehen der gegenwärtigen Romaischen Speache untee dem Einfluße fremder Zungen, und zwar: 1) dee slavischen, 2) der romanischen, besonders aber dee italienischen, 3) der albanischen, 4) der türkischen Sprache.

Die für die Geschichte des hellenischen Volkes benützten Hülfsmittel sind in einee Anmeekung Seite 3 vollständig angegeben: dee Einfluß dee fremden Zungen auf die des ältern romaischen, und des heutigen neu griechischen wied überall durch Beyspiele anschaulich und veenehmlich gemacht.

2.

Ueber die Bedeutung der griechischen Paetikeln ἄν und κέ, von Cheistian Häberle, Professor am alten Gymnasium in München 4½ Bogen 4.

Der Verfassee behauptet, daß die Stammsylbe von ἄνω, ἀνύω, ἀνύτω, ἄνυσις; und κέ, die Stammsylbe von χεῖμαι die Keaft besitzen, den Gedanken auf die wirkliche Erfüllung und Vollendung dessen zu richten, worauf sie sich beziehen: sie beziehen sich aber nothwendig immer auf ein Zeitwoet mit dessen modis sie in natürlicher Verbindung stehen. Da nun der modus des Zeitwortes das Verhältniß des bezeichneten Gedankens zur Wirklichkeit ausdrückt, so ist es demnach die Bestimmung dieser Partikeln, den Gedanken die Hindeutung auf Anlaß zur Wirklichkeit; dem Wirklichen hingegen den Gedanken an Anlaß beyzugesellen, und so den Unterschied des wirklich seyenden, des erst noch zu veewirklichenden; des wirklich nicht seyenden, und des Nichtwirklich seyenden zu bezeichnen.

Dem zufolge handelt der Verfasser von dee Bedeutung des ἄν und κέ. 1) Beym Optativ; 2) beym Conjunctiv und Imperativ; 3) beym Indicativ; 4) beym Particip und Infinitiv; in den Haupt- sowohl als Nebensätzen,

indem er zugleich überall auf die Meynungs-Veeschiedenheit, zwischen Hermann, Reißig, Hartung und Thiersch hinweiset.

(Schluß folgt.)

Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen. Nebst dem Lebens-Umrisse dieser Begnadigten. Sulzbach in Commission der J. E. von Seidel'schen Buchhandlung. 1833. Zweyte mit den Betrachtungen über das letzte Abendmahl vermehrte Ausgabe. Ebendaselbst. 1834.

Die katholische Kirche weiset mehrere Heilige, und die Geschichte der christlichen Religion überhaupt mehrere Personen auf, welche stigmatisirt gewesen seyn sollen, d. h., welche an Händen, Füßen, an der Seite und am Kopfe Wundmahle hatten, ähnlich denjenigen, welche der Erlöser durch die Dornenkrone und den Tod am Kreuze empfangen hat. — Die Thatsache zu leugnen, ist freylich die kürzeste Weise, solchen Erzählungen einen Platz anzuweisen, von welchem aus sie dem Verstande zugänglich sind; allein so wenig die kaiserliche Akademie in Petersburg demjenigen einen Preis zuerkennen würde, welcher ihre für das Jahr 1836 gegebene Preisfrage über die Bestimmung der Ursache von Ebbe und Fluth dadurch gelöset zu haben vermeinte, daß er die Erscheinung als eine Fabel, als eine Geburt des Aberglaubens erklärte, und von der Akademie zuerst den Beweis des Daseyns des periodischen Steigens und Fallens des Weltmeeres erwartete; so wenig kann das Leugnen hier die Erscheinungen der Stigmaten erklären, oder eine Befriedigung darüber ertheilen. Diejenigen sind gewiß mit solch einem baaren Leugnen nicht zufrieden, welche ohne Vorurtheil den Werth einer historischen Ueberlieferung erkennen, und denselben nicht nach dem Maßstabe, was eben dem Verstande begreiflich oder nicht begreiflich ist, oder was eben der Zeit huldiget, oder von dieser verdammt wird, messen. „Es ist nützlich", sagt Oetinger, „auch ungewohnte Dinge mit gewohnten zu vergleichen, aber dabey ist nöthig, mit seinem Urtheile bisweilen stille zu stehen, bis man die ganze Sache übersiehet."

Wir haben hier, in dem voran bezeichneten Buche, es mit einer solchen Stigmatisation zu thun, und mit Erzählungen, welche eine also stigmatisirte Klosterfrau über diejenige Physionen giebt, welche in ihrem Innern über das Leiden des Erlösers sich ihr vergegenwärtigten. Das Buch selbst läßt sich auf keine physische oder psychische, oder physisch-psychische oder sonstige Aufklärung der Sache ein; vielmehr giebt sich der Verfasser des Buches nur als ein treuer Erzähler desjenigen aus, was er gesehen und gehört habe, und es ist mehr die Weise der Erzählung, mit welcher er dem Leser die Richtung des Verständnisses beyzubringen sucht, als ein offenes und klar ausgesprochenes Urtheil, durch welches er sich an die Spitze oder in die Reihe dieser oder jener Beurtheiler des Ereignisses stellen will. Dem Buche könnte man als Denkspruch die Worte vorsetzen, mit welchen Habacuc seine Prophezeihungen beginnt: „daß ist die Last, welche der Prophet Habacuc gesehen hat" (onus, quod vidit Habacuc propheta.)

Die erste Auflage des Buches enthält auf 408 enggedruckten Seiten drey Abtheilungen, als: 1. Die Dedication in Versen. 2. Die Einleitung und den Lebens-Umriß der Nonne, und 3. Die Betrachtungen derselben über das Leiden des Erlösers. Diese letzteren sind der Hauptinhalt, von dem auch das Werk seinen Namen trägt, sie nehmen in der ersten Auflage 360 Seiten ein, und sind in der zweyten um 48 Seiten vermehrt.

Anna Katharina Emmerich, die Tochter armer Bauersleute, ward nach der Einleitung des Buches im Dorfe Flamske, eine halbe Stunde von Coesfeld im Bisthume Münster i. J. 1774 geboren. Ihre Jugend, durchaus ihrem Stande angemessen, brachte sie bey ihren Eltern zu, im achtzehnten Jahre kam sie nach Coesfeld, um nähen zu lernen, und bemühete sich von dort aus in einem der Frauenklöster zu Boeken, zu Darfeld oder zu Münster als Nonne aufgenommen zu werden, aber theils ihre, theils der Klöster Armuth ließ es nicht zu. „Bis zu dem Jahre 1802 war diese ihre Bemühung vergebens, in diesem Jahre aber erklärten die Eltern einer Jungfrau, welche die Augustinerinnen zu Dülmen als Klosterfrau bereits angenommen hatten, ihre Tochter nur hinzugeben, wenn A. K. Emmerich zugleich aufgenommen würde" und das arme Kloster gestand dieses, wiewohl ungerne, zu, da A. K. ohne Mittel war. „In diesem Kloster, der Agnetenberg zu Dülmen genannt, legte A. K. im November 1803 ihre Gelübde ab, und blieb als Nonne bis im December 1811, wo das Kloster aufgehoben und geschlossen wurde. Arm und krank konnte sie das Kloster nicht plötzlich, wie die andern, verlassen. Eine mitleidige Magd des Klosters diente bey ihr aus Barmherzigkeit, auch ein alter französischer emigrirter Priester, der im Kloster die Messe las, blieb in der Wohnung. Er, sie und die Magd, als die ärmsten, verließen das Kloster erst im Frühjahre 1812, und sie bezog ein Kämmerchen zu ebener Erde in dem Hause einer Wittwe des Ortes, die Fenster der Wohnung sahen auf die Straße. Im J. 1813 brachte man sie in eine andere Wohnung, die die Aussicht auf einen Garten hatte, dort blieb sie, bis sie am 1. Februar 1824 starb.

Dieses ist der Umriß des äußern höchst einfachen Lebens der A. K. E., von ihrem inneren Leben aber und sonst von Ereignissen vorzüglich von der Erscheinung der Stigmaten, erzählt uns das Buch viel Wundersames, welches sich etwa auf folgende Momente zusammenfassen möchte. — — A. K. E. genoß nie nur

irgend eine Art von derjenigen Erziehung, welche „die gebildete Welt“ sich aneignet, ja, wie das Buch Seite XXVI versichert, hatte sie nie weder das alte noch das neue Testament gelesen, „äußerlich“, heißet es dort, „äußerlich, wußte und glaubte sie nichts, als den Katechismus, die gewöhnliche biblische Geschichte, die sonn- und festtäglichen Evangelien und den Kalender, der ihr, als einer Schauenden als das tiefsinnigste Buch erschien, welches ihr auf wenigen Blättern den Leitfaden darbot, Zeit und Natur, von einem Mysterium der Erlösung zum andern, mit allen Heiligen feyernd zu durchwandern. „Sie war von der ersten Jugend an,“ Seite II, „eine jener contemplativen Seelen aus dem Bauernstande, welche die Herablassung Gottes zu den Menschenkindern an sich als wahr erfunden haben. Sie genoß, soweit sie zurückdenken konnte, stets einer höhern ihr jedoch sehr vertraulichen Führung bis zu ihrem Ende. Sie genoß des Unterrichtes der heiligen Geschichte von Kindheit an in Anschauungen das ganze Jahr hindurch, und zwar auf verschiedene Weise, in historischen Ebenbildern und in symbolischen Festbildern. — Oft fühlte sie als Mädchen sich von Schaaren von Seelen aus dem Schlafe erweckt, und gieng mit ihnen in strenger Winternacht barfuß durch den Schnee den wohl einige Stunden langen Kreuzweg bey Coesfeld. — Sie tröstete, versöhnte, pflegte, heilte und saugte Wunden und Geschwüre aus, gab alles den Armen hin von Kind auf bis zu ihrem Ende.“ — — Die ekstatischen Zustände nahmen einen großen Theil ihres Lebens ein. Im November 1802 gieng sie (außer der Veränderung ihrer Wohnung im J. 1813) das letzte Mal aus ihrer Stube.“ In den letzten Tagen des Jahres 1812 trat ihre Stigmatisation ein. Drey Tage vor Neujahr, ungefähr um drey Uhr Nachmittags, lag sie sehr krank in ihrem Stübchen mit ausgebreiteten Armen in ekstatischer Erstarrung auf ihrem Bette. Sie betete fünfmal das V. U., kam in große Innigkeit, und fühlte einen heißen Durst nach den Schmerzen des Herrn. Ihr Angesicht war von glühender Röthe übergossen. Da sah sie ein Leuchten des gekreuzigten Herrn wie lebendig, seine Wunden leuchteten wie fünf helle Lichtkreise aus dem Bilde hervor. Ihr Herz fühlte sich von einem gewaltigen Schmerz und von Freude bewegt, ihre Begierde mitzuleiden, ward bey dem Anblicke der heiligen Wundmale so heftig, daß es ihr schien, als flehe ihr Mitleid aus ihren Händen, ihren Füßen und ihrer rechten Seite nach den Wundnarben der Erscheinung hin. Da schossen zuerst aus den Händen, dann aus den Füßen und endlich aus der Seitenwunde der Kreuzerscheinung, und zwar aus jeder einzelnen Wunde, dreyfache bluthrothe Lichtstrahlen, die sich pfeilförmig endigten, nach ihren Händen und Füßen und ihrer rechten Seite. Die drey Strahlen, welche aus der Seite der Erscheinung kamen, erschienen weiter von einander getrennt, und breiter, und endeten lanzenförmig. Im Augenblick der Berührung drangen Blutstropfen aus den Malstellen hervor.“ —

Von dieser Zeit an genoß A. K. E. keine consistente Nahrung mehr, obwohl sie noch zwölf Jahre lebte, sie konnte nichts mehr als Wasser mit Wein vermischt, dann allein Wasser, und selten etwas aus einer Kirsche oder Pflaume ausgesaugten Saft zu sich nehmen, alle andere Nahrung, auch im kleinsten Maße, brach sie mit Würgen von sich.

So erzählt uns der Verfasser, und es faßt sich diesem nach das Leben der A. K. E. wohl darin zusammen, daß dieselbe mit einem frommen christlichen Gemüthe sich nur einer contemplativen Thätigkeit widmete; daß an ihr die Stigmaten erschienen, und sie zwölf Jahre ohne alle Nahrungsmittel, mit Ausnahme des Wassers und eines selten genossenen Saftes aus einer Kirsche oder Pflaume lebte, und endlich daß sie in ekstatische Zustände verfiel, in welchen sie diejenige erzählende Betrachtung über das Leiden des Erlösers offenbarte, welche der Verfasser des Buches aufzeichnete und hier mittheilt. Abgesehen von diesen, welche wir eigens würdigen werden, kommt die Frage über die Wahrheit der Erzählung des Lebens dieser Nonne vor allem zur Sprache.

Wir glauben, es sey eine Art Conditio sine qua non, daß bey Erzählungen dieser Art der Verfasser und Erzähler sich nenne, damit der Name, um so mehr, wenn er kein unbekannter wäre, die Mitbürgschaft übernehme, denn die eigentliche Bürgschaft der Wahrheit muß wohl in der Sache selbst liegen. Der Verfasser und Herausgeber nennt sich nicht, und ohne darüber auch von ferne rechten zu wollen, haben wir dieses hier nur bezeichnen wollen. — Was nun aber den Verfasser oder Herausgeber vermochte, sich nicht zu nennen, so sind doch in der Erzählung selbst so viele Namen — bekannte und bedeutende Namen — genennt, daß diese schon hinreichen, die Wahrheit dieser erzählten Lebensumstände zu bezeugen. Das Publikum hat aber noch eine Zeugenschaft über die Wahrheit der Sache; die Nachricht nämlich, welche der Medicinalrath und Professor von Druffel in Münster schon im J. 1813 verfaßte, und welche in der medicinischen Zeitung von Salzburg. Jahrgang 1814. Band 1. und 2. abgedruckt ist. Diese Nachricht, auf dem medicinischen Standpunkte gegriffen, enthält mit durchaus ärztlichen Beobachtungen dieselbe Erscheinung der Enthaltung der Speisen und der Wundmale. Es wird uns erzählt, wie Wachen aufgestellt worden seyen, um die Kranke zu beobachten, und wie zum Versuche, die Wunden bey Eiterung zu heilen, eine derselben mit Eibisch- und Digestivsalbe verbunden worden seye, jedoch ohne Erfolg. Es seyen die Wunden, sagt ferner diese Nachricht, durch Vergrößerungsgläser beobachtet worden, um genauer aufzufassen, wie das Blut hervorquelle. Auf der Brustwunde, welche ein gedoppeltes Kreuz bildete, schwitze das

Blut nicht aus unverletzter Haut hervor, sondern die Haut seye gerissen und geborsten, so ungefähr, wie die Haut beym Erfrieren aufzuspringen pflege. Druffel sagt am Ende seiner Nachricht: „Jenen, welche die Erscheinung für Trug halten, seye gesagt, daß bey der Untersuchung die geistliche Behörde darauf Rücksicht nahm. Er muß eigens geartet und schwer zu finden seyn.“ — Es sind auch diese Erscheinungen nicht einzig. Die Druffelsche Nachricht führt mehrere dergleichen an, wie wir dieses auch im Eingang überhaupt bemerkt haben. — Wenn wir nun die Wahrheit der Erzählung nicht zu läugnen vermögen; so liegt doch die Frage über die Ursache und über die Bedeutung solcher Erscheinungen zu nahe, als daß sie übergangen werden könnte. — Die medicinische Nachricht sagt darüber Folgendes: „Bey Erklärung der Erscheinung, worauf man hier vor der Hand absichtlich Verzicht leistet, würde das Verhältniß der Aussonderungen unter einander, die Thätigkeit der Lungenfunction — erwogen werden müssen. Es würden sich der Winterschlaf vieler Thiere, die Beobachtungen über das Hungern der Spinnen und der kaltblütigen Thiere, das Leben der Frösche in Marmorblöcken u. s. a. in Betrachtung nehmen lassen, so wie auch aus Abernettys Versuchen hervorzugehen scheint, daß Thiere lange von Luft und Wasser leben können. Die bewußtlosen Zustände, und jenes, was für Divinationsgabe angesehen werden möchte, könnten Einige mit thierischem Magnetismus in gleiche Kategorie stellen wollen. Abgesehen, daß so wenig eine physische als psychische Einwirkung Statt hat; so findet sich nichts, was auf magnetischen Schlaf, oder jenen Zustand bezogen werden kann, wo die bey der Selbstbeschauung vorhandene Klarheit sich über das Nahe und Ferne im Raume und in der Zeit ausbreitet. — Es gehören besondere Untersuchungen dazu, ob sich alles derartige bey dieser Kranken nicht in besonderer Thätigkeit der Phantasie beym Traume, oder nach Gesetzen der Ideen-Association auflöset. Solle bey den Wunden und den Blutungen die Macht der Vorstellung in Anspruch genommen werden? Die Mißbildungen oder Naturspiele sind darin wohl nicht begründet. Trug indessen das Kind genau die Spuren jener gewaltsamen Todesart (Lebendigrädern), welche die schwangere Mutter angeschaut hatte; so spricht dieses allerdings für eine solche Ansicht. Und wer mag es läugnen, daß eine Einzelnheit so geartet seyn kann, daß Allgemeinheit daraus hergeleitet werden darf.“ — So spricht der Arzt. Der Verfasser unseres Buches aber erinnert bey der Erzählung der Lebensgeschichte der Emmerich an die Anzahl der bekannt gewordenen frommen Personen, welche in der katholischen Kirche „seit Franz von Assisi diesen den Theologen unter den Namen vulnus divinum, plaga amoris vera bekannten Grad der betrachtenden Jesusliebe, als die höchste Signatur des mit Jesu leidenden Mitleidens“ erlangt haben. Es werden hier mehrere Stigmatisirte der neueren Zeit, unter diesen Columba Schanolt zu Bamberg, gestorben i. J. 1787 angeführt, und wegen der Unfähigkeit, Nahrung zu nehmen, oder vielmehr wegen der Fähigkeit, ohne andere Nahrung als Wasser längere Zeit zu leben, auf die Lebensgeschichte contemplativer Asceten hingewiesen, und unter diesen Nicolaus von der Flüe, Lidwina von Schiedam, Katharina von Siena, Angela von Fuligno u. a. erwähnt.

Dieses ist die Ansicht von zweyen, welche die K. Emmerich jeder auf seinem Standpunkte beobachten, eines Arztes, der sich der Welt nennet, und eines ungenannten Autors. Wir aber machen hier auf die Macht aufmerksam, welche die Seele in einem starken Willen über den Körper zu üben im Stande ist. Wenn dieses schon bey Leuten, welche ihr Leben dem Gedränge der Welt und dem großen Markte der Weltbegebenheiten widmen, der Fall ist; so steigert sich diese Macht zu einer Art Wunder dort, wo die Seele sich in die Kreise beschaulicher religiöser Betrachtungen beharrlich hüllet, und jeder Zerstreuung und anderer Wirksamkeit den Zugang verwehret. Daher die Erscheinungen der Anachoreten, und hier einer der Zugänge zu dem grossen Thema, welches Schubert und Pfaff sich in ihren Schriften erwählt haben; wie nahe nämlich die Naturwissenschaft mit der Religion verwandt seye, und wie ein ganz anderes Licht aus dieser Vereinigung dem Naturforscher aufgehe. Der Schmerz ist es vorzüglich, welcher das psychische Leben steigert und stark und unüberwindlich macht, und alt ist das Wort: das Heilmittel gegen alle Unordnung ist der Schmerz.

Was nun den andern und größeren Theil des Buches betrifft, so enthält derselbe achtzig Betrachtungen (in der zweyten Auflage ein und achtzig) über die Leidensgeschichte des Erlösers. Nach der Nachricht, welche der Verfasser mittheilt, sprach A. K. Emmerich diese Betrachtungen gewöhnlich niederdeutsch, „und im ekstatischen Zustande oft auch in einer reineren Mundart.“ Alles Gehörte, „was unter behinderten Verhältnissen in ihrer (der Emmerich) Gegenwart sehr selten kaum in wenigen Zügen notirt werden konnte“ schrieb der Verfasser unmittelbar zu Hause auf, und so entstanden diese Betrachtungen. Der Verfasser nennt diese Betrachtungen Passionsbilder, protestiert feyerlich gegen den mindesten Anspruch derselben auf den Charakter historischer Wahrheit, und will, daß man darin nichts anders erblicke, als daß sich dieselbe den unzähligen andern Darstellungen der Passion durch bildende Künstler und fromme Schriftsteller anreihen. Die Betrachtungen sind in dem Style abgefaßt, als wenn die Betrachtende bey der Handlung zugegen gewesen wäre, und nur als ein Augenzeuge davon erzählte.

z. B. in der ersten Betrachtung „Jesus am Oelberg" heißt es: „Jesus führte die Eilfe auf einem Umwege in das Thal Josaphat dem Oelberge zu. Als sie vor das Thor kamen, sah ich den Mond, noch nicht ganz voll, über dem Gebirge aufsteigen". Oder an einer andern Stelle: „Während dieser Angst Jesu sah ich die hl. Jungfrau auch große Angst und Kummer erleiden im Hause der Maria Marcus. — Ich sah sie verhüllt gehen u. s. w."

Dem inneren Werthe nach stehen diese Betrachtungen auf der niedersten Stufe ascetischer Schriften. Das physische — körperliche — Leiden des Erlösers ist vorherrschender Gegenstand, und mit sichtbarem Wohlgefallen werden die einzelnen Marterscenen ausgemahlt und gesteigert. Blos das physische Leiden eines Unschuldigen wird oft in künstlichen Einzelnheiten, wie wenn der Erzähler selbst im Stande wäre, solche Quellen zu erschaffen, beschrieben. Es ist ein immerwährendes Weinen, Jammern und Wundenbeschreiben, so, daß das große Werk der Erlösung, wie die Evangelien und das Christenthum überhaupt uns lehren, durchaus darüber vergessen ist. Der Verfasser nennt mit Recht diese Betrachtungen Passionsbilder, auch uns haben sie an Bilder gemahnt, und zwar an die Bilder der altnürnberger Schule, wo die Passionen ebenfalls in abscheulichen Judengesichtern und in Henkersknechten mit nackten blutigen Armen, in borstigen vergelbten Zigeunergesichtern vom linken Schächern u. s. a. ihre Effecte suchen. Wir erinnern nur an eine Marter des hl. Bartholomäus von Ostendorfer, an eine Geißelung und Kreuzigung nach Wolgemuth (in der Morizkapelle zu Nürnberg), und an unzählige andere, besonders aus demjenigen Zweige dieser Schule, der sich mit Meier von Landshut in Benediktbeuern und sonst in Altbayern verbreitete. Selbst der Meister — Dürer — ist in seinen Passionen nicht frey von dieser Neigung. — Damit der Leser erkennen möge, daß dieses Urtheil Grund habe, sey es erlaubt, eine Stelle aus der 35. Betrachtung: „Der kreuztragende Jesus und seine Mutter" anzuführen: — „Als die Haufen der Henkersdiener mit allem Martergeräthe froh triumphirend nahten, zitterte und wimmerte die Mutter Jesu und rang die Hände, und einer der Buben fragte vorüberziehendes Volk: „was ist das für ein Weib, das so kläglich thuet?" Da antwortet einer: „es ist die Mutter des Galiläers." Als die Schurken dieses hörten, höhnten sie die jammernde Mutter mit Spottreden, zeigten mit Fingern auf sie, und einer der niedrigen Buben faßte die Kreuzigungsnägel in die Farst und hielt sie höhnend der hl. Jungfrau vor das Angesicht. Sie aber sah händeringend nach Jesus hin, und lehnte sich vom Schmerze zermalmt gegen den Pfeiler des Thores. Sie war bleich wie eine Leiche, und ihre Lippen waren blau. Die Pharisäer ritten vorüber, da kam der Knabe mit der Inschrift, und ach! einige Schritte hinter ihm Gottes Sohn, ihr Sohn. — Die Schergen rissen ihn an den Stricken vorwärts. Sein Angesicht war bleich und blutig und zerschlagen, sein Bart von Blut spitz zusammenklebend; er blickte mit seinen blutigen tiefliegenden Augen so ernst und mitleidig unter dem schrecklichen verwirrten Dorngeflecht seiner Krone hervor gegen seine peinvolle Mutter und sank strauchelnd unter der Last des Kreuzes auf die Knie und Hände nieder zur Erde." Wie ganz anders offenbart sich der Geist des Christenthums in (damit wir nur die uns zunächst gelegene nennen) den Bekenntnissen der hl. Theresia, in den Werken Fenelons, in dem Buche von der Nachfolge Christi, wo Thomas von Kempis im ersten Kapitel so bezeichnend ausspricht, was es heiße, in dem Leben Christi zu forschen. Wir wollen keineswegs der frommen Emmerich zu nahe treten, aber bedenkend „wo der Geist des Herrn ist, da ist Freyheit" (2 Cor. 3, 17.) können wir unmöglich eine hohe Stufe des Gebethes in dieser Art zu meditiren erkennen. „Daß man sich aber" — sagt die hl. Theresia im 22. Kapitel der Bekenntnisse — „von der geheiligten Menschheit unseres Erlösers abwenden, daß man diesen göttlichen Leib hiermit gleichsam in die Reihe unserer elenden Leiber und der übrigen geschaffenen Dinge setzen solle, dies — ist, was ich nicht leiden mag." — Die Emmerich'sche Betrachtungsweise des Leidens des Erlösers erinnert an die Schriften Martins von Cochem, nur daß diesen jene Einfachheit und Einfalt der Sprache innewohnte, welche bey dem Volke nie und nimmer ihre Wirkung verfehlt.

Um zum Schlusse von der Darstellungsart des Verfassers zu reden, so kann, ohne ungerecht zu seyn, hier nicht wohl ein Tadel statt haben, denn das Vorwort sagt: „der Schreiber that, was er konnte", d. h. er schrieb — wie wir oben bemerkt haben, zu Hause auf, was die A. K. Emmerich im ekstatischen Zustande in ihrer gewöhnlich niederdeutschen Mundart gesprochen hatte; — allein den Wunsch können wir nicht unterdrücken, nur eine dieser Betrachtungen, wörtlich, wie dieselbe von A. K. E. gesprochen wurde, zu besitzen, damit auch hierin ein Maßstab angelegt werden könnte.

Nr. V. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 5. Februar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 11.

Uebersicht der im Jahre 1834 erschienenen Programme sämmtlicher Lyceen und Gymnasien.

(Schluß.)

3. Ideen über die analytische und synthetische Lehrweise beym Unterrichte in den altklassischen Sprachen von Valentin Arnold in Bamberg. $2\frac{1}{2}$ Bogen 4.

Der Verfasser übernimmt mit Recht die Vertheidigung der grammatischen Analyse, welche mit der Kenntniß der einzelnen Redetheile beginnet, wo es um die gründliche Erlernung einer alten klassischen Sprache nicht blos zum Bücher verstehen, sondern zum eigenen Redegebrauch, und zu schriftlichen Aufsätzen zu thun ist. Ueber Hamiltons und Jakotots sogenannte synthetische oder Interpretations- und Expositions-Methode hingegen, die dem Anfänger die schon gegebene Synthese in der erst zu erlernenden Sprache vorlegt, die er mit Hülfe eines Lexikons übersetzen soll, beruft sich derselbe auf die Erfahrung, daß mehrere Knaben und Jünglinge, nachdem sie schon mehrere Bücher aus Cäsar und selbst aus Livius oder Sallustius mehr rathend als verstehend so ziemlich übersetzt hatten, gleichwohl noch nicht im Stande waren, auch nur die leichtesten Sätze aus dem Deutschen in das Lateinische zu übersetzen; oder ein einziges lateinisches Zeitwort fehlerfrey abzuwandeln; und daß nachher alle erdenkliche Mühe vergebens war, ihnen die nöthige Festigkeit und Gründlichkeit in die Handhabung der fremden, blos aus Uebersetzung erlernten Sprachen, für eigne Compositionen und den mündlichen Vortrag in derselben beyzubringen. Hiemit ist zu vergleichen die vorjährige Abhandlung des Prof. Kieska am kathol. Gymnasium zu Augsburg: Ueber Humanismus und Realismus.

IV. Philologie.

1. Annotationes in Euripidis Phoenissas, particula prior (scrips.) Sebast. Freudensprung. Monachii in Gymnasio novo. $8\frac{1}{4}$ Bogen 4.

Bey Vorlesungen über das Werk eines klassischen Autors sind nach dem Verfasser 3 Stücke vorzüglich zu berücksichtigen. 1) die allgemeine Inhalts-Angabe, 2) die Kritik des Textes und die richtige Erklärung desselben, 3) die Schätzung der Schrift nach ihrem Kunst- oder wissenschaftlichen Werthe. — Dem zufolge zeigt der Verfasser hierauf in XIV Abtheilungen die Oekonomie der ganzen vorliegenden Tragödie, und bemerkt wie darin die von Aristoteles geforderten 3 Einheiten auf das Genaueste beobachtet sind, und das Ganze eine heftige Gemüthserschütterung, Mitleid und Furcht errege.

In einer Anmerkung S. 14—15 werden hierauf die handschriftlichen Codices der königl. Bibliothek angegeben, welche die Phönizierinnen des Euripides enthalten. Seite 16 folgen die Anmerkungen von Vers 1—636 zusammt den handschriftlichen Randglossen des Peter Viktorius zu einem Aldiner Exemplare.

Im Eingange der Abhandlung führt der Verfasser bittere Klagen über diejenigen, welche die Unwissenheit, womit jetzt so viele Schüler das Gymnasium verlassen, mit vorsetzlicher Verschweigung aller andern offenbaren

Ursachen ungerechter Weise allein den Lehrern Schuld geben, ja wohl gar die gesammte Lehranstalt verläumden.

2. **Observationes Criticae in Ciceronis Brutum scrips. Henr. Christ. Fried. Gebhard. Curiae Regnitzianae** (zu Hof im Rezatkreise). 2 Bogen 4.

Die Anmerkungen beziehen sich auf die neue und theure Ausgabe dieses ciceronischen Dialogs de Claris oratoribus durch Orell 1830, darin, wie der Verfasser nachweiset, vieles ohne Noth und allzu kühn verändert wurde, wie auch schon Vogel in Zweybrücken in seinem Programme von 1830 gezeigt habe.

Unser Verfasser beweiset in der Vertheidigung der alten Lesearten vielen Scharfsinn, viel Kunde der alten Geschichte, und kritischen Fleiß: er beklagt sich jedoch über die Mangelhaftigkeit der hofischen Gymnasial-Bibliothek, quae jam pridem augeri paene omnino desuevit.

3. **Prolegomena in Plutarchi Vitam Timoleontis, scrips. J. C. Held Baruthi.** (2 Bogen 4.

Der Verfasser vergleicht des Plutarchs und des Diodors von Sicilien Berichte über den Timoleon, in welchen Stücken einer dem andern hinsichtlich auf Genauigkeit, Treue und Glaubwürdigkeit vorzuziehen seye.

4. **Ueber die Biographie überhaupt, und die Plutarchischen insbesondere, als Grundlage des ersten historischen Unterrichts, von Karl Schäfer in Erlangen.** (3 Bogen 4.)

Der Verfasser zeigt sehr einleuchtend, daß für 12jährige Knaben in der dritten Klasse der lateinischen Schule, die noch keinen Sinn für allgemeine Geschichte haben können, da sie Staat und Volk vorerst nur den Namen nach und von Sagenhören kennen, Biographien der einzige für sie passende geschichtliche Stoff seyen, als welche den Menschen zuerst den Menschen zur Betrachtung vorführen, durch große Muster den Sinn für das Edle erregen, und die Ergebnisse der Wirklichkeit an Einzelnen zur Anschauung bringen. Unter den Biographien des klassischen Alterthums giebt er dann den Plutarchischen vor allen andern den Vorzug, zum Behufe des ersten Jugend-Unterrichtes; da dieser Schriftsteller als Vermittler zwischen Athen und Rom, den beyden Hauptsitzen der alten klassischen Bildung, und zwar gerade zu einer Zeit auftritt, wo das Heidenthum sich überlebt hatte, und erstarb, das Christenthum aber sich als Weltreligion zu erheben und zu blühen anfing.

Da demnach Plutarch, vermöge seiner Stellung sowohl, als vermöge seines persönlichen Charakters so besonders geschickt und geeignet erscheint, um das jugendliche Alter in das Studium der alterthümlichen Geschichte einzuführen, so wünscht der Verfasser, daß die Biographien desselben zum Behufe der zwölfjährigen Knaben in der III. Klasse der lateinischen Schule, darin zuerst das geschichtliche Studium beginnen soll, in deutscher Sprache, mit Weglassung desjenigen, was das Verhältniß Plutarchs zu seinen Zeitgenossen erfoderte, oder was sonst die Fassungskraft des Knaben übersteigt; Hinzufügung hingegen der erforderlichen Erklärungen der Geschichte, und sittlichen Beurtheilung des Benehmens der handelnden Personen, neu bearbeitet würden.

V. Pädagogik.

1. **Ueber die Hauptmittel der sittlichen und religiösen Erziehung in Gymnasien, von P. A. Teller in Speyer.** (2 Bog. 4.)

Der Verfasser bemerkt zuförderst, daß der Unterricht in den wissenschaftlichen Erkenntnissen für sich allein noch keine hinlängliche Bürgschaft für derselben rechtlichen und wohlthätigen Gebrauch und Anwendung gebe, sondern daß allein ein sittlich- und religiöser Charakter diese Gewährschaft leisten könne.

Bildung zur Religion und Tugend ist demnach dasjenige, was der Mensch am meisten bedarf: denn das religiöse Tugendleben ist für den Menschen die höchste Kunst, und die unentbehrlichste, wichtigste Wissenschaft.

Die beyden Hülfsmittel zur Bildung des sittlich-religiösen Menschen sind freylich die Lehren und das Beyspiel der Lehrer: leider kann jedoch die Schule allein weder für die Religiösität, noch für die Sittlichkeit hinlänglich wirken, da die Schüler nicht immer unter den Augen der Lehrer sind, sondern die Schule nur einige Stunden des Tages, in den Ferien aber gar nicht besuchen, dagegen aber der Umgang außer der Schule, und die häusliche Erziehung so häufig und gewaltsam den Samen der Religion und Tugend zerstört, welchen die Lehrer mit treulicher und fleißiger Sorgfalt säeten.

Man verhüte nur das zu frühe Einführen der Jugend in die große Welt, und das häusliche Leben werde wieder, wie in den früheren Zeiten, mehr sittlich und religiös; dann wird auch die Jugend wieder frömmer und gehorsamer, bescheidener und zahmer werden.

Freudensprung in München, und Furtmair in Landshut stimmen hierin mit Teller überein.

2. **Ueber die neu errichteten Gewerbsschulen, und insbesondere über ihren nachhaltigen Nutzen für den Gewerbsstand, von Peter Zäch in Zweibrücken.** (1 Bogen 4.)

Sehr wahr spricht der Verfasser: wenn jetzt hin und wieder die obern Behörden über Mangel tüchtiger

Sprachkenntnisse, und eigentlicher wissenschaftlicher Bildung bey den für den Dienst der Kirche und des Staates sich meldenden Individuen klagen, so liegt die Ursache dieser Erscheinung zunächst darin, daß diese jungen Männer ihre Studienbahn gerade in der Periode der unzähligen Versuche durchliefen, wo man zwischen Humanismus und Realismus schwankte und endlich beyde in Eins zusammenzuschmelzen unternahm und eine weit verbreitete Menge von Noth- und Hülfsbüchern erschien, welche es einem jeden sehr leicht machten, ohne alle Geistes-Anstrengung einen Schein von Bildung, ja sogar von encyclopädischer Gelehrsamkeit sich zu erwerben.

Die Weisheit K. Ludwigs wies zuerst den Gymnasien als Gelehrten-Schulen wieder ausschließlich die Humanität, als die Grundlage des künftigen Gelehrten an; rief aber auch zugleich eine neue Anstalt, die Gewerbsschule, und über dieser stehend die polytechnische Schule für diejenigen Bürger ins Leben, deren Stellung im Staate keine eigentliche gelehrte Bildung, aber doch mancherley Kenntnisse zu einem bessern und verständigeren Betrieb der Gewerbe, und zur möglichsten Veredlung der Fabrikate, wie auch zu einem gewissen Flor der Landwirthschaft erfordert.

Nach der allerhöchsten Verordnung sind die polytechnischen sowohl als die Gewerbsschulen nicht bestimmt, Kunstschulen zu seyn, oder in das Gebiet der eigentlichen künstlerischen Ausbildung überzugreifen: ihre Aufgabe ist vielmehr, die Kunst in die Gewerbe überzutragen, und den Gewerbsbetrieb auf diejenige Stuffe zu bringen, welche den Fortschritten der Technik unserer Zeit angemessen ist, die Concurrenz mit der Arbeit und der Industrie des Auslandes halten zu können.

Wie jetzt das Gymnasium, unbekümmert ob der in dasselbe eintretende Jüngling einst ein Staatsmann, ein Jurist, ein Theologe, oder ein Arzt werden soll, nur das Studium der gelehrten Sprachen und die Philologie berücksichtiget, d. h. auf die allgemeine Bildung der Literatur hinarbeitet, so bezweckt die Gewerbsschule gleichfalls nur die allgemeine Vorbildung für alle bürgerlichen Verhältnisse.

Zu ihrem Kreise gehören also vorzüglich angewendete und ausübende Mathematik, Naturlehre, Chemie und Zeichnungskunst, welche kein Gewerbs- und Gewerksmann entbehren kann, wenn er nicht für immer mit dem einmal Erlernten zufrieden seyn, und sein ganzes Leben hindurch auf derselben Stufe stehen bleiben, sondern als Meister auch selbst erfinden und fortschreiten will, damit die Produkte und Fabrikate, welche er verfertigt, nicht hinter denen der andern seiner Consorten im In- oder Auslande zurückbleiben, sondern diesen vielmehr den Vorzug streitig machen.

Auch Gewerbskunde und Unterricht im Geschäftsstyle in allen Gattungen, der im Kreise des bürgerlichen Verkehrs vorkommenden schriftlichen Aufsätze ist ihm sehr dienlich und fast unentbehrlich.

Welcher Vater, welcher Lehrmeister wird wohl jetzt, wo jedem Bürger Gelegenheit gegeben ist, auch ohne die gelehrten Schulen durchlaufen zu haben, alle für ein bürgerliches Gewerb oder Handwerk nöthigen Kenntnisse sammeln zu können, solch eine Gelegenheit für seine Söhne und Lehrlinge unbenützt lassen? Was würde die Nachwelt von einem Geschlechte urtheilen, daß eine solche von dem hochherzigsten und freysinnigsten Könige ins Leben gerufene Bildungsanstalt vernachlässigte, und nicht vielmehr auch seinerseits aus allen Kräften dazu beytragen wollte, daß des Guten in unserm Vaterlande immer mehr werde!

VI. Literär- und Schulgeschichte.

Memoria Hieronymi Wolfii, restauratoris Gymnasii ad St. Annam Augustae Vindelicorum. Pars II. scrips. Georg Caspar Metzger. (3 Bogen 4.)

Dieser zweyte Theil enthält die Geschichte der Entstehung und Ausbildung des evangelischen Gymnasiums zu St. Anna vom J. 1530 bis 1557 zur Ankunft des Hieronymi Wolfii. Angehängt ist desselben Deliberatio de instauratione Scholae Augustanae, Thuruni Borussiae 1556 edita.

Ein Pars III. mit der Fortsetzung der Deliberatio wird versprochen: Pars I. erschien das vorige Jahr.

Die noch mangelnden Programmen vom katholischen Gymnasium zu Augsburg, von Nürnberg, Passau, Schweinfurt, Straubing und Würzburg sollen nachträglich angezeigt werden, so wie sie dem Referenten zu Gesicht kommen.

Die Dichtungen von Justinus Kerner. Neue vollständige Sammlung in Einem Bande. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1834.

Es ist längst anerkannt, daß Justinus Kerner unter die ersten lyrischen Dichter Deutschlands gehöre. Schon im Jahre 1815, als er bey Braun in Carlsruhe seinen ersten poetischen Almanach herausgab, begrüßte das deutsche Vaterland ihn längst als solchen. Er gehört keiner Schule an, hat sich als Dichter nie an eine der-

selben angeschlossen, aber er gehört zu denjenigen, bey welchen von dem ersten bis zu dem letzten Liede der Grundton aller deutschen Poesie hörbar durchklingt, und die Baßnote des Accords unverschleyert, und unter keinen Schnörkeln und verkünstelten Sentimentalitäten des Verstandes verborgen, zu Tage liegt. Wir meinen hier das treue, tiefe, helle, reiche und weiche deutsche Gemüth, diesen unerschöpflichen Born unseres lyrischen Reichthums, diese reiche Goldader in dem Schachte des deutschen Treibens und Lebens, ohne welche weder das deutsche Mittelalter, noch seine Vorzeit, noch die Gegenwart je können verstanden werden. Wer von dieser echt deutschen unvermischten Lyrik will unterrichtet oder ergriffen seyn, der nehme dieses Justinus Kerners Dichtungen getrost zu Handen.

Wir haben eine der lyrischen Poesie nahe verwandte, in demselben Elemente lebende schöne Kunst, an welcher wir wohl dasjenige, was wir hier von der deutschen Lyrik Kerners sagen, vielleicht deutlicher und anschaulicher darzustellen vermögen. Als nämlich im Jahre 1815 oder 1816 zuerst die Rossinischen Opern nach Deutschland kamen, und die Sängerin Burgondio in einer bezaubernden, elegischen, aller Beschreibung spottenden Sirenenaltstimme das Tancredische Ditanti Palpiti sang, wie war alles entzückt, wie viele ungeheuchelte Thränen der Freude und des Wohlgefallens wurden entlockt, und wie fühlte jeder das Talent und den richtigen Gang Rossinis darin, daß er wiederum den Gesang zu Ehren gebracht, und uns vor dem Sturme des Instrumentale der französischen schneidenden Accorden gerettet habe. Das Ding ging wohl eine Zeitlang so fort, bis der Weber'sche Feenschütz erschien, der uns erst wiederum an die Heimath verwies, und uns uns selbst wieder gab. So, wenn wir gedenken des Hexametersturms, des Schlegelschen Canzonen= und Canzonetten=wesens u. s. a. m., so wird es uns erst bey dem Liede Kerners wieder wohl und heimathlich, und es ist uns, als wären wir als wandernde Studio fröhlich und wohlgemuthet auf der Straße, träten in den Schatten eines Eichenwaldes, und sängen:

„Ein fremder Kavalier
Stieg ab vom schwarzen Roß,
Trat in den Königssaal
Mit andern Herren groß“ u. s. w.

Der vorliegende Eine Band der Dichtungen umfaßt 560 Seiten in zwey Abtheilungen, von welchen die erste „lyrische Dichtungen,“ die zweyte „prosaische Dichtungen“ überschrieben sind.

Die „lyrische Dichtungen“ sind es insbesondere, welche uns berechtigen, die eben ausgesprochene Ansicht über Stellung und Bedeutung des Dichters unsern Lesern vorzutragen, den Beweis darüber werden sie finden, wenn sie das Buch selbst zur Hand nehmen, und darin blättern. Uns sey es erlaubt, eine Dichtung zur Probe zu geben.

Der Wanderer in der Sägmühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O, Wanderer, hier ein,
Du bists, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du bists, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dieß Holz im Schoos der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir wards ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Die zweyte Abtheilung enthält nur zwey Dichtungen: Die Reiseschatten, und die Heimathlosen. Das erstere ist eine humoristische Reise voll poetischer lose zusammenhängender Abentheuer, die aber stets den einen und denselben Humor des Dichters verkünden. Diese Reiseschatten würden allein ein ziemlich ansehnliches Büchlein umfassen. Es kommen köstliche, höchst sinnreiche Scenen darin vor, und einzelne Lieder, und Marionettenspiele, so, daß der Leser fortwährend in den Kreisen echter und gediegener Poesie sich befindet. Einen Auszug daraus oder eine Darstellung über den Gang dieser Reiseschatten, oder Schattenreise, zu geben, ist gerade wegen der humoristischen Natur des Gedichtes nicht möglich, jedoch haben wir vieles, wie man sagt, angestrichen, von denen einiges hier Platz finden möge.

Seite 321 singt der Handwerksbursche ein Lied, welches, wie uns eine Note belehrt, schon die Herausgeber des Wunderhorns als ein altes Volkslied aufnahmen, obwohl es von Kerner ist. So lautet das Lied:

„Mir träumt, ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen,
Bis vor Feinsliebchens Haus.

Feinsliebchen ist betrübt,
Als ich so flieg', und weint:
Wer dich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Feind.

Feinsliebchen, was hilft hier lügen,
Da du doch Alles weißt:
Wer mich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Geist.

Feinsliebchen weint und schreiet,
Daß ich am Schreyn erwacht,
Da lieg ich, ach, in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.

Und morgen muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schwank ich in freyer Luft.

Einmal begegnet der Reisende einem Mönche, und während der Strecke Weges, die beyde mit einander gehen, entsteht ein Gespräch über das Verhältniß der Blumen zu den Vögeln, der duftenden Blumen zu den Singvögeln — Nachtviole und Nachtigall — u. s. w., welches wohl zu einer der schönsten Stellen in diesen Reiseschatten gehört. An einer Ruine vorüberkommend äußert der Mönch: „Weinen möcht' ich, wenn ich überdenke, wie vieles Herrliche die neuere Zeit unwiderbringlich zerstörte, hätt' ich nicht der Natur in ihrer Stille aufgehorcht, in ihrem Wachsthume, ihren Gang betrachtet, und gefunden: wie eine Wiederkehr des alten Glaubens allmählig in ihr sich heranbewegt. Gleichwie in jeder einzelnen keimenden Blume die Züge des ganzen kommenden Frühlings liegen, so liegen im Kind die Züge eines künftigen Geschlechtes. Laßt nur die Menschen walten, bauen und umstalten, wie sie nur wollen! sie prägen ihren Geist und Willen, ihr Dafürhalten dieser Erde nicht ein, so wenig als den Sonnenschein der ernsten Mitternacht, so wenig als sie verhindern können, daß der Frühling, der unter dem Schnee reifet, endlich hervorbricht; erscheinen wird der Geist, der schon längst still in der Natur heraukeimt — der Geist des alten Glaubens."

Als der Dichter darauf in ein Kapuzinerkloster kommt, entzücken ihn die Töne einer gewaltigen Orgel, was freylich ein kleiner Verstoß gegen die Ordensregel ist, da bekannterweise die Kapuziner keine Orgel in ihren Kirchen aufstellen.

Die Ausstattung des Verlages ist ungewöhnlich zierlich, reinlich und elegant, und das Buch, wir sind davon überzeugt, wird sich weit über die deutschen Gauen verbreiten.

Schule der Höflichkeit. Für Alt und Jung. Herausgegeben von C. Fr. v. Rumohr. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1834.

Es war im Jahre 1822, als Herr von Rumohr die Herausgabe eines Kochbuches (Geist der Kochkunst von J. König bearbeitet, herausgegeben von Rumohr. Cotta'sche Buchhandlung) unternahm. Schon wegen des Sonderbaren — daß die Feder eines so anerkannten Schriftstellers sich einem Kochbuche wiedmen mochte — wurde das Publikum durch dieses Werklein überrascht, noch mehr aber bewunderte die deutsche Welt daran eine unverfälschte Originalität, eine tüchtige Beobachtungsgabe, ein festes Princip, der verderblichen französischen Kochkunst entgegen zu streben, und eine Sprache, welche immer kurz, und gediegen den rechten Fleck trifft. Wie trefflich ist in diesem Kochbuche die mumienhafte Ausdorrung und Ueberwürzung der Nahrungsmittel, und das überpfefferte Brühen und Gehäksel, welches Apizius empfiehlt, und die Franzosen noch jetzt auf ihren Tafeln cultiviren, dem einfachen, reinen, Zubereiten dieser oder jener Speise entgegengesetzt, und wie geistreich durchgeführt, daß diese römisch-französische Kochkunst auf einem ganz eigenthümlichen Grundprincipe beruhe, nämlich nicht so fast auf dem Kitzel, als auf der Täuschung des Gaumens, und somit auf Unterdrückung des natürlichen Geschmackes der Nahrungsmittel.

Mit einem Vorgefühle, welches sich in der Erinnerung an jenes Kochbuch rechtfertiget, wird daher jeder das vorbezeichnete Höflichkeitsbüchlein zur Hand nehmen, von welchem sich zwar der Herausgeber, aber nicht der Verfasser genennt hat, und jeder wird in jenem Vorgefühle bey dem Namen des Herausgebers sich im Voraus freuen, auch auf diesem Felde dem geistreichen Manne zu begegnen, einem vielgewanderten Odysseus, der viele Städte gesehen, und der Menschen Gesinnungen erkannte, um von ihm zu erfahren, wie er die Menschen in ihren geselligen Formen erfaßt habe, und wie er darüber im Ernste und im Schimpfe, lehrend und tadelnd, in einem vollendeten Ganzen oder in geistreichen Fragmenten, darüber sprechen werde. Und in der That, die deutsche Lesewelt wird auch hier überrascht, aber auf eine andere Weise als dort, denn entweder kommt der Leser, jung oder alt, mit diesem sonderbaren und sonderlichen Buche zu Ende, oder er legt es etwa bey der vier und siebenzigsten Seite, wo das Kapitel von der Höflichkeit der Ammen und Kindermuhmen beginnt, von sich. In beyden Fällen wird er sich überzeugen, daß es kein Produkt derjenigen tüchtigen und erklecklichen Originalität ist, die sich in dem „Geist der Kochkunst" offenbart; sondern daß eine lange Lange-

weile diesen Sohn erzeugt habe; ja der Leser wird, wie auch sein mitgebrachtes Vorurtheil sich dagegen sträuben mag, unvermerkt in dem alten Schlafrock der Langeweile stecken und gähnend seine Lektüre beschliessen.

Man verzeiht es dem alten Homer, bisweilen einzunicken, aber wenn der ganze Gesang schläft, so rettet auch der Name Homer nicht. Man könnte denken, der Herausgeber habe mit dem Publikum einen Spas versuchen wollen, und wenn jemand zufällig zuerst die letzten Worte der Nachrede lesen würde, wo der Verfasser „das Allgemeinste dem Ermessen der geehrten und günstigen Leser“ anheim stellt; so könnte man wirklich Gründe für diese Ansicht gewinnen. Allein das Alltägliche des größten Theiles des Buches verbietet schlechterdings, auf dieser Ansicht zu beharren. Denn — in der That — es sind nur alte zusammengeklaubte Späne aus der Schule und aus dem Leben, bald moralisch docirend, bald spashaft ausstaffirt, und damit der Leser von beyden Arten — von dem docirenden und von dem spashaften Style des Verfassers eine Probe hat, stehe hier eine Stelle aus dem Kapitel „vom Betragen der Hausbedienten.“ Sie lautet also: „Ueberhaupt sollen Hausbediente einestheils den Charakter ihrer Herrschaft studieren, und demselben ihr Betragen ganz anzumessen suchen, anderntheils aber auch sich selbst kennen und nach dieser Kenntniß diejenige individuelle Färbung annehmen, welche ihnen zukommt.“ (Bis daher ist die Vorschrift ernsthaft, doch setzt sie einen philosophischen Bedienten voraus, damit er begreife, was es heiße, mit einer aus der Erkenntniß seiner Selbstigkeit hervorgegangenen individuellen Färbung seinen Charakter dem Charakter eines andern Individuums anzupassen. Nun aber folgt auf das Dogma der Spas). „Beschränkte Herrschaften pflegen mit lebhaftem Vergnügen in ihren Auszeichnungen jeglicher Art sich zu bespiegeln. Diesen wird ein aufgeweckter Diener sehr bald ihre eigenthümliche Schwäche abgewinnen. An dem Einen soll er beym Auskleiden die volle Wade loben, was, wöchentlich nur Einmal, nicht so leicht als eine Mystification wird aufgenommen werden. Dem Andern mag er unaufhörlich seine Titel entgegenwerfen, z. B. auf den Ruf: Hanns! die Antwort: Excellenz; — wo bist du? Excellenz hier; — komm herbey, Excellenz ja u. s. w.“

Das Werklein ist in zwey Bücher abgetheilt, und jedes Buch in einzelne Kapitel. Das erste Buch handelt von den Werkzeugen der Höflichkeit oder von der Person des Menschen, und das zweyte von Anwendung der Höflichkeit auf die besonderen Lagen und Verhältnisse des Lebens. Als Werkzeuge der Höflichkeit nennt das erste Buch den Körper und die Seele des Menschen, jenem sind acht, dieser ein Kapitel gewiedmet. Das zweyte Buch stellt in dem ersten Kapitel den Begriff der Höflichkeit auf, und in den vierzehn nachfolgenden die Anwendung auf die besondern Lagen und Verhältnisse des Lebens.

Wir wollen den Leser zur eigenen Ansicht und Beurtheilung einige Auszüge und Stellen aus dem Buche mittheilen. Höflichkeit, heißt es in dem ersten Kapitel des zweyten Buches, leitet seinen Ursprung von den Höfen der Fürsten ab, gegenwärtig aber bezeichnet das Wort nicht mehr die Courtoisie, oder streng höfische Sitte, sondern die Gewohnheit und Kunst in jeglicher Beziehung von Menschen zu Menschen im Reden wie im Handeln stets den zutreffenden Ton zu finden und anzuschlagen. Höflichkeit ist bald Klugheit, bald Sittengesetz u. s. w. Die Höflichkeit der Frauen wird in dem vierzehnten Kapitel auf gewisse Punkte zurückgeführt, welche Seite 146 mit folgenden Ueberschriften bezeichnet sind:

Der schöne Anzug, oder die Toilette.
Das wohlanständige Auf- und Eintreten.
Das angenehme sich Niedersetzen.
Das galante Plätze Verwechseln.
Das verbindliche Herbeywinken.
Das Pensieroso.
Der Gebrauch des Fächers.
Das sich Anlehnen.
Das entschlossene auf Jemand Zugehen, und
das den leisen Gesprächen für das Auge der Zuschauer Interesse und Annehmlichkeit Verleihen.

Jede dieser Ueberschriften ist besonders abgehandelt, und die Schönheit des Traktatus, der hieraus entstehet, wird der Leser schon aus den mit strenger Sorgfalt ausgewählten Beywörtern der Ueberschrift empfinden, als da sind; schön, wohlanständig, angenehm, galant, verbindlich, entschlossen u. s. w.; und ganz besonders wird die zur höchsten Steigerung gebrachte letzte Abhandlung „das den leisen Gesprächen für das Auge der Zuschauer Interesse und Annehmlichkeit Verleihen“ seine Wirkung nicht verfehlen. Wahrhaft, man glaubt sich in dem Zeitalter der Galanterie der asiatischen Banise, wo der Prinz die Prinzessin

„an den brennenden, in an die Sterne hinaufschlagenden Flammen versetzten Kalkofen seine wie ein wildes Gethier tobenden Liebe drückt“

d. h. wo der Prinz die Prinzessin umarmt.

In dem letzten Kapitel wird auf neun und einer halben Seite von dem Benehmen constitutioneller Staatsbürger gesprochen. Nicht ohne einen tief und keck gewagten Blick auf die Parallele, welche sich zwischen den jetzigen Constitutionen deutscher Staaten und den Verfassungen des Mittelalters ergeben mag, geht der Verfasser zu dem Bekenntnisse über, daß ihm die Constitutionen weder so wünschenswerth, als den Einen, noch so furchtbar als den Andern erscheinen, indessen, fährt

er fort „weil nun einmal unser Vaterland theils in Länder mit Ständeversammlungen alten Styles, theils in andere mit Constitutionen neuer Stiftung zerfällt" lege ihm ob, für die letzteren wenigstens „die zukommenden Höflichkeiten" unter gewisse Regeln zu bringen. Diese Regeln nun reduciren sich darauf, daß die Repräsentanten nie Langeweile machen sollen, d. h. sie sollen nie von Dingen mitreden, welche sie nicht verstehen, und Gegenstände, über welche sie zu reden berufen, sollen sie ohne gesuchte Wohlredenheit und wässerige Ausbreitung behandeln. Das Auditorium in den Tribunen soll sich ruhig verhalten, und sonst sollen die übrigen Bürger nicht annehmen wollen, daß die Repräsentanten unfehlbar seyen. Der Rath ist gewiß gut, so gut als die „kurze Kunst reich zu werden," welche darin bestehet, viel einzunehmen und wenig auszugeben. Der Verfasser selbst mag dieses gefühlt haben, denn das Kapitel schließt mit den Worten: „So leicht und wohlfeil ist ein guter Rath, und so ganz unrichtig der Gemeinplatz, welcher besagt, daß guter Rath theuer sey."

Kalischematik, oder Anleitung zu einem edlen Anstande, und zur schönen, gefälligen Haltung des Körpers, sowohl im gesellschaftlichen Umgange, als beym Tanze. Für alle Stände, besonders für die Jugend, und zum Gebrauche in Instituten, Studienanstalten, und zur Selbstbildung für jene Familien, welche nicht geregelten Unterricht in diesem Fache erhalten können, nebst Angabe einiger Mittel und Warnungen gegen körperliche Verkrümmungen von F. X. Nadler, k. Hoftänzer. Mit 32 Abbildungen. München. 1834. Druck von G. Jaquet.

Der Zweck dieses Buches ist, allen denjenigen, welche Körperbildung, Tanzübungen und Tanzen, und äußerliche Haltung des Körpers als gleichgültige Dinge betrachten, darzuthun, daß man mit einem ungeregelten Benehmen hierin in „gebildeten Gesellschaften" nicht auftreten könne, ohne lächerlich oder ungebildet zu erscheinen; daher bezieht sich der Inhalt dieses Werkchens auf das Gehen, Stehen, Sitzen, auf Verbeugungen und überhaupt auf den Anstand und gute Haltung des Körpers mit — wie sich von selbst versteht — besonderer Rücksicht auf die Jugend. In einer an sich selbst nothwendigen Verbindung mit diesem Zwecke erscheint dem Verfasser ferner die Untersuchung über verschiedene Gebrechen, welche aus einer schiefen Haltung des Körpers entstehen, um dem Uebel „der Einseitigkeit des Körpers, der Verschiebung und Verrückung desselben Einhalt zu thun, und wo möglich abzuhelfen."

Der Verfasser geht in der Einleitung von dem Grundsatze aus, eine Bildungsschule des Körpers sey so nothwendig, als eine Bildungsschule des Geistes, und da, wo beyde Hand in Hand gehen, wäre die wahre und ächte Humanität, welche dann nicht mehr einem ungeschliffenen Edelsteine zu vergleichen wäre. „Die ächte Tanzkunst bildet nicht nur das Aeußere des Körpers, und rundet seine scharfen Ecken ab, sondern sie hat auch einen wesentlichen Einfluß auf die Moralität und auf die Reinheit der Sitten eines jeden jungen Menschen. Eine geregelte Bewegung — bewirkt überall einen edelen Anstand." Ja, der Verfasser behandelt sogar in einem eigenen Abschnitte die Frage: ob auch in theologischen Seminarien das Tanzen gelehrt werden solle, und bejahet dieselbe mit dem Bemerken, daß ein auch dem Aeußern nach gut gebildeter Pfarrer weit mehr Liebe und Zuneigung gewinne, als ein eben so gelehrter und rechtschaffener Priester, dem äußeren Anstand und gute Haltung des Körpers fehlen.

Der erste Abschnitt handelt von der Bewegung des Körpers überhaupt, der zweyte vom Tanze insbesondere. In jenem Theile enthalten die „Beobachtungen in Hinsicht der Verkrümmungen der Kinder zur Bedachtnahme der Eltern" unschätzbare Hinweisungen. Etwas sonderbar lautet in dem Capitel: „Miene, Anstand und Grazie" die Definition des letzteren Wortes: „Ein junges Frauenzimmer" heißt es, „ohne Grazie gliche einem Hause ohne Fenster: es stehen die vier Mauern da, doch kann nirgends ein menschliches Wesen hindurchblicken, es zeigt sich wohl die Gestalt, aber es fehlt ihr das Licht und die wohlthätige Wärme der Sonne." Der zweyte Abschnitt behandelt zuerst die fünf Positionen; dann die Art und Weise eine graziöse Stellung zu erhalten; ferner: über das Abnehmen und Aufsetzen sowohl der runden, als dreyeckigen Hüte; über die Gesellschafts- und Eintritts-Verbeugungen von männlicher Seite, in erster, zweyter und dritter Reverenz; über die Verbeugungen von weiblicher Seite, über Art und Weise verschiedene Gegenstände graziös zu überreichen, über die Art, sich zu setzen, und endlich über Menuet, Contretanz, Walzer, Regdowak, Galopp, Cotillon, Mazurka und Treskone. Am Ende bedauert der Verfasser, daß die Angloise, die Eccossaise, die Montferine, die Tempete und die Menuette „die Säule der Tanzkunst" nicht mehr getanzt werden. Die zwey und dreyßig Abbildungen in Stein dienen vollkommen dem Zwecke.

Man erkennt aus dieser Inhaltsanzeige, was das Buch zu leisten verspricht, und wie es sich von sonst anweisenden Höflichkeits-Büchern unterscheidet. Es ist eine Gesellschafts-Turnschule aufgestellt, und wie überall

in den Schulen geht es auch hier etwas steif und breit zu, wie denn überhaupt nur derjenige als Meister erscheint, an dem kein Staub der Schule mehr sichtbar ist, so wie hinwiederum keiner zur Meisterschaft gelangt, der diesen Staub scheuet. Das Buch leistet, was es verspricht, ja, es leistet mehr, denn nicht die Anweisungen allein, wie man gehen, stehen, sitzen, in das Zimmer treten, sich verbeugen, etwas überreichen, tanzen u. s. a. solle, nicht die Anweisungen darüber allein sind es, was das Buch lehrt, sondern noch verdienstlicher wird es dadurch, daß es den Eltern und Lehrern eine Seite der Erziehung anregt, welche so vielfältig in der ersten Erziehung sowohl als in den Schulen, und insbesondere bey den Knaben, übersehen wird. In dieser Hinsicht vorzüglich möchten wir das Buch empfehlen, und wünschen, daß es Eingang in Familien und Instituten finde.

Die Landgrafen von Leuchtenberg, historisch genealogisch erläutert von J. B. Brenner, Pfarrer in Schillingsfürst. Rothenburg an der Tauber 1834. Im Verlage bey L. M. Beck.

Die Landgrafen von Leuchtenberg, ein altes Dynastengeschlecht, saßen unter den Fürsten des deutschen Reiches bis zu dem Jahre 1646, in welchem Jahre mit dem Landgrafen Maximilian Adam das Geschlecht erlosch. Die Landgrafschaft kam sodann an den Churfürsten Maximilian II. — Nach der Schlacht von Höchstädt gab Kayser Joseph I. i. J. 1708 die Landgrafschaft als ein erledigtes Reichslehen dem Fürsten Leopold Mathias von Lamberg zu Steyr (nicht Bamberg, wie in dem voranbezeichneten Werke S. 59 stehet) und nach dessen Tode an seinen Bruder Franz Anton; allein der Frieden zu Baden i. J. 1714 nahm dem Fürstenhause Lamberg zu Steyr dieses Reichsland wieder, und seitdem ist es mit Bayern von neuem und unverändert vereiniget, nur i. J. 1806 hat König Maximilian den Namen der Landgrafen erneuert.

Der Verfasser giebt dem Publikum hier eine Monographie dieses Geschlechtes, und sagt in dem Vorworte, daß diese Monographie nur als ein Vorläufer und Auszug aus einem größern Werke erscheine, welches er unter dem Titel „Geschichte des Klosters und Stiftes Waldsassen“ und „regesta Waldsassensia“ in Bälde ans Licht werde treten lassen.

Die Beschreibung ist in fünf Paragraphen getheilt, und zwar: 1. Name und Ursprung von Leuchtenberg. 2. Meinung der Historiker über der Leuchtenberge Abkunft. 3. Genealogie der Leuchtenberge, meist nach Waldsassener Urkunden. 4. Ueber den angeblichen Verkauf der Landgrafschaft Leuchtenberg i. J. 1282. und 5. Ueber Falkenberg.

Nach einer Sage — erzählt uns der erste Paragraph — soll Leuchtenberg von einer entführten Kayserstochter den Ursprung haben, und davon auch die Pfalzgrafen bey Rhein abstammen. Obwohl — fährt der Verf. fort — mit Volkssagen nicht viel gedient seye, so könne doch nicht geleugnet werden, daß manche derselben sich auf geschichtliche Wahrheit gründen. „Es ist bekannt“ — heißt es S. 7 weiter — „daß Herzog Tassilo von Bayern von Karl dem Großen seines Reiches entsetzt worden ist, daß Tassilo auf dem Nordgaue Familiengüter hatte. Wäre es wohl nicht möglich, daß die Söhne Tassilo's, verzichtend auf des Vaters Herzogthum, und um des Kaysers Zorn zu entgehen, sich auf den Nordgau geflüchtet haben, und Gründer Leuchtenbergs geworden sind? Ja diese Behauptung wird fast zur Gewißheit, wenn wir bedenken, daß die fränkischen Annalisten, namentlich der Nazarische Annalist und die Loisellianischen Annalen nicht nur bezeugen, daß Tassilo zwey Söhne Theodo und Theodobert gehabt habe, sondern daß des Tassilo Familie sehr bedeutend gewesen, und das Chronikon St. Petri in Salzburg ed. 1772 sogar die Namen der vier weitern Söhne Tassilos nennt, als Catan, Englifried, Gepahard, Engilvan, wie auch drey Töchter, als Hrotrud, Adalpirch und Cotada.“ — Der Verfasser hält es für wahrscheinlich, daß die Familie unter Kayser Friedrich I. den Landgrafentitel erhalten hätte.

Nachdem der Verfasser in dem zweyten Paragraphen die „Meinungen einiger Historiker“ über das Leuchtenbergische Geschlecht aufgezählt und darunter besonders dasjenige gepriesen hat, was H. von Lang in den Denkschriften der kön. Akademie der Wissenschaften zu München für das Jahr 1813 über die leuchtenbergischen Besitzungen mittheilte, wird im dritten Paragraphe die schwere Aufgabe einer Genealogie der Leuchtenberge aufgestellt, und zwar von Gebhard I., welcher 1144 starb, bis zu Max Adam, welcher 1646 die Reihen des Geschlechtes schloß. Der Inhalt der beyden übrigen Abschnitte ist bereits oben bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 7. Februar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 12.

Inhalt

Die Landgrafen von Leuchtenberg, historisch genealogisch erläutert von J. B. Brenner, Pfarrer in Schillingsfürst. Rothenburg an der Tauber 1834. Im Verlage bey L. M. Beck.

(Schluß.)

Die vaterländische Geschichtsmuse kann sich über diese Monographie erfreuen, und muß dankbar gegen den gelehrten und fleißigen Verfasser seyn, welcher die Fackel der Erhellung in solche ausspringende Ecken und Winkel der Jahrhunderte zu bringen sucht, welche sonst von der Geschichte nur durch Schlagschatten bezeichnet sind, und von denselben nur im Vorübergehen berührt werden. Wir wissen aber, wie höchlich sich jeder Fleck belohnt, welcher in der vaterländischen Geschichte aus dem Dunkel gezogen und damit neu erobert worden ist. — Die Ansicht, als wäre es wahrscheinlich, daß die Landgrafen von den Söhnen des vertriebenen Herzogs Tassilo abstammen, scheint uns nicht begründet, und eben so wenig, daß die Leuchtenberg den Titel „Landgrafen“ von Friedrich I. erhalten hätten, vielmehr könnte gerade die Benennung „Landgraf“ auf die Abstammung des Geschlechtes führen. Landgraf als Gegensatz zu Burg- und Markgraf ist der „Gaugraf“ und es müßte daher die Spur aufgesucht werden, ob nicht die Vorfahren Gebhard I. Gaugrafen gewesen, was freylich sich mit der agilolfingischen Abstammung allerdings auch vereinigen ließe. — Doch abgesehen hievon glauben wir, daß das Vorstehende dieser Monographie zweckdienlich seye.

1. Die Grafen von Oettingen (welche jetzt noch in den zwey fürstlichen Linien: Oettingen-Spielberg und Oettingen-Wallerstein blühen) bekamen mit den Burggrafen von Nürnberg im vierzehnten Jahrhundert Streit, weil die Grafen, welche längst in ihrem Wappen einen Braken führten, nicht dulden wollten, daß die Burggrafen ebenfalls einen solchen Braken in ihr Wappen hätten aufgenommen, und diese sich darauf beriefen, daß sie dieses Wappenzeichen von Leupold von Regensburg erkauft hätten. Beyde Theile verglichen sich, und fortan führte Oettingen zum Unterschiede den Braken mit einem Andreaskreuze über die Ohren. Die Vergleichsurkunde darüber ist gefertiget zu Nürnberg „an unser Frauentag Lichtmesse“ 1381, und fängt also an. „Wir von gottes gnaden steffan Friedrich ruprecht der jüngste pfallenzgrafen bey reyn und herzogen in Bayern ꝛc. und wir johanse landgrafe zu dem lewtemberge und grafe zu halse u. s. w.

2. Der Verfasser giebt in der Genealogie dem Landgrafen Albert von Leuchtenberg eine „Imagina, Wittwe des Grafen Ludwig von Oettingen, eine geborne von Schaumburg“ als erste Gemahlin, dagegen sagt Oefelin in der Historologia Oettingana nicht diese Imagina, sondern eine Tochter derselben, die Gräfin Elisabeth von Oettingen im Jahre 1376 habe den Landgrafen Albert v. L. geehelicht. Die Angabe Oefelins scheint uns sehr wahrscheinlich, denn das Oettingsche Archiv besitzt eine Urkunde vom Jahre 1335, welche diese Imagina als Gemahlin des Grafen Ludwig von Oettingen ausstellt, und da Graf Ludwig i. J. 1370 starb, kommt Imagina noch als Vormünderin ihrer Kinder vor. Angenommen, daß dieselbe i. J. 1335 als schon verheirathet, nur 19 Jahre alt gewesen wäre, würde sie im Jahre, wo ihr Gemahl starb, im 54ten und im Jahre ihrer Wiederverehelichung im 60ten Jahre ihres Lebens gestanden haben.

3. Elisabeth, die Tochter des Landgrafen Johann V. und Gemahlin des Grafen Carl Wolfgang von Oettingen ist auf dem Wallersteinischen Schlosse Harburg begraben, und wird vermuthlich dort ein Epitaphium haben.

4. Wir erinnern uns, in dem Wallersteinischen Schlosse Deggingen bey Wallerstein zwey Gemälde gesehen zu haben, an sich nicht ohne Kunstwerth, beyde an die Schule des Palamedes erinnernd, aber vielleicht älter, von welchen das erstere eine Gesellschaft Herren und Frauen auf verschiedenen musikalischen Instrumenten spielend darstellt, das andere eine solche Gesellschaft, welche sich in einem Ziergarten erlustiget. Alle Personen sind in ein reiches Costüm gekleidet. Die Rückseite der Bilder nennt die Namen der hier Abgebildeten; es sind, wenn wir uns nicht irren, sämmtliche aus der landgräflich Leuchtenbergischen Familie, auf jeden Fall aber der größte Theil derselben. Auch Jahreszahlen stehen dabey.

Das Corpus juris canonici. In Gemeinschaft mit mehreren Gelehrten ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Dr. Alexander Lang, öffentl. ordentl. Professor an der Universität Erlangen. Erster Band. Nürnberg und Fürth 1833. Verlag der Friedrich Korn'schen Buchhandlung. Wien in der C. Gerold'schen Buchhandlung.

Es wäre voreilig, über die hier bezeichnete Arbeit ein kritisches, umfassendes Urtheil öffentlich auszusprechen, da erst des ersten Bandes erstes Heft erschienen ist, und die ganze Uebersetzung nach einer approximativen Uebersicht acht und zwanzig solche Hefte ausfüllen wird. Es seye daher genug, das Publikum vorläufig von dem zu Grunde liegenden Plane zu unterrichten. Diese Uebersetzung soll nicht, wie die von Focke in Leipzig angekündete

„Das Corpus juris canonici in seinen wichtigsten und anwendbarsten Theilen ins Deutsche übersetzt und systematisch zusammengestellt von Dr. B. Schilling — und Dr. C. F. F. Sintenis.“

eine Excerptenarbeit seyn, und nur einige Theile des Gesetzbuches enthalten; sondern es soll hier das Corpus j. can. in seinem ganzem Umfange wiedergegeben werden. Als Grundlage haben die Uebersetzer den von Dr. Richter in Leipzig besorgten, und bey Chr. G. Kayser erscheinenden Text bestimmt, und Alles zur Aufnahme erklärt, was in dieser Ausgabe sich finden werde, mit wenigen Ausnahmen. Der Leser solle daher vollständig in der Uebersetzung Gratians Sätze, und die ihnen als Belegstellen dienenden Canones, nebst Inscripten und Angabe des Verfassers der Stelle, soweit solche in der zu Grund gelegten Ausgabe der Stelle voranstunden, finden, zudem auch die Bemerkungen der Correctores Romani, so weit sie nicht unbedeutendere in der römischen Ausgabe blos am Rande angebrachte Noten sind. Bey der Uebersetzung soll die Richtung genommen werden, mehr den Gedanken, den der Text darbiethet, möglichst genau und lesbar auszudrücken, als wörtlich getreu zu übersetzen; und Anmerkungen sollen sparsam eingestreuet seyn. „Unter der Zahl der Mitarbeiter“, sagt die Vorrede ferner, „finden sich als Schriftsteller bekannte und ausgezeichnete Männer, und bis jetzt haben vornehmlich die Professoren Dr. Richter und Dr. Hunger in Erlangen, Professor Dr. Weiß in Gießen, Dr. Richter in Leipzig und mehrere andere gelehrte Freunde des Herausgebers ihre Theilnahme am Werke nicht nur versprochen, sondern sogar zum Theile schon durch Uebersendung bedeutender Parthien desselben bethätiget.“

Es ist auffallend, daß von dem Corpus j. can., als einem Buche von so vielfachem Gebrauche, bis jetzt noch keine Uebersetzung erschienen ist. Es ist auffallend, daß man dasselbe auch noch von dem Corpus juris civilis noch vor wenigen Jahren sagen konnte, am allerauffallendsten aber ist es, daß nunmehr plötzlich in Zeit von wenigen Jahren zuerst zwey Uebersetzungen der Justinianischen Gesetzbücher, (wenn anders, was dem Referenten unbekannt ist, die vom Herrn Commissionsrath Dr. Roßberger in Berlin angekündete vollständig erschienen ist) und jetzt rasch darauf eine Uebersetzung des Corpus juris can. erschienen sind und erscheinen. Es ist wohl erlaubt zu fragen, welche Ursache eine solche Erscheinung hervorbringe, denn darüber sind alle einig, daß beyde Gesetzessammlungen nur allein für den Juristen und den Theologen vom Fache Gebrauch und Zugang haben, und daß diese Männer vom Fache doch der Ursprache so weit mächtig seyn müssen, um den Text selbst zu verstehen; ferner daß die unmittelbare und directe Anwendung des Textes nur in der Ursprache geschehen könne, und daß im Uebrigen keine Uebersetzung diese Gesetzbücher je in Volksbücher umzuwandeln im Stande seyn werde. Schon die Vorrede der Uebersetzung des Corp. jur. civ. von Otto, Schilling und Sintenis stellt sich dieses Bedenken, beantwortet aber dasselbe zugleich dahin, daß eine gelungene Uebersetzung wo nicht Kritik und Interpretation des Textes selbst, doch wenigstens das vorzüglichste Hülfsmittel dazu seyen. Es läßt sich auch in der That gegen diese Erwiederung füglich nichts sagen, eines aber scheint uns bemerkenswerth.

Jene von Otto, Schilling und Sintenis unternommene Herausgabe des C. j. civ. in deutscher Uebersetzung, und die hier voran bezeichnete von Dr. A.

Lang des C. j. can. — beyde berufen sich darauf, daß sie zu der Arbeit oder zu der Redaction derselben von der Verlagshandlung angegangen worden seyen, und wir können daher unbedenklich unsere oben gestellte Frage über die Ursachen dieser Uebersetzungs-Erscheinungen an die Verlagshandlungen selbst richten. Wir werden auch hier nach Kaufmanns Art die richtige und kurze Antwort erhalten: es seyen diese Arbeiten ein Artikel, welcher Abgang habe und verspreche. Mögen — dieses ist der Schluß unserer Betrachtungen — mögen weise Regierungen in den Studienplänen Sorge tragen, daß dieser von den Verlagshandlungen markirte Abgang nicht eine Scheu vor dem Quellenstudium in der Ursprache werde oder seye! —

Die Verliebten. Schauspiel in drey Aufzügen. Aschaffenburg, Verlag von Theodor Pergay. 1834.

Was die Welt — wir meinen die Theaterwelt — nicht erlebt! Hier biethet sie uns ein Schauspiel in Ottaverime an. Das Stück spielt in Venedig um das Jahr 1500. So wird dasselbe vom Dichter bezeichnet, wir aber wissen freylich nicht, warum das Jahr 1500? Denn hat wirklich in dieser Zeit ein Graf della Rocca gelebt, und hat es wirklich dortmal Ritter vom blutigen Panier gegeben, so finden wir doch sonst nicht, daß irgend mit strenger Begrenzung ein bestimmtes Zeitalter bezeichnet und dargestellt sey. Dieses Schauspiel wird schwerlich die Bretter betreten, denn z. B. wie ließe sich mit irgend einem Bühneneffekte der erste Auftritt des dritten Aufzuges darstellen, wo Infortunet einen Monolog von dreyzehen achtzeiligen Strophen hält. Es hat alles seine Gränze, und wir meinen auch ein Schauspiel in Ottaverime soll es haben. Welches Monotone das ganze Spiel durch den ewig wiederkehrenden Fall der gleich-gebauten Strophe zu hören, und dieses 175 Male, denn so viele Stanzen hat das Stück, und diese Ziffer ist wie in einem Epos nebenan fortlaufend markirt. Zum Schlusse der Anfang des Stückes:

Erster Aufzug. Saal in Tiberius Haus. Piero. Fortimbra. Beyde Ritter vom blutigen Panier.

Piero.

1. Freund, Ordensbruder, Blüthe unsrer Ritter!
O, folge doch so wohlgemeintem Rath,
Und koste von dem Kelche süß und bitter,
Vom Kelch der Liebe, eh' dein Alter nah't.
Du stets so kühn im Schlachtenungewitter,
Scheinst deiner selbst unwürdig, in der That!
Begegnet dir der pfeilgeschmückte Kleine,
Dann heben sich zu rascher Flucht die Beine.

2. Mit gutem Beyspiel ging ich dir voran,
Indem ich in das süße Joch mich beugte,
D'rum schwillt von hohem Glück mein Busen an,
Weil ihre Hand die schönste Frau mir reichte.
Die Blumen, die auf meines Lebens Bahn
Von da mir jeder Augenblick erzeugte,
Lukretia, dies nie gekannte Glück,
Giebt mir ein Wink von dir, ein Liebesblick.

Fortimbra.

3. Mit Cerberus wollt' ich viel lieber leben,
Obwohl drey Köpfe der, sie einen hat;
So füllt der Eine doch mich mehr mit Beben,
Als voll von Ungeheuern eine Stadt.
u. s. w.

Bayerns Ehrenbuch. Enthaltend eine numismatische, artistische und historische Beschreibung und Erläuterung der, der Förderung vaterländischer Geschichte, Belebung des Nationalgeistes und Ehrung der National-Tugenden geweyhten Geschichts-Conventions-Thalern und Denkmünzen, welche seit der Thronbesteigung König Ludwig I. geprägt worden sind. Verfaßt von G. Krämer, erstem Sekretär der königlichen Hof- und Staats-Bibliothek. Mit Abbildungen. Nürnberg, Druck und Verlag von Fr. Campe. 1834. 4.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung über den Werth numismatischer Denkmale und über die Eigenschaft derselben, der Zerstörung vorzüglich zu trotzen, ein paar gediegene Worte gesprochen hat, geht er darauf über, aus der Geschichte der Numismatik in Erinnerung zu bringen, daß weder bey den Griechen noch bey den Römern, sondern erst bey dem Wiederaufblühen der Stempel-Schneidekunst zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Unterschied zwischen Current- und Schau-Münzen sich fixirt habe, indem die Currentmünzen für den Handel, die Schaumünzen aber nach dem Vorbilde der römischen zur Verewigung merkwürdiger Ereignisse bestimmt worden seyen. „Aber“

fährt der Verfasser fort, „gerade in dieser Trennug des Zweckes der Münzen lag der Grund, daß die Absicht, welche die Schaumünzen als Denkmünzen erreichen sollten, nur sehr unvollkommen verwirklicht wurde. An und für sich schon konnte von den Schaumünzen wegen der ungleich größeren Prägungskosten keine so große Masse erzeugt werden, als von den Currentmünzen, sie waren für den Besitzer ein todtes Kapital, und die Noth, das Bedürfniß oder der Wucher führte die meisten wieder in den Schmelztiegel" Der Verfasser rühmt, was Churfürst Maximilian Joseph III. durch Schega in einem ganzen Cyklus historischer Münzen hat ausführen lassen, aber bedauert es, daß auch diese Münzen mehr Schaumünzen geblieben, und ihnen das Loos dieser Art von Gepräge zu Theil geworden sey.

Wie richtig hier das Verhältniß der Schau- zur Currentmünze aufgefaßt ist, lehrt die Geschichte, und lehrt die Natur der Sache selbst, und mit dem vollsten Recht preisen wir mit dem Verfasser die Weisheit unseres Monarchen, welcher mit einer hochsinnigen Klarheit das Verhältniß durchschaute, und anordnete, daß die wichtigsten Staatsereignisse und sonst ruhmvolle und ungewöhnliche zum Nutzen und Frommen des Vaterlandes, der Wissenschaft oder der Menschheit ausgeübte Thaten nicht im Gepräge der Schaumünze, sondern im Gepräge der Currentmünze der Erinnerung künftiger Generationen überliefert werde. Auch dieses ist, neben so viel des Guten und Schönen, ein ruhmvoller Zeuge Seiner Regierung.

Der Verfasser beschreibt nun siebenzehn solche Geschichts, Denk- und Currentmünzen, welche seit dem Jahre 1826 in Bayern geprägt worden sind, als:

1. Münze, geprägt auf die Grundsteinlegung des Odeons. 1826.

2. Münze, als der Grundstein des Königsbaues, und

3. der Allerheiligenkirche gelegt wurde. Beyde vom Jahre 1826.

4. Münze, als der Grundstein der Pinakothek gelegt wurde. 1826.

5. Münze, geprägt auf die Reorganisation der königlichen Akademie der Wissenschaften. 1827.

6. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt auf die Versetzung der Ludwigs-Maximilians-Universität von Landshut nach München 1826.

7. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt auf die Stiftung des K. Ludwigs-Ordens. 1827.

8. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt auf die Stiftung des K. Therefien-Ordens. 1827.

9. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt auf den bayerisch-würtembergischen Zollverein. 1827.

10. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt zur Erinnerung an den segenreichen königlichen Familien-Stand. 1828.

11. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt auf die Errichtung der gräflich Schönbornischen Verfassungs-Säule. 1828.

12. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt auf den bayerisch-preußisch-würtembergisch-hessischen Handelsvertrag. 1829.

13. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt auf Bayerns Treue. 1830.

14. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt auf die Erwählung des Prinzen Otto von Bayern zum Könige von Griechenland. 1832.

15. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt zum Andenken der 30,000 Bayern, welche im russischen Kriege den Tod fanden. 1833.

16. Geschichts-Conventions-Thaler, geprägt auf den großen Zollverein Bayerns mit Preußen, Sachsen, Hessen und Thüringen. 1833.

17. Amts-Medaille des Rektors der Universität München.

Nebst der Beschreibung enthält das Werk von jeder eine reinlich in Umrissen gestochene Abbildung.

Das Verdienst des Verfassers bey dieser Zusammenstellung erscheint um so größer, wenn man bedenkt, wie seit dem Jahre 1825 die Ereignisse im Innern von Bayern sich in Massen bilden, und es daher Noth thut, bey Zeiten dem Griffel einer Geschichte die Materialien zuzubereiten.

Das Alexandersbad, die Luisenburg und die Umgebungen derselben, besonders das Interessanteste vom Fichtelgebirge. Ein Taschenbuch für Reisende und Naturfreunde von A. Sommer. Mit einem Grundrisse. Wunsiedel, 1833. Verlag von F. E. Baumann.

Die erste Abtheilung dieses Buches enthält die Beschreibung des Alexanderbades, welches im Obermainkreise des Königreiches Bayern, an der Gränze von Böhmen, drey Viertel Stunden von Wunsiedel gelegen ist. Es wird uns erzählt, wie das Bad vor ein hundert Jahren (im Jahre 1734) aufgefunden, und durch den Markgrafen Alexander von Ansbach-Bayreuth im Jahre 1783 cultivirt worden sey, und daher auch von diesem hohen Gönner, seinen neuen Namen erhalten habe, da dasselbe zuvor von dem nahen Dorfe Sichersreuth der Sichersreuther Sauerbrunnen genannt wurde. Nach Angabe des Chemikers Fr. Fikentscher aus Redwitz sind die Bestandtheile des Brunnens aus 390 alten

Pariser Cubikzollen, oder 15 Pfund Nürnberger Gewicht folgende:

Kieselerde	7,995	Gran
Eisenoxyd	6,075	—
Kohlensaure Kalkerde .	23,310	—
Kohlensaures Natrum .	2,175	—
Thonerde	0,580	—
Salzsaures Natrum .	1,650	—
Schwefelsaures Natrum	0,195	—
Kohlensaure Kalkerde .	1,920	—
Salzsaure Kalkerde .	0,075	—
Extrativstoff . . .	0,075	—
Kohlensäure in Kubikzollen	379,95	—
Stickgas detto . .	21,45	—

Wirksam wird das Wasser bey allen Krankheiten, die von Nervenschwäche herkommen, und als Nachkur nach dem Gebrauche anderer Bäder angegeben.

Die zweyte Abtheilung handelt von der Luisenburg. Unter diesem Namen ist der Bergrücken bey Alexandersbad verstanden, welcher durch seine Natur und manigfach angelegte Wege und Grotten einen großartigen Park bildet. „Ungeheuere Granitmassen, manigfach geformt, an den Ecken meistens abgerundet, fast überall mit verschiedenen Arten des schönsten Mooses bekleidet, oft mit Bäumen in den kühnsten Stellungen besetzt, sind bald hoch auf einander gethürmt, bald wild durch einander geworfen, bald in südöstlicher Neigung an einander gelehnt, und bilden steile Wände, enge Schluchten, kühle Grotten, dunkle Gänge und eingeschlossene Räume.“ Die Gegend hieß sonst Luchsburg von einem Schlosse, dessen Ruinen noch zu sehen sind; seit dem Besuche Ihrer Majestäten des Königs und der Königin von Preußen im Jahre 1805 ist der alte Namen in Luisenburg umgewandelt worden.

Der interessanteste Theil des Buches aber ist die dritte Abtheilung, welche unter der Aufschrift „Umgebungen der Luisenburg“ eine Beschreibung des Fichtelgebirges und seiner Bewohner, und der Sitten derselben biethet. Diese Zusammenstellung ist eine wahre und schätzbare Bereicherung der vaterländischen Topo- und Monographien. Zuerst Lage, Höhe und Klima des Fichtelgebirges. Steinarten, worunter die vorzüglichste der Granit, dann Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Grünstein, Basalt u. a. Sodann folgen die Reichthümer des Pflanzen- und Thierreiches. Das Ganze ist mit einer Menge Lokalsagen und Anekdoten und historischen Einstreuungen sehr geistreich durchflochten. Zum Schluße etwas über den Namen des Flusses Main mit den Worten, welche der Verfasser Seite 143 anführt.

„Weil der griechische Name des Main die Zahl der Tage des Jahres enthält:

M	40.
E	5.
N	50.
O	70.
Σ	200.
	365

so ermahnt Melanchton die Franken, durch deren Land er fließt, so zum Studium der Astronomie:

Discite praecipue solis motum viasque,
Vos, quibus est patrium Francia terra solum,
Namque dies totas quot traxerit ambitus anni,
Tot fluvii vestri vox, bene nota sonat.

Die Schlacht bey Nördlingen und Belagerung dieser Stadt in den Monaten August und September 1634. Ein Beytrag zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges bey Gelegenheit der Säkularfeyer dieser Begebenheit von J. Fr. Weng, Senior und Stadtpfarrer zu Nördlingen. Mit einem Vorwort und Plan des Schlachtfeldes von Fr. W. Doppelmayr, Bürgermeister. Nördlingen, 1834. Druck und Verlag der Beck'schen Buchhandlung.

Die Schlacht bey Nördlingen am 27. August alten oder 7. September neuen Styles 1634 gab dem dreyßigjährigen Kriege eine entscheidende Wendung, und wenn in dieser Schlacht der Sieg auf die Seite der Schweden in demselben Maße getreten wäre, wie ihn die Kaiserlichen errungen haben; so möchte wohl Deutschland anders gestaltet worden seyn, und ein anderer westphälischer Friedensschluß unsere Geschichte ausfüllen. Eine solche Schlacht in ihrer welthistorischen Einwirkung, verdient wohl die Pietät, mit welcher die Nachkommen derjenigen Familien, die auf ihrem Grund und Boden das ehrene Schicksal entscheiden sehen, eine Säkularfeyer veranstalten, und als Theil dieser Feyer die Schlacht monographisch beschreiben, und Ort und Punkt andeuten, an welchen gerungen, erduldet, geblutet und entschieden wurde. Wenn es auch uns im neunzehnten Jahrhunderte klar ist, daß der Kampf im Jahre 1634 nicht mehr um dasjenige ging, was im Jahre 1517 von dem kleinen Wittenberg aus die Welt erschütterte, — wenn es uns klar ist, daß von dort bis zu den blutigen Höhen von Nördlingen der Preis, um welchen

Europa in Flammen tritt, sich allmählig säkularisirt hatte; so blieb doch die Unterlage des dreyßigjährigen Krieges die Kirchenspaltung, und als Deutschland in dem Jahre 1648 das Schwert niederlegte, und den blutigen Schweiß an der Stirne trocknete, gingen seine Völker nur geläutert, mit denselben treuen unverwüstlichen Charakter, und mit demselben unglücklichen Schicksale aus dem Kampfe, wie die deutsche Geschichte es mehr als einmal aufweiset, d. h. die Deutschen kämpften um ein ihnen Großes und Werthes, um ein Bedürfniß ihres ganzen Heiles, und zwar jeder, der Neugläubige um des Kelches willen, wie der Katholik um seine Confession, und um das, was bisher seine Väter ehrten und vertheidigten, — und dieses ist der Charakter, — das Schicksal aber ist die Mißhandlung, die Deutschland von dem Auslande, — von Westen sowohl als von der entsetzlichen Soldateska des Schweden — erfuhr. Beyde Parteyen, der Katholik wie der Protestant, ahndeten wohl nicht, daß kaum hundert Jahre nach dem letzten Kampfe ein Feind würde aufstehen, der dasselbe verderbliche Unkraut für beyde säen werde. Wir meinen die Aufklärerey des achtzehnten Jahrhunderts, und unsere Gegenwart.

Die Verfasser des vorne bezeichneten Buches theilen dasselbe unter folgende Hauptpunkte:

I. Wirkungen des Religionsediktes in Nördlingen.
II. Die Kaiserliche,
III. die schwedische Besetzung Nördlingens.
IV. Belagerung der Stadt.
V. Schlacht.
VI. Nächste Folgen der Schlacht für die Bürger in Nördlingen.
VII. Erster Nachtrag.
VIII. Zweyter Nachtrag.

Die Abtheilungen II. III. und IV. enthalten merkwürdige einzelne Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges sowohl für Nördlingen als für die Umgegend. Bey der Beschreibung selbst ist alles benützt, was bereits Schöpperlin in dem ersten Band seiner „kleinen historischen Schriften“ benützt hat, aber mit weit mehr Ausdehnung und Anwendung auf die Lokalitäten der Schlacht und auf einen getreuen Wegweiser für das Schlachtfeld. Der erste Nachtrag enthält: 1) Die Folgen der Belagerung und Schlacht bey Nördlingen bis zum Tode Bernhards von Weimar, oder vom J. 1634 bis zum Jahre 1639, und 2) vom Tode Herzog Bernhards bis zum westphälischen Frieden, oder vom Jahre 1639 bis zum Jahre 1648. Der zweyte Nachtrag enthält: 1) Einen Abdruck der Beschreibung der Schlacht aus dem Theatrum europaeum von Merian. 2) Folgen der Schlacht für die Städtchen Wemdingen und Harburg, dann die Dörfer Goldburghausen, Tachtelfingen, Utzmemmingen, Forheim und Aufhausen; 3) Beschreibung der Säkularfeyer 1834. Im Steindruck ist beygegeben der Schlachtplan und eine Ansicht der St. Emmeramskirche auf dem Gottesacker zu Nördlingen; welche bey der Schlacht zerstört wurde.

Wenn wir nun auf diese Art unsern Lesern eine kurze Darstellung von dem Inhalte dieses Buches gegeben haben, so erlauben wir uns auch, unsere Ansicht darüber vorzulegen.

Diese Beschreibung gehört offenbar zu denjenigen Specialgeschichten unsers Vaterlandes, welche sich durch das Großartige des Gegenstandes, der behandelt wird, und durch fleißige und sorgsame Zusammenstellung auszeichnen. Daher soll kein Freund und Verehrer der Geschichte säumen, dieses Büchlein unter den Specialgeschichten unsers Vaterlandes aufzustellen. Das Studium desselben wird Manches in der Geschichte verbessern, und insbesondere — und dieses ist sein hoher Ruhm — und insbesondere wird es in den Einzelnheiten und in der Oertlichkeit der mitgetheilten Begebenheiten auf den Charakter jener Zeit ein bedeutendes Licht werfen, und Partien erhellen, die sonst in der Masse der Geschichte nie und nimmer aus dem Schatten treten. Darum ist die vaterländische Geschichtsmuse den Verfassern großen Dank schuldig. Auffallend ist es zwar, daß die Verfasser den Standpunkt vom Jahre 1634 auch in ihrer Erzählung ganz rein und unverhohlen beybehalten, immer werden die Kaiserlichen „die Feinde,“ immer die Schweden „die Tapferen“ genannt, und keine Ueberlegenheit der Ersteren, nur das Unglück der Letzteren entschied die Schlacht u. s. w. Es vermehrt aber diese Lokaltinte die getreue Darstellung, und das Gemälde erscheint im wahren Abbilde. Die Verfasser hatten schätzbare Quellen vor sich, aus welchen sie schöpften, es ist aber zu bedauern, daß sie nicht die nahe gelegenen Archive zu Wallerstein, Oettingen und Neresheim benützten, oder benützen konnten. Referent selbst erinnert sich, daß ihm einmal aus dem fürstlichen Archive zu Wallerstein ein Tagebuch zu Gesichte kam, welches der Schloßkaplan im Sommer des Jahres 1634 führte, und worin zuverläßig bedeutende Beyträge enthalten seyn mögen. Auch soll in der Kirche zu Wallerstein ein gleichzeitiges ex Voto hängen, auf welchem ein Theil der Schlacht in einem großen Maßstabe abgebildet sey.

Nachrichten vom St. Elisabethen-Hospitale zu Scheßlitz. Ein Beytrag zur Geschichte des frommen und wohlthätigen Bamberg. Von Nikolaus Haas, Dr. der Philosophie, Dechant, Pfarrer bey St. Martin, der k. Akademie der Wissensch. corresp. und anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Bamberg bey Johann Dederich. 1834. 63 S. 8.

Der verewigte geistliche Rath und Pfarrer zu U. L. Fr. zu Bamberg, Herr Augustin Schellenberger, hatte, wie wir noch bey seinen Lebzeiten erfuhren, den schönen Gedanken gefaßt, die Geschichte aller wohlthätigen Stiftungen zuvörderst in der Stadt, und dann im ehemaligen Fürstbisthume Bamberg zu beschreiben und unter dem Titel: „Das wohlthätige Bamberg" an das Licht zu stellen. Nach seinem Tode sah man sich nach dem Elaborate, oder nach den hiezu gemachten Sammlungen Schellenbergers um: allein die Erwartung Aller wurde getäuscht, indem — einige Abschriften von Stiftungsbriefen abgerechnet — nichts weiter, weder von dem — wie es hieß — bereits fertig zum Druck daliegenden Manuscripte, noch von dem Concepte bis jetzt entdeckt wurde, und unter solchen Umständen also an eine Herausgabe des „wohlthätigen Bambergs", vom verewigten Schellenberger verfaßt, bis auf noch genauere Nachsuchungen, keine Rede mehr seyn konnte.

Da versuchte es nun Herr Dechant Nicol. Haas, uns wenigstens einen Ersatz für das — wie wir hoffen, nicht auf immer Verlorene — in der Art zu geben, daß er aus dem Schatze seiner mit Eifer und Beharrlichkeit und Umsicht gesammelten Documente vorerst die Geschichte des Elisabethen-Hospitals zu Scheßlitz, auf den Grund von Urkunden und Akten gestützt, in diesem Jahre erscheinen ließ.

Der Herr Verfasser hatte sich schon vor 15 Jahren mit besonderer Vorliebe dem Studium der fränkischen Geschichte überhaupt, insbesondere aber der Geschichte seiner Vaterstadt Höchstadt zugewandt, und seine Leistungen hierin erfreuen sich des Beyfalles aller Verständigen und Wohlunterrichteten. Namentlich ist seine Geschichte des Slavenlandes an der Aisch und dem Ebrach-Flüßchen, Bamberg 1819. 2 Thle. 8. eine äußerst gut angelegte und durchgeführte, höchst schätzbare historische Beschreibung von Höchstadt, Lonnerstadt, Kloster Ebrach, Burg-Ebrach, Burgwindheim, Gremsdorf, Wachenroth, Schlüsselau, Schlüsselfeld, Pommersfelden u.s.w. Das Buch ist einer schönen Mosaik vergleichbar, aus rastlos aller Orten aufgespürten historischen Denkmälern zusammengesetzt, — von den Archiven zu Würzburg und Bamberg bis in die Registraturen der Gerichte, Städtchen und Pfarreyen hinab, — welche getreu die Worte der Quellen dem Leser wiedergiebt, ein Buch, das mehr biethet, als sein Titel besagt.

Auch seine Schrift: „die alten Grabhügel bey Scheßlitz und andere am Mayn und der Regnitz, Bamberg bey J. C. Dresch, 1829. 8. V. 66 S. zeugt von nicht erkaltetem Eifer für die Vaterlandsgeschichte, so wie sie des Verfassers Fleiß und Belesenheit beurkundet, und gewiß jedem Forscher auf diesem Gebiete wegen des H. Verf. Erfahrungen willkommen seyn dürfte. Nur können wir für unsere Person uns mit der dort ausgesprochenen (S. 65) Ansicht, als seyen die (germanischen) Sueven und die Slawen ein und dasselbe Volk, nicht befreunden, indem Slavisches und Germanisches rücksichtlich der Abstammung, Sitte, Sprache u. s. w. uns gänzlich verschieden erscheinen. Vielleicht haben Wersebe *) und Popp **) in dieser schwierigen ethnologischen Materie ihn mehr, als für die ungetrübte Untersuchung gut war, durch ihre Hypothesen über diesen Punkt bestochen.

Nachdem wir auf diese Weise nur einige der vorzüglicheren Schriften des Hrn. Dechant Haas hier kürzlich aufgeführt, um sein früheres historisches Verdienst zu bezeichnen, gehen wir zum oben angezeigten Werkchen über. ***)

Die vorliegende Schrift giebt als Dedication auf eine recht originelle Weise Kunde von den verschiedenen frommen, wohlthätigen oder sonst im Geist edler Humanität wirkenden Vereine, die in Bamberg einst bestanden oder noch bestehen, 31 an der Zahl *), woraus allein schon der edle, fromme und mildthätige Sinn der Bewohner Bambergs entnommen werden kann. Hierauf folgt die eigentliche Geschichte des Hospitals einfach, anspruchslos und in einer dem Gegenstande angemessenen und würdigen Sprache vorgetragen. — Noch immer müssen wir es unsern Voráltern Dank wissen, daß sie uneigennützig und fromm der Armuth und dem Elend ihrer Mitbürger und Nebenmenschen auf eine so tüchtige und nachhaltige Weise in einer Zeit begegneten, wo man, gegen die unserige gehalten, von Armenpflege

*) Ueber die Völker und Völkerbündnisse des alten Deutschlands.

**) Abhandlung über einige alte Grabhügel bey Amberg.

***) Der Jahresbericht des historischen Vereins zu Bamberg 1833 ist von H. Haas verfaßt, desgleichen: Noch vorhandene Denkmäler in Stein oder Metall ꝛc. in der Pfarrey Scheßlitz 1832, abgedruckt im Archiv für die Geschichte des Obermaynkreises, Heft III. S. 1 flg.

*) wozu in der neuesten Zeit der Verein zur Unterstützung der Taubstummen gekommen ist.

und Gesundheitspolizey kaum die nothdürftigsten Begriffe hatte, und jemehr solche Geschichten von Stiftungen unserer Vorfahren in ihrem wahren Lichte dargestellt werden, — wie dieß hier durch den Hrn. Verf. mit der des Elisabethen-Hospitals geschehen ist — desto eher werden wir zur Einsicht kommen, ihrem frommen Wirken die vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und so manches harte Urtheil zu widerrufen, welches wir, auf unsere Civilisation pochend, über jene Vorzeit vorschnell ausgesprochen haben! —

Seite 10 — 11. Nachrichten über Lambert von Brun, dem Stifter des Hospitals, sein Todesjahr und seine Begräbnißstätte. Veranlassung zur Gründung des Hospitals, bey welcher Gelegenheit ein Blick auf die früheren Schicksale der Giechburg geworfen wird. Das Grabdenkmal eines Truhendingen in der Pfarrkirche zu Scheßlitz wünschten wir durch einen geschickten Zeichner treu und mit Beyfügung eines Maßstabes bald möglichst abgebildet, lithograhirt, und, wenn thunlich, einem der nächsten Hefte des Archivs für die Geschichte des Obermainkreises vorgedruckt zu sehen.

§. 4. S. 13 handelt von der Stiftungs-Urkunde, die sich aus einer Abschrift, welche mit dem Exemplare auf dem hiesigen Filial-Archive verglichen wurde, S. 48 — 52 unter Nr. I. der Beylagen abgedruckt befindet. Der Herr Verfasser hat die lobenswerthe Fürsorge getroffen, daß die wesentlichsten Stellen dieser Urkunde gut übersetzt in den Text aufgenommen worden sind. (S. 13, 14, 15.). — In wenigen, aber kräftigen und bezeichnenden Zügen ist der Zustand des Armenwesens und der mannigfachen Betteley S. 13 und 14 geschildert. Uns überraschte die aus städtischen Rechnungen beygebrachte Notiz über die Zigeuner, welche im J. 1463 „7 Pfund zur Schankung erhielten, darum, daß sie von Stund an hinwegschieden und die Gemeinde unbeschädigt ließen." —

In der Stelle des Stiftungsbriefes: „quoddam hospitale pro collectione et educatione peregrinorum, advenarum et pauperum infirmorum etc." würden wir das Wort educatio nicht mit Erziehung, wie S. 14 geschehen — dem gleichwohl das Wort „Verpflegung" noch beygegeben ist —, sondern mit „Unterhaltung" oder „Verpflegung" übersetzen; indem sich aus dem ganzen Inhalt der Urkunde nirgends erweisen läßt, daß von Kindern die Rede wäre. Zwar glaubt der Hr. Verf. S. 17 auch diese, auf den Grund des Wortes educatio = Erziehung an den Wohlthaten der Stiftung Antheil nehmen lassen zu müssen, und er bestärkt sich in dieser Ansicht S. 41 §. 12 dadurch, daß er eine Stelle aus einer Urkunde vom 2. May 1583 anführt, worin vorkommt, einer der beyden Lehrer zu Scheßlitz habe der in das Hospital aufgenommenen Jugend — wohl schon im Beginn der Stiftung, meint der Hr. Verf. — Unterricht ertheilt, und aus dem Stiftungsvermögen hierfür eine Entschädigung oder Belohnung erhalten, auch seyen dem Cantor und zwey armen Schülern zu Scheßlitz schon früher die Kost gleich den armen Pfründnern gereicht worden. Allein schon die Art und Weise, wie diese streitig gewordene Sache beendigt wurde, rechtfertigt wohl die Behauptung, die Emolumente des Lehrers und der 2 Schüler, welche ihnen aus der Stiftung zugeflossen, seyen, dem ursprünglichen Stiftungszwecke fremd gewesen, und erst eine in viel späteren Zeiten — vielleicht zu Ende des XV. oder Anfangs des XVI. Jahrhunderts, wo man das Bedürfniß des Unterrichts, so wie die kräftige Unterstützung der Lehrer und Schüler, gleichviel aus welchem Fond, fühlte — willkührlich vorgenommene Abänderung, wie ja eine ähnliche Abänderung auch S. 43 §. 13, Zeile 7 von unten vorgefunden wird.

S. 20 wird die Stiftung der Universität Heidelberg zum J. 1346 angegeben, was uns ein Druckfehler zu seyn scheint, da nach den uns bekannten Urkunden *), sowie nach der am 17. November 1386 vorgenommenen Wahl des ersten Rector magnificus, des Marsilius de Inghen, über das Stiftungsjahr dieser Hochschule nicht der mindeste Zweifel mehr obwalten kann.

Sehr anziehend und belehrend über Local- und Personal-Verhältnisse sind die Erwerbungen des Hospitals, S. 21 — 35 dargestellt.

(Schluß folgt.)

*) Tolner hist. Palat. Cod. dipl. S. 123 — 127 und S. 129 und zwar die Num. 179 — 183. Acta Theodoro-Palat. T. I. p. 388. Nro. I. Die eigentliche und vorgängige Erlaubniß des Pabstes Urban VI. Die Bulle trägt das Datum Janue X Kalend. Nouembris. Pontif. nostri anno octavo. Die übrigen Urkunden bey Tolner, die Stiftung und Freyheiten der Universitäten betreffend, sind alle, mit Ausnahme Nr. 182, S. 126, ausgestellt: Datum Heidelberg in die beati Remigii (1. Okt.) Confessoris, Anno Domini MCCCLXXXVI. —

Nr. VI. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 12. Februar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 13.

Inhalt.

Nachrichten vom St. Elisabethen-Hospitale zu Scheßlitz. Ein Beytrag zur Geschichte des frommen und wohlthätigen Bamberg. Von Nikolaus Haas, Dr. der Philosophie, Dechant, Pfarrer bey St. Martin, der k. Akademie der Wissensch. korresp. und anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Bamberg bey Johann Dederich. 1834. 63 S. 8.

(Schluß.)

Zu S. 33 u. 34, der Erwerbungsgeschichte des Leimershof für die Jesuiten zu Bamberg nach der am 30. Nov. 1639 ausgestellten Urkunde, erlauben wir uns noch eine, gewiß nicht unwillkommene Bemerkung hinzuzufügen, welche wir den handschriftlichen annuis litteris des hiesigen Jesuiten-Collegiums entnommen haben *). Zum Jahe 1639 heißt es nämlich: „Empta aliquot jugera siluarum, in Grawenberg: quibus terna pratorum, et totidem Sylvarum in Leimershoff. Cmi atque Illmi Principis nostri liberalitate (Franz v. Hazfeld † 30. Juli 1642.) accessere, qui etiam Saginati bovis, et 200 florenorum eleëmosyna paupertati domesticae subvenit.“ — Am Schluß dieses Jahresberichtes heißt es über die Erwerbungen dieses Jahres (1639) noch nachträglich: „Hoc denique anno proponente et agente per suos Ministros Illmo Principe nostro Francisco, et post varias disceptationes acceptante adm. R. P. N. Mutio (Mutio Vitelleschi, Ordensgeneral von 1615 — 1645) Collegii fundatio, quae ab ejus primordiis in parata pecunia certisque subsidiis ab Episcopali Camera in annos singulos praestandis constituta fuerat, commutata est in aequivalentia Bona stabilia, libera, eorumque adita possessio. Rem totam fuse legere licet in directorio oeconomiae *).

S. 45 heißt es, von den Bedrängnissen des 30jährigen Krieges redend, daß es noch Geistliche zu Scheßlitz gegeben, welche anderwärts mangelten: daher findet man in den Jahren 1630, 31, 32, 33, daß nach Scheßlitz Kinder zur Taufe gebracht wurden von Roßdorf, Gräfenhäusling rc. — Weismayn rc. „Es waren also anderwärts Pfarreyen aufgelöst, während zu Scheßlitz sich eine solche ordentlich erhalten hat.“ — Wir können nun zwar dieser Behauptung des Hrn. Verf., was die Orte von Roßdorf bis auf Huppendorf inclusive angeht, nicht widersprechen, aber ganz entschieden ist es uns, nach einem Auszuge aus dem Weismayner Pfarr-Matrikel, daß das Städtchen Weismayn vom September des J. 1618 bis zum J. 1635 im April einen Geistlichen, Namens Fried. Tulp gehabt, der zum erstern Jahr Folgendes einschrieb: „Incipit inscribere sequentes usque ad annum 1635

*) Ueber diese annuae litterae, welche schon die Ordensregel vorschrieb, und die zugleich den Stoff zu einer Ordensgeschichte vorbereiten sollten, siehe v. Lang Gesch. der Jesuiten in Bayern S. 84.

*) Wir enthalten uns jedes Commentars über diese für die Jesuiten-Dotation im Bisthum Bamberg so hochwichtige Stelle, da ihr Laut an sich klar und verständlich ist. —

Tulp primissar. Coronae: provisor Albim. indignus", und zum Jahre 1634 sich als „Fridericus Tulp plebanus indignus" unterzeichnete *). Und zum Beweiß, daß die Weismanner Kirche wenigstens in den Jahren 1632—34 nicht ohne Curatus gewesen, dienen eben die Aufzeichnungen Fridr. Tulp's in den Jahren 1632 und 1633, meist traurige Ereignisse aus dem Schweden-Krieg enthaltend, wie, um hier nur Ein Beyspiel anzuführen, die Niederlage der Weismanner Bürger auf dem Küpser-Anger 1632, als sie dem bedrängten Cronach zu Hülfe eilen wollten, welche Niederlage so vollständig gewesen, daß nur 2 oder 3 Weismanner sich durch die Flucht retten konnten: „Hoc anno pridie gloriosissimae ascensionis sancti Salvatoris nostri Jesu Christi subsequentes viri cives ac juvenes perhonesti albimoenienses (das beygefügte Verzeichniß zählt 19 Mann, meistens Weismanner, unter ihnen auch ein Student Jacobus Krap studiosus alb.) dum Castrum Coronacense praecelebre a Coburgensibus et Culmbacensibus obsidione cinctum, ex oppido Weismain ad succurendum Coronacensibus fidelissimis missi, cum nonnullis rusticis etiam armatis, in itinere autem proh dolor! in campis prope pagum Küps ab equitibus sueticis omnes misere trucidati, duobus aut tribus exceptis albimoeniis, qui per fugam se salvarunt." (Bekanntlich wird allwochentlich am Todestage dieser Gefallenen noch bis auf heutigen Tag eine Seelenmesse gelesen; wenn ich recht behalten, jeden Montag um 9 Uhr Morgens.) —

Wir sind überzeugt, der gelehrte Herr Verf., der es wie wenige versteht, wo und wie man historische Quellen aufspüren, und selbe an das Tageslicht fördern müsse, weiß es uns wegen dieser unserer Berichtigung Dank; so wie wir unserer Seits den Wunsch und die Erwartung hegen, er werde uns recht bald wiederum mit ähnlichen, eben so gut gelungenen und trefflichen Darstellungen erfreuen; eine Erwartung, zu welcher uns der Titel seiner Schrift fast berechtigt, und die er seinen Kenntnissen und Sammlungen nach allerdings zu befriedigen im Stande ist. Möchten ihn nur seine vielen Berufspflichten der historischen Muse nicht entfremden, möchte ihm vielmehr immer noch so viel Zeit zu Theil werden, um dasjenige, was er fortwährend und rastlos gesammelt, dem gewiß hierfür nicht undankbaren Publikum ferner vorzulegen, und möchte endlich noch sein edles Streben auf die Mehrzahl seiner Amtsgenossen in der Art wirken, daß sie die ihnen anvertrauten historischen Schätze nicht ungenützt daliegen, oder wohl gar verderben lassen!

Dr. G. Th. Rudhert.

*) Im April 1635 ist Joann Polzl, Pfarrer in Weismayn; seit dem 18. Juni 1640 Balthasar Oltsch bis 1648, worauf ihm in der Pfarrey der bekannte Maur. Knauer, nachher Abt von Langheim folgte.

Herbstreise von München nach Venedig. In Briefen von Joseph von Hefner. München. Druck und Verlag von Georg Jaquet. 1834.

Achtundzwanzig Briefe nehmen 131 Seiten ein. Der Weg wird von München über die Scharnitz nach Insbruck genommen, von da gehet es nach Brixen, Kollmann, Botzen, Trient, Roveredo, Verona, Vicenza, Padua, Venedig. Von hier zurück nach Padua, dann Peschiera und dem Gardasee, und zuletzt von Insbruck über Kufstein nach München.

Es ist eine Lichtseite dieses Büchleins, daß alles, was darin beschrieben ist, klar, örtlich, und einfach aufgefaßt, und ohne Umstände wiedergegeben und dargestellt ist, so, daß man dasselbe jedem, der etwa die Reise zum erstenmale macht, als einen Wegweiser empfehlen kann, er wird Gegend, Stadt, Straße, Gasthof und Kirche ohne viel Fragen finden, er wird sogar im Allgemeinen lernen, wie er sich benehmen müße, und insbesondere sind ihm die Naturschönheiten des Weges selbst markirt, damit er dieß oder jenes nicht etwa übersehen möge. Gerade Bücher dieser Art sind Bedürfnisse, und der Reisende sieht sich oft vergebens um dieselbe um. Auf der andern Seite ist die Briefform bey Reisebeschreibung mit seltenen Ausnahmen immer unglücklich gewählt. Die Anfänge und Ausgänge der Briefe werden mit persönlichen Heimathsgegenständen, mit Sehnsuchts-Beschreibungen, mit hunderttausendmalen gelesenen Freundschafts-Versicherungen, mit „das Land, wo die Citronen blühen" und dergleichen angefüllt, und indem der Briefsteller sich in solchen Herzens- und Feder-Ergießungen gefällt, und in die Gefahr kommt, breit zu werden; überschlägt auf der andern Seite der gewandte Leser diese Stellen, sucht nach dem Vorrücken der Reise, und übersieht dadurch manchmal wesentliche Bemerkungen. Mit dieser Ansicht im Allgemeinen wünschten wir auch dem vorne bezeichneten Buche, daß es von dieser Briefform frey und derselben entledigt wäre, die Brauchbarkeit würde sich um vieles steigern, und das Werklein im wahren Sinne des Wortes ein Reisehandbuch für die Reise von München nach Venedig werden. Eine Uebersicht der Ortsentfernungen, allgemeine Angaben über die Kosten der Fuhrwerke u. s. a. m. würden sehr leicht als ein Anhang dasjenige ersetzen, was einem vollkommenen Handbuch dieser Art noch abgehen könnte, und wollte

die Verlagshandlung noch einige äussere Verschönerungen beyfügen, ein paar Ansichten, oder noch besser einen Grundplan von Venedig und Triest, so würde dem Reisenden wahrlich nichts weiters zu wünschen übrig bleiben, und er könnte mit dem Büchlein im Sacke getrost über den Brenner wandern.

Blüthenkränze für deutsche Mädchen. Eine Auswahl von Gedichten und Glückswünschen, herausgegeben von J. von Hefner. München. Lindauer'sche Buchhandlung. 1830.

Diese Sammlung enthält in den ersten drey Abtheilungen Gedichte von Se. Majestät dem Könige Ludwig, von Stollberg, Hölty, Voß, Claudius, Salis, Recke, Tiedge, J. G. Schulz, Krummacher, Seidl, Herder, Pfeffel, Matthison, Gellert, Gleim, Göthe, Novalis, Schiller u. m. a. Es ist keines unter diesen Gedichten, welches nicht den Schülerinnen eines Erziehungs-Institutes (diesen, und zwar den Schülerinnen des Erziehungs-Institutes des Herausgebers ist das Büchlein gewidmet) angemessen wäre, und somit ist der ganze Beyfall über die Sammlung ausgesprochen, und dieselbe durch ihren inneren Gehalt empfohlen, denn, jeder, der mit Erziehung je zu thun hatte, wird erfahren haben, wie unentbehrlich Sammlungen dieser Art sind, Sammlungen, welche auf der einen Seite gereinigt sind, und auf der andern Seite dennoch Kenntnisse über die ganze Masse der lyrischen Dichtung Deutschlands verbreiten. Den Maßstab, ob nichts desto weniger statt diesem oder jenem Gedichte etwa ein anderes eben so taugliches hätte in die Sammlung aufgenommen werden können — diesen Maßstab anzulegen, ist durchaus unmöglich, weil abgesehen von subjektiver Ansicht die Beurtheilung sich ins unendliche ausspinnen würde. Die vierte Abtheilung des Buches enthält „Glückwünsche beym Jahreswechsel, zu Geburtstagfesten, zu Namenstagsfesten und zu Vermählungen.“ Die Verfasser dieser Gedichte sind nicht genannt. Wir würden diese ganze Abtheilung bey einer neuen Auflage weglassen; es ist zwar der Inhalt dieser Wünsche durchaus freundlich, kindlich und gutmüthig, allein der eigentliche poetische Inhalt ist zu untergeordnet, als daß irgend daran ein Unterricht über deutsche Dichtkunst könnte angereihet werden.

Katholisches Gebetbüchlein, besonders zur Verehrung der Jungfrau und Mutter Gottes Maria. Von einem katholischen Geistlichen. Mit Genehmigung des bischöflichen Ordinariats Regensburg. Sulzbach. Verlag der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung. 1834. 8.

Der Verfasser gibt in dem Vorworte den Standpunkt an, von welchem aus er die hier den Gläubigen seiner Kirche dargebotene Gebete verfaßt und zusammengetragen hat. Er sagt, die Kirche hätte von der frühesten Zeit an die Verehrung gegen Maria aufrecht erhalten, und immer hätte ein Jahrhundert dem andern ihr Lob entgegen getragen. So sehr indessen die Kirche diese Art Andacht befördert habe, so sehe sey dieselbe auch von jeher entfernt gewesen, eine abergläubige und abenteuerliche Verehrung zu billigen, und so ferne sey die hl. Mutter selbst ein solches zu genehmigen. Ihre Größe sey der Sohn, den sie geboren, sie sey ein Licht, aber nur durch den Sohn erleuchtet. Der Verfasser citirt mehrere Kirchenväter, als den Epiphanius, Augustin, Origines, und führt Stellen aus denselben an; „wir wollen hierüber“ fährt er fort „auch ein Zeugniß eines Schriftstellers aus dem sechszehnten Jahrhundert vorlegen, den Niemand einer abergläubigen Verehrung gegen die allerseligste Jungfrau beschuldigen wird“. Dieser Schriftsteller ist M. Luther, und das Citat heißt: „denn er hat große Dinge an mir gethan.“ Diese große Dinge sind nichts anders, als daß sie Gottes Mutter geworden ist, in welchem Werke ihr so viele und große Güter gegeben wurden, daß Niemand sie zu begreifen vermag u. s. w. Die angeführten Worte Luthers schließen: „Dazu helfe uns Gott, und dieß verleihe uns Christus durch die Fürbitte und den Willen seiner Mutter Maria. Amen.“ Welches Werk L. diese Stelle enthält, ist nicht angegeben.

Auf diesem Standpunkt sind die Gebete fromm, gemüthvoll und in einer schönen fließenden Sprache vorgetragen, enthalten aber, wie schon der Titel besagt, überhaupt Gebete bey dem katholischen Gottesdienste, und nicht bloß zur Verehrung Mariens. Nicht gelungen finden wir die Uebersetzung des Stabat Mater, was auch allerdings eine große Aufgabe ist. Die Auflage ist schön, wie wie sie aus der Seidel'schen Offieln nicht anders empfangen, und die neuen Holzschnitte des Kreuzweges von vielem Verdienste.

Die Exantheme der Pflanzen und einige mit diesen verwandte Krankheiten der Gewächse pathogenetisch und nosographisch dargestellt von Fr. Unger, der Heilkunde Doktor, Stadt- und Landgerichtsphysikus, der königl. bayr. botanischen Gesellschaft zu Regensburg, der großherz. weimar'schen Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena, der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark ordentlichem und correspondirendem Mitgliede. — Mit 7 Kupfertafeln. — Wien. Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold. 1833. 8. 422 Seiten.

Wenn wir mit allem Rechte in der Medizin eine neue Epoche von der Zeit an datiren, da die durch Bichat eingeleitete Erforschung der Verschiedenheiten des Gewebes der allgemeinen Anatomie einen neuen Charakter einprägte, so dürfen wir jetzt auch die Möglichkeit einer richtigen Pflanzen-Pathologie anerkennen, denn die Botanik hat seit dem Anfange dieses Jahrhunderts Riesenschritte in der Kenntniß vom innern Baue der Gewächse gemacht, und damit erst das Feld aufgeschlossen, auf welchem sich die Lehre vom Erkranken und von den Krankheiten des Pflanzenkörpers bewegen muß. Anderseits findet in einer richtigen Kenntniß und Würdigung des inneren Baues auch die Lehre von den Functionen erst ihren wissenschaftlichen Grund, und die Ansichten von dem Leben und von seinen Phasen und Stadien berichtigen sich aus der richtigen Deutung der Gestaltung (Morphose) und ihrer im Gange der Entwicklung möglichen oder nothwendigen Umgestaltungen (Metamorphose) und Verstaltungen (Anamorphosen).

Das vorliegende Werk ist, so viel wir wissen, das erste, in welchem gewisse Erscheinungen des kranken Pflanzenleibes ganz nach den Principien der Medicin erforscht und dargestellt werden. Wir hören hier von „Anlage, Gelegenheits-Ursache, Wesen der Krankheit, von einer concreten Nosographie der verschiedenen Erscheinungen" u. s. w., und mit Vergnügen bemerken wir, daß ein Arzt spricht, der gewohnt ist, ohne irgend einem Systeme Opfer zu bringen, den Weg einer rationellen Heilmethode zu gehen, indem er den Gesetzen einer gesunden Logik gehorcht, Ursache und Wirkung mit klarem Blicke sondert, und sich jede Erscheinung in ihrem Zusammenhange klar zu machen versteht. Wir finden mit einem Worte einen tüchtigen Schüler der Wiener Schule, der die Schriften eines Starks, Kiesers, Jahns, Carus, Bischoffs, u. s. w. in Saft und Blut verwandelt, und sich zu einer durchaus wissenschaftlichen Ansicht der Pflanze und ihrer Lebensprocesse erhoben hat.

Der Verfasser scheint die Nothwendigkeit gefühlt zu haben, seine pathologischen Untersuchungen dadurch fester zu begründen, daß er den Bau und die Function der Blätter, als derjenigen Organe beleuchtete, welche vorzugsweise mit Ausschlagskrankheiten behaftet werden können. Wir müssen diesen Gang um so mehr billigen, als einerseits die Anatomie der Pflanzen-Epidermis immer für viele Botaniker, geschweige denn für Aerzte und andere Naturforscher, welche, ohne Selbstanschauung zu haben, hier dem Botaniker glauben müssen, noch manches Räthselhafte oder Schwierige darbot, anderseits der Athmungsproceß der Blätter so reich an Beziehungen zu der ganzen Lebens- und Formgeschichte der Pflanze ist, daß in ihm das Verständniß vom Leben derselben gleichsam abschließt.

Von den sechs Abschnitten, in welche Hr. Dr. Unger sein Buch abgetheilt hat, behandelt daher der erste die Anatomie der Blätter und der grünen Pflanzentheile überhaupt, der zweyte die Physiologie dieser Theile. Beyde dienen gewissermaßen als Einleitung zu den folgenden Abschnitten, in welchen der Verfasser seinem Gegenstande näher tritt, und die Pathologie und Nosologie der Pflanzenexantheme behandelt. In den ersten Paragraphen, welche der Anatomie der Blätter und der grünen Pflanzentheile überhaupt gewidmet sind, gibt der Verfasser ein klares Bild von den Elementarorganen der Blätter: den Zellen, Spiralgefäßen und den Gefäßen des Lebenssaftes, und von ihrer organischen Zusammenfügung, wobey er vorzüglich auf die von Kieser und andern bereits ausgesprochene Thatsache Gewicht legt, daß die Spiralgefäße der Pflanzen mit den Elementar-Organen der Oberhaut bestimmt in keiner directen Verbindung stehen, d. h. daß jene nicht bis zur Oberhaut gelangen. Eigenthümliche Untersuchungen finden wir zuerst in den Paragraphen über die Structur der Oberhaut und über die in derselben befindlichen Spaltöffnungen (Stomatia, Spiracula, Pori exhalantes), welche letztere, wie später erwiesen wird, bey dem pathogenetischen Processe der Pflanzen-Exantheme eine vorzügliche Rolle spielen. Jeder Porus ist eine längliche oder ovale Oeffnung oder Spalte zwischen zwey, entweder nach innen vertieften, oder geraden (flachen), oder nach außen erhabenen Zellen, die der Länge nach mit ihren (ausgeschweiften oder geraden) Rändern an einander liegen, und nur an den Enden locker verwachsen sind. Diese beyden Zellen gehören, obgleich mit der Oberhaut abstreifbar, dennoch im Grunde dieser nicht an, sondern sind parenchymatische Zellen. Sie enthalten, wie andere Parenchymzellen, Chlorophyll-Körner oder Zellsaft-Bläschen. Die Oberhaut der Pflanzen ist also so zu denken, als wäre sie da, wo die Poren liegen, durchlöchert, und gestattete dem übrigen Zellgewebe hier freye Communication mit der Luft. Unterhalb dieser Porus-Zellen befindet sich eine Höhlung zwischen den Zellen des Parenchyms, gleichsam eine Er-

weiterung der Intercellulargänge, welche Luft enthält, und durch die Spaltöffnung mit der atmosphärischen Luft in Verbindung steht. Diese Höhlen nennt der Verf. geradezu **Athemhöhlen**. Je nachdem die Porus-Zellen über die Epidermis hervorragen, oder in einer Fläche mit ihr, oder endlich in dieselbe mehr oder weniger versenkt liegen, kann man an dem Porus selbst auch noch eine Vor- oder Eingangshöhle und eine Ausgangshöhle unterscheiden, d. h. Höhlungen, welche von den Zellen der Epidermis ober- oder unterhalb der Poruszellen selbst gebildet werden. Der Verfasser hat das Verdienst, diesen unter den Botanikern oft mißverstandenen Gegenstand ins hellste Licht gesetzt, und durch Figuren erläutert zu haben, die nicht bloße Grundrisse der Bildungen sind, sondern verschiedene Ansichten und Aufrisse darstellen.

Diese Untersuchungen sind um so wichtiger, als noch in neuerer Zeit sich die Annahme unter mehreren Phytotomen verbreitet hat, daß jener Apparat **drüsiger** Natur sey. So hat insbesondere Meyen „diese Ausgangshöhlen, so wie alle übrigen durch die an die Poruszellen anstoßenden Epidermiszellen gebildeten Räume nicht als solche erkannt, sondern ebenfalls für Zellen gehalten, die in der Fläche der Epidermis liegen, und gleichsam nichts anders als Oberhautzellen seyn sollen, weßhalb er ihnen auch den Namen Drüsenzellen ertheilt hat." Auch der große Botaniker R. Brown hat den Athmungsapparat auf den Blättern der Proteaceen für Drüsen gehalten, und ihnen sogar eine Dignität zur Begründung oder Erweiterung der Gattungscharaktere zuschreiben wollen. Jedoch die meisterhaften Untersuchungen des Professors Hugo Mohl in Bern (Nova Acta Acad. Caes. Natur. Cur. vol. 16. II. p. 791. ff) beweisen auf das Augenfälligste, daß es auch dort wahre Stomatien sind, die nur durch Versenkung in die Blattsubstanz oder durch einseitige Erhöhung aus derselben hervor eine von den gewöhnlichen abweichende Form angenommen.

Ueberhaupt aber kann es unserem Verfasser zu nicht geringer Beruhigung gereichen, seine ganze Ansicht über den anatomischen Bau der Spaltöffnungen durch die trefflichen Arbeiten von Professor Mohl vollkommen bestätiget zu sehen. Dieser kennt und deutet die sogenannten Athemhöhlen folgendermaßen (a. a. O. S. 800.): „Die unter den Spaltöffnungen im Mesophyllum liegenden Höhlen sind weder von den Intercellulargängen abgeschlossen, noch führen diese eine tropfbare Flüßigkeit, sondern die Intercellulargänge aller ausgebildeten Theile der Pflanzen führen Luft, und stehen durch die Höhlen in den Blättern und durch die Spaltöffnungen mit der Atmosphäre in directer Verbindung. Wir finden also bey den Pflanzen in Hinsicht auf die Art und Weise, wie die atmosphärische Luft mit den innern Theilen in Berührung gebracht wird, im Allgemeinen große Uebereinstimmung mit den Insecten, indem die Intercellulargänge, wie bey diesen die Trachren, ein durch den ganzen Pflanzenkörper sich verzweigendes Netz von Canälen bilden und so eine Wechselwirkung der Luft mit dem in den einzelnen Zellen eingeschlossenen Safte möglich machen."

Auch unser Verfasser spricht sich ganz entschieden (S. 44.) dahin aus, daß die Athemhöhlen durch erweiterte und luftführende Intercellulargänge größtentheils nicht nur unter einander, sondern auch mit den Lücken und Luftgängen der übrigen Theile in Verbindung stehen, so daß also durch diese Organisation der Zutritt der Atmosphäre zu den innersten Theilen einer Pflanze bewirkt wird. Wir machen auf dieses Ergebniß besonders auch deßwegen aufmerksam, weil der von Kieser (dessen große Verdienste um die Phytotomie wir bey dieser Gelegenheit gerne mit Preis anerkennen) aufgestellte Satz: daß die Intercellulargänge der lebenden, gesunden Pflanze eine wäßrige Flüssigkeit, den Nahrungssaft, enthalten, unserer Ueberzeugung nach in dieser Allgemeinheit nicht richtig ist, und deßhalb mancher Ansichten über den Lebensproceß der Pflanzen, die sich auf jenen Satz basiren, wie z. B. die Okens, eine große Modification verdienen dürften.

In dem der **Physiologie der Blätter** und der grünen Pflanzentheile überhaupt gewidmeten zweyten Abschnitte handelt der Verfasser zuerst von den Blättern als Ausscheidungsorganen von **Wasser und wässerigem Dunste**. Die Ausscheidungen sind also gasartig und tropfbar flüssig. — Von Gasarten werden **Kohlensäure**, **Oxygen**, **Stickstoff-** und **Wasserstoffgas**, als aus den Pflanzen **ausdünstend** angegeben. Ferner wird ausführlich erörtert, daß die Blätter **wässerige Dünste**, **Kohlensäure** (im Sonnenschein) und Sauerstoff anziehen und **aufsaugen**, daß jedoch die Aufnahme wäßriger Stoffe durch die Blätter eine, wenn auch normale, doch außer dem gewöhnlichen Gange liegende und nur durch besondere Einflüsse oder durch eigenartige Organisation bedingte Function sey, und daß dasselbe auch rücksichtlich der Kohlensäure gelte (S. 68.). Wesentlich sey aber in der Athmungsfunction der Pflanzen eine „Prävalenz der Ausscheidung der Kohlensäure zur Aufnahme des Oxygens, wobey das Letztere aus der Atmosphäre sich mit den Bestandtheilen des rohen Pflanzensaftes verbindet, zum Theil aber unter der Form von Kohlensäure eliminirt wird."

Nach diesen Entwicklungen zeigt der Verfasser (S. 70—77.), daß es die **Spaltöffnungen der Blätter seyen**, die **die Einsaugung und Ausdünstung vermitteln**, und daß die physiologische Bedeutung derselben als Athmungsorgane keinem Zweifel unterliege. „Die Wechselwirkung, in welche die durch die Poren in die Lufthöhlen des Diachyms und von da durch die Luftgänge in den ganzen Pflanzenkörper gelangte Luft mit den Säften der

Intercellulargänge und mit denen der Zellen selbst tritt, kann keine andere als die Athmungsfunction seyn." Aus dieser Wechselwirkung, welche den Gehalt der Säfte und die Form des Starren bedingt, sind alle Eigenthümlichkeiten in den Abweichungen des Bildungsprocesses abzuleiten, welche den Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ausmachen, und so gelangt auch der Verfasser späterhin, im vierten Abschnitte, zu dem Satze, daß eine Behinderung der Athmungsfunction die wesentliche Gelegenheitsursache zur Entstehung von Pflanzen-Exanthemen sey.

Ehe sich jedoch der Verfasser diesem pathogenetischen Verhältnisse selbst zuwendet, untersucht er im dritten Abschnitte (S. 79—138.) vorerst diejenigen Producte, welche als die concreten Formen der Pflanzen-Exantheme betrachtet werden müssen, bisher aber, von einem rein descriptiven Standpunkte aus, unter dem Namen der Entophyten, Blattpilze, Blattschwämme, Epiphyllen, gemeinhin als selbstständige Pflanzen, in Gattungen und Arten abgetheilt, von den Schriftstellern über Kryptogamie aufgeführt worden sind.

Diese Blattpilze sind der Mutterpflanze ursprünglich fremdartige, schmarozende Afterorganismen, welche mit dem Leben des Organismus, worauf sie entstehen, im innigsten, wesentlichsten Zusammenhange stehen. „Dieß Verhältniß ist nun kein anderes als das, in welchem der Krankheitsorganismus zu seinem Träger (Substrat), d. i. zu dem erkrankten Organismus steht" (S. 79). Es beruht also das Daseyn dieser sogenannten Entophyten auf einem „Krankheitsprocesse, der weniger als solcher, denn vielmehr als Krankheitsorganismus in die Erscheinung tritt; gleichwie in der vegetativen Welt überhaupt der Lebensproceß, oder das thätige Princip von der Form, oder dem seyenden (in der Sprache der philosophischen Schule dem daseyenden) Pole beherrscht wird."

Diesem Verhältnisse gemäß kommen die Entophyten nur auf lebenden Gewächsen vor, und zwar an Individuen und Pflanzentheilen, die noch in der vollsten Energie des Lebens begriffen sind. Nur grüne Pflanzentheile, wie vorzugsweise die Blätter und alle zu diesem Systeme gehörende Bildungen, die Stengel und alle stengelartigen Organe, werden von Entophyten ergriffen. „Im Rindenkörper der Hölzer entwickeln sich jedoch die Entophyten nicht mehr. Die höhere Dignität desselben gebiert eine vollendetere Form des Pseudoorganismus, der sich bisweilen selbst den entwickeltsten Formen der Phanerogamen annähert."

Der Verfasser erwähnt hier mancher phanerogamischen Parasiten, wie z. B. des Loranthus, der Orobanche und Lathraea, die am unterirdischen Stengel oder Stamm hervorwachsen, und scheint sie ebenfalls als Krankheitsorganismen zu betrachten, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit der Mutterpflanze beybehalten. Referent ist früher auch dieser Ansicht gewesen, und wenn man bedenkt, daß z. B. fast jede Art von Orobanche an eine bestimmte Mutterpflanze gebunden ist, so wird man versucht, hierin eine Rechtfertigung zu finden. Uebrigens scheinen doch neuere Forschungen, wie namentlich die gründlichen von Bowmann über den Zusammenhang der Lathraea Squamaria mit den Bäumen, an deren Wurzel sie wächst, eher die Meynung zu begünstigen, daß alle diese phanerogamischen Parasiten sich nicht unmittelbar auf der Mutterpflanze entwickeln, sondern aus einem Callus, der gleichsam zwischen der Mutterpflanze und dem Parasiten in der Mitte liegt.

Eine andere Art von Parasitismus ist übrigens, wie auch der Verfasser bemerkt, jener der Pilze und Schwämme. Diese Afterorganismen entstehen nämlich immer da, wo ein partieller Tod und theilweise Auflösung der Pflanzensubstanz statt findet. Die rudimentären Bildungen dieser Klasse, welche sich im Innern des Holzes bilden, und das Vermorschen desselben bewirken, sind von Dr. Theodor Hartig nachgewiesen worden. Man vergleiche dessen Abhandlung „über die Verwandlung der polycotyledonischen Pflanzenzelle" (richtiger der Zelle der Zapfenbäume) „in Pilz- und Schwammgebilde und über die daraus hervorgehende sogenannte Fäulniß des Holzes. Berlin 1833. 8. (mit 2 Kupfertafeln, welche den entophytischen Nyctomyces, die Nachtfaser, eine der Torula ähnliche Bildung, in ihrer Entstehung aus den Holzzellen darstellen).

Auch bey den, parasitisch auf andern Pflanzen vorkommenden, Flechten geht, nach dem Verfasser, eine partielle Vertrocknung der Pflanzensubstanz als wesentliche Bedingung ihrer Ansiedlung voraus, und die Erzeugung hypophlöotischer, d. h. unter der Rinde sich entwickelnder, Flechten träte gleichsam als Nachzügler eines Entrindungs- (Häutungs-) Processes an solchen Aesten und Zweigen ein, die bereits im langsamen Absterben begriffen sind. Referent gesteht übrigens, daß er geneigt wäre, alle aus der Rinde oder dem Holze ausbrechende Flechten zu den Pilzen zu verweisen, mit denen sie in Form und Lebensgeschichte vollkommen überein zu kommen scheinen.

Nach diesen Erörterungen über die Entstehungsweise der Entophyten, stellt der Verfasser den richtigen Satz auf, daß sie nur da erscheinen, wo eine wahre Oberhaut vorhanden ist, d. h. nur an Gefäßpflanzen. Am häufigsten erscheinen sie auf der Unterseite der Blätter, und ihre Entstehung hängt wesentlich mit der Gegenwart der Spaltöffnungen zusammen; nur da, wo diese zugegen sind, kommt es zur Erzeugung von Entophyten. An den metamorphosirten Blättern, denen die Poren fehlen, also namentlich an den wahren Blumenblättern, kommen sie nicht vor, sehr selten an den Staubblättern, häufiger an den Fruchtblättern. — Das

Vorhandenseyn von Haaren und überhaupt mancherley andern Bedeckungen der Oberhaut schließt die Erzeugung von Entophyten nicht aus, sobald nur die Organisation der Spaltöffnungen vorhanden ist. Besonders mit Beziehung auf die unabweisliche Thatsache, daß die Poren in dem innigsten Zusammenhange mit der Erzeugung der Entophyten stehen, wird (S. 97) der Satz aufgestellt, daß „die Entophyten oder die Exantheme der Vegetabilien wahre Athmungskrankheiten seyen."

Um das pathogenetische Verhältniß in seiner Beziehung zu der Structur der Blätter und namentlich zu der Bildung der Poren in helles Licht zu stellen, gibt der Verfasser in einer tabellarischen Uebersicht (von S. 98—137.) die Resultate seiner phytotomischen Untersuchungen von 175 mit Entophyten behafteten Gewächsen aus den verschiedensten Pflanzenfamilien. Diese Arbeit ist ein Muster ausdauernden Fleißes und phytotomischer Geschicklichkeit.

Im vierten Abschnitte (S. 138—174.) wird die Pathogenie dieser Krankheitsorganismen speciell ins Auge gefaßt. Der Verfasser nimmt fürs Erste eine generische Krankheitsanlage an, indem er besonders eine weiche, krautartige Beschaffenheit der Blätter, gepaart mit größerer Lebendigkeit der Athmungsthätigkeit, als Bedingung größerer Empfänglichkeit bezeichnet. Man findet auch junge, grüne, vollsaftige Pflanzen vorzugsweise stark von Exanthemen ergriffen, es seyen jene einjährig, perennirend oder holzartig. Auch an Pflanzenauswüchsen bilden sich Entophyten sehr oft; und die üppiger genährten Zweige sind vor andern unterworfen.

Die specifische Anlage nun ist, nach dem Verfasser, eine örtliche Vollsaftigkeit, und die Gelegenheitsursache Hinderung in der Athmungsfunction. Letztere wird besonders behindert durch feuchte Atmosphäre, durch fehlerhafte Luftconstitution, wobey ohne Zweifel die Elektrizitäts-Verhältnisse gewissen Veränderungen unterworfen sind, durch Mangel an Licht, schnellen Wechsel von Wärme und Kälte, Mangel an Wind, bisweilen durch anhaltende Trockenheit, durch ungünstige Stellung und Lage der Pflanze, wenn diese z. B. kriechen, durch Verunreinigung von Staub und durch Verstümmelungen.

Das Wesen oder die nächste Ursache der Pflanzen-Exantheme beruht, nach dem Vorhergegangenen, in einer in die Säfte-Masse des Vegetabils gesetzten Differenzirung, wodurch der organisch positive Pol das Uebergewicht erlangt, und zu neuen Gestaltungen angefacht wird. Der Pflanzensaft häuft sich in den Athem- und Lufthöhlen des Parenchyms an, entmischt sich, coagulirt. Aus diesem verdichteten Safte wird nach und nach die Matrix, erst eine weiche, breyartige, ungefärbte, noch wenig von dem Pflanzensafte der umgebenden Intercellulargänge (Referent möchte hinzusetzen: und der Zellen selbst) verschiedene Substanz, die nach und nach dichter wird, vom Mattgelben bis zum Orange, ja bis zum Schwarzbraunen in der Färbung fortschreitet, und sich mehr und mehr zu einer concreten Basis, zu einer Pseudoorganisation, innerhalb des Zellgewebes, erhebt. Mit der Veränderung des Pflanzensaftes und der Erweiterung der Intercellulargänge tritt auch eine Veränderung der Zellen des Parenchyms ein.

Von den hier angedeuteten, die Pathogenie der Entophyten abschließenden, Verhältnissen geht der Verfasser im fünften Abschnitte zu der Nosographie der einzelnen Formen und ihrer Entwicklungsgeschichte über. Vorher betrachtet er noch das Verhältniß der Pflanzen-Exantheme zur gesammten Vegetation, und zeigt, welche Pflanzenfamilien damit behaftet, welche frey davon sind. Daß die Zellpflanzen keine Entophyten aufweisen, ist schon oben bemerkt worden. Die niedrigsten Gefäßpflanzen, bey denen wir Entophyten kennen, sind die Farn. In aufsteigender Reihe findet man sie dann in sehr vielen Familien, sowohl der Mono- als Dicotyledonen-Klasse. Von manchen Familien kennt man sie noch nicht; doch dürften, wie wenigstens Referent glaubt, sie wohl in größerem oder geringerem Verhältnisse noch aufgefunden werden. Manche Familien, wie die Kätzchenbäume und die Syngenesisten, sind zur Erzeugung dieser Krankheits-Organismen vorzugsweise geneigt. Der Verfasser glaubt auch, daß ein Parallelismus zwischen der Morphose der verschiedenen Pflanzenfamilien und der sich auf ihnen erzeugenden Blattpilze wahrgenommen werden könne, so daß die niedrigeren Pflanzengruppen auch niedriger organisirte Entophyten darstellten; übrigens erlaubt sich doch Referent in dieser Beziehung zu bemerken, daß dieser Parallelism nur höchst schwach und unbestimmt hervorzutreten scheine, denn wenn auch bey niedrigeren Pflanzenfamilien im Allgemeinen einfachere Entophytenbildungen auftreten, so kommen doch auch ganz ähnliche den am meisten entwickelten Gruppen zu. Es scheint sich daher in Beziehung hierauf nur der Satz nachweisen zu lassen, daß die Organisation der Mutterpflanze in einem (mehr oder minder deutlichen) typischen Verhältnisse zu dem auf ihr entwickelten Entophyten stehe. Der Verfasser führt 54 Familien von Dicotyledonen, 15 von Monocotyledonen, und 1 (die Farn) von A- oder Pseudocotyledonen auf, an welchen man Blattpilze gefunden hat.

Ueber die geographische Verbreitung der Pflanzen-Exantheme nach der Höhe und Breite nebst ihrer Vertheilungsweise, und über die Verbreitung derselben im Individuo handelt der Verfasser ausführlich in zwey Paragraphen, die wir jedoch hier keinem speziellen Auszuge unterwerfen können.

Die Formverhältnisse selbst aber führt der Verfasser auf zwey — eine niedrigere und eine höhere — Reihe von Bildungen zurück. In der ersten Reihe erscheint die Matrix zu gewissen, mehr oder weniger entwickelten Afterorganisationen, die sich als isolirte oder an ein-

ander gebundene Pflanzenzellchen (Sporidia) von manchecley Gestalt darstellen, verwendet; in der zweyten entwickelt sich eine Art von Hülle (Peridium) über diese Körnchen, Bläschen oder freyen Zellen, indem ein Theil der Matrix, und zwar der peripherische, von dem krankhaften Bildungstriebe fortgerissen, sich zu einem blasenartigen, jedoch nach Individualität der Mutterpflanze und Einwirkung des umgebenden Zellgewebes, mannichfach gestalteten Balge anamorphosirt.

Der allgemeinste Hergang ist folgender: „Die durch die stockenden Säfte der erweiterten Intercellulargänge und Athemhöhlen zurückgedrängten Zellen umgeben ringsum diejenigen Stellen, die in Exanthembildung übergehen. Ist diese dadurch eingeleitet, daß in der geronnenen, oxydirten, bildungsfähigen Masse die ersten Regungen des höhern pathischen Lebensprocesses erwachen, dann ist auch eine durch mechanische Einflüsse erfolgte Spannung sämmtlicher angrenzender Theile nothwendige Folge. Die zarte elastische Oberhaut weicht dem Drucke der ersten, und erhebt sich in Gestalt einer mehr oder weniger regelmäßigen Papula.

Mit der ferneren Ausbildung des Inhalts derselben nimmt auch ihr Wachsthum nach allen Dimensionen zu, und so entsteht dann aus der einfachen Papille ein Bläschen, und aus diesem endlich eine Blase. Ist es so weit gekommen, daß die Oberhaut durch den vermehrten Inhalt am höchsten aufgehoben, und am stärksten gespannt ist, so zerreißt sie, und verstreuet ihren, nun zu einem lockern Pulver gewordenen Inhalt. Dieser Zustand gleicht einem Abscesse (S. 256.).

In der höheren Bildungsreihe berstet nicht bloß die von der Epidermis der Pflanze gebildete Pustel, sondern auch die, unabhängig von der Epidermis zu einem selbstständigen Peridium entwickelte peripherische Substanz nimmt allerley Gestalten an, indem sie entweder nur kugelförmig hervortritt, oder sich zu einer gedrehten oder gekrümmten Röhre entfaltet (die bald gitterartig, bald nur an der Spitze geöffnet wird), oder in regelmäßige Lappen zerschlitzend die centrale Körnerbildung wie ein geöffneter Blumenkelch umschließt, und somit den Typus der Anthogenesis nach ihrer Weise auf ihrer Stufe wiederhohlt.

Bey einer solchen Betrachtungsweise kommt auch unserm Verfasser die von andern Schriftstellern, namentlich von Nees v. Esenbeck, ausgesprochene Idee wieder entgegen, daß alle Krankheits-Organismen nur Nachbildungen normaler Organismen sind, die zwar mit eigener Lebenskraft begabt, aber dem herrschenden Lebensprocesse derjenigen Organismen, in welche sie sich schmarotzend eindrängten, unterworfen sind.

Diesen Ideen entsprechend, nimmt der Verfasser folgende Gattungen von Pflanzen-Exanthemen an, deren Bildungsgesetze er einzeln durchgeht. Erste Reihe: Uredo, Uromyces (Caeomurus), Puccinia, Phragmidium; = zweyte Reihe: Peridermium, Aecidium, Roestellia, Cronartium.

Die Bildung der Uredo, des einfachsten, niedrigsten und am häufigsten vorkommenden Pflanzen-Exanthems, welches gleichsam als Prototypus der übrigen Formen angesehen werden kann, läßt sich durch mehrere Stufen verfolgen, deren jede an gewissen Pflanzen concret in die Erscheinung tritt. Die unterste dieser Bildungsepochen stellt nichts anderes dar, als die Gestaltung der Matrix, der krankhaften plastischen Säfte, zu kleinen Bläschen oder Körnchen, den Sporidien, und zwar in der Art, daß die Matrix vollkommen hiezu verwendet wird, d. h. also sich vollständig in Sporidien auflöst. Dieser Bildungsact ist der wesentlichste in der Exanthembildung, — die vegetabilische Eiterbildung (S. 263). In der zweyten Stufe beginnt die Matrix eine productive Schicht zu bilden, aus welcher nach oben hin Körner, Sporidien, ausgeschieden werden. In der dritten begründet sich der organische Gegensatz mit der productiven Schicht, so daß diese zu einem Träger (Stroma) wird, und das Sporidium gestielt erscheint, sich aber bey seiner Reife noch von dem Stiele, welcher zurückbleibt, trennt. Der letzten oder vierten Epoche gelingt es endlich, den Gegensatz zwischen Träger und Sporidium noch weiter und bis zu seiner Gränze auszubilden. Es löset sich die Matrix, wie in der ersten Epoche, so hier im Träger vollkommen auf, der, mannigfaltig verzweigt und verwebt, die reifen Sporidien gleichfalls abwirft. — Diese vier verschiedenen Bildungsstufen der Uredo werden vom Verfasser in zahlreichen einzelnen Formen nachgewiesen und erläutert.

Die Gattung Uromyces oder Caeomurus (nach Link), eine höhere Entfaltung der in Uredo gegebenen Grundform, „charakterisirt sich durch höhere Ausbildung des Stiels, der sich bey der Reife des Endtheils oder Sporidii, nicht mehr von diesem trennt, sondern innig mit ihm vereiniget bleibt. Dabey erlangt auch der Kopftheil eine höhere Ausbildung; er gestaltet sich nicht mehr kugelförmig oder ellipsoidisch, sondern erweitert sich vielmehr unregelmäßig, und geht oft ins Stumpfeckige über. Die Größe ist bedeutender. Im Innern des Sporidii bildet sich eine zweyte, kleinere Blase, ein Sporidiolum. Diese Gattung von Exanthemen ist vorzüglich den Hülsenfrüchten eigen.“

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 14. Februar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 14.

Inhalt.

Die Exantheme der Pflanzen und einige mit diesen verwandte Krankheiten der Gewächse pathogenetisch und nosographisch dargestellt von Fr. Unger, der Heilkunde Doktor, Stadt- und Landgerichtsphysikus, der königl. bayr. botanischen Gesellschaft zu Regensburg, der großherz. weimar'schen Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena, der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark ordentlichem und correspondirendem Mitgliede. — Mit 7 Kupfertafeln. — Wien. Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold. 1833. 8. 422 Seiten.

(Schluß.)

Wenn das einfache, kuglige Sporidium von Uredo sich verdoppelt, also zwey kugelige Sporidien sich innig an einander binden, und überdieß mit einem deutlichen Stiele versehen, so entsteht die Gattung Puccinia, die zuerst von Persoon aufgestellt worden ist. In der Gattung Phragmidium Link. endlich wird das Sporidium mehrfächrig; in ihr culminirt daher diese ganze Bildungsreihe. Der Verfasser weist nach, daß alle diese verschiedenen Formationen ihrer Entstehung nach von einander unabhängig seyen, wenn schon sie bisweilen in ihrer zeitlichen Entwicklung vereint vorkommen. Die verschiedenen Ansichten mehrerer Schriftsteller, daß diese Gattungen, eine aus der andern, durch Zerfallen früherer Bildungen, oder durch ein parasitisches Hervorwachsen aus der vorhandenen entstünden, oder daß sie als eine Metamorphose von einer in die andere zu betrachten seyen, werden demnach beseitiget.

Ein Gegenstand von allgemeinem wissenschaftlichen Interesse, den der Verfasser bey dieser Gelegenheit zur Sprache bringt, ist die selbstständige, infusorielle Bewegung der Saftbläschen, welche in den Sporidien dieser Afterorganismen enthalten sind. Es ist bekannt, daß in sehr vielen jugendlichen Zuständen der niedrigen Gewächse, vorzüglich als Ausdruck des Wachsthums, eine Bewegung der kleinen, runden Körperchen beobachtet wird, die im Safte enthalten sind, aus Amylum oder Chlorophyll bestehen, und eine ferne Analogie mit den Blutkügelchen darbieten. In den niedrigern Formen der Algen, in den Charen, den Fruchtstielen der Jungermannien, in den Moosen und auch in gewissen Pilzen (Ascophora, Aspergillus, Syzygites u. s. w.) hat man solche Bewegungen bemerkt. Daß sie auch bey diesen rudimentären Pflanzengeschöpfen erscheinen, hat unser Verfasser das Verdienst, zuerst nachzuweisen. „Alle Sporidien sind in ihrer frühesten Jugend durchsichtige, ungefärbte, dünnhäutige Bläschen, deren Inneres ein farbloser, wässeriger Saft erfüllt. Die ersten Regungen des Zellsaftes erscheinen in einzelnen, sparsamen, punctförmigen Bildungen, die in demselben Verhältnisse, als sie häufiger werden, auch an Größe und Umfang zunehmen, bis sie endlich zu kugelrunden Bläschen anwachsen. Schon während des Entstehens läßt sich eine bald zitternde, bald oszillirende, bald vor-, bald rückwärts schreitende und zugleich drehende oder wälzende Bewegung derselben nicht verkennen, die um so deutlicher wird, je mehr sie an Größe zunehmen. Jetzt wird sie auch der am Mikroskope Ungeübte leicht und auffallend erkennen, zugleich wahrnehmen, daß keine

dieser noch so lebhaften Bewegungen regelmäßig sey, oder von einem andern Agens ausgehe, als der jedwedem Bläschen eigenen Lebenskraft." (Seite 269.).

„Es ist ein herrliches Schauspiel, wenn man in der auf Tussilago Petasites häufigen Uredo, bey dreyhundertmaliger Vergrößerung deutlich erkennbare Saftbläschen zu Tausenden durch einander wimmeln sieht. Ich habe einzelne Saftbläschen in ihren mannichfaltigen, keineswegs regelmäßigen Bewegungen durch längere Zeit mit dem Auge verfolgt, sie von den untersten Theilen des Flockengewebes bis in die blasigen Erweiterungen, und von dort wieder zurück und nach allen Seiten wandern sehen. Oft hielten sie mitten im Vorwärtsschreiten inne, und kehrten um, oder fiengen zu schwanken oder zu oscilliren an." (S. 274).

In der zweyten, gleichsam höhern Bildungssphäre der Pflanzen-Exantheme wendet sich der, in der ersten centrale, Bildungstrieb auf die Peripherie, und so entsteht jene Organisation der Pustel, wo sich die Sporidienmasse eine eigene Hülle, ein sogenanntes Peridium bildet. Diese Bildung eines eigenthümlichen Balges und das Zerfallen der eingeschlossenen Masse in Sporidien gehören einem und demselben Processe an, auf den die Natur des Zellgewebes, in dem das Exanthem sich erzeugt, einen formativen Einfluß ausübt, doch nicht in der Art, als wenn dieses Zellgewebe selbst sich zum Peridium umgestaltete.

Die niedrigste Gattung der Exantheme, welche einen Balg besitzet, ist Peridermium Link. Die Zellen des Balges bilden ein sehr unvollkommenes Gewebe, sind wenig ausgebildet, platt gedrückt, und trennen sich nur unregelmäßig von einander. Die Sporidien sind unvollkommen, klein, länglicht, oval, oft eckig oder cylindrisch, selten kuglig. Diese Gattung erzeugt sich nur auf den wenig entwickelten Blättern mancher Coniferen.

Die zweyte Gattung dieser Reihe ist Aecidium Link. Sie befällt ausschließlich krautartige Gewächse. Das Peridium, welches hier wie bey den übrigen Gattungen dieser Reihe den wesentlichen Charakter gewährt, ist eyförmig oder cylindrisch, und besteht aus einer einfachen Lage ziemlich regelmäßiger, etwas breitgedrückter, sehr dickwandiger Zellen.

Noch höher organisirt ist Roestelia Link. Hier ist das Peridium nach oben kegelförmig, so lange es geschlossen ist, und umschließt nach der Oeffnung, welche meistens regelmäßig vom Scheitelpuncte aus, sternförmig geschieht, die Sporidien kelchartig. Es eröffnet sich übrigens in einzelne Fäden, indem sich die einzelnen Zellen an ihren Verbindungsflächen von einander trennen, und wenn diese Fäden an der Spitze vereiniget bleiben, nimmt der Balg ein gitterartiges, außerdem ein pinselartiges Ansehen an. — Cronartium Fries, eine auf Cynanchum beobachtete Exanthemgattung, endigt diesen ganzen Formations-Cyklus. Hier wird der Balg vollkommen röhrig, lang und gewunden, die Keimkörner sind länglicht und schlauchartig.

Der Verfasser geht offenbar von dem richtigen Gesichtspuncte aus, daß diese hier einzeln geschilderten Bildungen einem gleichsam in sich abgeschlossenen Kreise angehören, und macht wiederholt darauf aufmerksam, daß sie den Charakter der Nachbildung an sich tragen, daß man Gewächse auffinden könne, deren Gestalten sie gleichsam wiederzugeben sich bestrebten. Sie kommen also in dieser Beziehung mit den Pilzen und Schwämmen (den Hysterophytis) überein; und der wesentliche Unterschied zwischen diesen letztern und den Exanthemen, als Organismen, läge in den Beziehungen zu der beyderseitigen Unterlage. Auch alle Pilze sind nämlich als Parasiten zu betrachten, und zwar als Parasiten auf einem aufgelösten, seines Lebens beraubten Organismus. Die Exantheme der Pflanzen dagegen, nicht einem Faulungs-, sondern einem Gährungsprocesse entsprungen, sind Parasiten eines Lebendigen. Oder (S. 309): „Pilze sind aufgelöste Pflanzenzellen; Exantheme sind sich neu gestaltende, die normalen überwuchernden Pflanzenzellen, eine zweyte Genesis im Pflanzenleibe, diesen und seine gesunkene Lebenskraft zu beherrschen strebend."

Auch an diesen unvollkommenen Organisationen wird bisweilen eine Abweichung des Bildungsganges beobachtet, sowohl rücksichtlich der Sporidien, als rücksichtlich der Hülle. Diesen Mißbildungen widmet der Verfasser einen eigenen Paragraphen. In einem anderen beleuchtet er die Entwicklungszeit der Pflanzen-Exantheme, und schließt, „daß sie wirkliche Entwicklungskrankheiten zu nennen seyen, und daß sie für den Pflanzenorganismus das darstellen, was die Exantheme der animalischen Welt, „von dem negativesten der Variola angefangen, bis zu dem am meisten animalischen, dem Typhus, für den Thierleib sind."

In Beziehung auf Verlauf und Stadien der Pflanzen-Exantheme unterscheidet der Verfasser eine Periode des Latent-Seyns, wo die Krankheit bloß in der Sphäre der Säfte spielt, eine zweyte, worin sich die elementare Natur der Exantheme zu gestalten beginnt, also ein Zustand, der von Infarction und Gerinnung der Säftemasse zur Anschwellung fortschreitet; endlich eine dritte und höchste Periode, die der Efflorescenz oder Pustelbildung.

Der Ausgang der Exantheme ist im Allgemeinen ein gedoppelter. Entweder erlischt der Krankheitsproceß vor dem normalen Lebensziele des erkrankten Individuums: dann macht dieses seine überwiegende Lebenskraft geltend, indem es die Narben ausheilt, d. h. mit einem Schorfe von trocknem Zellgewebe überzieht, u. dgl.; — oder der Krankheitsproceß geht mit dem schwindenden Leben der Pflanze selbst unter.

Die Einwirkung der Pflanzen-Exantheme auf Leben und Entwicklung der damit behafteten Gewächse ist oft in einer allgemeinen Depotenzirung des individuellen Lebens bemerkbar, so daß das Individuum die ihm noch vorbestimmten Entwicklungsstadien, z. B. Blühen, Fruchtbringen, nicht mehr durchzumachen vermag. Oft schwinden auch die Theile, worauf sich Exantheme entwickelt haben.

Mit wahrem Vergnügen lesen wir im 42. Paragraphen die Ansichten des Verfassers über Epiphytozien der Pflanzen-Exantheme. Durchdrungen von dem wahren Geiste der Naturforschung, von der allgemeinen Analogie, die sich rhythmisch und typisch, d. h. zeitlich und räumlich, wie ein ewig wiederkehrender Puls in der ganzen Natur geltend macht, bemerkt er: „das individuelle Leben spiegelt sich im Leben der Art ab, und so kehren dieselben Verhältnisse im größeren Umfange wieder; die Verhältnisse der Remission und Exacerbation, des Schlafens und Wachens der Einzelnwesen zeigen sich im Verglimmen und Auflodern des fortdauernden Lebensfunkens der Individuen-Gruppen wieder, wodurch ein im steten Wechsel folgendes Verkümmern und Gedeihen der Arten ersichtlich ist. Dasselbe Verhalten in der Krankheitswelt des Menschen gibt Epidemieen, des Thieres Epizootien, und der Pflanze Epiphytozieen, durchaus Zustände von Exacerbation irgend einer Krankheitsspecies, welche nach Individualität des Charakters in längeren oder kürzeren Pausen der entgegengesetzte Zustand der Ruhe folgt." Freylich aber fehlen uns bis jetzt sowohl allgemeine als richtige Beobachtungen über die Jahre, in welchen sich solche Pflanzen-Exantheme besonders häufig darstellten, und über die etwaigen Gelegenheitsursachen. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß man von nun an, nachdem der Gegenstand wissenschaftlich erörtert worden, ihm auch die nöthige Würdigung geben werde.

An solche Fragen schließt sich mit vollem Rechte die wichtige Untersuchung an: ob die Pflanzen-Exantheme ein Ansteckungs-Vermögen, Fortpflanzungkraft besitzen? Directe Versuche des Verfassers, Ansteckung zu bewirken, haben kein Resultat gehabt, und er glaubt sich berechtiget, anzunehmen, daß die Bildung der Pflanzen-Exantheme als von Innen nach Außen geschehend, eine generatio originaria oder aequivoca sey, und daß zwar derselben das Wesen der Contagien zukomme, daß sich jedoch durch gewisse äußere Umstände verhindert, diese niemals zu entwickeln vermögen." (S. 340).

Der letzte Abschnitt ist der Betrachtung anderer Krankheiten, die den Pflanzenkörper befallen, der Vergleichung derselben mit den Pflanzen-Exanthemen und mit gleichnamigen des thierischen Organismus gewidmet, und enthält Vieles, was dem Oekonomen, wie dem Arzte und Botaniker im hohen Grade interessant ist.

Fürs Erste beschreibt der Verfasser unter dem Namen Protomyces (von Wallroth Flora cryptog. germ. II. p. 192. gleichzeitig Physoderma genannt) eine Pilzgattung, welche als das Resultat eines eigenthümlichen Krankheitsprocesses zu betrachten ist, und mit dem Brand im Getraide, wie mit den exanthematischen Krankheiten, große Verwandtschaft zeigt. In den Intercellulargängen sowohl des Rinden- als des Markkörpers, also im Stengel, den Knoten und den Blättern bildet sich aus der degenerirten Saftmasse, in weiter und unregelmäßiger Verbreitung, eine große Masse winziger, ovaler oder rundlicher, stielloser, anfänglich blasser, dann gefärbter Körnchen oder Sporidien, welche niemals aus der Oberfläche des Gewächses hervorbrechen und eine allgemeine Verkümmerung desselben, unter Anwulstung der Knoten und Erscheinung bräunlicher oder schwärzlicher Farbe, veranlassen. Diese Krankheit deutet der Verfasser als denjenigen Proceß, der die beyden ersten Stadien der Pflanzen-Exantheme begründet, ohne daß diese sich weiter zu selbstständigen Formen entwickeln könnten. In dem Intercellularsafte von Pflanzen, welche von dieser Krankheit ergriffen waren, bemerkte der Verfasser oft äußerst lebhaft sich bewegende Molecüle. — Sollte dieser Protomyces nicht als eine eigenthümliche Form des Brandes zu betrachten seyn? Uns wenigstens scheint die Bildung sich nur dadurch zu unterscheiden, daß sie nicht verstäubt.

Der Brand, Brenner, Tod, Ruß, Getreidbrand, Ustilago Link. ist eine den Pflanzen-Exanthemen nahe verwandte, aber, so wie der Protomyces, davon verschiedene Krankheit, die die höhern Organe: Staubbeutel, Blumenblätter und Fruchtknoten befällt. Die Pflanzensubstanz des erkrankten Theils wird aufgelöst und in ein schwärzliches Pulver verwandelt, das nach Form der Kügelchen, woraus es besteht, in besondere Arten selbstständiger, vegetabilischer Wesen zerfällt. Diese häufige Krankheit erscheint namentlich bey den Gräsern in zwey Hauptformen, als Flugbrand, Rußbrand, Nagelbrand (Uredo Carbo de Cand., U. segetum Pers., Caeoma segetum Link.), ein schwarzer, ins Grünliche spielender Staub, der leicht abfärbt und verfliegt, aus sehr kleinen, runden, stiellosen, halb durchscheinenden Kügelchen bestehend; — und als Faulbrand, Kornfäule, Steinbrand (Uredo Caries de Cand., Caeoma sitophilum Link), dessen Staubkörner groß, schwarzbraun, schmierig und stinkend sind. Ersterer befällt sehr viele Grasarten, letzterer nur den Waitzen und Dinkel. Der Verfasser erklärt sich gegen die Entstehung des Brandes durch Ansteckung, da seine Erzeugung stets vom Innern des Samenkorns ausgehe. Eine Ueberfüllung von rohen Pflanzensäften scheine vorzugsweise zu prädisponiren. Eine andere, in mancher Beziehung diametrale Entartung und Pseudomorphose stellt diejenige

Bildung dar, welche die Botaniker Xyloma nennen. Wenn sich in den bisher betrachteten Krankheiten ein Streben nach Auflösung zeigt, so herrscht hier gerade das Gegentheil: Verhärtung. In den einfacheren Xylomen nimmt der Verfasser einen der Induration des thierischen Organs entsprechenden Proceß an. Solche Xylomen, dunkelgefärbte, grumöse Höcker namentlich auf Blättern (Sclerotia) sind, theilweise wenigstens, Entartungen des Blatt-Parenchyms der Blätter, die schon ihrem Lebensende näher sind, und dem Verdichtungsmomente einer Afterorganisation keine hinreichende Lebensfülle mehr entgegen setzen können. In höheren Formen des Xylom's, wo es zur Entwicklung eines Balges aus den verdichteten Säften, und zu mancherley Apparaten von Körnern und Hüllen derselben kommt, vergleicht es der Verfasser dem Carcinoma. Er nimmt vier Hauptformen dieser Bildungsstufe (der Xylomareen) an, welche sich, als selbstständige Pilzgattungen, in folgenden Formen darstellten:

Ectostroma.	Xyloma.	Depacea.	Asteroma.
Leptostroma.	Rhytisma.	Sphaeria.	Dothidea.

Alle diese Gestalten gehen nach dem Verfasser aus einer krankhaften Mischung der Säfte der Blätter und blattartigen Pflanzentheile hervor. Die Zellen der Oberhaut gehen dabey mehr oder weniger in eine Amorphose über. Wie bey den Exanthemen, bilde sich auch hier eine Matrix, als körnige Afterbildung, die zum Theil wieder aufgelöst und als Kern (nucleus) mit seinen Schläuchen und deren Körner-Inhalte regenerirt werde. Der nicht aufgelöste Theil bilde das Unterlager (Stroma); in und aus demselben erzeugen sich oft in mannichfaltigen Verhältnissen feste, grumöse Hüllen (Perithecia), welche die Kerne umschließen, und in mancherley Art wieder durch regelmäßige oder unregelmäßige Oeffnungen entlassen. Im Vergleiche mit den Exanthemen sind diese Bildungen immer chronisch, und sie erscheinen nie in jugendlichen und energischen Pflanzenorganen.

Der Referent gesteht, daß ihm diese ganze Auffassung der Xylomaceae und der sich daran anschließenden sogenannten Kernpilze (Myelomycetes) sehr klar und geistreich erscheine, und daß sie von einem gewissen Standpuncte aus sich sehr wohl rechtfertige. Andererseits aber ist doch in der ungemeinen Regelmäßigkeit, Complication und Architectonik mancher hieher gezogenen Bildungen ein Grad von organischer Selbstständigkeit ersichtlich, der sich mit dem Begriffe eines Krankheitsorganismus nicht recht zu vertragen scheint. Hiezu kommt, daß in der Familie der Lichenen eine große Masse ganz ähnlicher Bildungen auftreten (die sogenannten Trypetheliaceae und Verrucarieae), welche nicht bloß durch Analogie typisch, sondern durch wahre Affinität, d. h. durch Identität einzelner concreter Merkmale, in die Kernpilze eingreifen. Hier aber erscheint das Lager (Stroma, bey den Flechten Thallus genannt) als eine schwerlich der Mutterpflanze oder deren desorganisirten Säften angehörige, sondern als eine eben so selbstständige Bildung als die Perithecia und Nuclei selbst. Wir möchten daher, bis zur Erweisung des ursprünglichen Zusammenhanges der Myelomyceten und der Warzenflechten mit den Pflanzen, worauf sie wachsen, die Reihe der Krankheits-Organismen nicht bis zu ihnen ausdehnen, obgleich wie vollkommen zugestehen, daß die eigentlichen Xylomata hieher gehören.

Klar und aus einer sehr richtigen Naturbetrachtung hervorgegangen ist des Verfassers Deutung von dem sogenannten Mutterkorn, Clavus, Sclerotium Clavus de Cand., Spermoedia Fries. Wie sich nämlich der Brand zu den Exanthemen verhält, so das Mutterkorn zum Xyloma. Die krankhafte Ausbildung des Samenkorns ist vorzugsweise eine Contraction, jedoch mit Ueberwucherung, namentlich des Embryo, welcher in dem Secale cornutum ganz verschwindet, so daß diese Krankheit mit vollem Rechte „ein sich selbst verzehrender Embryo" genannt wird. „Ist der Brand ohne Zweifel eine Auflösung des Samen-Eiweißkörpers zu nennen, wo sich die einzelnen Amylumkörner zur Selbstständigkeit eines eigenen Lebens erheben, so ist mit eben so vielem Rechte das Mutterkorn eine höhere, zugleich aber mit vorwaltender Contraction (dem Wesen des Xyloms) verbundene Befreyung des Keimes von seiner Matrix zu betrachten." (S. 269).

Auch jene sonderbaren bräunlichen Flockenbildungen auf Blättern, die sich durch ihre Trockenheit und Starrheit auszeichnen, die Gruppe der Phyllerìareen nach Fries, oder die Gattung Erineum nach Persoon, betrachtet der Verfasser in einem eigenen Paragraphen. Er hält sie für Haarbildungen, und glaubt, daß sie unabhängig vom Reiz der Blattläuse und ähnlicher Insecten entstehen, indem er solche Mißstaltungen, welche dieser Einwirkung ihr Daseyn verdanken, als Peromata davon unterscheidet. Herr Professor Fée zu Straßburg hat neuerlich in einer besondern Schrift: Mémoire sur le Groupe des Phylleriées et notament sur le Genre Erineum. Strasb. 1834. 8. mit 11 Tafeln, 85 Arten von Erineum aufgeführt, und sucht zu beweisen, daß diese Bildungen immer durch den Reiz von Insectenlarven, namentlich von Aphis, veranlaßt werden. Wir empfehlen den Gegenstand unserm Herrn Verfasser zu nochmaliger genauer Prüfung.

Der Mehlthau, Albigo Ehrh., Mucor Erysiphe L., Alphitomorpha nach Wallroth, ist ebenfalls eine Krankheit der Blätter und anderer blattartiger Theile. Sie schließt sich zunächst den Schimmelbildungen an, und wird nach dem Verfasser ebenfalls als das Product einer Athmungskrankheit betrachtet. Er weist nach, daß auch hier die excernirende Masse sich in den Blättern ansammle, und eine Aufgetriebenheit

veranlasse, bey andauerndem Krankheits-Processe aber hervorbreche, und in zarten, weichen, schimmelartigen Flocken, die, hie und da durchlöcherten, Blätter bedecke. Bey gewissen Formen bleibt die Bildung hier nicht stehen, sondern es kommt zu einer Art von Fructifikation, indem sich ein Balg und innerhalb desselben zarte, wasserhelle Blasen oder Schläuche entwickeln, die Keimkörner einschließen. Diese Afterorganisation unterscheidet sich von den Exanthemen, die der Verfasser ausschließlich so nennt, insbesondere dadurch, daß sie nicht aus den Poren hervorkommt, sondern ohne Unterschied verschiedene Theile der Blätter befällt.

Der Rußthau, Fumago vagans Pers., Cladosporium Fumago Link. ist ebenfalls eine Bildung äußerst zarter, mikroskopischer, zu einem unordentlichen braunen oder schwärzlichen Gewebe verfilzter Fäden. Sie kommt in Gebirgsländern vorzüglich häufig vor. Auch bey ihr scheint das Athmen gestört, und zwar in der Art, daß die Epidermis der Oberseite der Blätter (denn hier nur entwickelt sie sich) zu eigenartigen Secretionen bestimmt wird. Diese bilden eine ursprünglich flüssige, dann schleimige Materie, woraus allmählig jene zarten Fäden anschießen.

In den letzten Paragraphen vergleicht der Verfasser die Pflanzen-Exantheme mit den gleichnamigen Krankheiten des Thierleibes. Schon dieser Gegenstand allein giebt seinen Untersuchungen ein so allgemeines Interesse, daß wir jeden denkenden Arzt einladen müssen, sie, sein Buch in der Hand, selbst noch einmal durchzudenken. Wie die thierischen Exantheme sind auch die pflanzlichen in ihrer vollen Entwicklung an die Peripherie, an das Hautsystem, gebunden. Der Proceß, aus welchem die Exantheme des Thierleibes hervorgehen, ist Entzündung. Daß ein ganz analoger Proceß bey den Pflanzen-Exanthemen statt finde, sucht der Verfasser durch sehr gelungene Vergleiche zu beweisen. Er hebt die Vorgänge aus, welche nach Baumgärtners Untersuchungen (Betrachtungen über die Nerven und das Blut. 1830.) die Entzündung begründen: Congestion des Blutes gegen den entzündeten Theil hin, Stockung des Blutlaufes daselbst, Anpfropfung der Gefäße mit Blutkügelchen, Verschmelzung derselben zu einer gleichförmigen Masse, die das Gefäß ganz ausfüllt, endlich Röthung und Anschwellung der dem Gefäß benachbarten Theile: — alle diese Vorgänge wiederholen sich im Andrange des Intercellularsaftes, in der Erweiterung der Intercellulargänge, in der Verdickung und chemischen Veränderung der in die Athemhöhlen ergossenen Flüssigkeiten, in der Entfärbung der Zellsaftbläschen des benachbarten Zellgewebes. Der Verfasser vergleicht diese Pflanzen-Exantheme den Producten nicht einer wahren, sondern einer serösen Entzündung, bey welcher der krankhaft gesteigerte Andrang des Blutserums die Anhäufung der Blutkügelchen überwiegt. Allerdings findet schon deßhalb größere Analogie mit der serösen Entzündung statt, weil im Pflanzenleibe keine den Blutkügelchen vollkommen analogen Theile vorhanden sind. Der Verfasser möchte, den Begriff von Entzündung auf beyde organische Reiche, die Thiere und Pflanzen, ausdehnend, deßhalb (und weil überdieß der Factor des Nervensystems, welcher sich in seiner Theilnahme am Entzündungsprocesse durch erhöhte Wärme und Empfindlichkeit beurkundet, hier ausgeschlossen ist,) die seröse Entzündung eine vegetative, die wahre hingegen eine animalische nennen. „Die seröse Entzündung hat das Eigenthümliche, daß sie in höherem Grade mit Ausschwitzung einer coagulablen Lymphe endet; die wahre Entzündung, so ferne sie fortschreitet, geht unter eigenartigen Umständen entweder in Verhärtung über, oder es bildet sich jener Zustand aus, den wir Vereiterung nennen." Die Bildung und Abstoßung jener kugeligen oder elliptischen Bläschen, der Sporidien, ist nun dem Verfasser vegetabilische Vereiterung. So wie Gruithuisen die Eiterkügelchen, gleich den Saamenthierchen belebt, Eiter-Infusorien nennt, sind dem Verfasser die Sporidien vegetabilische, in dem Krankheitsprocesse geweckte, Infusorien. Zeigen sie ja auch die infusorielle Bewegung. Auch die Structur der Pustel bey thierischen und pflanzlichen Exanthemen zeigt die größte Analogie.

Krankheit ist dem Verfasser überhaupt eine ursprünglich vegetative Lebensform, und da nun in den Exanthemen dieser vegetative Charakter mit der Neigung zu einer selbstständigen Darstellung so ganz entschieden austritt, so bleibt er sich consequent, wenn er die Exantheme die Urform der Krankheit nennt. Das Pflanzen-Exanthem ist demnach eben sowohl eine in der pflanzlichen Sphäre allgemein herrschende und sich verbreitende, als eine hoch ausgebildete Krankheit, und so wie es, seiner Natur nach, Athmungs-Krankheit ist, deutet seine typische Analogie mit den Exanthemen des thierischen Leibes an, daß auch diese, ihrem Wesen nach, in einer Alienation der Athmungs (Exhalations-) Funktion begründet seyen.

Dieß ist der Inhalt einer Schrift, deren Lectüre wir dem Arzte, wie dem Naturforscher, allen Ernstes empfehlen zu müssen glauben.

Der Referent kann dem Verfasser seine subjectiven Ansichten über die Deutung der hier dargestellten Erscheinungen eben so leicht unterordnen, als er den concreten Factis das unbedingteste Vertrauen widmet; denn man merkt es auf jeder Seite, daß hier ein geistreicher Mann und ein höchst genauer Beobachter spricht. Ueberall leuchtet das Bestreben des Verfassers hervor, Einheit in das Manchfaltige der Erscheinung zu bringen, und dieß ist um so löblicher, als er sich auf diesem ganzen Gebiete von Vorarbeiten verlassen sah, und in selbstgeschaffener Bahn sich bewegen mußte. Wir zweifeln nicht, daß es Aerzte geben werde, welche an dem

Versuche, die Begriffe der Thier-Pathologie und Nosologie in die Pflanzenwelt einzuführen, ein Aergerniß nehmen. Wenn aber diese einmal in ihren Ansichten sich des ganzen Kreises sogenannter vegetativer Erscheinungen im Thier-Organismus entschlagen können, wenn sie diese unter dem Einflusse einer höhern Psyche vor sich gehenden Processe anders als unter dem Bilde des Pflanzen-Wachsthums aufzufassen und zu deuten vermögen: dann etwa mögen sie mit mehr Recht eine Betrachtungsweise tadeln, welche das große Verdienst hat, ein Räthsel des Daseyns wenn auch nicht zu lösen, doch unter einem klaren Begriffe zu subsumiren.

Die Sprache dieses trefflichen Buches ist im Ganzen klar und rein; die Zeichnungen sind, wie bereits erwähnt, vorzüglich, und der Verleger hat es an würdiger Ausstattung nicht fehlen lassen.

Dr. von Martius.

Moderne Kunstchronik. Briefe zweyer Freunde in Rom und der Tartarei über das moderne Kunstleben und Treiben; oder die Rumfordische Suppe, gekocht und geschrieben von J. A. Koch in Rom. Carlsruhe, Druck und Verlag von J. Velten. 1834.

Dieses höchst wunderliche Büchlein wird wenige Leser finden, und dennoch verdient es viele und vielerley Leser, und ist allen gebildeten Dilettanten, allen wissenschaftlichen Pedanten, allen ästhetischen Illuminanten, allen künstlerischen Illuminaten, u. s. w. anzurathen. Es wird aber — wir bemerkt — wenige Leser finden, denn erstens hat die Verlagshandlung getreulich und mit großer Aufmerksamkeit ein Alphabeth ausgesucht und gefunden, welches auch dem schärfsten Auge eine Entzündung herbeyführt, und eine Augenentzündung ist eben auch nicht die Sache von Vielen; und zweytens hat der Verfasser die vortrefflichsten Gedanken und Ansichten in solche baroke, scurrile und seltsame andere Gedanken, Worte und Wortfügungen gehüllt, daß wiederum nicht Viele die Weile haben, den Kern zu suchen, oder die Lust, possierliche Sprünge und Grimassen, welche einem ernsthaften Vortrage gewidmet seyn sollen, anzuschauen, um daraus irgend eine Moral zu entziffern.

Die „erbauliche Einleitung" erzählt uns, daß im Jahre 1798 zwey Künstler, als Freunde in Rom gelebt hätten, von welchen der eine ein Engländer aus Manchester, seinem Geburtsorte deßwegen den Rücken gewandt habe, weil ihm die heillose Manie, alles, auch die Gewerbsindustrie mit dem sogenannten antiken Salze zu würzen und in klassische Formen zu bringen, unerträglich geworden sey. Er sey deswegen nach Rom geflohen, aber aus dem Regen unter die Traufe gekommen, denn auch hier hätte er gesehen, wie eine moderne Kunstaufklärung nur Unbedeutsames hervorbringe. „Ueberdrüßig des modischen Geklimpers von schöner Kunst, Schönheit, Vollkommenheit, tiefem Blick, ästhetischen Hinsichten u. s. w. todtem, verdorbenem, verfaultem, in modernem Todesjammer akkomodirtem, kastrirtem, Abscheu erregendem, pathetischem, vornehm gewordenem, zu nichts taugendem Plunder habe er von Neuem die Flucht ergriffen, und sich in der Tartarey niedergelassen. Der andere Freund blieb in Rom und wurde „ein zu Rost gewordener Römer" und auf diese Art entstand zwischen den beyden eine Correspondenz, welche den Inhalt des Buches ausmacht. Die Briefe des tartarischen Freundes sind aus Tobolsk, aus Irkutz und aus Lassa in Tibeth mit den Jahreszahlen 1798 bis 1810 datirt; die des verrosteten Römers aus Rom mit den Jahreszahlen 1800 bis 1820, und geschrieben ist das Werklein „zur Warnung für Künstler, welche sich über gemeines Handwerk, den Bettelstab der Kunst, oder über den Schofel, über die Lakaienschaft, niederträchtige Schmarotzerey und Kopfnicker erheben möchten, anstatt das süßliche, zärtliche, zartäugelnde, gemüthlich ästhetische Gewimmer aus dem tiefsten Herzenskämmerchen der modernen Welt hervorzukitzeln, oder krampfhafte, von der untersten Zehe gewaltsam heraufgehaspelte, und von der obersten Höhe herunter geschmetterte, hochschwülstige Trompetenstöße oder ästhetische Rülpse, zur Beförderung eleganter, literarisch- und kunstgebildeter Geselligkeit, harmonisch zu kratzen und in das moderne Leben zu lispeln."

Der Kern des Werkes ist der Satz, daß der Grund und die Wurzel aller schönen Künste die Wahrheit sey, und daß das Streben nach sogenannten Idealen, es mögen nun diese Ideale aus der antiken oder christlich-raphaelischen Zeit hergeleitet werden, die Leute auf die unsinnigsten Albernheiten führe, und Künstler und Kunstkenner (sogenannte) erzeuge, welche im eitlen Lug und Trug sich und die Welt belögen, und ganz andern Zwecken als dem reinen Genuß der Kunst huldigten, als da seyen: Eitelkeit, Geldsucht und was dergleichen mehr. Auf diese Grundthesis hin ist gleich im ersten Briefe ein Architekt, Barbari, in Rom lächerlich gemacht, welcher zur Zeit der französischen Invasion in einem Pferdetrog sich die Taufe öffentlich abwaschen wollte, um ein Brutus und Cassius zu werden, und später im Narrenhause gestorben seyn solle. Von Fernow heißt es: „er hielt Vorlesungen über Aesthetik. Freund, du kennst mich und weißt, welcher Liebhaber dieser neblichten Wissenschaft ich bin, nun trug dieser moderne republikanische Pedant in dem also betitelten republikanischen Klub

oder öffentlichen Volksgesellschaft, in seinen Vorlesungen im Pallaste Alttemps die revolutionären Ideen dem Publikum nach kantischer Art zu philosophiren vor." (Dieß klingt freylich anders, als der Artikel im Conversations-Lexicon, der also beginnt: „Fernow, einer der gründlichsten und geschmackvollsten Kunstkenner und Kritiker der Deutschen"). — Im zweyten Briefe schildert der römische Freund mit einem übersprudelnden Humor den „Lord Plumpsack, klein von Statur, knabenhaft, ründlich, ähnlich dem Heliogabalus, obwohl er schon 80 Jahre auf dem Rücken hat. Des Geschmackes Meister liebt er nicht die erdaufwühlenden Antiquare; neue Künstler will er leben lassen, und kehrt selbst dem Michael Angelo und dem Raphael den Rücken, die, nach seiner Meinung, dumme beschränkte Esel wären; Letzteren nennt er nur Mademoiselle Raphael, und ließ seine und des Perugino Bildniß zum Scherz malen und an den Abtritt nageln, dafür aber das des Salvator Rose über seinem Bette paradiren; sein eigenes Ich ließ er durch den sehr berühmten Thiermaler Peter abcontrefeien, wohl ahnend, daß er mehr einer Bestie als einem Menschen gleiche." Streckfuß und Spitznäschen, zwey Künstler, benützen vorzüglich den Reichthum des Lordes, und von Spitznäschen wird erzählt, daß er seine Bilder mit Zwiebelsaft und frischem Enzianwurz gefirnißt habe, um aus den Augen der Zuschauer Thränen hervorzulocken. Als Lord Pumpsack in Neapel war „machte er mit dem von der geistreichsten Feder gerühmten Philipp Hackert ein tüchtiges Geschäft. Dieser mehr berühmte als tüchtige P. Hackert stand mit dem Könige von Neapel im besten Vernehmen. Seine Tafel war fürstlich, und man servirte mit Gold und Silber; neben waren Nachtstücke nach Guckkastenart mit ausgeschnittenem Mond und dahinter gestelltem Lichte zu sehen, die einen trefflichen Augenschmaus für die elegante Welt gaben. Lord Plumpsack, der eines Tages zu diesem so berühmten Hackert eingeladen war, aß und trank noch viel mehr als gewöhnlich, so daß er sich endlich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Diesen Augenblick benützend, führte ihn der Berühmte in sein Kabinet, allwo Alles voll Bilder hing und stand. Lord Plumpsack, von Wein und Kunstschätzen begeistert, rief taumelnd: „diesen ganzen Schatz muß ich besitzen." Sogleich war Dinte und Feder bey der Hand; man unterzeichnete, und als Lord Plumpsack nüchtern war, hatte Hackert das Geld schon im Hause. So schofel war dieser vornehme und berühmte Maler; gleich einem elenden Krämer verkaufte er seine Bilder nach Zoll und Schuhen. Die größte Ursache seines Rufes aber war die berühmteste Feder unserer Zeit (Göthe), in andern Dingen eine gute Feder, hier aber nur eine berühmte Feder; diese Feder beschrieb das Leben des berühmten Hackert, wer also mehr von ihm zu wissen verlangt, der lese sein Leben, geschrieben von der berühmten Feder. Er malte schlechte aber doch berühmte Bilder, so besitzt der Verfasser jener Biographie eine sehr berühmte Copie, noch famoser als die Aldobrandinische Hochzeit, welche selbige Copie darstellt." Ueber Göthe ist nebst diesem hier Mitgetheilten noch manches Erbauliche zu lesen, besonders, wie er mit Entzücken ein Schreiben an den berühmten Pausenmacher Heinrich Zeh, der hohle Zahn genannt, habe ergehen lassen. Eine Apostrophe an diesen Pauseprofessor Zahn, den Zahn aller Zähne, der immer schmunzelnd und lächelnd guter Dinge ist, und die Erzählung, wie dieser Zahn mit einem Häuserfabrikanten, Architekt genannt, zusammenkommt, und jeder gegen den andern mit seinen Empfehlungen von Göthe ausfällt, wie zwey Fechtmeister mit ihren Rappieren — sind höchst ergötzlich.

Das Kapitel über Kunstschreiberey, genannt Kunstliteratur, fängt also an: „O Nebel und Wind, steh mir bey in Betrachtung dieses geglätteten Halscravatten-, Sackpfeifen-, Posaunen- und Trompeten-Kapitels." Es ist wohl nicht erlaubt, in diesen Auszügen fortzufahren, um so weniger, als wir bereits oben den Kern des Buches angegeben haben; jeder wird auch ohnehin wissen, daß unsere Zeit viel Materiale zu dieser Aufgabe zu liefern im Stande ist. Nur eine Stelle wollen wir zur Ergötzlichkeit des Lesers noch anführen: „Es gibt eine Legion Künstler, welche bloß Handpraktiker sind. Ihre Anzahl ist unzählbar und bildet eine eigene Bevölkerung ohne Heimath, sogar bey dem Geschlechts; meistens schänden sie die Kunst, indem sich dabey so viele Fächlein und Geschicklichkeiten, in der modernen Welt etwas zu bedeuten, vorfinden, wozu man selbst die Hunde abrichten könnte; daher kommt es, daß der eine geschickt und praktisch die Hunde, ein anderer die Katzen, ein dritter Madonnachen im neuesten Geschmacke malt, (als Himmelsgräfin statt als Himmelskönigin, als Himmelskammerjungfer statt als Mutter Gottes erscheint in neuerer Zeit diese Gestalt, halb in gothischer, halb in Pariser Modekleidung, lieblich schmunzelnd) der malt die ehrlichen Leute, ein anderer die Spitzbuben, und so gibt es Pferde-, Kühe-, Ochsen- und Vergißmeinnicht-Maler; andere malen nichts als Grasen, noch andere Läuseknickende Bettler und Diebe in der klassischen Livrey der Räuber, Barbierstuben u. dgl. Wird ein solcher Tausendkünstler berühmt, so bekommt er den Namen Raphael, als da sind: Hunde-, Katzen- und Schweine-Raphael. Der römische Haarkräusler Rodomande sagte: nur ich und Canova verstehen es, die Köpfe der Damen zu frisiren, und ich, spricht Plein du Sentement, ein elender Aquarellwichser, den Schweine, Ziegen und andere nicht selten sehr unehrbare Handelschaft mit der vornehmen Welt in Credit brachte: ich kann nur mit Napoleon und Catalani verglichen werden."

Leichtfaßlicher Unterricht in der Pflanzenkunde für den Bürger und Landmann und zum Gebrauche in Gewerbschulen. Herausgegeben von Dr. J. G. Zuccarini, Professor der Botanik an der königlichen Universität in München. Pr. 1 fl. München, 1834. Im königl. Central-Schulbücher-Verlage. 506 Seiten in 8.

Obschon wir gerade nicht über Mangel an Lehrbüchern der Botanik zu klagen haben, so fehlte uns doch in neueren Zeiten eine zweckmäßige Bearbeitung dieses theils der Naturkunde zum Gebrauche für Gewerbschulen, so wie für den gebildeten Bürger und Landmann überhaupt. Ein Lehrbuch dieser Art hat zwey große Schwierigkeiten zu bekämpfen; es darf sich nämlich erstens von der Menge des Stoffes nicht zu einer übermäßigen Ausdehnung hinreißen lassen, wodurch es seines hohen Preises wegen zu keinem Schul- und Volksbuche geeignet wäre, während es doch zu gleicher Zeit alles Wissenswürdige aufnehmen soll; und dann zweytens, muß es seinen Gegenstand in einer ernsten, gründlichen Weise behandeln, ohne doch in die für eine höhere gelehrte Bildung nöthige Methodik sich zu verirren. Es meinen zwar Manche, daß ein erster Unterricht in der Naturkunde nur dadurch populär werde, daß man die systematische Behandlung, deren Auffassung immer mit Anstrengung und Mühe verbunden ist, bey Seiten lasse, oder doch wenigstens in den fernsten Hintergrund stelle; allein dieß Verfahren ist ein ganz verfehltes und zweckloses. Wer in der Naturkunde sich unterrichten will, muß vor allem die Gegenstände, welche sie behandelt, kennen und unterscheiden lernen, und um zu dieser Kenntniß zu gelangen, bleibt dem Schüler gar kein anderer Weg übrig, als daß er sich mit der Kunstsprache und der schematischen Eintheilung bekannt macht. Dieß hat freilich anfangs seine Schwierigkeiten; wer sie aber überwunden hat, ist dann auch einer gründlichen, gewißen Kenntniß der Naturgegenstände sicher, und indem er die ähnlichen nicht bloß nach dem unbestimmten allgemeineren Eindruck, den sie in seinem Vorstellungs-Vermögen zurückgelassen haben, zu unterscheiden weiß, sondern indem er die Differenzen durch das Wort bestimmt angeben kann, wird er allein vor Irrthum bewahrt. Freilich darf dieser Unterricht nicht als ein historischer behandelt werden; der Lehrer soll durchaus alle Hauptformen, sey es im Originale oder in Ermangelung desselben in Abbildungen, den Schülern zur unmittelbaren Betrachtung vorlegen, denn die sinnliche Erfassung muß in allen Zweigen der Naturkunde einer weitern geistigen Verarbeitung des Stoffes vorangehen. Wird der naturhistorische Unterricht aber in dieser Weise behandelt, so ist er auch ein fruchtbringender und bildender, denn nur ein mit Anstrengung errungenes Gut weckt und übt die Kräfte.

Das vorliegende Lehrbuch entspricht vollkommen dem Zwecke, für den es bestimmt ist, indem es bei einer durchaus praktischen Tendenz doch allenthalben mit der nothwendigen Gründlichkeit zu Werke geht, und eben deshalb dem Schüler einige Anstrengung von seiner Seite keineswegs abnehmen will oder kann. Es zerfällt in einen allgemeinen Theil, der von S. 1 — 169 reicht, und einen angewandten, der S. 170 — 474 umfaßt; den Schluß macht ein lateinisches und deutsches Namensverzeichniß der beschriebenen Pflanzen.

Der allgemeine Theil beginnt mit der Erläuterung des Begriffs der Pflanze, ihren Beziehungen zum Erdkörper, zur Thierwelt und zum Menschen, so wie der allgemeinen und speziellen Bedingungen, die zum Leben und Gedeihen der Gewächse nothwendig sind. Dann folgt die Beschreibung des innern und äußeren Baues der Pflanzen, mit Aufzählung und Erklärung der wichtigsten Verschiedenheiten, welche in beiderley Hinsicht wahrgenommen werden. Diese Abtheilung, offenbar die schwierigste Parthie für die Bearbeitung ist trefflich gelungen, denn nicht nur sind mit großer Umsicht bloß die hauptsächlichsten Formen des Pflanzenorganismus zur Betrachtung vorgeführt, und mit scharfen Merkmalen kurz und klar charakterisirt, sondern der Verfasser hat es auch verstanden, die so oft als trocken verschriene und deßhalb gefürchtete Terminologie durch eine genetische und organisch gegliederte Darstellung lebendig und daher interessant zu machen. Wenn der Schüler nur einigermassen mit Anschauungsmitteln, die man allenthalben leicht haben kann, unterstützt wird, so wird er mit Hülfe dieses Lehrbuchs bald die Hauptformen des Pflanzenbaues und ihre Benennungen sich eingeprägt haben. Nach diesem Abschnitt behandelt der Verfasser die Mißwüchse und Krankheiten der Pflanzen, dann die näheren (chemischen) Bestandtheile derselben, ferner die künstliche Vermehrung und Veredlung der Gewächse, und am Ende des ersten Theils folgt eine kurze Uebersicht der wichtigsten Pflanzensysteme.

(Schluß folgt.)

Nr. VII. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 19. Februar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 15.

Inhalt.

Astronomische Beobachtungen angestellt auf der k. Sternwarte zu Bogenhausen von dem ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften J. Soldner, königl. b. Steuerrath und Astronom. 1. Theil. Beobachtungen mit dem Meridian-Kreise während der Jahre 1820 und 1821. München. 4. 169 Seiten

Seit der Publikation oben angezeigten Werkes durch die Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften, Band VIII, sind bereits mehr als 11 Jahre verflossen, ohne daß bis jetzt eine ausführliche und vollständige Würdigung dieser Arbeit in irgend einem Literaturblatt erschienen wäre. Da nun Nr. 8. der bayrischen Annalen von 1835 die Nachricht gibt, daß sofort mit dem Drucke der Fortsetzung der vollständigen Beobachtungsreihe begonnen sey, halte ich es gegenwärtig für angemessen, oben angezeigte Versäumniß im Gebiete der Literatur nachzuholen.

Aus doppeltem Grunde ist das Erscheinen der vollständigen Beobachtungsreihe erfreulich; einmal weil jede wissenschaftliche Thätigkeit nur dann den Nutzen schafft, welchen sie ihrer Natur nach schaffen kann, wenn sie zur Publizität gelangt; dann aber hauptsächlich deshalb, weil zu erwarten steht, daß eine Uebersicht alles dessen, was Soldner als Astronom und Vorstand einer königl. Sternwarte geleistet hat, dazu beytragen kann, ein günstigeres Urtheil über seinen wissenschaftlichen Eifer zu begründen, als aus den vorliegenden Jahrgängen 1820 und 1821 hervorgehen wird.

Ich würde unter keiner Bedingung die Recension einer Arbeit übernehmen, deren Autor bereits gestorben ist, wenn ich nicht durch vorliegende Facta die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß Soldner Freunde und Schüler hinterlassen hat, die recht gut seine Interessen und Maximen zu vertheidigen wissen und es auch in dem Falle thun werden, wo ihnen scheinen mag, daß den Verdiensten Soldners zu nahe getreten sey. Uebrigens gebe ich vornherein die Versicherung, daß sich mein Urtheil ohne alle Persönlichkeit nur auf Thatsachen erstreckt, weil ich dies im Interesse der Wissenschaft jetzt für zeitgemäß erachte; ich erwarte dafür aber auch nur solche Entgegnung.

Durchgehen wir vorerst den Inhalt der Einleitung vorliegender Arbeit, weil diese uns die Motive kennen lehren muß, aus welchen die Beobachtungen hervorgegangen sind.

Es befremdet uns, gleich anfangs zu lesen, daß Soldner neben dem Meridiankreise noch mit dem Passageninstrument beobachtet hat. Denn der Reichenbach'sche Meridiankreis ist ja gerade seiner Idee nach ein sehr vollkommenes Passageninstrument mit Höhenkreis. Er macht jedes andere Passageninstrument nebenbey, seiner Lichtstärke wegen, entbehrlich. Wie mir scheint, geht der Grund hievon aus der nachfolgenden Bemerkung hervor, welche sagt, daß auf die Berichtigung des Instrumentes alle nur mögliche Sorgfalt verwandt wurde.

Wenn Soldner die Absicht gehabt hätte, die Correctionen des Instrumentes, — d. i. die Abweichungen seiner Angaben von der mathematischen Idee — rechnend anzubringen, wie dieß bereits von den ersten Astronomen geschah und allenthalben nachgeahmt wurde, so müßte ihm wenig daran gelegen gewesen seyn, ob die anzubringenden Verbesserungszahlen etwas größer oder etwas kleiner sind; aber eben diese Bemerkung über

sorgfältige Berichtigung, die Consequenz, mit welcher jede erkannte Abweichung am Instrumente im Verlaufe der Beobachtungen auch gleich mechanisch gehoben wurde, die zufolge einer Prüfung *) als richtig angenommene Gestalt der Zapfen, der Umstand, daß mit mehrern Instrumenten zugleich beobachtet wurde, endlich die später folgende Bemerkung, daß die Biegung der optischen Axe mechanisch weggeschafft werden solle, — setzen es außer allen Zweifel, daß Soldner die Absicht gehabt habe, mit streng berichtigtem Instrumente unmittelbar streng richtige Beobachtungen zu liefern. **)

Wir müssen also jetzt untersuchen, ob diese Methode größere — oder wenigstens gleiche Genauigkeit mit der allenthalben eingeführten Verbesserung durch Correctionszahlen hat; denn nur in diesem Falle wäre sie selbst zu rechtfertigen, wie auch nur dann erklärlich würde, weßhalb Soldner die vorliegenden 2 Jahre fast ausschließlich auf Wiederholung von Fundamentalbestimmungen verwandte.

Bevor wir auf diese Untersuchung eingehen, glauben wir, um Mißverständnissen vorzubeugen, einige allgemeine Bemerkungen voranschicken zu müssen. Sollen zweyerley Bestimmungen, deren zufälligen wahrscheinlichen Fehler man kennt, zu einem gemeinsamen sicherern Resultate vereiniget werden, so muß man in beyden die konstanten Fehler als = 0 voraussetzen. Denn sonst könnten beyde Resultate bey kleinen wahrscheinlichen Fehlern weit von einander verschieden seyn.

Diese konstanten Fehler entstehen aber aus unrichtiger Annahme des Werthes einer bey jeder Beobachtung wiederkehrenden Funktion. Sie haben daher ihren Grund entweder in dem zur Beobachtung benützten Instrumente selbst, wenn dieses z. B. nicht diejenige Curve am Himmel beschreibt, welche der Beobachter voraussetzt, oder wenn die Theilung der Kreise nicht, wie man annimmt, in allen Punkten des Umfanges gleichen Angulärwerth hat, u. s. f.; oder es liegt der Grund konstanter Abweichungen in der Natur der beobachteten Erscheinung selbst, und bildet dann direct den Gegenstand der Forschung — Refraction — Aberration, u. s. f.

Wie unerläßlich und wesentlich daher die Kenntniß dieser Abweichungen des Instrumentes von seiner mathematischen Idee sey, wird Jedermann leicht begreifen, weil ihre Vernachläßigung Fehler von derselben Größe herbeyführt, die nicht im Mittel aus vielen Beobachtungen verschwinden, sondern dann erst recht bestimmt hervortreten.

Nun besteht aber die Soldner'sche Behandlungsmethode des Instrumentes darin, diese konstanten Abweichungen mechanisch sehr klein zu machen, und dann, weil sie klein sind, sie zu vernachläßigen. Wir würden im Ganzen nichts dagegen einwenden, wenn Soldner zugleich die Ueberzeugung gegeben hätte, daß die von ihm vernachläßigten Größen auch wirklich so klein sind, daß sie selbst für zahlreich wiederholte Bestimmungen unter der Gränze der Erkenntniß durch Beobachtung lägen; allein im Gegentheil wissen wir aus vieljähriger Beschäftigung im Gebiete der genauen Mechanik, daß es unmöglich ist *), irgend eine Gestalt, oder irgend eine Dimension, mit solcher Genauigkeit mechanisch herzustellen, daß man nicht noch im Stande wäre, durch Beobachtungen Fehler daran zu entdecken.

Da sonach Beobachtung genauer ist als Ausführung, weil letztere auf einer einmaligen Operation beruht, die Beobachtung aber beliebig oft wiederholt werden kann, so ist unumstößlich bewiesen, daß die Soldner'sche Methode selbst mit der größten Consequenz durchgeführt, zu weniger genauen Resultaten führen muß, als die Methode, die Abweichungen des Instrumentes aus vielfältigen Beobachtungen zu bestimmen und als numerische Correctionen zu berücksichtigen.

Leider hat sich Soldner in dem vorliegenden Bande von Beobachtungen nicht nur diesen Vorwurf zu Schulden kommen lassen, eine weniger genaue Methode befolgt zu haben, als damals schon bekannt und eingeführt war, — ein Vorwurf, der allerdings an sich schon gravirend genug wäre, wenn man beachtet, daß möglichste Genauigkeit in den Bestimmungen Hauptzweck der astronomischen Forschung ist, und daß Soldner in dem angeführten Buche nur Bestimmungen wiederholte, die bereits nach der genaueren Methode aus weit zahlreicheren Beobachtungen mit ganz ähnlichem Instrumente gemacht waren, — sondern er hat auch seine Methode weder consequent, noch vollständig, noch auch fleißig durchgeführt.

Auch diese Behauptungen zu begründen, liefert vorliegendes Werk die Thatsachen. Denn Soldner sucht eigentlich blos Azimut und Collimation mechanisch wegzuschaffen, während er doch die Neigung durch das Niveau bestimmt. Hätte er seiner Methode consequent bleiben wollen, so würde er das Niveau nur dazu haben anwenden müssen, den Fehler in der Neigung der Drehungsaxe zu corrigiren. Aber sehr oft ist statt dessen in den Beobachtungen die Größe der Neigung angegeben, ohne daß

*) Die freylich das Gegentheil ergab.

**) Man könnte glauben, die beygesetzten Uhrcorrectionen seyen im Widerspruche damit; aber gerade die beständigen Aenderungen, welche Soldner am Gange der Uhr vornahm, liefern einen neuen Beleg dafür, und wir finden sicherlich nur deßhalb diese Correction, weil es seinen Bemühungen nicht gelungen ist, die Abweichungen mechanisch ganz zu vernichten.

*) wie auch Soldner in seiner Einleitung selbst zugesteht.

beygefügt wäre, ob sie corrigirt sey, oder nicht, wie z. B. am 26. März 1820, am 2. Februar, 20. November, 26. November 1821. u. s. f.

Andere Male dagegen hat er solche kleine Neigungen corrigirt. Beyspiele liefern der 10. May, 10. Dezember, 24. Dezember 1820, 15. März 1821, 11. April 1821. u. s. f.

Es hat ferner Fraunhofer's Untersuchung der Gestalt der Zapfen des Meridiankreises, wie Soldner berichtet, gezeigt, daß die Oberflächen längs den Axen von wellenförmigen Linien, statt von geraden begränzt sind. Ist dieses der Fall, so wird doch kein Mathematiker behaupten wollen, daß auf die Axe rechtwinklichte Durchschnitte dieser Zapfen Kreise seyen! Nimmt man mit Soldner an, daß die Zapfen wellenförmig gewundene Cylinder seyen, so werden durch Drehung des Instrumentes um seine Axe die Berührungs-Punkte Ellipsen (oder nur sehr wenig von diesen abweichende Curven) bilden, und es fragt sich um die wechselseitige Lage ihrer Axen, um daraus die Curve zu finden, welche die optische Linie des Fernrohres am Himmel beschreibt; mag diese Correction auch immerhin klein seyn, so glaube ich doch nicht, daß man sich durch Vernachläßigung derselben mehr der Wahrheit nähert, als wenn man sie berücksichtiget. Wie aber Soldner glauben konnte, daß er diesen Fehler eliminirt, wenn er das Niveau nicht direkt über den Lagerpunkten aussetzt, sondern an einer andern Stelle, wo die Zapfen gleich dick und rund sind, das ist mir völlig unbegreiflich. Diese Thatsachen werden also wenigstens meinen Vorwurf der Inconsequenz rechtfertigen.

Aber unvollständig habe ich Soldners Behandlung des Instrumentes genannt, weil er 1. die Theilungs-Fehler des Meridiankreises ganz unberücksichtigt gelassen hat.

Man wird vielleicht einwenden wollen: dieser Kreis sey aus der Reichenbachschen Werkstätte und daher kein erheblicher Fehler zu befürchten. Ich erwiedere darauf, daß der Meridiankreis der Bogenhauser Sternwarte auf derselben Theilmaschine getheilt ist, auf welcher der Königsberger Meridiankreis getheilt wurde, der Königsberger Kreis aber, wie Beßel gezeigt hat, konstante Fehler hat, die bis auf ± 1″ im Maximo gehen.

Wer nun weiß, daß die Kreise stets eine ungemein genaue Kopie der auf der Theilmaschine befindlichen ursprünglichen Muttertheilung sind, wird zugeben, daß der Bogenhauser Kreis eben solche Fehler haben muß. Diese Fehler, welche allerdings noch in der Muttertheilung der Reichenbach'schen Maschine liegen, gereichen dem Künstler Reichenbach keineswegs zum Vorwurfe, denn er hat dadurch gegen die frühern Theilungen schon ein Unglaubliches geleistet, und es würde nicht schwer halten, durch Hülfe dieser Theilung bald auf der Theilmaschine eine neue Theilung zu entwerfen, welche ganz frey wäre von solchen kleinen konstanten Fehlern; aber dem Astronomen gereicht es zum Vorwurfe, wenn er sein Instrument nicht studirt, nicht alle möglichen Fehlerquellen untersucht, und die nöthigen Verbesserungen an den Resultaten anbringt, was Soldner in Bezug auf die Theilung unterlassen hat.

Es ist aber auch 2. die Biegung des Fernrohres am Meridiankreise nur mechanisch durch Balancirung verkleinert, aber nicht nachgewiesen, wie groß deren etwaiger Einfluß noch ist. Daß eine solche Biegung ungeachtet der sorgfältigsten Balancirung noch statt finden kann, beweisen die Beßel'schen Reflex-Beobachtungen auf eine unwidersprechliche Weise. Wenn Soldner daher, wie ich es ganz billige, zu deren Bestimmung auch nicht dasselbe Mittel wie Beßel anwenden wollte, so wäre von seinem Scharfsinne doch wohl ein leichter auszuführendes Mittel, als eine Sternwarte unter dem Aequator zu erwarten gewesen. Soldner hat also darin nicht, wie es scheinen könnte, einen neuen Weg eingeschlagen, sondern bloß den bisher bezeichneten verworfen, und folglich die Biegung des Rohres als = 0; wie die Theilung des Kreises als richtig angenommen, was beydes nicht der Fall ist.

So also, wie Soldners Beobachtungen der Jahre 1820 und 1821 vorliegen, sind sie noch durch konstante Fehler entstellt, deren Größe uns unbekannt ist. Sie können also weder für selbstständige Fundamentalbestimmungen ausgegeben werden, noch aus den schon früher entwickelten Gründen zur genauern Kenntniß dieser Positionen mitstimmen, und sind folglich in vorliegender Form ein unbrauchbares Resultat. *)

Eine geringe Mühe würde es übrigens seyn, durch nachträgliche Untersuchung dieser Fehlerquellen den Bogenhauser Beobachtungen völlige Brauchbarkeit zu verschaffen und wir erwarten daher solches jetzt um so zuverläßiger, wo eine Fortsetzung der Soldner'schen Beobachtungen sowohl, als eine neue Beobachtungsreihe, angestellt mit demselben Instrumente, erscheinen soll. Wir glauben diesen Wunsch im Interesse der Wissenschaft aussprechen zu müssen.

Zur Begründung unserer dritten Behauptung, daß das vorliegende Werk von keinem großen wissenschaftlichen Eifer zeuge, gehen wir zu den Beobachtungen selbst über und zeigen in tabellarischer Uebersicht, nach einzelnen Monaten geordnet, welche Gestirne, und wie oft sie beobachtet seyen. Diese Abzählung verglichen mit demjenigen, was die Ephemeriden anzeigen, und was gleichzeitig auf andern Sternwarten geschah, wird uns als Maßstab der Leistungen dienen.

*) Dieses Urtheil trifft natürlich die Sonnen- und Planeten-Beobachtungen, so wie die Bestimmung kleinerer Sterne nicht, weil deren Kenntniß auch dann noch Interesse hat, wenn sie auch nicht das Gepräge möglichster Genauigkeit trägt; doch sind im Jahre 1820 nur 4 kleinere Sterne, 7 Planeten und die Sonne außer den Hauptsternen beobachtet! — Siehe die nachfolgende Tabelle für 1820.

Name oder Bezeichnung des beobachteten Gestirns.	Anzahl der Beobachtungen im												Summe der Beobachtungen im Jahre 1820.
	Januar.	Februar.	März.	April.	May.	Juny.	July.	August.	September.	Oktober.	November.	Dezember.	
Sonne.	8	3	6	5		8	3		3	1	3	7	47
Merkur.			1										1
Venus.					3								3
Ceres.		3											3
Juno.					3								3
Jupiter.									3	4			7
Saturn.										3			3
Uranus.						2							2
γ Pegasi.										2	4	3	9
α Cassiop.					14								14
α Polaris.	10	10	11	13	24	24	16	8	9	11	13	10	159
δ Cassiopeae.					4								4
γ Andromedae.					1								1
α Arietis.												3	3
α Persei.						10	8						18
α Aurigae.						6	6	3					15
β Tauri.		6					3	1					10
α Orionis.			4	12	1								17
ρ Canis Maj.		6	2										8
α Canis Maj.				14	9								23
δ Canis Maj.		2	2										4
α Geminor.	1	5				1							7
α Canis min.	1	5				3							9
β Geminor.	1	5			2								8
λ Draconis.										1	7		8
β Leonis.						2	2	1					5
β Virginis.					2	5	2						9
κ Draconis.											3	2	5
ι Urs. maj.					1								1
α Virginis.					5	6						1	12
α Draconis.												2	2
α Bootis.							2	8					10
β Urs. min.	5						20	16				2	43
α Librae.					3	10	2	6					21
α Coronae.								2	1	9	2	1	15
α Serpentis.									1	8	1		10
α Scorpii.						4			1	8	1		14
α Herculis.									1	11	1		13
ε Urs. min.								15					15
α Ophiuchi.										10	2		12
α Lyrae.										5	12	6	23
δ Polaris.		8	2						11				21
γ Aquilae.										3	2		5
α Aquilae											6	5	11
α Capricorni.									4	5	5		14

Name oder Bezeichnung des beobachteten Gestirns.	Anzahl der Beobachtungen im												Summe der Beobachtungen im Jahre 1820.
	Januar.	Februar.	März.	April.	May.	Juny.	July.	August.	September.	Oktober.	November.	Dezember.	
α Cygni.				16							1	6	23
α Cephei.				20									20
β Cephei.				19									19
α Aquarii.									3	7	6	6	22
α Piscis Austr.									3	5	6	5	19
α Pegasi.									3	4	6	6	19
γ Cephei.				2	21						3		26
α Andromedae.										2	4	2	8
β Cassiopeae.					17								17
Anonyma 8 gr.						1							1
Anzahl sämmtlicher beobachteter Gestirne = 55.	26	53	28	101	110	82	64	60	43	99	88	67	821
	Summe der Beobachtungen in den einzelnen Monaten auf der königl. Sternwarte in Bogenhausen.												im Jahre.

Bevor wir diese Leistungen mit dem, was anderwärts geschah, vergleichen, können wir einige Bemerkungen nicht unterlassen. Vor allem ist es uns befremdend, daß die Sonne außer den Solstizien so wenig beobachtet wurde. In Zeiträume

vom 12. April bis 15. Juny.
vom 5. July bis 17. September.
vom 1. Oktober bis 22. November.

fällt keine einzige Sonnenbeobachtung.

Was Soldner veranlaßt haben mag, die Sonne mit so geringem Fleiße zu beobachten, ist schwer anzugeben, da er nach seiner Bemerkung im Besitze eines Schutzmittels für das Instrument war, und also auch nicht anzunehmen ist, daß er die Sonnenbeobachtungen vermied, um allenfallsigen Störungen des Instrumentes durch Erwärmung vorzubeugen.

Noch mehr aber ist es uns aufgefallen, daß in diesem ganzen Jahre, so wie in dem darauf folgenden 1821 **keine einzige Mondbeobachtung** am Meridiankreise angestellt ist. Haben etwa die Deklinations-Bestimmungen des Mondes kein Interesse? Oder glaubte Soldner, dieses Interesse sey durch die Thätigkeit anderer Astronomen hinreichend vertreten? Warum ist er dann nicht derselben Meinung bey den Hauptsternen, die doch weit mehr Beobachter gefunden haben, und unterläßt das Beobachten solcher Objekte nicht ganz? Dieß ist, so viel wird man uns wenigstens zugeben müssen, nicht sehr konsequent.

Eben so sehr müssen wir beklagen, daß in diesem ganzen Jahre nur 4 oder 5 kleinere Sterne außer den Hauptsternen beobachtet wurden. Soldner hat dadurch den Zweck größtentheils geopfert, der durch die Beobachtung der Hauptsterne erlangt wird, nämlich genaue Kenntniß des Instrumentes und der Zeit, um diese auf die Bestimmung anderer Objekte überzutragen.

Endlich ist aber auch die Anzahl der Beobachtungen der Hauptsterne im Verhältniß zu dem, was andere Sternwarten in dieser Beziehung geleistet haben, ausnehmend klein. Zur vergleichenden Uebersicht wähle ich die an einem ganz ähnlichen Meridiankreise zu Königsberg gleichzeitig angestellten Beobachtungen, weil diese mit Recht in jeder Beziehung als Muster zu betrachten sind. Hier gibt eine ähnliche Abzählung folgende Uebersicht:

	Königsberg 1820.										1821.		im Jahre.
	März.	April.	May.	Juny.	July.	August.	September.	Oktober.	November.	Dezember.	Januar.	Februar.	
Anzahl der Beobachtungen am Meridiankreise. *)	253	467	316	274	332	487	324	170	46	373	59	356	4348

Vergleicht man die Zahl dieser Beobachtungen mit den in Bogenhausen angestellten, so ergibt sich im Mittel für jeden Tag

in Bogenhausen 2 1/4 } Beobachtungen
in Königsberg 11 9/10 }

d. i. in Königsberg 5. 29 mal mehr als in Bogenhausen.

Es muß also wohl das Wetter in Bogenhausen 5 mal schlechter als in Königsberg seyn, da eine 5 mal geringere Thätigkeit nicht wohl anzunehmen ist, wenn man bedenkt, daß der Astronom in Königsberg neben diesen Beobachtungen 10 wöchentliche Stunden gelesen hat und gleichzeitig mehrere Abhandlungen schrieb.

Ernstlich gesprochen, bin ich weit entfernt, Soldner eine Thätigkeit als Vorbild vorzuhalten, wie sie wenige besitzen, aber zur Entscheidung der Frage, was kann geschehen, und was ist geschehen, schien mir diese Zusammenstellung nöthig.

Es gibt ein gewisses Maaß der Produktion für jeden Menschen, über welches er nicht wohl hinauskömmt; Soldner mag immerhin für sich gethan haben, was ihm, beschränkt durch körperliches Leiden, möglich war; allein als Vorstand einer königlichen Anstalt wäre es ihm zugekommen, dafür zu sorgen, daß das geschieht, was er für nöthig erachtet; ob durch ihn selbst, oder unter seiner Leitung durch brauchbare Subjekte, wäre ziemlich gleichgültig für die Wissenschaft gewesen. Denn das Beobachten an einem Meridiankreise ist eine so leichte und einfache Sache, daß man jeden Jüngling von 16 Jahren mit geringer Mühe dazu einüben kann. Wenn auch bey dem Gehülfen der schlimmste Umstand eintritt, daß sein zufälliger Beobachtungsfehler etwas größer ausfällt als bey dem geübten Beobachter, so wird dieß durch wenige Beobachtungen mehr völlig ersetzt.

Dem Vorstand einer Sternwarte aber liegt es ob, die Leitung dessen, was geschehen, und wie es geschehen soll, zu übernehmen, damit der Complexus der ganzen Beobachtungsreihe eine consequente dem Bedürfnisse der Wissenschaft entsprechende Frage an die Natur wird, aus welcher die Resultate als Antwort von ihm zu ziehen sind. Diese Geschicklichkeit, nicht die Fertigkeit einen Faden-Antritt richtig zu schätzen, oder einen Nonius genau abzulesen, bezeichnet den gewandten Beobachter. Was Soldner von diesem Gesichtspunkt aus geleistet hat, sind wir nicht im Stande zu beurtheilen, weil er die Resultate seiner Beobachtungen mit Ausschluß der im Berliner Jahrbuch für 1823 bestimmten Schiefe der Ekliptik nicht selbst abgeleitet hat.

Eine ähnliche Uebersicht der Bogenhauser Meridian-Beobachtungen vom Jahre 1821 zeigt, wie aus nachstehender Tabelle hervorgeht, von größerem, wenn auch immer noch sehr mäßigem Fleiße.

*) Die einzelnen Sterne können hier nicht angeführt werden, wie bey den Bogenhauser Beobachtungen, weil ihre Zahl so groß ist, daß sie für diese Arbeit zu viel Raum in Anspruch nehmen würden.

Name oder Bezeichnung des beobachteten Gestirns.	Anzahl der Beobachtungen im												Summe der Beobachtungen im Jahre 1821.
	Januar.	Februar.	März.	April.	May.	Juny.	July.	August.	September.	Oktober.	November.	Dezember.	
☉ Sonne.	1	3	7			7	12	12	6	3	9	10	70
☿ Merkur.								3		1	1		5
♀ Venus.												1	1
⚳ Ceres.					2								2
⚴ Pallas.					2								2
♃ Jupiter.										6			6
♄ Saturn.										5			5
γ Pegasi.	3	2								5	4	1	15
α Polaris.	9	18	6	14	20	20	12	10	11	16	20	12	168
α Arietis.	8	18								4		4	34
α Ceti.	6	15	3										24
α Tauri.	7	15	7	14									43
α Aurigae.		14	9	14	2			8					47
β Tauri.		11	8	13	3		1						36
α Orionis.		11	9	17	3								40
α Can. maj.		4	6	14	10	3							37
α Geminor.			6	10	8	2							26
α Can. min.		3	1	11	8	3							26
β Geminor.			6	6	9	4							25
α Hydrae.			8	16	11	4							39
α Leonis.			6	15	10	10	5						46
β Leonis.				4	8	5	7						24
β Virginis.					2	3	2						7
κ Draconis.											2		2
α Virginis.					9	12	13	9	2				45
α Bootis.					6	9	13	14	12	3			57
β Urs. min.	1						9					9	19
α Librae.					4	8	8	8					28
α Coronae.					2	4	11	13	11	8		2	51
α Serpentis.					2	4	10	13	10	9		1	49
α Scorpii.							8	13	7	9			37
α Herculis.							7	8	11	12			38
α Ophiuchi.							1	14	13	16	4		48
α Lyrae.								3	14	15	15	1	48
δ Polaris.								7					7
γ Aquilae.								1	6	8	15	2	32
α Aquilae.										2	17	8	27
β Aquilae.									5	9	17	2	33
α Capricorni.									1	16	14	1	32
α Cygni.										17	16	9	42
α Aquarii.	1									1	11	10	23
α Piscis austr.	1											6	7
α Pegasi.	1									5	12	10	28
γ Cephei.				6	13	1				1	12		33
α Andromedae.	4	7									1	13	25

Ausser diesen finden sich noch folgende kleinere Sterne beobachtet:

Name oder Bezeichnung des beobachteten Gestirns.	Anzahl der Beobachtungen im												Summa der Beobachtungen im Jahre 1821.
	Januar.	Februar.	März.	April.	May.	Juny.	July.	August.	September.	Oktober.	November.	Dezember.	
δ Draconis.			8	1									9
Cancri 7 gr. (8ʰ 8′)			1										1
ι Scorpii.							1	4					5
ο Sagittarii.									2				2
δ Aquilae.									4	3			7
μ Aquilae.									2	3			5
ϑ Aquilae.									2	3			5
ϑ Serpentis.									3	5			8
κ Cephei.									1	3			4
ε Delphini.									1				1
α Delphini.									1				1
61 ¹ ᵉᵗ ² Cygni.									2	7			9
Piaxxi XX 177.										2			2
Piaxxi XX 178.										2			2
Piazzi XXI 421.											1		1
β Apuarii.										9	14	6	29
29 ¹ ᵉᵗ ² Aquarii.										17	4		21
γ Aquarii.										8	9		17
ρ Aquarii.										1	9		10
η Aquarii.										1	7		8
λ Aquarii.										1	6		7
ϑ Aquarii.											3	6	9
δ Aquarii.											3	4	7
53 Aquarii.											4	12	16
γ Gruis.										5			5
γ Capricorni.										1	6		7
δ Capricorni.										1	5		6
ϑ Pegasi.										1	10		11
ρ Pegasi.											3	6	9
β Pegasi.												1	1
γ Piscium.											3	5	8
ω Piscium.											2	4	6
ι Piscium.												1	1
λ Andromedae.											3	3	6
ϑ Ceti.												2	2
τ Ceti.												2	2
ο Ceti.												2	2
γ Ceti.												2	2
β Ceti.												1	1
γ Arietis.												2	2
Anzahl sämmtlicher beobachteten Gestirne = 85.	42	121	91	155	134	99	120	140	127	244	262	161	1696

Bayerische Annalen.

München. 21. Februar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 16.

Inhalt.

Astronomische Beobachtungen angestellt auf der k. Sternwarte zu Bogenhausen von dem ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften J. Soldner, königl. b. Steuerrath und Astronom. 1. Theil. Beobachtungen mit dem Meridian-Kreise während der Jahre 1820 und 1821. München. 4. 169 Seiten

(Schluß.)

Auch hier finden wir uns zu einigen Bemerkungen veranlaßt.

Bis zum 24. Jäner sind wegen Abwesenheit der Uhr keine Rectascensionen beobachtet. Es ist aber zu bemerken, daß Soldner im Locale der Sternwarte, 2 Uhren aufgestellt hat, wo die eine Sternzeit, die andere, mittlere Zeit zeigt. Befremdend bleibt es daher immer, warum Soldner lieber keine Durchgänge beobachtete, als die, nach mittlerer Zeit regulirte Uhr zu benützen. Denn Schwierigkeiten, die so leicht zu beseitigen sind, wie z. B. ein des schwachen Lauts wegen unhöbarre Abfall des Ankers, würden ihn doch wohl nicht davon abgehalten haben.

Unter die in diesem Jahre unterbliebenen Beobachtungen zählen wir die Opposition der Vesta, welche Januar und Febenar 1821 zu beobachten gewesen wäre. Daß die Witterung nicht Ursache daran gewesen sey, beweiset das Tagebuch, indem auf diese Zeit zahlreiche Beobachtungen der Fundamental-Sterne treffen. Wäre aber Mangel an genauer Ephemeride, oder Lichtschwäche der Vesta, Ursache gewesen, so würde dies wohl Soldner durch eine Bemeekung erwähnt haben, da er auf solche Weise des Kometen, der im Febeuar und März 1821 sichtbar war, mit folgenden Worten erwähnt:

„März 6. Den Kometen sah ich im Suchee, aber, „wegen sehr dicker Luft darinnen keinen kleineeen Stern „als γ Pegasi, konnte also nicht beobachten am Kreis-„Mikrometer."

Welch' ein Entschuldigungsgrund vor dem astronomischen Publikum!

Hatte Soldner die Absicht, den Kometen mit dem Sucher zu beobachten? Oder fehlte es an Instrumenten? Letzteres war gewiß nicht der Fall, denn die Sternwarte besaß schon damals das schöne Frauenhofer'sche Heliometer und ein Aequatorial. Aber freilich, wenn diese Instrumente nicht im Zustande waren, um damit beobachten zu können, hätte er etwas früher diesen Uebelstand beseitigen müßen, weil dieser Komet auch in Königsberg nur bis zum 6ten Mäez beobachtet werden konnte.

Daß auch im Februar, wo am 9ten die interessante Plejaden-Bedeckung statt fand, der Mond eben so wenig als diese Erscheinung beobachtet wurde, müßen wir innigst bedauern. Das Tagebuch liefeet, ungeachtet Fundamentalsterne beobachtet sind, keine Erläuterung hierüber.

Bei den Beobachtungen der Ceees am 17ten und 19ten Mai stehen Fragezeichen; diese sollen wohl nur andeuten, daß Soldner ungewiß wae, ob der beobachtete Stern auch wirklich dee Planet war. Dann wird aber gewiß das letztere Fragezeichen jeden Astronomen befremden.

Gegen Zittern der Luft hatte Soldner durchgehends viel zu kämpfen. Ee hätte diesen, den Beobachtungen

allerdings sehr nachtheiligen Umstand gewiß vermindert, wenn er durch Oeffnen der Klappen für ein gleichmäßigeres Austauschen der inneren und äußeren Temperaturen gesorgt hätte, als das innere und äußere Thermometer nicht selten beurkunden.

Auch die Aufstellung des Instrumentes zeigte sich einige Zeit hindurch sehr veränderlich, und machte Soldner seinem Grundsatze getreu, die Correctionen mechanisch wegzuschaffen, viele Mühe. Endlich entdeckte Hr. Ertel am 8ten Mai, daß der westliche Backen der Lager des Meridiankreises nicht festgeschraubt war. Wir können nicht umhin, unser Erstaunen darüber auszusprechen, daß der Astronom eines so berühmten Mechanikers bedurfte, um eine Schraube anzuziehen!"

Vom 12ten Oktober an sind die Beobachtungen weit zahlreicher als bis dahin. Sie beweisen, daß Soldner gar wohl die Geschäfte kannte, die dem Astronomen als regelmäßig wiederkehrende Thätigkeit zukommen. Schade, daß ich so spät Gelegenheit finde, diese Bemerkung auszusprechen.

Somit habe ich aus Thatsachen den Geist und die Weise zu entwikeln gesucht, denen der erste Band der Bogenhauser Beobachtungen sein Entstehen verdankt. Gewiß werden viele Astronomen mit mir den Wunsch theilen, daß die zu erwartenden nächsten Jahrgänge in einem andern Sinne fortgesetzt seyen, wenn auch nur etwa so, wie es durch die Beobachtungen der Monate September, Oktober, 1821 angedeutet ist. Man wird dann um so leichter die Mängel eigenthümlicher Leistungen — deren andere Sternwarten gleichzeitig so vielfältige lieferten — übersehen, als wenigstens dann der mechanische Theil der Thätigkeit, wie er auf Sternwarten ununterbrochen geübet werden muß, besser als in den vorliegenden Jahrgängen repräsentirt wäre.

Steinheil.

Leichtfaßlicher Unterricht in der Pflanzenkunde für den Bürger und Landmann und zum Gebrauche in Gewerbschulen. Herausgegeben von Dr. J. G. Zuccarini, Professor der Botanik an der königlichen Universität in München. Pr. 1 fl. München, 1834. Im königl. Central-Schulbücher-Verlage. 506 Seiten in 8.

(Schluß.)

Im zweyten oder allgemeinen Theile werden aus der großen Menge der bisher bekannt gewordenen Gewächse diejenigen herausgehoben und kurz beschrieben, welche dem Menschen auf irgend eine Weise wichtig geworden sind, indem sie ihm entweder Nahrungsstoffe, Bau- oder Brennmaterial darbieten, oder in den verschiedenen Gewerben ihre Benützung finden, oder Heilkräfte besitzen, oder endlich wenigstens deßwegen genauer bekannt werden sollen, weil sie schädlich sind und mit nützlichen Arten verwechselt werden können. Auch unter der ungeheuern Menge von Pflanzen, welche auf die eben bemerkte Weise eine besondere Bedeutung in der menschlichen Haushaltung gewinnen, hat der Verf. wieder auf eine zweckmäßige Weise auszuwählen gewußt, wie aus S. 170 hervorgeht. „Die Getreidearten, Bauhölzer, Färbepflanzen, die Arzneymittel und Gewürze der heißen Zone," heißt es daselbst, „sind von den bey uns wachsenden völlig verschieden, und können hier eben so wenig einheimisch gemacht werden, als die unsrigen in der Nähe der Pole gedeihen. Sie können deßhalb nie Gegenstände der vaterländischen Kultur werden, und eben darum verringert sich auch ihre Wichtigkeit für uns in Vergleichung mit denjenigen, welche ihrer Natur nach dem Anbaue in unsern Gegenden zugänglich sind. Jedem Lande ist die Kenntniß derjenigen Gewächse, welche innerhalb seiner Gränzen mit Vortheil angebaut werden können, am wichtigsten. Daher beschränken wir uns in der nachfolgenden Aufzählung auf die in Deutschland wild wachsenden oder kultivirbaren Nutzpflanzen, und führen von den ausländischen nur die wichtigsten in Kürze auf."

Mit Recht hat der Verfasser bey Aufzählung der Gewächse das Linnéische System zu Grunde gelegt, da dasselbe das faßlichste und für den populären Zweck dieses Lehrbuchs daher am geeignetsten ist. Die Diagnosen der Pflanzen sind kurz, aber mit großer Schärfe und Bestimmtheit angegeben; die Nutzungen sind vollständig, doch mit Vermeidung alles Unbedeutenden und Veralteten ausgeführt.

Kurz das ganze Lehrbuch zeigt, daß der Verfasser es verstanden hat, aus dem reichen Schatze seines Wissens allenthalben nur das Brauchbare und Nothwendige, und zwar in der Form gründlicher und deßhalb ächter Popularität mitzutheilen. Lehrer und Schüler an den Gewerbschulen können sich daher freuen, daß ihnen ein so brauchbares Lehrbuch der Pflanzenkunde in die Hände gegeben worden ist.

Gedichte von August von Platen. Zweyte vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1834.

Die Kritik über Gegenstände des Geschmacks unterliegt, gegen jede andere gehalten, großen Schwierigkeiten, Irrungen und Mißdeutungen. In philosophischen und ähnlichen Untersuchungen werden eben Principien gegen Principien gestellt; in historischen oder positiven Dingen untergräbt oder unterbaut man Data mit Datis; in beyden Fällen stehen Verfasser und Beurtheiler auf gleichem Boden, und suchen sich auf diese oder jene Weise zu verständigen, zu widerlegen, zu ergänzen und auszugleichen. Anders verhält es sich aber mit der ästhetischen Kritik. Denn einerseits will sich die Aesthetik das Ansehen, den Werth und die Würde einer Wissenschaft beylegen, und dem gemäß sowohl das Product als des Urtheil allgemeinen Normen unterordnen und nach bestimmten Gesetzen würdigen; andererseits aber muß sie hinwiederum, als eine aufs Practische hinzielende, im Practischen leitende Wissenschaft das Zugeständniß machen, daß ihre Principien zunächst doch nur Regeln, d. i. bedingte Vorschriften, und ihre Urtheile nur Meinungen, d. i. individuelle Ansichten über diese und jene Kunstleistung seyen und seyn können. Es stehen demnach dem ästhetischen Kritiker zwey Wege offen: Auf dem einen hält und beruft sich der Beurtheilende lediglich auf die Theorie, und mustert und würdigt darnach die Producte, hinter die Autorität derer sich verschanzend, die als Stimmführer des Tages sich geltend gemacht; auf dem andern prüft und erklärt der Beschauende die Producte an und unter sich, gleichsam als eben so viele Thatsachen einer einzigen großen Kunsthandlung, und versucht an denselben den Dichter selbst zu würdigen, als an eben so vielen Zügen eines Kunstcharakters. Die letztere Verfahrungsweise ist allerdings schwieriger, aber auch ungleich sicherer, als jene erstere; denn indem die Kritik sonach auf dem festen Boden der Empirie steht, und ein wirkliches klares Object vor Augen hat, vermag sie um so freyer nach jenen Principien und Gesetzen sich umzusehen, unter welche die vorschwebenden Erscheinungen und Thatsachen zu stellen sind, und kann sofort das Urtheil über das dreyfache Verhältniß derselben, welche sie unter sich, zum Künstler und zur Kunst einnehmen, um so richtiger fällen und um so tiefer begründen.

Diese kritische Methode, welche wir zumal in Ansehung der lyrischen Poesie und ihrer verschiedenen Producte von jeher als zweckmäßig befunden haben, gedenken wir auch in der Würdigung der vorliegenden Gedichte anzuwenden. Wir wählen aber dieses Verfahren auch um so lieber, da es uns zugleich als das geziemendste und anständigste erscheint; denn auf diese Weise stellt sich der Kritiker als theilnehmenden Beobachter, als aufmerksamen Zuhörer dem Dichter gegenüber, — als Freund dem Freunde, unpartheyisch erscheinend im Lob wie im Tadel, und bescheiden genug, um sein Urtheil eben nur als sein Urtheil auszugeben, und dessen Bestätigung oder Aufhebung einer anderweitigen höhern Instanz anheim zu stellen.

Fassen wir nun das Resultat aller unserer Beobachtungen und Studien zusammen, die wir diesem Dichter nicht etwa erst von gestern, sondern seit seinem ersten Auftreten, bey allen folgenden Debüts, bis auf diese letzten Gaben seiner Muse, mit Aufmerksamkeit und Theilnahme gewidmet; so möchten wir unser Urtheil über ihn, zunächst als Lyriker, in Kürze dahin aussprechen: daß er sich überhaupt den Besten und Würdigsten anreihe, welche, zumal in der neuesten Zeit, in dieser Gattung der Poesie unsere vorzügliche Achtung gewonnen haben. Frägt man aber noch überdieß nach der besondern Ehrenstelle, die er gemäß seiner originellen Weise einnehmen mag, so glauben wir das Eigenthümliche seiner Poesie darin zu finden: daß der Geist das Gemüth, und die Form den Stoff beherrsche. — Es wird jedoch nothwendig seyn, diese Formel selbst zu umschreiben, und ihr die richtige Deutung und Auslegung zu geben.

Nun aber fühlt sich die Kritik sogleich in einer nicht geringen Verlegenheit, wenn sie sich aussprechen soll, was sie unter „Geist" verstehe und umfasse. Denn alle jene Prädicate, welche sie nur erdenken mag: reines Auge, klarer Blick, tiefes Eindringen, sichere Auffassung, Deutung und Gestaltung des Höchsten, Besten, Wahrsten und Edelsten: es sind dieß eben lauter allgemeine, abstracte Termini und Phrasen, die weder den Begriff selbst sonderlich aufklären, noch viel weniger die Eigenthümlichkeit dessen, dem sie beygelegt worden, charakteristisch bezeichnen. — Wenn wir aber ferner behaupten, daß des Dichters Geist sein Gemüth überrage und beherrsche, so wollen wir damit nur sagen, daß die Gluth seines starken, tiefen Gemüthes nicht offen zu Tage liege, sondern, wie die Lebenswärme, in Verborgenheit sich wirksam erzeige, und so das Wesen zur Erscheinung bringe. Dieß scheint uns auch die richtige Unterordnung zu seyn, wenn nämlich der Bildungstrieb, gleich der echten, reinen Liebe, in der Offenbarung des Lebens gleichsam uneigennützig zurück tritt, und der Entfaltung und Gestaltung des Geistigen freyen Spielraum läßt. Und diese reine und klare Anschauungsweise alles dessen, was sonst dem Bereich des Gefühls zufällt und dessen Bewältigung zukommt, zeigt sich so sehr als Bedürfniß, als Aufgabe seiner edlern Natur, daß unser Dichter vor jeder bloß sentimentalen Aeußerung des Gemüthes, wie vor einer Entheiligung, Scheu trägt — in grellem Gegensatze zu jenen Dichtern, die gerade in dieser Schwäche ihre Stärke suchen, und das

Leichtbewegliche, Schaukelnde und Fluctuirende ihrer Empfindungen als coquette Regungen eines schönen Herzens öffentlich zur Schau tragen.

Aus dieser vorwiegenden Kraft und Richtung seines Geistes lassen sich denn auch zwey Eigenthümlichkeiten unsers Dichters erklären, die von Vielen mißkannt, sogar getadelt worden, die aber, als zusammenhängend mit dessen tiefstem, innersten Wesen, als naturgemäß anzusehen und demnach zu würdigen sind. Je reiner und kräftiger nämlich der Mensch ist, je weniger von den Händeln der Welt befangen und von den Maximen derselben angesteckt: desto klarer und glänzender erscheint, lebt und wirkt in seinem Innersten, wie in einem Heiligthume, das Ideal, dem er, gleich einer Gottheit, als Verehrer, Verkündiger, als Priester dient. Wirft er nun, von dieser freyen, erhabenen Stelle herab, einen Blick auf das gemeine Denken, Dichten und Treiben gemeiner Menschen, — sieht er, wie so sehr das Unkraut des Schlechten von der Menge gepflegt, die Pflanzung jedes Edlen, Schönen dagegen verwahrloset, gehindert wird: so muß ihn, den redlich denkenden und fein fühlenden Mann, die doppelte Empfindung anwandeln und ergreifen: einerseits des Zorneifers gegen jenes Schlechte, Seichte und Gemeine, das überall drunten wuchert, anderseits des stolzen Selbstbewußtseyns von der Würde seiner Bestimmung und von der Treue, der Tüchtigkeit in seinem Berufe. Werden nun solche Bekenntnisse und Klagen lautbar unter einem gebildeten Publico, so kann es freylich nicht fehlen, daß jener herbe Tadel und dieses zuversichtliche Selbstlob beydes in Ungnaden aufgenommen und geahndet wird. Was berührt, was kümmert dieß aber den Dichter? Er singt, wie der Vogel singt, eine Stimme in der Wüste; er ist eine Blume, welche ihre Düfte zerstreut in der Oede und Einsamkeit. Er kann und will sich resigniren; denn er weiß, daß doch jeder Laut seinen Wiederhall, jedes Wort seinen Gegengruß finden wird . . . Der echte Dichter, der auf dieser idealen Höhe steht und von da aus auf die Niederung des gemeinen Lebens herabschaut, befindet sich in derselben Lage, wie der große Denker, dem „das Faßliche gemein und albern" vorkommt. Göthe nennt, im Munde seines Wilhelms *), diese Bildungs-Epoche eine „herrliche", aber auch, und sehr passend, im Munde Jarno's, „einen Mittelzustand zwischen Verzweiflung und Vergötterung."

Unbedenklicher dürfte jenes andere Urtheil in Ansehung der vorliegenden Gedichte erscheinen: daß darin die Form den Stoff beherrsche, und jene diesen gleichsam bedinge . . . An sich schon übet anerkannter Massen die Form in Kunstsachen eine Art Vorrecht aus, und es handelt sich meistens weniger um das Was, das Dargestellte, als um das Wie, die Darstellung selbst. Daher eignet sich denn so mancher Stoff von vorn herein überhaupt zu keiner künstlerischen Behandlung; ein anderer mag wohl z. B. in Farben, aber nicht in Massen sich gestalten; viele Sujets, die sich überhaupt zu poetischer Bearbeitung herbey lassen, vindiciren sich, jedes ins Besondere, diese oder jene Gedichtform, die epische, dramatische oder lyrische. In der lyrischen Poesie kann aber wieder ein doppeltes Verfahren statt haben: entweder wählt der Dichter unter den unendlich vielen Weisen jeder Zeit die seinem Stoffe zunächst liegende, am meisten passende, und trachtet so fern nach Mannigfaltigkeit der Rhythmen; oder er bestimmt sogleich für eine Reihe beliebiger Stoffe Eine und dieselbe, als künstlich anerkannte, überlieferte Form, und ringet so fern nach Einheit der Rhythmen. Diese letztere, ungleich schwierigere Methode hat sich unser Dichter zur Aufgabe gemacht, und je von Zeit zu Zeit einen Cyklus von lyrischen Bildern in einem bestimmten Rahmen auszuführen sich vorgenommen. So verfahren mitunter auch verwandte Kunstgenossen in der Mahlerey, in der Sculptur. Der gewandte Geist findet sich durch keine kunstgemäße Beschränkung gehindert; vielmehr je beengender sie dem mittelmäßigen fällt, desto erregender wirkt sie auf den Meister, und dient ihm zugleich als Medium zur Offenbarung seines Talentes.

Gehen wir nun in der Erinnerung auf jene Zeiten zurück, wo unser Dichter — hier zunächst als lyrischer betrachtet — sich zuerst und nachmals vernehmen ließ, so gewahren wir, daß er, im Anfangspunkte, mit dem Lied, mit der Romanze, mit deutschen Rhythmen begonnen habe, und wir verkennen nicht die Studien, die er damals besonders auch Göthe'n zugewandt. Darauf wählte er, zugleich mit seinem Freunde Rückert, eine orientalische Weise, die Gasele, in der sich das Geheimniß des Reimes und des Endwortes vorzüglich kund gibt, und worin die gefällige Erscheinung oder auch ernste Bedeutung des Lebens in dem Rhythmus der Sprache bis zur vollsten Klarheit hervortritt. Später ergriff er die italiänische Stanze und das Sonett, und stellte uns in diesen Rahmen schwieriger Kunstformen die Bilder seines Lebens, seiner Liebe, seines Hasses dar. Endlich wandte er sich auch zu den antiken, griechischen Rhythmen, und, indem er auch diese, unserer Sprache ferner liegende Form in gar vielen und mannigfachen Weisen mit gewandtem und sichern Styl nachgebildet, beschloß er hiemit ungefähr den Cyclus der lyrischen Dichtungen, soweit dieselben von der äußern rhythmischen Form abhängig sind und darnach benamset werden. Fortan — denn wir hoffen, daß sein reicher poetischer Quell keineswegs versiegt sey — kann er sich nun mehr Freyheit gestatten in der Wahl all jener Weisen, und, je nach Beschaffenheit des gewählten Stoffes, in jeder Art und Form die bereits meisterhaft angelegten und ausgeführten Reihen von Gedichten ergänzen, oder auch darin bessernd nachhelfen und, streng

*) Wanderjahre. I.

gegen sich verfahrend, davon weglassen; wie er denn Beweise dieses Verfahrens bereits in dieser neuesten Auflage überall gegeben hat.

Und hier ist es endlich einmal an der Zeit und am Orte, die vorliegende Gedichtsammlung auch in ihren Einzelnheiten, oder doch nach Classen, welche sie der Dichter selbst geordnet und vertheilt, ins Auge zu fassen und näher zu würdigen. Es zerfällt aber diese Sammlung, wie sie uns in dieser zweyten vermehrten Auflage vorliegt, in drey Bücher; das erste (S. 1—138) enthält Balladen — Romanzen und Jugendlieder (S. 139 bis 256), — Gelegenheitsgedichte; das zweyte (S. 257 bis 436) Gaselen — Sonette; das dritte endlich (S. 257—436) Oden — Hymnen — Eklogen und Idyllen — Epigramme.

Das erste Buch erhielt einen, in jeder Hinsicht bedeutenden Zuwachs durch die Balladen, welche, außer den zwey schon rühmlichst bekannten „der Pilgrim von St. Just" und „das Grab im Busento" in dieser Auflage als neu hinzugekommen sind. Ohne in eine Analyse des Einzelnen einzugehen — was ohnehin nichts anders hieße, als, nach Art botanischer Beschreibungen, die zarten Pflanzen und Blumen auszuweiden und zu zerpflücken, — bemerken wir bloß, daß diese Gedichte, historischen Inhalts, so ganz im Geiste ihrer Zeit, der Handlung und des Charakters gehalten, und auch in der richtigen, zur ernsten, mitunter düstern und leidenschaftlichen Stimmung, passenden Form ausgeführt sind. Am meisten haben uns, von dem poetischen Standpunkte aus, angesprochen: der Tod des Carus (1830) — Zobir (1830) — Alexius (1832) — der alte Gondolier (1833) — Klaglied Kaiser Otto des Dritten (1833).

Um jedoch das Maß einer Recension nicht zu überschreiten, und in der Voraussetzung, daß den Freunden lyrischer Poesie die Kunstleistungen unsers Dichters schon aus der ersten Auflage sattsam bekannt und beliebt geworden: übergehen wir hier die folgenden Gedichte, zumal auch das ganze zweyte Buch, die Gaselen und Sonette enthaltend, und fügen nur noch die Bemerkung bey, daß jede der genannten Abtheilungen, zumal auch die „Gelegenheitsgedichte", neuen und wichtigen Zuwachs erhalten haben, was von dem fortdauernden ernsten Streben des Dichters rühmliches Zeugniß gibt.

Das dritte Buch begreift die in antiken Rhythmen abgefaßten Gedichte . . . Indem wir aber diese Rubrik berühren, finden wir uns veranlaßt, über diese wichtige Materie, nämlich ob und wie fern der Gebrauch jener griechischen und lateinischen Versmaße in unserer Sprache und Poesie zuläßig seyen oder nicht, unsere Ansicht frey und unumwunden auszusprechen. Die Frage ist zwar schon oft aufgeworfen, verhandelt, bejaht und verneint, aber noch immer nicht entschieden worden. Wir, von jeder Autorität absehend, wollen bloß die Sache reden lassen, und führen den streitigen Punkt auf die ersten Elemente der Sprache zurück.

Nun ist aber sogleich von vorn herein der Unterschied zwischen unserer Sprache und jenen antiken, in prosodischer Hinsicht, entscheidend. Die deutsche Sprache wägt die Sylben, die griechische, so wie die lateinische, mißt sie. Jene kennt darum nur schwere und leichte Sylben (nach Tongehalt); diese lange und kurze (nach Tonumfang). Der Rhythmus der erstern ist lediglich ein intensiver; Sinn und Ton fallen in Eins zusammen, und es hat darum je die Grundsylbe des Wortes auch den Hauptton, die Quantität; die Vor- und Nachsylben dagegen, als minder sinnhaltend, sind unbetont, schlechte Takttheile, ausfüllende, überleitende, zufällige Töne. Der Rhythmus jener antiken Sprachen ist dagegen ein extensiver; das sinn- und tonhaltige Element fällt darum nicht nothwendig zusammen, und die Nebensylben, die ableitenden oder beugenden, haben nicht selten die Quantität, während die Grundsylbe, nach ihrem extensiven Maße, das prosodische Uebergewicht verliert. — Dieß alles nun gestehen zwar die Philologen zu, und erkennen diesen wesentlichen Unterschied an. Aber viele läugnen, oder übersehen mindestens die Folgerungen, die sich hieraus nothwendig für den Rhythmus und die rhythmischen Reihen der einen und der andern Sprache ergeben. Die deutsche Sprache nämlich, so wie alle diejenigen, in welchen ein ähnliches Begegnen und Zusammenfallen des Tones mit dem Sinne erscheint, sucht und findet den höchsten Rhythmus eben in der reinsten und vollsten Uebereinstimmung zwischen Ton und Sinn, d. i. in dem Reim, und umgränzt dann damit auch jede längere oder kürzere rhythmische Reihe und schließt sie ab. Das charakteristische Merkmal des deutschen Rhythmus ist daher zunächst das intensiv Quantitative, das Gleichartige, die Einheit. Anders verhält es sich aber in jenen antiken Sprachen; der Rhythmus erscheint bey ihnen zunächst in einer kunstgerechten Folge der Sylben und Wörter; und eine also regelmäßig construirte Reihe bildet, abgesehen von ihrer Bedeutung, ein Metrum, einen Vers, eine Strophe. Das charakteristische Merkmal ihres Rhythmus ist daher das extensiv Quantitative, die abwechselnde Folge, die Mannigfaltigkeit. Wird dieß alles zugestanden, wie es denn nicht widersprochen werden kann: so beantwortet sich die Frage von selbst: ob, unter so abweichenden rhythmischen Grundformen, die eine Sprache fremde, ihrem Genius fernab liegende Weisen einer andern annehmen und sich anbilden solle und dürfe? Einem Griechen mindestens, einem Lateiner hätte es wohl nie einfallen können, den Reim, dessen Natur und Wirkung sie denn doch wohl gekannt haben mochten, ihrer Sprache und Poesie aufzubringen; denn sie hätten sogleich einsehen müssen, daß sie zwar wohl einen Klingklang an gewissen Sylben,

aber nicht den Gleichklang der Rede in Ton und Sinn, nicht den Reim darzustellen vermöchten. Muß denn aber der Deutsche, in Ansehung seiner Sprache und ihres eigenthümlichen rhythmischen Princips, nicht dieselbe Treue und Reinheit bewahren? Soll, darf er sich zur Nachahmung, zum Dienste einer fremden Sprache herunter lassen, wo die seinige, frey und würdig, nach ihrer Weise denken und dichten kann? Und zu welcher Nachahmung! Wie vermag sich auch der beste deutsche Hexameter neben einem griechischen hinzustellen, und nach Maß und Fülle des Tones mit ihm zu wetteifern! Dann vollends die Oden! Wie matt und lendenlahm erscheint die anmuthige Sapphische Strophe z. B. in Matthisson'scher Poesie! Wie holperend und stolperend tritt die kraftvolle Alcäische auf in den Versuchen anderer, sonst achtbarer Dichter! In Uebersetzungen allerdings mögen dergleichen Accomodationen noch zu entschuldigen, ja sogar zu loben seyn, als ehrenwerthe Bestrebungen, das fremde Original rein und treu, bis auf dessen metrische Eigenthümlichkeit, zu übertragen. Aber auch nur unter diesem Gesichtspunkte verdienen sie Anerkennung; und z. B. die Voß'sche Uebersetzung der Horazischen Oden könnte wahrlich der Einbürgerung antiker Metern in unserer Sprache so wenig zur Empfehlung dienen, als umgekehrt z. B. jene latinisirten Schiller'schen Lieder „an die Freude“ und „von der Glocke“ die Einführung in die klassische Sprache Roms rechtfertigen möchten.

Indem wir aber so ex cathedra unsere Meynung über diesen streitigen Punkt frey ausgesprochen und zu begründen gesucht haben, finden wir uns sogleich, die practischen und lebendigen Verhältnisse der Kunst überschauend und erwägend, zur Beschränkung unsers strengen Urtheils und zur Berichtigung unserer abstracten Ansicht bewogen und genöthigt. Denn erstlich drängt sich uns die respectable Autorität des Satzes auf: „die Schule, die Theorie sey streng, das Leben aber und die Praxis nachsichtig“; und schon sofern scheint die Forderung unabweisbar, von jener Regel, falls sie auch an sich ganz richtig wäre, Ausnahmen zu erlauben und zu ehren. Sodann aber tritt uns der noch wichtigere Spruch entgegen: „der Buchstabe tödte, der Geist aber mache lebendig“; was, auf den vorliegenden Fall angewendet, ungefähr so gedeutet werden könnte: Diese oder jene rhythmische Form sey lediglich bedingt durch den Geist des Gedichtes, — und die Wahl und Folge der Worte, auch in tonischer Hinsicht, durch die Art und Folge der Gedanken, Gebilde, Gefühle; woraus denn natürlich sich von selbst ergibt, daß, wer im Geiste der Griechen zu dichten sich vornimmt, auch der Form, die jenen als zweckmäßig gegolten, sich bedienen müsse, so weit dieß in der Muttersprache mit Fug und Recht geschehen mag. Endlich, wenn einmal die Möglichkeit und Zuläßigkeit solcher fremden Rhythmen überhaupt zugestanden wird, so muß man, von aller und jeder Theorie absehend oder doch ihre zu strengen Foderungen abweisend, lediglich den Dichter, den Künstler selbst ins Auge fassen, und jenes Sprichwort: „das Werk lobe den Meister“ in umgekehrtem, eben so wahren Sinne nehmen: „der Meister lobe das Werk.“ Und dieser Ausspruch ist so ganz anwendbar auf unsern Dichter. Jene antiken Rhythmen, in denen sich seine, unsere Sprache eben so leicht als sicher bewegt, nationalisiren sich gleichsam durch den Typus, den ihr sein gewandter Griffel aufdrückt. Die Ode, der Hymnus, wie sie seinem Geiste entquillen, in dieser Folge und Fülle der Gedanken, in dieser Kraft und Erhabenheit der Gefühle, wie sie, Bergwässern ähnlich, die Tiefen durchwühlend, zu ruhigem Endlauf, zur Klarheit sich fort- und durchdrängen: sie können sich, das hört und sieht man, nur in jenen freyern Versmaßen, in dem Wogenfall der Metern bewegen und abschließen.

Wer sich jedoch nur an das eine und andere Gedicht dieser Art erinnert, die der Verfasser bereits in der ersten Auflage mitgetheilt hat, z. B. an jene, des erhabenen Gegenstandes so würdige Ode „an König Ludwig“, oder an die Hymne „Abschied von Rom“: der wird unsere Meynung verstehen und gut heißen, und uns übrigens gern die sonst angenehme Pflicht erlassen, aus dem reichen Zuwachs dieser zweyten Auflage (S. 298 bis 351) weitere Belege zur Bestätigung unsers Urtheils auszuheben und mitzutheilen.

Die Epigramme (S. 379—436), sämmtlich in der Weise der antiken Distichen, bilden den Schluß dieser Sammlung, und ergänzen, vollenden, als eben so viele leichtere und feinere Striche und Züge, den Charakter des Dichters, dessen eigenthümliche Anschauungsweise über Kunst, Natur, Leben, Poesie, Sprache, Geschichte . . . Es sind eben so viele schätzenswerthe Bekenntnisse eines klar beobachtenden, streng beurtheilenden Geistes, eines in Liebeseifer zürnenden, seiner Würde sich stolz bewußten Gemüthes. Ueber einzelne Urtheile und Meinungen, die etwa unserer Ansicht als widersprechend oder doch als befremdend erscheinen mögen, ziemt es uns nicht mit dem Dichter zu rechten. Genug, daß er sich in allem und jedem wahr und frey, schön und anmuthig ausspricht. Denn im Uebrigen trauen wir ihm gar wohl zu, daß er keinen Anstand nehmen werde, jenes bescheidene Wort des Meisters, den er selbst so hoch stellt und ehrt, als Motto auch für seine Gedichte gelten zu lassen:

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß!
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

L. A.

Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg zu Mainz, pragmatisch aus den Quellen bearbeitet, mit mehr als Dritthalbhundert noch ungedruckten Urkunden, welche die Genealogie Gutenbergs, Fusts und Schöffers in ein neues Licht stellen, von C. A. Schaab, d. R. D. und erstem Richter am großherzogl. hessischen Kreisgerichte zu Mainz. Erster Band. Mainz. Auf Kosten des Verf. 1830. XII. und 630 Seiten, nebst zwey Stammtafeln und Gutenbergs Bildnisse. Zweyter Band daselbst 1830. VI. und 582 Seiten nebst einer Stammtafel und Johann Fusts Bildnisse. Dritter Band daselbst 1831. XIV. und 548 Seit., nebst Peter Schöffers Bildniß.

Herr Schaab hat allerdings mit vorliegendem Werke eine bisher noch vorhanden gewesene Lücke der Literatur ausgefüllt, wenn auch nicht vollkommen, doch im Ganzen so vollkommen, als es bey den dermalen noch vorhandenen Quellen möglich war. Er hat sich dadurch gerechte Ansprüche auf unsern Dank und unsere Anerkennung erworben, denn er liefert die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst in Mainz und ihrer Erfinder selbst so ausführlich, genau und allenthalben, wo solche vorhanden waren, mit Urkunden belegt, daß wir kaum glauben können, daß ihm ein Nachfolgender den Rang streitig machen werde; es müßten denn, was kaum zu erwarten ist, noch ganz neue Entdeckungen auf diesem Felde gemacht werden. Die Genealogie der Erfinder der Buchdruckerkunst ist allerdings durch viele noch ungedruckte Urkunden in ein neues Licht gestellt, auch manches Detail der Erfindung selbst genauer und sicherer angegeben worden, als bisher der Fall war; indeß muß man doch auch zugeben — und der Verf. thut es auch — daß von wichtigen, auf die Erfindung selbst Bezug habenden und damit in unmittelbarem Zusammenhange stehende Thatsachen, eigentlich nichts Neues mitgetheilt wird; eben so muß man auch zugeben, daß die Form oft unglücklich gewählt, oft aber auch so vernachläßigt ist, daß man nur darin einige Entschuldigung zu finden vermag, daß das Buch nicht sowohl einen Gelehrten, als einen vielbeschäftigten Geschäftsmann, der bey seinen wichtigen, oft nicht angenehmen Berufsgeschäften nur die der Erholung gewiedmeten Stunden auf eine so wichtige und umfassende literarische Arbeit wenden konnte, zum Verfasser hat. Unstreitig würde der Verf. besser gethan haben, sein ganzes Werk in einem möglichst einfachen, klaren aber anspruchlosen Styl niederzuschreiben, statt sich, wo es der Gegenstand zu erfordern schien, einem Pathos hinzugeben, den man für ganz mißlungen erklären muß.

In der Vorrede, die gleich mit einer verunglückten Deklamation zum Lobe der Buchdruckerkunst anhebt, und aus der wir zum Belege des Gesagten einige Stellen ausheben, heißt es unter anderen: „Der Mangel einer umfassenden Geschichte dieser Erfindung, deren Wirkungen in die kleinsten Fäden der sittlichen, politischen und wissenschaftlichen Welt eingreifen und uns alle Fortschritte des Geistes in Vernunft und Erfahrung beurkunden, die zuerst in Mainz zur Ausübung kam, wurde schon eben so oft gerügt, als das Bedürfniß der genauen Schilderung der Schicksale des Mannes gefühlt, welcher die große Idee auffaßte, Bücher zu drucken, und durch Enthusiasm, durch Ausdauer, durch Aufopferungen aller Art, der Schöpfer jener göttlichen Kunst wurde; dessen Geschichte einen Lichtpunkt in der Geschichte des Menschengeschlechts, so wie aller großen Männer bildet, deren thatenreiches Leben auf Kultur, Sitten und Gesetze der Völker einflußreich wurde."

„Zunächst, fähet der Verf. fort, erwartete man von den Gelehrten der Stadt Mainz, welcher der unsterbliche Urheber dieser Kunst angehörte, daß sie jenem Mangel abhelfen und dem erwähnten Bedürfnisse Genüge leisten würden. Man machte ihnen darum ihr Stillschweigen zum Vorwurf. Die Mainzer wußten wohl, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst in ihrer Vaterstadt geschehen; allein das typographische (?) Jahrhundert war vorüber, Gutenberg hatte seine Erfindung als ein Geheimniß behandelt; der politische Peter Schöffer hatte sie mit einem Schleier verhüllt und sein ruhmsüchtiger Sohn Johann schrieb sie seinem mütterlichen Großvater Johann Fust zu. Dieses veranlaßte widersprechende Berichte gleichzeitiger Schriftsteller, und die Zeit entrückte die Hauptumstände dem Gedächtnisse. Ein Dunkel überzog die ganze Geschichte, worin sich niemand mehr zu finden wußte. Der Erfinder und sein Werk war in Mainz vergessen."

„Noch im Jahre 1713 glaubte Churfürst Lothar Franz von Schönborn und der Papst Clemens IX., unser Theodorich Großmund, Sohn, sey der Erfinder der Buchdruckerkunst."

So ward, sagt der Verf. weiter, das Studium der vaterländischen Geschichte vernachläßigt und nichts geschah, bis endlich im Jahre 1779 der gelehrte Bibliograph — wie er zu diesem Epitheton kommt, ist mir nicht wohl begreiflich — Breitkopf zu Leipzig eine vollständige Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst ankündigte, die er in drey Bänden erscheinen zu lassen versprach. Er machte vorläufig einen artikulirten Grund-

riß davon bekannt, der allerdings geeignet war, ein Werk erwarten zu lassen, das durch gründlichen, gediegenen Inhalt die Erwartung zu befriedigen vermochte. Der durch verwandte Forschungen im Kunstfache rühmlich bekannte von Heinecke machte die Gelehrten ausdrücklich auf dieses zu erwartende Werk aufmerksam und steigerte die Erwartung noch durch die Erklärung, daß er alles, was er selbst auf seinen Reisen auf die Erfindung der Buchdruckerkunst Bezügliche gefunden und gesammelt, an Breitkopf übergeben habe. Allein obgleich Breitkopf noch volle fünfzehn Jahre lebte, so waren doch bey seinem Tode, welcher im Jahre 1794 erfolgte, seine Forschungen von einem befriedigenden Resultat noch so weit entfernt, daß auf verschiedene Anfragen, die unter andern Fischer und der Verf. wegen des Manuscriptes machten, nur geantwortet werden konnte, daß es von keinem Interesse, mithin von keiner Wichtigkeit sey. Breitkopf war ein zu gründlicher Forscher, um je mit etwas Oberflächlichem aufgetreten zu seyn; je mehr er forschte, auf desto mehr Schwierigkeiten stieß er, so daß unser Verf. ganz Recht zu haben scheint, wenn er es wahrscheinlich findet, daß er auch bey einem längern Leben sein Versprechen schwerlich erfüllt haben würde. An Zeit hatte es ihm nicht gefehlt, wohl aber an Materialien; und wie sollte er diesem Mangel abhelfen? Leipzig war keineswegs der Ort, wo sich ihm Quellen dafür eröffnen konnten. Dazu habe er in Mainz seyn müssen, und dann wäre es noch sehr zweifelhaft gewesen, ob es ihm gelungen seyn würde, die damals in den Archiven verschlossenen und mit Mißtrauen und Eifersucht bewachten Schätze zu heben. Wir glauben es nicht, da weder Würdtwein noch Dürr, obgleich jener mainzischer Weihbischof, dieser Syndikus des Domstiftes, so glücklich waren, hier einzudringen, und Ersterer sich begnügen mußte, in seiner mainzer Bibliothek einige mangelhafte Bruchstücke der Geschichte dieser Erfindung zu liefern. Ihm folgte im Jahre 1800 der gelehrte Bibliothekar und Professor Fischer mit einer kurzen Skizze dieser Geschichte, die er noch vollständiger zu bearbeiten versprach, — was jedoch, da er später in russische Dienste trat, ebenfalls nie geschah.

Dieß war die Lage der Sache, als endlich die neueste Zeit eine gänzliche Umwälzung herbeyführte, in deren Folge der Verf. so glücklich war, zu den Quellen zu gelangen, die er jetzt bekannt macht. „Alles, sagt der Verf., was an ungedruckten Urkunden, aus Auszügen, aus codicibus manuscriptis, an Protokollen, Lapidarien und Sergien aufzufinden war, ist von mir und meinem Sohn abgeschrieben und benutzt worden. Ich sage mit Wahrheit, es sind die einzigen Reliquien des Mittelalters, welche bey den Zerstörungen unserer Zeit noch gerettet wurden. Sie machten mir möglich, mehr Aufschlüsse über die Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst zu geben, als es einem andern möglich gewesen seyn würde. Deß ungeachtet mache ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. In der Geschichte der Buchdruckerkunst haben wir Epochen, welche nur durch Folgerungen ausgefüllt werden können.“

Diese Lücken sind allerdings vorhanden, werden aber auch Niemand befremden, der sich erinnert, welche Verluste an historischen Dokumenten auch Mainz bis auf die neuesten Zeiten herab erlitten hat. Zweyer erwähnt schon Fischer, nämlich des Schiffbruches des Universitäts-Archives auf dem Rhein, als es im dreyßigjährigen Kriege geflüchtet wurde, und eines Autau da fés mehrerer in der St. Ignazkirche verwahrt gewesenen kostbaren Papiere. Dazu kam der Brand des Doms und des ganzen Dominicanerklosters im Jahre 1793, wodurch die prächtige Dombibliothek mit ihren vielen ersten Mainzer Drucken, das Archiv und die Bibliothek des Klosters ein Raub der Flammen wurde; endlich die Zerstörungen und Verschleppungen einer Menge von Urkunden bey der Aufhebung der Stifter und Klöster im Jahre 1802. Eine andere neue Zerstörung, setzt der Verf. hinzu, will ich gar nicht berühren, sondern lieber mit Stillschweigen übergehen. Wie groß auch indeß der Verlust des entweder ganz zu Grunde gegangenen oder Verschleppten seyn mag, auch mit Hülfe der noch übrigen historischen Denkmäler, deren Gebrauch mir offen stand, habe ich, sagt der Verf., viele Irrthümer, die sich seither von einem Bibliographen zum andern fortgepflanzt haben, verbessert und viele Dunkelheiten, die über der Geschichte schwebten, aufgeklärt. Meine Geschichte wird neue Materialien aus einer klassischen Sammlung von Quellen liefern und in einem zusammenhängenden Ganzen die Hauptmomente der göttlichen Erfindung durchführen, wenn es auch unmöglich bleibt, das Leben der Handelnden in allen Epochen historisch aufzufassen. Der genealogische Theil wird darin ganz neu, der typographische und bibliographische aber vermehrter und korrekter als seither erscheinen und so dem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegenkommen.

Von des Abts Trithem Bericht, wie er sich in den Annales Hiersaugienses findet, spricht der Verf. mit gebührendem Lobe. Trithem ist von den gleichzeitigen Schriftstellern der unverdächtigste und wahrheitsliebendste. Was er von Peter Schöffer selbst vernommen, erzählt er und unterscheidet dabey ganz richtig die drey Epochen der Erfindung, bey deren jeder er Gutenberg, Fust und Schöffer das zugesteht, was jedem davon zukommt.

(Schluß folgt.)

Nr. VIII. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 26. Februar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 17.

Inhalt.

Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg zu Mainz, pragmatisch aus den Quellen bearbeitet, mit mehr als Dritthalbhundert noch ungedruckten Urkunden, welche die Genealogie Gutenbergs, Fusts und Schöffers in ein neues Licht stellen, von C. A. Schaab, d. R. D. und erstem Richter am großherzogl. hessischen Kreisgerichte zu Mainz. Erster Band. Mainz. Auf Kosten des Verf. 1830. XII. und 630 Seiten, nebst zwey Stammtafeln und Gutenbergs Bildnisse. Zweyter Band daselbst 1830. VI. und 582 Seiten nebst einer Stammtafel und Johann Fusts Bildnisse. Dritter Band daselbst 1831. XIV. und 548 Seit., nebst Peter Schöffers Bildniß.

(Schluß.)

In die erste Epoche gehört der Druck mit ganzen Tafeln oder Platten: die Xylographie, deren Erfindung er Gutenberg allein zuschreibt. In der zweyten redet er von der Erfindung des Gusses der Buchstaben durch Matrizen, die er Gutenberg und Fust gemeinschaftlich zuschreibt. Die dritte Epoche ist nach ihm die Vervollkommnung dieses Gußverfahrens, wie es jetzt ausgeübt wird, welches Verdienst er dem Peter Schöffer zutheilt.

„Meine Geschichte, sagt der Verf. gegen das Ende der Vorrede, wird demnach zugleich ein Kommentar von Trithems Bericht seyn. Mit ihm werde ich die ersten typographischen Monumente, welche die kaum begonnene Kunst so vollkommen lieferte, wie auch die zuverlässigsten historischen Zeugnisse verbinden und daraus da, wo Trithems Bericht sich endigt, den leitenden Faden anknüpfen und bis zur Erlöschung von Peter Schöffers Buchdruckerfamilie mit Ivo Schöffers im Jahre 1553 erfolgtem Tode fortführen. Diese vereinten Zeugnisse werden zusammenhangende Resultate liefern.“

Da der Verf. in der Vorrede weder der Ansprüche der Holländer auf die Erfindung der Buchdruckerkunst, noch ihrer Vertheidiger, namentlich Meermanns, Konings und Eberts, auch nur mit einer Spibe erwähnt, so könnte es das Ansehen gewinnen, daß er sich, auf die alles besiegende Kraft seiner Urkunden vertrauend, aller Polemik enthalten, und die Gegner allenfalls ganz kurz mit dem Bemerken abgefertigt habe, daß ihre Behauptungen von selbst zusammen fielen. Er würde daran offenbar am besten gethan haben; statt dessen aber ist sein Buch mit einer starken Dosis Polemik versetzt, die namentlich gegen den leider nun verstorbenen, eben so gelehrten als wahrheitliebenden Ebert gerichtet ist, und in welcher der Verf. die Gesetze, die Anstand und Sitte vorschreiben, oft so sehr vergißt, daß dieser Theil seines Werkes unsere ganze Mißbilligung erregt hat. Für jetzt nur so viel; wir werden bey Beurtheilung des dritten Bandes, in dem ein ganzer Abschnitt diesen Streitigkeiten gewidmet ist, noch ausführlicher darauf zurückkommen und das Gesagte einer nähern Würdigung unterziehen.

Wir kommen jetzt zum Werke selbst, dessen erster Abschnitt: Gutenbergs Würdigung überschrieben

ist. Der Verf. überläßt sich hier wieder zum Theile ganz ungeeigneten Deklamationen, die wir schon gerügt haben. Nachdem er Gutenberg und seine Erfindung gepriesen, beschreibt er die verschiedenen Denkmäler, womit Mainz das Andenken seines um die Menschheit so hoch verdienten Mitbürgers geehrt hat, und wozu in letzter Zeit noch eine schöne Arbeit Thorwaldsens gekommen ist.

Der zweyte Abschnitt ist: Quellen der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst überschrieben. Wir müssen bey ihm ausführlicher seyn. Der Verf. sagt: „Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst soll nicht länger problematisch bleiben, nicht auf Hypothesen beruhen; sie soll mit Beweisen belegt werden, die nicht artificiel, sondern authentisch und unbestreitbar sind. Mährchen für Wahrheit ausgeben, wie es die Haarlemer bey ihrer Lorenzischen Geschichte thun, ist keine Geschichte." Weiter sagt der Verf., daß bey den Zerstörungen während der französischen Revolution, welche auch in Mainz die Quellen der vaterländischen Geschichte ergriffen, es ihm und seinem Sohn gelungen sey, einen Schatz von einigen tausend vaterländischen Urkunden zu retten, von denen einige hundert zu den Hauptquellen der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst gezählt zu werden verdienen.

Diese Urkunden, auf die der Verf. mit Recht einen großen Werth legt und zu deren Beurtheilung er ganz richtige Grundsätze aufstellt, bringt er nebst den übrigen Quellen in folgende acht Klassen, deren nähere Betrachtung uns zugleich einen richtigen Begriff von seinem ganzen Werke und von dem, was darin geleistet ist, geben wird.

Zur ersten Klasse rechnet der Verf. Zeugnisse von der Person Gutenbergs und seiner Erfindung, in öffentlichen Aktenstücken enthalten, welche entweder von ihm ausgegangen sind, oder bey denen er persönlich mitgewirkt hat.

Unter dieser Klasse führt der Verf. acht Nummern auf, deren sieben erste mit der Erfindung in gar keiner Verbindung stehen, sondern bloß persönliche Verhältnisse und Angelegenheiten des Erfinders betreffen, auch überdieß bis auf eine schon bekannt waren. In Nr. 8., einem Privatakt in Urkundenform, verspricht unter andern Henne Gensfleisch, daß die Bücher, welche er zu der Liberey des Klosters Reichenklaren gegeben, „derselben Liberey ewiglich sollen beliben, und wolle er in ire Liberey furters geben die Bücher, die er Henne han tun trucken nu oder furters trucken mag." Auch dieses Dokument würde auf die Geschichte der Erfindung kein Licht werfen, indeß ist doch von gedruckten Büchern darin die Rede, und es würde allerdings hieher gehören, wenn es unbezweifelt echt wäre. Da indeß der Verf. selbst mit sehr triftigen Gründen darthut, das Bodmann diese Urkunde fingirt habe, so fällt sie ganz weg.

Zur zweyten Klasse zählt der Verf. Zeugnisse von der Person Gutenbergs und seiner Erfindung in öffentlichen und Privatakten, welche von anderen Personen ausgegangen sind.

In dieser Klasse werden 16 Urkunden mitgetheilt. Davon sind die wichtigsten die erste und die daran sich anschließende zweyte: zwey Protokolle des großen Rathes zu Straßburg vom Jahre 1439, welche Schöpflin zu Straßburg auffand und zuerst bekannt machte. In dem ersten dieser Protokolle über die Abhörung von 14 Zeugen in dem Proceß des Jörg Dritzehn, Bürgers zu Straßburg, gegen Johann von Mentze genannt Gutenberg heißt es: „Mehrere sagten aus: daß Gutenberg mit dem Bruder des Klägers, dem Andreas Dritzehn, in einer Gemeinschaft gewesen, worin verschiedene Künste und besonders eine geheime getrieben worden; daß man sich dabey einer Presse bedient und gleich nach Andreas Dritzehns Tod Gutenberg seinen Bedienten in dessen Wohnung geschickt, um dort zu sagen: man möge die vier Stücke, welche unten in der Presse lägen, wegnehmen, sie durch Ausziehen der Schrauben auseinander und in die Presse oder oben auf dieselbe legen, damit niemand wisse, was es sey; daß dabey Gutenberg sehr besorgt gewesen, damit die Presse und alles, was sich darin befunden, von niemand gesehen werde, um sein Geheimniß zu bewahren und zu verhindern, daß es nicht entdeckt werden könne."

Diese beyden Protokolle, die zu den wichtigsten Urkunden gehören, die überhaupt über die Erfindung der Buchdruckerkunst noch vorhanden sind, werden zwar von unserm Verf. ganz der Wahrheit gemäß als offenbar ächt anerkannt, und gegen Dibdins grundlose Zweifel in Schutz genommen; allein es muß bemerkt werden, daß gerade sie den Hauptbeweis geben, daß Gutenberg zwar die Buchdruckerkunst erfunden, nicht aber in Mainz, sondern schon früher in Straßburg. Wenn Hr. Schaab sagt, daß Gutenberg zwar in Straßburg nach der Kunst gesucht, sie aber noch nicht gefunden habe, so wird dieß durch das erste Dokument vollständig widerlegt, und der Verf. kommt mit sich selbst in Widerspruch, denn S. 151 gesteht er: „In diesen Zeugenaussagen liegt die Beschreibung der vornehmsten Werkzeuge, deren man sich bey der Ausübung der Buchdruckerkunst bedient, es fehlten nur bey dem Entstehen der Kunst die technischen Benennungen. Man sieht eine Presse, Säulen, welche unter der Presse liegen, und wenn derselben Schrauben aufgemacht worden, bewegliche Buchstaben." Man sieht deutlich hieraus, daß die Kunst in Straßburg schon vollständig erfunden war, wenn wir auch zugeben müssen, daß Straßburg keinen Druck aus dieser Zeit aufzuweisen hat und vielleicht nie aufzuweisen hatte.

Von den übrigen Urkunden dieser Klasse gehören zunächst noch hieher die zwölfte, das merkwürdige Instrument des Notars Ulrich Helmarsberger über den von ihm am 6. Nov. 1455 in der großen Conventsstube des Mainzer Minoritenklosters von Johann Fuß geschwor-

nen Eid, welcher ihm in dem gegen Gutenberg erhaltenen Urtheil war auferlegt gewesen. Dieser Notariatsakt enthält zugleich Fustens Klagepunkte und Gutenbergs Einreden nebst dem Urtheile; und endlich Nr. 16. die Urkunde, wodurch der Churfürst Berthold, Graf von Henneberg, am 4. Jänner 1489 eine Büchercensur-Commission anordnet und worin es deutlich heißt: „daß durch göttliche Fügung die Erfindung dieser Kunst in der goldenen Stadt Mainz geschehen sey."

Zu den Quellen der dritten Klasse rechnet der Verf. Zeugnisse von Personen, welche bey Gutenbergs Erfindung mitgewirkt oder mit ihm wegen der Erfindung in Verbindung gestanden haben.

Unter dieser Rubrik werden die Kölner Chronik, welche im Jahre 1499 gedruckt erschien, und Trithemii Annales Hirsaugiensis angeführt. Letzteres Zeugniß können wir hier übergehen, da wir es oben schon angeführt haben, und über seine Glaubwürdigkeit und seinen Werth mit dem Verf. einverstanden sind.

Die Kölner Chronik enthält das Zeugniß Ulrich Zells, ersten Buchdruckers in Köln, der die neuerfundene Kunst von Mainz dahin verpflanzte, wie er es dem unbekannten und ungenannten Verfasser der Chronik mitgetheilt hat. Ulrich Zell war ein Geistlicher, der nicht nur für die damalige Zeit mehr als gewöhnliche Gelehrsamkeit, sondern auch einen sehr ehrenhaften Charakter besaß, dessen Wahrhaftigkeit nicht bezweifelt werden darf. Dieser sagt in angeführter Chronik, daß die Buchdruckerkunst in Mainz erfunden worden, und daß es der deutschen Nation gar sehr zur Ehre gereiche, daß so sinnreiche Menschen da gefunden werden. Aber er setzt freylich auch hinzu: Item die weil die kunst is von den zu mentz, als vurss up die wyse, als den nu gemeynlich gebrucht wird. So is doch die eyrste vurbildung von den in Holland uyss den Donaten, die daaselfst vur der tzyt gedruckt syn. Hier wird auch ein Zeugniß für Holland abgegeben, das unserm Verf., der nur für die Ehre der Stadt Mainz geschrieben hat, und diese Ehre schon gefährdet und beeinträchtigt glaubt, wenn auch nur der kleinste Theil der Erfindung einem andern Orte zugesprochen wird, sehr ungelegen kommt. Er glaubt es indeß zu beseitigen, indem er einen Unterschied macht und sagt: „daß die historische Glaubwürdigkeit der Kölner Chronik sich erhöhe, wenn wir den Ulrich Zell von dem sprechen hören, was er in Mainz selbst gesehen oder gehört, und sich vermindere oder ganz verschwinde, sobald der unbekannte Chronikschreiber spricht. Dieser verliere sich in Unwahrheiten und Fabeln, womit er seine ganze Chronik ausstaffirt habe." Wollten wir dagegen den Verfasser fragen, was er für ein Criterium habe, um zu erkennen, daß hier der ungekannte Chronikschreiber einen selbstbeliebten Zusatz gemacht habe, der Bericht sey ein Ganzes und gebe zu solchen Unterscheidungen kein Mittel an die Hand: so könnte er nur antworten: weil dieser Holland betreffende Zusatz eine Fabel ist, und dergleichen nicht von Ulrich Zell, wohl aber von dem unwahrhaften Chronikschreiber zu erwarten. So nimmt er das, was erst zu erweisen ist, schon als erwiesen an, und dreht sich ihm Cirkel. Es ist dieses nicht das einzige mal, wo ihn sein Eifer für Mainz zu ganz offenbar ungegründeten Behauptungen führt; wir werden weiter unten noch ein anderes Beyspiel anführen.

Zu der vierten Klasse der Quellen rechnet der Verf. solche Druckdokumente, worin des Erfinders und der Erfindung Erwähnung geschieht, und zwar unterscheidet er A. solche, worin Gutenberg der Erfinder der Buchdruckerkunst genannt wird; B. solche, worin die Stadt Mainz wegen dieser Erfindung gepriesen wird; C. solche, worin Johann Fust als der Erfinder angegeben wird. Unter der ersten Rubrik werden zwey, unter der zweyten ebenfalls zwey, unter der dritten endlich verschiedene Schlußschriften des Johann Schöffer angeführt, der aus Eitelkeit und Ruhmsucht ganz wahrheitswidrig die Erfindung dem Johann Fust zuschreibt, wie oben schon bemerkt worden.

Zur fünften Klasse der Quellen rechnet der Verf. zwey Grabschriften, nach Gutenbergs Tode von Adam Gelthuß und Ivo Wittig gefertigt, in welchen beyden Gutenberg mit klaren und deutlichen Worten der Erfinder dieser Kunst genannt wird.

Zu den Quellen der sechsten Klasse zählt der Verf. Zeugnisse von Schriftstellern des 15ten und 16ten Jahrhunderts mit Bestimmung der Zeit. Er unterscheidet einheimische, wie Johann Trithem, Jakob Meydenbach, Joh. Arn. Bergel, (Verf. eines lateinischen Lobgedichtes auf die Buchdruckerkunst, welches im J. 1541 zu Mainz gedruckt wurde) und Sebast. Münster; und entferntere, wohin er Joh. Philipp de Lignanime und Andere zählt, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. Nach unserer Meynung hätten viele dieser Zeugnisse ohne Nachtheil wegbleiben können, da sie schon zu spät sind und nur auf Hörensagen und Glauben beruhen.

Unter der siebenten Klasse der Quelle hat der Verf. verschiedene Zeugnisse von Schriftstellern und achtbaren Männern des 15ten und 16ten Jahrhunderts ohne Zeitbestimmung geordnet. Er hätte sie ohne Zweifel noch sehr vermehren können, beschränkt sich aber auf neun, welche man größtentheils, wegen der Nähe, unter die einheimischen Quellen zählen kann. Was wir bey der vorhergehenden Klasse bemerkt haben, gilt auch von dieser.

Zu den Quellen der achten Klasse endlich zählt der Verf. Zeugnisse öffentlicher Akten, Lapidarien, Siegel, über die zu Gutenbergs und seiner Mitarbeiter Fusts und Schöffers Familie gehörigen Personen. Wir übergehen sie, da sie auf die Erfindung keinen unmittelbaren Bezug haben.

Nach dieser Musterung und Beurtheilung der Quellen, bey der wir etwas länger verweilen zu müssen glaubten, weil sie die Hauptsache des ganzen Werks sind, dessen wahrer Werth sich nach dem Werth dieser Quellen richtet und nach ihm ermessen werden muß,

kommt der Verf. im III. Abschnitt auf die eigentliche Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, die er nach den oben schon von Trithem richtig angegebenen drey Epochen im Ganzen so erzählt, wie wir sie früher schon kannten, denn unter allen Quellen, die er anführet, ist keine einzige, die einen neuen Umstand von nur einiger Wichtigkeit zu den schon bekannten hinzufügt. In Bestimmung einzelner Daten kamen ihm natürlich seine Urkunden hie und da zu Statten; einzelne Facta werden dadurch außer allen Zweifel gestellt, aber etwas Neues lernen wir eigentlich nicht, weßhalb wir auch alles übergehen, um noch einige Worte von Albrecht Pfister in Bamberg zu sprechen. Herr Schaab, der in majorem Moguntiae gloriam selbst gegen den klaren und deutlichen Sinn und Inhalt der Urkunden, auf die er doch selbst das größte Gewicht legt, nur solche Ansichten und Meynungen äußert, wie sie ihm taugen, improvisirt über Albrecht Pfister Folgendes: „Wahrscheinlich hat Albrecht Pfister in Gutenbergs und Fusts Druckerey als Arbeiter gestanden und sich bey ihrer Trennung am Ende des Jahres 1455 mit einem Vorrath kleiner Missaltypen nach Bamberg fortgemacht, oder sie wurden ihm von einem andern Arbeiter dieser Druckerey dahin gebracht, womit er dann in den Jahren 1456, 1457, 1458 und 1459 die lateinische Bibel gedruckt hat und im letzten Jahre erscheinen ließ.“

Alles, was wir dagegen von Albrecht Pfister sicher wissen, ist, daß er ein Briefmaler und Formschneider zu Bamberg war, daß er mithin ein Gewerbe trieb, welches bey der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht nur betheiligt war, welches ihn auch vor andern geschickt machte, die neue Kunst selbst auszuüben. Daß er jemals in Mainz gewesen, ja daß er nur Bamberg verlassen, wird nirgend gemeldet. Daß er im J. 1455 bis 1459 nach der Trennung der Gemeinschaft Gutenbergs und Fusts mit einem Vorrath von Typen, die er entweder selbst entwendet, oder die ein anderer Arbeiter entwendet und ihm zugebracht, zunächst die ihm mit Recht zugeschriebene Bibel in Bamberg gedruckt habe, ist eine eben so leere Hypothese und zugleich eine Unmöglichkeit. Denn unmöglich ist es, daß man mit entwendeten Typen einen ähnlichen Druck hervorbringt, wie früher mit den nicht entwendeten gemacht wurde. Dieselben Typen werden immer und unter allen Umständen denselben Druck geben. Daß aber Albrecht Pfister mit sehr wesentlich verschiedenen, wenn auch ähnlichen Typen gedruckt hat, wie Gutenberg oder Fust, darüber ist man jetzt einig. Ein einigermaßen geübtes Auge wird einen Pfister'schen Druck auf den ersten Blick erkennen. Zudem hat Pfister schon vor 1455 die Mahnung wider die Türken, die ohne alle Zweifel in das J. 1454 gehöret, und wahrscheinlich noch früher den Donat gedruckt, der eben der Form der Typen wegen ihm zugeschrieben werden muß, wenn auch Herr Schaab keinen Anstand nimmt, ihn Gutenberg beyzulegen. Wenn in einer Sache, wo alle historischen Angaben uns verlassen, eine Hypothese aufzustellen erlaubt ist: so würde ich folgende für die bey weitem einfachste und natürlichste halten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst war keine zufällig oder in einem glücklichen Moment gemachte, sie war vielmehr eine lange und mühsam gesuchte, erst nach vielen mißlungenen Versuchen zu Stande gebrachte Erfindung, die wohl schwerlich so geheim gehalten werden konnte, daß nicht schon vor der Zeit mehr oder weniger davon bekannt wurde. Schon in Straßburg war das Geheimniß in Gefahr entdeckt zu werden. Gutenberg, der deßhalb in großer Besorgniß war, traf zwar einige Verfügungen, eine Entdeckung zu verhüten, allein wer kann sagen, wieviel dies geholfen, und ob nicht schon damals profane Augen den Apparat gesehen. Albrecht Pfister konnte also sehr wohl von dieser Erfindung, bey der er persönlich interessirt war, nicht nur im Allgemeinen Kunde, sondern vielleicht auch speciellere Angaben erhalten haben, mit deren Hülfe er im Stande war, selbst einen Druckapparat herzustellen und so für Bamberg der Nacherfinder der Buchdruckerkunst zu werden. Ich gebe diese Ansicht nur für eine Hypothese, die sie ist, ohne einen besondern Werth darauf zu legen; allein ich finde sie bey weitem einfacher, natürlicher und dem Charakter Pfisters angemessener, als die Hypothese des Herrn Schaab, die zum Beweise dient, wie unbedenklich er, der sonst immer auf Beweise und zwar urkundliche Beweise dringt, der bey andern Gelegenheiten selbst sogenannte künstliche Beweise mit Verachtung verwirft, die leersten und gewagtesten Hypothesen aufstellt und für Wahrheit giebt, wenn er eben nichts anderes weiß und sie ihm nur dienen.

Zum Schlusse des ersten Bandes führt der Verf. nicht nur alle mainzer Drucke, so weit sie zu seiner Kenntniß gelangt sind, bis zum J. 1552, wo Ivo Schöffer, der letzte Nachkomme eines der Miterfinder, gestorben, auf, sondern er giebt bey den ältesten und kostbarsten auch die Zahl der bekannten Exemplare sowohl auf Papier als Pergament an. Daß hier noch manche Lücke gefunden wird, ist sehr natürlich. Einzelne Exemplare sind ihm entgangen, von andern weiß er nicht, wohin sie gekommen. Allerdings mag mancher Besitzer im Bewußtseyn, daß sein Besitztitel sich anfechten lasse, noch jetzt das Verheimlichen für das rathsamste halten. Wir könnten hier selbst eine und die andere Nachweisung geben, wollen uns aber dabey nicht aufhalten. Wir begnügen uns, bey dieser Gelegenheit mit dem Verf. die großen und unersetzlichen Verluste an alten Druckdenkmälern zu beklagen, welchen die Rheinprovinzen und namentlich Mainz erlitten. Der Verf. glaubte besonders einen gewissen Maugerard, französischen Benediktiner, dem Unwillen und der Verachtung preisgeben zu müssen, der, von Habsucht getrie-

den, zu verschiedenen Zeiten die Rheinländer besuchte und der den Zutritt, den er vermöge seines geistlichen Gewandes in alle Bibliotheken fand, nur dazu benützte, sich unter allerley Vorwänden die kostbarsten Druckdenkmäler zu verschaffen, um sie nachher mit Vortheil wieder zu verhandeln. Hat ihm, sagt der Verf., der so erlangte Vortheil gefallen, so mag er auch jetzt die Verachtung und Verwünschung der ausgeplünderten Länder hinnehmen. Wir finden dieß doch im Ganzen zu hart und müssen vielmehr den Personen unsere ganze Mißbilligung und Verachtung zuwenden, die zur Aufbewahrung solcher Schätze bestellt waren, und sich entweder bethören oder gar durch eigennützige Rücksichten bestimmen ließen, sie hinzugeben.

Zu Ende des ersten Bandes sind noch zwey genealogische Tafeln beygefügt, die besser in den zweyten gehört hätten, welcher, wie der Verf. sagt, bestimmt ist, Gutenbergs Persönlichkeit näher zu zeichnen. Es sind darin die genealogischen Verzweigungen seiner merkwürdigen väterlichen und mütterlichen Abstammung, so weit es möglich gewesen, ins Helle gebracht und durch Urkunden bewiesen; er enthält zugleich über Johann Fusts und Peter Schöffers Familienverhältnisse, über die dem Erfinder verwandten Familien von Gelthuß, Bechtermünz, Schüssel und Eselweck, endlich über die Häuser der Stadt Mainz, die durch die Erfindung der Buchdruckerkunst berühmt geworden, alles, was der Verf. urkundlich davon aufgefunden hat.

„Die klassischen Urkunden, sagt der Verf., die ich diesem Theile beyfüge, werden Gutenbergs adelige Abstammung, und zwar väterlicher Seits von einer der ältesten und ansehnlichsten Patrizierfamilien der freyen Stadt Mainz, und mütterlicher Seits von einem alten Dynastengeschlechte, das in Mainz wohnte, beweisen; sie werden uns Gutenbergs Ahnentafel mit allen ihren Verzweigungen darstellen und zugleich dem Diplomatiker, dem Genealogen, dem Germanisten und jedem Alterthumsforscher, einem mehr, dem andern weniger, von Nutzen seyn, mich aber in Stand setzen, Stammtafeln zu fertigen, die aus der Quelle hervorgehen und stets auf sie hinweisen, wie sie bis jetzt nicht konnten geliefert werden."

Allerdings hat der Verfasser hier mehr Neues geliefert, als über die eigentliche Geschichte der Erfindung selbst; allein es ist nur von untergeordnetem Interesse. Wir wenden uns deßhalb gleich zum dritten Bande, der, wie sich der Verf. ausdrückt, mit einer vollständigen Beleuchtung der Fabel der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Lorenz Costor zu Haarlem und mit einer Würdigung der Schriften ihrer neuesten Vertheidiger Koning und Ebert beginnt.

Der Verf. sagt in der Vorrede: „Nach Hrn. Eberts Erscheinen als Verfechter der holländischen Erfindungsgeschichte mußte auch mein Plan geändert und die Schranken, die ich mir gesetzt, verlassen werden. Eine kurze Abfertigung mochte nicht mehr zureichen, eine partielle Enthüllung der haarlemer Fabel nicht alle ihre Blößen aufdecken. Nackt muß die Geburt des alten Gehirns eines holländischen Arztes dastehen (!), damit in Zukunft die Erkenntniß der Wahrheit nicht mehr schwanke und sich jeder ehrliche Mann schäme, ein solches Hirngespinnst eines Blickes zu würdigen. Ich mochte nicht auf halbem Wege bleiben, sondern mußte den Hrn. Koning und Ebert auf jedem Schritte und in allen Regionen, wohin sie sich verirrten, zu begegnen suchen. Ich gehe in alle Theile von Junius Fabel ein und lasse das Ganze als den dritten Theil meines Werkes über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg folgen, u. s. w. u. s. w.

Ohne in die Sache selbst einzugehen, wozu hier der Ort nicht ist, nur soviel zur Bestimmung des Standpunkts der streitenden Parthenen. Ebert unterwarf die haarlemer Ansprüche einer neuen Prüfung, die insofern günstig für sie ausfiel, als er gestand, daß er sie keineswegs für ganz leer und grundlos ansehen könne, wenn auch die jetzt vorliegenden Beweise dafür als unzureichend erscheinen. Gegen die Ansprüche der Stadt Mainz, die, wie er sehr wohl wußte, auf Urkunden gestützt waren, hat er das Wort nicht genommen, sondern nur behauptet, daß Haarlem auch Ansprüche auf die Erfindung zu machen habe. Ebert ist meines Dafürhaltens von seinen Gegnern durchaus mißverstanden worden. Sie werfen ihm vor, er sey bemüht, dem deutschen Vaterlande die Ehre der größten und heilbringendsten Erfindung, die je gemacht worden, zu entreißen und den Holländern zuzuwenden, und sie können nicht begreifen, welche Beweggründe ein Deutscher haben könne, aus der Ehrenkrone des Vaterlandes das schönste Juwel reißen zu wollen. Darauf aber muß erwiedert werden, daß Ebert dergleichen nicht gewollt, wenn er es aber gewollt, ihm darum doch ihre heftigen Vorwürfe nicht gebührten. Welche Beweggründe, fragen sie. Als ob der Freund und Forscher der Wahrheit anderer Beweggründe bedürfe, als eben die Wahrheit zu finden. Wir können es mit gerechtem Selbstgefühl sagen: das ist der Vorzug der Deutschen, rücksichtslos nach der Wahrheit zu forschen, sich nicht von herrschenden Meynungen und Vorurtheilen leiten zu lassen, und selbst das persönliche oder nationale Interesse dabey nicht zu achten. Ist es bey den Franzosen ein Verbrechen gegen die Nation, irgend einen öffentlichen Charakter, der einer hohen Reputation genießt, irgend ein Factum, auf das die Nation stolz ist, einer neuen Würdigung zu unterwerfen und sich in Folge derselben etwa ungünstig auszusprechen: so wollen wir den Franzosen diese Einseitigkeit, diese Befangenheit in Vorurtheilen lassen und sie nicht nachahmen. Leider haben wir bisher nur das Schlechte, Schwache, Ungehörige dieser Nation nachgeahmt, das Gute aber, das uns nützen könnte, und dessen sie ebenfalls so vieles hat, unbeach-

tet gelassen. Ebert hat klar und bestimmt anerkannt, daß die Ansprüche, welche Mainz auf die Erfindung der Buchdruckerkunst mache, durch viele urkundliche Beweise unterstützt werden, welche anzufechten oder umzustoßen ihm nicht einfallen konnte; aber er hat mit Recht behauptet, daß darum, weil die Haarlemer solche urkundliche Beweise zufällig nicht vorzulegen haben, ihre Ansprüche noch nicht zurückzuweisen sind; er hat sich vielmehr bemüht, diese mangelnden urkundlichen Beweise durch innere aus der Sache genommene zu ersetzen. Dazu ist die s. g. höhere Kritik anzuwenden, deren Wesen nicht jedem aufgeschlossen ist. Wem das innere Auge, das bey dergleichen Untersuchungen zum Sehen unbedingt und allein nöthig ist, mangelt, der schweige darüber und erhebe keinen vergeblichen Widerspruch, der nur dazu dienen kann, seine Unfähigkeit, hier mitzusprechen, zu beweisen. So erging es z. B. unserm vortrefflichen J. H. Voß, der nie zugeben wollte, daß ein Homer nie existirt haben sollte und die Beweise dafür foderte, während F. A. Wolf ihm nur antworten konnte, daß er keine weitern Beweise zu geben habe, als die er bereits gegeben, und daß mit demjenigen, dem diese nicht genügten, überhaupt über diese Angelegenheit nicht weiter zu sprechen sey. Dennoch ist Voß ein Mann, der als Gelehrter, und ich sage auch als Mensch, zu den besten unseres Volks gehört und stets mit Liebe und Hochachtung genannt zu werden verdient, wenn er auch als Kritiker gerade nichts Großes geleistet hat. Hr. Schaab sagt selbst: „Ich achte und ehre zwar jedes Nationalgefühl, aber es darf nie gegen die historische Wahrheit anstoßen. Der Patriotism werde kein Egoism und der Kosmopolit verstecke sich nicht unter den Mantel des Patriotism." — Fühlt er nicht, daß er dieß gegen sich selbst gesagt hat, wenn er Andern die Erforschung der Wahrheit verwehrt, damit sein Nationalgefühl, sein Patriotismus nicht verletzt werde; daß er sich damit selbst des Egoismus schuldig macht? Wenn er hinzusetzt: „die Wahrheit liegt immer in der Mitte; sie läßt sich nicht machen, sie macht sich selbst:" so will er doch in der That von dieser Mitte nichts wissen, sondern glaubt, daß sie ganz und allein auf seiner Seite zu finden sey.

So viel in einer ungewissen und streitigen Sache, die für jetzt auf sich beruhen muß. Wir geben indeß nicht alle Hoffnung auf, daß auch hier noch neue Thatsachen aufgefunden werden, und die Wahrheit den vollständigen Sieg erringen werde.

Der übrige Raum dieses Bandes liefert eine chronologische Folgenreihe der (verwandten) Künste, welche der Erfindung der Buchdruckerkunst vorangingen; sodann wird gehandelt von dem Zustande des Wissens und der Wissenschaften in den der Erfindung vorausgegangenen Zeiten; von ihren Folgen und Wirkungen; von der Preßfreiheit; von den in Mainz seit der Erfindung bestandenen Buchdruckereyen, endlich von der Literatur der Erfindungsgeschichte. — Wenn auch den meisten dieser Gegenstände die tiefere Begründung fehlt, so erkennen wir doch gern an, daß es an brauchbaren Einzelnheiten, die ein künftiger Bearbeiter zu nutzen wissen wird, nicht fehlt.

Den Beschluß machen einige Zusätze und Berichtigungen des ersten Bandes und ein vierfaches Register.

Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern; zugleich Wegweiser für Reisende, und Beitrag zum Studium römischer Rechts- und Militär-Alterthümer; mit 1 Charte und mehrern Abbildungen, von Hofrath Dr. Steiner, Historiographen des großh. hessischen Hauses und Landes; Correspondenten der königl. Akademie der Wissenschaften zu München ꝛc. Darmstadt. 1834. 8. XXIV. und 318 Seiten.

Wir verdanken dem Hrn. Hofrath Steiner bereits eine Geschichte der Stadt und Abtey Seligenstadt; die Alterthümer des Bachgaues 3 Thle.; die Alterthümer des Rodgaues; die Monographie Georg I. Landgrafen von Hessen; eine Geschichte des Freigerichts Alzenau; eine Preisschrift über das altdeutsche und altbayerische Gerichtswesen u. s. w. und haben, nach vorliegender Subscriptions-Anzeige, ehestens die Fortsetzung der von Wenk begonnenen Geschichte des Großherzogthums Hessen in 5 Quartbänden mit Charten und Abbildungen zu erwarten; gewiß erfreuliche Belege über den Reichthum von Sach- und Ortskunde, und über den regen Eifer des Herrn Verf. die nächstbefreundeten Länder Bayern und Hessen (vielfältig auf eigene Kosten) in ihrer ältern und neuern Geschichte aufzuklären, und zu bewahren.

Das vorliegende Werk ist Sr. Majestät dem König von Bayern gewidmet, und in der ehrfurchtsvollen Exposition hierüber wird mit Recht die königliche Residenzstadt Aschaffenburg, welche Alterthum, Lage und Umgebung gleich auszeichnen, bündig vorangestellt. Die Einleitung mit der Aufzählung der bisher diese Gegenstände behandelnden Literatur erörtert die Aufgabe „die alten decumatischen Felder, (im Verfolg nennt sie der Verf. gewöhnlich das Zehentland), jenes schöne Land in der gallischen Provinz Obergermanien zwischen der Donau,

dem Rhein, und dem Limes des Maingebiets zu beschreiben, noch näher.

Die nun folgende erste Abtheilung begreift in 7 §§. die Geschichte von der Ankunft der Römer unter Drusus bis zum Friedensschluß mit dem alemanischen König Macrianus im Jahre 374 nach Chr. Dieser Geschichte geht zweckmäßig „die Physiognomie des Maingebiets vor Ankunft der Römer" voraus, und schließt eben so zweckmäßig mit einer chronologischen Tabelle über die Römer am Main und im Spessart; (wir würden, der sichern Abstammung zufolge, lieber Mayn und Speßhart schreiben). Die zweyte Abtheilung begreift in 31 §§. die Topographie mit allen aus der Anschauung geschöpften Oertlichkeiten und Denkmälern, deren Inschriften vielfältig berichtigt, und erklärt werden.

Die mit Sorgfalt und Gelehrsamkeit aus den römischen Classikern und geographischen Attributen ausgelesenen Stellen sind hiebey zum Grunde gelegt. Ein Anhang verbreitet sich insbesondere über den Limes im Spessart, in Verbindung mit dem Odenwalde; so wie die Wehren des Taunus bereits in der zweyten Abtheilung beschrieben sind.

Die dritte Abtheilung stellt in 6 §§. die Resultate dieser Forschungen bezüglich auf die zur Zeit der staatsklugen Römerherrschaft bestandenen, und das volksthümliche Leben zum Theil bis auf unsere Tage bedingende Sitte und Verfassung zusammen; eine Function, die, unsern Erfahrungen und Ansichten nach, allen solchen Forschungen und Ausbeuten erst den vollgiltigen Stempel der Nutzanwendung aufdrückt. „Bey diesen Gegenständen — sagt der Verf. S. 291 — wird der Zusammenhang der (römischen) Soldgüter mit dem teutschen Lehenwesen, der (vorrömischen) civitates mit den nach Vertreibung der Römer, neu entstandenen teutschen Gauen, des Colonats mit dem Zehntwesen angedeutet, und endlich wird hervorgehoben, wie die alten Marker (Markomannen) in ihrer Eigenthümlichkeit verblieben, und so auf unsere Zeit gekommen sind, und die Römerherrschaft so wenig diese als unsere Sprache vertilgen konnte." Abermals eine Lehre für die Neologen, die da Behufs des Vorwertsschreitens meynen, den heimathlichen Boden und die demselben angestammten Völker lassen sich, mit dauerndem Wohlstand, periodisch, etats- und budgetsmäßig, nach ganz entgegengesetzten Ideologien verarbeiten.

Zur Topographie des Landes sind Werke, wie diese, reiche Fundgruben und unentbehrlich, aus dem vorliegenden über den römischen Limes am Mayn und Speßhart spricht allenthalben die lebendige Anschauung, wie die unabweisliche Berücksichtigung der ältern und neuern Entdeckungen auf dieselbe Weise, wie Buchner, von Raiser, Mayer, u. A. den Donaulimes aufgedeckt haben. Bey diesem Anlasse werden Sach- und Ortskundige sich eines ähnlichen Werkes über den Donaulimes und das Noricum von Hrn. v. Muchar, das in einer auswärtigen Zeitschrift als das beßte Handbuch zur Landeskunde unserer römischen Vorzeit angerühmt wurde, erinnern. In der That fehlt es dem Hrn. Verf. nicht an Gelehrsamkeit bezüglich auf die classische Unterlage; aber durchaus an eigener lebendiger Anschauung unseres Landes und Volkes, und vielfältig auch an Kenntniß dessen, was seit dreyßig Jahren nur diesseits der Donau an Alterthümern neu entdeckt, aufgeklärt, vervollständigt und berichtigt worden ist, und das ist viel, sowohl gezählt, als gewogen. An neu entdeckten Inschriften allein vermißt man bey Hrn. v. Muchar ein volles Hundert; auch sollten die mannigfaltig veränderten Standpunkte der Denkmäler bemerkt werden. Solche Schriften müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, mit der Zeit gleichen Schritt gehen und von Seite tüchtiger Conservatoren periodisch durch Supplemente ergänzt werden. Es verlautet aus Wien, daß man auch dort vielfältig die ursprünglichen Fundorte der aus den Provinzen zusammen geschleppten antiken Denkmäler, Inschriften, Idole ꝛc. nicht mehr kennt, und das ist im Centralisirungs-System für die Landesgeschichte und Topographie wohl die schlimmste Seite. Dadurch wird dem Volke die Mahnung an eine lehrreiche Vergangenheit und dem Forscher zunächst der haltbare Standpunkt zu richtigen Ansichten und Folgerungen entrückt.

— — d.

Die Wappen der Städte und Märkte, dann der Marktberechtigten Orte im Oberdonaukreis des Königreichs Bayern, mit den Orts- und Distrikts-Geschichten derselben, mit urkundlichen Beyträgen zur ältesten bis in die Zeit der Gauen hinaufreichenden Geschichte dieser Orte und Landes-Bezirke. Mit einer Kupfertafel, welche die Burgstelle Wittelsbach, das Monument zu Oberwittelsbach und 54 Wappen enthält. Von dem Ritter Dr. v. Raiser, k. Regierungs-Direktor ꝛc. Augsburg, 1834 in der Lauterschen Reg. Buch-Druckerey. 110 Seit. in 4.

Den für die Geschichte, Topographie, und Statistik des Oberdonaukreises interessanten Inhalt dieser Schrift gibt ihr umständlicher Titel zu erkennen; und die am

Ende beygefügte Inhaltsanzeige in VI. Abtheilungen; nämlich die Wappen überhaupt und insbesondere, dann die bezüglichen Gauen, Dynasten, jetzigen fürstlichen Häuser, adeligen Familien und Geschlechter betr. ist für den Leser und Forscher so förderlich und musterhaft, daß sie bey Herausgabe historischer Schriften wieder allgemein nachgeahmt zu werden verdient. Auch hierin hat die leichtfertige Gegenwart die Zeit überrennt. Große Massen literräischer Produktionen, und keinen Schlüssel dazu! Es ist eine glückliche Idee um dieses reichlich dotirte Wappenbuch, eine Idee, die in allen VIII. Kreisen so durch- und ausgeführt — würde aber auch in jedem Kreise noch ein Kaiser zu finden seyn? der vaterländischen Localgeschichte, Genealogie und Topographie so vielen Vorschub gewährte. Unbeschadet der heutigen Siegelmäßigkeit möchten wir bey solchen historischen Forschungen sogar die von den Kaisern und Landesfürsten an viele notable Bürger- und Bauern-Geschlechter für ausgezeichnete Dienste verliehenen Wappen nicht ausschliessen; gönnt man dem dritten Stande doch auch wieder seine Fideicommisse und Majorate; dagegen dürfte aber desto strenger gegen die Unfüge obscurer Wappenfabriken, die die Minderunterrichteten auf dem platten Lande nur von der historischen Wahrheit ab- und irreführen, verfahren werden. Hie und da sitzt noch ein derley Wappenkönig und Sudler.

Zugleich nimmt der hochverdiente, in seinem Lebensalter schon weit vorgeschrittene Hr. Verf. durch die am Ende (S. 109) beygefügten Schlußworte dieser Druckschrift Abschied von seinen Lesern. „Damit schliesse ich — sagt Hr. von Kaiser — die Monographien aller Hauptorte des Kreises, und damit auch die seit dem Jahre 1820 nebst fünfjährigen Beyträgen für Kunst und Alterthum im Oberdonaukreise in 9 inhaltreichen Druckschriften herausgegebenen, und mit den Kreisblättern distribuirten, historischen und archäologischen Denkwürdigkeiten des Oberdonaukreises.“ Um die so sehr angewachsene Masse von Stoff in den engen Raum eines Bandes zusammen zu drängen, hat der Hr. Verf. einzelne Monographien, so viel möglich abgekürzt, und zum Theil mit kleinern Schriftsatz gegeben. Der Inhalt dieser Schriften umfaßt einen Landesbezirk von fast 100 Quadratmeilen und, was die Quellenforschung und die Mühe solcher Arbeiten gewiß sehr erschwert, eine Mosaik von mannigfaltigen Reichsgebieten, aus der bajuvarischen und alemannischen Zeit stammend.

— — d.

C. Chr. Sturms Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres. Ein nützliches und unentbehrliches Handbuch für jede Familie. Erster Band. Jäner, Hornung, März. Durchgesehene, verbesserte u. vermehrte Ausgabe. Luzern 1834. XIV. und 296. Kl. 8.

Es ist für die sittliche Volksbildung äußerst wichtig, daß man die Menschen gewöhne, Alles zu beobachten, was zur Erhöhung ihrer Glückseligkeit dienen kann. Aus Unachtsamkeit kommt Gleichgültigkeit, aus Gleichgültigkeit Rohheit, aus Rohheit entspringet das Laster. Wer den Wurm im Staube aufmerksam beobachtet, wird bald seinen Mitmenschen eines barmherzigen Blickes würdigen. Wer aber gegen die Thiere grausam ist, wird es bald auch gegen die Menschen seyn. Diese Volksbildung ist höchst wichtig, wir mögen sie in Verbindung mit dieser oder jener Welt betrachten. Die Religion ist der erste, und die Natur der zweite Theil der Offenbarung Gottes. Dieses sind die zwei Theile, der einen ewigen Weisheit geweiht, und beide Gottes Tempel. Nicht nur die christliche Religion, sondern auch die Natur predigt uns einen allmächtigen, weisen und gütigen Vater. Die Himmel verkündigen uns seine Herrlichkeit, und das Firmament predigt uns die Werke seiner Hände. Ein Tag sagt dieß dem andern, und eine Nacht ruft es der andern zu. Dieß ist keine Sprache und keine Stimme, die nicht verstanden werden kann, ihr Schall geht in alle Länder aus, und ihre Worte haben sich bis zu allen Enden der Welt verbreitet.

Das vorliegende Werk von Sturm verschafft uns hinlängliche Kentnisse im schönen Reiche der Natur, und belebt zugleich unsere Herzen mit heilsamen Empfindungen. Die Betrachtungen erklären von Tag zu Tag, von Monat zu Monat die merkwürdigsten Erscheinungen auf der Erde, in Luft und Wasser und am gestirnten Himmel, und entflammen unsere Andacht gegen denjenigen, durch den Alles gemacht ist, und der in allen Leiden und Freuden bis an das Ende der Zeiten bei uns ist. Der allgemein anerkannte Nutzen den dieses vortreffliche Werk eines frommen und gelehrten Mannes gestiftet hat, bleibt das schönste Lob und der klarste Beweis seines Werthes.

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 28. Februar 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 18.

Inhalt.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen. Verlag von Karl Heyder. 1834. gr. 8. 436 Seiten.

Unter den neueren lyrischen Dichtern deutscher Nation, die seit ungefähr zwanzig Jahren sich bekannt und beliebt gemacht, nimmt Fr. Rückert, nach dem Urtheile aller Stimmberechtigten, einen ausgezeichneten Rang ein. Seinen poetischen Ruf zeigte er sogleich mit Entschiedenheit in den „deutschen Gedichten„ (1814) und im „Kranz der Zeit“ 1817, in welchen er eben auch, neben andern achtungswerthen Namen, als Sänger jener verhängnißvollen Tage auftrat, und der Zeit den Tribut zollte. Späterhin und seitdem zog und hielt ihn seine Muse zum ernsteren Studium orientalischer Literatur, der er sich mit Eifer widmete, ohne jedoch von der vaterländischen, der deutschen Poesie, sich zu entfernen, welche vielmehr der Richt- und Endpunkt aller seiner dichterischen Bestrebungen blieb. Als Resultate jener Studien in fremder Literatur theilte er uns von Zeit zu Zeit so manche köstliche und reichliche Garbe mit, z. B. die „östlichen Rosen“ und jüngst noch den „Schi-king“ (chinesisches Liederbuch); und als deutscher Dichter, aus dem eigenen Schatz seiner poetischen Anschauungen und Empfindungen, erhielten wir bey verschiedenen Gelegenheiten, wie sie Tag und Jahr bothen, freundliche Gaben, die denn auch von uns, wie billig, jedes Mal freundlich aufgenommen worden sind. Diese, in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen zerstreuten Gedichte legt er uns denn hier in einer Sammlung vor, die uns um so willkommener seyn muß, da wir nun seinen dichterischen Charakter, dessen vereinzelnte Züge wir sonst schwer zusammen setzen möchten, mit Einem Ueberblicke aufzufassen und in seiner Ganzheit zu würdigen in den Stand gesetzt sind.

Ueberschauen und überdenken wir nun diese seine gesammelten Gedichte, so viel uns deren in diesem Bande vorliegen, und stellen wir dieselben in der Erinnerung mit allem dem zusammen, was wir von dessen poetischen Productionen, Uebersetzungen und Ueberdichtungen sonst noch kennen: so kann es uns nicht schwer fallen, ihm sogleich denjenigen Platz anzuweisen, der ihm unter den deutschen lyrischen Dichtern, zumal der neueren Zeit, gebühret und mit Ehren zusteht. Vorerst wird sogleich jedem von uns seine Feuchtbarkeit auffallen, die vielleicht, was Lyrik betrifft, beyspiellos in der Literatur ist; so fern sie nämlich nicht bloß nach der Anzahl der Gedichte ermessen, sondern vielmehr nach deren Mannigfaltigkeit und nach den verschiedenen Richtungen (in Inhalt und Form) seiner lyrischen Bestrebungen erwogen wird. Diese Feuchtbarkeit und Mannigfaltigkeit würde jedoch unserm Dichter nur die zweydeutige Ehre des Einzigen in seiner Art geben, und ihn, wie so manchen anderen, in Nebendingen ausgezeichneten, vielmehr ausser den Kreis seiner Kunstgenossen als unvergleichbar hinaus stellen. Aber ein anderer, ungleich wichtigerer, wesentlicher Vorzug sichert ihm seinen Ehrenplatz inmitten des deutschen Dichter-Chors, den ihm auch nicht leicht ein anderer streitig machen wird: es ist die umfassende Kenntniß und tiefe Erkenntniß der deutschen Sprache, die Leichtigkeit und Sicherheit, wie er sich ihrer als Werkzeugs der Poesie bedient, die Zauberkraft, womit er die spröden Bausteine, die Wörter, hebt, schmeidigt und zum Ganzen fügt; es ist die Meisterschaft in der Ergründung und Anwendung jener geheimnißvollen Formel, welche

zuletzt unsere Poesie erst recht zur Poesie macht — nämlich des Reimes.

Indem wir aber dieses letzte Wort aussprechen und darauf einen besondren Werth zu legen scheinen, wird es nothwendig seyn, daß wir uns näher über den Begriff erklären, den wir, vielleicht abweichend von der gewöhnlichen Vorstellung, damit verbinden. Und um sogleich einer bekannten Unterscheidung uns anzubequemen, wollen wir, wie man etwa z. B. von Wortwitz und von Sachwitz spricht, auch den Reim in dieser doppelten Beziehung betrachten und würdigen.

Gewöhnlich wird nur der Wortreim als solcher erkannt und anerkannt. Es giebt aber, wie man weiß, mehrere Abstufungen dieses Reimes. Die niedrigste, weil am wenigsten fühlbare, ist der Buchstabenreim, der, wenn Vocale regelmäßig wiederkehren, Assonanz, — wenn Consonanten, Alliteration genannt wird. Beyde waren die ersten Anfänge einer rhythmisch sich ausbildenden Sprache, ihr kindliches Lallen. Die Alliteration lag jeder consonantenreichen Sprache nahe, z. B. der altgermanischen, und die Assonanz jeder, an Vocalen überwiegenden, z. B. den romanischen. In einer mehr ausgebildeten Sprache dienen sie jedoch nur mehr als Nothbehelfe, und als Uebergänge zu dem Sylbenreim. Dieser macht sich schon mehr geltend für das Ohr, und, da er durch den Ton zugleich auf den Begriff unmittelbar hinleitet, auch für den Verstand und die Phantasie. Er wird darum vorzugsweise Reim genannt, und ist das charakteristische Merkmal der poetischen Darstellung in den meisten neueren Sprachen des Occidents und auch vieler des Orients. Eine noch höhere Stufe bildet der eigentliche Wortreim, d. h. die regelmäßige Wiederkehr desselben Wortes in einer rhythmischen Rede. Er ist auch von deutschen Dichtern von jeher mit Glück gebraucht worden, z. B. von Bürger, obwohl er in der Theorie des Reimes keine sonderliche Beachtung gefunden hat. In der Gasele, einer persischen Dichtart, welche in der neuesten Zeit hauptsächlich durch Rückert und Platen übertragen und nachgeahmt worden, spricht sich der Gehalt und die Kraft dieses Wortreimes am klarsten und vollsten aus. Die höchste Stufe endlich des Sprachreimes ist die regelmäßige Wiederholung eines und desselben Satzes in einer geschlossenen rhythmischen Reihe, welche die Franzosen einen „Refrain" nennen, und besonders im Triolett, freylich auf eine oft nur spielende Weise, darzuthun suchen. Auch in der deutschen Poesie, geistlichen und weltlichen, ist dieser Satzreim, zu Ernst und Scherz häufig wirksam angewendet worden.

Es gehört zu den größten Sonderbarkeiten einer von der Natur abirrenden Theorie, wovon die Geschichte der deutschen Literatur Meldung thut: daß selbst Dichter von Bedeutung die Wichtigkeit des Reimes in unserer Sprache mißkannt und dessen Gebrauch als dem freyen Schwunge der Poesie hinderlich und lästig angesehen haben. Freylich bey der etwas ungelenken Weise, wie sie selbst, und so viele sonst achtungswerthe Dichter ihrer Zeit, sich des Reimes bedienten, konnten sie dem mühsam erhaschten oder widerlich eindringenden Gleichklang nicht sonderlich hold werden, und sie suchten darum den Rhythmus, die Kraft und Bedeutsamkeit der gemessenen Form lieber in den freyern quantitativen Maßen der Römer und Griechen, denen sich unsere fügsame, kräftige Sprache allerdings zu accommodiren schien. Von der Frage, ob und in wiefern jene antiken Rhythmen für uns zulässig seyen oder nicht, hier absehend, wollen wir nur Einiges in Erinnerung bringen, was für die Natürlichkeit und Zweckmäßigkeit des Reimes spricht, und dieses „Bundwort" — wie die Meistersänger den Reim passend nannten — als eine der wichtigsten Bedingungen der rhythmischen Rede hinstellt. Dieser qualitative Rhythmus liegt einmal schon reichlich als Keim ausgestreut in unserer Sprache, und sproßt allüberall in schönen gleichförmigen Blumen hervor; und es gehört darum so recht zum Berufe des deutschen Dichters, dieselben mit Fleiß zu sammeln und in sinnig geordnete Kränze zu binden. Die Natur selbst geht hier der Kunst mit gutem Beyspiele voran; denn gerade in den bedeutsamsten Redensarten, zumal auch in den Sprichwörtern, wie sie im Munde des Volkes leben, spielet der Reim in wirksamer und schmiegsamer Weise überall durch, und in kindlichen Ohren und Gemüthern übet dieser gemessene Gleichklang einen Zauber aus, der die Macht des „Wortes" auf eine überraschende Weise darthut. Auch findet die Geschichte unserer Literatur von den ältesten Zeiten her schon den Reim als Hauptmoment der rhythmischen Rede, zumal in jener blühenden Epoche des Minnegesanges. Späterhin, bey den Spruchdichtern und den Meistersängern galt dieses qualitative Moment, mit Vernachläßigung des quantitativen, sogar nur als das einzige; man wog schon nicht mehr, man zählte nur die Sylben, und band eben die Zeilen mit jenem Bundwort ganz einfach zusammen. Als darauf die Schule sich der Poesie bemeisterte und in die Theorie des Rhythmus auch die antiken Versmaße aufnahm, that sie zwar ihr Möglichstes in der Nachbildung jener fremden Formen; aber den Reim drückte sie doch gleichsam als angestammtes Insiegel der deutschen Sprache auch sogar dem Hexametre und der Sapphischen Strophe auf. Die fernern Schicksale des Reimes in unserer Poesie mit seinen Wechselfällen sind allgemein bekannt; in der neuesten Zeit, nach dem Vorgang der größten lyrischen Dichter, wird dessen Bedeutsamkeit und Gefügigkeit unter den Kunstgenossen gar nicht mehr in Frage gestellt, sondern sein eben so strenges als sanftes Regiment im Bereiche deutscher Poesie gern anerkannt und befolgt.

Diese Bemerkungen, obgleich sie Kennern nichts Neues darbiethen, scheinen doch so fern nothwendig zu seyn,

als sie einem alten, unter Liebhabern noch weit verbreiteten Vorurtheile entgegen treten, — zumal hier, bey Erwähnung und Anrühmung eines Dichters, den wir als „Meister des Reims“ begrüßt wissen möchten.

Ungleich wichtiger und tiefer in das Wesen der Poesie eingreifend, als der Wortreim, ist jener andere, den man, analoger Weise, den Sachreim nennen möchte, obschon übrigens beyde Rhythmusarten, zumal in ihren Endpunkten, sich berühren und in einander laufen. Wenn jener zunächst nur Buchstaben, Sylben, Wörter, als tonische Elemente nach bestimmten Gesetzen ordnet und fügt, so einet und vermählt dieser geradezu Gedanken, Ideen nach ihrer geistigen Verwandtschaft und nach den Gesetzen, die in dem höhern Gebiete des Gemüthes und der Phantasie gelten. Der niedrigste Grad des Gedankenreimes ist jener Parallelismus, der besonders in der hebräischen Poesie z. B. in den Psalmen, vorherrscht und durchgängig sich kund gibt. Dieses Synonymon parallel laufender und unmittelbar wiederkehrender Gedanken kann jedoch nur als der Anfangspunkt oder auch als Uebergang zu einem höhern Rhythmus betrachtet werden. Die zweyte Stufe bildet jene andere Anschauungs- und Darstellungsweise, welche in den einzelnen Erscheinungen der Natur, des Menschengeistes, Gottes selbst, eine analoge, congruente Vorstellung in einer verwandten Sphäre findet und diese neben jener hinstellt, gleichsam als klareren Wiederschein von einem der Phantasie näher liegenden, dem Gemüthe mehr befreundeten Objekte. Es ist dieß der Ursprung der Fabel, der Parabel, der Allegorie, des Symbols, der Mythe, die zuletzt als lauter Versuche anzusehen sind, zwischen der Natur- und Geisterwelt wechselseitige Beziehungen, Annäherungen, Verschmelzungen zu entdecken und eins durch das andere für uns klarer, gewisser, lebendiger zu machen. Die höchste und letzte Stufe wäre endlich jener Rhythmus, welcher das Eins in Allem, und Alles in Einem darstellte, wo die ganze Natur, sowohl im Zusammenhange ihrer verschiedenartigen einzelnen Elemente und Erscheinungen unter sich, als auch in ihrem wirklichen oder symbolischen Verhältnisse zur Weltseele nachgewiesen würde, so daß der Menschengeist jenes All und Eins mit Einem Blicke überschauen, mit Einem Zuge genießen, und in diesem Meere des Lichtes und der Wonne selbst sich freywillig verlieren könnte. — Natürlich dürfte dieser poetische Pantheismus nicht verwechselt werden mit jenem philosophischen, der, indem er die Natur vergöttert, Gott selbst hinwiederum entwesst, während er den Menschen in seinen Strudel gewaltsam hinabreißt und vernichtet; sondern die Poesie mit ihren vermittelnden Rhythmen, legt bloß die Natur wie ein Lichtkleid um Gott, daß der Unnahbare hervortrete aus seinem heiligen Dunkel und sich dem Menschengeiste, dessen Sehnsucht und Liebe, in seiner Herrlichkeit zeige und offenbare. Möge dann, was die dichtende Phantasie in heiligen Momenten erschaut hat, der betrachtende Verstand nach seiner Weise sondern und fügen, und im Bilde, das dem Geiste geworden, den Schein von dem Wesen abstrahiren, und, was seines Berufes ist, an dem letztern sich genügen. Die Poesie wird drum die Philosophie um ihre Klarheit und Wahrheit nicht beneiden.

Wir haben diese allgemeine Erörterung voraus geschickt, um den Charakter unsers Dichters, wie wenigstens wir ihn gedeutet haben, überhaupt darnach zu bezeichnen, und so von diesem Standpunkte aus, auf den wir uns, mit dem Leser dieser Blätter, stellen, unsere Urtheile über einzelne Gedichte zu erleichtern — oder auch überflüßig zu machen. Denn, wie bey der Beurtheilung eines Menschen, so handelt es sich auch bey der Würdigung eines Dichters vor allem um die richtige Auffassung der Grundzüge seines Wesens. Wenn wir nur einmal die Idee, die ihn beherrscht, das Princip, von dem er in seinen Dichtungen ausgeht, die Methode, die er befolgt, vollkommen erkannt haben, so wird es uns unschwer fallen, die einzelnen Züge zu deuten oder auch zu ergänzen, um uns ein klares Bild seiner ganzen Anschauungs- und Gefühlsweise zu verschaffen.

Die erste Abtheilung der vorliegenden Gedichte (S. 3—135) führt die Ueberschrift: „Bausteine zu einem Pantheon“, und die zwey ersten Gedichte „zum Anfang“ bezeichnen, gleichsam als Vorwort, den Geist der Muse, die sich in diesem Pantheon vernehmen lassen will. Sie beyde stellen jenen höhern und niedern Rhythmus in anschaulicher und lebendiger Gestalt dar, den wir oben in trockener, schematischer Prosa vorzustellen versucht haben. Der Meister des Reims tritt sogleich mit Entschiedenheit auf. — In allen den folgenden Gedichten, dem Anschein nach vermischten Inhalts, spricht sich dieselbe Grundanschauung aus, obgleich in der verschiedensten Form. Die Natur mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen, die Mythe und Sage mit ihren allegorischen Deutungen, zumal der Mensch mit den geheimsten Ahnungen seines Gemüthes, mit den heitern, doch bedeutsamen Spielen seines Witzes, mit den täuschenden, obgleich auch treffenden Bildern seiner Phantasie: sie alle wollen den Tribut darbringen zur Verherrlichung des Wahren, Edlen, Großen und Heiligen.

Am einfachsten und kürzesten hat wohl der Dichter seine Anschauungsweise ausgesprochen in den „angereihten Perlen“ (S. 29 — 80), von denen wir hier einige zur Verständigung ausheben wollen.

O blicke, wenn der Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

•

Es weichen Sonn' und Mond einander freundlich aus;
Selbst ihnen wäre sonst zu eng ihr weites Haus.

•

Sag' ich, du seyst in mir? sag' ich, in dir sey ich?
Du bist, was an mir ist; was ich bin, ist durch dich.

•

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros', ich bin dein Duft;
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!

•

Geheimniß, unerforscht! Was nicht die Himmel fassen,
Hier in dieß enge Herz will es sich fassen lassen.

•

Ich bin ein Blatt des Baums, der ewig neue trägt.
Heil mir! es bleibt mein Stamm, wenn mich der Wind verschlägt.

•

Vernichtung weht dich an, so lang du Einz'les bist;
O fühl' im Ganzen dich, das unvernichtbar ist.

•

Wie groß für dich du seyst, vorm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als kleinstes wichtig.

•

In bunten Schalen steht der Frühwein eingeschenkt,
Womit der König Lenz sein Hofgesinde tränkt.

•

Mit sieben Zungen thue sich die Lilie kund,
Und halb geöffnet schweigt der Rose Knospenmund.

•

Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen,
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

•

Es wankt das Tulpenbeet, von eignem Glanze trunken:
Das Liebesfeuer brennt, wer zählt seine Funken?

•

Narzisse schaut dich an mit goldnem Augenstern:
„Ich blicke nach dem Licht, du blicke nach dem Herrn!"

•

In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt.

Solche und ähnliche Themata varirt denn unser Dichter in den mannigfaltigsten Weisen — in Liederform, in Parabeln, in Allegorien, in Sagen und Mythen, die er mit allem Reichthum der Sprache, des Gefühls und der Phantasie ausschmückt. Um die Eigenthümlichkeit seines poetischen Spieles auch denjenigen Lesern in etwas begreiflich zu machen, welche unsern Dichter noch nicht aus dessen zerstreuten Blättern näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, wollen wir noch ein und die andere Probe von der kürzern und gefälligern Art hieher setzen.

Der Schmuck der Mutter. (S. 104.)

Mensch! es ist der Schöpfung Pracht
  Nicht für dich allein gemacht.
Einen Theil hat sich zur Lust
  Die Natur hervor gebracht.
Darum singt die Nachtigall,
  Wo du schlummerst in der Nacht.
Und die schönste Blume blüht,
  Eh' des Tages Aug' erwacht.
Und der schönste Schmetterling
  Fliegt, wo Niemand sein hat Acht.
Perle ruht im Meeresschooß,
  Und der Edelstein im Schacht.
Kind! da reichlich Aug und Ohr
  Die mit Füllen ist bedacht,
Gönn' der Mutter etwas auch,
  Das sie zum Geschmeid sich macht.

Becher und Wein. (S. 117.)

Gebt Ohren meinem Spruche,
Vernehmt, und merket nur,
Ein Bruchstück aus dem Buche
Der Weisheit der Natur.

Es fiel ein Strahl der Sonne,
Zugleich mit Adams Fall,
Verlustig seiner Wonne,
Und ward, erstarrt, Metall.

Es hieng das Gold in Klüften,
Wohin das Licht nicht drang,
Und sehnte sich, den Lüften
Zu künden Glanz und Klang.

Da kam, um zu erlösen
Den Bruder aus der Nacht,
Gefahren mit Getösen
Der Bergmann in den Schacht.

Da ward die Starrheit milde,
Als in des Künstlers Hand
Ein glänzendes Gebilde,
Ein tönendes, entstand.

Es war ein leer Gefäße,
Und gab nur hohlen Klang;
Da fehlte der gemäße
Gehalt der Form nicht lang.

Denn als im Sonnenstrahle
Das Mark der Rebe schmolz,
Da ward die goldne Schale
Aus goldnem Inhalt stolz.

Der Becher gab ein Tönen,
Der Wein begeistert schwoll,
Empfindend, daß versöhnen
Des Lebens Streit er soll.

Es spiegelte der Himmel
Sich in der klaren Fluth,
Und irdisches Gewimmel
Trank heitern Lebensmuth.

Erhebt den Blick, ihr Zecher,
Und trinkt, dem Lichte hold,
Aus goldnem Sonnenbecher
Geschmolznes Sonnengold.

Die zwey und der Dritte (S. 9).

Fantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,
Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg.
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionirter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.

Fantasie sich halben Leibs zum Himmel hob,
Einen Stern
Faßt sie und schwang ihn, daß es Funken stob
Nah und fern.
Fiel der Witz
Wie ein Blitz
Drüber her, und faßt den Schein
In die kleinen Taschen ein.

Fantasie zur Wolke, die vorüber flog,
Streckt die Hand,
Sich die Wolken purpurn um die Schultern zog
Als Gewand.
Witz versteckt
Drunter steckt;
Wie sich nur ein Fältchen ruckt,
Witz hervor mit Lachen guckt.

Fantasie mit Donnersturm thut auf den Mund,
Witz verstummt;
Schweigt die Riesinn, thut sogleich der Zwerg sich kund,
Pfeift und summt.
Der Verstand
Hält nicht Stand,
Geht und spricht: das mag ich nicht,
Denn das sieht wie ein Gedicht.

Die zweyte Abtheilung bildet ein größeres Gedicht „Edelstein und Perle" (S. 139 — 185). Es ist bereits im Jahre 1817 entstanden, und hat sogleich beym ersten Erscheinen den Ruhm des Dichters auf immer begründet. In orientalischem Geiste gedacht, in italiänischem Rhythmus (Terzinenform) abgefaßt, und von deutschem Gemüthe durchdrungen: vereinigt dieses Gedicht, zur Verherrlichung der Schönheit und der Liebe, zugleich Größe und Einfalt der Erfindung, Pracht und Lieblichkeit der Bilder, Fülle und Reichthum der Sprache, Tiefe und Anmuth der Gefühle. Perle und Edelstein zieren die schlummernde Geliebte, während die Kerze sie mit ihrem Lichte bescheinet. So findet sie ihr Geliebter. Da beginnen Perle und Edelstein ein geheimnißvolles, doch dem Geliebten vernehmbares Zwiegespräch, ihre Entstehung, ihre weitern Schicksale sich einander mittheilend, bis sie endlich des Glückes theilhaftig geworden, als Schmuck die Schönste zu verschönen. Einfällt zuletzt auch die Kerze, heller aufflammend, und erzählend, wie die Biene sich Beute geholt von der Blume und das edle Wachs gestaltet habe, das nun, zum Opfer der Liebe, in Licht aufgehe und sich verzehre. — Es ist unmöglich, das Zarte, Sinnige und Innige, das in dieser wundersamen Dichtung liegt, auch nur schematisch anzudeuten, und wir wissen so fern keine andere damit zu vergleichen, als jene Poesien des irischen Schwanes, Th. Moore.

Die dritte Abtheilung enthält, unter der Aufschrift „Liebesfrühling" (1821) in überaus reicher Fülle erotische Lieder, die der Dichter, in fünf Sträuße gewunden, den Liebenden liebend darbiethet (S. 188 — 406). In allen beynahe nur denkbaren Formen, von den kleinsten artigsten Tändeleyen aus, die verschiedenen leichtern und gefälligern Liederweisen hindurch, bis zu den großartigen und gewaltigen Rhythmen der Ode, jede Beziehung des Lebens in keuscher, reiner Liebe auffassend und darstellend, und die ganze Tonleiter der Gefühle durchspielend,

regt und bewegt sich seine Poesie, wie der Schmetterling über einem üppigen Blumenbeet, wie die Biene an einem übersäeten Blüthenbaum, und singt, liebetrunken, wie die Nachtigall, immer „das alte Lied," in immer neuen Weisen.

Das möchte aber eben den Recensenten, „den tapfern Ritter," ärgern und langweilen. Ich denke mir ihn auch wirklich in leibhafter Gegenwart und in behaglicher Situation: wie er an einem lauen, milden Frühlingsabend aus seinem Fenster guckt auf den düfteathmenden Garten und die im Abendrothe verschwimmende Gegend. Er hat so eben die Pfeife gestopft und dampft nun seine Rauchwolken in die Lüfte hinaus. Da vernimmt er, aus dem nahen Buschwerk, den Gesang einer Nachtigall, und horcht. „Hm, das läßt sich hören!" spricht er zu sich selbst und zur alten Muhme, deren Orakel er ist. Und drauf, nach kürzern und längern Pausen: „Charmant! Passabel! Zwar nicht neu, doch gut! Originell, doch bizarr! Zu viel Ausdruck! Leiser, leiser! Welch Gegälle! Purr Rhapsodien! Ohne Modulation! Wie monoton! Immer dieselbe Leyer!" Unter diesen Exclamationen, die sich bunt durch einander wiederholen, ist die Pfeife ausgeraucht, die so fort, unter Pfeifen eines Gassenhauers, ausgeklopft wird. Recensent wirft zuletzt noch einen flüchtigen Blick nach dem Himmel, um sich ein Prognostikon, des Wetters wegen, zu stellen. Die Sterne blinken in vollstem, reinsten Lichte, als wollten sie mit einander wetteifern in Pracht und Glanz. Recensent schüttelt den Kopf, und sagt: „Buntes, tolles, üppiges Zeug!" und wirft das Fenster zu, und zieht die Vorhänge vor, um Nachtigallensang und Sternenglanz abzuhalten, damit sich's desto sanfter ruhen lasse. Indeß wandelt drunten durch den blühenden Busch in der sternerhellten Nacht ein Jüngling, und belauscht die rührenden Weisen der Nachtigall, und beschaut die ewigen Sterne, und Sehnsucht und Liebe und Andacht schwellen sein Herz, und die Stunden verfließen ihm in seliger Betäubung, und es findet den Glücklichen noch der Morgenstern wach, und der letzte schmetternde Schlag der Nachtigall.

Diese Geschichte oder Parabel dürfte freylich so recht als ein hors-d'oeuvre in einer Recension erscheinen. Es muß aber, dünkt uns, jedem Recensenten erlaubt seyn, zumahl in einem so schwierigen und verfänglichen Falle, an das Publikum selbst zu appelliren, und die muthmaßlichen Urtheile desselben per substitutionem kund zu machen. Diese Selbstverläugnung des Mannes, von seiner Tribune herunter zu steigen und exoterische Stimmen zu sammeln, wird ihm hoffentlich, zumahl in der deutschen Gelehrten-Republik, sogar zu besonderm Danke werden.

Er selbst aber, der gegenwärtige Recensent, will er aufrichtig seyn, muß frey und offen gestehen, daß er in diesem „Buch der Liebe" alles mit Theilnahme, das meiste mit Beyfall, vieles mit Bewunderung vernommen habe. Wenn uns ein Freund so blumenreiche, so lieblich duftende und buntfarbige Sträuße darbiethet, da hänget und mäkelt unser Auge nicht am Einzelnen, sondern es vergnügt und erbaut und erhebt sich am Ganzen, an der Totalerscheinung. Denn das Einzelne selbst kann ja auch nur im Zusammenhange und in Beziehung zum Ganzen gewürdigt werden; und in einem Strauße wird auch ein einfacher Grashalm oder ein bescheidenes Blümchen von Werth seyn, so fern sie, wie die nüancirenden Farben, Lichter und Schatten in einem Gemälde, zur Klarheit, zum Schmucke des Ganzen beytragen.

Der Dichter — dessen Wahlspruch übrigens ist: (S. 48)

Laß dich nicht im edlen Tagwerk irren
Von Schülern, die nur meistern meisterlich —

er hat selbst die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit wohl erkannt und empfunden, das tiefste und zarteste Geheimniß des Gemüthes, die Liebe, in all ihrer Macht, Klarheit und Wahrheit durch das Wort darzustellen. Hören wir hierüber sein Bekenntniß und seine Klage (S. 253).

Wie sind deine Töne,
Menschenbrust, so dumpf!
Wir für's Geistig-Schöne,
Worte, seyd ihr stumpf!

Wie sind eure Glieder
Ungeschmeidig streng,
Eure Formen, Lieder,
Dem Gefühl zu eng!

Was ich hatt' empfunden
In der Brust so warm,
Wie sich's losgewunden,
Steht es da so arm.

Vor dem Klang der Flöten
Schämt sich Dichters Wort,
Vor der Ros' erröthen
Muß es fort und fort.

Kannst du wohl dich messen,
Lied, mit Nachtigall,
Flüsternden Zypressen,
Silberwogenfall?

Daß die Rede flöße
Wie des Quelles Fluth,
Oder sich ergöße
Wie des Feuers Gluth!

Daß die Worte sproßten
Wie die Ros' im Thau,
Wie die Röth' im Osten
Aus dem feuchten Blau!

Meine Lieder schienen
  Immer herb mir nur,
  Wenn ich ab von ihnen
  Sah in die Natur.

Lieblich will mir scheinen
  Nur das Liebeslied,
  Liebste, das aus deinen
  Augen an mich sieht.

Eben darum sucht der Dichter der Liebe die Zeichen und Symbole zur Darstellung seines innersten Lebens in der Natur und ihren mannigfaltigen Gegenständen und Erscheinungen auf, und findet sie überall, wo ihm verwandte Zustände, Gluth, Farbe, Klang und Glanz, Regung und Bewegung, Leben und Liebe begegnen. Wir heben in dieser Hinsicht das folgende Lied aus, zugleich als Probe, wie unser Dichter auch die künstlichen Weisen jenes ältern Minnegesanges aufzufassen und nachzubilden verstanden hat. (S. 270)

O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn die Sonne triumphirend sich
Hebt über Sterne, die am Himmel stunden,
Ein Schimmer nach dem andern leis' erblich,
Bis alle sind in einen Glanz geschwunden;
So hab' ich, Liebste, dich
Gefunden:
Du kamst, da war, was je mein Herz empfunden,
Geschwunden
In dich.

O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn des Meeres Arme aufthun sich
Den Strömen, die nach ihnen sich gewunden,
Hinein sich diese stürzen brünstiglich,
Bis sie die Ruh' im tiefsten Schooß gefunden;
So, Liebste, hab' ich dich
Empfunden:
Sich hat mein Herz mit allen Sehnsuchtswunden
Entbunden
In dich.

O Sonn', o Meer, o Rose!
Wie wenn im Frühling tausendfältig sich
Ein buntes Grün hat ringend losgewunden,
Ein hadernd Volk, bis Rose, königlich
Eintretend, es zum Kranz um sich verbunden;
So, Liebste, hab' ich dich
Umwunden:
Der Kranz des Daseyns muß sich blühend runden,
Gebunden
In dich.

Wie sehr übrigens der Verfasser Meister der Sprache sey, und der Kunst, das Höchste und Tiefste jenes Gefühls, auch ohne jene connere Symbolik der Natur (so weit dieß dem Worte überhaupt möglich ist), auf klare, lebendige und erhabene Weise auszusprechen, deß zum Zeugniß theilen wir schließlich noch folgendes Gedicht mit (S. 305):

Mit dem goldnen Schlüssel des Vertrauens
  Hat ihr Herz die Liebste mir erschlossen.
  O der Fülle sel'gen Wonneschauens!
  O des Anblick[illegible], den [illegible] da genossen!
Wie durchleucht[illegible]h ich, wie durchfunkelt
  Dieses Herz von ew'gen Liebessonnen,
  Nichts verschattet, nicht umwölkt, verdunkelt,
  Alles rein in Licht und Glanz zerronnen.
Welche Heldenfreudigkeit der Liebe,
  Welche Stärke muthigen Entsagens,
  Welche himmlisch erdentschwungnen Triebe,
  Welche Gottbegeistrung des Ertragens!
Welche Sich-Erhebung, Sich-Erniedrung,
  Sich-Entäußrung, völl'ge Hin-sich-gebung,
  Tiefe, ganze, innige Erwiedrung,
  Seelenaustausch, Ineinanderlebung!
Solche Bronnen des Gefühls, wie nimmer
  Noch sie rauschen hörten Dichterträume,
  Solche Schöpfungsstrahlen, Weltenschimmer,
  Wie sie niemals faßten Himmelsräume:
Kann ein solcher Abgrund sel'ger Schmerzen,
  Solch ein Ueberschwang von Himmelswonnen,
  All zusammen stehn in einem Herzen?
  Und ich hab' es, dieses All, gewonnen.
Gott, der du mir diesen Schatz gegeben!
  Kann ich je nach anderm Gut auf Erden
  Ungenügsam diesen Blick erheben,
  Mög' ich Nichts vor deinem Antlitz werden.

Jenen drey Abtheilungen sind am Ende noch angehängt: Fünf Mährlein (1813) und Volkssagen (1817): die Begrüßung auf dem Konast — Bestrafte Uneigennützigkeit — Die Riesen und die Zwerge — Ottilia. Jene Mährlein sind bereits zum Theil schon in Jugendschriften übergegangen, und haben in dem Munde der Kinder ihr Lob gefunden; und die Volkssagen stellen sich, nach Form und Gehalt, den besten bey, welche unsere poetische Literatur aufweiset.

Die anständige äußere Ausstattung des Buches, bey einem verhältnißmäßig billigen Preise, gereicht der Verlagshandlung um so mehr zur Ehre, da dergleichen typographische Erscheinungen, zumal poetischer Werke, in unserm engern Vaterlande noch immer zu den Seltenheiten gehören.

L. A.

C. Chr. Sturms Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres. Ein nützliches und unentbehrliches Handbuch für jede Familie. Erster Band. Jäner, Hornung, März. Durchgesehene, verbesserte u. vermehrte Ausgabe. Luzern 1834. XIV. und 296. fl. 8.

(Schluß.)

Da an vielen Orten sich ein lebhafter Wunsch nach demselben äußerte, alle Exemplare der früheren Auflage aber schon vergriffen sind, so entschloß sich der Herausgeber es einer genauen Durchsicht zu unterwerfen, und einen neuen Abdruck desselben zu besorgen, um zur Belehrung und Bildung des Volkes in Schulen und im häuslichen Leben nach Kräften beizutragen, und die Anbetung des Allmächtigen im Geiste und in der Wahrheit zu fördern. Er hat bey der Durchsicht auf die Fortschritte der Wissenschaft und die gegenwärtigen Verhältnisse möglichst Rücksicht genommen. Doch konnte und wollte er die Eigenthümlichkeit des Werkes nicht umgestalten. Daher wäre es unbillig, wenn man deßhalb zu übertriebene Forderungen stellte. Auch durfte er nicht vergessen, daß der Verfasser nicht nur belehren, sondern auch erbauen wollte, daß er demnach nicht für die Neugierde, noch viel weniger für die bloße Forschung schrieb, sondern daß es ihm um etwas Höheres zu thun war. Darum ist auch seine Sprache einfach und voll Innigkeit und Salbung; sie weckt überall zum Nachdenken, zur Andacht und vor allem zur werkthätigen Anwendung des Erfaßten. Denjenigen, welche bedenken, daß die Betrachtungen auf jeden Tag eingerichtet sind, und dieselben darnach gebrauchen, wird es nicht einfallen, sich der Meinung hinzugeben, daß sie langweilig seyen, oder die gleichen Gedanken zu oft wiederkehren. Wenn man die Einrichtung und Absicht des Werkes nie aus den Augen läßt, so wird jede Betrachtung immer neu und vollkommen erscheinen, und jede wird unterhalten und belehren. Sie sind weder zu groß, um zu ermüden, noch auch zu kurz, um keinen Eindruck zurückzulassen. Diese Betrachtungen können nicht bloß zur häuslichen Andacht empfohlen werden, sondern sie dürften auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt für Schulen ein sehr zweckmäßiges Lesebuch seyn. Sie enthalten einen reichhaltigen, ja fast unerschöpflichen Schatz von Gegenständen aller Art, welche die Jugend ansprechen. Deßhalb nehmen wir keinen Anstand, sie Lehrern und allen Freunden der Jugend nachdrücklichst zu empfehlen. Wir wünschen nur, daß die übrigen drey Bände recht bald nachfolgen mögen. Der Druck ist schön, nur das Papier dürfte etwas besser seyn, um der Güte des Inhalts ganz zu entsprechen.

a.

Liebe und Wahrheit, die Leitsterne aller Erziehung. Allen treumeinenden Eltern und Erziehern vom Herzen empfohlen von Wilhelm Möller, Pfarrer zu Gröbitz bey Naumburg a. S. und Vorsteher einer Privat-Erziehungs-Anstalt für Knaben. Erfurt, 1835. IV. und 252 Seit. 8. 2 fl. 12 kr.

Der Verfasser dieser Blätter wollte nach einem zehnjährigen Wirken als Vorsteher einer Erziehungs-Anstalt für Knaben aus gebildeten Ständen nicht bloß eine pflichtgemäße Prüfung seiner bisherigen Bahn zu seiner eigenen Belehrung anstellen, sondern glaubte auch aus so manchem wichtigen Beweggrunde, das Wichtigste ihres Ergebnisses öffentlich darlegen zu dürfen. Es schien ihm diese Darstellung vor allem eine Schuld, die er mit dankbarem Herzen den theuern Angehörigen aller seiner bisherigen Zöglinge abzutragen hätte, damit sie mit den Erziehungsgrundsätzen, die sich in ihm befestigen, immer bekannt bleiben. Es werden auch die theuern Pflegsöhne, die bereits aus seiner Anstalt hervorgingen, und zum Theile schon der Selbstständigkeit sich nähern, oder die auch noch bey ihm verweilen, darin ihr Gröbitzer Jugendleben und die Gesinnung dessen, der sie mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt erzog, mit innigem Vergnügen wieder erkennen, und das Ziel, zu dem sie geleitet wurden, genau bezeichnet finden. Es werden auch manche Eltern dem, was sich Herrn Möller als der sicherste Leitstern der Erziehung bewähret hat, ihre Zustimmung, ihr festes Vertrauen schenken, und davon erfreuliche Folgen für ihre Kinder wahrnehmen. Die Einleitung, womit das vorliegende Werk beginnt, besteht aus drey Paragraphen. Der erste enthält allgemeine Bemerkungen über die Veranlassung und Bestimmung des Werkes. Im zweyten erklärt der Herr Verfasser, von welch' einem Standpunkte aus er die Erziehung betrachtet.

(Schluß folgt.)

Nr. IX. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 5. März 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 19.

Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtkunde, Staats- und Rechtswissenschaften. Von J. L. Klüber. Zweyter Band. Frankfurt a. M. In der Andräschen Buchhandlung. 1834.

Wir halten es für überflüßig, die Männer vom Fache auf diesen hier angezeigten zweyten Bande dieses Werkes im Allgemeinen aufmerksam zu machen. Dieses leistet schon der Name des Verfassers, und der erste Band des Werkes.

Wir wollen es versuchen, dem Leser den Kern des Inhalts gedrängt vorzulegen, und eben so gedrängt, wie es einem Literatur-Blatte geziemt, unsere Ansichten zum Theile beyzufügen. Von acht Abhandlungen, welche 399 Seiten einnehmen, füllt die erste Abhandlung allein 232 Seiten aus, und fast könnte man sagen, daß um dieser willen der Band erschienen sey.

I. Abhandlung. „Die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der Ehe Sr. k. Hoheit des Herzogs von Sussex, k. Prinzen von Großbritannien und Irland, und von Hannover, mit Lady Augusta Murray, Tochter eines Earls (Grafen) und Pairs von Schottland, und die Berechtigung der aus dieser Ehe abstammenden Nachkommen zu dem vollen Genuße der väterlichen Standes- und Familienrechte, insbesondere ihrer Successionsfähigkeit in den väterlichen Staats-, Stamm- und Privatrechten.“

August Friedrich — so lautet der Vortrag in dieser Abhandlung — Herzog von Sussex, geboren im Jahre 1773 und der anglikanischen Kirche zugethan, war der sechste Sohn Sr. Maj. des Königs Georg III. von Großbritannien und Irland, Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, und seit 1814 Königes von Hannover. Lady Augusta Murray, geboren im Jahre 1768, und der anglikanischen Kirche zugethan, war die Tochter eines schottischen Pairs (peer's) John Murrays, fünften Earls (Grafen) von Dumore, Gouverneurs der Jungfern-Inseln (virgin Islands) und Bahama Inseln, und seiner Gemahlin Charlotte Stewart, Tochter eines schottischen Paies, Alexanders, siebenten Earls von Galloway. Von väterlicher Seite stammte Lady Augusta Murray aus dem gräflichen, seit 1676 markgräflichen, seit 1703 herzoglichen Hause Atholl oder Athole in Schottland, und aus der gräflichen Familie Derby in England ab. Die Familie Murray war lange Zeit angesessen in der Grafschaft Perth, und nennt als ihren Stammvater Malcolm Murray, dessen Sohn im Jahre 1282 sich mit Adda Moravia vermählte, einer Tochter Malise's, Seneschalls von Strathern, der deßhalb die Baronie Tullibardin in Besitz erhielt. Von mütterlicher Seite stammte Lady A. M. von der altberühmten Familie Stewart ab; Walter Stewart war schon in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts Großmeister (high steward) von Schottland.

Nach Vollendung seiner akademischen Studien zu Göttingen machte der Prinz, Herzog von Sussex, auf seinen Reisen zu Rom im Dezember 1792 die Bekanntschaft von Lady Augusta, welche zu jener Zeit mit ihrer Mutter in Rom war, und am 21. März 1793 gaben beyde, der Herzog und die Lady, einander die Urkunden, wie folgt:

„Niederknieend vor Gott unserm Schöpfer, verspreche ich Augustus Friedrich, die Augusta Murray, und schwöre ich auf die Bibel, so wahr ich hoffe, selig zu werden in der künftigen Welt; daß ich dich

Augusta Murray zu meinem Weibe nehmen will im Glück und Unglück, im Reichthum und in Armuth, in Krankheit und bey Gesundheit; daß ich dich lieben und pflegen will, bis der Tod uns trennt, daß ich dich allein lieben will und keine andere; und möge Gott mich vergessen, wenn ja ich dich vergesse. Der Name des Herrn seye gelobt. So segne mich, so segne uns, o Gott! Gegenwärtiges unterzeichne ich, Augustus Friedrich, mit eigener Hand, zu Rom am 21. März 1793, und setze mein Siegel und meinen Namen darunter."

„Augustus Friedrich."

Beynahe wörtlich gleich lautet auch die Urkunde der Lady Augusta, und der Herzog hat mit eigener späterer Hand (aus dem Datum, Verschiedenheit der Dinte oder mit einer andern Feder gemachten Schriftzügen kennbar) darunter gesetzt: „Vollzogen zu Rom am 4. April 1795" (Completed at Rom April the 4. 1793). An demselben 4. April 1793 geschah ebenfalls zu Rom, in dem Hotel, wo Lady Augusta mit ihrer Mutter wohnte, eine kirchliche Trauung, und zwar durch einen englischen Geistlichen (an english Clergyman) nach dem Ritus der anglikanischen Kirche. Der Herzog hielt im Anfange seine Ehe geheim; selbst die Mutter der Lady Augusta wurde erst drey Monate später davon unterrichtet. Der Herzog fand für gut auf diese zu Rom geschehene Privattrauung auch eine öffentliche, und zwar zu London folgen zu lassen. Diese geschah nach dreymaligem kirchlichem Aufgebote zu London am 5. Dezember 1793 in der Sct. Georgenkirche, Hannover square; in derselben Kirche, welche die Pfarrkirche weit des größeren Theils des zu London wohnenden englischen Adels, insbesondere des vornehmeren ist, und die auch sonntäglich von demselben gewöhnlich am meisten besucht wird. Aufgeboth und Trauung geschahen ohne Widerspruch von irgend einer Seite. Ein Monat nach dieser zweyten, und über neun Monate nach der ersten zu Rom erfolgten Trauung gebar Lady Augusta zu London am 12. Jänner 1794 einen Sohn, der in der Taufe den Namen August Friedrich erhielt, und im Taufbuche als solcher eingetragen ist.

Nun wurde die eheliche Verbindung des Herzoges ruchbar, und König Georg III. sprach die Mißbilligung dagegen aus, und faßte den Entschluß, zu erwirken, daß diese eheliche Verbindung durch einen Ausspruch des erzbischöflichen Gerichtes zu London für nichtig erklärt werde. Der König gründete seinen Entschluß auf die großbritanische Parlamentsakte von 1772; durch das Statut: „an Act for de better regulating the „future Marriages of the royal family" gewöhnlich: „Royal Marriage Act" genannt. In dieser Akte nemlich ist festgestellt, 1) daß kein Prinz und keine Prinzessin, welche Nachkommen Georg II. sind — mit Ausnahme der Nachkommenschaft der in auswärtigen Familien vermählten oder künftig sich vermählenden Prinzessinen — fähig seyn soll, sich zu vermählen, ohne vorher hiezu die unter dem großen Staatssiegel ausgefertigte und in dem geheimen Rath erklärte Einwilligung des Königs erhalten zu haben, welcher Consens, zu dessen Gedächtniß, auf dem Erlaubniß- und Ehenregister vorgemerkt, und in die Bücher des geheimen Rathes eingetragen werden soll, und daß jede Vermählung oder Ehevertrag irgend eines von jenen Nachkommen, wenn nicht zuvor solcher Consens ist erlangt worden, in aller und jeder Hinsicht und Absicht nichtig u. ungültig seyn solle. 2) Doch soll jeder von den erwähnten Personen, welche das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, freistehen, nach zwölf Monate vorher bei dem k. geheimen Rath davon gemachten Anzeige, ohne des Königs Einwilligung sich zu vermählen; es wäre denn, daß vor Ablauf der zwölf Monate die beiden Häuser des Parlements die Mißbilligung der beabsichteten Vermählung ausdrücklich erklärt hätten u. s. w.

In Folge der Mißbilligung des Königs kam es nun zu einer Verhandlung vor dem zu London bestehenden geistlichen Obergerichte des Erzbisthums Canterbury, dem Court of Arches of Canterbury. Der königliche Generalprocurator trat als Kläger auf gegen Lady Augusta und benannte als Grund seiner Klage die Thatsache der zweifachen Vermählung zu Rom und London und die Unvereinbarkeit derselben mit der Vorschrift des Statutes von 1772. Die Schlußbitte gieng dahin, zu decretiren, daß der Herzog frei gewesen und noch seye von allem Ehebande mit Lady Augusta Murray. Durch ein Decret: (By his Interlocutory Decree having the force and effect of a Definitive Sentence in Writing) wurde am 14. Juli 1794 erkannt, wie folgt: — Der Generalprokurator habe seinen Klagegrund vollkommen und hinlänglich bewiesen. Prinz August Friedrich, Herzog von Sussex seye von königlichem Geblüte, zu der Zeit der angeblichen Vermählung habe derselbe das ein und zwanzigste Jahr noch nicht vollendet, und das Alter von fünf und zwanzig Jahren noch nicht erreicht gehabt. Derselbe seye also nicht fähig gewesen, und noch nicht fähig, auf irgend eine Weise eine Ehe einzugehen, ohne die unter dem großen Staatssiegel von Großbritanien ausgefertigte und in dem geheimen Rathe erklärte Einwilligung des Königs. Der Herzog habe aber eine solche Einwilligung nicht erlangt; diesemnach spreche, decretire und erkläre der Richter: 1) In Hinsicht der Ereignisse zu Rom, daß nicht genugsam durch Zeugnisse erwiesen seye, daß irgend der Thatumstand der Vermählung oder vielmehr des Scheines oder Bildes einer Vermählung statt gehabt habe, oder solemnisirt worden seye; daß auch, wenn solcher Thatumstand in Rom zur Wirklichkeit gelangt wäre, die angebliche Vermählung absolut nichtig und ungültig gewesen wäre, und noch seye, und 2) daß aus den vorgelegten gesetzmäßigen Beweisen erhelle, daß am 5. December 1793 eine Vermählung oder der Schein oder Bild einer Vermählung in der

Pfarrkirche Sct. Georg, Hannover Square in der Grafschaft Middlessex statt gehabt habe, daß aber diese angebliche Vermählung schlechthin nichtig und ungültig gewesen und noch seye, und 3) daß der Herzog frei gewesen und noch seye von jedem Ehebande mit der gedachten hochachtbaren Lady A. M.

Weder der Herzog, welcher zur Zeit dieser Verhandlungen vor dem erzbischöflichen Gerichte abwesend von England war, noch die Lady A. M. haben den von diesem Gerichte ertheilten Ausspruch anerkannt, jedoch auch keinen Rechtsschritt gegen denselben gethan, sondern was in der Zeit nach dieser Gerichtsverhandlung geschah, ist Folgendes.

Sieben Jahre nach derselben, am 11. August 1801, gebar Lady A. ein zweytes Kind, die Tochter Augusta Emma. Ungefähr um das Jahr 1803 aber traten Mißverständnisse zwischen dem Herzog und der Lady A. ein, welche zwar keineswegs hervorbrachten, an dem Ehebande unter sich etwas zu verändern, jedoch die Herzogin veranlaßten, den Titel „Lady d'Ameland“ anzunehmen, und unter demselben bis zu ihrem Tode, welcher im Jahre 1830 erfolgte, zu leben. Der Sohn August Friedrich trat im Jahre 1811 unter dem Zunamen von Este in Militärdienste, die Mutter meldet dieses in einem Schreiben an Herrn Dillon vom 16. Dezember 1811: „Prinz August ist jetzt nach Jersey gesendet, als Lieutenant d'Este im siebenten Füßelierregiment. Vor seinem Abgange erklärte er seinem Vater: Er habe nichts dagegen, unter irgend einem Namen, den anzunehmen, man ihn bestimme, fortzugehen, aber er wisse, was er seye, und das Vertrauen habe er, daß eine Zeit kommen werde, wo er selbst sehen werde, daß seiner Mutter, seiner Schwester und seiner eigenen Geburt Gerechtigkeit widerfahre.“ Es wird bemerkt, daß der Name Este der Mutter, gleichwie jetzt noch den Kindern, vermöge ihrer Abstammung von dem Markgrafen Azo II. von Este, dem Stammvater des Gesammthauses Braunschweig, gebühre, und folglich auf ihre Familien-Gemeinschaft mit den übrigen Mitgliedern des Welf-Esteschen oder Braunschweigischen Hauses hinweise. Unter solchem Namen habe sich der Sohn dem britischen Militärdienste, jetzt in dem Grade eines Obersten in der königlichen Garde, gewidmet.

In dieser Weise mit vielen hier bloß angedeuteten Ausführungen stellt der Hr. Verfasser denjenigen Fall auf, welchen er nun, von Seite 42 an, eine rechtliche Beurtheilung widmet, und zwar mit der Schlußfolge, daß die Nachkommen aus der benannten Ehe als rechtmäßige Nachkommen eines Königs des vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland anzusehen seyen, welche als solche in England, Schottland und Irland zu der königlichen Familie und daselbst zu den Prinzen und Prinzessinen von königlichem Geblüte zu zählen, und welche seiner Zeit in gesetzmäßiger Folge zu der Erbschaft in des Herzogs, ihres Vaters, Vermögen und in die königliche Pairschaften (royal Peerager) und zu der Thronfolge rechtlich berufen sind; ferner, daß denselben nach den Rechtsverhältnissen in dem deutschen Reiche und Hannover die väterliche Ebenbürtigkeit und die Familiengenossenschaft des souveränen Gesammthauses Braunschweig gebühre, und mithin sowohl der Genuß der den nichtregierenden Mitgliedern dieses hohen Hauses zukommenden Namen, Titel, Wappen und übrigen Rechts-Vortheile, als auch die Successionsfähigkeit in die Staats- und Stammgüter.

Der Gegenstand ist höchst interessant, und der Verfasser führt das Thema der rechtlichen Beurtheilung und der eben genannten Resultate derselben in drey Abtheilungen aus, und zwar also: daß in der ersten „Vorerörterungen“ die Mehrheit der Rechtssubjekte in Einer Individualperson dargethan, eine solche Mehrheit in dem Sohne und in der Tochter aus der obgenannten Ehe angenommen; und der Thatbestand der Vermählung nachgewiesen wird, und daß dadurch die beyden andern Abtheilungen der Beurtheilung von selbst struirt werden, nämlich: die Beurtheilung nach den Rechtsverhältnissen in den Königreichen England, Schottland und Irland; und die Beurtheilung nach den Rechtsverhältnissen in dem deutschen Reiche und in dem Churfürstenthume Braunschweig-Lüneburg, jetzt Königreich Hannover.

Die Beurtheilung des Falles nach den Rechtsverhältnissen in den Königreichen England, Schottland und Irland nimmt zuerst auf, wie schon bey Abfassung des Statuts i. J. 1772 im Oberhause eine Opposition dagegen aufgetreten sey, ohne jedoch im Stande gewesen zu seyn, die Annahme durch die Mehrheit verhindern zu können. Der Verfasser geht sodann dazu über, die Behauptung aufzustellen, daß das Statut hier nicht anwendbar seye, weil es den Fall, daß ein Prinz des königlichen Hauses, im Auslande heirathe, wie dieses hier (zu Rom) geschehen seye, gar nicht enthalte, und die brittische Jurisprudenz sich dadurch auszeichne, daß sie die Rechtsregel der strengsten Interpretation festhalte, durch welche der klare Wortlaut auf das Schärfste begränzt, und nicht erlaubt werde, über denselben im Geringsten hinauszugehen. Es werden für diese Ansicht zwei englische Rechtsgelehrte angeführt, die Herren Stephan Lushington und Griffith Richards Esq., welche in einem Rechtsgutachten (the Case of Sir Augustus d'Este, with the opinions of Dr. Lushington, and Griffith Richards Esq. in den Papers elucidating the Claims and explaining the Proceedings in Chancery of Sir Augustus d'Este. London 1832) vom J. 1831 ausgesprochen hätten, daß der Royal Marriage Act (die Parlamentsakte von 1772 u. s. w.) nicht ausgedehnt werden könne auf Ehen, welche Nachkommen Georgs II. anderswo als in Großbritanien und außerhalb brittischer Jurisdiktion bona fide geschlossen und solemnisirt hätten. Der Verfasser giebt ferner an, daß der Aus-

spruch des erzbischöflichen Gerichtes zu London incompetent für Schottland seye, weil dieses Königreich, auch nach der Union mit England in den Jahren 1706 und 1707, seine eigene Gerichts- und Kirchenverfassung nach wie vor, unverändert, ganz unabhängig von der englischen und unvermischt mit ihr behalten habe; und endlich wird diese Behauptung auch auf Irland angewendet, weil Irland in dem Zeitpunkte der Vermählung des Herzogs und bis zur Unionsakte vom 2. Juli 1800 selbst nach ausdrücklicher Anerkennung des großbrittonischen Parlamentes in den Jahren 1782 und 1783 ein für sich gewesenes unabhängiges Königreich gewesen sey, wofür es schon unter seinem (dem Titel nach) ersten Könige Heinrich VIII. von England durch ein Nationalstatut, durch die von den im Parlamente von Irland versammelten Lords und Commons errichtete Akte (33. Henry VIII.) erklärt worden seye. Es sey ferner das Statut v. J. 1772 auf Irland nicht anwendbar, weil — wenn auch in diesem Zeitraume das Verhältniß Irlands zu Großbritanien streitig gewesen seye — doch der Royal Marriage Act nicht bemerke, daß auch das, damals nur persönlich mit Großbritanien vereinigte Königreich Irland diesem Gesetze unterworfen und demselben verbunden seyn solle; auch hätte bereits i. J. 1782 ein irischer Rechtsgelehrter, Daniel O'Colonell ein Rechtsgutachten über die Ehe des Herzogs von Sussex gestellt, und darin dargetan, daß zur Zeit der Vermählung in Rom kein Gesetz in Irland existirt habe, welches den Herzog zur Eingehung einer Ehe in jener Stadt hätte unfähig erklärt.

Wir glauben, annehmen zu dürfen, daß die Leser aus diesem gedrängten Auszuge im Allgemeinen sich werden ein Urtheil gebildet haben; um speciell den vorgebrachten Ansichten zu folgen, würde es nothwendig seyn, zugleich spezieller in die englische Gesetzgebung einzugehen, was weder unser Vorhaben ist, noch wegen des Raumes, den dieses in Anspruch nehmen würde, seyn kann. Dagegen wollen wir über die zweite Abtheilung der Beurtheilung der Ehe S. K. H. des Herzoges von Sussex, welche Klüber, wie oben bemerkt, nach den Rechts-Verhältnissen in dem deutschen Reiche und im Churfürstenthum Braunschweig-Lüneburg, jetzt im Königreiche Hannover behandelt, weiter darin eingehend unsere Ansicht niederlegen, weil die Grundsätze, welche der Verfasser hier aufstellt, unser deutsches Privat- und Privatfürstenrecht in der Art berühren, daß die Wissenschaft um ihrer selbst willen davon keine Notiz nicht nehmen kann. Wir können auch füglich dabey die von dem Verfasser besprochene Ehe des Herzoges von Sussex mit Lady A. M. ganz außer Acht lassen, da wir bereits den Lesern bezeichnet haben, welchen Resultaten hier die Abhandlung huldigte, gleichsam um ungestört und ungetrübt diejenigen Theoremate in Erwägung zu ziehen, welche der Verfasser als Mittelglieder seines Schlußsatzes gebraucht.

Es sind nämlich drey solche Theoremate, welche der Verfasser aufstellt, als:

1. Bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts habe es zwar allerdings mehrere Gattungen ungleicher Ehen in Deutschland gegeben, insoferne eine ungleiche Ehe dadurch entstehe, daß zwey Personen aus verschiedenen Ständen sich einander heyrathen, allein nur Eine Gattung ungleicher Ehen seye verpönt und eine Mißheyrath gewesen, diese nämlich: wenn eine freygeborene Person mit einer leibeigenen oder hörigen sich verehelichet habe.

2. Im Jahre 1742 seye durch den Artikel XXII. §. 4. der Wahlkapitulation Kaysers Karl VII. der ersten eine zweyte Gattung von Mißheyrath reichsgesetzlich, mithin reichsgemeinrechtlich, hinzugefügt worden, nämlich: die Ehe eines Reichsstandes, oder eines aus einem reichsständischen Hause entsprossenen Herrn, mit einer zwar freygebornen aber nicht adeligen Person.

3. Eine weitere Gattung von Mißheyrathen hätte es aber reichsgesetzlich oder reichsgemeinrechtlich nicht gegeben, insbesondere aber seye die Ehe eines Herrn aus dem hohen oder reichsständigen Adel mit einer Person aus dem niedern Adel nie eine Mißheyrath gewesen, ohne Unterschied nie, ob die Person des niederen Adels dem reichsritterschaftlichen oder dem mittelbaren oder landsässigen Adel, oder endlich einer neugeadelten Familie, die eben nur Brief- oder Bullenadel besessen, angehört habe; ja: wenn der Reichsstand dem Begriffe einer Mißheyrath habe ausweichen, und dennoch eine freygeborene nichtadelige Person habe heyrathen wollen; so hätte er nur diese von dem Kayser oder einem Oberhofpfalzgrafen in den Adelstand dürfen erheben lassen.

Wir stehen hier auf keinen ungepflügten Boden, und haben eine in der Literatur reich begabte Controverse der deutschen Rechtsgelehrten vor uns; allein voraus bemerken wir, daß die Controverse sich immer nur in Partheysachen gezeigt hat; die Theorie ist nie darüber unsicher gewesen, und das jus moribus constitutum, welchem jederzeit die opinio necessitatis, d. h. der Charakter eines Gesetzes, bey- und inne gewohnt hat, entwickelt in der deutschen Rechtsgeschichte sich klar und unwidersprechlich dahin, daß in der Regel die Ehe eines Reichsstandes, oder eines Herrn aus dem hohen Adel, mit einer Person aus dem niedern Adel eine Mißheyrath seye, und sich den Folgen einer Mißheyrath unterwerfen müsse. —

Das Hohenstaufische Zeitalter theilt in der deutschen Staats- und Rechts-Geschichte die alte Zeit des Mittelalters von der neuen Zeit des Mittelalters. Die Hohenstaufen trafen bereits die karolingischen Gauen aufgelöst, und hauptsächlich dadurch, daß Friedrich I. die großen Herzogthümer und ihren ältern politischen Charakter zerstörte, und durch die italienischen Zerwürf-

nisse Friedrich II. zu Grunde gerichtet wurde, kam das schon lange angewachsene und bey den salischen Kaysern allmählig sichtbare System der Landeshoheit des deutschen Adels zur Reife. Es gab nunmehr einen reichsständischen mit Landeshoheit begabten Adel in Deutschland, welcher außer sich keine Ebenbürtigkeit anerkannte. Dieser Adel war nicht etwa irgend eine Klasse oder eine Stufe der Freygebornen, welche neben sich noch eine andere Klasse von Freygeborenen anerkannte. — Dieser Adel setzte sich als Stand nicht etwa bloß den leibeigenen und hörigen Bauern entgegen, suchte nicht bloß darin seine politische Existenz, nicht leibeigen und nicht hörig zu seyn, sondern dieser Adel war der allein:, der absolut:, der Semper-Freye, er war der Herrenstand, und alles außer ihm nicht gerade leibeigen oder hörig, aber — Unterthan und dienend. Aus diesem Fürsten- und Herrenstand allein wurde der Kayser erwählt, dieser Stand allein saß ebenbürtig mit dem weltlichen Oberhaupte der Christenheit, und so geschah es, daß er — dieser Adel — einen eigenen und eigenthümlichen Stand bildete, einen Stand, ordo, nicht etwa eine Stufe oder einen Rang, gradus, irgend eines andern Standes. — Allerdings ist es richtig und weiset sich in der Geschichte nach, daß vor der Entwicklung und Ausbildung der Landeshoheit die Gesetze nur Eine Gattung von Mißheyrathen erkannten, die von den Volksgesetzen (und zwar von dem salischen Gesetze; Aufzeichnung desselben zwischen dem Jahre 484 und 496, an, bis herauf an die Zeit der Sachsen- und Schwabenspiegel) verpönte Ehe nämlich zwischen einem Freyen und einer leibeigenen Person. Als aber der politische Körper des Herrenstandes sich erschuf, nahm er den früheren, schon ausgebildeten Begriff der Mißheyrath mit sich in die Standesverhältnisse, und hier ist der Punkt, wo man sagen kann, daß zu der ersten Gattung der Mißheyrath die zweyte kam. Wie nämlich der ersten Gattung die Scheu der Völker vor der Vermischung des Blutes der Ingenuität mit dem Blute der Hörigkeit zu Grunde lag, so trat dieselbe Scheu vor der Vermischung des Blutes zwischen Herren und Diener ein, und alle Ehe, die der also statuirte hohe Adel mit Personen, die nicht zu seinem Stande gehörten, eingieng, war Mißheyrath. Diese Ansicht wird noch klarer, und tritt noch stärker in der Geschichte hervor, wenn man die Einwirkung des fremden Rechtes, welche sich von jener Epoche an zeigt, bedenkt, und dabey in Erwägung ziehet, daß dieses fremde Recht in seiner Erbfolgeordnung geradezu die Zerstörung des alten deutschen Stamm- und Saalgutes ausspricht, und der Adel diese Zerstörung nur dadurch abzuwehren im Stande war, daß er sich in sein Standesrecht umzäunte.

Wer möchte bey so vielen illustren Fällen, welche davon zeugen, behaupten, es habe bis zu dem Jahre 1742 nur Eine Gattung Mißheyrath — die des Freygebornen mit der Leibeigenen — gegeben; wer möchte bey allen von Pütter und Moser angeführten derley Ehen dieses wiederholen, und die Literatur hierüber, welche die neuesten Schriften (z. B. „Ueberblick der Controvers- und Wechselschriften über die Ansprüche der Krone Bayerns auf eine bevorstehende Erbfolge. Nürnberg bey Riegel und Wiesner 1829. — Kohler, Handbuch des deutschen Privatfürstenrechtes. Sulzbach bey Seidel 1832") in Erinnerung gebracht haben, ignoriren. In der That seit jener für die Wissenschaft des deutschen Privatrechtes so denkwürdigen Ehe des Markgrafen von Meißen, Heinrich des Erlauchten mit Elisabetha von Maltiz i. J. 1267 bis zu der Ehe des Herzoges Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen mit Philippine C. Schurrmann, welche die Stelle der Wahlkapitulation v. J. 1742 hervorbrachte, ist für die Literatur dieses Faches eine übergroße Ausbeute, und schon die Thatsache allein, daß Ehen, welche Genossen des hohen Adels mit Personen außerhalb ihres Standes eingegangen haben, als Mißheyrathen so oft und wiederholt erklärt worden sind, und darüber Streit entstanden ist, zeigt, daß hier ein Begriff der Mißheyrath zu Grunde liege, welcher nicht nur die Ehe des Freyen mit einer Leibeigenen, sondern auch des Reichsstandes mit einer Nichtgenossin zur Mißheyrath stempie. — — Zwar könnte man annehmen, dieses Argument seye für wie gegen zu gebrauchen, und es sey eben so consequent, zu behaupten: „Gerade deswegen sind die Streite entstanden, weil kein gesetzlicher klarer Rechtsbegriff vorliegt, sondern nur ein verwirrter und unentwickeltee, welcher bey der Prüfung die Probe eines Gesetzes oder eines dem Gesetze gleichen Herkommens nicht aushält." Darüber, soviel es der Raum einer kritischen Anzeige erlaubt, nur noch Folgendes.

Es ist irrthümlich, zu behaupten, daß die Wahlkapitulation Kaiser Karls VII. und der Reichsschluß vom 4. September 1747 erst festgesetzt hätten, daß die Ehe eines Reichsstandes oder eines zu einer reichsständischen adelichen Familie gehörigen Herrn mit einer aus dem bürgerlichen Stande eine Mißheirath sey. Keineswegs. Die Wahlkapitulation spricht nur „von unstreitig notorischen Mißheirathen" bey den Ständen des Reiches und beschränkt die kaiserliche Majestät dahin, den Kindern solcher Ehen die väterlichen Titel, Ehren und Würden beyzulegen, und der Reichsschluß entscheidet, daß die Ehe des Herzogs Anton U. v. Sachsen-Meinungen mit der Philippine C. Schurrmann eine dieser notorischen Mißheirathen sey. Beyde Reichsverhandlungen finden bereits das gesetzliche Daseyn des Rechtsbegriffes einer Mißheirath vor, und die Wahlkapitulation nennt denselben einen „unstreitig notorischen" **und der Reichsschluß „einen bekannten." Beyde Reichs-Verhandlungen haben also weder den Begriff erzeugt**

und festgesetzt, noch denselben auf die Ehe des Reichsstandes mit einer Bürgerlichen begränzt. Will man den Inhalt und den Umfang dieses Rechtsbegriffes erfahren, so geben die beyden Reichsgesetze von J. 1742 und 1747 keine Auskunft darüber, da ihn beyde als schon existirend und notorisch annehmen und behandeln; sondern die Untersuchung muß weiter in der Geschichte hinaufsteigen, und von der Zeit vor jener Wahlkapitulation den Aufschluß erwarten; — und hier erscheint auch der Umfang und der Inhalt dieses Rechtsbegriffes deutlich, klar und unvermischt, und zwar in der Ausdehnung, daß jede Ehe eines Reichsstandes oder eines Mannes aus dem reichsständischen Adel mit einer Person, die nicht seines Standes ist, sie möge nun dem niederen Adel jeder Stufe oder dem Bürgerstande angehören, eine Mißheyrath ist. Als Beweise dieser Behauptung wollen wir nur zwey Fälle von den vielen vorliegenden anführen, die übrigens eben so notorisch sind, als der Rechtsbegriff es selbst denen war, die die Wahlkapitulation Karl VII. erschufen. — Graf Anton von Isenburg-Kelsterbach heyrathet i. J. 1531 nach dem Tode seiner ersten Gemahlin aus dem Hause Wied die Katharina Gumpelin. Außer der Präjudicialfrage hiebey, ob die Ehe nach kirchlichen Rechten ein matrimonium verum gewesen, entstanden weitläufige Streitigkeiten mit den Agnaten, welche bey Moser, Neumann (de matrim. principum comment.) Pütter, Struve (jurisp. heroic.) Lünig u. a. weitläufig angeführt sind. Auch Böhmer in jur. eccl. prot. spricht davon. Ein Beschluß v. J. 1609 des Kaysers (Rudolph II.) verbiethet dem Sohne aus dieser Ehe, sich des Titels, Wappens und der Ebenbürtigkeit seines Vaters wegen des Standes seiner Mutter zu bedienen. Wenn nun der Rechtsbegriff der Mißheyrath des Reichsstandes mit Einer bürgerlichen Standes erst durch die Reichsgesetze der Jahre 1742 und 1747 entstanden wäre, wie wäre es möglich gewesen, daß an zweyhundert Jahre früher dieser Isenburg'sche Fall — und noch viele derley Fälle — nur hätten zur Sprache und zum Streite gebracht werden können. — Den zweyten Fall, an welchen wir erinnern wollen, und den wir auch unter vielen ohne zu wählen zur Hand nehmen, ist die Heyrath des Fürsten Georg Aribert von Anhalt-Bernburg mit einem adeligen Fräulein, Johanna Elise von Krosigk i. J. 1627, und welcher auch damit endete, daß der Sohn aus dieser Ehe trotz der Begünstigung des Kaysers Ferdinand III. von der Succession und Ebenbürtigkeit des Vaters abzustehen gezwungen wurde. Auch dieser Fall beweiset das oben von uns Ausgesprochene, und wie tief, wie unverwüstlich und wesentlich der Begriff der Mißheyrath in dieser Bedeutung mit der öffentlichen Verfassung des deutschen Reiches, und mit den Standesverhältnissen und mit der ganzen Rechtsgestaltung verbunden und verwebt ist, mag hier nur angedeutet seyn, da der Raum nicht erlaubt, dieses zu einer förmlichen Abhandlung auszudehnen. — Daß aber dennoch viele einzelne Ehen des hohen, des reichsständischen Adels mit dem niederen Adel, insbesondere mit dem reichsritterschaftlichen unangefochten und mit dem vollen juristischen Erfolge der Succession und Erbfolge vorkommen, ist eben so erwiesen als bekannt. Die Ursache davon liegt aber keineswegs in dem Rechtsbegriffe über Mißheyrath oder überhaupt in einem Mangel des Axioms, sondern in dem Ausflusse desjenigen Rechtsinstitutes, welches in dem ganzen Umfange des deutschen Privatrechtes von den ältesten Zeiten bis herauf an die Gränzen der neuesten Begebenheiten vorherrschend war, und jedem Rechtsverhältnisse den Stempel seines Charakters mittheilte, wie meynen die Standes-Autonomie, deren sich mit Eminenz der reichsständische weltliche Adel für seine Personal- und Güter-Verhältnisse bemächtigte, und welche sich so fest wurzelte, daß selbst nach Auflösung des deutschen Reiches sich die deutsche Bundesakte veranlaßt fand, dieselbe für die der Landeshoheit entrückten und mit der Bundessouverenität nicht begabten Familien fortan, im Gegensatze zur Gesetzgebung je eines Bundesstaates, zu erhalten. Diese Standes- und Familien-Autonomie genehmigte häufig und besonders bey den untern Stufen des Standes die Ehe mit Standesungenossinen, indem sie entweder einzelne Fälle mit agnatischen Zustimmungen versah, oder in den Stamm- und Erbvereinen gewisse Gränzen zog, innerhalb welchen es erlaubt war, eine Nichtstandesgenossin von Geburt zu eheilichen. Diese Einwirkungen der Autonomie wurden durchaus anerkannt, insofern alle wahren je lebenden Erbfolger der Errichtung des Familiengesetzes beytraten, (wozu auch die Lehenherren gehören mögen) und wo vollends außerhalb der Familie alles Interesse der Succession verschwand, dominirte die Autonomie nach der Rechtsparömie: „Wo kein Kläger — ist kein Richter.“ —

Die symbolische Eintheilung der Stände, welche der Sachsen- und Schwabenspiegel in den „siebe Heerschilden“ aufstellt, ist dermaßen charakteristisch, daß jedem klar wird, mit welcher Scheidewand jenes Zeitalter die Standesverhältnisse abgränzte. „Der Konig, sagt der Schwabensp., hebt den ersten herschilt, bischof und aebte und die aebtissin, die da gefurstet sind, die hebent alle den anderen herschilt. die layen fursten den dritten; die frihern den vierten; die mittelfreien den funften; dienstmann den sechsten, den siebten hebt ain ieglich man, der nit aigen ist, und ain ekint ist.“ Und in einem anderen Kapitel sagt der Spiegel: „hie soll man horen von drier laude frien leuten, waz rehts die haben. er heizzet ains semperfrien (di hochsten frien) die sint di herren, di fursten, und di anderee frien ze manne habent. das andere sint mittelfrien; — daz dritte sint geburen, die huissent lantsaezzen.“ Der König also, die geist-

lichen Fürsten und der ganze weltliche Herrnstand — als die vier ersten Heerschilde, bilden den Stand der Semperfreyen; der niedere Adel, der Dienstmann und Ritter als der fünfte und sechste Heerschild bilden den Stand der Mittelfreyen; der freye Baure bildet den letzten Heerschild; der leibeigne und hörige Mann aber hebt keinen Schild. So sind die Stände geschieden, und nun wird es klar, wenn der Sachsenspiegel B. 1. c. 17 sagt: „Wer dem anderen nicht ebenbürtig, d. h. nicht Standesgenosse ist, mag sein Erbe nicht seyn." d. h. nur Kinder aus der Ehe in der Standesgenossenschaft, erben vollständig. Das Zeitalter kannte also längst vor der Wahlkapitulation Karls VII., den Begriff dahin, daß die Ehe mit einer Ungenossin eine Mißheyrath seye, aber nur der hohe Adel war es allein, welcher den Begriff in diesem seinem Urstande festhielt. Wir wissen, daß der niedere Adel sich erst spät aus den Ministerialen und Rittern bildete. Auch er, oder vielmehr die zwey obersten Grade dieses Standes, der reichsritterschaftliche und der begüterte landsäßige, nahmen den Rechtsbegriff der Mißheyrath in die Autonomie ihres Standes auf, aber nach dem Bedürfniß ihrer Verhältnisse auf eine ganz besondere, fast abentheuerliche Art. Dieser jüngere und niedere Adel machte nämlich durchaus nicht seine eigene Familiensuccession von der Mißheirath abhängig, er verfolgte andere Zwecke, und deswegen war ihm der alte Rechtsbegriff der Mißheyrath, als die Ehe eines Mannes mit einer Frau, die einem niederen Stande angehört, zu lax, er verschärfte ihn in der Ahnenprobe und stellte fest, daß nicht nur die Frau einer Familie der Standesgenossenschaft angehören, sondern daß auch ihre Voreltern väterlicher und mütterlicher Seite in gewissen bestimmten Generationen diese nämliche reine Geburtseigenschaft tragen müßten, daher die Probe bald von 8, bald von 16, bald von 32 Ahnen u. s. w. Es ist bekannt, warum der niedere Adel auf den Begriff dieser gleichsam gesteigerten sogenannten Reinheit des Blutes gekommen ist, so wie es bekannt ist, daß dadurch innerhalb des Standes sich eine eigene Stufe des niederen Adels formirte, der **stiftsmäßige** Adel nämlich. Dieser stiftsmäßige, in dem Reichsdeputationsrecesse v. J. 1803 in seiner Anwendung juristisch aufgelösete Adel aber, war nicht ein hoher Adel, und war mit 63 Ahnen eben so **seinem** Stande angehörig, als mit zwey Ahnen.

(Schluß folgt.)

Liebe und Wahrheit, die Leitsterne aller Erziehung. Allen treumeinenden Eltern und Erziehern vom Herzen empfohlen von Wilhelm Möller, Pfarrer zu Gröbitz bey Naumburg a. S. und Vorsteher einer Privat-Erziehungs-Anstalt für Knaben. Erfurt, 1835. IV. und 252 Seit. 8. 2 fl. 12 kr.

(Schluß.)

Die Erziehung ist nach seiner Ansicht die naturgemäße und geregelte Ausbildung des jugendlichen Geistes zur Gottähnlichkeit; deßhalb muß auch der erste Blick des Erziehers auf die gedeihlichste Pflege und Entwicklung des Geistes zunächst gerichtet werden.

Im dritten bezeichnet er die Leitsterne, an welche sich der Erzieher halten muß, wenn seine Bemühungen von gutem Erfolge gekrönt werden sollen. Diese sind ihm 1) die Liebe, die den göttlichen Erlöser im Auge behält, also die fromme, religiöse Liebe in ihrer ganzen Herrlichkeit und Klarheit, und 2) die religiöse Wahrheit. Nach diesen zwey Leitsternen zerfällt das Werk in zwey Abtheilungen, von denen die erste von der Entwicklung und Pflege der einzig wahren Liebe in dem Gemüthe des Knaben oder von der Erziehung, die zweyte aber von der Wahrheit oder Bildung handelt. Der Verfasser hat vollkommen Recht, daß er den Egoismus oder die Selbstsucht als die Hauptursache der Ausartung der Jugend betrachtet. Ist dieß Uebel, welches nicht nachdrücklich genug bekämpft werden kann, entfernt, dann kann die Liebe Gottes und des Nächsten tiefe Wurzeln schlagen, und der Knabe auf dem schönen Pfade der Tugend rüstig fortwandeln; dann wird sich sein Herz jener sittlichen Schönheit aufschließen, welche ihn vor aller Ausartung, wie ein schützender Genius bewahrt. Die Sittlichkeit ist der innere gesunde Zustand des Menschen, Gesundheit aber besteht in einer harmonischen Zusammenstimmung aller Kräfte, so daß auch das Unfreye im Menschen, seine Triebe und Neigungen, dem freyen Principe in ihm, nicht etwa sklavisch gehorcht, sondern von ihm durchdrungen, selbst den Charakter freyer Gesetzmäßigkeit annimmt; mithin ist offenbar, daß dieser harmonische Einklang nicht erzwungen, sondern gewonnen werden müsse. Sittlichkeit ist immer Schönheit, Schönheit aber ist, wie die Gunst, frey. Das Gesetz bildet den Knecht; der sittliche Mensch aber, das vollkommenste Kunstwerk, setzt moralische Freyheit voraus. Zwar schwebt allerdings über dem chaotischen Stoffe der mannigfaltigen Kräfte, Triebe und Neigungen, die das Gemüth des Menschen erfüllen, der gebieterische Wille, einer Nemesis gleich, oder wie Gottes Geist, um den wilden Aufruhr der rohen Natur zu bändigen, und im Streit der Majestät

des Gesetzes einen unbedingten Gehorsam zu verschaffer. Allerdings soll diese Macht den Aufstand der unfreyen Natur hemmen, oder sie in die verlassenen Schranken zurückschrecken; aber wenn er es auch ist, der das aufgehobene Gleichgewicht zurückführet, so ist er darum noch nicht der Schöpfer desselben. So wie der Meinung des Alterthums gemäß die Verwirrung der gährenden Elemente und ihre wilde Zwietracht nicht durch ein gebieterisches Wort der Macht, sondern durch die Kraft der Liebe oder des Eros gelöst und geordnet ward: so sind es auch in dem menschlichen Gemüthe die sanften Zügel der sittlichen Schönheit, welche die streitenden Kräfte lenken und vereinigen; es ist der Anhauch der Liebe Gottes, der den verschlossenen und festen Keim des innern Menschen zur Blüthe entfaltet, und das Wunder eines Zusammenklanges wirkt, bey dem alles Zufällige sich mit dem Princip der Nothwendigkeit durchdringt, das Nothwendige sich aber zur Gestalt moralischer Freyheit vergöttert. Hieraus erhellt, daß, wenn der Mensch zur Sittlichkeit gebildet werden soll, man vor allen Dingen einen solchen Mittler suchen müsse, der in seinem Innern die strenge Gottheit des gebieterischen Gesetzes mit der Schwachheit der sinnlichen Natur aussöhne, diese vereinige, erhebe und veredle, jene durch Liebe mildere und besänftige. Jener Mittler ist aber kein anderer, als die Idee der Schönheit und Erhabenheit der Tugend. Die Tugend kommt von Gott, und alles, worin sich die göttliche Natur spiegelt, und kund thut, führt zu ihm hin. Dieß geschieht am meisten in der vollendeten Schönheit. Durch sie wird die Idee der Gottheit in dem Menschen lebendig, und begeistert ihn, die höchste und vollendetste Harmonie in sich darzustellen.

Was den zweyten Theil des Werkes anbelangt, so ist es ganz wahr und richtig, daß aller Unterricht, wenn er nicht bloß den Verstand bilden, sondern auch das Gemüth veredlen soll, eine religiöse Grundlage haben, d. h. auf religiöse Wahrheit gebaut seyn müsse. Sie ist die Quelle jener edlen Wißbegierde, die den Menschen anspornt, das vor seiner Zeit Gewonnene aufzusuchen, und immer tiefer in das Heiligthum der Wissenschaft einzudringen, immer höher zu streben, und sich immer eifriger zu läutern; sie führt ihn zum Lichte, daß er sich selbst recht kennen lerne, und auf seine Mängel und das Stückwerk des menschlichen Wissens aufmerksam werde. Wandelt er mit dieser Stimmung in dem Tempel der Wissenschaft weiter fort, so kommt er zuletzt zu einer Unwissenheit, aber einer Unwissenheit, die sich selbst mit vollkommener Klarheit erkennt. Dieses Erkennen ist das letzte Ziel alles Forschens in den Erscheinungen; das Jenseits derselben liegt nicht in der Menschen Hand. Wenn sich aber die Menschheit bey diesem Ziele versammelt haben, wenn in allen Herzen die Ueberzeugung gegründet seyn wird, daß das emsige Forschen in der Erscheinung das ewige Wahre nie entschleiert, und alle ein tieferes, unauslöschliches Verlangen nach diesem ewig Wahren ergriffen haben wird, dann wird der Vorhang aufrollen, und der Herr wird erscheinen in seiner Herrlichkeit, die Wahrheit in seiner Hand; dann wird jener glühende Durst von der unversieglichen Quelle lebendigen Wissens gestillt werden.

Wird der Knabe auf diese Weise zur Liebe Gottes und der Tugend erzogen und gebildet, so wird er sich wahrhaft veredeln. Er wird die Rosentage seines jungen Lebens seinem Schöpfer weihen, und ihm täglich ein reines und liebevolles Herz darbringen. Er wird jede Gelegenheit, die ihn zum besseren Menschen macht, mit Vergnügen ergreifen, in seinen Arbeiten unverdrossen und in seinen Pflichten eifrig seyn, und je mehr er an Jahren zunimmt, um so kräftiger, schöner und reiner wird sich seine Tugend entfalten.

In seinem Wesen wird sich eine unaussprechliche Heiterkeit zeigen, als sähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Ihn wird kein Unglück niederbeugen; die Unfälle, mit denen er zu kämpfen hat, werden ihm als Mittel zu seiner weitern Vervollkommnung erscheinen.

Die Ideen, welche Herr Möller in seinem Werke niederlegte, haben uns im Allgemeinen sehr angesprochen, und werden auch bey Eltern und Erziehern Beyfall finden. Nur bedauern wir, daß er andere pädagogische Schriften zu wenig beachtete, um die einzelnen Theile mit mehr Gründlichkeit durchführen, und ein vollständiges System des Erziehungswesens in allen seinen Theilen aufstellen zu können. Die vielen Klippen, welche die Verwirklichung mancher schönen Ansicht, die über Erziehung und Unterricht mitgetheilt wurde, im Wege stehen, die Mittel, diese Klippen zu vermeiden, dürften sorgfältiger und umfassender erörtert seyn. Wir hoffen, daß Herr Möller die Lücken, welche sein Werk im Einzelnen noch hat, durch eine sorgfältige Fortsetzung eigener Beobachtung und durch ein ernstes Studium aller wichtigern pädagogischen Schriften ausfüllen werde, um dem Werke die Vollständigkeit und Gründlichkeit zu geben, welche man bey dem gegenwärtigen Standpunkt des Erziehungs- und Unterrichts-Wesens von einem solchen Werke verlangt. Den Schluß des Ganzen bildet ein Prospekt der Gröbitzer Erziehungs-Anstalt für Knaben. Die äußere Ausstattung des Buches ist schön. Nur dürfte der Preis etwas billiger seyn, um auch unbemittelten Eltern den Ankauf eher möglich zu machen.

a.

Bayerische Annalen.

München. 7. März 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 20.

Inhalt.

Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtkunde, Staats- und Rechtswissenschaften. Von J. L. Klüber. Zweyter Band. Frankfurt a. M. In der Andräischen Buchhandlung. 1834.

(Schluß.)

Der Schluß unserer Ansicht vereiniget sich diesemnach in Folgendem. — Es hat seit jener Zeit, in welcher sich der Herrenstand oder der reichsständische Adel in Deutschland constituirte, für diesen Stand der Rechtsbegriff der Mißheyrath bestanden, und zwar in dem Umfange, daß jede Ehe eines Reichsstandes oder eines Herrn, welcher ebenbürtig einer reichsständischen Familie angehörte, mit einer Frau niederen Standes, ohne Ausnahme ob diese Frau die Tochter von Eltern niedern Adels oder bürgerlichen Standes seye, eine Mißheyrath war, und den Folgen einer solchen unterworfen blieb. Die ganze Machtvollkommenheit kayserlicher Majestät war nicht im Stande, den Flecken der Geburt eines aus einer solchen Ehe entsprossenen Kindes zu heilen, — war nicht im Stande — wie das Reichsgesetz sich ausdrückt — den aus solchen „notorischen Mißheyrathen erzeugten Kindern zur Verkleinerung des Hauses die väterlichen Titel, Ehren und Würden, beyzulegen, vielweniger dieselben für ebenbürtig und successionsfähig zu erklären.“ Aber was der Kayser auf der Höhe seines Weltthrones, welchen ihm das Mittelalter als caput urbis et orbis anwies, nicht zu thun vermochte, das konnte hier die Familien-Autonomie durch die „besondere Einwilligung“ der wahren Agnaten und Erbfolger. In wie fern aber auch diese in ihrer ausdrücklichen Einwilligung oder in ihrem durch Stillschweigen aufgehobenen Widerspruche beschränkt waren, — beschränkt entweder durch die Macht des allgemeinen Gesetzes- und Rechts-Sinnes, welchem die Nation huldigte, oder durch specielle Reichsgesetze — dieses zu erörtern, würde hier zu weit abführen.

Auf diese Art und nach diesen Ansichten würde freylich das Urtheil über den uns von dem Verfasser vorgelegten Fall anders ausfallen, als es der Verfasser selbst ausgesprochen hat, da gerade von dorther, wo das sonst Unheilbare des Verhältnisses allein geheilt werden könnte, der alleinige, unzweydeutige und vehementeste der Widersprüche erschienen ist. — Die Frage übrigens über das Verhältniß des nichtdeutschen Adels zu dem deutschen Adel beantwortet sich von selbst, denn zwischen zwey wesentlich verschiedenen Dingen bestehet kein Verhältniß, und nur der Satz, daß eben keines bestehe, d. h. der Adel Englands ist kein deutscher Adel, und da der deutsche hohe Adel nicht einmal den reichsritterschaftlichen als Genosse anerkannte; so kann von einer Genossenschaft oder Standesgleichheit mit einem nichtdeutschen Adel ohnehin keine Rede seyn. Jeder ist Bürger und Angehöriger seines Staates, und wir nehmen hier des Verfassers eigene Axiomen in Anspruch, daß sich das Gesetz des einen Staates nicht auf Verhältnisse des andern übertragen läßt. — Vielleicht ist es übrigens manchem Leser angenehm, mit des Verf. Worten die jetzige Beschaffenheit des Adels in England sich in Erinnerung zu bringen. „In England, Schottland und Irland ist dem dortigen reichsständischen oder hohen Adel der alte Name Nobility bis auf den heutigen Tag ausschließend geblieben. Dieser brittische hohe Adel, die Nobility, bestehet jetzt aus fünf Stufen, in nach-

stehender Ordnung: Duke, Marquis, Earl, Viscount, Baron; welche alle zusammen unter dem allgemeinen Staatsnamen barones regni begriffen werden. Obgleich jeder von diesen Titeln dem Geschlecht zukommt und darin erblich ist, so wird derselbe doch nur von dem Erstgeborenen geführt. Den Adeltitel des Geschlechtes führt nur er, aber edelgeboren sind alle Familienglieder. Hat ein Geschlecht, was oft der Fall ist, mehr als einen adelligen Titel, so führt der Erstgeborene alle diese Titel zugleich, und es pflegt der zweyte Sohn nur den auf den vornehmsten nächstfolgenden, der dritte u. s. w. zu führen. Alle nachgeborene Söhne, denen solche Titel nicht zukommen, führen gleichwohl das Familienwappen, aber nur den ursprünglichen Namen ihres Geschlechtes, unbeschadet des ihnen zukommenden Rechtes auf die Nachfolge. — — Alle Titelträger des ihrem Stamme zukommenden Adels auf jeder von den fünf Stufen, alle noblemens, sind Peers Lords (domini pares curiae) und in dieser Eigenschaft berechtiget zu der erblichen Reichsstandschaft, welche durch Sitz und Stimme in dem Oberhause des Parlaments (House of Lords) ausgeübt wird; sie alle erhalten selbst von dem Könige in der Anrede den Titel „Mylord." — Von der Nobility, als dem hohen Adel, unterscheidet sich die Gentry, als niederer Adel. Diese, welche eine höhere Klasse der Commonalty oder Commons (der Gemeinen) bildet, bestehet aus vier Stufen, in folgender Ordnung: Baronet, Knight, Ritter eines königlichen Ordens, so fern er nicht Peer ist, welches der Fall bey dem Hosenband-Orden meheentheils ist, weil solcher nicht leicht einem Inländer ertheilt wird, der nicht zu der Nobility gehört; Esquire, Gentlemen. Die zu der Gentry gehören, sind Wappenbürtige, und lassen, um diesen Vorzug zu bewahren, ihre Wappen in die Register des Heroldamtes eintragen."

II. Abhandlung. „Die Rechtsgültigkeit der Religionsclausel in der Bedingung eines benannten kirchlichen Glaubensbekenntnisses zu dem Genusse bestimmter insbesondere zu der Successionsfähigkeit bey Stamm- und andern Privatrechten."

Ein Freyherr von Hardenberg errichtet durch eine letztwillige für rechtsbeständig anerkannte Verordnung vom 13. July 1767 von seinen Gütern im Fürstenthume Altenburg ein Majorat, und schließt von demselben aus, alle, die nicht der „evangelisch-lutherischen Religion" zugethan sind. Der sonst Nächstberechtigte ist früher schon, als die Ordnung ihn berufen, von der evangelisch-lutherischen Religion zu der katholischen übergetreten, und es entstehet zwischen ihm und seines verstorbenen Bruders Sohn, welcher in der evangelisch-lutherischen Confession lebt, Streit, welcher nach dem Gutachten des Verfassers gegen jenen, der katholischen Religion angehörigen Freyherrn von Hardenberg, sich entscheiden müsse und werde. Uebereinstimmend mit diesem i. J. 1822 gestellten Gutachten wurde der Rechtsfall auch nachher von der herzoglichen Regierung zu Altenburg entschieden.

III. Abhandlung. „Recurs eines Mitgliedes des deutschen Bundes unmittelbar an die Gesammtheit der Bundesgenossen, wegen Beschwerde wider Beschlüsse — oder gegen die Verfahrungsweise der Bundesversammlung."

Unter den Lücken, sagt der Verfasser, in dem positiven öffentlichen Rechte des deutschen Bundes macht sich der Mangel einer Bestimmung bemerkbar über die Frage: ob und in welchen Fällen wider Beschlüsse oder gegen die Verfahrungsweise der Bundesversammlung der Recurs eines Bundesgliedes unmittelbar an die Gesammtheit der Bundesgenossen statt habe? — Der Verfasser zeigt, daß dieser Fall wirklich schon vorgekommen seye, und zwar bey dem fürstlichen Hause Reuß jüngerer Linie. Dieses fürstliche Haus nämlich bildet, wie bekannt, bey der Bundesversammlung nur Eine Einheit, theilt sich aber in Reuß-Schleiz, und in Reuß-Lobenstein-Ebersdorf. Der Antheil am Bundescontigent wurde dem fürstlichen Gesammthause j. L. gemeinschaftlich zugeschrieben, wegen der Vertheilung unter sich aber fand sich Reuß-Lobenstein-Ebersdorf durch zwey Beschlüsse der Bundesversammlung vom 18. und 24. März 1824 (Protokolle der B. V. 1824. §. 67 und 70) beschwert, und erließ eine Recursschrift an alle souveränen Fürsten und freyen Städte des Bundes; jedoch im May 1828 wurde der Streit im Inneren der fürstlichen Häuser ohne Zuthun des Bundes beygelegt.

IV. Abhandlung. Rechtszustand der gräflich Stollberg'schen Grafschaft Hohnstein unter der Standeshoheit des Königreiches Hannover, insbesondere des Stollberg-Stollbergischen Theils dieser Grafschaften mit Angabe seiner statistischen Verhältnisse.

V. Abhandlung. Geschichte und Rechtszustand des gräflich-stollberg-wernigerodischen reichsfreyen Fleckens Schwarza, in der ehemaligen gefürsteten Grafschaft Henneberg. Beyde Abhandlungen sind schätzbare Beyträge zur Kenntniß der innern Staatsverhältnisse Deutschlandes. Die Verhältnisse des Ortes Schwarza jedoch gehören in die Zeit des deutschen Reiches „als eine Staatsmerkwürdigkeit höherer Art." Schwarza war nämlich eine unmittelbare freye Reichsherrschaft (dynastia imperii) und sein Besitzer ein freyer Reichsher (dynasta imperii) ohne Reichsstandschaft, ohne Kreisstandschaft, und ohne bey einem der vierzehen Cantone der in drey Ritterkreise vereinigten unmittelbaren Reichsritterschaft immatriculirt zu seyn. Eine Note zählt mehrere solche Herrschaften auf, und — soviel uns bekannt — gab es in Schwaben auch solche Art unmit-

telbarer Reichsklöster z. B. das Benediktiner-Stift Ottobeueen, die Carthause Buxheim u. s. w.

VI. Abhandlung. „Erläuterung des Reichsdeputations-Hauptschlusses v. J. 1803. §. 38. betreffend die Verschiedenheit der Schulden und Besitzungen der entschädigten Reichsstände.

Ein sehr folgereicher Gegenstand. Der §. 38. des Hauptschlusses sagt nämlich, daß die für ihre Besitzungen auf der linken Rheinseite entschädigten Reichsstände „ihre sowohl bloß persönlichen, als die von erwähnten Besitzungen herrührenden Schulden auf ihre zur Entschädigung erhaltenen Domänen und Renten zu übernehmen haben“ oder nach dem französischen Originaltexte: „les terres et proprietés, assignées aux états d'empire en remplacement de leurs possessions à la rive gauche du rhin, demeurent spécialement asteclées au payement des dettes des dits princes tant personnelles, que celles provenant de leurs anciennes possessions.“ — Sehr richtig setzt der Verf. auseinander, wie dadurch, daß den „bloß persönlichen“ Schulden die „von den Besitzungen herrührenden Schulden“ entgegengesetzt seyen, die Kammer- oder Domänenschulden unter die Staatsschulden gezählt worden seyen, um so mehr, als die für die wirkliche Landesadministration contrahirten Schulden als Staatsschulden schon durch den Art. 8. des Lüneviller Friedens von der Republik Frankreich übernommen worden seyen. Mit wenigem berührt der Verfasser das den Reichsterritorien eigenthümliche Verhältniß des Besteurungsrechtes; als eines Rechtes bloß subsidiarische Beyträge zu fordern, und die Verpflichtung der Kammergüter zu gewissen Staatsausgaben. Der Verfasser sagt ferner, daß die Worte „Domänen und Rechte“ eine falsche Uebersetzung des französischen Originaltextes seyen, denn dieser spreche nicht von domaines et rentes, sondern es heiße darin: „terres et propriétés“; terres aber in der mehrern Zahl und im Gegensatz von propriétés bedeute ein Land — pays — oder Staatsgebiet, und propriétés heiße alles, was nach Eigenthumsrecht besessen werde, Mobilien und Immobilien, fonds, fonds de terre, bien-fonds, domaines, maisons, rentes u. s. w. Da nun die Reichsdeputation am 14. December 1802 in der vier und dreyßigsten Sitzung beschlossen hatte, den von den Ministern der vermittelnden Mächte erhaltenen französischen Aufsatz der 47 ersten Paragraphen des Deputations-Hauptschlusses als Original in diesen mitaufzunehmen, und neben den deutschen „Originaltext“ zu setzen, so hätte man allerdings zwey Originaltexte, aber aus dem Zusammenhange der ganzen Verhandlung sere klar, daß dem französischen für zweifelhafte Fälle der Vorzug zugestanden seye.

VII. Abhandlung. „Diplomatische Prüfung zweyer Stiftungs- und Ausstattungsurkunden, welche Kayser Karl der Große in den Jahren 794 und 812 dem Benediktinerkloster Neustatt am Mayn ertheilt haben soll.“

Eine höchst scharfsinnige Urkundenkritik, welche keinen Auszug erlaubt. Wir müssen daher die Leser auf das Buch selbst hinweisen.

Die letzte Abhandlung „Kreitmayrs Urtheil über die Verworrenheit des römisch-justinianischen Gesetzbuches“ ist ein Lückenbüßer, obsolet, verbraucht und den Forschungen unserer Zeit über das römische Recht nicht angemessen.

Historisch-topographische Beschreibung der uralten Kapelle zu Altenfurth bey Nürnberg, von Franz Baron von Soden. Mit einem Grundrisse und drey Ansichten. Nürnberg, bey Riegel und Wießner. 1834.

Zwey Stunden von Nürnberg an der nach Regensburg führenden Straße liegt der Weiler Altenfurth, in die Pfarrey Feucht, und zum Bezirke des königlichen Landgerichts Altdorf gehörig. Dieser Weiler besitzt eine Kapelle, die Katharinenkapelle, oder auch die Kapelle des hl. Johannes und der hl. Katharina genannt, welche der Gegenstand der vor uns liegenden Beschreibung, und an sich eines der merkwürdigsten Baudenkmahle Bayerns und überhaupt Deutschlands ist.

Diese Kapelle ist in Form einer Rotunda gebaut, mit einem Chor, der die Form einer halben Rotunda hat. Der äußere Umfang des ganzen Gebäudes ist 82 bayerische Fuß, die Durchschnittslänge 37 Fuß, 4 Zoll, die perpendiculäre Höhe mit dem Thürmlein und der Fahne 50 Fuß 7 1/2 Zoll. Die Mauer ist aus gehauenen Sandsteinen aufgeführt, mit fünf Fensteröffnungen, halbkreisrund von Oben. Im Innern ist Weniges, da die Kapelle keinem gottesdienstlichen Gebrauche mehr gewidmet ist, sondern, wie uns die Beschreibung Seite 30 und 37 sagt, zu Aufbewahrung von Lebensmitteln dient, welcher Gebrauch eben auch nicht der allerzweckmäßigste zu Erhaltung eines so ehrwürdigen Gebäudes seyn mag.

Diese Kapelle gehörte ehemals zu dem Schotten Kloster St. Gilgen oder St. Egydien Benediktiner Ordens in Nürnberg, und sie wurde jeden Sonntag von einem Mönche des Klosters besucht, um dort „den Köhlern und Holzern“ Messe zu halten. Jetzt bildet das Gebäude einen Theil des Landgutes Altenfurth, welches ein Eigenthum der von Scheurel'schen Familie in Nürnberg ist.

Nach der Sage — giebt uns die hier voranbezeichnete historisch-topographische Beschreibung ferner Kunde — nach der Sage soll Karl der Große dieselbe erbaut haben, und die päpstlichen Gesandten, die Bischöfe Formosus und Damasus, welche sich eben bey dem Kaiser aufgehalten, und an den Herzog Tassilo von Bayern zur Unterhandlung des Friedens abgesandt worden seyen, hätten dieselbe eingeweihet. Müllner (Stadtschreiber in Nürnberg, starb im Jahre 1634) in seinen Nürnbergschen Annalen erzählt, Papst Leo im Jahre 799 selbst hätte die Weihung verrichtet. Indessen die älteste Urkunde, welche die Kapelle zu Altenfurth nennt, und zugleich die Herrschaft der Abtey St. Egidien darüber geschichtlich nachweiset, soll von König Heinrich VII. dem Hohenstaufen, im Jahre 1225 ausgefertigt worden und dieses durch eine Urkunde Kaisers Rudolph I., welche jene von Heinrich in Abschrift in sich aufgenommen hat, erwiesen seyn, jedoch auch diese Rudolphische Urkunde liegt nur in einer Abschrift vom Jahre 1348 vor. Doch möge dieses auf sich selbst beruhen, wir wollen uns zu dem Baudenkmahle selbst wenden.

Mit Ausnahme des Daches und des Thürmleins gehört das übrige einer grauen, uralten Zeit an. Herr von Wiebeking in seinem Werke: „Von dem Einfluß, den die Untersuchung und beurtheilende Beschreibung der Baudenkmahle des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit auf die Erforschungen in der Geschichte habe," hat Gründe, sie für einen von römischen Truppen gemachten und gebauten Tempel zu erklären. Auch Direktor Heideloff theilt diese Meinung, und Weinbrenner aus Carlsruhe, der im Jahre 1826 die Kapelle besah, äußerte sich, das Gebäude sey älter als die Sage, welche auf Karl den Großen laute. Manche, sagt der Verfasser, erblicken in dieser ehrwürdigen Ruine die Ueberbleibsel eines römischen Bades. Dagegen Stieglitz in seiner Geschichte der Baukunst findet es wahrscheinlich, daß dieses Gebäude dem Zeitalter Karls des Großen angehöre, und ihm stimmt der königliche Gallerieinspektor von Haller in Nürnberg bey. Dem Verfasser genügt es, zu bemerken, daß in jedem Falle diese Kapelle das älteste, oder doch gewiß eines der ältesten Denkmale der Umgegend von Nürnberg ist.

Wenn wir mit unserer Ansicht denjenigen beytreten, welche Stieglitz und Haller aussprechen; so nehmen wir das Motiv von der Aehnlichkeit her, welche zwischen dem Baustyle der Altenfurther Kapelle, und jener der St. Ottmarskapelle zu Nürnberg statt findet, und davon, daß die Erbauung von dieser allgemein in das neunte Jahrhundert gesetzt wird. Selbst die Nachricht, die Heideloff über das Heidenhäuschen bey Ravensburg im Königreiche Würtemberg ausspricht, bestätiget diese Annahme. Auch erinnern wir uns, daß vor etwa dreyßig Jahren ein solches Gebäude an der Hochstraße von Nördlingen nach Harburg, unfern des Dorfes Kleinsorheim, auf eine unverzeihliche Art durch einen Baumeister aus Wallerstein demolirt wurde. Wir sahen zwar nur mehr die Form im Grundrisse, aber sie schloß sich genau an den Grundriß der Altenfurther Kapelle an. Auch dieses Gebäude hielten Einige für ein römisches Bad, und wohl ohne den mindesten Grund. Die Altöttinger Kapelle hat dieselbe Grundform, und die St. Gereons- und Apostelkirche zu Köln am Rheine möchten ferner beweisen, wie vor dem zwölften Jahrhundert der Kreis und daran ein kleinerer Halbkreis eine der herrschenden Grundformen der Kirchen waren, und wie diese Kreisformen erst im gothischen Baustyle allgemein der Kreuzesform Platz machten. Wenn man jedoch annimmt, daß in dem Baustyle vor dem zwölften Jahrhundert eben so Eine Form dominirt habe, wie dieses nach dem zwölften Jahrhundert in dem Style der Spitzbogen der Fall gewesen ist; so wird man sich nie zurecht finden. Außer dieser Kreis- und Halbkreisform zeigen uns — um bey den Denkmahlen vor dem zwölften Jahrhundert von Süd-Deutschland zu bleiben — die Johanneskirche zu Schwäbisch-Gmünd, die Stiftskirche zu Ellwangen, die Marienkirche zu Anhausen oder Ahausen im Riese zwischen Wallerstein und Oettingen, die St. Jakobskirche in Regensburg, die Burghardskirche in Würzburg, und so viel wir uns erinnern, die Schottenkirche daselbst, u. m. a. ganz andere und zum Theil wiederum unter sich verschiedene Baustyle, als derjenige in der Altenfurther Kapelle, und doch sind die alle hier aufgezählten Kirchengebäude, denen wir noch mehrere beyfügen könnten, sämmtlich vor dem zwölften Jahrhundert gebaut, wie wir dann auch überhaupt uns überzeugt haben, daß der Baustyl vor dem zwölften Jahrhunderte viel edler und mehr dem Geiste und dem Ritus der Kirche angemessen ist, als der sogenannte gothische, welcher seiner Natur nach beständig auf der Linie stehet, ins Abentheuerliche überzuspringen, und in Thürmen und Thürmchen die nothwendige Einheit eines zur Versammlung bestimmten Gebäudes zersplittert.

Der Beschreibung ist ein Grundriß der Kapelle zu Altenfurth, ein Längendurchschnitt, die dermalige, und die muthmaßlich ursprüngliche Ansicht derselben — nebst einer Ansicht des Heidenhäuschens bey Ravensburg beygefügt.

Geschichte der Stadt Erlangen von ihrem Ursprunge unter den fränkischen Königen bis zur Abtretung an die Krone Bayern, nach Urkunden und amtlichen Quellen bearbeitet von Ferdinand Lammers, ersten Bürgermeister der Stadt Erlangen. Erlangen, in Commission bey J. J. Palm und E. Enke. 1834.

Den bayerischen Annalen wird von Zeit zu Zeit und nicht selten die Freude zu Theil, neu erschienene Specialgeschichten des Vaterlandes den Lesern anzukünden, und auch auf diese Art zur Anschauung zu bringen, wie der wachsende Reichthum der Städtegeschichten sichtbarlich von den Wohlstand des Bewohners Zeugenschaft ablegt, da nur der zufriedene und gesegnete Hauswirth gerne mit der Vergangenheit Rechnung hält, der in dem Schlamme der Zerrüttung und Armuth versunkene aber seine Augen wegwendet von der Zeit, welche die Straßen geebnet, und so viele Thürme, Mauern und Kirchen gebaut hat. Die Vorzeit, besonders in den Städten und Klöstern, begnügte sich, Chroniken zu halten, fortlaufend das ihnen Merkwürdige einzutragen, und das Buch von der Hand der einen Generation in die Hand der anderen zu überliefern. Unsere Zeit ben den großen Hülfsmitteln und bey dem herrschenden Triebe, die Oeffentlichkeit zu ehren, giebt eine Geschichte selbst, und tritt mit derselben gerne in den Kreis des Publikums, welchem jene Chroniken sich entzogen.

Die vorliegende Geschichte von Erlangen zeichnet sich in der Auffassung und in der Darstellung des Gegenstandes höchst vortheilhaft aus. Die freundliche Stadt, wie sie ist und liegt, ihre Gründung, ihr Gedeihen in der Gunst und ihre Schicksale in der Ungunst der Zeitalter stellen sich dem Leser als ein lebendiges, wohlgezeichnetes Bild dar, welches — frey von dem schwerfälligen Apparate der Urkunden und Chronologie und uneingeengt in Raisonnements — in dem Fortschreiten der Erzählung sich bewegt. Ein eigenes Urkundenbuch von sieben und fünfzig Nummern begründet das Erzählte. Zwey Steinstiche (Ansicht der Stadt von der Westseite, und die Ruine der ehemaligen Burg) stehen tief unter der Mittelmäßigkeit, sonst aber ist die Auflage ohne Tadel.

Erlangen — so erzählt uns der Verfasser — ist nach seinem Ursprunge einer jener Wohnplätze, welche der Völkerstamm der Slaven in den Gegenden zwischen dem Mayn und der Rednitz gegen die letzte Hälfte des achten Jahrhunderts zu begründen begann. Die Begründer waren Heiden, und gingen durch die Bischöfe Burkard und Megingand von Würzburg zum Christenthume über. Als Karl der Große am 796 nach einem Zuge gegen die Sachsen zehntausend Gefangene zwischen dem Main und der Rednitz übersiedelte und christliche Kirchen vorgründete, war Erlangen eine Filialkirche von dem Martinsstifte zu Vorchheim. Merkwürdig ist, was der Verfasser von dem Geschlechte der „Erlanger“ sagt: „Die — erste Ansiedlung der Slaven war der Regierung der fränkischen Könige untergeben, welchen, gleichwie in allen übrigen Slavendörfern, außer einigen Grundabgaben zwey Hufen Landes besonders bestellt und mit einem Hause bebaut wurden, dessen Besitzer dem Könige allein mit Zinsen und Frohnen zugethan war. Vorzugsweise wurde derselbe nach dem Namen des Ortes genannt, und so entstand für Erlangen das im eilften Jahrhunderte unter dem Ritteradel vorkommende Geschlecht der Erlanger. Die übrigen Einwohner des Gaues waren der Verwaltung und Herrschaft der Gaugrafen anvertraut, welche bis zu dem Jahre 905 dem Geschlechte der Babenberger, und von da bis 1002 jenem der Schweinfurter angehörten.“ Im Jahre 916 unter Kaiser Otto II. kam Erlangen mit dem Martinsstifte zu Vorchheim an das Hochstift Würzburg; im J. 1017 aber vertauschte Bischof Heinrich von Würzburg die Oerter Vorchheim, Kerschbach, Egolsheim und Erlangen unter Confirmation des Kaisers Heinrich gegen Königshofen an den Bischof Eberhard von Bamberg. An die vierthalbhundert Jahre blieb Erlangen unter der Oberherrschaft der Bischöfe von Bamberg, bis im Jahre 1361 Bischof Leupold dasselbe an Kaiser Karl IV. verkaufte, welcher es als ein böhmisches Erbgut erklärte. In diesem Zustande erhob König Wenzel im Jahre 1398 Erlangen zu einer Stadt, aus königlicher Macht, wie die Urkunde sagt: „allso daß Sie für baß Ewiglichen Burger Recht und Stadt Recht haben, und der gebrauchen sollen und mögen in aller der Maaß alß unsere Burgen und Stadt zu Auerbach haben und gebrauchen, und daß sie auch fürbaß mit Nürnberger Maaß schenken, und den Verlust an der Maaß zu Vmgelt nehmen.“ — König Wenzel verpfändete die neue Stadt an seinen Schwager Johann III., Burggrafen zu Nürnberg bereits im Jahre 1402, und eine erneuerte Verpfändung oder vielmehr ein Kauf im Jahre 1416 brachte nun Erlangen vollkommen an die Herrschaft des Burggrafen.

Von dieser Zeit an blieb Erlangen bey der Herrschaft der Burggrafen, seit 1417 Churfürsten von Brandenburg, und vorzüglich bey dem Burggrafenthum oberhalb des Gebirges (Baireuth), dem es auch bey der Theilung vom Jahre 1603 zufiel, bis im Jahre 1769, wo mit dem Tode des Markgrafen Friedrich Christian der Mannsstamm des jüngern Hauses Brandenburg-Culmbach erlosch, Erlangen ein Theil des Fürstenthums Ansbach wurde, mit welchem es durch die Abdicationsurkunde des Markgrafen Alexander (gegeben zu Bordeaux am 2. Dezember 1791) der Regierung Friedrich Wilhelms II., Königs von Preussen, und somit dem preussischen Staate einverleibt wurde. Der Friede zu

Lisit im Jahre 1807 erklärte das Fürstenthum Baireuth und somit Erlangen zu einer französischen Provinz und legte ihr Schicksal in den Willen des Kaisers Napoleon. Am 4. July 1810 ging ging Erlangen an Bayern über.

Dieses ist das Gerippe der Darstellung der Schicksale dieser Stadt, aber merkwürdige Ereignisse fallen in den Zeitraum von 1402 bis 1807, in welchem die Stadt zu den Gebieten der Fürsten aus dem hohen Hause Brandenburg gehörte, als da sind: Die Trennung von der Mutterkirche, von dem Martinsstifte zu Vorchheim, und die Errichtung einer eigenen Pfarrey im Jahre 1435; die mehrfache Verpfändungen der Stadt; die Einführung der Reformation; der dreyßigjährige Krieg u. s. a. besonders aber hatten zwey Ereignisse große und wohlthätige Folgen für die Stadt. Das eine war der Entschluß des Markgrafen Christian Ernst, durch welchen er den mit Aufhebung des Ediktes von Nantes im J. 1685 emigrirten und vertriebenen Franzosen, calvinischer Confession, Freystätten in seinem Lande anboth; dadurch wurde Erlangen durch den Anbau einer zweyten Stadt, die Neustadt, vergrößert; und das andere war die Gründung der Universität im Oktober 1742 zu Baireuth, welche im April 1743 nach Erlangen versetzt wurde. Als im Jahre 1805 der König von Preussen das letztemal Erlangen besuchte, blühte die glücklichste Periode für die Erlanger Fabriken durch die Segnungen des Friedens, welcher sich die fränkischen Fürstenthümer Preussens erfreuten, während alle Länder ringsumher den Drangsalen des Krieges schon so viele Jahre Preis gegebenen waren. Das Gewerb für Strumpfwaaren wurde allein auf 566 Stühlen betrieben. Der Verfasser schließt mit den Worten: „den Tagen der Huldigung (mit welchen Erlangen im Jahre 1810 an Bayern überging) folgten nun unter der Regierung des Hauses Wittelsbach 24 Jahre, deren Segnungen einen so reichen Abschnitt der Geschichte dieser Stadt bilden, daß die besondere Bearbeitung desselben einer besondern Zeit vorbehalten werden muß.“ Möge dieser kurze Auszug viele Leser bewegen, zu dem Buche selbst zu greifen.

Geschichte der Deutschen von Dr. Söltl, Professor in München. I. Bd. (1. Heft). Freyburg im Breisgau. Druck und Verlag der Fr. Wagnerschen Buchhandlung. 1835.

Wohl schwerlich hat die Geschichte irgend eines Staates so viele und vortreffliche Bearbeiter gefunden, als die Deutsche. Wer sich unter die Schmidt, Westenrieder, Dresch, Stenzel, Heinrich, Menzel, Gagern, Raumer, Eichhorn, Luden, Phillips u. a. stellen will, hat sich wohl vorzusehen, wenn er besseres leisten will. Unter jenen scheint Phillips, besonders was die Entwicklung des deutschen Rechtswesens betrifft, die Palme errungen zu haben. Derjenige Historiker, der sich auf der nämlichen Bahn bewegen will, findet demnach treffliche Arbeiten und Führer vor, nicht so gut ist indessen für den blossen Geschichtsfreund gesorgt, da Menzels deutsche Geschichte, die sich vorzugsweise für ihn eignen würde, etwas umfangreich ist. Diese Lücke scheint der Verf. gefühlt, und um dem Bedürfnisse abzuhelfen, eine deutsche Geschichte, wovon das erste Heft vorliegt, ausgearbeitet zu haben. Denn wenn wir uns nicht irren, so hat der Verf. bey seiner Arbeit vorzugsweise nur jenen im Auge gehabt. Was nun den Plan und die ganze Anlage betrifft, so sind wir im allgemeinen damit einverstanden. Er hat die rechte Mitte gehalten zwischen zu großer Ausführlichkeit und zu gedrängter Kürze.

Nach dem Muster der alten Klassiker (so wie sie nämlich jetzt im Curse sind) hat er das Ganze in Bücher, und diese in Kapitel abgetheilt, und eine Inhalts-Anzeige der letzteren jenen vorausgestellt. Jeder hat so seine eigene Methode, und es führen mehrere Wege zum Ziele. Jedenfalls gefällt uns diese Eintheilung besser, als jene nach Regenten und Regentenhäusern, doch minder, als jene in Perioden nach den Hauptmomenten der Geschichte, die sich etwa auf 5 reduciren. Es wird sich in der Folge zeigen, ob der Verf. die einzelnen Bücher richtig abgegränzt. Besser wäre vielleicht gewesen, wenn er die Inhaltsanzeige der Kapitel mit in den Text aufgenommen hätte, als Ruhepunkte, die das Auge liebt.

Was nun das Materielle des Werkes betrifft, so sieht der Kenner wohl, daß der Verf. aus den Quellen geschöpft hat, (was sich indessen von dem Probehefte nicht sagen läßt); allein es reicht bey weitem nicht hin, die bezüglichen Stellen aus den Quellenhistorikern zusammen zutragen, und sie aneinander zu reihen. Wir vermissen zusammenhängendes, ineinandergreifendes und selbstständiges Quellenstudium, darum tiefer eindringende Forschung, zweckmäßige Verarbeitung des Materials und neue haltbare Ansichten, die doch allein einen echten Schriftsteller bestimmen können und sollen, ein Werk über einen schon vielseitig bearbeiteten Gegenstand zu veröffentlichen. Wozu das ewige Aufwärmen des schon längst Bekannten und oft Gesagten? Das läßt sich höchstens dann rechtfertigen, wenn von Seite der Darstellung ausgezeichnetes geleistet wird; was sich von unserm Verf. ebenfalls nicht sagen läßt, wie wir weiter unten zeigen werden.

Der Verf. beginnt ganz ex abrupto mit dem Jahre 113 vor Chr., in welchem die Cimbern und Teutonen aus der Nacht hervordrangen, und sich den Römern fühl- und bemerkbar machten. Dieß Factum ist denn auch in der That der Grundstein der deutschen Geschichte;

hätte indessen der Verf. darüber einiges gesagt, wie die erste Kunde von Deutschland sich schon vordem verbreitet hat, eine Kunde, die sich vorzugsweise aus Pythea's Reisebericht ergibt, so würden wir ihm das nicht verargt haben. Auch die Bastarnen, offenbar ein Zweig des weit verbreiteten deutschen Volkes, erscheinen schon früher in der Geschichte. Ob wohl die Deutschen ein kriegerisches Hirtenvolk gewesen, wie der Verfasser meint? Mehrere Gründe sprechen dagegen. Das Rechtswesen, wie es uns in allgemeinen Andeutungen, von Tacitus u. a. geschildert wird, in Andeutungen, die erst anders woher beleuchtet und ergänzt werden müssen, hätte der Verf. viel genauer fixiren und entwickeln sollen, was nach Phillips eine leichte Arbeit gewesen wäre; denn hier wurzeln die politischen Institutionen der folgenden Jahrhunderte; es ist ein erhabener Anblick das von unten auf sich stets fort- und ausbildende Gebäude — das deutsche Rechtswesen — zu verfolgen; das ist das Interessanteste in der deutschen Geschichte; daraus erklärt sich das Gesammtleben der deutschen Nation. Ist nicht in das Rechtswesen der ältesten Zeit ganz klares Verständniß gebracht, so fehlt der Schlüssel für das der folgenden Jahrhunderte wie für die ganze Geschichte. — Eine tiefer ins Einzelne eingehende Beurtheilung versparen wir übrigens bis zur Vollendung des Ganzen.

Dieses erste Heft, das zwey Bücher enthält, schließt da, wo Odoaker in Italien sich zum Kaiser erhebt. Etwas sonderbar ist, daß die Seitenzahl nicht durchs Ganze fortgeht, sondern bey jedem Buche mit 1 anfängt. Was nun die Sprache betrifft, so sieht man wohl, daß sie der Verf. nach den klassischen Mustern gebildet, wir finden sie indessen hie und da zu geputzt, nicht allenthalben rein durchgebildet und die Sache ganz genau bezeichnend. „Die Ambronen thaten in wilder Hast den Angriff, nachdrängten die andern, und achtzig tausend Römer bedeckten das Schlachtfeld." (Wie? womit? todt oder lebendig?) „Und es zog der Troß hinab an den Fluß mit Schwertern und Krügen, und die Feinde hatten sich gebadet und assen, und andere badeten noch." „Diese aber trieben sie zurück." So öfter. Da der Accusativ mit dem Nominativ leicht in Streit gerathen könnte wegen des Zurücktreibens und Zurückgetriebenwerdens, so wird man besser thun, solche Redestellungen zu vermeiden. — „Sie (die Feinde) zogen am Lager vorüber mit ihren Schaaren" d. h. mit sich selbst. — „Seit dieser Zeit erscheint das bisher unbekannte Land mit seinen Bewohnern zuerst klarer und bestimmter (also vorher doch nicht unbekannt) in der Geschichte, als bis dahin" (bisher — bis dahin). „In welchem (Lande) kein Frühling sein junges Leben ausschüttete." „Hier möchte man zuerst Tugend ahnden" d. h. rügen, bestrafen. Ahnden und ahnen werden häufig von den besten Schriftstellern verwechselt. Das Wörtchen „da" (da ahndete (ahnete) er, da gebot er rc.) spielt eine zu große und ungeeignete Rolle. Wir haben diese Stellen nicht mühesam herausgesucht; ähnliche finden sich häufig. Es sind dieß große Flecken in einem Gemälde.

T.

Die Homöopathie in ihrer Nichtigkeit dargestellt von Dr. G. J. Lochner. Eine Entgegnung auf das Sendschreiben des Dr. J. J. Reuter an den Dr. E. Fr. Wahrhold. Nürnberg 1835. in der Zeh'schen Buchhandlung. *)

Die Anzeige dieses ephemeren Schriftchens unternehmen wir wegen des sogenannten großen Versuchs, welchen Hr. Dr. Lochner mit einem hochgerühmten homöopatischen Arzneimittel (dem Kochsalz) den 19. Febr. d. J. in Nürnberg vorgenommen hat, und dessen Procedur wir nur cursive und ohne ins Weitschweifige einzugehen, sondern bloß mit unsern kurzen Bemerkungen begleitet, beleuchten wollen.

Der Versuch wurde nämlich an gedachtem Tage Vormittags im Saale des Gasthauses zum rothen Hahn! in Nürnberg, vor einer zahlreichen, ansehnlichen Versammlung vorgenommen.

Wahrhaftig ein ganz passender Ort zu einem medizinischen Experiment! Der Hr. Doctor hätte nicht besser wählen können! Unwillkührlich fällt Einem dabey ein, das edite, bibite vos commilitones etc. An Tabaksrauchern wird es dabey auch nicht gefehlt haben?

Zu den handirenden Personen wurden 2 Apothekergehülfen gewählt, die die Mischung und Auflösung des zu prüfenden Kochsalzes machen mußten; sie wurden vorher gebadet, gewaschen und gestriegelt, wurden schon den Abend zuvor in dem Gasthause einquartiert (wahrscheinlich auch von dem Hrn. Doctor tractiret) und schliefen die Nacht daselbst.

Auch diese Wahl ist ganz unpartheyisch! Denn es ist ja bekannt, daß die Apotheker ex officio abgesagte Feinde der Homöopathie sind, und um ihres Bestrebens willen seyn müssen! Der Hr. Dr. hätte eben so gut ein paar abgewaschene Kellner brauchen können, wenn er nicht selbst seine Hände verwenden wollte!

Es wurden nun 30 reine Gläschen vom Glashändler, und eben so viele reine mit destillirtem Wasser ausgekochte Stöpsel genommen, und diese Gläschen mit

*) Als Anhang ist das vorläufige Resultat des am 19. Febr. angestellten großen Versuches mit einem Decilliontels Gran Kochsalz beygegeben.

destillirtem Schneewasser, aus einer chemischen Fabrik in Nürnberg geliefert, zuerst ausgewaschen, und dann im Angesicht der ganzen Versammlung von den zwey Apothekergehülfen, die zuvor dem vorsitzenden Hrn. Stadtgerichtsarzt Dr. Solbrig — das Ehrenwort abgeben mußten, daß sich alles rein und sauber verhalte, jedes mit 100 Tropfen destillirtem Schneewasser gefüllt.

Wer kann wohl noch pedantischer in der Reinheit seyn, als wenn er das sonst schon reine Schneewasser noch überdieß destilliren läßt, und es sogar aus einer chemischen Fabrik nimmt! Und welche bewundernswürdige Gewissenhaftigkeit, den gewaschenen Apothekergehülfen das Ehrenwort abzufordern!

Nun wird 1 Gran Kochsalz, das nicht aus der Apotheke genommen worden, abgewogen, und im ersten der obigen Gläschen aufgelöst, dieses mit 10 Armschlägen tüchtig geschüttelt, von diesem Gläschen dann wieder Ein Tropfen in das zweyte Gläschen gethan, ebenfalls so geschüttelt, und auf diese Weise fortgefahren bis zum 30. Gläschen, in welchem dann der decillionste Theil eines Grans Kochsalz sich befinden soll.

Ob das Kochsalz rein war, sagt der Hr. Doctor vor der Hand nicht; Er sagt nur, daß es nicht aus der Apotheke genommen worden; vermuthlich glaubte Er, daß es dort nicht rein seye, hat es also wahrscheinlich von einem Salzstößer, oder aus der Küche des rothen Hahn's genommen? Hahnemann schreibt aber im 4. Theil seiner chronischen Krankheiten deutlich vor, daß, da das gewöhnliche Küchensalz mit Nebensalzen verbunden ist, daßselbige vorher durch eine neue Auflösung und Krystallisation zu reinigen seye! — Doch das scheint dem Hrn. Doctor nicht genirt zu haben? Er hat es ja, als das Experiment schon gemacht war, also post Festum, chemisch untersuchen lassen, ob wirklich in den Gläschen Kochsalz noch enthalten war? — Wahrhaft eine artige Procedur! Dann schreibt auch Hahn. daselbst vor, den Gran Kochsalz nicht gleich in den ersten Gläschen auflösen zu lassen, sondern denselben zuvor durch ein drey Stunden langes Reiben mit Milchzucker zur dritten Potenz, oder Milliontel Verdünnung zu bringen, und dann erst einen solchen Gran mit Wasser oder Weingeist bis zur 30. Verdünnung zu erheben. Dieß ist doch wohl ein ganz anderes Verfahren, und muß andere Resultate geben! Allein der Hr. Doctor scheint hier um fernere Genauigkeit sich nicht mehr viel bekümmert zu haben, und hat sonach das Hahnemann'sche: „macht's mir nach, aber macht mir's genau nach," ganz aus den Augen gelassen. Das Reiben war ihm wahrscheinlich zu umständlich? — Heißt dieß aber Nachexperimentiren? — Heißt dieses nach den Angaben einer kritischen Naturphilosophie, einer Physik, einer Chemie handeln? —

Nun kommt der große Hauptversuch. Solcher Gläschen zu 30 potenzirt, wurden nun 50 hergestellt, und abermals 50 mit bloßen destillirtem Wasser gefüllt; diese alle numerirt, unter einander gemengt, und sodann an die vorhandenen mehr als 60 Liebhaber vertheilt, welche sogleich auch mit wahrem heroischen Muth alle ihre Gläschen austranken! — Selbst der Hr. Doctor ergriff zum Wohl der Menschheit ein solches potenzirtes Gläschen, und schluckte es um 10 Uhr Vormittags hinab, obschon er noch vollkommen nüchtern war!

Nun ist also das Heroicum verschluckt und Gott sey den armen Sündern, oder vielmehr Waghälsen gnädig! Ob indessen dabey von den Herren Observatoren die vorgeschriebene, einfache, naturgemäße homöopatische Diät beobachtet worden seye, oder beobachtet werden wird? Der Hr. Dr. war zwar noch nüchtern, aber ob die übrigen 60 Gäste auch noch nüchtern waren (was gewiß eine seltene Erscheinung für Hrn. Gastwirth zum rothen Hahn seyn möchte!) ob nicht die meisten davon schon einige Täßchen Kaffee unter dem qualmenden Dampf der Herba nicotianae geschlürft? ob alle diese Prüfer, sammt dem Hrn. Dr. schon einige Tage zuvor sich durch einfache Kost und leichtes Getränke z. B. Wasser zu diesem experimentum periculosum vorbereitet? ob beym darauf gefolgten Mittagsmahl in ihren Suppen Petersilie, Porri, Selleri ꝛc. weggelassen worden, ob nichts von Essig, Citronen, Pfeffer, Zwiebeln ꝛc. in ihren andern Speisen zugemischt war? ob aus der Küche des Herrn Gastwirths zum rothen Hahn, an dessen Tische wahrscheinlich mehrere Versuchspersonen speisten, (denn nach einem so wichtigen Unternehmen wird ja gewöhnlich ein Freudenmahl gehalten!) rein homöopatisch servirt wurde? ob endlich alle diese Liebhaber sich entschlossen haben, das homöopatische Regime, ohne welches keine reine Erscheinungen von Wirkungen homöopatischer Arzneyen bewirkt werden können, 3 Wochen lang pünktlich fortzuführen? ob eine Wiederholung des Einnehmens der nämlichen zu prüfenden Arzney (also des Kochsalzes) in noch höhern oder niedern Potenzirungen nach mehrern oder wenigern Tagen anbefohlen, oder verabredet worden?

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Nr. 14. Recension von Ungers Pflanzen-Exantheme. S. 105 Spalte 1 Zeile 5 lies: Persoon statt: Personen.

Nr. X. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 12. März 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 21.

Inhalt.

Die Homöopathie in ihrer Nichtigkeit dargestellt von Dr. G. J. Lochner. Eine Entgegnung auf das Sendschreiben des Dr. J. J. Reuter an den Dr. E. Fr. Wahrhold. Nürnberg 1835. in der Zeh'schen Buchhandlung.

(Schluß.)

Denn das ist bey Versuchen mit Arzneyen an Gesunden nach Hahn. durchaus nothwendig, und wo er von der langen Wirkungsdauer der Arzneyen spricht, Hr. Doctor! versteht Hahn. dabey gewöhnlich die Wirkungsdauer bey Kranken; ob aber diese unerläßlichen Bedingnisse erfüllt worden sind, oder nur gefodert, davon sagt der dirigirende Hr. Doctor kein Wort! sondern führt bloß an: daß nach 3 Wochen, also den 12. März huj. das Protokoll wieder eröffnet, und jeder, der getrunken, angeben wird, was er seitdem Ungewöhnliches an sich erlebt habe!

Ungewöhnliches mögen allerdings manche dieser 60 Liebhaber in diesem Zeitraume erlebt haben, aber Erscheinungen auf unbedingte Rechnung des Decilliontels Kochsalz gewiß nicht! — Denn solche konnten auf eine solche krasse, oberflächliche, umsichtslose Anwendung eines Arzneymittels unmöglich folgen! Nichts, wenigstens gar nichts Entscheidendes kann von so einer rohen Prüfung erwartet werden, und wir können wohl zum Voraus von der Eröffnung des Protokolls am 12. März um so füglicher Umgang nehmen, als vernünftiger Weise bindende, und reine Resultate daraus keineswegs werden zu Tage gebracht werden. —

Unsere Verwunderung können wir indessen darüber nicht verbergen, wie ein gebildeter Arzt auf eine solche Art es hat unternehmen wollen, eine Sache, die bey einem so großen Theil des gelehrten und gebildeten Publikums schon so allgemeinen Anklang gefunden, der Untersuchung zu unterwerfen; und aus einem so wichtigen Gegenstand, der das Wohl und die Gesundheit der Menschen betrifft, einen Wirthshaus-Spaß zu machen! Die mehrern hundert Aerzte, die bereits die Homöopathie praktisch ausüben, und die Tausende der gebildeten Laien, die ihren Werth zu schätzen wissen, was wahr oder falsch, gut oder schlecht ist! und die Regierungen Deutschlands, auch Rußlands, die bereits die homöopatische Praxis akredidirt, die ständischen Versammlungen, die für ihr Interesse unverhohlen gesprochen haben, möchten auch wohl wissen, daß sie mit keinem Phantom zu thun haben? — Ist der Verf. fest überzeugt, daß Nichts an der Sache ist, daß sie nur dem Wort nach existirt, wie er sich in seiner Brochüre ausdrückt, so erspare er sich die Zeit, sich über ein Nichts a la Donquixote, der doch wenigstens gegen Windmühlen kämpfte, abzumühen, und setze sich nicht dem Vorwurf aus: Ars non habet osorem nisi ignorantem!

National-Kalender für die deutschen Bundes-Staaten auf das Jahr 1835. Begründet von Chr. K. André, fortgesetzt von J. H. Meyer. Stuttgart u. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. gr. 4.

Dieses Volksbuch, welches der überaus thätige André begründet und vom Jahre 1809 bis 1830 in ununterbrochener Folge herausgegeben hat, erscheint seit dem Jahre 1833 auch unter dem besondern Titel: „Neuer Haus- und Volksfreund zur Belehrung und Unterhaltung für den deutschen Bürger und Landmann," unter der Redaktion von J. H. Meyer (in Braunschweig), in Verbindung mit andern Volksfreunden, unter denen besonders Prof. Dr. Schön in Würzburg, und Prof. Dr. Gelpke in Braunschweig sich nahmhaft machen.

Plan und Tendenz dieses Volksbuchs, wie sie der Begründer festgesetzt und eingehalten hat, wurden in dieser neuen Folge im Allgemeinen ebenfalls befolgt. Es herrscht darin das realistische Element vor, wie es unsere Zeit, unser öffentliches Leben nach allen Seiten hin entwickelt und hinwiederum fordert. Ueberschauen wir die vorzüglichen Gegenstände, welche das Buch darbiethet. Die Natur, die Merkwürdigkeiten am Himmel, Kalender-Bestimmungen, Witterungs-Beobachtungen bilden die erste und stehende Rubrik, so wie das Kirchenjahr, die Feste und Feyertage der Christen — beyde als nächster, fortlaufender Commentar jedes Kalenders. An diese schließet sich zunächst die Menschengeschichte an, in ihren zwey Hauptabtheilungen: Beyspiele der Guten und Bösen, Vernünftigen und Unvernünftigen. Damit innigst verbunden sind die Geschichte, der Plan, die Statuten nützlicher Anstalten und Vereine. Nebst solchen Handlungen, als Ergebnissen menschlicher Freyheit und Unfreyheit, werden auch sonstige wichtige Ereignisse erzählt: Gewitter- und Feuersgefahren, Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung, wobey nicht unterlassen wird, Vorsichtsmaßregeln gegen Unglück aller Art, und erprobte Hülfs- und Rettungsmittel anzugeben. Ein vorzügliches Augenmerk hat das Volksbuch auf das Nächste, Bleibendste, was des Volkes Wohlstand fördert: auf Hauswirthschaft, Ackerbau, Handel und Gewerbe. Warnend dagegen oder doch rathend spricht es alljährlich zu den Auswanderungslustigen, zumahl nach Amerika, und wiederhohlt rindeinglich das Wort: Bleibe im Lande, und ernähre dich redlich. — Nebst dieser mannigfaltigen und vielseitigen Belehrung findet der Leser auch reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Geschichten aller Art, z. B. von bedeutendem Glückswechsel, von kühnen Unternehmungen, von bestandenen großen Gefahren, sodann Volkssagen, Beschreibungen von National-Sitten, und besonders jene beliebten Erzählungen in Romanform, die jedoch das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden; sie alle wechseln in bunter Mannigfaltigkeit ab, mit jenen ernsten, lediglich belehrenden Aufsätzen. Endlich dienen auch einzelne, eingestreute Lieder und Gedichte (zum Theil mit beygegebenen Melodien), so wie andere Weisheitslehren in Bild, Lied und Spruch zur sittlichen und religiösen Erhebung des Gemüthes.

Zur besondern Empfehlung dieses Volksbuchs dient (außer dem eigentlichen Kalender, für die Länder, wo er zulässig ist), das Gedenkbuch, d. i. eine Reihe von Tabellen (auf sechs Bogen guten Schreibpapiers), enthaltend: A. ökonomisches Tagebuch, B. sittliche Gedächtnißtafel, C. Gedächtnißhülfe für zukünftige Geschäfte, D. Correspondenz-Journal, E. Mnemonisches Magazin, F. Adressen-Tafel, G. Büchererinnerungs-Tafel. Rechnet man dazu den enggedruckten Text in zwey Spalten auf 16 — 17 Bogen, nebst (lithographierten) Musikbeylagen und mehreren Holzschnitten, so wird man den Preis zu 1 fl. 12 kr. sehr billig finden, und die Uneigennützigkeit der Verlags-Buchhandlung in Verbreitung dieses gemeinnützlichen Volksbuches lobend anerkennen müssen.

Bubbles from the Brunnens of Nassau. By an old man. (Wasserblasen aus dem Brunnen von Nassau, von einem alten Manne.) The second Edition. London, John Murray. 1834. 8. IV. und 406 Seiten.

Dieses Buch hat einen in England schon längst als geistreichen Schriftsteller bekannten Verfasser; es ist der Major Head, welcher unter andern mit seiner „Gallopade durch die Pampas" viel Glück gemacht hat. Head ist ein Mann der feinen Gesellschaft, und übt einen entschiedenen Einfluß auf viele seiner Leser aus, welche die Grundsätze und Meynungen des beredten und angenehmen Erzählers bald anerkennen, bald verwerfen mögen, immer jedoch berücksichtigen. Man liest in England so viel, man ist so oft einem, vielleicht anfänglich unbemerkten, Einflusse beliebter Schriftsteller hingegeben, daß dieser nicht selten den angenehmen Triumph feyern kann, die von ihm als Vorschläge gedruckten Gedanken recht bald ausgeführt zu sehen. So hat auch Major Head mit diesem Buche bey der hohen Gesellschaft seines Vaterlandes Eindruck gemacht, und die Aufmerksamkeit auf zwey Gegenstände, an sich von der disparatesten Natur hingewendet. Einmal nämlich erweckte er eine lebhaftere Neigung die deutschen Bäder,

namentlich die an unserm schönen Rheinstrome, zu besuchen, dann ward durch seine Anregung eine neue Art der Bespannung bey den englischen Carossen eingeführt. Wer die früheren Badelisten von Ems und Wiesbaden mit denen der letzten Jahre vergleicht, wird ein großes Uebergewicht von englischen Badegästen während dieser Zeit bemerken; und wer in London einen Kennerblick auf die Art der Angeschirrung der Privat-Carossen und der herrlichen Miethwägen wirft, welche dort jedem Fremden Bewunderung einflößen, der kann finden, daß die Rosse jetzt minder kurz und niedriger angeschirrt werden, und man der Anleitung des wagenlenkenden Majors gefolgt ist. Dieser hat fast ein volles Kapitel seines Reiseberichts mit den physikalischen Erwägungen der Geschirrkunst ausgefüllt, und beweist, daß die deutsche und französische Methode, gemäß welcher auch das Gewicht des Thieres, und nicht bloß seine Muskelkraft einen Moment der fortschaffenden Mechanik bilden müsse, vor der englischen den Vorzug verdiene.

Wir haben es also hier mit einem Man of fashion zu thun. Als solchen kündigt er sich auch in der Vorrede an, die wir, als ein Muster seines humoristischen Styls, wieder geben wollen.

„Der Schreiber dieses unbedeutenden Bades ward plötzlich verurtheilt, in dem kalten Abende seines Lebens, die Wässer einer der Sprudelquellen von Nassau zu trinken. Seiner eigenen Meynung nach war seine Maschine einer so mühsamen Reparatur nicht werth; indessen, er ward überstimmt, verbeugte sich, und reiste ab.“

„Am Orte seiner Bestimmung angekommen, fand er, daß nicht bloß Wasserschlürfen, Baden und Spazierengehen zu den Geschäften des Tages gehöre; man bestand überdieß darauf, daß der Geist im umgekehrten Verhältniß abzuspannen, als der Leib zu stärken sey. Während dieses schweren Regimés kam er darauf, noch in alten Tagen, beym Herumschlendern, einige literarische Wasserblasen zu blasen. Diese flüchtigen Skizzen von allem und jedem, was gerade dem Auge oder dem Geiste gefällig erschien, wurden lediglich deßhalb hingeworfen, weil der Verf. sonst auf der Welt nichts zu thun hatte; und er biethet sie nun jener großen und ehrwürdigen Klasse von Leuten an, welche lesen — eben gerade aus dem nämlichen Grunde.

Die Kritik wird demgemäß diese Produktion für eitel, leer — leicht — hohl — oberflächlich — erklären müssen; aber es ist dieß die Natur der Blasen.“

> The earth hath bubles, as the water has
> Und these are of them.
>
> Macbeth. Act. 1. Sc. 3.

Man würde übrigens dem Verfasser Unrecht thun, erwartete man hier nichts als Geburten der Langeweile für ein sich so leicht langweilendes Publikum. Es kommen viele ernsthafte Materien vor, die, wenn auch nicht gründlich, doch mit jenem redlichen, gesunden Sinn, jenem offenen Blick in die Natur und in den Menschen abgehandelt werden, wodurch sich der Engländer so oft ausgezeichnet. Ein allgemeines, heiteres Wohlwollen beherrscht alle Aeußerungen des Verfassers, und mancherley Lebens-Erfahrungen, in- und außerhalb Europa gesammelt, machen ihn billig und nachsichtig in seinem Urtheile. Von den Bewohnern des Rheins und von uns Deutschen überhaupt, von dem harmlosen Glücke unserer bürgerlichen Verhältnisse, die freylich dem Engländer bisweilen etwas enge vorkommen, von der Innigkeit religiöser Empfindungen unter den Gemeinden, die er in der Kirche beobachtet, von der Toleranz der verschiedenen Konfessionen, von der heilsamen Unterordnung unseres dienenden Standes unter seine Herrschaft, u. dgl. giebt er ein wohlwollendes und um so erfreulicheres Zeugniß, als man nicht umhin kann, zu bemerken, er habe sich dieß Alles nicht so gut unter uns erwartet. Eben so spricht er mit Theilnahme und aufmunterndem Lobe von der Betriebsamkeit der Rheinländer in Gewerben und im Landbau. Mit einem Worte, wir Deutsche dürfen mit dem, was Major Head von uns sagt, zufrieden seyn. Er ist ein diskreter Reisender, und macht sich Manches, was er in der Fremde beobachtet, eher zu Nutzen, um seinen Landsleuten Winke, Belehrungen, Warnungen daraus abzuleiten. So ist er insbesondere durchdrungen von der Nothwendigkeit, jenen ecklen, orientalischen Luxus wieder aufzugeben, der in England unter dem beschönigenden Worte des „Comfortable“ alle Fundamente des dermaligen Zustandes langsam, aber um desto sicherer, zu untergraben droht. Von der Unart so vieler reisender Engländer, die ihr Vaterland überall in der Kutsche mit sich herumführen wollen, und gemeint sind, die Würde der Nation durch ein vornehmes Geringachten der Fremde und durch prahlerische Großmuth oder Verschwendung hervorzuheben, ist unser Reisender frey, eben so wenig zeigt er jene lächerliche Manie vieler von seinen Landsleuten, auf dem Kontinente die Hofzirkel und die Gesellschaft höher gestellter Personen zu frequentiren. Inzwischen fehlt es nicht an Veranlassungen, in ihm den Engländer, mit manchen eigenthümlichen vorgefaßten Meinungen, und mit dem englischen Stolze auf Würde und Macht seiner Nation, zu erkennen; und oftmals sind es gerade solche, nur leicht angedeutete Züge, die die ganze Volksverschiedenheit zwischen uns und den nordwestlichen Vettern jenseits des Kanals vor Augen führen. Wir können, ohne die Gränzen dieser Anzeige zu überschreiten, nicht hinlängliche Beyspiele für das Gesagte aus dem Buche selbst ausheben, und begnügen uns nur, ein paar kleinere Stellen, als Proben der Empfindungsweise und Darstellung des Verfassers zu übersetzen.

Während der Passage auf dem Dampfschiffe von London

nach Rotterdam giebt ihm der Anblick einer dunklen Seenacht Veranlassung zu folgenden Betrachtungen: „Der Mond stand nicht am Himmel, nur hie und da ein Stern war sichtbar, aber die Schaufeln des vom Feuer getriebenen Fahrzeuges, welche eine Woge nach der andern zu Atomen zerstäubten, verursachten ein phosphorichtes Schimmerlicht, wie ungeheuere Leuchten, an den Seiten des Schiffes; und während diese Lichter deutlich zeigten, wo das Fahrzeug im gegenwärtigen Momente war, zog ein blasser Lichtstreif vom Kiel hervor, der auf eine oder zwey Schiffslängen mehr und mehr erlöschend andeutete, wo es gewesen war.“

„Die Ideen, welche durch unsern Geist gehen, wenn wir bey Nacht, fern vom Lande, das Meer betrachten, sind so dunkel, so mysteriös, so unergründlich und unbeschreiblich, wie der ungeheuere Ocean selbst. Man sieht nur Wenig — aber dieß Wenige selbst, hie und da aufgegriffen, ähnelt so sehr gewissen Attributen der großen Kraft, die uns geschaffen, daß der Geist, erzitternd unter der Unermeßlichkeit von Conceptionen, die er selbst ausgebrütet, sich in Gefühlen verliert, die kein Sterblicher seines Gleichen mitzutheilen vermag. — In den Oceanen, die man in südlicher Breite antrifft, hat Mancher von uns sich wohl vergeblich nach Wogen umgesehen, die „Gebirg-hoch“ beschrieben werden; — aber, mag auch dieser Maßstab übertrieben seyn, vollendet nicht ein Entsetzen jenes Gemälde, das kein Künstler zu zeichnen versteht? — Und, unter dem Wüthen des Sturmes, in jener Dunkelheit, die nur der Blitz erkennbar macht, wer unter uns möchte sich da nicht einbilden, einen Schatten von dem Zorn, ein momentanes Aufblitzen von der Gnade des Allmächtigen erblickt zu haben.“ — Welch schöne und tiefe Auffassung einer Naturanschauung, die uns Binnenländern leider so selten zu Theil wird!

Der Reisende geht den Rhein herauf nach Schwalbach, wo er Standquartier macht, er besucht auf Abstechern Ems, Schlangenbad, Wiesbaden, Mainz. Vorzüglich hat er es daher mit den Einrichtungen in diesen „Wasserplätzen“ zu thun. Er verbreitet sich, oft mit angenehmer Laune über die Bäder, die Promenaden mit ihren bunten Erscheinungen, über die Tafel und die Küche, welche letztere mit seinen Anglizismen unverträglich scheint. Ausführlich verbreitet er sich über Nieder-Selters und die dortigen Einrichtungen behufs der Versendung des berühmten Selters Sauerwassers. Nach seiner Angabe wurden dort im Jahre 1832 nicht weniger als 1,033,662 große, und 261,521 kleine Krüge mit Wasser zur Exportation gefüllt.

Wir dürfen übrigens von einem Reisenden, wie dieser, füglich nur wenige statistische Details erwarten. Er hat es vielmehr mit den Menschen selbst und deren Zwecken, als mit den Mitteln ihrer Existenz zu thun. Der Besuch einer Kinderschule in Schlangenbad, mit der er sehr zufrieden ist, leitet den Verfasser auf folgende Betrachtungen:

„Wir in England hängen alle so andächtig an dem wunderlichen, leicht ausgesprochenen aber schwer definirten Worte: Freyheit, daß wir uns wohl gegen nichts mehr mit Hand, Fuß und Haupt wehren würden, als gegen ein nationales Zwangssystem zur Erziehung, ähnlich dem, was in Nassau gesetzlich ist; — und doch, wenn das Gesetz die Kraft hat, Verbrechen zu strafen, so scheint kaum ein triftiger Grund vorhanden, warum es nicht auch gestattet seyn sollte, dem Verbrechen durch Erziehung zuvorzukommen. Jeder wackere Vater in unserem Lande wird gerne zugeben, das sicherste Mittel, seinen Sohn zu einem nützlichen, glücklichen und würdigen Gliede der Gesellschaft zu bilden, sey Sorgfalt in der Pflege seines Geistes. Wir alle glauben, daß hier guter Same gesäet, schlechter ausgerissen werden kann, — daß Unwissenheit ein Kind zu Irrthum und Verbrechen führt, — daß die Dunkelheit seines Geistes, wie eine Stadt, erleuchtet werden kann, — daß sein Urtheil, die einzige Waffe gegen Leidenschaften, durch Uebung, wie der Arm des Schmides, gestärkt zu werden vermag; und wenn es somit allgemein angenommen wäre, daß Erziehung eine der edelsten Gaben ist, welche ein vernünftiges Wesen seinem Kinde mittheilen kann, scheint die Folgerung natürlich, eine väterliche Regierung habe, nächst dem Himmel, fast eben soviel Recht, ein Kind zur Erziehung, als einen Verbrecher zum Galgen zu verurtheilen. Dessenohngeachtet dürfen wir als ein seltsames Beyspiel von Nationalgeschmack anführen, daß, wenn schon wir in England überall Richter und Juri's finden, um den Leib zu verurtheilen, diese doch ohne Unterschied vor dem Gedanken zurückschrecken würden, den Geist zu züchtigen. Sie sehen keinen moralischen oder religiösen Einwurf, der gegen die Einkerkerung des Leibes zu machen wäre, aber alle kommen darin überein, daß es ein politischer Anstoß wäre, den Geist zu befreyen. Obgleich unsere Armengesetze jedes Kirchsprengel verpflichten seine Kinder mit Nahrung, Wohnung und Kleidung zu versehen, so hält man es doch in England für übel gethan, Nahrung für den Geist als National-Angelegenheit zu erzwingen. Und doch möchte der Herzog von Nassau geltend machen dürfen, daß Kinder einer gesitteten Gemeinschaft nicht mehr natürliches Recht haben, unwissend aufgezogen zu werden, als nackend. Mit einem Worte, wenn das mildeste Gouvernement unsere Billigung hat, sobald es einen Menschen um der Decenz willen zwingt, seinen Körper zu begleiten, so darf es wohl das gleiche Recht ansprechen, ihn zu zwingen, daß er für die Wohlfarth, das Gedeihen und die Fortschritte der Gemeinschaft — seinen Geist entwickle.“

Eine größere Lobrede, als in diesen Worten enthalten ist, hätte der Engländer unsern deutschen Institu-

tionen schwerlich machen können. Zugleich mögen sie ein Maaßstab von der nationalen Eigenthümlichkeit seyn, die er nirgends verläugnet, und die seinem Buche, insbesondere für uns deutsche Leser, doppelten Reiz verleihen.

N.

Pädagogische Blätter; herausgegeben von Dr. Wilhelm Leonhard Mönnich, Rektor der Kreis-Gewerbschule zu Nürnberg. Zweytes Heft. Nürnberg bey Joh. Leonhard Schrag. 1834. Pr. 1 fl. 48 kr. gr. 8.

Von diesen Blättern erschien das erste Heft im Jahre 1832, mit dem Versprechen, wenn sie eine günstige Aufnahme fänden, nach und nach mehrere Hefte folgen zu lassen, und mit ihnen, im Falle entsprechende Beyträge an den Verf. gelangen würden, eine Zeitschrift für das gesammte Schul- und Erziehungswesen in Bayern und Deutschland zu begründen, worin außer Abhandlungen und allgemeinen Ansichten auch besondere Erörterungen über einzelne Unterrichtszweige, Erziehungsmittel, Berichte über angewendete, Beschreibung anzuwendender, Methoden und regelmäßige Nachrichten von den wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur enthalten seyn sollten. Würdiget man die in dem ersten Hefte mitgetheilten Ansichten von den darin abgehandelten Gegenständen, nämlich: „über die zunehmende Studiersucht in Deutschland, über höhere Bürgerschulen oder Realschulen; Vorschlag, ein Realgymnasium für Realbildung zu gründen; Blicke auf die geschichtliche Entwicklung des Begriffes der Real-Gymnasien; Begriff des Satzes und Aphorismen über den Unterricht in der Muttersprache; so sollte man glauben, die Blätter hätten in der pädagogischen Literatur und namentlich in Bayern eine sehr günstige Aufnahme gefunden, wodurch der Verfasser veranlaßt worden wäre, seinen oben bezeichneten Plan zu realisiren. Allein jenes scheint nicht der Fall gewesen zu seyn, oder es ist der Verfasser noch nicht im Besitze von Beyträgen, welche ein Erscheinen in Monatheften möglich machen. Hiezu möchte Ref. jeden erfahrenen Schulmann auffordern und den Verf. ermuntern, da in unseren Tagen in dem Erziehungs- und Unterrichtswesen so viele Gegenstände zur Sprache gebracht, verschiedene beurtheilt, nach mehr oder weniger haltbaren Ansichten erörtert und vervollkommnet werden und da namentlich in Bayern das Schulwesen von der obersten Behörde mit so großer Thätigkeit behandelt wird, und einer stets steigenden Berücksichtigung sich zu erfreuen hat.

Wie das erste Heft, so enthält auch das vorliegende zweyte sechs besondere Aufsätze, wovon der erste über zweckmäßige Einrichtung des Schulwesens größerer Städte; der zweyte über das gesammte Bürgerschulwesen in Leipzig; der dritte über den Religionsunterricht in Volksschulen; der vierte über den geographischen Unterricht auf Schulen; der fünfte über die Aufgabe der Schulen gegenüber gewissen Forderungen des Lebens und endlich der sechste über die Gedichtsammlungen für die Jugend in höheren Schulen sich verbreitet. Der erste, dann vierte bis sechste Aufsatz ist Arbeit des Herausgebers; der zweyte rührt von Direktor Vogel und der dritte vom Pfarrer Thomasius zu Nürnberg her. In dem ersten Aufsatze theilt der Verf. Ansichten und Gedanken mit, welche von jenen, die sich mit der Volksbildung zu befassen haben, vorzüglich beherzigt werden sollten. Er will das gesammte Schulwesen zu einem lebendigen, innigen Ganzen, zu einem Organismus entwickelt haben, in welchem jede Art von Schulen ihre rechte Stelle zu den ihr neben-, über- oder untergeordneten einnehmen, in welcher alle in der gehörigen Wechselwirkung stehen, sich wechselseitig nicht behindern, sondern befördern sollten, und führt als ein Hauptmittel diesem Ziele nahe zu kommen, das eifrige Bemühen der Schulen jeder Art an, sowohl der Volks-, Bürger- und Gewerbeschulen als der Gymnasien, sich immer mehr in ihrer Eigenthümlichkeit zu begreifen, und zu entwickeln, immer mehr der verderblichen Sucht zu entsagen, in welcher sie nur zu oft in die Aufgabe anderer Schulen hinauf-, hinab- und hinüber zu greifen pflegten.

Die Kämpfe, welche namentlich die gelehrten Schulen wegen der Anforderungen der Realisten zu bestehen hatten, und theilweise noch bestehen müssen, sind bekannt; wie sehr sie um jeden Bestand gekommen sind, ist nicht weniger zweifelhaft. Der Streit zwischen den Humanisten und Realisten wurde unter besonderem Bezuge auf Bayern, vorzüglich durch die Schriften von Thiersch und den Schulplan von 1829 angeregt und mit großer Erbitterung geführt. Zu verkennen ist es nicht, daß die reale Bildung sehr im Argen liegt; noch viel weniger aber kann man es verkennen, daß jene in den Gymnasien unmöglich gepflegt werden könne. Bey dem Eintritte des Jünglings in das Gymnasium gehört er einer ganz andern Welt an. Die für seine Ausbildung erforderlichen Schulen müssen eine ganz andere Tendenz haben. Auch für die reale Ausbildung wurden Schulen gefordert. Die höchste Behörde in Bayern kam diesen Forderungen durch Errichtung von Gewerbschulen entgegen und befriedigte beyde Parteyen. Möchten die wohlmeinenden Absichten derselben mit dem besten Erfolge gekrönt werden. Den gelehrten Schulen ist ihre eigenthümliche Bestimmung wieder gegeben und sie sehen stets einer größern Vervollkommnung entgegen.

Der Verf. entwickelt zuerst die Gründe für den nothwendigen Unterschied zwischen den Schulen und der Jugendbildung in großen und kleinen Städten und weiset nach, daß, obgleich alle Schulen neben dem gemeinsamen Zwecke, Geist und Gemüth der Jugend bilden zu helfen, doch noch den besonderen haben, mit dieser allgemeinern Jugendbildung eine mehr oder minder entschiedene allgemeine Richtung auf die verschiedenen Hauptarten menschlich bürgerlichen Berufs zu verbinden, daß aber Land- und Großstädter nicht mit gleich beschaffenen Schulen versehen seyn dürften; indem schon in Landstädten ganz neue, bedeutende Lebenselemente zu denen hinzutreten, welche in Dörfern vorherrschen und daß überhaupt eine Verschiedenheit so groß sey, daß gleiche Schuleinrichtungen den Zwecken nicht entsprechen könnten. Die Beweise, welche der Verf. für diesen Unterschied aufstellt, sind aus den Lebens-Erfahrungen gegriffen und leuchten unfehlbar jedem ein, der sie mit Unbefangenheit liest. Die grellen Abstände zwischen Dörfern und Landstädten, zwischen diesen und größern Städten bezeichnet der Verf. sehr gut und bekräftigt dadurch die Nothwendigkeit jenes Unterschieds völlig.

Um darzustellen, wodurch sich die Jugendbildung in größeren Städten von der auf dem Lande und in kleinern Städten unterscheiden soll, handelt der Verf. von der Form, von dem Inhalte und von der Stufenfolge großstädtischer Jugendbildung und zeigt, daß zur Wirkung und Bethätigung, zur Kräftigung und Entwicklung der intellektuellen und religiös moralischen Anlagen der Jugend ein nie rastendes Bestreben nach gründlicher Einsicht und rechtem Verständnisse dessen, was sie zu treiben hat, nach unerschütterlichen Ueberzeugungen und ehrenfesten Grundsätzen zur andern Natur werde. Zur Erreichung dieses Zweckes sollen Unterricht und Erziehung vor allem intensiv und so hoch gesteigert seyn, als nur immer möglich und dem jugendlichen Alter angemessen ist, daß beyde in formeller Hinsicht die mögliche Vollendung erreichen. Wie dieses geschehen kann und soll, erörtert der Verf. kurz und macht im Besonderen auf die Bildung und Veredlung des Verstandes und Herzes aufmerksam. Er geht zu den drey Hauptstufen großstädtischer Jugendbildung entsprechenden Anstalten über und will, daß allgemeine Stadtschulen, niedere Gewerbschulen und höhere Stadtschulen, sogenannte Realgymnasien, bestehen sollen. An sie reihet er die Gymnasien und polytechnischen Institute, worüber er jedoch nur wenig sage, da besonders letztere mehr der Aufsicht des Staates anheimfallen. In wie weit seine Ansichten mit den seit einem Jahre bestehenden Gewerbschulen übereinstimmen, kann hier nicht näher erörtert werden.

Zu den allgemeinen Vorbedingungen des Gedeihens zweckmäßiger Einrichtungen des großstädtischen Schulwesens übergehend berührt der Verf. manche Mißgriffe wegen der Leitung und mangelhaften Besorgung des Schulwesens durch Nichtpädagogen, welche allerdings verhütet werden müssen, wenn es mit jenem besser werden soll. Jede städtische Schulbehörde müsse wenigstens bis zu einem Drittel aus pädagogischen Männern bestehen, welche in dem Schulwesen ihre Lebensaufgabe gelöst oder noch zu lösen haben. Diesen müsse die Inspektion der Hauptzweige der städtischen Schulen obliegen. Diese Forderungen sind gerecht, billig und dem Gedeihen des Schulwesens förderlich. Hierauf bespricht er die vorzüglichsten Gesichtspunkte für die innere Einrichtung hinsichtlich der städtischen Volksschulen, der niedern Gewerbschulen oder Handwerkerschulen, der höheren Bürgerschulen, der polytechnischen Anstalten und Gymnasien; bezeichnet für die ersteren die Lehrgegenstände, die Art ihrer Behandlung, die dafür zu verwendende Zeit u. s. w. und verbreitet sich sehr ausführlich über die Volks- und Handwerksschulen, deren Zweck und Charakter er kurz berührt und für sie Vorschläge macht, welche mit den bestehenden nicht gerade übereinstimmen. Von den polytechnischen Anstalten wird darum sehr wenig gesagt, weil sie der Verf. nicht als nothwendige, sondern bloß als gefällige und wünschenswerthe Glieder des großstädtischen Schulwesens betrachtet.

Der zweyte Aufsatz enthält Nachrichten über die Einrichtung des Leipziger Stadtschulwesens, welche den Ansichten des Verf. in den wesentlichsten Punkten entspricht und die darnach gemachten Vorschläge bekräftigt und theilweise erläutert. Dieselben betreffen Mittheilungen über die Organisation des gesammten Bürgerschulwesens der Stadt Leipzig, hinsichtlich einer allgemeinen Bürgerschule als Realschule für Knaben, und höhere Töchterschule, dann kurze Nachrichten über Zweck der Anstalt, Lehrgegenstände und ihre Vertheilung, über Methode, Schulzucht und Lehrer-Collegium. Städtischen Behörden, welchen die Sorge für Schulen obliegt, empfiehlt Ref. die Nachrichten sehr.

Der dritte Aufsatz ist eigentlich eine Schulrede, welche im Besonderen den Unterricht in der biblischen Geschichte betrifft, den der Redner unter allen Lehrgegenständen der Volksschule für den wichtigsten hält, wobey er die Ueberzeugung ausspricht, daß der ganze Religionsunterricht, so weit ihn die Volksschule zu ertheilen hat, vorzugsweise und hauptsächlich in der biblischen Geschichte bestehen müsse. Die Gründe für diese Behauptung, die Art der Behandlung ꝛc. wird niemand in Zweifel ziehen; wenn er anders von gleichen Ansichten des Verf. ausgeht; allein es gibt noch eine andere Seite, von welcher dieser Gegenstand betrachtet werden kann, die jedoch hier nicht näher zu bezeichnen ist.

Im vierten Aufsatze spricht der Herausgeber der Blätter wieder selbst und theilt seine Ansichten über die Art und Weise mit, wie der geographische Unterricht auf

Schulen betrieben werden müsse. Ref. stimmt mit den Ansichten des Verf. meistens überein und billigt im Besonderen die würdige Berücksichtigung der Verdienste bewährter Geographen, die der Verf. diesen zu Theil werden läßt. Da jedoch Ref. über diesen Gegenstand der verehrlichen Redaktion schon vor einiger Zeit einen Aufsatz hat zukommen lassen, so kann er nur wünschen, derselbe möge recht bald abgedruckt werden, und zum Nutzen des geographischen Unterrichtes an bayerischen Lehranstalten einiges beytragen. Jedem Lehrer, der jenen Unterricht zu ertheilen hat, empfiehlt Ref. des Verf. Mittheilungen sehr; er hat sie mit großem Interesse gelesen, und viele Wahrheiten wie aus seiner Seele geschrieben gefunden. Mögen dieselben ihren Zweck nicht verfehlen; zur Erhöhung des Werthes der pädagogischen Blätter tragen sie wesentlich bey.

In dem fünften Aufsatze spricht sich der Verf. über die Aufgabe der Schulen gegenüber gewissen Forderungen des Lebens aus, und theilt darin viele Erfahrungen mit, welche allgemeine Anerkennung verdienen. Die Sache wird zwar kurz aber ernstlich besprochen, und mit Beweisgründen belegt. Ueber die Gedichtsammlungen für die Jugend in höheren Schulen theilt der Herausgeber Ansichten mit, die viel Gehalt haben, und der Aufmerksamkeit der Lehrer und Vorstände besonders zu empfehlen sind. Sämmtliche Aufsätze sind geeignet, den Blättern hohen pädagogischen Werth zuzuerkennen und den Herausgeber zur Verwirklichung seines oben bezeichneten Versprechens aufzumuntern.

Cursus der Zeichnungs-Wissenschaften. Lehr- und Handbuch für Kunst- und technische Schulen von S. Haindl, Professor an der königl. polytechnischen Central-, der königl. Kreis-Gewerbs- und höheren b. Feyertagsschule; ordentlichem Mitgliede des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern. I. Theil. Die darstellende Geometrie mit 14 Steintafeln in Großquer-Folio. München 1835. Joseph Lindauer'sche Buchhandlung. XIV. und 114 S. in 4. Preis: 6 fl. 36 kr.

Seitdem man in Deutschland angefangen hat, nach dem Beyspiele der Nachbarstaaten, England und Frankreich, die Vervollkommnung der Gewerbe und Industrie, der Technik überhaupt, als die Grundlage des Wohlstandes der Familien, Gemeinden und des Staates anzusehen, und angelegentliche Sorge für die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes trägt, hat man wahrgenommen, daß die Begründung von Anstalten für die Heranbildung zu den verschiedenen Künsten und Gewerben als die erste und ein darin zu ertheilender, zweckmäßiger, theoretisch-praktischer Unterricht als die zweyte Hauptbedingung zu betrachten sey. Zugleich mußte man sich auch nach denjenigen Unterrichtsgegenständen umsehen, welche besonders geeignet sind, dem angehenden Gewerbtreibenden ein weites Feld von reicher Ausbeute zu eröffnen, damit die gewerbtreibende Klasse diejenigen gründlichen Kenntnisse sich erwerben könne, welche die Betreibung ihrer Gewerbe erleichtern und befördern, und wodurch ihre Erzeugnisse auf den Grad der Vollkommenheit gebracht werden können, daß sie dem Verfertiger eben so viel Gewinn als Ehre verschaffen. Man hat bald gefunden, daß aus dem Gebiete der Mathematik, besonders der Geometrie, die gemeinnützigsten Kenntnisse zu ziehen sind und daß diese diejenigen Gegenstände kennen lehrt, welche die Hände der Künstler an die Handhabung von Werkzeugen aller Art gewöhnen, und dazu dienen, Präcision in die Arbeit zu bringen und die verschiedenen Grade davon zu messen. Bey dieser hohen Wichtigkeit der Geometrie für die Ausbildung der gewerbtreibenden Individuen mußte man vorher besonders darauf sehen, ihre Wahrheiten und Darstellungen möglichst gemeinnützig zu machen. Da aber die theoretische Entwicklung der geometrischen Sätze jenem und diesem Zwecke nicht entsprechen konnte, sondern es hier besonders darauf ankömmt, diejenigen Gegenstände, welche drey Dimensionen haben, z. B. alle geometrischen von geraden und krummen Flächen eingeschlossenen Körper, auf Zeichnungsflächen darzustellen, so mußte man der Geometrie mittelst der Zeichnungskunst eine andere Richtung geben, um die Künstler mit der Kenntniß der Verfahrungsarten jener Künste und Maschinen bekannt zu machen, deren Zweck es ist, entweder die Handarbeit zu verringern, oder den Resultaten der Arbeit mehr Gleichförmigkeit und Pünktlichkeit zu geben. Dieses geschah durch die genialen Schöpfungen Mange's, welcher unter dem Titel „la Geometrie descriptive" ein vollkommenes Lehrgebäude entwarf und dasselbe als eine nothwendige Sprache für den Künstler und Gewerbtreibenden, für den Techniker überhaupt und für den Mann von Genie, welcher einen Entwurf erdenkt, dem denkenden Publikum übergab. Er zeigte, wie man auf Zeichnungsflächen, welche nur zwey Dimensionen haben, mit Genauigkeit nicht nur alle Gegenstände darzustellen vermöge, welche drey Ausdehnungen haben, und einer strengen Definition fähig sind, sondern auch aus der Beschreibung der Körper alles dasjenige ableiten könne, was nothwendiger Weise aus ihren Formen und ihren gegenseitigen Stellungen folgt.

Den formellen und materiellen Nutzen dieser darstellenden Geometrie erkannte man bald, und Mange selbst veröffentlichte seine Ideen an der 1794 zu Pa-

ris gestifteten polytechnischen Schule. In Deutschland wurde man in der neuesten Zeit darauf aufmerksam, indem erst im Jahre 1821 Professor Creuzenach sich das Verdienst der ersten deutschen Bearbeitung der Geometrie Mange's durch seine Anfangsgründe erwarb. Seit dieser Zeit suchte man dieselbe immer mehr zu verbreiten und Guido Schreiber lieferte durch seine verschiedenen Curse eine größere und vollkommnere Bearbeitung, welche bis jetzt noch nicht übertroffen seyn dürfte. Im vorigen Jahre versuchte es Steiner in Berlin, die Gegenstände der darstellenden Geometrie nach systematischen Entwicklungen der Abhängigkeit der geometrischen Gestalten von einander, mit Berücksichtigung der Arbeiten älterer und neuerer Geometer (1r Theil. Berlin bey Fricke) zur Sprache zu bringen, worüber in diesen Annalen Jahrg. 1833 Nr. 69 berichtet ist.

Da diese geometrischen Darstellungen für unsere seit dem vorigen Jahre in das Leben gerufenen Gewerbs- und polytechnischen Schulen von entschiedenster Wichtigkeit sind, und darauf an ihnen auch die erforderliche Aufmerksamkeit gerichtet ist, so mußte bey dem Mangel an zweckmäßigen und nicht gar zu theuern Werken die Sorge der für diesen geometrischen Zweig angestellten Lehrer wohl von selbst dahin gehen, jenem Bedürfnisse zu begegnen, wenn sie nicht die sehr gut gelungenen Entwickelungen Schreibers benutzen und zum Unterrichte gebrauchen wollten.

Der Verf. vorliegender Schrift unternimmt es, ganz nach dem Ideengange Schreibers die Gegenstände der darstellenden Geometrie in einem Handbuche als ersten Theil der Zeichnungswissenschaften zum Gebrauche an jenen technischen Lehranstalten und für den Selbstunterricht zu bearbeiten. Referent nennt dieses eben so verdienstlich als zweckmäßig und bemerkt, daß im Allgemeinen das Bestreben des Verfassers ein lobenswerthes ist. Er scheint sich im Besonderen mit der darstellenden Geometrie schon längere Zeit zu beschäftigen und als Sachkenner schon im Jahre 1828 die Vorträge Desbergers als Hospitant mit großer Vorliebe angehört zu haben. Dem Vaterlande nützlich zu seyn, beseelt ihn mehr, als der Verfasser von einem Werke zu seyn, da aus seinen Darstellungen eine gewisse Anspruchslosigkeit hervorleuchten dürfte, welche ihm zu besonderem Lobe gereichen mag. Wenn er übrigens die Ansicht, daß unter den wenigen deutschen Lehrbüchern über darstellende Geometrie ihm Schaffniks geometrische Constructionslehre bey der Bearbeitung seines Werkes zur besonderen Richtschnur gedient habe, als ernstlich darstellt, so muß ihm Ref. bemerken, daß dieses aus dem Ideengange der Entwicklungen nicht hervorgeht; indem als zuverlässige Thatsache sich ergiebt, daß Schreibers Lehrbuch der darstellenden Geometrie nach Mange's Geometrie descriptive die Grundlage bildet. Referent stellte darüber eine ziemlich genaue Vergleichung an, um sich vollkommen zu überzeugen, will aber damit dem Verf. keinen Vorwurf machen, sondern nur dargethan haben, daß er seinem Ideengange genau folgte und überall die Ideen Schreibers hindurchleuchten sah.

Man muß die Sache genau kennen, um sich zu überzeugen, wie wenig übrigens Schaffniks darstellende Geometrie für viele angehende Techniker, wegen den sparsamen und oft kleinen Zeichnungen brauchbar sind, mit wie vielem Nutzen dagegen die Bearbeitungen Schreibers verwendet werden. Ref. hält absichtlich diese als Maßstab fest, um dadurch den Werth der vorliegenden Arbeit um so sicherer beurtheilen zu können, und findet sich aus dem Ergebnisse des Studiums veranlaßt, derselben in manchen Beziehungen einen gewissen Vorzug einzuräumen.

(Schluß folgt.)

Erklärung.

Dem Privatdocenten der Mathematik und Lehrer an der Baugewerksschule Hrn. Dr. Dempp hat es beliebt, bey Ausarbeitung seiner Darstellung der gesammten Baukunst nicht allein meine im Jahre 1827 erschienenen Grundzüge der Baukunst zu benützen, sondern sogar zu ganzen halben Seiten wörtlich abzuschreiben.

Ich würde ein solches Verfahren ungerügt lassen, wenn er nur einmal dabey mein Buch oder meinen Namen erwähnt hätte, wie es bey verschiedenen andern Schriftstellern geschehen ist.

So muß ich aber meinen, daß er das von mir Abgeschriebene als von ihm herrührend betrachtet wissen will, und sehe mich daher genöthigt, mein Eigenthum hiemit in Anspruch zu nehmen.

Schließlich muß ich noch bedauern, daß aus mehreren Stellen, wo Hr. Dempp das von mir Abgeschriebene mit seinen eigenen Gedanken in Verbindung gebracht hat, klar hervorgeht, daß er nicht einmal den wahren Sinn meiner Worte recht verstanden habe.

Erlangen, den 21. Februar 1835.

Dr. Fabri,
Prof. der Kameralwissenschaften.

Bayerische Annalen.

München. 14. März 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 22.

Inhalt.

Cursus der Zeichnungs-Wissenschaften. Lehr- und Handbuch für Kunst- und technische Schulen von S. Haindl, Professor an der königl. polytechnischen Central-, der königl. Kreis-Gewerbs- und höheren b. Feyertagsschule; ordentlichem Mitgliede des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern. I. Theil. Die darstellende Geometrie mit 14 Steintafeln in Großquer-Folio. München 1835. Joseph Lindauer'sche Buchhandlung. XIV. und 114 S. in 4. Preis: 6 fl. 36 kr.

(Schluß.)

Vorzüglich sind viele Zeichnungen besser gelungen, und deutlicher, als in dem Schreiber'schen Werke, wenn gleich auf der andern Seite nicht widersprochen werden kann, daß die Bestrebungen unseres Verf. weniger wissenschaftlich zu nennen seyn dürften, als dieses in jenem Werke der Fall ist. Einen zureichenden Grund hiervon findet man übrigens in der Bestimmung des Werkes selbst; denn er will es besonders für seine Vorlesungen an der k. bayerischen Akademie, der Kreisgewerbschule und höheren bürgerlichen Feyertagsschule, welche größtentheils aus Handwerksgesellen und Lehelingen besteht, denen zum Nachstudiren und Einüben der Auflösung von Aufgaben meistens bloß die Nachtstunden übrig bleiben, verwendet wissen. Für beyde ist es freylich sehr kostspielig und gerade der hohe Preis dürfte manches Hinderniß der Verbreitung verursachen, was Ref. um so mehr bedauert, als die zwey ersten Lieferungen Schreibers nur 2 Thlr. 15 Gr. kosten und sämmtliche Gegenstände noch ausführlicher behandeln, als es vom Verf. geschehen ist.

Die Aufforderungen mehrerer Sachkundigen und das Drängen seiner Schüler brachten den Verf. zum Entschlusse, diese Arbeit dem Drucke zu übergeben und darin seine Studien zu veröffentlichen. Refer. kann jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, der Verf. möchte in einzelnen Entwickelungen weniger eilfertig gearbeitet und seinem ganzen Systeme der Darstellung noch einige Zeit der ruhigen Beurtheilung und Prüfung der Zweckmäßigkeit, der Behandlungsweise u. s. w. gegönnt haben. Wie derselbe selbst eingesteht, so hätte er Manches anders behandeln mögen. Wohl bezeichnet die Erfahrung den einzuschlagenden Weg am Besten; wohl führt sie oft zu den schnelleren Fortschritten, daher wird auch er im Laufe des einen oder andern Jahres, wenn ihm das Studium der darstellenden Geometrie, wie diese besonders von französischen Geometern, namentlich von Gergonne und Poncelet, welche bekanntlich über den Vorzug des Princips der Dualität und der Theorie des polaires reciproques einen heftigen Streit geführt, und dadurch die Wissenschaft wesentlich bereichert haben, zu einer höheren Vollkommenheit gebracht wird, eine andauernde Sorge bleiben wird, hinsichtlich der Entwickelung und Beförderung der synthetischen Geometrie und ihrer besondern Disciplinen gar manche Beobachtung und Erfahrung während seines Unterrichtes, den er an den verschiedenen Anstalten zu ertheilen hat, zu machen Gelegenheit haben.

Einen wesentlichen Vorzug dürfte übrigens das Werk

darin haben, daß es besondere Rücksicht darauf nimmt, theils durch Zeichnungen, theils durch Anleitung zum Herstellen von Modellen mittelst Ausschneidens der gelösten Aufgaben in Papier, besonders im Anfange der Erörterungen, der Einbildungskraft der Schüler zu Hülfe zu kommen und dadurch körperliche Versinnlichungen zu erzielen. Allgemeinen Beyfall kann dieses Verfahren wohl nicht erhalten, weil, wie der Verf. selbst eingesteht, die Schüler leicht zur Trägheit veranlaßt werden und ihre Einbildungskraft diejenige Thätigkeit nicht erhält, welche sie nothwendig erhalten muß, um die Ausführung eines etwa erdachten Entwurfes leiten oder als Künstler die verschiedenen Theile desselben selbst verfertigen und in ein Ganzes zusammenfügen zu können. Denn gerade die Einbildungskraft hat für alle diese Beziehungen das Meiste zu thun, eine geschickte, in der selbstthätigen Behandlung des Gegenstandes geübte Hand wird nicht weniger zur Ausführung erfordert. Wenn man übrigens auf den Standpunkt des Verf. sich stellet, und dabey berücksichtigt, daß er für Schüler von Gewerbsschulen oder höhern Feyertagsschulen verständlich zu werden bemühet ist, und daß die wenigsten von ihnen eigentliches Genie haben, sondern meistens aus den gewöhnlichen Bürgerschulen in jene Anstalten übertreten, woraus sie nichts weniger als eine lebhafte Einbildungskraft und gestärkten Verstand nebst reifem Urtheile mitbringen, daß also die bey weitem größte Anzahl dieser Schüler durchaus an Versinnlichungen festgehalten werden muß, so muß man die Benutzung von Modellen sowohl für nothwendig, als das Verfahren und Bestreben des Verfassers für empfehlenswerth erklären.

Diesem materiellen Verfahren giebt sich jedoch der Verf. nicht ausschließend hin; indem aus seinen Bearbeitungen sichtbar hervorgeht, daß er sehr bemühet war, dem im Denken mehr geübten Anfänger einen gewissen Spielraum zu lassen, damit er von seinen erworbenen Kenntnissen durch selbstständiges Arbeiten sich überzeugen und seine gemachten Fortschritte prüfen könne, wobey er vor Allem dahin arbeitete, dem Anfänger die ausschließende Gelegenheit, sich auf solche Modelle zu verlassen, zu benehmen. Einen Beleg hierzu findet man darin, daß er, nachdem er im Anfange seiner Arbeit die Begriffe von Darstellung, Darstellungsebene, Lage der Linien und Ebenen zu den Projektionsebenen durch Zeichnungen möglichst klar zu versinnlichen bemühet war, hiervon abgebrochen, und diese Gegenstände erst später wieder aufgegriffen hat. Möglichste Genauigkeit bey der Ausarbeitung der Aufgaben und theilweise Hindeutung auf Anwendungen derselben gehören zu weiteren Vorzügen der Schrift, welche, wenn sie fleißig benützt wird, für die Technik durch die geistige Entwicklung der sich ihr zuwendenden Individuen höchst reichhaltige Früchte bringen wird. Berücksichtigt man noch die große Schwierigkeit, womit der Unterricht in der darstellenden Geometrie an Anstalten, welche von meistens empirisch unterrichteten Individuen besucht werden, verbunden ist, und stellt dabey einen Vergleich mit den Verhältnissen, mit den Kenntnissen und mit dem Geiste jener an, so wird man dem Verf. manche Darstellung nachsehen müssen, welche dem Geiste and Charakter der Wissenschaft nicht entspricht. Zugleich gewinnt man daraus einen Beleg für die verschiedenen Vorzüge, — welche die Arbeit des Verf. vor anderen hat, und für das verdienstliche Unternehmen selbst.

Dieses mag im Allgemeinen über den Werth und Geist eines Werkes gesagt seyn, das dem Vaterlande und den Studien des Verfassers Ehre macht und das jenem durch den Gebrauch an den vaterländischen Gewerbsschulen oder sonstigen Anstalten ähnlicher Art der mittelst desselben herangebildeten Techniker sehr erfreuliche Früchte bringen dürfte. In eine besondere Beurtheilung desselben kann sich Refer. um so weniger einlassen, als es nicht im Plane der Annalen liegt, ausgedehntere und vollständigere Beurtheilungen zu liefern, daher begnügte er sich, in obigen allgemeinen Gesichtspunkten das Werk zu beurtheilen und die Vorstände und Lehrer der vaterländischen technisch-gewerblichen Anstalten darauf aufmerksam zu machen, um zu Verbreitung der Ansichten und Leistungen nach Kräften beyzutragen. Würde Refer. die einzelnen Materien und ihre Behandlungsweise nach demjenigen Maßstabe beurtheilen, welchen er aus dem Studium der über darstellende Geometrie ihm zu Gebote stehenden Werke, worunter er besonders die Schriften von Lacroix, Hachette, Dupin und Andere; dann die Anfangsgründe von Creuzenach, die Werke von Schreiber, Steiner, Hartmann und Einige nennet, gewonnen hat, so müßte er manchmal eine von dem Verf. abweichende Ansicht verfolgen und vertheidigen. Stellt er übrigens diese Differenzen in ein allgemeines Resultat, so betreffen sie weniger den allgemeinen Ideengang, als die consequente, von der Wissenschaft geforderte Durchführung desselben, wobey Refer. es sich stets zur Richtschnur machen müßte, diejenige Klasse von Zuhörern vor Augen zu haben, für welche der Verf. selbst geschrieben hat. Durch eine gegenseitige Ausgleichung der etwa widerstrebenden Ansichten dürfte alsdann der Verf. im Durchschnitte des verdienten Lobes würdig werden, welches ihm Refer. oben zuerkannt hat. Er geht von einem der Wissenschaft entsprechenden Standpunkte aus, während der Verf. mehr dem praktischen Principe und den Kunstgriffen huldigt. Hierin dürfte sich das Wesen jener differirenden Ansichten als charakteristisch darstellen. Vielleicht führt uns beyde eine andere Gelegenheit zum Austauschen der Ideen und der zu befolgenden Ansichten. Refer. hat beym Studium des Werkes manche Seite der darstellenden Geometrie viel-

seitiger aufzufassen Gelegenheit erhalten, was er der Arbeit des Verf. als Vorzug und Verdienst anrechnet und diesem selbst als Rechtfertigung für manche etwa zu machende Ausstellungen bemerkt.

Damit die Leser mit dem Materiale bekannt werden und vorläufig nebst dem Ideengange auch dasjenige kennen lernen, was sie im Buche zu suchen haben, theilt Refer. das Inhaltsverzeichniß kurz mit, wobey er hie und da Gelegenheit nehmen wird, Einiges zur Erläuterung zu bemerken. Ueber das Wesen, den Zweck und Nutzen der darstellenden Geometrie erkläet sich der Verf. höchst kurz, es wahrscheinlich dem mündlichen Vortrage überlassend, diese Beziehungen weiter zu entwickeln, und geht dann zur Angabe der verschiedenen Darstellungs- oder Projektionsmethoden und zur Definition eines Punktes der geraden und krummen Linien und Ebenen über. Refer. würde vielleicht eher die verschiedenen Bedingungen, unter denen ein Punkt im Raume bestimmt wird, und andere Beziehungen erklärt haben, um alsdann die Zeichnungen des ersten Blattes, welche der Verf. angiebt, mit mehr Selbstständigkeit zu behandeln. Nach den allgemeinen Erklärungen von Grundbegriffen und Grundbeziehungen, deren manche nicht gehörig gewürdigt erscheinen, z. B. die vertikalen und horizontalen Projektionsebenen, die Einrichtung der Zeichnungsblätter, die Grundsätze über die zweckmäßige Ausführung der Projektionszeichnungen und einige andere, geht der Verf. in der ersten Abtheilung zur Betrachtung von Linien und Ebenen, deren allgemeine Gesichtspunkte etwa zur Einleitung zu rechnen seyn dürften, wenn man nicht diese allgemeinen Erklärungen der Grundbegriffe und Hauptberechnungen als erste Abtheilung wollte gelten lassen, und im Besonderen zu Aufgaben für dieselben über. Er theilt 41 besondere Aufgaben mit, welche sowohl in Bezug auf Auswahl als Behandlungsweise allen Beyfall verdienen. Zweckmäßig dürfte übrigens erscheinen, wenn noch andere Aufgaben zur Uebung für den Anfänger beygefügt worden wären, um diesen Gelegenheit zu verschaffen, die in der ersten Abtheilung erlernten Momente und Kunstgriffe anzuwenden, zu prüfen und sich noch lebendiger zu machen.

In der zweyten Abtheilung handelt der Verf. nach einer kurzen Uebersicht von der Eintheilung und Erklärung der Curven, ihrer Tangenten und Normalen, der berührenden Curven und ihrer Neigungswinkel, der möglichen Fälle rücksichtlich des Ziehens von Tangenten und der Bedingungen bey der Construktion der Curven von den Tangenten zum Kreise, zur Parabel, Hyperbel und Aufgaben über Curven im Allgemeinen, worauf die Darstellungen von der Erzeugung der cylindrischen, conischen und Revolutionsflächen folgen. Hierüber erörtert der Verf. 54 besondere Aufgaben, welche die bezeichneten Gegenstände nach ihren besonderen Beziehungen versinnlichen. Ob der Verf. nicht zweckmäßiger verfahren wäre, wenn er zuerst nachgewiesen hätte, in wie weit die Annahmen, welche die Grundlage der Projektionsmethode hinsichtlich der Erzeugung krummer Flächen bilden, zur eigentlichen Darstellung der krummen Flächen unzureichend sind und wie man die krummen Flächen als durch eine bewegliche Linie hervorgebracht betrachten müsse und wenn er vor der Darstellung der Tangenten, tangirenden Ebenen und Normalen zu den krummen Flächen und Linien die hauptsächlichsten Erzeugungsarten der Cylinderflächen, Kegelflächen und Umkehrungsflächen in Bezug auf die verschiedenen Momente dieser Darstellungsarten möglichst klar und anschaulich entwickelt hätte, will Refer. nicht direct entscheiden. Ihm will es jedoch scheinen, daß der Anfänger zuerst das Wesen der krummen Flächen kennen muß, bevor er an sie Tangenten oder Normalen zeichnen soll. Letztere sind erst möglich, wenn jene schon vorhanden, d. h. nach ihren wichtigsten Elementen, wozu unfehlbar ihre Erzeugung gehört, zureichend bekannt sind. Dieser und manche andere Gründe dürften des Refer. Ansicht, welche, wie der Verf. wohl von selbst erkennen wird, mit der von Mange und Schreiber übereinstimmt, und welche derselbe aus dem Studium der darstellenden Geometrie als die dem Wesen und Geiste der zu behandelnden Materie entsprechendere abgeleitet hat, für zweckmäßiger darstellen. Den erörterten Aufgaben und der Art ihrer Versinnlichung giebt er übrigens ungetheilten Beyfall; sie sind eben so reich an verschiedenen einzelnen Anwendungen als an zweckdienlichen Kunstgriffen, welche den Verf. als denkenden Zeichner charakterisiren. Will auch aus allen im Besonderen hervorgehen, daß der Verf. seine Ausbildung weniger einem ausgedehnten Studium der Theorie der höheren Geometrie, als vielmehr einem angestrengten Fleiße im praktischen Zeichnen zu verdanken haben möchte, so gereicht ihm die Summe seiner Kenntnisse und die darauf gebaute Fertigkeit in den mannigfaltigen Darstellungsweisen zur um so größeren Ehre.

Die dritte Abtheilung beschäftiget sich mit den verschiedenen Tangentialebenen zu cylindrischen, conischen und Revolutionsflächen. Schreiber hat diese Materie vollständiger und im Besonderen die tangirenden Ebenen zu den aufwickelbaren und windischen Flächen, wobey entweder der Berührungspunkt gegeben oder nicht gegeben ist, und zu krummen Flächen, welche durch gegebene Punkte im Raume geführt sind, mit größerer Aufmerksamkeit behandelt, indem er besonders über die letzte Beziehung 12 Aufgaben, deren einige nach verschiedenen Verfahrungsweisen aufgelöst werden, mitgetheilt hat, die in vielen Hinsichten erschöpfender zu nennen seyn dürften, als die vom Verf. über denselben Gegenstand zur Sprache gebrachten. Seine über sämmtliche Gegenstände dieser Abtheilung zusammengestellten 15 Aufgaben dienen übrigens vorzüglich dazu, den Lernenden zu

einer gewissen Selbstständigkeit im Behandeln derselben zu führen und von bloß mechanischen Kunstgriffen zu entfernen.

In der vierten Abtheilung bespricht er die Durchschnitte von cylindrischen, conischen und Revolutionsflächen mit Ebenen und giebt darüber 11 besondere Aufgaben an, die dem Refer. nicht als hinreichend erscheinen, die Beziehungen der Constructionen der ebenen Schritte, krummen Flächen und einiger Flächen der zweyten Ordnung, die Schnitte der Kugel, des Umdrehungshyperboloids, des hyperbolischen Paraboloids, der krummen Flächen unter sich und andere Notionen genau zu charakterisiren. In der fünften Abtheilung folgen zwar die Darstellungen der Durchschnitte der cylindrischen, conischen und Revolutionsflächen, allein nicht mit derselben Mannigfaltigkeit, wie sie Schreiber durchgeführt hat. Auch stellt letzterer eine Vergleichung der Elimination in der Algebra mit der Methode, die Durchschnitte krummer Flächen zu construiren, an und giebt so seinen Darstellungen einen mehr wissenschaftlichen Anstrich. Reichhaltiger ist die Schreiber'sche Bearbeitung unfehlbar; jedoch dürfte in der Handhabung praktischer Kunstgriffe dem Verf. gegen jene ein gewisser Vorzug zuerkannt werden.

In einem Anhange bringt der Verf. zur Uebung der darstellenden Geometrie, besonders hinsichtlich des Gebrauches der geometrischen Oerter zur Lösung noch sechs Aufgaben zur Sprache, welche einen ziemlich allgemeinen Charakter haben, und eben darum so dargestellt sind, daß jede dem denkenden Schüler Veranlassung zu verschiedenen andern giebt, wodurch dahre der Verf. mit wenigen Darstellungen eine große Mannigfaltigkeit darbiethet, und seiner Arbeit einen nicht unerheblichen Vorzug verschaffet. Diese Aufgaben erfordern zwar hinsichtlich der verschiedenen ihnen unterworfenen Gegenstände mancherlen Erklärungen, die der Verf. nur mittelbar angedeutet, hat; allein es dürfte dem Schüler, welcher den bisherigen Cursus der darstellenden Geometrie mit ausdauerndem Fleiße durchgearbeitet hat, nicht schwer werden, alle berührten Beziehungen aus eigener Thätigkeit des Geistes zu enthüllen. Ref. schließt mit dem aufrichtigen Wunsche, das Werk möge durch vielseitigen Gebrauch an den vaterländischen Gewerbschulen denjenigen Nutzen bringen, wozu die Bearbeitung selbst berechtiget. Die Zeichnungen verdienen Lob; der Korrektur des Druckes sollte etwas mehr Aufmerksamkeit gewidmet und der Preis etwas niedriger gestellt worden seyn.

Nachtrag zu der in Nr. 9. 10. u. 11. gegebenen Uebersicht der im Jahre 1834 erschienenen Programme sämmtlicher bayerischer Lyceen und Gymnasien.

Sprach-Studium.

1.

De necessitate instaurandi studii Grammaticae linquae latinae scripsit Josepus Maria Wagner, Rector et Professor; adjecta est Biographia Josephi Conradi de Schroffenberg, Principis Episcopi, ab Heckenstallero concinnata, et latine reddita ab Editore. Freysing, 1834. (2 Bogen in 4.)

Dem in lateinischer Sprache geschriebenen Programme, enthaltend den Schluß, der von dem verstorbenen Dom-Dechant Ritter von Heckenstaller in deutscher Sprache aufgesetzten, von dem Herausgeber aber ins Latein übersetzten Lebensskizze des letzt verstorbenen Freysing. Fürst-Bischoffes Joseph Konrad von Schroffenberg hat der Uebersetzer und Herausgeber ein Vorwort „über die Nothwendigkeit das Studium der lateinischen Sprache mit größerem Ernst und Fleiße zu betreiben" vorangesetzt.

Die in den protestantischen sowohl als katholischen Consistorien und Ordinariaten sich erhebenden Klagen über den Mangel an Kenntniß der lateinischen Sprache selbst bey den bessern Kandidaten, denen es sonst an wissenschaftlicher Einsicht, und der übrigen theologischen Bildung nicht gebricht, sind wie schon Zäch in Zweybrücken, und Arnold in Bamberg in ihren dieses Jahr erschienenen Programmen bemerkten, Folge theils der ehemalig beliebten Vereinigung des Humanismus und Realismus in den Gymnasien, theils des leidigen blossen Lesens und Exponierens der alten Klassiker sogar schon in der lateinischen Schule, anstatt des ungleich mehr fruchtbaren, aber freylich auch viel mühesameren grammatischen Analisirens und Abwandelns der Nomina und Verba, der immerwährenden Hinweisung auf die Regeln der Wortfügung, und der den Schülern so nöthigen Einübung, ihre eigenen Gedanken in lateinischer, erst ungebundener und dann auch in gebundener Rede, zuvörderst richtig und verständlich, endlich aber auch zierlich und wohlklingend aussprechen zu lernen.

Daß es jedem, der auf den Namen eines Literatus mit Ehren Anspruch machen will, unentbehrlich ist, des Lateins nicht nur zum Bücherverstehen, sondern auch zum richtigen und fertigen Selbstgebrauch für Rede und Schrift; des Griechischen aber auch wenigstens zum Bücherverstehen, mächtig zu seyn, ist unläugbar. Denn mit der Kunde des alten Hellas und des alten Latiums

beginnt alle Bildung zur klassischen Humanität, wozu diese beyden Sprachen den Schlüssel gewähren; zudem sind diese Sprachen das allgemeine Idiom der gesammten europäischen Gelehrten-Welt; und häufig das unterscheidende Kennzeichen zwischen einen streng-wissenschaftlich und encyklopädisch-gebildeten Mann und einem bloßen Empiriker und Routinier, welcher der Theorie und besonders der ältern Literatur entbehrt. Nichts zu sagen, von der Unentbehrlichkeit des Lateins und des Griechischen für die Theologen insbesondere hinsichtlich der Religions-Wissenschaft, und des Kirchendienstes, denn um nur auf Eines hinzuweisen, die so eben als Zeiterforderniß erscheinende deutsche Uebersetzungen der beyden Corpora Juris Can. et Civlis, wenn sie auch einst allgemein ohne Widerspruch als doktrinelle Text-Erklärung Anerkennung erhalten, werden doch nimmermehr bey wichtigen Entscheidungen die Einsicht des Urtextes selbst je entbehrlich machen.

Allein es ist eben vergebliche Mühe, dem Latein durch lateinische Vorträge über moderne Lehrgegenstände oder durch Gespräche über Gegenstände unsers heutigen Lebens aufhelfen zu wollen; oder zu versuchen durch schriftliche Aufsätze über Wissenschaften und Begebenheiten von Dingen und Verhältnissen, die den Alten unbekannt waren, ohne Affectation und Ziererey verständlich und eigenthümlich in lateinischer Sprache sich auszudrücken. Mehr thunlich und besser gerathen würde es seyn, über alterthümliche Geschichte, alterthümliche Philosophie, alterthümliches, römisches und canonisches Recht, alterthümliche Poesie endlich und Kunst in lateinischer und griechischer, richtiger, reiner und wohlklingender Rede vorzutragen: „vorausgesetzt nämlich, daß nach einigen Jahren aus der lateinischen Schule und dem Gymnasium in den Regeln der lateinischen und griechischen Grammatik wohl eingeübte Schüler heranwachsen und aufsteigen werden.“

Daß aber dergleichen allmählig erzogen werden, dazu gibt es, wie die Erfahrung lehrte, keine anderen Mittel, als das technisch praktische Treiben der Grammatik, und stäte fleißige lateinische Stylübungen an eigenen in lateinischer Sprache auszudrückenden Gedanken, und zwar nicht nur in ungebundener, sondern auch sogar in gebundener Rede, um theils einen reichen Vorrath von Wörtern und Redensarten, theils eine Gewandtheit und Meisterschaft in der Handhabung der Sprache selbst zu erwerben.

Allein man fordere auch nie etwas unmögliches, nur Alterthümliches läßt sich alterthümlich, viel Neues, den Alten unbekanntes auf jene Weise gar nicht, oder nur unvollkommen und kaum verständlich, ausdrücken, angeben und bezeichnen.

Aber nicht die alterthümlichen klassischen Sprachen Hellas und Latiums, die doch nur mehr dem wissenschaftlichen Verkehr der Gelehrten dienen, sind allgemeine Weltsprachen: sondern auch unter den jetzt lebenden europäischen Volkssprachen sind bereits mehrere, die ihrer Literatur wegen über die Grenzen ihres Volkes hinaus gekannt sind, und im Völker-Verkehr auf dem Weltmarkte dienen, wie das hoch- und niederdeutsche, englische, dänische und schwedische, das italienische, französische, spanische und portogiesische, und bald vielleicht auch das russische, polnische, böhmische und ungarische.

Nicht übertreibe man also einseitig die Achtung, die den beyden alten klassischen Sprachen, der griechischen und lateinischen, besonders in der Gelehrten-Welt gebührt, und vernachläßige darüber die Kunde der heutigen lebendigen Sprachen kultivirter und Literatur begabter Völker; noch auch umgekehrt; sondern empfehle auf gleiche Weise beyde, zu dem respektiven Behufe, zu welchem beyde geeignet sind, jene für die Wissenschaft diese für das Leben.

Daß das Latein nicht für den Vortrag jedes Gegenstandes tauge, zeigt auch schon die in dem Freysinger Programme gelieferte und vom Herausgeber ins Latein übersetzte Lebens-Skizze eines Fürst-Bischofes der jüngsten Zeit, in welcher bey allem Streben nach Reinheit und Zierlichkeit der lateinischen Sprache dennoch auch nicht eine Seite von Barbarismen und unlateinischen Wörtern und Phrasen frey blieb. Endlich hält Ref. dafür, daß außer dem Studium der alterthümlichen griechischen und lateinischen Grammatik und Philologie, doch auch die altdeutschen Sprach-Denkmäler, deren Kenntniß für den Geschichtsforscher und den Rechtsgelehrten in Hinsicht auf deutsche Rechts-Alterthümer von so großer Wichtigkeit ist, einen Platz unter den Gegenständen des allgemeinen Gymnasial- und Lyceal-Unterrichts, wie sich schon längst gebührt hätte, einzunehmen wohl verdienten.

2.

De recentioris cujusdam Oratoris latini lectione cum illa veterum classicorum et praecipue Ciceronis tam necessario quam utiliter conjungenda; ad vitam et scripta Joannis Petri Perpiniani S. J. praefatus est Joseph. Guilelm. Thum, Gymnasii ad S. Stephanum Aug. Vind. Professor. Augsburg, 1834. (3 Bog. 4.)

Ein zweckmäßiges Mittel der lateinischen Sprache wieder aufzuhelfen, möchte ohne Zweifel auch das von dem Verfasser dieses Programms vorgeschlagene seyn, mit der Lesung der alten Klassiker auch die eines zierlichen lateinischen Redners der neuern Zeit nach dem Wiederaufleben der humanistischen Studien zu verbinden.

Der Verf. schlägt hiezu die Reden und Briefe des Antonius Muretus, (eines Franzosen von Limoges, Professor der Rhetorik zu Rom † 1585), und die des Johannes Petrus Perpinianus, eines spanischen Jesui-

ten, (Prof. der Rhetorik zu Evora, Coimbria, Rom, Lyon und Paris † 1570 vor): denn ein halbes Jahrhundert nachher riß leider bey den Jesuiten der falsche Geschmack ein, daß sie in ihren Schriften lieber witzig und spitzfindig in spielenden Gegensätzen wie Seneka, als umfassend und beredt wie Cicero sich zeigen und beweisen wollten.

Malebant videri arguti et acuti instar Senecae, quam diserti et eloquentes instar Ciceronis, tractabantque linquam latinam fere ut vernaculam, passim adhibitis vocabulis récentibus.

Des Antonii Mureti opera sind erst neuerlich wieder von C. H. Frötschher in Leipzig 1834 mit des David Ruhnkenii Anmerkungen neu aufgelegt worden; und es ist nun nicht zu zweifeln, daß auch die des Joannis Petri Perpiniani bald wieder erscheinen werden, was auch nicht ohne Nutzen seyn dürfte.

Die Lebensskizze des J. P. Perpinian schildert des Mannes Wissenschaft sowohl als christliche Tugenden besonders seine Leutseligkeit, Sanftmuth und Geduld (wie wohl er in seinen Streitreden gegen die Reformirten hin und wieder etwas zu heftig sich aussprach). Angehängt sind die ihm von Katholiken und Protestanten ertheilten Lobsprüche; und eine Anzeige sämmtlicher Ausgaben seiner Werke von 1587 bis zur letzten und vollständigsten von 1749 zu Rom in 4 Bänden in 8.

Pädagogik.

Von der Nothwendigkeit einer Palingenesie der Gymnasien; bey Gelegenheit der 200jährigen Jubelfeyer des von König Gustav Adolph von Schweden im Jahre 1634 gegründeten, und vom König Ludwig I. in Bayern erneuerten Gymnasiums zu Schweinfurth; vom Studien-Rektor C. M. Eisenschmid. Nürnberg, 1834. 1 1/2 Bog. 4.

Es ist schmerzlich, schreibt der Verf., Jünglinge voll dünkelhafter Anmassung und lächerlicher Aufblähung mit einer Handvoll durcheinander gewürfelter griechischer und lateinischer Buchstaben aus der Schule in die Welt hinaustreten zu sehen; und daraus die traurige Ueberzeugung zu schöpfen, daß diese Menschen während ihres Studienverlaufes allerley getrieben, nur nicht das rechte und vor allen nothwendige: daß sie ihren hohen Beruf, und ihre eigentliche Aufgabe gar nicht erkannten, und daß ihr Herz von dem Strahle jener himmlischen Liebe gänzlich unberührt blieb, der ihren Fleiß und ihre Thätigkeit erst wohlthätig erwärmt, und ihrem Geist die ewigen Ideen der Menschheit näher gebracht haben würde.

So aber gleichen diese unglücklichen Literaten nur den Wespen, die nichts weiter können als sumsen, und mit ihren giftigen Stachel verwunden, aber keinen erquickenden Honig wahrer Wissenschaft je erzugen; immer nur Sylben stechen, und mit dem Buchstaben, der ertödtet, ihr Wesen treiben, nimmermehr aber aus der Gefangenschaft und den Fesseln desselben zur geistigen und befreyenden Einsicht sich selbst und andere erheben.

Schwer ist die Regeneration und gänzliche Umänderung des verkehrten Zeitgeistes, aber doch nicht unmöglich dem ernsten Fleiße und dem vereinten wissenschaftlichen Streben in ihrem Berufe eifernder und auf die Bildbarkeit einer edlen Jugend vertrauender Lehrer, welchen diese mit gleich vertrauungsvoller Liebe sich hingibt und entgegenkömmt u. s. w.

Was der Verfasser vorbeingt, ist wohl herzlich gut gemeint; allein er gleicht bey allem dem doch nur einem Arzte, der predigt, anstatt zu heilen.

Philologie.

1.

De Ajace Telamonis filio commentatio, Pars prior et posterior; scripsit Franziscus Oelschlaeger, Gymnasii Sueuofurtensis — Professor Norimb. 1833 et 34. 4 Bog. 4.

Eine sehr fleißig gearbeitete und erschöpfende Abhandlung über die Geschichts-Fabel dieses berühmten Salaminischen Helden. Der erste Theil, welcher schon im Jahre 1833 am Schlusse des Schuljahres erschien, umfaßt das Leben und die Thaten des genannten Helden; der zweyte hier vorliegende Theil, welcher zur 200jährigen Jubelfeyer des Gymnasiums den 8. April 1834 herausgegeben wurde, enthält:

1) den tragischen Tod des Helden, mit Angabe der Ursachen desselben; 2) die Trauer um den Gefallenen, und die Leichenfeyer; 3) dessen Bildung und Gestalt; 4) sein Ehrengedächtniß a) bey griechischen und lateinischen Dichtern, b) bey Prosaikern, c) in Denkmälern der Kunst, als Gemälden, Statuen, Gemmen, Münzen und Vasen; d) in Opfern und anderem Cultus, e) in Sprichwörtern und ungeschriebenen Volkssagen; 5) die Gemahlinen und Beyschläferinen des Helden, seine Kinder und sein Bruder Teukros, der Vormund seines nachgelassenen Sohnes; 6) die mit des Aiax Namen bezeichneten Blumen und endlich 7) den sittlichen Charakter des Helden, und die an seiner Person zu Veranschaulichung gebrachte Lehre.

Ein Anhang beschreibt die Geschichte der zunächst bey Athen gelegenen Insel Salamis, des Helden angebliches Vaterland, und den Krieg der Athener mit den Megarern um den Besitz derselben.

2.

De Antiphontis Rhetoris Sermonibus quibusdam scripsit Wittmannus Sueuofurtens. Gymnasii professor. 1834. 2 Bog. 4.

Antiphon der Rhamnusier geb. 480 vor Chr. † 411, Sohn des Redners Sophilos und Lehrer des Thukydides ein vielthätiger Staatsmann, der durch Therame-

nos gestürzt und zum Tode verurtheilt wurde, war der erste Meister in der kunstmäßigen, politischen Beredsamkeit, und arbeitete gegen Bezahlung gerichtliche Reden für Andere. Seine Darstellung empfiehlt sich durch Erfindung und Ueberredungskunst. Von 60 Reden darunter aber schon die alten Kunstrichter 25 für unächt erkannten, sind 15 auf uns gekommen; unter welchen abermal 12 die erdichtete peinliche Fälle zum Gegenstand haben, nicht ihm, sondern einem gleichnamigen spätern Sophisten angehören.

Der Verfasser zeigt die Verschiedenheit des Styls des alten Rhetors von dem des jüngern Sophisten aus den erhaltenen Bruchstücken mehrerer verloren gegangener Reden des erstern, die Ruhnken, Spaan und Reiske sammelten, und welche er mit ein'zen Erläuterungen begleitet.

3.

Lectiones Plinianae, Particula I. Inedita quaedam ad Caji Plinii secundi Naturalis historiae finem in supplementum addenda continens; scripsit Ludwicus Janus gymnasii Sueuofurtensis professor. Norimb. 1834. 2 Bog. 4.

Der Verfasser hatte in seiner Inaugural-Dissertation: Observationes criticae in Plinium (München 1830). zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß am Ende der Naturgeschichte des Plinius etwas zu fehlen scheine. Später (1831) fand er in einem handschriftlichen Pergament-Codex des X. Jahrhunderts in 4. num. MXII. der Bamberger Bibliothek am Schlusse wirklich einige Zeilen mehr als in den gedruckten Ausgaben.

Dieser noch ungedruckte Schluß wird hier zuerst durch den Druck mitgetheilt, kritisch berichtiget, und aus Gründen nachgewiesen, daß er nichts enthalte, was ihn als fremdes unächtes Anhängsel verdächtig mache, sondern daß er vielmehr als wirklich dem Plinius angehörig in den zukünftigen neuern Ausgaben denselben beyzufügen seye.

Mathematik.

Kurze Beleuchtung einer neuen Begründung der Differentialrechnung von Karl Fried. Hennig, Verweser der mathematischen Professur zu Schweinfurth gegen den Lyceal-Professor Dr. Andreas Neubig zu Bayreuth. Schweinfurth. 1834.

Neubig in seiner neuen Begründung der Differentialrechnung 1832/33 argumentirt wie folgt: „Alles zusammengesetzte, räumlich ausgedehnte, und sinnlich wahrnehmbare besteht zuletzt aus einfachen nicht weiter theilbaren Urelementen; ein Theil eines untheilbaren ist nun aber offenbar nichts, was also billig in keine Rechnung kömmt, sondern ohne Bedenken weggelassen werden kann."

Hennig entgegnet: „Ist das einfache nicht weiter theilbare Urelement ein millionster, billionster, trillionster — — — oder ein noch kleinerer Theil des zusammengesetzten; oder ist es vielmehr ein Theil, der für uns in seiner Kleinheit schlechthin unbestimmbar bleiben muß, und also durchaus keine bestimmte, sondern nur eine nie ganz zu ermittelnde unendlich kleine Größe?"

Die Bemerkung, welche schon oben in der Recension von Joh. Bernard Friedrichs Abhandlung über das Unendliche, Anspach 1834, gegeben wurde: „Daß das unendlich kleine $\frac{1}{\infty} = 0$ nicht etwa eine quantitative arithmetrische Größe, sondern lediglich ein qualitatives Größen-Verhältniß sey, wie Hegel in seiner Wissenschaft der Logik Band I. Buch I. Abschnitt II., S. 212 lehrt," macht der ganzen Schwierigkeit ein Ende.

Hinsichtlich der unendlichen Theilbarkeit bemerkte schon Descartes in einem Briefe an P. Mersenne (Band VI. S. 100 der neuen Ausgabe durch Viktor Cousin) auf dessen Einwurf: „daß, wenn eine unendliche Linie unendlich viele Toisen, und unendlich viele Toisen wieder 6mal mehr unendlich viele Fußmaße haben müssen, dann die unendlich vielen Toisen nimmermehr unendlich viele seyn könnten." Concedo antecedens nego consequentiam; denn warum sollte ein qualitativ-unendliches nicht größer seyn können als ein anderes; in ratione finita, ut hic, ubi multiplicatio per 6 est ratio mere finita, que nihil adtinet ad infinitum.

Anmerkung.

Die 5 letzten hier angezeigten Abhandlungen erschienen allesammt bey Gelegenheit der 200jährigen Jubel-Feyer des Gymnasiums zu Schweinfurt, welches hier Suevofurtense heißt, (besser und richtiger aber wohl Suio, oder Suiono-furtense hätte genannt werden sollen). Cf. Tacit. de mor. germ. cap. 44. 45.

Franz August Wolfs Vorlesungen über die vier ersten Gesänge von Homers Ilias, herausgegeben und mit Bemerkungen und Zusätzen begleitet von Leonhard Usteri, Direktor und Professor am Gymnasium zu Bern. Erstes Bändchen. Bern 1830. VIII. und 192; zweytes, 1831. 329 Seiten gr. 8.

Es ist schon oft und zwar von tüchtigen Philologen der Wunsch ausgesprochen worden, daß jeder, der irgend etwas aus Fr. A. Wolfs Munde oder Feder Geflossenes in den Händen hat, dieß dem Publikum nicht vorenthalten möchte. Die genannte Schrift hat daher

von dieser Seite keine Entschuldigung nöthig; sie darf vielmehr schon deßhalb, auch wenn wir nicht, wie es doch wirklich der Fall ist, an Commentarien über Homer eher Mangel als Ueberfluß litten, auf eine freundliche Aufnahme rechnen.

In dem Nachlasse des verstorbenen Kanonikus Joh. Konr. von Orelli zu Zürich fanden sich mehrere Wolfische Kollegienhefte, die er sich ohne Zweifel aus den Heften eines Zürcherschen Philologen, der im Anfange dieses Jahrhunderts auf der Universität Halle studierte, mit eigener Hand sorgfältig abgeschrieben hatte. Diese Manuscripte kamen in den Besitz seines nahen Anverwandten, des Prof. Joh. Caspar Orelli, welcher das Publikum bereits mit einer höchst werthvollen Bearbeitung der Wolfischen Vorlesungen über Ciceros Tusculanen beschenkt hat. Professor Orelli überließ Herrn Direktor Usteri die auf Homer bezüglichen Hefte, und bey ihrer nähern Durchforschung fand er, daß sie viele Goldkörner enthielten, die man nicht unbenützt liegen lassen dürfe, sondern zum Gemeingut machen müsse. So reifte in ihm der Entschluß, der auch durch das Zureden Orelli's genährt wurde, eine Bearbeitung dieser Vorlesungen vorzunehmen. Er machte sich dabey zum Gesetze, außer der Verbesserung von offenbaren Schreibfehlern, bisweilen auch einzelner Ausdrücke, und der Weglassung dessen, was er für ganz überflüssig hielt, an Wolfs Worten nichts zu ändern, und seine Bemerkungen und Zusätze durch Klammern ( ) aufs bestimmteste davon zu unterscheiden. In diesen wird Niemand Fleiß und Sorgfalt vermissen. Auch dieß wird kaum Jemand tadeln, daß er selbst das Unrichtige und Irrige, das in diesen Heften stand, mit aufgenommen, und alsdann berichtigt habe. Wolfs Verdienste sind sowohl hinsichtlich der Förderung der Wissenschaft im Einzelnen, als hinsichtlich der hauptsächlich von ihm ausgegangenen geistigen Auffassung der Alterthumsstudien überhaupt zu tief gegründet, als daß ihnen durch irgend etwas Eintrag geschehen könnte, zumal in Sachen, deren genauere Erforschung der neuern Zeit vorbehalten war. Sodann können gerade hieraus aufmerksame Schüler am besten erkennen, daß auch die grammatischen und lexikalischen Wissenschaften kein todtes, traditionelles Material sind, sondern daß sie durch Genauigkeit und Gründlichkeit sich immer mehr und zwar bedeutend vervollkommnen und ausbilden, daher auch das Verständniß der Schriftsteller selbst stets im Fortschreiten begriffen ist.

Wolf hatte in den Vorlesungen über die Ilias offenbar ein gemischtes Publikum vor sich, weßhalb er sich besonders im Anfang sehr herabließ, und weit umständlicher war, als jetzt der Universitäts-Lehrer vor seinen in den Gymnasien ungleich besser vorbereiteten Zuhörern zu seyn braucht. Seine Erklärungen und Urtheile sind aber immer von der Art, daß sie Lehrer und Schüler auf Vieles aufmerksam machen werden, was ihnen ohne diese Hülfsmittel entgangen seyn dürfte. Auch die reichhaltigen Zusätze des gelehrten Herausgebers, der die neuesten Arbeiten über die homerischen Gesänge ziemlich vollständig vor sich hatte, und mit Umsicht benützte, und besonders auf grammatikalische Gegenstände mit Eifer hinwies, werden studirenden Jünglingen höchst ersprießliche Dienste leisten. Doch hätte noch manche wichtige Bemerkung aus einzelnen Abhandlungen beygefügt, manche Anmerkung kürzer gefaßt, manche Regel wissenschaftlicher begründet werden sollen. Auch finden sich, besonders was die Sachgegenstände anbelangt, viele Unrichtigkeiten und irrige Erklärungen, was sich bey einer nähern Betrachtung des Werkes zeigen wird.

Das erste Bändchen enthält außer einer Einleitung die Erklärungen zum ersten Buch, das zweyte umfaßt jene zum zweyten, dritten und vierten. Den Schluß bildet ein dreyfacher Index. Der erste enthält ein Verzeichniß der Emendationen und Conjecturen zu den vier Büchern; der zweyte ein Wort-, und der dritte ein grammatikalisches Register. Die Einleitung (I. S. 1 bis 25) beschäftigt sich mit der Entstehung und Verbreitung der homerischen Gedichte, zwey Punkte, über welche alle aufgeklärt werden müssen, welche in den Geist der homerischen Gesänge eindringen wollen. Da aber Wolfs Ansichten darüber hinlänglich bekannt sind, so gehen wir gleich zu nähern Betrachtung der Anmerkungen über. Zu Lib. I. V. 1. θεά sagt Wolf. „Vokativ für Μοῦσα. Er sagt nicht, welche Muse er anruft, doch kann sie dem Homer bekannt gewesen seyn; es ist also hier die Muse, welche den epischen Gesang einflößt, Calliope (Hesiod. Theog. v. 79). So ist es wahrscheinlich, daß schon damals der epische Gesang eine besondere Muse hatte. Man kann also allerdings Calliope verstehen.“ Wir sind nicht damit einverstanden, sondern glauben, daß der Sänger, wenn er an eine besondere Muse gedacht hätte, dieselbe gewiß mit ihrem Namen bezeichnet haben würde. Daraus, daß Hesiodus die Calliope die vornehmste der Musen nennt, folgt noch keineswegs, daß man sie zu der Zeit, in welcher Homerus lebte, überall als Vorsteherin des epischen Gesanges gedacht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. XI. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Nebst einer außerordentlichen Beylage.

Bemerkungen
über den ersten Band von Soldners astronomischen Beobachtungen, als Beantwortung der von Herrn Dr. Steinheil in Nr. 15. u. 16. dieser Zeitschrift gegebenen Recension.

Von Dr. Lamont.

Nach einem Zeitraume von 11 Jahren, welcher seit dem Erscheinen des ersten Bandes von Soldners astronomischen Beobachtungen verflossen, ist es jetzt erst möglich geworden, die Fortsetzung derselben durch den Druck bekannt zu machen. Von diesem Umstande hat Hr. Dr. Steinheil Veranlassung genommen in Nr. 15. u. 16. der bayerischen Annalen eine Recension des ersten Bandes einrücken zu lassen, worin verschiedene Bedenken erhoben, und Beschuldigungen ausgesprochen werden. Da mich meine frühern Verhältnisse mit Soldner sowohl, als meine jetzige Lage in den Stand setzen, über mehrere der berührten Punkte Auskunft und Erklärung zu ertheilen, so säume ich nicht, die Bemerkungen hier dem Publikum vorzulegen, welche der Recension gegenüber zur Würdigung des oben erwähnten Werkes nothwendig scheinen. Mit Vergnügen entspreche ich hiebey dem Wunsche des Hrn. Recensenten, bloß mit Thatsachen mich befassend, alle Persönlichkeit zu vermeiden. Ich freue mich übrigens, daß dieser Gegenstand der öffentlichen Beurtheilung unterworfen, und somit die nähere Beleuchtung einiger Vorwürfe möglich wird, die sonst unwiderlegt, — durch mündliche Mittheilung sich fortpflanzend, — nothwendig bey Vielen eine ungünstige Meynung über die Leistungen meines verewigten Freundes begründet hätten.

Die Recension fängt mit der Darstellung einer vorgeblich von Soldner befolgten Methode an, welche darin bestanden hätte, mit streng berichtigtem Instrumente unmittelbar richtige Beobachtungen zu liefern: es wird dann einerseits die Unzulänglichkeit der Methode selbst dargethan, andererseits aber gezeigt, daß sie von Soldner weder consequent noch vollständig durchgeführt worden.

Ob die Gründe, welche Hrn. Recensenten veranlaßt haben, Soldnern jene Methode zuzuschreiben, als hinlänglich angesehen werden dürfen, lasse ich unentschieden: so viel kann ich aber mit Zuversicht behaupten, daß Soldner niemals die ihm beygelegte Methode befolgt hat, vielmehr von der Nothwendigkeit der numerischen Korrektionen vollkommen überzeugt war. Seine Beobachtungen sind mit der Absicht angestellt worden, diese Korrektionen bey Ableitung der Resultate nachträglich anzubringen, wie sie denn auch hiezu die nöthigen Angaben enthalten. Für die Richtigkeit meiner Behauptung brauche ich nur auf die Astronomischen Nachrichten Nr. 109. zu verweisen, wo Soldner bey Bekanntmachung seiner Mondstern-Beobachtungen die Bemerkung beyfügt, „daß sie wegen des Ganges der Uhr und der kleinen Abweichung des Instrumentes bereits verbessert sind.“ Daß aber Soldner seine Beobachtungen in einer minder vollständigen Form der Oeffentlichkeit übergab, ist ein Umstand, der den Gebrauch derselben erschwert, nicht ihren innern Werth vermindert.

Zur Erklärung des Umstandes, daß Soldner nach Aufstellung des Meridiankreises die Beobachtungen mit dem Mittagsrohre noch fortgesetzt hat, dient die Bemerkung, daß er anfangs zugleich mit Reichenbach Zweifel hegte, ob durch das erstere Instrument das letztere entbehrlich gemacht werde. Erst nach Beseitigung dieser Zweifel durch vielfache Beobachtungen, wurde der Gebrauch des Mittagsrohres nach und nach aufgegeben.

Obwohl die obige Darstellung mich der Mühe überhebt, den Vorwurf der Inconsequenz und Unvollständigkeit besonders zu erwähnen, so muß ich dennoch einige dabey angeführte Thatsachen berühren.

Die Untersuchung der Zapfen des Meridiankreises durch Fraunhofer, enthält, so wie sie in der Recension dargestellt wird, ein wesentliches Mißverständniß. Das Resultat jener Untersuchung war, daß die einzelnen auf die Axe senkrechten Durchschnitte der Zapfen in jeder Richtung von gleichem Durchmesser, also vollkommene Kreise sind, daß aber die verschiedenen Durchschnitte selbst nicht vollkommen gleiche Größe, d. h. daß die Zapfen nicht überall gleiche Dicke haben, sondern durch wellenförmige Linien begrenzt werden. Hiernach fallen alle auf jenem Mißverständniß beruhenden Vorwürfe von selbst weg.

Besonderes Gewicht legt der Hr. Recensent auf Untersuchung der Theilung des Kreises, und der Biegung des Fernrohres, und scheint die Unterlassung derselben als einen überwiegenden Nachtheil der Beobachtungen darstellen zu wollen. Ein Vorwurf, den man den Beobachtungen selbst machen könnte, würde ihren Werth im Verhältnisse des zu befürchtenden Fehlers verringern, während die Fehler der Theilung und Biegung, die gewiß sehr gering sind, nur die Endresultate weniger zuverläßig machen, so lange bis ihr Betrag mit Sicherheit ermittelt wird. Die erwähnten Fehlerquellen erfordern übrigens, sobald der dazu gehörige mikrometrische Apparat vorhanden ist, *) Nichts weiter als eine mechanische Untersuchung, die mit leichter Mühe und gleichem Erfolge zu jeder Zeit vorgenommen werden kann, besonders wenn man, wie auf der hiesigen Sternwarte bisher Grundsatz war, keine Veränderung am Instrumente vornimmt, welche einen veränderten Einfluß der konstanten Fehler zur Folge haben könnte.

Eine Bemerkung kann hier nicht unterlassen werden bezüglich auf den Grundsatz des Hrn. Recensenten: „daß es unmöglich ist, irgend eine Gestalt oder irgend eine Dimension mit solcher Genauigkeit mechanisch herzustellen, daß man nicht noch im Stande wäre, durch Beobachtungen Fehler daran zu entdecken.“ Allerdings kann vieles mechanisch hergestellt werden, woran die Beobachtungen keinen Fehler zu erkennen geben. So haben sich die Zapfen der Meridiankreise, die bisher untersucht worden, so wenig von der runden Gestalt entfernt, daß eine Korrektion der Beobachtungen deßfalls unnöthig befunden wurde. Ebenso zeigte sich die Biegung des Fernrohrs beym Königsberger Meridiankreise in horizontaler Lage vollkommen aufgehoben bis auf eine Grenze, welche die Beobachtungen nicht erreichen. Beym Fernrohr des hiesigen Kreises bringt 1 Loth Uebergewicht am Objektiv oder Ocularende nur eine Biegung von $\frac{1}{100}$ Sekunde hervor, während die Balancirung noch genauer hergestellt werden kann. Ich will dieses hier bloß zur Rechtfertigung von Soldners Ansichten anführen, ohne damit die Nothwendigkeit der Untersuchung in Abrede zu stellen: vielmehr halte ich es für eine besondere Obliegenheit, durch Versuche nachzuweisen (was sich, wie mir scheint, auf eine einfache Art erreichen ließe), ob die Balancirung in jeder Lage des Fernrohrs ausreicht.

So weit glaubte ich Soldners Beobachtungen gegen die Vorwürfe der Recension hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Den Schluß, den ich aus der gegebenen Darstellung zu ziehen berechtiget bin, hat Hr. Recensent selbst anticipirt durch die Erklärung, daß eine nachträgliche Untersuchung der Fehlerquellen Soldners Beobachtungen völlig brauchbar machen könne.

Dem natürlichen Gange einer gründlichen Recension zufolge hätte ich hiernach erwartet, daß aus einer genauen Prüfung der Beobachtungen selbst über deren Werth ein Urtheil wäre gefällt worden. Jeden muß es befremden, diese Untersuchung umgangen und an deren Stelle die Beschuldigung des Unfleißes so weitläufig aus einandergesetzt zu sehen, — eine Beschuldigung, die wäre sie auch begründet, nur den Verstorbenen persönlich treffen, und für den ausdrücklichen Zweck des Herrn Recensenten, das Interesse der Wissenschaft, gleichgültig seyn würde, — die ferner Herr Recensent nicht hinlänglich begründet hat, weil er Soldners nützliche Thätigkeit überhaupt, und zugleich die Geschäfte, die ihm auf höhere Anordnung bey der Steuerkataster-Kommission *) übertragen waren, hätte berücksichtigen müssen. Ich will jedoch auch hier die einzelnen Punkte der Recension durchgehen.

Bey der freylich nicht bedeutenden Zahl von 821 Beobachtungen des Jahres 1820 befremdet es den Hrn. Recensenten, daß außer den Solstitien und Aequinoctien keine Sonnen-Beobachtungen vorkommen. Die Ursache liegt darin, daß Soldner — aus leicht begreiflichen Gründen — nur zu jenen Zeiten die Deklination der Sonne zu beobachten pflegte, dagegen ihre gerade Aufsteigung täglich, so oft es durch die Witterung gestattet wurde, am Mittagsrohre bestimmt hat. So finde ich in der ersten als leer bezeichneten Periode 33 Beobachtungen, und so in den übrigen eine verhältnißmäßige Anzahl. Ebenso bemerke ich, daß Soldner, wenn er gleich die Deklination des Mondes in diesem Jahre nicht berücksichtiget, desto fleißiger die Rektascension desselben zugleich mit den Mondsternen (zu welcher nützlichen Unternehmung Soldner in Verbindung mit Hrn. Direktor Nikolai den Impuls gegeben) mit dem Mittagsrohre beobachtete. Ueberhaupt ist zu wundern, daß ungeachtet der öftern Erwähnung des Mittagsrohres doch nirgends in der Recension die Frage aufgeworfen wird, ob nicht vielleicht mit diesem Instrumente Einiges wäre geliefert worden, zur Entschädigung für die geringe Anzahl der am Meridiankreise gemachten Beobachtungen. Ich habe nun in dieser Beziehung zu bemerken, daß

*) Ein solcher Apparat wird vom optischen Institute dahier für die k. Sternwarte geliefert; ein Theil desselben ist bereits fertig.

*) Durch ein k. Ministerial-Reskript vom 13. May 1820 war Soldner beauftragt: „sich der Revision der Berechnungen zu unterziehen, alle wichtigen technischen Gegenstände in den Sitzungen der Kataster-Kommission, oder sonst, mitzuberathen und sowohl zur Befestigung der Vermessungs-Grundsätze überhaupt als deren entsprechender Anwendung in Beziehung auf die Triangulirung insbesondere, thätig mitzuwirken.“

in den Jahren 1819 und 1820 mit Beyfügung einiger Beobachtungen von 1821 eine Anzahl von 3030 Beobachtungen der Sonne, des Mondes, der Mondsterne und der zur Vergleichung erforderlichen Normalsterne am Passage-Instrumente gemacht wurden, wovon über 1200 auf den Jahrgang 1820 treffen. Zieht man neben diesem Umstande noch die oben berührten Rücksichten in Betracht, so werden, wie mir scheint, auch diejenigen, die zur Anerkennung von Soldners Verdiensten nicht besonders geneigt seyn möchten, wenigstens wünschen, daß die Beschuldigung des Unfleißes so wie die vorkommende Andeutung auf ein etwa geringeres Maß der Produktion wären unterlassen worden.

Nicht zu läugnen ist es übrigens, daß bey Vergleichung der Soldner'schen Beobachtungen mit den Bessel'schen, ein nicht unbedeutendes Verhältniß zu Gunsten des letztern auch dann erschienen wäre, wenn man die am Passage-Instrumente genommenen Durchgänge berücksichtiget hätte. Vollkommen stimme ich daher (ohne deßhalb Soldners Leistungen zurückzusetzen) dem Ausdrucke der ehrenden Anerkennung bey, womit Hr. Recensent die ausgezeichnete Thätigkeit dieses berühmten Astronomen erwähnt: unmöglich kann ich aber hiemit die gleich darauf folgende Bemerkung vereinigen, worin das Beobachten mit dem Meridiankreise als etwas so Leichtes dargestellt wird, daß man jeden Jüngling von 16 Jahren dazu abrichten könne. Ich gestehe vielmehr, daß ich die mit gebührendem Lobe dargestellte große Anzahl von Bessels Beobachtungen weit geringer schätzen, oder wohl gar als Zeitverschwendung tadeln würde, wenn ich glaubte, daß die Thätigkeit eines 16jährigen Jünglings in gleichem Maße für die Wissenschaft förderlich gewesen wäre. Allerdings würde es für die Wissenschaft gleichgültig seyn, wer die Beobachtungen macht, wenn eine bloße mechanische Fertigkeit und nicht die Art, wie diese Fertigkeit ausgeübt wird, den Nutzen derselben bedingte. Es lohnt sich nicht der Mühe, hier zu untersuchen, ob die Gleichförmigkeit der Beobachtungsweise, die Erfahrung, die wissenschaftliche Beharrlichkeit, welche dem geübten Beobachter eigen seyn müssen, bey einem 16jährigen Jüngling oder bey Leuten aus der dienenden Klasse, (die ebenfalls sich jede mechanische Fertigkeit als Erwerbsquelle aneignen würden) gesucht werden dürfen: mir genügt es, zu bemerken, daß wir die Beobachtungen, die bisher als Grundlage der Wissenschaft gebraucht worden, nicht 16jährigen Jünglingen zu verdanken haben: so wie die berühmtesten Astronomen Bradley, Piazzi, Tob. Mayer, Bessel, Struve, ihren Beobachtungen nie die Achtung, in welcher sie stehen, verschafft haben würden, hätten sie dieselben auf die in der Recension vorgeschlagene Weise zu Stande gebracht.

Dem Vorstande einer Sternwarte — so dachte Soldner, wiewohl die Recension einen verschiedenen Begriff aufstellt — dem Vorstande einer Sternwarte kommt es zu, den Plan seiner Thätigkeit dem Bedürfnisse der Wissenschaft entsprechend zu entwerfen, und mit gleichem Eifer durchzuführen; Angaben aus der Erfahrung zu ziehen und sie dann zur Begründung einer genauern Kenntniß des Himmels anzuwenden. Nur durch eigene Alles umfassende Thätigkeit des Astronomen, oder durch Gehülfen, die seine Plane adoptiren und in gleichem Geiste arbeitend eine analoge Stellung innerhalb eines angewiesenen Kreises behaupten, — können alle Theile einer Untersuchung mit entsprechendem Fleiße vollendet, Einheit und Gediegenheit in die Arbeiten gebracht werden. Soldner entwarf seinen Plan und sammelte die Angaben aus der Erfahrung; Resultate lieferte er nicht, denn Krankheit ereilte ihn, und setzte seinem weitern Wirken ein Ziel.

Ich finde mich hier veranlaßt, einen frühern Aufsatz von demselben Hrn. Recensenten (bayer. Annalen 1834 Nr. 116.), worin er sich über Bestimmung und Zweck einer Sternwarte ausspricht, zu erwähnen, weil wir hier die Norm finden, wornach er Soldner's Wirken beurtheilte. Der Hr. Recensent spricht darin von Einer oder ein Paar Sternwarten, die durch ihre Eminenz alle Wiederholung der daselbst vorgenommenen Bestimmungen überflüßig machten, während die übrigen (Sternwarten secundären Ranges von ihm genannt) nur schwache Reflexe kräftiger Vorbilder darstellen, und in ihrer Wirksamkeit mit Tiek's allegorischem Schmiede zu vergleichen sind, der darauf losarbeitet, ohne sich um die Gestalt der Arbeit zu bekümmern. Durch die Bemühungen der erstern, so meynt der Hr. Recensent, „ist die Grundlage der neuern beobachtenden Astronomie als abgeschlossen zu betrachten"; die letzteren leisten weiter Nichts, als daß sie „schwach und nutzlos wiederholen, was zur völligen Genüge abgemacht ist." Ich trage kein Bedenken, dieser Ansicht die Gesinnung, wenn nicht der Gesammtheit doch — was auch Hr. Recensent zugiebt — bey weitem des größten Theiles der Astronomen entgegenzustellen, welche keiner Anstalt ein Monopol der Wahrheit einräumen, sondern die Uebereinstimmung verschiedener Sternwarten als Kriterion des Wahren erkennen, wobey jeder Bestimmung im Verhältnisse der erwiesenen Vorzüglichkeit des Instruments, der Geschicklichkeit und Sorgfalt des Beobachters das entsprechende Gewicht zugetheilt wird. Ich möchte es wenigstens einen kühnen Gedanken nennen, die hoffnungsvolle Entstehung so vieler vorzüglichen Anstalten, die aufstrebende Thätigkeit so vieler Astronomen — Männer mitunter, deren kompetentes Urtheil über die Bedürfnisse und die beste Beförderungsweise der Wissenschaft durch anerkannte Verdienste gegen jeden Einwurf begründet wird — mit Einem Streiche vernichten zu wollen. Wenn daher Soldner im Besitze der ersten Reichenbachischen Instrumente gleichzeitig mit anderen Sternwarten Bestimmungen der Fundamental-

sterne lieferte (was schon zur Prüfung eines seiner Construktion nach neuen Instrumentes zweckdienlich war), wenn er Beobachtungen der beweglichen Gestirne machte mit der Absicht, sie zur Verbesserung der Tafeln anzuwenden, wenn er endlich einer Anzahl kleinerer Sterne, die eine merkliche eigene Bewegung haben, seine Sorgfalt widmete, um zur künftigen Lösung der höchsten Aufgabe der Astronomie beyzutragen, so kann ich unmöglich einsehen, wie diese Thätigkeit gemeinsam mit ähnlichen Bemühungen anderwärtiger Astronomen schlechtweg dargestellt werden dürfe als „Wiederholung von Bestimmungen, die keiner Wiederholung bedürfen“, als „angebliche Schätze vielseitiger Thätigkeit, die unbeachtet vor dem consequenten Richterstuhle der gelehrten Zeit liegen“ u. s. w. Jeder Sachverständige mag beurtheilen, ob Soldners Plan nicht vernünftig und der Wissenschaft förderlich war, und ob er nicht minder zweckmäßig gehandelt haben würde, hätte er die große astronomische Einrichtung, die dem Staate so viel gekostet, bey Seite gelegt, um physikalische Experimente anzustellen. Doch den weitern Inhalt des Aufsatzes unterlasse ich, hier zu berühren: nur das Angeführte hat auf Soldners Beobachtungen Bezug und war nothwendig um den Gesichtspunkt aufzufassen, von welchem Hr. Recensent das Wirken der Astronomen beurtheilt. Ich kehre nun zu meinem eigentlichen Gegenstande zurück, und komme, der Recension folgend, auf die Beobachtungen von 1821.

Daß bis zum 24. Januar in Ermangelung der Sternuhr das Beobachten der Meridian-Durchgänge unterlassen wurde, scheint mir kein erheblicher Vorwurf zu seyn, da, mit höchst seltenen Ausnahmen, dunstige Luft und bedeckter Himmel um diese Jahreszeit gute Beobachtungen unmöglich machen. Hierin ist auch wahrscheinlich der Grund zu suchen, warum die Vesta-Opposition (sie traf am 13. Jan. und Soldner pflegte die Planeten nur 6 oder 8 Tage vor und nach der Opposition zu beobachten) unberücksichtiget geblieben ist.

Den Kometen von 1821 hätte Soldner allerdings beobachten sollen, obwohl es nicht scheint, daß an dem fraglichen Abend eine gute Beobachtung zu erhalten war. Uebrigens würde die Angabe der Ursachen, welche die Aufstellung des Aequatorials verhinderten, nebst einer Uebersicht dessen, was deßhalb unterblieben und was anderwärts mit ähnlichen Instrumenten geschehen ist, wenn sie nicht zu weitläufig wäre, Soldners Zögerung in dieser Beziehung genugsam entschuldigen.

Der Hr. Recensent vermißt die Plejaden-Bedeckung so wie die Beobachtung des Mondes am 9. Februar. Das erstere Phänomen finde ich auch nirgends unter Soldners Beobachtungen erwähnt, aber in dem Tagebuch des Passage-Instrumentes stehen an diesem Tage: 64 Arietis. Mond, Piazzi 115, d Plejadum und zwey Normalsterne mit der Bemerkung, daß der Himmel überzogen und die Beobachtungen unzuverläßig waren.

Bey den Beobachtungen der Ceres am 17. und 18. May stehen Fragezeichen. Dieß wird in der Recension gerügt: es ist aber doch wohl nicht anzunehmen, daß auf ein so unbedeutendes Uebersehen ein Vorwurf zu begründen beabsichtiget wurde.

Das Zittern der Luft störte die Beobachtungen häufig: daß aber Soldner um solche nachtheilige Wirkung zu vermindern, die Klappen nicht öffnete, hatte darin seinen Grund, daß er durch Hereinlassen verschiedener Temperatur einen nicht minder störenden Einfluß auf die Instrumente (bey denen eine Verbindung aus Materialien von verschiedener Ausdehnbarkeit statt findet) befürchtete. Ich glaube, daß Soldners Besorgniß nicht ungegründet war, habe mich aber selbst seit geraumer Zeit veranlaßt gefunden, durch eine entsprechende Einrichtung die innere und äußere Temperatur möglichst auszugleichen, denn nur näherungsweise läßt sich dieses bewerkstelligen.

Am 8. May findet sich im Tagebuch die Bemerkung: „das Fernrohr zeigt sich in Beziehung auf Azimuth sehr veränderlich. Den 8. hat Hr. Ertel die Korrektions-Schrauben leichter gehen gemacht, und bey der Gelegenheit hat es sich gefunden, daß der westliche Backen nicht fest angeschraubt war.“ Ich bewundere die eigenthümliche Wendung, welche Hr. Recensent dieser einfachen Thatsache zu geben gewußt hat.

Vom 12. Oktober angefangen, findet Hr. Recensent die Beobachtungen zahlreicher als früher, und nimmt hier zum ersten Male Gelegenheit einen freylich beschränkten Ausdruck der Billigung zu äußern. Es ist zu hoffen, daß dem Jahrgange 1822, der eben unter der Presse ist, wenigstens derselbe Grad seines Beyfalls zu Theil werden wird; denn dieser enthält eine Anzahl von 2330 Beobachtungen. *)

Die vorgehenden Betrachtungen kurz zusammengefaßt, scheinen mir über Soldners Beobachtungen das Urtheil zu rechtfertigen, daß sie vorwurfsfrey und förderlich für die Wissenschaft sind, natürlich aber erst dann ihren unmittelbaren Nutzen beurkunden, wenn sie zu Resultaten vereinigt werden.

---

*) Den Beobachtungen dieses Jahres wird eine Einleitung von mir vorangehen, worin die Korrektionen des Instrumentes angegeben, und zur Ermittelung der Korrektionen der Uhr die scheinbaren Oerter der Normalsterne, aus den Tabulis Regiomontanis berechnet, gebraucht werden.

Bayerische Annalen.

München. 19. März 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 23.

Inhalt.

Berichtigung der, in Nr. 1 und 2 der Ergänzungsblätter zur Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung (1835) in Betreff der nova collectio monumentorum boicorum enthaltenen Irrthümer.

Der Herr Verfasser einer in den Ergänzungsblättern zur jenaischen allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre achtzehnhundert und fünf und dreyßig erschienenen Recension des XXVIII. Bandes der Monumenta boica, würde sich wohl einen Theil seiner Mühe erspart haben, wenn er die schon im Jahre achtzehnhundert und dreyßig ausgegebene Vorrede zu diesem Bande gelesen hätte. Gründlicher auch und billiger würde seine Beurtheilung dieses Werkes zweifelsohne ausgefallen seyn, wenn er überhaupt, anstatt nur den XXVIII. Band der Monumenta boica mit seiner Kritik anzufechten, auch die seit dem genannten Jahre erschienenen weitern Bände dieser Urkunden-Sammlung, seiner Beurtheilung unterzogen hätte.

Wenn es nun gleich nicht in unserer Absicht liegt hier in eine ausführliche Gegenrecension einzugehen, so halten wir es doch nicht für überflüssig, das Publikum über die Unrichtigkeiten aufzuklären, welche in der Eingangs erwähnten Recension obwaltend sind; denn es handelt sich ja hier um eine, die Würde und das Ansehen der historischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften berührende Sache, und ist von einem Werke die Rede, das nicht wie tausend vorübergehende literarische Tages-Produkte, auf ein bloß ephemäres — sondern auf ein perennirendes Fortwirken und Gelten Anspruch macht.

Wir glauben hiebey am besten an das Ziel zu gelangen, wenn wir den Plan, welchen die Akademie der Herausgabe dieser Collectio nova Monumentorum boicorum zu Grunde gelegt, und in der bemerkten Vorrede bereits angedeutet hat, wieder in Erinnerung bringen. Diesem Plane nach ist nämlich unsere nova collectio denn doch nur die Fortsetzung der schon bestehenden Monumenta boica. Es soll also in der Hauptsache nicht von den Zwecken abgewichen werden welche die Akademie sich schon ursprünglich vorgesetzt — und auch nicht von dem Verfahren, das sie dabey einzuhalten für gut gefunden hat. „Sancitum est legibus — sagt die Vorrede zu dem im Jahre 1763 erschienenen ersten Bande dieser Sammlung — id agamus, ut Annales, Diplomata, aliaque Bojorum Monumenta quantocius typis evulgentur.“ Dieses ihr Zweck — das Verfahren aber das sie eingehalten, war eine einfache Bekanntmachung des Textes der alten Traditionsbücher und Diplome, keine Lieferung von Abhandlungen (hiefür bestand eine eigene Sammlung); und vor der Hand war es nur um die Mittheilung dessen zu thun, was die Archive der bayerischen Klöster an die Hand gaben. —

Die Restaurations-Urkunde der Akademie der Wissenschaften vom 27. März 1827, hat an diesem Plane nichts Wesentliches verrückt; sie hat ihm nur eine größere Ausdehnung gegeben, und mit der Bekanntmachung auf die, durch Gebiets-Vergrößerung des Königreichs den Archiven zugegangenen neuen Urkunden-Schätzen hingewiesen. Auch in diesen neuen Schätzen sind aber die ältesten Kayser-Diplome immer die wichtigsten geblieben, und deßwegen also fiel die Wahl der Akademie in Betreff des Stoffes für den XXVIII. Band der Monumenta vor Allem auf die Bekanntmachung des Textes dieser Di-

plome, und zwar in möglichster Vollständigkeit und Ausdehnung über sämmtliche in der Ausfertigung oder in authentischen Concepten und gleichzeitigen Abschriften, vorräthige Urkunden dieser Gattung. Weil aber die Archive der Hochstifter nicht minder Wichtiges für die älteste Geschichte Bayerns darboten, so glaubte die Akademie das in dieser Beziehung schon so oft und lebhaft geäußerte Verlangen nach der Mittheilung dieser hochstiftischen Archivalien nicht länger unbefriedigt lassen zu sollen. Es wurde demnach beschlossen, dem XXVIII. Band eine Abtheilung zu geben, und gleichzeitig neben den älteren Kayser-Diplomen auch die Urkunden-Schätze des Hochstiftes Paßau an das Licht treten zu lassen. Und da nun sowohl von den bemerkten Kayser-Diplomen (von Karl dem Großen an, bis zum Erlöschen der Hohenstaufischen Dynastie) als von Hochstift Passaulschen Archivalien eine viel bedeutendere Anzahl zur Mittheilung bereit liegt als ein Band in sich aufzunehmen vermöchte, so mußte auf dem eingeschlagenen Wege einer gleichzeitigen abtheilungsweisen Bekanntmachung dieser zwey Gattungen von Urkunden-Schätzen bis zur Erschöpfung des Stoffes fortgegangen werden. Erst dann wird also auch jede dieser zu einem Ganzen erwachsenen Abtheilungen mit dem erforderlichen Index tripartitus ausgestattet werden können, da mit einzelnen Bruchstücken eines Registers dem Publikum wohl kein besonderer Dienst geschehen würde. Der Fleiß der Gelehrten in Bekanntmachung historischer Documente ist besonders in den letzten zwey Jahrhunderten so groß gewesen, daß eine unübersehbare Menge von Urkunden bereits durch den Druck zur Oeffentlichkeit gelangt sind. Die Frage also: ob und in wie weit bey dem Abdrucke der Kayser-Diplome in unserer Nova Collectio Monumentorum auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen sey? hat sich der Akademie von selbst aufgedrungen. Sie hat aber ihre Abfertigung in dem Beschlusse gefunden: daß nur von denjenigen Diplomen welche bereits in den vorhergehenden Monumenten-Bänden, oder den am meisten gangbaren Sammlungen bayerischer Geschichts-Quellen enthalten sind, unter kurzer Hinweisung und Berichtigung Umgang zu nehmen, den übrigen aber — sie möchten nun gleich irgendwo schon einmal anzutreffen seyn — ihr Platz in dieser Sammlung vorbehalten werden solle. Denn fürs Erste geschah der Abdruck hier unmittelbar nach der Urschrift — was bey früheren Editionen nicht immer der Fall war; sodann sind derley frühere Ausgaben in so vielerley Schriften zerstreut, daß die Herstellung eines Corpus diplomaticum aller in dem bayerischen Archive reponirten Kayser-Diplome sich um so verdienstlicher darstellte, als ein Schatz von circa 1500 Stücken dieser Gattung, gerade in seiner Gesammtheit zu einer großen Bedeutung für die Geschichte und für ihre Hülfswissenschaften erwachsen mußte. Auf dem hier näher bezeichneten Wege sind nunmehr bereits in drey Abtheilungen 835 solcher Kayser-Urkunden, worunter mehr als 200 unedirte, an das Licht getreten, und wir fragen nun, ob die Vorwürfe, welche unserer Collectio nova in der bemerkten Recension, bezüglich auf Plan und Behandlung dieses Werkes, gemacht werden, gegründet und billig sind? Diese Vorwürfe lauten nämlich: „Der neue Band sey ohne Vorrede und Register aufgetreten.“ — „von vielen bedeutenden Urkunden seyen nur kurze Auszüge gegeben;“ — „es sey nicht möglich, den Grundsatz herauszufinden nach welchem Einzelnes vollständig abgedruckt, Anderes nur angedeutet worden“ — „die reducirten Jahreszahlen seyen nie in arabischen Ziffern angegeben“ — „die, bey den bloß im Auszuge angeführten Urkunden angebrachten Noten, seyen ganz unverständlich, weil der Text hiezu fehle“ — „Man habe versäumt bey den vorkommenden Orten die heutigen Namen derselben anzuführen, was um so unverzeihlicher sey, als in den Regesten dießfalls schon vorgearbeitet worden „man habe auch documenta extranea abdrucken lassen“ — „Man würde endlich überhaupt viel besser gethan haben, aus eben diesem Regesten-Werke ein Verzeichniß aller Kayser-Urkunden herauszuziehen, dieses Verzeichniß mit Auszügen der fehlenden zu ergänzen, und mit Nachweisungen auf anderweitige Sammlungen zu versehen, und die chronologische Daten, unter Zuziehung der böhmerschen Regesten, richtig zu stellen.“

Alle diese Vorwürfe zerfallen in ihr Nichts, wenn man die Vorrede zur Collectio liest; sich mit dem Plane der Akademie bey Herausgabe unserer Nova Collectio etwas vertrauter macht; und die bereits erschienenen drey Abtheilungen von Kayser-Urkunden unbefangen würdiget.

Denn fürs Erste fehlt es ja durchaus nicht an einer Vorrede; und was das Register betrifft, so wäre es ja doch etwas widersinnig von den 1500 Kayser-Urkunden, die man beyläufig herauszugeben gesonnen ist, immer eine Abtheilung von je 300 mit einem eigenen Index zu versehen; und wird wohl Niemand, der auf ein besonnenes Urtheil Anspruch macht, es zu tadeln finden, daß der Index tripartitus erst am Schlusse der ganzen Urkunden-Parthie hinzugefügt wird.

Zweytens hat sich die Akademie in der Vorrede bereits darüber ausgesprochen, daß sie es für überflüßig finde, Diplome, die bereits in einem früheren Monumenten Bande herausgegeben worden sind, in dem XXVIII. und den folgenden Bänden wiederholt abdrucken zu lassen, und billige Leute werden hierin wohl wenig zu tadeln finden. Daher sind denn solche Urkunden in der neuen Sammlung nur mit einer Inhalts-Angabe angedeutet, in den hinzugefügten Noten aber dasjenige was zur Berichtigung des Textes im früheren Abdrucke, so wie sonst noch etwa zur Erläuterung dienen könnte, bemerkt worden. Der hiebey beobachtete

Grundsatz des Verfahrens ist denn unschwer herauszufinden. Daß ferners die reducirten Jahreszahlen nicht in arabischen Ziffern beygefügt worden, könnte wohl nur von Jemand behauptet werden der die erste Zeile jeder Urkunden-Nummer, wo dieses Datum in arabischer Ziffer nirgends vermißt wird, etwa nicht gelesen hat.

Warum man auch solche Kaiserdiplome, die das Ausland betreffen, mit in die Sammlung aufgenommen habe, das findet seinen Grund in dem Zwecke den man sich vorgesetzt, ein möglichst vollständiges Corpus diplomaticum zu Stande zu bringen; und wäre ein wissenschaftliches Unternehmen dieser Art, das sich durch Landes-Gränzen eines bestimmten Jahres bedingen ließe, fast eben so sonderbar, als der Vorschlag des Herrn Recensenten, alle documenta extranea den nachbarlichen Freunden zu überweisen.

Am sonderbarsten aber klingt die Zumuthung: die Akademie hätte nur einen Auszug aus den Regestis boicis geben, diesen Auszug ergänzen, auf frühere Ausgaben hinweisen, die Ortsnamen nach Anleitung der genannten Regesten erklären, und die chronologischen Daten nach den Böhmerischen Excerpten berichtigen sollen. Es gibt in der Republik der wissenschaftlichen Thätigkeiten keine Autoritäten, am wenigsten aber ist die Akademie in dem Falle sich eine solche von irgend einem einzelnen Schriftsteller aufdringen zu lassen. Es ist zudem schon in der Vorrede erklärt worden, daß in den Monumenten-Bänden nur Urkunden-*Text* gegeben wird, und daß die wissenschaftliche Erörterung dieses Textes den akademischen *Denkschriften* überstellt bleibe. Auf dieses Feld bleiben denn auch die topographischen Controversen hingewiesen. Ein blosses Ergänzen, Allegiren, und Hinweisen auf bereits Geschehenes und Geleistetes aber, steht zu tief unter dem Berufe der Akademie, als daß ihr ein Solches ernstlich zugemuthet werden könnte.

Mit einer ganz besondern Vorliebe werden in der angeführten Recension die chronologischen Noten unserer Collectio nova bekritelt, und dem Redakteur derselben dießfalls eine Menge von Fehlern zur Last gelegt. Der Recensent gesteht nun aber selbst, daß man über das Verfahren welches bey den Ansätzen des Datums der Urkunden in jenen frühen Jahrhunderten beobachtet wurde, noch keineswegs im Klaren sey. Und so beruhen denn auch nach unserm Dafürhalten die Bestimmungen solcher chronologischen Daten, in den vielen Fällen, wo sie recht eigentlich controvers werden, auf blossen Conjuncturen. Als solche Conjuncturen mögen auch mehrere der Noten hingenommen werden, die sich bey einzelnen Nummern unserer Monumente auf die Daten-Bestimmung beziehen; und sie haben als solche, so lange sie nicht gründlich widerlegt sind, den gleichen Anspruch auf Werth, als irgend eine andere Angabe eines Dritten. Auf jeden Fall ist bey Abfassung dieser Noten mit jenem Fleiße, jener Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen worden, welche den bekannten Verfasser derselben in allen seinen Arbeiten auszeichnet.

Auch von Druckfehlern heißt es in der fraglichen Kritik, wimmelt unsere Ausgabe der Kaiser-Urkunden, und zum Beweise wird angeführt daß es gleich in der ersten Nummer heißen solle „publico" statt „publicae"; ferner in Nummer 121 „Hartinga" statt "Hesinga"; Nummer 79 soll es heißen „Mosabuco" statt „(Regens)burg". Nun ist es aber ein arger Umstand für den Rec., daß nun eben im Original wirklich „publicae" und „Hesinga" steht; und was das „Mosabuco" betrifft, so steht in der Urschrift ganz deutlich „burch" die ersten Sylben aber sind abgerissen, und das was der Abdruck in Cursiv-Lettern einschaltet, ist Conjectur. Ja selbst dem Texte der beyden Nummern 88 und 191 werden Druckfehler zugeschoben, während doch dieser Text gar nicht in diesem Bande steht, sondern auf einen früheren Abdruck hingewiesen wird.

Auch die v. H. geh. R. v. H. redigirte zweyte Abtheilung des ersten Bandes unserer Nova collectio wird von dem Herrn Verfasser der bemerkten Recension heftig angefeindet. Diese Abtheilung hat — wie bereits in der Vorrede angedeutet ist, von der Akademie die Bestimmung erhalten, die in dem Archive des Bisthums Passau vorgefundenen Codices und Urkunden in sich aufzunehmen. Man hat also, wie ganz natürlich mit dem Abdrucke des ältesten dieser Codices, welcher hoch in die Agilolfingische Periode hinaufreicht, begonnen, wenn gleich gerade dieses Monument schon durch eine frühere Ausgabe bekannt war. Denn in einer Sammlung welche den ganzen Schatz der Urschriften des genannten Bisthums in sich enthalten sollte, gerade das älteste Denkmal hinwegzulassen, weil dasselbe schon einmal irgendwo gedruckt zu finden ist, konnte der Redaktion der Monumenta wohl nicht in den Sinn kommen. Gleichwohl wird dieses Verfahren von unserm Recensenten als höchst zwecklos, so wie das Hinweglassen des Index zu diesem Codex als eine Nachläßigkeit gerügt; gerade als hätte die Akademie die feyerliche Verbindlichkeit auf sich genommen, jedes einzelne Stück irgend einer Abtheilung oder Unterabtheilung mit eigenen Registern zu versehen. Viel füglicher wird, wie das schon oben bey den Kaiser-Diplomen bemerkt worden, der vollständige Index tripartitus am Schluße des Ganzen seinen Platz finden, und dem Leser hiedurch die Mühe erspart werden, über jeden einzelnen Ort, jede einzelne Person, fünf und sechs verschiedene Register zu Rath zu ziehen.

Recensent fühlt sich zwar selbst von der grossen Wichtigkeit des in dieser Abtheilung bekannt gemachten Schatzes von Archivalien befangen, und läßt einzelnen Stü-

cken hievon Gerechtigkeit wiederfahren. Schnelle aber lenkt er wieder ein, und will aus einem kleinen Verstosse den sich der Setzer zu Schulden kommen lassen, etwa gar deduciren, die Akademie habe nicht gewußt, was der Ausdruck „inwertaigen“ bedeutet, und daß es im Jahre 1224 keinen Herzog Heinrich von Bayern gegeben! Wie wenig genau es Recensent überhaupt mit seinem Tadel nehme, geht aber vorzüglich daraus hervor, daß er behauptet, der 28. Band schließe pagina 456 „ohne finis sine lux et crux“, während doch die erste Abtheilung dieses Bandes nur bis pagina 278, und die zweyte bis pagina 192 reicht.

Und nun folgt am Schlusse das in eine blosse Schmähung ausartende End-Urtheil über das Ganze, „es sey eine magna moles blossen Gerülles, in welchem kaum ein Fünftheil rohen Erzes, und die wenigen bessern Körnlein nicht einmal zur bayrischen Geschichte gehörend seyen; und so müße man noch immer das historische Fasten mit schon hundertmal gedruckten Butter-Briefen der Kapuziner fortsetzen.“

Wir heben diese Worte der Recension heraus, weil sich der Geist derselben hiedurch wohl am besten von selbst karakterisirt. Man sieht, es ist hier nicht mehr um die Wahrheit — um die Wissenschaft zu thun. Wer die Kaiser-Diplome der Karolinger, der Sachsen, der Salier und Hohenstauffen für Butter-Briefe der Kapuziner; wer den gesammten, für die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften so unendlich reichen Schatz der Archive des Hochstiftes Paßau für eine Masse tauben Gerülles erklärt — muß wohl zu einem andern Publikum sprechen, als zu dem, mit welchem wir zu verkehren gewohnt sind.

Franz August Wolfs Vorlesungen über die vier ersten Gesänge von Homers Ilias, herausgegeben und mit Bemerkungen und Zusätzen begleitet von Leonhard Usteri, Direktor und Professor am Gymnasium zu Bern. Erstes Bändchen. Bern 1830. VIII. und 192; zweytes, 1831. 329 Seiten gr. 8.

(Fortsetzung.)

Wäre dieß der Fall, so würde sie der Sänger auch II. v. 484 anrufen, und dort nicht den Plural gebrauchen. Dagegen hätte bemerkt werden sollen, warum die Musen Göttinen heißen. „Ἀΐς (v. 3) leitet Wolf von ἀὴρ ab, und glaubt, dieses Wort bezeichne einen dunklen Ort, weil aër dunkle Luft bedeutet. Usteri, der die Unrichtigkeit dieser Ableitung wohl einsah, verweist richtig auf eine Bemerkung des alten Voß (Hymn. ad Demet. v. 348), der es als Unsichtbarmacher erklärt, was auf den Vorsteher des Orkus, der alles von der Erde hinwegrafft, sehr wohl paßt. Dagegen erklärt Wolf προϊάπτω (v. 3) ganz richtig. Es heißt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, vor der Zeit hinschicken, sondern fortstossen, bezieht sich hier also auf den gewaltsamen Tod, den die Seuche verursachte. Διὸς – βουλή (v. 5) hält er für ein Anhängsel, bey dem man sich weiter nichts gedacht haben soll. Damit sind wir nicht einverstanden; Zeus hat es auf Fürbitte der Thetis übernommen, den Achilles zu rächen, und hat dieß auch gethan; also kann es keineswegs ein Anhängsel seyn; im Gegentheil es erklärt uns, warum so viele Achäer an der Pest dahin starben. Noch sonderbarer erscheint uns das, was Wolf über δῖος (v. 7) bemerkt: „Solche Beywörter sind im alten Gesang unbestimmt für eine Reihe von Vorzügen. Edel, schön, tapfer u. s. w. sind Vorzüge, die man den Göttern beylegt; daher hießen auch Weiber δῖαι, welche sich gar nicht göttlich betragen, z. B. Klytämnestra.“ Diese Erklärung ist durchaus unstatthaft. Klytemnästra ist keine Göttin, und hat auch keine Reihe von Vorzügen, welche man Göttern beylegt; sie könnte also das Prädikat δῖα nicht erhalten haben, wenn es ihr nicht aus einem andern Grunde beygelegt worden wäre. Die königliche Würde ist von Zeus; die Könige sind seine Stellvertreter auf Erden; deßhalb heißen sie auch seine Söhne, seine Lieblinge und Pfleglinge. Um ihre hohe Bestimmung zu versinnlichen, legte ihnen das Alterthum Göttinen als Frauen bey, wozu man gewöhnlich diejenigen nahm, welche in dieser oder jener Stadt verehret wurden. Wegen des göttlichen Ursprungs der Würde, welche die Könige bekleideten, wurden ihre Gemahlinen auch dann göttlich genannt, wenn sie keine unmittelbaren Göttinen waren.

Zu Vers 12 (θοὰς ἐπὶ νῆας) bemerkt Wolf ganz richtig: „Solche Epitheta, welche die Sache zeichnen, haben die modernen Sprachen weniger. Man meint, sie sollten immer auf die jedesmaligen Umstände gehen, und es fällt auf, wenn die schnellen Schiffe am Lande stehen, oder wenn der hellstimmige Ausrufer schläft. Diese Manier ist aber sehr schön, gleichsam eine Farbengebung beym Maler.“ Leider wird dieß von unsern Dichtern nicht immer gehörig beachtet. Nur Jean Paul und Göthe machten eine besondere Ausnahme. Der Dichter wirkt auf die Phantasie, nicht auf den Verstand. Deßhalb darf er sich nicht matter Wörter bedienen; er muß die sinnlich lebhaftesten Ausdrücke wählen, wenn er seinen Zweck erreichen will. Wolf glaubt (ad v. 14), Apollon sey deßhalb ἑκηβόλος genannt worden, weil er ein Gott ist, und Götter weiter schießen, als Menschen.

Usteri tritt der Ansicht des Prof. Nitzsch (Anmerk. zur Odyss. I. 196) bey, welcher dieses Wort auf die feindliche Todesgewalt des Gottes bezieht. Wir können keine von beyden Ansichten billigen. Apollo ist Symbol der Sonne. Nun ist aber bekannt, daß sich das Licht mit ungewöhnlicher Schnelligkeit selbst nach den fernsten Gegenden verbreite. Die Strahlen, welche von der Sonne ausgehen, nannte man figürlich Pfeile. Als man ihm einmal Pfeile beylegte, mußte man ihm auch einen Bogen geben, mit dem er dieselben abschießen konnte. Weil aber seine Pfeile oder die Sonnenstrahlen selbst bis an die entlegensten Orte dringen, hieß der Gott der Fernhintreffer. Zu Vers 40 bemerkt Wolf: „τὰ μηρία, ein Deminutiv ohne Deminutiv-Bedeutung von μηρός, Schenkel, womit μηρίον gleich bedeutend ist.“ Wir können dieser Meinung nicht beytreten, sondern glauben, daß Nitzsch (ad Odyss. III. v. 456) ganz Recht habe, wenn er sagt, μηροί bezeichne den Schenkel als Ganzes, μηρία aber das zum Opfer bestimmte Schenkelstück. Wolf glaubt (v. 43), daß Φοῖβος der strahlende, schöne Apollo heiße. Usteri sah die Unstatthaftigkeit dieser Ansicht sehr wohl ein, und erklärt es: der helle, der reine, der unbefleckte, mit Hinweisung auf C. Otfr. Müller (Gesch. hell. Stämme II. 301); er hätte noch beysetzen sollen, daß sich dieses Epitheton auf die Beschaffenheit des Lichtes beziehe, welches das reinste Element ist. Sonderbar (v. 44 sgg.) ist es, daß auf die schöne Schilderung des zürnenden Apollo nicht hingedeutet ist, welche die Größe des Dichtergeistes des Homerus so deutlich beurkundet. Die Zeichnung ist so lebendig, daß man den Gott in seiner Furcht und Verehrung einflößenden Herrlichkeit gemessenen Schrittes einherwandeln zu sehen glaubt. Bey der Erklärung von κύνας ἀργούς (v. 50) schwankt Wolf zwischen drey Bedeutungen, und glaubt, entweder heiße es die weißen Hunde, oder die unthätigen oder die flinken. Nur die letztere Bedeutung kann die richtige seyn, was sich aus andern Stellen deutlich ergibt, wo Homerus (Il. III. 26, XVII. 558, XVIII. 578) die Hunde ταχέας heißt. Passow erklärt ἀργός so genau, daß man gar keinen Zweifel über die Bedeutung der obigen Stelle mehr haben kann (Lex. s. h. v.). Daß an dieser Stelle keine weißfüßige, sondern schnellfüßige Hunde zu verstehen seyen, da vom ganzen Geschlecht der Hunde die Rede ist, welches nicht an einer solchen Zufälligkeit bezeichnet werden konnte, hat man längst erkannt. Nur die Herleitung machte Schwierigkeiten. Den wahren Zusammenhang der Bedeutungen glänzend und schnell, scheint Nitzsch (ad Odyss. II. 11) nachgewiesen zu haben, indem er von Hermanns richtiger Bemerkung ausgeht, daß jede schnelle Bewegung eines Körpers ein Flimmern oder Schimmern hervorbringt; so mag also die Bedeutung der Geschwindigkeit, die ein Geflimmer vor den Augen bewirkt, die ältere seyn.

Zu v. 53 bemerkt Wolf, ἐννῆμαρ sey eine alte Contraction für ἐννέα ἤματα. „Die Zahl neun ist die gewöhnliche Sängerzahl, um etwas Bestimmtes zu bezeichnen, da die alte Welt an etwas Unbestimmtem sich nicht begnügt.“ Wir glauben, daß die Zahl neun hier eine tiefere Bedeutung habe, und sich auf die große Woche, welche sich bei den Griechen in der frühesten Zeit fand, beziehe, und daß sich daraus auch das nundinae der Lateiner erkläre. Warum dann die Pfeile des Gottes neun Tage fliegen, fällt von selbst in die Augen. Bei Vers 194 hätte wohl doch erwähnt werden sollen, warum Pallas erscheint, als Achilles gegen Agamemnon das Schwert ziehen will. Die Griechen betrachteten sie bereits als die Göttin der Weisheit. Achilles ist stark beleidigt. Die Leidenschaft ist mächtig, und verlangt Rache; allein bei dem verständigen Menschen gewinnt in der Regel die Stimme der Vernunft das Uebergewicht über die Macht der Leidenschaft. Pallas leitet Wolf (v. 200) ganz richtig von πάλλειν ab. Aber warum Athene die Schwingerin genannt wurde, giebt er nicht an. Sie ist ursprünglich Sinnbild des Aetherfeuers; ihr Name bezieht sich also auf die Vibration des Aethers.

Von den Centauren hatte Wolf nur eine dunkle Vorstellung, wie dieses aus seiner Bemerkung zu v. 268 hervorgeht, wo er sagt: „φὴρ, alte Aussprache für θὴρ das Deutsche Thier, von φὴρ das Lateinische ferus. So nannte man die Centauren eine thessalische Völkerschaft aber es ist dunkel, ob wegen der Gestalt oder wegen der Rohheit. Denn wie unser Sänger sich die Centauren gedacht, ist nicht deutlich. Ihre Form kann bloße Fabel seyn. Das Wort geht auf ihr ungeschlachtes Wesen; die Lapithen waren feiner.“

Die Centauren können bei der Menge achtbarer Angaben unmöglich der Dichtung angehören. Aus der Vergleichung aller Angaben geht hervor, daß sie ein Nomadenvolk in Thessalien waren. Auch ist es wohl höchst wahrscheinlich, daß sie jenen Namen wegen ihrer rohen Lebensweise führten, was zum Theil schon aus ὀρεσκῴοις hervorgeht. Die Lapithen, mit denen sie so häufig in Berührung kamen, waren als Städtebewohner viel gebildeter, wie denn der Anfang des Ackerbaues überhaupt der erste Schritt zu einem geregelten Leben ist. Mit Recht schreibt Wolf (v. 270) ἀπίης mit einem kleinen Alpha, und bemerkt, daß sich die Ableitung von einem fabelhaften König Apis erst bei Spätern (cf. Aeschyl. Agamemnon v. 247. Suppl. 259) finde; falsch ist aber seine Ableitung von ἀπό und ἴω. Es ist offenbar nur eine verlängerte Form von ἀπό, wie ἄντιος von ἀντί. V. 331 sqq. hätte darauf aufmerksam gemacht werden sollen, wie treffend Homerus das wahrhaft edle Gemüth und die großartige Gesinnung des Achilles mit einigen Worten bezeichnet. Die Gesandten, welche Agamemnon absendet, um die

Briseis zu holen, wagen es kaum, sich dem ehrwürdigen Heros mit einer so unbilligen Forderung zu nähern. Allein wie benimmt er sich? Er begrüßt sie, gleich als wenn sie seine Freunde wären, oder die glücklichste Bothschaft brächten; er ersucht sie, näher zu kommen, und befiehlt seinem Freunde Patroclus, ihnen die Briseis einzuhändigen, die ihnen (v. 348) nur ungern folgte, zum Beweise, daß sie Achilles, obschon sie eine Kriegsgefangene war, mit Menschlichkeit behandelte. Ueberhaupt wäre es schön, wenn jemand alle Züge, die bei Homerus über Achilles zerstreut vorkommen, zu einem Bilde vereinigte. Daraus könnte man abnehmen, welche Vorstellungen sich die Griechen im heroischen Zeitalter von dem Ideale eines Helden machten. Zu v. 349 bemerkt Wolf: „Schon manchen Alten gefiel es nicht, daß die alten Helden so oft weinen. Oft ist es wirklich auffallend, so Ilias X. v. 14, wo Agamemnon sehr heftig weint. Dieß ist aber reine Menschlichkeit, und die Griechen hatten den Spruch: ἀγαθοὶ ἀριδάκρυες ἄνδρες; sie machen ihren Empfindungen durch Thränen oder Geschrey Luft. Hier muß man aber bemerken, daß Achilles nicht über den Verlust des Mädchens weint, sondern über den Schimpf. Nirgends zeigt er eigentliche Neigung für das Mädchen; er weint nicht tamquam φιλογύνης, sondern tamquam φιλότιμος. Diese Menschlichkeit haben die Griechen auch später, und Xenophon würde wohl den Plutarch ausgelacht haben, welcher (de aud. poët. c. 8.) sich über dieß Weinen aufhält; aber die späteren Schriftsteller haben immer Stoicismus im Sinn.“ Noch auffallender kommt dieß den Franzosen vor, welche sich schon zu weit von der Natur entfernt haben. Warum hat der Schöpfer den Menschen die Thränen gegeben, wenn sie denselben niemals freyen Lauf lassen dürften? Jeder Mensch, dessen Ehre auf eine gewaltige Weise verletzt ist, sucht seine innern Schmerzen durch Thränen zu erleichtern. Wenn er dieß nicht thut, so muß er entweder alle seine Gefühle abgestumpft haben, also ganz gefühllos, oder ein übermenschliches Wesen seyn. In beyden Fällen wird er sich unsere Theilnahme nicht erwerben, weil er nichts Menschliches an sich hat. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß das Weinen dann, wenn es seinen Grund in Eigennutz oder in andern gemeinen Zwecken hat, weibisch ist, also Mangel an Charakterstärke verräth. Das Weinen darf, auch wenn die Ehre eines Menschen angegriffen ist, nur so lange dauern, als das Leiden mit aller Macht auf ihn eindringt. Wie der erste Druck vorbey ist, muß sich seine Kraft wieder erheben. V. 390. (ἐς Χρύσην πέμπουσιν) schwankt Wolf, ob die Stelle heiße: nach Chryse oder zu Chryses; diese letztere Erklärung scheint ihm jedoch besser zu seyn. Es ist allerdings richtig, daß die Griechen sagen πέμπειν τι εἴς τινα, und εἰς dann das Haus bezeichne. Dieß findet sich besonders bey den Attikern, vorzüglich bey den Rednern. Wir glauben aber deßhalb keineswegs, daß εἰς an unserer Stelle so zu fassen sey; schon der folgende Beysatz, ἄγουσι δὲ δῶρα ἄνακτι spricht dafür, daß der Sänger die Stadt gemeint habe. Wolf findet es (v. 400) sonderbar, daß sich sogar Pallas gegen Zeus auflehnt, und meint, dieß sey nicht wahrscheinlich, da sie immer die liebe Tochter des Zeus heißt. Deßhalb hält er die Lesart des Zenodotus, καὶ Φοῖβος Ἀπόλλων für besser, und glaubt, der Umstand, daß Apollo auch der Sohn des Zeus ist, komme nicht so sehr in Betrachtung. Wir können seine Ansicht nicht theilen. Er hat vergessen, daß die griechischen Götter Naturkräfte bezeichnen, Zeus den Himmel, Here die Erde, Poseidon das Meer und Pallas Athene das Aetherfeuer. Zeus beurkundet seine Macht und Herrlichkeit zunächst als Donnergott; deßhalb nennt ihn Pindarus auch τερπικέραυνος. Kann Zeus nicht blitzen und donnern, so ist seine Macht gehemmt. Dieß drückte das kindliche Alterthum durch ein sehr sinnliches Merkmal, durch das **Binden**, aus. Zeus ist gebunden, heißt demnach nichts anders, als er kann seine Macht durch Blitz und Donner nicht beurkunden. Die Götter, die ihn binden, sind das Meer, die Erde und das Aetherfeuer; das Meer, insofern es keine Dünste empor sendet, die Erde, indem sie alle vorhandene Feuchtigkeit in sich saugt, und endlich das Aetherfeuer, indem es die wenigen Dünste, welche empor steigen, aufzehrt. Pallas kann demnach recht wohl an dieser Handlung Antheil nehmen, und deßhalb doch des Zeus liebe Tochter heißen. Dieses Prädikat legte ihr das Alterthum deßhalb bey, weil das Aetherfeuer nach ihrer Ansicht aus dem Himmel hervorgieng, und sich beständig an demselben befindet. Das Binden des Zeus, welches die genannten Götter beabsichtigten, wird nach Homerus dadurch verhindert, daß Thetis den hundertarmigen Briareos oder Aegäon in den Olympus führte. Daß Aegäon eine Meergottheit sey, geht zum Theil schon daraus hervor, daß ihn Thetis zu Hülfe rief (cf. Voß, kr. Bl. II. 365; C. Otfr. Müllers Prolegom. zu einer wissensch. Mythol. S. 360). Das Prädikat hundertarmig kann sich nur auf seine ungewöhnliche Stärke beziehen, also hier auf die Gewalt des Wassers, welches, wie die tägliche Erfahrung lehrt, unter allen Elementen das stärkste und furchtbarste ist. Thetis, das Meer, sendet Wasser zum Himmel empor, und so kann Zeus wieder blitzen und donnern. Dieß ist die einfache Bedeutung dieses Mythus, der so verschiedenartig erklärt, von einigen sogar als reine Erdichtung des Homerus, was keineswegs der Fall seyn kann, betrachtet worden ist. So lange die Mythen das Gemeingut eines Volkes sind, und demnach aus seinem Leben und seinen Verhältnissen entspringen, können sie unmöglich reine Dichtung seyn, sondern sie müssen eine historische Grundlage haben. Ihre Bedeutung verlieren sie erst dann,

wenn der Einzelne an ihnen zu ändern anfängt. Die meisten der griechischen Mythen entstanden Jahrhunderte vor der Zeit, zu welcher Homerus lebte. Zu seiner Zeit hatte man sich schon mehr von der Natur entfernt, und daraus erklärt es sich, wie es kam, daß man den Schlüssel zur Erklärung der meisten Sagen schon verloren hatte.

Homer läßt den Zeus (v. 426) zwölf Tage bey den Aethiopen verweilen, wohin er sich zu einem Schmause begeben hatte. Wolf bemerkt richtig, daß dieses Opfer nicht wegen der Oekonomie des Gedichtes hineingebracht wurde, sondern aus der wirklichen Sage entlehnt worden seyn müsse. Worin aber diese Sage ihren Grund habe, sagt er nicht. Nach den Ansichten der Alten gibt es bekanntlich zweyerley Aethiopen, von denen die einen im Osten, die andern im Westen wohnen (cf. Nitzsch ad Odyss. I. 8; Völker über Hom. Geographie, S. 87 flg.) Zeus ist bekanntlich der Gott der Zeiten (cf. Horat. Od. I. 12. v. 15. flg.). Wir glauben demnach, daß sich die Zahl zwölf auf den Kreislauf des Jahres beziehe. Wolf meynt, daß Homerus den Zeus deßhalb (v. 498) εὐρύοπα nenne, weil besonders die höhern Götter den Menschen in Allem weit überlegen sind. Wir können ihm nicht beystimmen, sondern beziehen dieses Prädikat auf den unermeßlichen Umfang des Himmelsgewölbes, das offenbar zu jener Vorstellung von dem weithin schauenden Zeus Veranlassung gab. Wolf wundert sich, daß sich der Vater der Götter (v. 518) so vor der Here fürchtet, daß er nicht einmal eine Harangue aushalten will, und bemerkt, daß Zeus so vorgestellt werde, wie oft Ehemänner sind, mit denen die Weiber immer im Streit leben. Dieß wolle er nun vermeiden, und lasse es daher beym Nicken bewenden, damit Here nichts merke. Tiefer hat C. Otfr. Müller (Proleg. zu einer wissenschaftl. Mytholog. S. 358) die Sache gefaßt. Er bemerkt ganz richtig, daß frühere Behandlungen von Sängern auf die homerische Götter-Charakteristik bestimmend einwirkten. Der Eindruck von dem Charakter der Here war dem Homerus durch frühere Mythen und Gesänge von Herakles zugekommen, wo der Ἡρας-χόλος das hemmende Princip war. Warum aber Here in jenen Gesängen so erscheint, läßt auch dieser scharfsinnige Gelehrte unerörtert.

(Fortsetzung folgt.)

Neuer Orbis Pictus für die Jugend, oder Schauplatz der Natur, der Kunst und des Menschenlebens in 322 lithographirten Abbildungen mit genauer Erklärung in deutscher, lateinischer und französischer Sprache nach der früheren Anlage des Comenius bearbeitet und dem jetzigen Zeit-Bedürfnisse gemäß eingerichtet v. J. E. Gailer, Lehrer an dem Lyceum in Tübingen. Reutlingen. 1833. VI. und 586. gr. 8.

Wie viel Verdienst sich Joh. Amos Comenius um die Jugend seiner Zeit durch die Verbesserung des Schulwesens erworben hat, ist allgemein bekannt. Besonders hat er durch seine Schrift: „Janua linquarum reserata" der Jugend wesentliche Dienste geleistet. Er war der erste, der die Schüler durch Anschauung zur Erkenntniß zu führen suchte, und die Sprachen als Schlüssel zu nützlichen Sachkenntnissen benützte, während vor ihm für Aufhellung des Verstandes höchst wenig geschah, und nur das Gedächtniß mit größtentheils unnützen Kram angefüllt wurde, statt daß darauf hingearbeitet worden wäre, die Denkkraft der jungen Leute gehörig auszubilden, und sie mit Allem, was sie zunächst umgibt, und in ihrem Kreise liegt, bekannt zu machen.

Daß er auch auf die Ausbidung der deutschen Sprache wesentlich hingearbeitet habe, kann jeder leicht beurtheilen, der andere Schriften damaliger Zeit mit den seinigen vergleicht. Unter den vielen Schriften, welche er herausgab, nimmt sein Orbis sensualium pictus eine sehr ehrenvolle Stelle ein, und hat sich lange erhalten. Als noch keine solche Masse von Jugendschriften vorhanden war, wie jetzt, fand man dieses Buch fast in jedem Hause, wo auf Bildung und Belehrung der Jugend besondere Rücksicht genommen ward. Mag auch Manches, als zu flüchtig gearbeitet erscheinen, so stoßen wir doch auf vieles, was den denkenden Jugend-Erzieher verräth, und trefflich zu nennen ist. Besonders zeigte Comenius eine außerordentliche Gewandtheit, solche Wörter, für welche sich in Klassikern keine Bedeutung vorfindet, weil sie neueren Ursprunges sind, in Lateinische zu übertragen, woraus seine ungemeine Fertigkeit und Gewandtheit im Ausdrucke und sein großer Sprachreichthum ersichtlich ist. Da aber seit jener Zeit in Beziehung auf das Naturgeschichtliche und die Gewerbe große Fortschritte gemacht worden sind, und vorzüglich die deutsche und französische Sprache während dieser Zeit große Veränderungen erlitten, und bedeutende Verbesserungen erfahren haben, so ist das alte Werk nimmer genießbar. In dankbarer Erinnerung an das viele Vergnügen, welches das Buch Herrn Gailer in seiner Ju-

gend verschaffte, hat er es unternommen, das ganze Werk nach dem Bedürfnisse der jetzigen Zeit umzuarbeiten. Er wendete dabey solchen Fleiß an, daß der größte Theil als etwas ganz Neues erscheint. Indessen ist die alte Anlage, als ganz geeignet, beybehalten worden, wodurch mehrere Zwecke zugleich erreicht werden. Die Jugend wird auf diese Weise in die Kenntniß der Natur, der Gewerbe und Künste und alles dessen, was im täglichen Leben vorkommt, eingeführt; zugleich ist ihr ein gutes Hülfsmittel an die Hand gegeben, in der lateinischen Sprache, welche schon wegen ihres formellen Nutzens entschiedenen Vorzug verdient, und im Französischen, welches überall verbreitet ist, und daher von jedem gebildeten Menschen verlangt wird, sich zu vervollkommen. Ein jeder Vater ist im Stande, mittels dieses Buches seine Söhne auch auf eine nützliche Weise zu unterhalten, ohne fürchten zu müssen, daß ihnen etwas Falsches beygebracht werde. Bey der Bearbeitung der Naturgeschichte ist ein ziemlich wissenschaftlicher Gang befolgt, und darauf Rücksicht genommen worden, daß von Allem das Wissenswürdigste vorkommt. Das Letztere ist auch bey der Beschreibung der Gewerbe der Fall. Dabey ist immer die geeignete Kürze beobachtet, so daß das Buch bey aller Mannigfaltigkeit der Gegenstände doch keine zu weite Ausdehnung erhielt. Was das Latein anbelangt, so ist nicht zu verkennen, daß der Herausgeber alle Mühe angewendet, um alles zu vermeiden, was ein an gutes Latein gewöhntes Ohr beleidigen könnte. Für solche Dinge, welche die Römer nicht kannten, mußten natürlich neulateinische Wörter gewählt werden; sehr viele Ausdrücke hat der Verf. mit seltenem Glücke übertragen. Bey der Verbesserung des Französischen hatte er sich der Unterstützung zweyer Männer zu freuen, welche desselben ganz mächtig sind, so daß wir nichts bemerkten, was dem Genius dieser Sprache zuwider wäre. In Beziehung auf die Bilder bemerken wir, daß namentlich die Pflanzen mit einer solchen Vollständigkeit und Deutlichkeit gearbeitet sind, wie sie sich in wenigen Naturgeschichten finden. Wir schließen diese kurze Anzeige mit der Versicherung, daß dieser Orbis in seiner neuen Gestalt nicht bloß Schülern der Vorbereitungsklassen, sondern auch gar manchen Gymnasiasten sehr viel Belehrung und Vergnügen gewähren, und in Bezug auf Uebung im Lateinsprechen wesentliche Dienste leisten werde.

α.

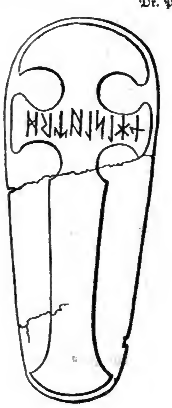
Runen.

In dem 25ten Bande der Archaeologia or Miscellaneoces tracts relating to Antiquity, publiuhed by the Society of antiquaries of London (London, 1834. 4.) ist S. 604 ein Runenstein abgebildet, welchen die Wittwe des Thomas Mantell von Dover der Gesellschaft mittheilte. Derselbe war daselbst gefunden worden „some years ago at the time the Antwerp Inn, near the market place of that town, received some alterations.

Er ist 5′ 10″ lang, und oben 2′ 1 1/2″, unten 17 1/2″ breit. Die von William Hamper von Birmingham gegebene Lesung (Gisohtvs) ist sicher falsch. Ob aber auch die Schriftzüge selber hinlänglich richtig wieder gegeben wurden?

Hier ein verkleinerter aber getreuer Nachschnitt von

H. F. Maßmann,
Dr. Prof.



Bayerische Annalen.

München. 21. März 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 24.

Inhalt.

Geschichte der italienischen Staaten von Dr. Heinrich Leo, Professor der Geschichte an der Universität zu Halle. Erster Theil. Hamburg, 1829. VIII. und 508; zweyter 390; dritter VIII. und 592; vierter 1830. VIII. u. 712; fünfter 1832 XIV. u. 963 S. gr. 8. Pr. 21 fl. 36 kr.

Die Geschichte Italiens ist unter den Deutschen nicht so gut angebaut worden, wie die Geschichte anderer Staaten. Was sich im achten Bande der allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie und Gray findet, ist so dürftig und lückenhaft, daß es nicht einmal für den ersten Anfang ausreicht. Mehr haben die Italiener und die Franzosen für die Erörterung der Verhältnisse dieses merkwürdigen Landes gethan. Allein ihre Arbeiten umfassen entweder bloß einzelne Staaten oder nur einzelne Zeiträume.

Die wenigen Werke, welche die Geschichte aller italienischen Staaten umfassen, führen dieselbe nicht bis auf die neueste Zeit fort. Nicht alle Freunde der Geschichte sind in den Stand gesetzt, sich die vorzüglichsten dieser Werke anzukaufen, um sich durch eine sorgfältige Vergleichung derselben eine klare Uebersicht der Schicksale Italiens zu verschaffen; nicht alle haben Zeit und Muße, um die zerstreuten Nachrichten mit einander zu vergleichen. Ein vollständiges Handbuch, welches zwischen einem trockenen Compendium und zwischen ermüdender Weitschweifigkeit die gehörige Mitte hielte, und allen Anforderungen der historischen Kritik entspräche, besitzen selbst die Italiener nicht. Daher gehört das Werk, welches uns Herr Prof. Leo übergab, zu den erfreulichen Erscheinungen im Gebiete der historischen Literatur; es hilft wirklich einem schon längst gefühlten großen Bedürfnisse ab. Nicht bloß Staatsmänner und Freunde der Geschichte, sondern auch angehende Historiker sind nun in den Stand gesetzt, aus demselben die Schicksale der italienischen Staaten näher kennen zu lernen. Jenen wird es wichtige Wahrheiten enthüllen, und zugleich vielfaches Vergnügen gewähren; diese macht es nicht bloß mit den bedeutendsten Thatsachen bekannt, sondern dient ihnen zugleich auch zu einem sichern Anhaltspunkte, der sie, wenn sie sich einmal dem großen Geschäfte der Geschichtschreibung unterziehen, vor vielen Abwegen sichern kann.

Der Plan des ganzen Werkes ist mit Umsicht angelegt, und mit strenger Consequenz durchgeführt. Sehr zweckmäßig ist es, daß uns Herr Prof. Leo zuerst eine allgemeine Uebersicht der Geschichte Italiens gibt, und dann jene der einzelnen Staaten nach ihren verschiedenen Perioden folgen läßt. Der erste Theil enthält außer einer sehr interessanten Einleitung die Geschichte vom Jahre 568 — 1125. Um den Leser auf den richtigen Standpunkt zu führen, handelt Hr. Prof. Leo in dem ersten Kapitel des ersten Buches von Italien in seinen allgemeinen Beziehungen zum Auslande, von seiner innern Gliederung und von dem Charakter der Italiener, der, wenn er auch noch so viele Nüancen darbietet, doch eine allgemeine Grundlage hat. Italien zerfällt in zwey wesentlich von einander verschiedene Hälften, wovon die eine, nördlich und nordöstlich vom Apennin gelegen, eine Gegend ist, welche für jede Thätigkeit des gebildeten Lebens Gelegenheit und Mittel bietet, ein mildes Klima, regsame Bewohner und in

allen seinen Theilen eine leichte Communikation hat; die andere Hälfte, westlich, südlich und südöstlich des Apennins, ist dagegen durch Bergreihen in eine große Anzahl Thäler von geringerem Umfange und kleinerer an die Küste stoßender Ebenen zerrissen, welche alle, da sie keine natürliche Beziehung auf einander haben, eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes und Verkehres in dem Grade entbehren, daß zwischen ihnen fast allen die Communikation von der Seeseite leichter ist, als die zu Lande.

Orangengärten, in einigen Gegenden sogar Zuckerrohrpflanzungen stehen hier in ganz geringer Entfernung von den rauhesten Gebirgsgegenden, die nur zu Viehzucht und Jagd Gelegenheit geben, und die Menschen selbst bieten ähnliche Contraste der größten Indolenz und zügelloser Leidenschaft in ihrem Charakter oder des feinsten Benehmens und fast thierischer Rohheit in ihrer Bildung dar. Diese allgemeinen Bemerkungen werden bis Seite 28 mit einer solchen Umsicht ausgeführt, daß sie den tüchtigen Historiker deutlich beurkunden, dem sehr wohl bekannt ist, daß eine Geschichte ohne genaue Kenntniß der Beschaffenheit des Landes einer Hieroglyphenschrift ohne Schlüssel gleiche.

So interessant diese Erörterungen sind, so sprachen uns doch die Bemerkungen über die aus der Natur des Landes hervorgehenden Eigenthümlichkeiten der Italiener (S. 28 — 40) noch mehr an. „Italien liegt unter den wärmeren Graden der gemäßigten Zonne; die einfache und erste Folge dieser klimatischen Stellung ist, daß sich der Mensch freyer von nothwendigen Bedürfnissen fühlt, daß er ein größeres Bedürfniß hat, zu genießen. Einige Bedürfnisse, für welche der Bewohner nordischer Regionen zu sorgen hat, kennt der Italiener, besonders der aus den südlicheren Landschaften, fast gar nicht; andere schwinden so zusammen, daß sie kaum mehr Bedürfnisse zu nennen sind. Das Wenige, dessen der Mensch nothwendig bedarf, gibt das Land fast überall in Ueberfluß, und kaum die Hälfte Arbeit ist nöthig, um für den gemeinen Mann, in Beziehung auf sein physisches Leben, dieselben Resultate zu geben, als bey uns in Deutschland. Der Mensch fühlt sich also freyer, er kömmt leichter zu der Betrachtung, daß er zu etwas Besserem daseyn könne, als in geisttödtender, körperlicher Anstrengung sein Leben als eine Marter zu empfinden. Er sucht und findet leichter Muße, und weil diese Muße zunächst nur in der Freyheit von Beschäftigung besteht, wird sie ihm die Quelle des Müßiggangs, der Spielsucht, die Quelle von Intriguen aller Art, während sie ihn auf der andern Seite nie zu der unmenschlichen Stumpfheit herabsinken läßt, zu welcher nordischer Pöbel durch das Uebermaß geistloser Arbeit in der Regel verdammt ist. Der Italiener hat mehr Zeit, zu reflektiren, und weil der Sohn die gebildetere Reflexion des Vaters als Kind schon vor Augen hat, kommt er schneller aus dem kindlichen Gebundenseyn zu einer freyeren Stellung gegen die Welt." Wer diese Ansichten und die weitere Ausführung derselben genau auffaßt, wird sich viele Vorfälle und Ereignisse, welche Andern Räthsel sind, ohne sonderliche Mühe erklären können.

Im zweyten Kapitel spricht Herr Prof. Leo von der Lage Italiens in den letzten Zeiten römischer Herrschaft (I. 40 — 55). „Es hat die neuere Geschichte Italiens nicht bloß einen ähnlichen Zustand zu ihrem Ausgang, wie zum Anfang, sie ist nicht bloß durch diesen äußeren Umstand zu einem abgeschlossenen und gerundeten Ganzen gemacht, sondern sie ist auch in sich durch ein vom Anfange an gleichmäßig sich forterhaltendes Interesse geistig verbunden, und zu einem untrennbaren Ganzen verwachsen."

Im dritten Kapitel erörtert er die Verhältnisse der Longobarden vor ihrer Einwanderung in Italien (S. 55 — 73). Zuerst handelt er von ihrer Religion und der Verfassung der Odins-Verehrer. „In der Zeit der Völkerwanderung bemerkt man in jener nordisch-germanischen Welt, aus welcher die Longobarden hervorbrachen, eine durchgreifende Trennung der Völker in solche, die nach uralter Weise und, wie es die früheren Römer beschrieben, noch mancherley kriegerische und Naturgottheiten in Wäldern und an Strömen verehrten, und in solche, die der neuverbreiteten Lehre Odins zugethan waren.

Unter den in Deutschland wohnen gebliebenen Stämmen gehören die Sachsen, welche später einwanderten, am entschiedensten dem odinischen Dienste an. Der Unterschied der den Odin verehrenden und der übrigen Germanen tritt zunächst in der Art ihrer Bekehrung zum Christenthume hervor. Bey den von den alten Germanen ohne spätere Mischung abstammenden Völkern ist die Bekehrung mehr eine Sache des Einzelnen, der belehrt, überzeugt und getauft wird; bey den odinischen Nationen erscheint sie überall als Staatssache. Es ging dieß nothwendig hervor aus der Verfassung, an deren Spitze ein regierender Adel stand, in dessen Händen sich Gerichte und Opferstätten befanden. Dieser priesterliche Adelstand war überall auf gleiche Weise geordnet, und zwar finden sich die politischen Eintheilungen in älterer Zeit mit solcher Pedanterie gewährt, daß man schon daraus auf das Zugrundeliegen religiöser Satzungen schließen müßte. Der Stand der Edlen war ein priesterlicher. Dieß zeigt sich erstlich darin, daß diese Edlen ihr Geschlecht mit den odinischen Göttern in Verbindung bringen, wobey zugleich bemerkt werden muß, daß bey den später durch Eroberung gegründeten Reichen dieser den Odin verehrenden Völker diesem Priesteradel nur die Königsgeschlechter angehörten. Weiter zeigt sich der priesterliche Charakter dieses Adels darin, daß, wo derselbe in die Einführung des Chri-

stenthums willigte, dieselbe, wie im Nu, von Statten geht, und das Volk nichts weiter entgegen setzt; wo er hingegen nicht zur Einwilligung zu beweg n ist, kann das Christenthum auch nur nach seiner völligen Besiegung eingeführet werden, oder in Folge einer politischen Revolution, die zuvor den Adel seiner Macht beraubt."

„Die Longobarden nämlich waren Odins-Verehrer; sie kamen noch größtentheils als Heiden nach Italien; und dennoch war das Christenthum längst schon bey ihnen eingeführt; es wird dieß durchaus nur erklärbar wenn man weiß, wie das Christenthum bey diesen Völkern von Staatswegen oder vielmehr von Adelswegen eingeführt zu werden pflegte." Wir wundern uns, wie sich ein so unbefangener Forscher, wie Herr Prof. Leo, solchen Hypothesen hingeben mochte, die durchaus keinen Grund haben, und auch so widernatürlich sind, daß sie nicht einmal bey denen, welche die Quellen dieser Zeit nicht kennen, Eingang finden möchten. Was Herr Professor Leo (S. 62 — 68) von der ältesten Geschichte der Longobarden sagt, hat uns nicht so angesprochen, wie die Bemerkungen über ihre Heeresverfassung (68 — 73).

Das zweyte Buch (S. 74 — 262) enthält die Geschichte Italiens während der Herrschaft der Longobarden. Auch hier hat Hr. Prof. Leo die inneren Verhältnisse, ohne welche die politische Geschichte ein Räthsel ist, besonders berücksichtigt, und die bedeutendsten Züge vereinigt, um ein lebendiges Bild zu entwerfen. Am wichtigsten dürfte das zweyte Kapitel dieses Buches seyn, welches sich mit dem innern Zustande des neuen longobardischen Reiches in Italien beschäftigt. „Die Verhältnisse der longobardischen Gasinde und freyen Männer blieben dieselben, und sobald nach dem Aufhören der herzoglichen Regierung (585) wieder ein König an die Spitze der Longobarden gestellt war, war unter den Longobarden selbst wieder alles auf demselben Fuß, wie kurz vor der Einwanderung in Italien; nur trat jetzt dieser Umstand ein, daß die Gasinde gleich anfangs sich am besten hatten mit Land bedenken können, daß ihre Nachkommen also unter den Longobarden zugleich durch ihr Besitzthum die angesehensten und so gewissermassen ein von dem Könige unabhängiger Adel wurden, während die zuerst eingewanderten Gasinde ihr Ansehen allein dem Verhältnisse zum König zu danken hatten.

Näher zu betrachten sind vor allen Dingen die Einrichtungen, welche getroffen werden mußten, um das neue Element im longobardischen Reiche, die Unterthanen römischer Abkunft, mit den alten Instituten zu verbinden. Es zerfallen diese Unterthanen römischer Abkunft, die Provincialen, von selbst in zwey Klassen; theils wohnten sie nämlich auf dem Lande; bauten das Feld als Meier, und gaben den longobardischen Herren welchen sie zugetheilt wurden, den dritten Theil der Früchte ab; theils wohnten sie in den Städten, und nährten sich von Handwerken und Künsten. Diese letztern blieben auch nach der Einwanderung der Longobarden wohl größtentheils in den Städten wohnen, da es nicht leicht Jemanden einfallen konnte, sie ihres großen Eigenthums wegen todt zu schlagen, oder zu vertreiben. Da Paulus Diaconus sagt, alle Provincialen, welche zurückgeblieben, seyen zinsbar geworden, so muß man auch die grundeigenthumslosen Gewerbs- und Handelsleute in den Städten als zinspflichtig annehmen; allein diese Zinspflichtigkeit war schwerlich eine persönliche, wenigstens ließen sich Gewerbsleute nicht persönlich an einzelne Longobarden vertheilen, wie die Colonen. Bey Letzteren haftete dem, der den Zins bekam, immer Grund und Boden, wenn auch die Familien, welche darauf saßen, ausstarben, oder davon gingen; und das Davongehen war sogar ein bey weitem geringerer Fall bey Einem, der vom Landbau lebte, als bey einem Gewerbsmann, den seine Geschicklichkeit aller Orten nährte.

Auch vor dem Aussterben der Zugetheilten, ohne daß sie überhaupt Söhne oder doch Söhne, die zu ihrem Gewerbe qualificirten, hinterließen, sicherte sich Niemand. Zinspflichtige Städteeinwohner konnten nur nach Gewerbszweigen zugetheilt seyn, so daß Bäckeröfen, die Schmiedessen, die Fleischbänke u. s. w. dem Zinsbekommenden dieselbe Garantie gewährten, wie dem, der von Colonen Abgaben erhielt, das diesen bebaute Land." Alles, was auf diesen sch[illegible]rigen Punkt Bezug hat, ist mit großer Klarheit [illegible]handelt.

Auch das sechste Kapitel (165 — 172), welches [illegible] geistigen Folgen der longobardischen Herrschaft für [illegible]lien entwickelt, ist sehr anziehend, obgleich man [illegible] verkennen wird, daß manche Bemerkung aus Vor[illegible]len entstand: „Die wichtigste Folge (S. 165), welche das longobardische Reich für Italien gehabt hat, ist [illegible] gänzliche Veränderung des Charakters der Itali[illegible]. Von der Zeit an, wo Rom sich der Herrschaft [illegible] ganz Italien bemächtigt hatte, bis auf die Einwanderung der Longobarden, erscheinen die Einwohner Italiens im Ganzen unterwürfig, wenigstens gehorchend und [illegible]nungsliebend. Seit der Einwanderung der Longobarden hingegen entwickelt sich mit raschem Schritte [illegible] losgerissene Freyheit im Denken und Handeln, die [illegible] auf den heutigen Tag den Italiener vor allen andern europäischen Nationen auszeichnet. Die erste Anlage dazu ist offenbar in der Natur des Landes zu suchen [illegible] ein deutscher Boden, deutsches Klima, allein reichen schon hin, eine ähnliche Bildung unmöglich zu machen. Allein diese Anlage erhielt erst Gelegenheit, sich zu entwickeln, als jene römische Achtung vor dem [illegible]setz, jener abstrakte Gehorsam gebrochen war."

Im dritten Buche erzählt Hr. Prof. Leo (S. [illegible] — 324) die Geschichte Italiens unter den Franken. [illegible] ersten Anblicke möchte man glauben, daß er hier [illegible]

etwas zu ausführlich verbreitet habe; allein diejenigen, welche die Wichtigkeit dieser Periode kennen und wissen, welche Veränderungen die innern Verhältnisse in derselben erlitten, werden es ihm Dank wissen, daß er nicht schnell, wie es gewöhnlich geschieht, über sie hinwegging. Wir wünschen nur, daß er sich auch in diesem Buche von Vorurtheilen frey erhalten hätte. Besonders können wir eine Bemerkung, die der Hr. Verf. bey Gelegenheit der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums vorbringt, nicht begreifen. „Durch die kaiserliche Würde (I. 234) erhielt das Lehensystem erst seinen eigentlichen Schluß. Das ganze Lehensystem war nämlich eine Ableitung niederer Gewalt und niederen Besitzes von der Gnade des höhern Besitz- und Gewalthabers und zuletzt dachte man sich alle Gewalt von Gottes, des höchsten Machthabers, Gewalt abgeleitet. Die Lebendigkeit (?) des occidentalischen Geistes hat zu allen Zeiten die abstrakte Vollendung dieses Systems, wie sie in den indischen Gesetzbüchern gefunden wird, verhindert; aber ein dem indischen (?) sehr analoges System war das Feudalsystem der carolingischen Zeit, ein Zeichen, daß man nur sehr einfachen Denkens und nur sehr einfacher Schemate fähig war."

(Schluß folgt.)

Franz August Wolfs Vorlesungen über die vier ersten Gesänge von Homers Ilias, herausgegeben und mit Bemerkungen und Zusätzen begleitet von Leonhard Usteri, Direktor und Professor am Gymnasium zu Bern. Erstes Bändchen. Bern 1830. VIII. und 192; zweytes, 1831. 329 Seiten gr. 8.

(Fortsetzung.)

Diese Vorstellung hat ihren Grund in dem Wesen der Göttin, d. h. in der Beschaffenheit der Erde, welche fest und starr ist und allen Bildungen unzugänglich bleibt; während das Wasser alle möglichen Formen annehmen kann. Daher legte ihr das Alterthum den Charakter der Eigensinnigkeit und Halsstärrigkeit bey. Als man sie als eine weibliche Person betrachtete, und die symbolische Bedeutung ihrer Verbindung mit Zeus nicht mehr verstand, dieselbe demnach als ein gewöhnliches Eheverhältniß betrachtete, so gieng man in der Ausbildung ihres Charakters bald noch weiter. Daher erscheint sie als eine hochfahrende, eigensinnige und launenhafte Frau, welche von Allem wissen, auf Alles Einfluß haben will. Deßhalb gibt ihr Zeus nach, oder er verheimlicht ihr seine Pläne, um den Frieden zu erhalten. Nur im größten Zorne droht er ihr mit Schlägen (V. 567).

Auch mit der Erklärung der βοῶπις πότνια Ἥρη (V. 551) kam Wolf nicht in das Reine. Er hält βοῶπις für ein allgemein ehrendes Beywort, und glaubt, dieses müsse ohne Zweifel ein großes und schönes Auge bezeichnen, wegen der Wölbung. Mit Recht tadelt er die Voßische Uebersetzung, die es mit hoheitblickende gibt. Den Grund dieses Tadels können wir aber nicht billigen. Wolf glaubt, der Gedanke gehe mehr auf Schönheit, als auf Würde und Majestät. Tiefer faßte diese Stelle Carl Otfr. Müller (Prolegom. 263), dem es nicht entging, daß die häufige Wiederholung dieses Beynamens, den unter den Olympiern immer nur Here bekommt, auf einen solennen Gebrauch desselben hinweise, der schwerlich anderswoher stammen kann, als von dem auch dem Homer bekannten Hauptsitze des Hera-Cultus, von Argos. Wissen wir nun, daß in Argos die in uralten Mythen berühmte Dienerin der Gottheit (Ἰὼ Καλλιθόεσσα) in Kuhgestalt erschien, daß Here hier heilige Kühe hatte, Kühe zum Opfer erhielt, und nach altem Gebrauche die Priesterin mit Kühen zum Opfer fuhr, so sehen wir auch ein, daß der alte Argiver, wenn er seine Göttin βοῶπις nannte, die Kuhgestaltete damit meynte. Der Grund, warum man sie so nannte, kam bald in Vergessenheit, und dann konnte man sich mit der Erklärung des Wortes βοῶπις nur dadurch helfen, daß man es mit εὐῶπις oder καλή für gleichbedeutend nahm. Schon in dem homerischen Zeitalter war man von der richtigen Auffassung dieses Begriffes abgekommen.

Von dem Hader, der bisweilen im Olymp (573) vorkömmt, hatte Wolf ebenfalls nur eine dunkle Vorstellung. Er meynt, Homerus führe die Götter ein, wie man sich dieselben in der rohesten Zeit dachte. Eine ähnliche Bemerkung macht auch Voß (Antisymb. I. 193), der glaubt, Zeus habe bey Homerus noch den Charakter eines pelasgischen Chans. Auch Carl Otfr. Müller hat (Prolegom. 356) eine irrige Ansicht. Er leitet die beklagte Unsittlichkeit des Olympus aus dem höchst combinirten, verwickelten, ja verworrenen Zustande der griechischen Religionen ab, in denen an verschiedenen Orten Entstandenes und verschiedenen Epochen des religiösen Denkens Angehörendes insgesammt zu einer Masse verbunden wurde. Wir glauben, daß die bezeichnete Unsittlichkeit ihren Grund in Mißverständnissen habe, denen die Mythologie der Griechen schon im heroischen Zeitalter ausgesetzt war. Die Ursachen der Uneinigkeit des Zeus und der Here wurden schon angedeutet. Auch die übrigen Uneinigkeiten haben

ihren Grund in Kämpfen und im Zwiespalt der Elemente, oder in einem andern ganz einfachen Umstande. Als man sich nämlich die Götter in menschlicher Gestalt vorstellte, trug man die Verhältnisse des häuslichen Lebens auf den Olymp über. Daher rührt es, daß viele Mythen bey Homerus ganz komisch erscheinen, gleichsam als hätte er sie parodiren wollen, was aber keineswegs der Fall war; er gab die Sache so, wie man sie sich zu seiner Zeit vorstellte. Daher erscheint uns die Erzählung von dem Falle des Hephästus, den der zornige Zeus vom Himmel auf die Erde herabwarf, ganz lächerlich (v. 590 ff.), während sie eine sehr schöne Bedeutung hat. Die Alten betrachteten nämlich das irdische Feuer als einen Ausfluß des himmlischen; es hat die schöpferische Kraft nicht, welche jenes besitzt. Daher die Sage, Hephästus sey lahm, und aus diesem Grunde nennt ihn Homerus (v. 607) Ἀμφιγυήεις, der auf beyden Seiten so schwach ist, daß ihm die Beine zusammensinken. Wolf sah wohl ein, daß die Sage eine Bedeutung haben müsse, nur hat er die richtige nicht gefunden, was auch dem Herausgeber nicht gelang, welcher glaubt, daß sich die körperliche Unbeholfenheit und Unförmlichkeit des Hephästus auf die Beschaffenheit eines plumpen und von der Arbeit sehr mitgenommenen Metallarbeiters beziehe! Einen andern Anstoß geben die vielen Kinder der Götter. Allein diese hatten symbolische Bedeutung. Die Erde wurde z. B. von allen Griechen verehrt; sie hatte aber bey den einzelnen Stämmen verschiedene Namen. Alle Erdgöttinen heißen Frauen des Zeus wegen der Verbindung, in welcher der Himmel mit der Erde steht; alle Menschen, welche sich durch vorzügliche Talente auszeichnen, wie auch die Könige sind seine Söhne, aus einem bereits oben angeführten Grunde. Auch die Söhne und Töchter der übrigen Götter haben ähnlichen Ursachen ihre Entstehung zu verdanken. Als man sich später die Götter als Menschen dachte, so mußte freylich die Menge von außerehelichen Kindern als höchst anstößig erscheinen, was aber der Fall nicht war, so lange man den ursprünglichen Sinn der Mythen verstand.

Auch im zweyten und dritten Buche lassen manche Erklärungen noch viel zu wünschen übrig. II. v. 1. erklärt Wolf, ἱπποκορυσταί für Krieger, welche zu Wagen fechten. Das Wort bezeichnet nur Krieger, die mit Kampfrossen versehen sind. Daß diese aber nicht ritten, sondern auf den Streitwagen kämpften, versteht sich von selbst. Οὖλον Ὄνειρον (II. v. 6.) erklärt Wolf ganz richtig. Es heißt nicht ein Unglückstraum, wie es Einige irrig fassen, sondern der leibhafte Traumgott, der einen deutlichen vollständigen Traum gibt. Nicht so genau bezeichnet er das Wesen der Göttin Ossa (v. 93). Er sagt: „Man sah dasjenige, was man hin und wieder von vielen hörte, für etwas Göttliches an.“ Ὄσσα bezeichnet alles zufällig vernommene, von dem man keinen Grund oder Ursprung angeben kann, und das auch in seiner schnellen Verbreitung unter den Menschen wie etwas Göttliches erscheint. Ἀργειφόντης (v. 103) leitet er ganz richtig ab und weist mit Recht Damms Meinung zurück, der es von ἀργία ableitet, und den Hermes den Mörder aller trägen Unthätigkeit nennt. Warum aber Hermes den Argus tödtet, d. h. was diese Sage bedeutet, übergeht er mit Stillschweigen. Argus ist der mit Sternen übersäete Himmel; Hermes führt die Sonne herauf, und sobald ihr majestätischer Glanz erscheint, erblassen die Sterne, sie verschwinden; daher entstand die Sage, Hermes habe den Argus erlegt, d. h. unsichtbar gemacht, was das Alterthum durch den Tod bezeichnete. Zu V. 112 bemerkt Wolf zwar, daß bey den Griechen sogar über Götter gescholten wurde. Wir wünschten, daß er auch die Ursache nachgewiesen hätte. Die Griechen stellten sich ihre Götter so vor, wie sie selbst waren, und sprachen sie demnach vom Eigennutz nicht frey. Sie brachten ihnen Opfer dar, um Gegendienste von ihnen zu erlangen. Geschah nun nicht, was sie wünschten, und weßhalb sie das Opfer dargebracht hatten, so geriethen sie in Unwillen, den sie auch ganz unumwunden aussprachen. Daran, daß es nicht geschah, weil es ihnen nicht gut war, dachten sie noch nicht.

Die Bedeutung des Thersites faßte Wolf (v. 212 ff.) von einem unrichtigen Gesichtspunkte auf. Wir wollen ihn selbst reden lassen. „Ueber diese Stelle wird in ästhetischer Rücksicht viel gesprochen, besonders von Herder, Lessing u. A. Die Hauptidee ist, daß sich eine solche Erzählung nicht in die Ilias schicke, und dieß ist nicht ganz unrichtig. Der Eindruck nach dem Vorhergehenden ist unangenehm; aber solche feine Bemerkungen hat Homer nach dem Vorhergehenden noch nicht gemacht; er erzählt bloß, und ein Fond von Geschichte muß auch hier seyn; aus dem Kopfe hat er dieß nicht. Die ganze Scene ist sehr natürlich, und zieht die Aufmerksamkeit auf sich; daher der Sänger nicht zu tadeln ist, daß er dieß nicht übergeht; aber die Ausmalung ist sein eigen. Die Grammatiker glauben, er habe in dem Thersites einen Feind von sich gemalt, so wie in Phemius einen Lehrer im Gesange. Aber dergleichen ist ganz unsicher und ohne Fond, obschon es leicht möglich ist. Daß über den Thersites aber Sagen waren, kann man aus Andern schließen; er kommt mit dem gleichen aufrührerischen Charakter und als Feind des Achilles auch sonst vor, und Achilles soll ihn zuletzt todtgeschlagen haben. Den ganzen Mann muß man sich als einen geistig und körperlich verkrüppelten Menschen denken. Der Sänger wollte keine lustige Komödie geben, und nicht so fast Lachen, als Hohnlachen und Haß erregen.“ Wir sind der Ueberzeugung, daß Homerus den Thersites ganz, wie er ihn darstellt, aus der Wirklichkeit genommen habe, und weder Lachen, noch Hohnlachen und Haß erregen wollte. Thersites ist offenbar

ein Symbol der verschiedenartigen Wünsche und Ansichten des gemeinen Volkes, das eben so viele Meynungen als Köpfe hat, die also, wenn sie in Uebereinstimmung gebracht werden sollen, kein harmonisches Ganze, sondern eine höchst unförmliche und sich in allen Theilen widersprechende Mißgeburt geben. Daher erklärt sich die häßliche Gestalt dieses Wesens, dessen einzelne Theile den schroffesten Gegensatz zu einander bilden. Lächerlich ist die Figur allerdings, in welcher dieser Volksredner erscheint; er wird aber dem feyerlichen Charakter des epischen Gedichtes nur dann einen Eintrag thun, wenn man seine eigenthümliche Bedeutung nicht aufgefaßt, d. h. wenn man bey der äussern Erscheinung stehen bleibt.

Zu v. 278 bemerkt Wolf, daß das Prädikat πτολίπορθος, welches dem Odysseus beygelegt wird, eine allgemeine Bezeichnung des kriegskundigen Mannes sey, und nichts weiter, als „der große Krieger“ bedeute, worin wir ihm ganz beystimmen. Nur hätte er auch den Grund angeben sollen, der gewiß höchst einfach ist. Bey den damaligen Verhältnissen, wo man in der Belagerungskunst wenig Erfahrung besaß, war es die höchste Auszeichnung, eine Stadt einzunehmen, oder zu zerstören, was man mehr durch μηχαναῖς (worauf die alten Scholiasten aufmerksam machen) zu bewerkstelligen suchte, als durch persönliche Tapferkeit oder wissenschaftliche Kenntniß. Diese μηχαναί, welche damals ein Krieger haben mußte, besaß Odysseus in einem ganz vorzüglichen Grade. Deßhalb gelang es ihm auch, mit der Eroberung einer Stadt bald zu Ende zu kommen.

Zu v. 260 μηδ' ἔτι Τηλεμάχοιο πατὴρ κεκλημένος εἴην sagt Wolf: „Ein gewöhnlicher Ausdruck, so unser: Ich will nicht länger Cajus heissen. Dieß ist hier mit Zärtlichkeit gesagt. Telemachos ist noch ganz klein, und der Stammhalter des Odysseischen Hauses.“ Das letztere ist es, was der Betheuerung des Odysseus einen so großen Nachdruck gibt. Die Alten hielten es für eine Strafe der Götter, wenn Jemand keine Kinder hatte, und für ein großes Unglück; denn diejenigen, welche ohne Kinder starben, konnten an keine Entrichtung der gewöhnlichen Todtenopfer denken, und hatten auch Niemanden, der die Gegner, welche sie im Leben nicht züchtigen konnten, gedemüthigt, und auf eine gebührende Weise gestraft hätte.

Auch mit der Erklärung, die Wolf von ἀρίζηλος gibt, können wir nicht einverstanden seyn. Er glaubt, der Hauptbegriff des Wortes sey: „Auf den Alles mit großer Begierde hinsieht.“ Die Gottheit machte ihn zum Wunderzeichen. Richtiger sah Usteri, dem nicht entgieng, daß ἀρίζηλος in der Bedeutung von ἀρίδηλος entweder gar keinen oder nur einen dürftigen Sinn gebe, und der Zusatz ὅσπερ ἔφηνεν ganz überflüssig werde. Zudem ist diese Erklärung auch mit Cicero's Uebersetzung (de Div. II. 30): Qui luci ediderat, genitor Saturnius, idem Abdidit, et duro firmavit tegmine saxo durchaus im Widerspruch. Wenn man auch annimmt, daß Cicero nicht wörtlich getreu übersetzte, so darf man ihm doch zutrauen, daß er nicht ganz von dem Sinne abgegangen sey. Es bleibt also nichts übrig, als die Lesart ἀΐζηλος, das die Lexikographen mit ἄδηλος und ἄφαντος erklären, in den Text aufzunehmen. cf. Buttm. Lexilog. I. S. 247.

Wir gehen zu einer andern Stelle über, welche eine verschiedene Erklärung erfahren hat, Ἑλένης ὁρμήματά τε στοναχάς τε (v. 356). Wolf kam zu keiner bestimmten Ueberzeugung, wie aus seinen Worten hervorgeht: „Ὁρμήματα erklären viele für Kummer, Traurigkeit, unruhige Bewegung der Seele, und verbinden es mit στοναχάς, das sich dann leicht auf die Reue der Helena beziehen kann. Allein diese Bedeutung läßt sich nicht rechtfertigen, noch weniger jedoch die, daß ὁρμήματα sollte die Reise heißen, obschon ὁρμᾶσθαι auf eine Reise gehen könnte. Ὁρμήματα ist entweder der Impetus des Paris auf die Helena, also dann raptus; der Genitiv aber kann wohl so gebraucht werden. Eine andere Erklärung hat Apollonius (de Syntaxi II. 22), welcher ὁρμήματα nimmt für die Drangsale und Leiden der Griechen in den Schlachten, eben so στοναχάς und Ἑλένης erklärt er durch χάριν oder ἕνεκα: antequam ultus fuerit labores et gemitus nostros Helenae causa susceptos.“ Des Apollonius Meynung ist zu künstlich, als daß sie angenommen werden könnte. Darin stimmen wir ihm aber bey, daß es sich auf die Reise der Helena von Sparta nach Troja nicht beziehen könne, weil es ganz unsinnig wäre. Warum sollen sie die Trojaner wegen der Reise züchtigen, welche Helena von Griechenland nach Troja machte? Usteri fühlt wohl, daß man mit diesen Erklärungen nicht ausreiche. Thiersch (Grammatik §. 256, 1.) erklärt diese Stelle so: „Das Beginnen der Helena und unsere Thränen wegen ihr.“ Daran setzt Usteri zweyerley aus, erstlich die Härte, mit welcher das eine Wort Ἑλένης als Genitivus subjectivus aufgefaßt und dann wieder als Genitivus objectivus ergänzt wird, zweytens daß der Plural ὁρμήματα, der wohl die dichtenden und trachtenden Gedanken der Helena bedeuten könnte, in jener Uebersetzung, von einer einzigen That, der Trennung von ihrem Gemahl, verstanden zu werden scheint. Andere verstehen unter ὁρμήματα die Unternehmung, der sich die Griechen aus Rücksicht für Helena unterzogen. Auch diese Ansicht kommt uns befremdend vor. Es ist doch nicht wahrscheinlich, daß die Griechen die Trojaner züchtigen wollten, weil sie eine Expedition gegen sie unternehmen mußten, sondern viel natürlicher, daß sie die Expedition unternahmen, um die der Helena zugefügte Schmach zu rächen. Bey den verschiedenen Auslegungen dieser Stelle sind doch die Alten darin einig, daß ὁρμήματα auf Kum-

mer und Sorgen gehen. Hält man sich an diese Autorität, so wird man bald einsehen, daß ὁρμήματα (heftige Gemüthsbewegungen) sehr wohl mit στοναχαῖς verbunden werden können; Buttm. (Lexilog. II. 9.) bemerkt ganz richtig, daß die Griechen auszogen, um der geraubten Helena Angst und Stöhnen an den Weibern der Trojaner zu rächen. Diese Erklärung stützt sich auf die Eigenthümlichkeit der epischen Sänger, vorzüglich des Homerus, der gar oft ein Wort durch ein sinnverwandtes näher bezeichnet. (Il. II. 23. Ἀτρέος υἱὲ δαΐφρονος, ἱπποδάμοιο; II. v. 325. ὄψιμον ὀψιτέλεστον etc.) Es frägt sich nun nur, ob die Bedeutung: Kummer, Angst in ὁρμήματα liege? Allerdings. Ὁρμήματα in erster Bedeutung bezeichnet den Gegenstand eines Unternehmens. Dieser kann aber von doppelter Art seyn; es kann eine Sache von unserm Gemüthe ausgehen, oder durch physische Kräfte bewerkstelligt werden. Hier kann man nur an das Erstere denken. In diesem Falle bezeichnet also ὁρμήματα a) die Gegenstände, auf welche die Gedanken der Helena gerichtet sind, nämlich die Heimath und die ihrigen (Il. III. 140.), und b) den Kummer, welchen ihr die Erinnerung an diese Gegenstände verursacht, den sie sich durch Thränen zu erleichtern sucht.

Auffallender ist es, daß Wolf an der unmittelbaren Aufeinanderfolgung mehrerer Gleichnisse Anstand nimmt, welche sich im zweyten Buch der Ilias (v. 455 ff.) finden. „Der Sänger, sagt er, weiß sich nicht auszudrücken (?), und scheint darum zu diesen Gleichnissen Zuflucht zu nehmen. — Aber diese Ueberhäufung ist wider den guten Geschmack und nicht angenehm. Gerade dieß kann jedoch eher beweisen, daß sie vom Sänger selbst herrühren, und nicht von Spätern, als das Gegentheil. Kommt diese Häufung von Homer selbst, so schlief entweder die Kritik, oder sie hielt dieselbe für schön. Wahrscheinlicher ist aber, daß dieselbe nicht vom Sänger herrührt, sondern aus den verschiedenen ältesten Exemplaren beybehalten ist, da in diesen aus dem Munde der Rhapsoden das Verschiedene an dem Rand beygeschrieben wurde; hier war nun wirklich eine Gelegenheit, wo sich mancher an solchen Gleichnissen üben konnte. Nachher stand der Kritik frey, beyzubehalten oder wegzuwerfen, was man wollte. Also scheinen nicht alle diese Gleichnisse von dem ursprünglichen Sänger herzurühren. Uebrigens sind sie recht gut; nur muß man besonders bey Homer wegen seiner Malereyen immer das tertium comparationis suchen.“ Wenn die Gleichnisse sich sämmtlich auf eine Sache bezögen; und sonst weiter nichts bezeichneten, so könnte man allerdings gegen ihre Aechtheit Bedenken erheben; allein da ein jedes einen bestimmten Gegenstand versinnlicht, so wissen wir nicht, wie Wolf glauben konnte, daß sie von verschiedenen Verfassern seyen. Das erste (v. 455 fgg.) dient zur Versinnlichung des ungewöhnlichen Glanzes ihrer Waffen, d. h. des furchtbaren Anblickes, den das gerüstete Heer gewährte; das zweyte bezieht sich auf das Geschrey und Getümmel (v. 459 fg.); das dritte auf die Anzahl der Soldaten, und das vierte auf die Geschäftigkeit der Anführer, besonders des Agamemnon, die diese Masse, so groß sie auch war, leicht in Ordnung brachten und erhielten. Auch an der Versinnlichung des stattlichen Aussehens des Agamemnon (v. 480 ff.) haben einige Anstand genommen. Wolf gibt ihnen zum Theil Recht. „Diese Vergleichung (mit einem Stiere) fiel nicht mit Unrecht als gegen die vorige Vergleichung (mit Zeus, Mars und Neptun) sehr abstechend auf. Der Contrast ist sehr stark. Man vertheidigt aber den Homerus hier so: Im Vorigen werde der Mann beschrieben, jetzt aber die actio und Eminenz desselben. Dieß ist lächerlich! Homerus vergleicht bloß Sache mit Sache, ohne sich um die Würde zu bekümmern. Der Stier ragt aus der Heerde hervor, [illegible] auch Agamemnon. So wenn Ajas (XI. v. 558) mit einem Esel verglichen wird, ist gar nicht an eine besondere nobilitas asinorum zu denken, worüber Ges[illegible] ein Buch schrieb. Unsere Dichter sind bey allen Darstellungen genöthigt, eine Menge Züge wegzulassen und bloß die edlern in's Gemälde zu bringen, und [illegible]rin zeigt sich besonders ihr Geschmack und ihre Einbildungskraft; bey Homer aber war dieß nicht so. [illegible] kommt bey ihm nicht sehr vieles vor, das uns beleidigt; aber damals hatten die Sitten noch nicht [illegible] Conventionelle, woraus jetzt so viel Beleidigendes [illegible]steht, z. B. die Verschiedenheit der Stände, da[illegible] mehrere Beschäftigungen uns verächtlich dünken. [illegible]merus stellt bloß die Natur dar; er hat daher nicht [illegible] viele Schwierigkeiten, als unsere jetzigen Dichter, und gibt sich auch keine Mühe, irgend etwas, das beleidigen könnte, wegzulassen.“ Auch in diesen Bemerkungen ist manches Unklare und Widersprechende. Homerus stellt die Natur dar. Von dieser Ansicht muß man ausgehen, wenn man seine Gedichte, besonders die Schönheit seiner Gleichnisse, auffassen will. Zuerst schildert er uns die körperlichen Vorzüge und Auszeichnungen des Agamemnon nach den einzelnen Theilen. [illegible] leiht ihm die Augen und den Kopf des Zeus, um sein Hoheit blickendes und Ehrfurcht gebietendes Aussehen zu bezeichnen, die breite Brust des Poseidon, wie sie sich für den Anführer einer so großen Streitmacht geziemt, dabey aber auch den schlanken Wuchs des Ares um die Hüften, der ebenfalls eine Hauptzierde eines Anführers ist. Daher kommt es uns sonderbar vor, daß Wolf (v. 479) meint Ἄρεϊ δὲ ζώνην beziehe sich auf die kriegerische Rüstung, und Agamemnon habe sich vorzüglich durch die Zone ausgezeichnet, daß also ζώνην hier ganz buchstäblich zu nehmen sey.

Schon aus den Merkmalen, welche Homerus von Zeus und Poseidon entlehnt, hätte er einsehen sollen, daß hier ζώνη nicht buchstäblich genommen werden dürfe.

und nichts anders bedeuten könne, als: Agamemnon sey dem Ares in der Gegend des Leibes, um die der Gürtel getragen wird, an schlanker Taille, ähnlich gewesen, im Gegensatz der breiten und kräftigen Brust, die jener des Poseidon glich. Nachdem der Sänger die körperliche Auszeichnung des Agamemnon vor andern Heroen geschildert hat, drückt er den Eindruck aus, den dieselbe machte, wenn er sich unter den übrigen Anführern befand. Er war nämlich viel stattlicher, und ragte über alle weit hervor, wie der Stier über die Rinder. Der Sänger vergleicht nur dieß, sonst gar nichts. Diese Versinnlichung konnte bey Menschen, die der Natur noch viel näher standen, als wir, durchaus nichts Anstößiges haben.

Von dem Schiffskatalog hat Wolf eine sehr verkehrte Ansicht aufgestellt: „Besieht (II. S. 74) man dieses Stück genau, so sieht man bald, daß es ein Stück für sich ist, das mit Auslassung der mittleren Verse (v. 786—815) ohne Verbindung (?) mit der übrigen Ilias gesungen werden könne. — Daß dieses Stück (S. 75) ein einzelnes ist, zeigt auch die Einleitung, die Anrufung der Musen." Die letztere Bemerkung beweiset nichts. Homer verläßt bisweilen den Gang der Erzählung, und ruft bey wichtigern Ereignissen die Musen an. An der bezeichneten Stelle, wo er so viele Führer und Völker zu nennen hat, kann man sich diese Anrufung gewiß ohne Mühe erklären. Es ist unrichtig, daß manche dieser Anrufungen ganz sicher auf einen neuen Anfang hinweiset. Diesen sah nur er, weil er sich die Ilias einmal als eine Zusammensetzung einzelner abgerissener Stücke dachte, und demnach auch den Schiffscatalog als ein solches betrachtete. Wer aber den zweyten Gesang mit Unbefangenheit und Aufmerksamkeit liest, wird sich bald überzeugen, daß er ein nothwendiger Bestandtheil sey, und das Gedicht offenbar eine Lücke enthielte, wenn er fehlen würde. Wollte man ihn hinweglassen, so müßte auch die ganze Rede des Nestor, der diese Anordnung vorschlägt, entfernt werden, weil dort Agamemnon dessen Vorschlag billiget, nun ist jeder neugierig, zu sehen, ob und wie dieser Rath in Erfüllung geht. Von einem Dichter, wie Homerus, läßt sich nicht denken, daß er unsere Erwartung leichtsinnig errege, ohne sie zu befriedigen.

Aus V. 486 οὐδέ τι ἴδμεν folgert der große Mann, daß Homerus nicht zur Zeit der Zerstörung Trojas lebte; doch fügt er bey, daß sich aus dieser Stelle nichts näher bestimmen lasse; daß Homer dreyßig oder dreyhundert Jahre später leben und das Gleiche sagen konnte. Noch mehr wundert es uns, daß er Words Ansicht billigt, der aus dieser Anrufung schließt, daß damals keine solche Materialien dem Sänger zu Gebote standen, wie jetzt dem Geschichtschreiber. — Was man doch in einer Stelle entdecken kann, wenn man absichtlich darauf ausgeht, Ungewöhnliches zu finden! Der bezeichnete Vers enthält offenbar die ganz allgemeine Bemerkung, daß unser Wissen überhaupt lückenhaft sey, sonst gar nichts.

Darüber, wie der Herakliде Tlepolemus nach Rhodus kam, herrscht eine große Verschiedenheit der Meynungen; Usteri tritt der Ansicht C. O. Müllers (Dor. II. 109. Proleg. 403) bey, welcher annimmt, es sey an unserer Stelle von jener archivisch-epidaurischen Colonie die Rede, welche sich später auf Rhodus niederließ, und vermuthet, daß es bey ihr ein Geschlecht gab, welches sich von einem Herkulessohn Tleopolemus herleitete, und hernach die Sage von demselben mit dem Zuge in Verbindung brachte. Eben so unrichtig ist die Behauptung, daß der Catalog der Rhodier schon deßhalb später gedichtet seyn müsse, weil sonst in der Ilias gar kein Held der Achäer aus einer Kolonie stammt. Wie Müller auf diese Annahme verfiel, sehen wir nicht, man darf nur einige Verse weiter lesen, so wird man sich vom Gegentheile überzeugen. Der Sänger erwähnt alle Helden, welche griechischer Abkunft waren, sie mochten sich im Mutterlande oder außerhalb desselben befinden. Daß Tlepolemus keine Dorer anführte, versteht sich von selbst; er ist kein Dorer, sondern gehört seiner Abstammung nach zu den Pelasgern, welche sich schon lange vor dem trojanischen Kriege in verschiedenen Ländern ansiedelten, und so auch von Rhodus Besitz nahmen, wo sie sich später unter den dorischen Pflanzvölkern verloren.

Ueber Aeneas (v. 819) faßt sich Wolf ganz kurz. Er sagt: „Aeneas wohnt also nach Homer nicht in Troja; die Fabeln von diesem alten Heros wurden dann von den Römern weiter ausgebildet." Usteri schließt sich der Meynung Carl Ottfried Müllers (Dor. II. 221 f.) an. Dieser Gelehrte erinnert daran, daß als Trojas Zinnen längst gefallen waren, wo sich noch ein Rest von Teukrern in den Gebirgen der Gegend hielt, und zu Herodots Zeit (VI. 122. VII. 43.) als ein abgesonderter Staat in den Schluchten des Ida, in der festen Stadt Gergis, bestand, ja noch nach dem peloponesischen Kriege hier und in Skepsis dardanische Dynasten herrschten (Xenoph. Hell. III. 1. 10.). Er glaubt, daß sich die homerische Weissagung (Il. XX. 30. f.) von der künftigen Herrschaft der Aeneaden über die Ueberreste des trojanischen Volkes auf dieses Gergis beziehe."

(Schluß folgt.)

Nr. XII. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 26. März 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 25.

Inhalt

Franz August Wolfs Vorlesungen über die vier ersten Gesänge von Homers Ilias, herausgegeben und mit Bemerkungen und Zusätzen begleitet von Leonhard Usteri, Direktor und Professor am Gymnasium zu Bern. Erstes Bändchen. Bern 1830. VIII. und 192; zweytes, 1831. 329 Seiten gr. 8.

(Schluß.)

Darin können wir ihm nicht beypflichten. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß die Aeneaden das eigentliche Herrschergeschlecht von Troja waren, die Priamiden aber der Dichtung angehören, und daß der Sänger eben deßhalb den Aeneas so selten erscheinen läßt, weil er eine tiefe geschichtliche Bedeutung hat, welche der Dichtung keinen freyen Spielraum gestattet haben würde. Daß die Aeneaden die Herrscher waren, möchte auch schon daraus hervorgehen, daß Aphrodite, die Hauptgöttin der Trojaner, des Aeneas Mutter heißt. Es wurde nämlich bereits davon gesprochen, daß die Griechen ihre Könige von Göttern ableiteten, oder ihnen Göttinnen als Frauen beylegten, um auf ihre hohe Bestimmung hinzuweisen. Weiter bemerkt Müller, daß der Haupttempel von Gergis dem Apollo geweiht war, und ein altes Sibyllen-Orakel sich dabey befand, welches unter dem Namen des hellespontischen bekannt ist. Daraus folgert er, daß jene Orakel der teukrischen Girgithier das Wiederaufblühen der Nation unter der Herrschaft der Aeneaden verkündeten, und daß die Girgithier, welche im Gebiete der äolischen Kyme wohnten, wo Apollo auch einen angesehenen Tempel hatte, die Kymäer mit jenen Orakeln bekannt machten, und daß sie so zu den Kumäern in Campanien gekommen seyen.

Hier war auf der Höhe des Felsens der Tempel des Gottes, einer der ältesten der Niederlassung, unten die Grotte der Sibylle, auch hier sollte Aeneas gelandet seyn. Daraus schließt er, daß jene Orakel auch hier local (?) angewendet worden seyen, und daß somit das neue Troja hier und dort gefunden wurde; weiter folgert er, daß, als die griechischen Sibyllen-Orakel in Verbindung mit Apollo-Cultus in Rom Staatsorakel wurden, dasjenige, was darin für die Gegenden am Hellespont und für die benachbarte geweissagt war, ohne viele Umstände, obgleich nicht ohne Kunstgriffe der Dollmetscher und Ausleger, auf Rom gedeutet worden sey. Auf diese Weise, glaubt er, könnte man die Entstehung der Sage, daß Aeneas des Romulus Vater sey, leicht erklären. So scharfsinnig diese Darstellung ist, so können wir sie schon deßhalb nicht annehmen, weil sie ganz aus Hypothesen besteht, die nie zur Grundlage einer Geschichts-Erzählung genommen werden können. Ferner enthält sie auch große Unwahrscheinlichkeit. Wie sollen wohl die Kumäer auf die sonderbare Meynung verfallen seyn, daß sich das auf ihren Staat beziehe, was jene Orakel den Aeneaden verkündeten? Herrschten denn in ihrem Gebiete die Aeneaden? Herrschten sie über die Kumäer in Campanien? Dieß war nicht der Fall, somit geht alle Wahrscheinlichkeit verloren. Noch weniger kann man annehmen, daß sich der Apollo-Dienst erst von den Kumäern zu den Römern verbreitet habe. Ueberdieß soll Aeneas auch nach Arkadien, Creta, Macedo-

nien und Sicilien gekommen seyn. Wäre Müllers Ansicht richtig, so müßten sich auch hier überall Kumäer nachweisen lassen, die mit den Girgithiern früher in Verbindung gestanden hätten; von Kumäern auf Creta, in Macedonien oder in Sicilien weiß kein alter Geschichtschreiber etwas. Die Wanderungen des Aeneas müssen demnach eine andere Bedeutung haben. Sie beziehen sich auf eine im Alterthum gewöhnliche Sitte, nämlich darauf, daß die Kolonisten die Götter und Heroen in ihre neue Heimath mitnahmen. Die Trojaner waren thrakischer Abkunft. An allen Orten, die Aeneas auf seiner Wanderung berührt, lassen sich Völker nachweisen, die mit den Thrakern verwandt waren; in Italien waren die Etrusker, von welchen die erste Grundlage Roms herrührt, thrakischer Abkunft. Deßhalb nennt Servius (ad Virg. Aen. VII. 207) Etrurien die Heimath des Dardanus. Aus dem nämlichen Grunde läßt auch Sallust (Catil. c. 6.) Rom unmittelbar von Trojanern gründen.

Wir wollen zum Schlusse nur noch einige Stellen des dritten und vierten Buches anführen. Zu v. 156 macht Wolf auf Quintilian (VIII. 4.) aufmerksam, welcher bemerkt, daß nicht Jünglinge, sondern Greise urtheilen. Es hätte wohl darauf noch hingewiesen werden sollen, wie der Sänger die ausgezeichnete Schönheit der Helena auf eine höchst einfache Weise, mit wenigen Worten schildert. Wenn selbst Greise, welche die jugendliche Aufwallung und Leidenschaftlichkeit längst abgestreift haben, und ruhig urtheilen, so sprechen, so muß ihre Schönheit ungewöhnlich gewesen seyn. Homerus führt aber nur an, daß Priamus den Phrygiern Hülfe leistete, als sie von den Amazonen bedroht wurden. Daraus ergiebt sich wohl, was Jedermann weiß, daß Troja und Phrygien zwey von einander unabhängige Reiche waren, keineswegs aber, daß sie von verschiedenen Völkern bewohnt wurden. Im Gegentheile geht eben daraus hervor, daß sie mit einander verwandt gewesen seyen müssen, weil sie Priamus sonst wohl nicht leicht unterstützt hätte. Wolf glaubt (v. 205 flg.), Odysseus und Menelaus, welche als Gesandte nach Troja giengen, um die Auslieferung der Helena zu erwirken, hätten sich deßhalb bey Antenor einquartiert, weil dieser nach Livius (I. 1.) ein Freund der Griechen und wahrscheinlich ein Gastfreund von mehreren griechischen Häusern war. — Wie konnte in jenen Zeiten zwischen Griechen und Trojanern eine solche Verbindung entstehen? Trieben die Griechen des Festlandes schon damals einen so großen Verkehr, oder unternahmen sie aus andern Gründen Reisen in so ferne Gegenden? Davon findet sich keine Spur. Zudem ist der Name Antenor ächt griechisch, und gehört dem pelasgischen Volksstamme an. Da nun aus der Ilias (II. v. 655) erhellt, daß sich die Pelasger damals bereits nach allen Gegenden verbreitet hatten, und im trojanischen Heere Pelasger angeführt werden (II. 840), so ergibt sich als höchst wahrscheinlich, daß sich pelasgische Kolonisten im trojanischen Gebiete niederließen, welche Antenor repräsentiert, und daß die Trojaner eben von diesen Pelasgern, welche sich auf die Seite der Griechen stellten, verrathen und besiegt wurden. Wolf fand es (II. IV. v. 2) sonderbar, daß zwey verschiedene Wesen als Mundschenken der Götter vorkommen; indem schon in der Ilias (v. 266) die Sage von Ganymedes vorkommt. Usteri behauptet, Hebe komme in dieser Eigenschaft nur hier vor und sonst noch Il. V. 722. 905. Den Widerspruch, warum bald Hebe, bald Ganymedes (Il. IV. 2. XX. 234) genannt wird, glaubt er mit einem alten Scholiasten durch die Annahme lösen zu können, daß Hebe der Mundschenk aller Götter, Ganymedes nur der des Zeus gewesen sey. Nirgends findet sich aber ein solcher Unterschied begründet. Hebe war ursprünglich Mundschenk der Götter. Da sich aber die Knabenliebe frühzeitig aus Asien unter den Griechen verbreitete, und man bald schöne Knaben als Diener gebrauchte, so trug man diese Sitte auch auf die Götter über, und ließ den Zeus den Ganymedes entführen, und als Mundschenk einstellen.

Auch über Chiron müssen wir noch einige Worte sprechen, da uns Wolfs Bemerkung (Il. IV. 220.) nicht zureichend scheint. Sie lautet so: „Chiron lehrte also den Aesculap gewisse Heilmittel aus Freundschaft. Diesem Chiron wird nun eine Menge von Kenntnissen beygelegt. Nach Homer (Il. XI. 832. XVI. 143. XIX. 390. Hom. Epigr. 14, 17.) ist Chiron ein Kentaur, der sich aber von den übrigen rohen Haufen als σοφός unterschied.“ Wie stimmt nun dieß mit den bekannten Erzählungen von Rohheit der Kentauren überein? Wir glauben auf eine höchst einfache Weise. Es giebt auch unter den Nomaden, welche allerdings in der Regel rohere Sitten haben, als Stadtbewohner viele edle Menschen. Der gesunde Sinn und ihr Festhalten an den Regeln der Natur schirmt sie vor Ausartung und Zügellosigkeit. Da sie der Natur nahe stehen, so kennen sie auch ihre Kräfte, deßhalb legte man auch dem Chiron die Kenntniß der Heilmittel bey. Gesang ist eine Lieblingsbeschäftigung der griechischen Hirtenvölker, also auch dieser thessalischen Nomaden, gewesen. Auszeichnung durch Körperstärke und ritterliche Uebungen stehen bey solchen Menschen in hoher Achtung. Deßhalb wird uns Chiron als Meister in derselben vorgeführt, und selbst als Lehrer edler Jünglinge, z. B. des Achilles, gerühmt. Es ist also ein vollendetes Muster oder Ideal der Gebirgsbewohner, und Träger aller Tugenden, die sich bey solchen Völkern finden.

Wir schließen diese Bemerkungen mit der Versicherung, daß soviel auch die Sacherklärungen im Einzelnen noch zu wünschen übrig lassen, dieses Werk gewiß

Anfängern wesentliche Dienste beym Studium der Ilias leisten werde. Ustri hat sich besonders durch fleißige Verweisung auf die Grammatiker, besonders auf jene von Fr. Thiersch und durch sorgfältige Benützung der neuern Werke große Verdienste um die Ausstattung dieses Buches erworben.

α.

Geschichte der italienischen Staaten von Dr. Heinrich Leo, Professor der Geschichte an der Universität zu Halle. Erster Theil. Hamburg, 1829. VIII. und 508; zweyter 390; dritter VIII. und 592; vierter 1830. VIII. u. 712; fünfter 1832 XIV. u. 963 S. gr. 8. Pr. 21 fl. 36 kr.

(Schluß.)

Wir sehen nicht ein, warum Herr Leo den wahren Satz, daß alle Gewalt von Gott herstamme, von den Indiern ableiten will, da er sich doch schon in den ältesten Urkunden der Menschheit und auch in den homerischen Gesängen (Il. I. 238. II. 197.) findet, zu allen Zeiten als wahr anerkannt ward, und ganz in der Vernunft begründet ist. Alle königliche Macht ist ein Ausfluß der göttlichen; die Könige und Fürsten sind Stellvertreter Gottes auf Erden, und Niemanden, als dem, von welchem sie ihre Majestät haben, Rechenschaft schuldig. Was der Herr Verf. über die geistigen Folgen, welche die fränkische Herrschaft für Italien hatte, sagt (S. 236—240), ist sehr schön; nur dürfte manche Bemerkung eine Modifikation erleiden: „Die Einheit und Strenge der karolingischen Verfassung schien anfangs den Gang der sittlichen Auflösung in Italien hemmen zu müssen; zuletzt zeigte sich, daß nicht alle Auswege verschlossen waren, und bald ging die Entsittlichung, das Schlaffwerden aller Bande, nur um so rascher vorwärts.“ — Das vierte Buch (S. 325—508) enthält die Geschichte Italiens unter den deutschen Königen des sächsischen, salischen und hohenstaufischen Geschlechtes. Unter den verschiedenen Verhältnissen, welche in dem vierten Buche erörtert werden, betrachten wir das erste Kapitel als den gelungensten Abschnitt. Es umfaßt die Begebenheiten und Verhältnisse in Italien bis auf Otto's I. Tod. In dem ersten Paragraph entwickelt der Verf. die städtischen Einrichtungen in dem früher longobardischen, im zweyten aber jene in dem früher oströmischen Theile des von den Deutschen beherrschten Italiens, und stellt im dritten die allgemeinen Resultate der Einwirkungen der Regenten des sächsischen Hauses auf Italien zusammen. Es freute uns, daß er die schädlichen Folgen der Simonie (S. 419—426) ausführlich auseinander setzte, und Gregors VII. wohlthätiges Wirken in ein helleres Licht stellte. „Die Anfänge (S. 420 flg.) dieses Mißbrauches (nämlich der Simonie) fallen schon unter die Ottonen, allein in seinem ganzen Umfange fand er erst statt unter den Regenten des salischen Hauses, die, eben weil sie sahen, wie sie selbst die Kirchenämter besetzten, vor der Geistlichkeit nicht die geringste Achtung hatten. Früher unter den sächsischen Kaysern war doch fast stets darauf gesehen worden, immer Leute, die durch Geburt oder durch Rechtschaffenheit oder durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet waren, oder die der Person des Kaysers sehr nahe standen, zu hohen geistlichen Stellen zu empfehlen. Unter den Saliern hingegen wurden Pfründen betrachtet als bloß dazu dasevend, um Jeden, der nur einigermaßen sich die Regenten verbunden hatte, zu belohnen, oder um dadurch, daß man sie dem Meistbietenden gab, Geld zu gewinnen. Da die Geistlichen hier und da widerstrebten, und sich auf die Kirchenrechte beriefen, die vom Könige unabhängig waren, erbitterte dieß nur noch diese durchgreifenden Regenten, und oft ertheilten sie Bischofs- und Abts-Stellen sogar notorisch elenden Subjekten, um der Geistlichkeit zu beweisen, daß sie im Stande wären, mit ihnen zu schalten, wie es ihnen beliebe. War das Unwesen unter den beyden ersten Regenten des salischen Hauses schon hoch gestiegen, so erreichte es unter Heinrichs III. Nachfolger bald den höchsten Gipfel. Lambert von Aschaffenburg und Bruno, die beyde diese Zeit beschrieben, sind voll von Beyspielen, wie ein förmlicher Handel mit Bischofsstellen getrieben wurde. Wucherer, Leute, denen Heinrich und seine Leute Geld schuldig waren, kamen in Besitz der ersten geistlichen Stellen; sie erpreßten dann sofort das Kaufgeld wieder aus ihrem Sprengel; und um schneller dazu zu gelangen, verkauften sie wieder die Pfarreyen und andere einträgliche geistliche Unterstellen. — Da sich zu diesem Wesen selten ein rechtlicher Mann verstand, kamen fast alle Stellen in die Hände gemeiner, habsüchtiger Menschen, so daß die Geistlichkeit überall in Verachtung sank, und durch ihren sündlichen Lebenswandel diese Verachtung verdiente. Die größte Sittenlosigkeit, die gröbsten Laster waren eingerissen. — Es waren schon früher Versuche gemacht worden, diesem ganzen Unwesen entgegenzuarbeiten; allein der päbstliche Stuhl ward um wenig besser behandelt, als die andern Bischofsämter, und alle Versuche, der Kirche wieder eine einigermassen würdige Stellung zu verschaffen, scheiterten an der Abhängigkeit des Kirchengutes von den Königen. Die Kirche bezeichnet jenes Verfahren, dem zufolge Jemand durch Geldzahlungen, Versprechungen oder sonst durch weltliche Vortheile zu geistlichen Würden und Weihen kam, unter dem Namen der Simonie als eine Sünde.

Deßungeachtet vermochte sie von diesem Verfahren nur dann abzuziehen, wenn sie 1) einen Richter constituirte, welcher unabhängig vom Könige in solchen Verhältnissen richten und strafen konnte. Dieser Richter konnte nur der Pabst seyn; dessen Wahl und Stellung mußte also vor allen Dingen vom Einfluß des Königs befreyt werden. 2) Wenn sie die Geistlichen selbst unabhängiger machte von dem Reichsgute und dem Reichslehen; dieß konnte nur geschehen, wenn die Geistlichen keine Familien, keine Weiber mehr haben durften. Sollte die Simonie ausgerottet werden, so mußte die Unabhängigkeit und Hoheit des Pabstes und die Ehelosigkeit behauptet werden. Es war kein anderer Weg übrig." Auch den Charakter des großen Gregor hat Herr Leo (S. 423 ff.) gehörig aufgefaßt, und sein wohlthätiges und uneigennütziges Wirken genau bezeichnet.

Der zweyte Band führt die Geschichte von Lothar von Suplimburg bis zum Tode Conradins von Hohenstaufen (1125—1268), und bildet eine Fortsetzung des vierten Buches. Auch hier hat er die innern Verhältnisse besonders hervorgehoben. Nachdem er im ersten Paragraph des fünften Kapitels (II. 1—14.) Lothars Zeit geschildert hat, erörtert er im zweyten die normannische Staatsverfassung in Sicilien und dem südlichen Italien. „Die Normannen (S. 14) änderten zunächst, als sie sich in Besitz des südlichen Italiens gesetzt hatten, sehr wenig an den longobardischen Instituten, welche sie vorfanden; doch führten sie ein strenges Lehenrecht, wie es sich in Frankreich ausgebildet hatte, ein, und diesem Lehenrecht wurden in mancher Hinsicht auch die früher schon vorhandenen longobardischen Lehen unterworfen; sie wurden wenigstens in das große Lehenbuch der normannischen Fürsten eingetragen. Alles was nicht durch die normannischen Lehensverhältnisse eine andere Bestimmung erhielt, blieb in alter Weise, und ward nach longobardischem Rechte entschieden; und wie den Longobarden ihr Recht blieb, so blieb auch den ehemals griechischen Städten, welche in die Hände der Normannen fielen, ihr hergebrachtes Recht." — „Roger, der zuerst die Verhältnisse des normannischen Königreiches strenger ordnete, sah sich veranlaßt, neue und größtentheils aus Frankreich entlehnte Aemter einzuführen. Auch der dritte Paragraph über die scholastische Philosophie enthält sehr treffliche Bemerkungen. „Benevent und das Kloster Montecassino (S. 21) müssen für eine Zeitlang zu Anfang des Mittelalters für die wichtigsten Anhaltspunkte höherer wissenschaftlicher Bestrebungen angesehen werden. Afrika, Griechenland und die abendländische germanische Welt traten hier mit einander in Verbindung, und aus dem Zusammentreffen bedeutender Männer dieser verschiedenen Landstriche ging ganz von selbst ein geistigeres Leben als an irgend einem andern Orte hervor, da hier weder der Handel, noch die rohen Genüsse unmäßigen Trinkens und Tobens, die in den Seestädten alle Interessen an sich zogen, als Nebenbuhler der Wissenschaft auftraten. Nur fragmentarische Notizen über das wissenschaftliche Leben dieser Gegenden bin ich zu geben im Stande; doch werden auch die hinreichen, um zu beweisen, daß hier weit früher der Sinn für feinere Beschäftigungen des Lebens wieder erwachte, als an irgend einem andern Punkte des germanischen Europa's." Paul Warnefried's Sohn, der Diakonus von Aquilea, in Wissenschaften und am Hofe gewandt, hatte längere Zeit in der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts bey dem Fürsten von Benevent, dann in Montecassino gelebt, und durch Lehre und Schriften zu geistiger Thätigkeit angeregt. Zwischen Montecassino und Rom fand immer ein sehr inniger Verkehr statt, und wenn früher bis zum achten Jahrhundert Rom der Ort war, von wo aus das Streben der Klosterbewohner Auffrischung und Anerkennung fand, trat in den verwirrten Zeiten des achten, neunten und zehnten Jahrhunderts der entgegengesetzte Fall ein, daß die römische Geistlichkeit Montecassino als ein Asyl gründlicher Gelehrsamkeit betrachtete." Herrn Leo's Ansichten über den Einfluß französischer Hochdichtung auf die italienische Bildung (S. 29—35) und über das neu erwachende Studium des römischen Rechts (36 bis 41) sprechen gewiß jeden Leser an. Die größte Meisterschaft aber beurkunden in diesem Theile die Bemerkungen über die Veränderungen der Verfassung der lombardischen Städte (S. 105—110) und die Verhältnisse Italiens vom venetianischen Frieden bis zum constanzer (111—114), wie auch der allgemeine Rückblick auf die Gestaltung der italienischen Verhältnisse seit Heinrich II. und die Darstellung des Schicksales der kleineren Ortschaften und des Landadels (114—129). „Die kleineren Ortschaften und Städte waren (S. 116) entweder in derselben Zeit, wo die großen Städte von ihren Herren, waren es nun Grafen oder Bischöfe, sich befreyten, ebenfalls frey geworden, und hatten gleich den großen, eine republikanische Verfassung mit Consuln, wenn auch mit Consuln eines einzigen Standes an der Spitze angenommen, oder sie waren ihrem geistlichen und weltlichen Herrn unterthan geblieben. — Die Ortschaften der ersteren Art, die republikanisch regierten nämlich, wurden alle die Beute größerer Nachbarstädte. Von der einen oder der anderen angegriffen, mußten sie sich ergeben, oder sich des Schutzes wegen an die Gegnerin anschließen, welches Anschließen um nichts besser war, als ein Ergeben. Bey diesem Eintreten in untergeordnete Verhältnisse behielten sie in der Regel ihre Verfassung unangetastet, nur mußten sie dem größeren Orte das Oeffnungsrecht zugestehen; ferner das Boaticum oder die Boatica, eine Abgabe, die von jedem Joch Ochsen entrichtet wurde, und die in damaliger Zeit gewöhnlichste Steuer war; endlich mußten sie den Einwohnern des größeren Ortes und den Gütern derselben

freyes Geleit zusichern, mußten die Landstraßen, die nach jenem führten, im Stande halten, und sich bereit erklären, mit dem größeren Orte gleiche Freunde und Feinde haben zu wollen, wogegen der letztere das Versprechen gab, die Einwohner des kleineren Ortes wie seine eigenen Brüder zu schützen und zu vertheidigen. — Italien, so weit es städtisch war, zerfiel durch dieß Einzwängen der kleinen Ortschaften in die Territorien der größeren in eine Reihe ziemlich arrondirter Stadtgebiete, die nicht mehr wie das Weichbild nur wenige Stunden um die Stadt in sich begriffen, sondern ziemlich denselben Umkreis, den sonst in der ältesten fränkisch-italienischen Zeit ein Graf gehabt hatte. Einige Städtegebiete griffen schon über diesen Kreis hinaus."

Sehr erhebend und rührend sind die Bemerkungen über den heil. Franziskus von Assisi (S. 244): „Er flüchtete aus des Lebens Verwierung in eine Region des Geistes, wo der, den sein inniges, tiefes Gefühl dahin geführt hat und erhält, im ewigen Frieden wohnt, während jeder, der unberufen einzudringen versucht, zu einem sittlichen Scheusal wird. Jene ewig gleiche, reine Begeisterung, die die eigne sinnliche Persönlichkeit ganz und aus innerstem, unwillkührlichstem Antrieb und Bedürfniß verleugnet, die nur für andere und in Liebe lebt, sie durchdrang Francesco, den Sohn Pier Bernadone's, eines Kaufmanns von Assisi, so daß er, der alle weltlichen Güter verachtete, seinem eigenen, weltlich gesinneten Bruder ein Gegenstand des Spottes, seinem Vater ein stetes Aergerniß ward, und er zuletzt aus dem Hause wich. Daß in ihm kein Arges, keine Eitelkeit war, daß ihn nur die Welt und deren Verhältnisse anekelten, wenn er sie mit dem Bilde ewiger Harmonie verglich, das in ihm der Gedanke, daß alle Menschen Christi Brüder seyen, wenn sie den Willen des Vaters thäten, der im Himmel ist, erzeugt hatte, daß er, wenn er ein Schwärmer zu nennen ist, zugleich einer der edelsten Menschen war, die je gelebt haben, beweist die einfache Liebenswürdigkeit seiner Briefe, die Wahrheit des Gefühles in seinen Liedern. Wer vermag es, an der Gluth der himmlischen Liebe, die Franz durchdrang, zu zweifeln, wenn er jene wunderbaren Gesänge liest, die sie schildern und in denen selbst der bloße Wortklang eine Kraft und Fülle des Gefühles offenbart, wie sie sich schwerlich irgendwo wieder findet? Die liebliche Einfachheit seiner prosaischen Schriften geht für den, der sie ohne Vorurtheil und nicht mit Forderungen an die Kirche, die jener Zeit ganz ferne liegen mußten, in die Hand nimmt, über alles. Keiner hat in einzelnen, anspruchslos hingeworfenen Bildern und Andeutungen ein solches Verständniß der Gebrechlichkeit unsers Lebens, wie all' unserer weltlichen Liebe und unseres weltlichen Vertrauens gezeigt, wie der heilige Franz. Er lebte in der rein christlichen Empfindung, und indem er mit allen einzelnen weltlichen Gütern und Beziehungen gebrochen hatte, hatte er sich in eine Sphäre erhoben, wo ihm kein Verlust mehr drohte, und wo er nur seiner Liebe leben konnte."

Ueber die Folgen, welche die politische Verbindung Deutschlands und Italiens für das letztere Land hatte, äußert er sich also: „Deutschland und Italien haben vom Augenblick an, wo ihre Völker zuerst in eine Wechselbeziehung getreten sind, bis auf den heutigen Tag sich nicht wieder zu lassen vermocht; es hat sich sogleich eine geistige, wenn ich so sagen darf, moralische Beziehung der Bewohner beider Länder geoffenbaret, die dann unter mancherlei wechselnden Verhältnissen und Aeußerlichkeiten unabänderlich geblieben ist. In den frühesten Zeiten, wo die Beziehung am rohesten und fast bloß kriegerisch war, wie in den neuesten, wo sie von Italien aus nur noch auf die gebildetsten Stände der Deutschen, von Deutschland aus fast nur durch Staatsgewalt und Militär statt findet, immer hat sie der Hauptsache nach denselben Charakter behalten, wie im Mittelalter, dessen lebendigste, geistigste Thätigkeit größtentheils auf ihr beruht. Italien hat sich nämlich stets aufreitzend, zu Unternehmungen, zur Bildung, zu Genuß lockend, schönere Lebensformen bietend, Deutschland dagegen einengend und deßhalb zu Energie zwingend, die italienische Lockerheit zu festen Verhältnissen ordnend gezeigt. Deutschland ist der Stahl gewesen, der dem italienischen Steine wahre Funken des Geistes entlockte, der dem italienischen Volke, das durch sein Land zu Genuß aufgefodert, jederzeit geneigt war, in Ueppigkeit zu vergeben, und sich in eine Reihe atomistisch aufgebauter Staaten zu zerlegen, ein Joch aufgelegt hat, welches dasselbe immer von neuem zu Einigungen, zu Corporationen, mit einem Worte zur allgemeinen Bildung zwang, und das Isoliren der Individualitäten verhinderte." In dem dritten und vierten Bande erzählt Hr. Professor Leo die Geschichte Venedigs, Mailands, Genua's, der Grafen von Montferrat und der ihnen benachbarten Dynastien des nordwestlichen Italiens, die Schicksale von Florenz und der in nachbarlicher Beziehung zu dieser Republik stehenden Städte, die des Kirchenstaates und des Königreichs Neapel bis zum Jahre 1492. Das mannigfaltige, jugendlich lebendige Streben, das sich in den einzelnen Staaten offenbarte, hat er mit lebhaften Farben gezeichnet, und besonders die Schicksale und die hohe Bedeutung Venedigs und bei der Geschichte von Florenz vorzüglich das folgenreiche Wirken des Cosmo de Medici für Kunst und Wissenschaft (IV. 348 — 371) und die Zeiten Lorenzo's des Erlauchten (IV. 379 — 720) trefflich geschildert. Der fünfte Theil führt die Geschichte vom Jahre 1492 — 1830. Auch dieser Theil enthält sehr viel Anziehendes, obschon das zwölfte oder letzte Buch nicht mehr mit der Liebe ausgearbeitet ist, welche den Hrn. Verf. bei der Ausarbeitung der übri-

gen beseelte, was man bei einem sorgfältigen Studium deutlich merkt. Deßhalb ist es aber doch kein unwürdiger Schluß des Ganzen. Der Charakter der Zeit, welche sich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in kirchlicher und politischer Weise entwickelte, sprach ihn nicht an, was auch bei vielen andern Historikern der Fall ist. Sie erscheint ihm nur als ein fortwährender Verfall, der, wie alle Entwicklungs-Krankheiten, den Sinn zu haben scheint, daß wir, indem wir Theil um Theil das altvolksthümliche Wesen der europäischen Staaten zertrümmern sehen, und in Parteien für dessen Rettung oder Untergang kämpfen, ein klareres Bewußtseyn darüber gewinnen. Es scheint ihm jene Klarheit werden zu wollen, in welcher wir von dahingeschiedenen Freunden als von verklärten sprechen. Er giebt die Gründe nicht an, aus denen nach seinem Dafürhalten dieser Mangel an Sinn für die neueren und neuesten Verhältnisse bei ihm entstanden ist, weil es nothwendig wäre, in kirchliche und politische Erörterungen einzugehen, um einen Standpunkt zu begründen, von dem aus sich über die atomistisch-mechanische Richtung in Kirche und Staat, die sich nach seiner Ueberzeugung seit der Zeit mercantilischer Politik, ja seit der Reformation immer schonungsloser entwickelt hat, mit wissenschaftlicher Berechtigung der Stab brechen ließe. Wir gestehen allerdings gerne zu, daß das Mittelalter mehr Anziehendes hat, als die neuere Zeit; allein auch diese hat ihre Vorzüge, und verdient in dieser Beziehung so gut berücksichtigt, und ausführlich geschildert zu werden, wie das Mittelalter. Ein Historiker soll gegen kein Volk, gegen keine Zeit ein Vorurtheil haben, sondern wie es die Würde der Geschichte fordert, über alle Zeiten erhaben seyn. Allein deßhalb wollen wir Hrn. Prof. Leo keine Vorwürfe machen, daß ihm der Sinn für eine freudige Darstellung der neueren Geschichte, die Freude daran selbst, mangelt. Er gesteht, daß er, wenn es auf ihn hätte ankommen können, das zwölfte Buch nie geschrieben hätte. Allein die Arbeit, die er im Ganzen übernommen hatte, ließ keine solche Ausnahme zu. Wir freuen uns, und gewiß theilt jeder Freund der Geschichte unsere Freude darüber, daß die Arbeit dieselbe nicht zuließ. Wenn er auch im 5ten Theile nicht so viele neue Resultate mittheilt, wie in den übrigen Bänden, so hat er doch Alles, was sich bei Muratori und dessen würdigem Fortsetzer Coppi, bei Sismondi oder Lebret Wichtiges findet, sorgfältig ausgewählt, Jos. v. Hammers türkische Geschichte bei Gelegenheit der Türkenkriege benützt, und auch die Beiträge zur Geschichte dieser Zeit von Ranke und Fr. von Raumer, ferner Daru's venetianische Geschichte, Napoleons Memoiren und manches andere fleißig berücksichtigt, was in älterer oder neuerer Zeit erschienen ist. Wenn auch immer jene genannten allgemeinen Werke, besonders Muratori und Coppi, die Grundlage des fünften Theiles bilden, so ist doch auch dieser nicht bloß sehr brauchbar und besonders für Anfänger nützlich, sondern zeichnet sich auch bei der Sorgfalt, welche der Hr. Verf. bei der Auswahl anwendete, vor den übrigen Werken durch eine zweckmäßige Vereinigung der wichtigsten Ereignisse aus, und wird gewiß Allen, die ihn gebrauchen, nicht blos Nutzen, sondern auch Vergnügen gewähren. Wir wünschen, daß Hr. Prof. Leo, der in kurzer Zeit viel Treffliches geleistet hat, seine historischen Studien mit Eifer fortsetze, aber sich keinen Hypothesen mehr hingebe, und seinen kräftigen Styl nicht durch schleppende oder für die geschichtliche Erzählung ungeeignete Wörter entstelle, wie sie sich in der Geschichte Italiens bisweilen finden. Wir wollen nur einige anführen, z. B. das Gebundenseyn (I. 29), das zu Grundelegen (I. 57), wie im Nu (I. 59), als bloß dazu daseyend (I. 421), notorisch schlechte Subjekte (I. 421) ꝛc. Wie Clio als ruhige Darstellerin des Geschehenen über alle Schwächen und Leidenschaften der Menschen erhaben ist, so muß auch die Sprache, welche sie führt, von allen Härten und gemeinen Ausdrücken frei seyn, und sich über die gewöhnliche Umgangssprache erheben. Eine solche Diktion kann man sich sehr wohl aneignen, ohne deßhalb zu poetischen Figuren oder zu rhetorischen Declamationen seine Zuflucht zu nehmen. Wir hätten diesen scheinbar geringfügigen Umstand nicht erwähnt, wenn das angeführte Werk zu den unbedeutenden Büchern gehörte. Da dieses aber der Fall nicht ist, und es sich an die vorzüglichsten Leistungen, welche in der neuesten Zeit im Fache der Geschichte hervorgebracht wurden, anreiht, so war es nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, weil besonders junge Historiker, die solche Werke als ihre Muster und Vorbilder betrachten, sich solche Untugenden gerne aneignen, und oft glauben, daß sie zu den Schönheiten des historischen Styls gehören. Druck und Papier sind sehr schön, und der Preis des Werkes ist bey der Stärke der Bände und dem hohen Werthe des Inhalts billig.

α.

Wilhelm und Rosina, ein ländliches Gedicht von M. Meyer. München. Druck und Verlag von Georg Franz. 1835.

Ein junges, sehr achtbares Dichtertalent stellt hier den Erstling seiner Erzeugnisse dem Vaterlande zur öffentlichen Schau; — eine Idylle in acht Gesängen. (Wir erinnern uns wenigstens nicht, ein poetisches Produkt dieses Verfassers in irgend einem Almanache oder sonst gelesen zu haben, und vernehmen, daß der Ver-

fasser selbst sich noch den Studien auf der hohen Schule zu München widmen solle). Das Gedicht ist in Hexametern geschrieben und Formen und Inhalt geben auf den ersten Anblick und unzweydeutig kund, daß es sich zu einer bestimmten und eigenthümlichen Schule zählet, zu der Schule der Voß'schen Luise und des „Herrmann und Dorothea“ von Göthe nämlich, eine Schule, welche schon im Allgemeinen einen höchst würdigen Platz einnimmt, insbesondere aber und vorzüglich dem deutschen Leben sich aneignet.

Wir sind nicht im Stande, den Lesern die Begebenheit, welche den Inhalt des Gedichtes bildet, und die Ereignisse, welche in dem elterlichen Hause der Rosina zwischen ihr und ihrem Geliebten vorfallen, etwa in einem Auszuge wieder zu erzählen, um so das Gerippe des Inhaltes vor Augen zu bringen; denn diese Ereignisse sind in der That ein kleines εἶδος, — ein εἰδύλλιον, — ein kleines Abbild, welches während des Versuches, es in bloßen Umrissen wiederzugeben, und es also noch kleiner zu machen, leicht unter der Hand verschwinden könnte; wir setzen daher voraus, daß der Leser das Büchlein selbst zur Hand nehme, oder schon genommen habe, und so als Deutscher sich erfreue, wie ein einfacher, dabey sehr wohlhabender Bauer in Süddeutschland — denn diese Oertlichkeit schimmert durch — seine Tochter verheirathet, und zwar gegen seinen, des Vaters, Plan, aber nach der Neigung der Tochter, und unter Berathung seiner Freunde und Nachbarn.

Die Idylle unter den redenden Künsten stehet auf gleicher Linie mit der Genre-Malerey unter den bildenden Künsten, insofern diese Malerey friedsame und natur-sittliche Gegenstände darstellt. Jeder wird ohne Wiederrede das kostbare Bildchen von Peter de Hooghe „der Sonntag Nachmittags“, welches in der königlichen Gallerie in München unter Nummer 471 aufgestellt ist, als eine Idylle bezeichnen, aber kaum mehr den Trompeter von Gerard Terburg, eben dort unter Nummer 369 bewahret, und durchaus nicht die Bauernscenen von D. Tenier, von Adrian Brouwer u. a. So könnte es scheinen, als seye die Idylle auf ein kleines Feld begränzt, welche Ansicht aber wohl verschwindet, wenn man nur z. B. den großen Umfang zwischen Alexis und Dora und jener Hirtengeschichte bedenkt, welche Longus gedichtet, und uns die antike Zeit überliefert hat. Das Gefährliche der Idylle ist ihre Nachbarschaft, denn nur eine Linie breit von ihr entfernt liegt die Alltagslangweile, das eigentliche Gemeine des Lebens, und will die Idylle sich über sich selbst erheben, so verfällt sie der Unnatur der Empfindeley.

Es ist eine Lichtseite des vorliegenden Gedichtes, daß es sich von der eben angeregten Unnatur einer forcirten Empfindeley und von allen Geßnerischen Fratzengestalten freyhält; es ist ferner eine Lichtseite, daß der Dichter mit Maaß und Geschick den Gang der Fabel ordnet, und ohne das Einfache der Begebenheit und die Natur derselben zu verletzen, dennoch ein Interesse und eine Steigerung hervorbringt. Es ist ferner eine (und die höchste) Lichtseite des Gedichtes, daß der Verfasser seinen Gegenstand ganz beherrscht, — daß er durchaus ohne schülerhaft zu werden, nach Meisters Art, Mäßigkeit in der Darstellung anwendet, und keine excentrische, dem Geiste dieser Dichtungsweise unangemessene, und größtentheils in einer geborgten Phantasie erzeugte Bilder und Phrasen gebraucht, sondern schlicht erzählt, und sich bemühet, die Localfarbe des Gegenstandes überall beyzubehalten. Auch der Eingang des Gedichtes

„Horchet auf's Neue dem Kampf in einfach ländlichem Kreise,
Herzlicher Neigung mit emsigem Trieb nach vergrössertem Wohlstand,
Horchet des Vaters Plan, der Kinder geheimem Verständniß,
Drauf des Entdeckenden Grimm, der würdigen Freunde Berathung,
Und vernehmet dann freundlich zuletzt, wie der treffliche Pfarrherr
Weise geschlichtet den Streit und die kämpfenden Stimmen versöhnet.“

auch dieser Eingang ist eine den Scenen, welche nun folgen, angemessene Ouvertüre, mit nicht mehr und mit nicht weniger Schmuck versehen, als dasjenige erfordert, was nun der Zuhörer zu erwarten hat. Alles dieses sind Vorzüge, rühmlich für den Verfasser, und erfreulich für das Publikum, welches außer dem Genusse der hier vorliegenden poetischen Schöpfung mit vollem Rechte für die Zukunft Weiteres und Schöneres von dem Verfasser zu erwarten berechtiget ist.

Die Lichtseite hat aber auch eine Kehrseite, und auch diese wollen wir nach dem Maße unserer Beurtheilung den Lesern vorlegen. — Es giebt Aufgaben in der Kunst — in den redenden wie in den bildenden Künsten — welche der Eigenschaft nach vollendet und gelöset sind, oder wenigstens für vollendet und gelöset angesehen werden. Ohne an das „Ilias post Homerum“ zu erinnern, wollen wir hier nur der Madonnenbilder gedenken. Diese hat die Welt in dem einen Style von Raphael, in dem andern von van Eyck in solcher Vollendung, daß kein Künstler ein solches Bild aufstellen kann, ohne daß der Beschauer nicht unwillkührlich den Maßstab, von jenen zwey Meistern genommen, anschlägt, und wie fast und bisher natürlich, das neue Produkt zu leicht findet. Kein verständiger Maler wird daher jetzt Madonnen malen, in Haltung und Formen nach den Raphaelischen oder van Eickischen aufgefaßt. Das vorliegende Gedicht ist in dem Versmaße, in einzelnen Ausdrücken und Sprachwendungen, ja selbst in der Anlage und in dem Gange der Begebenheit so durchgehends den oben genannten zwey Gedichten — Luise

und Herrmann und Dorothea — assimilirt, daß in einer solchen Haltung — es nicht allein schwierig, sondern schlechthin unmöglich ist, nicht an jene Vorbilder erinnert zu seyn. Damit ist nun die Originalität des Gedichtes getrübt, und kann wohl ein Tadel bitterer seyn, als an der Originalität eines Werkes zu zweifeln, oder vielmehr die Originalität eines Werkes nicht anzuerkennen, welches sich als ein poetisches — seinem Wesen und seiner Lebensbedingung nach als ein in der Seele und in dem Gemüthe des Dichters sich erzeugtes verkündet und darstellt, — und sich also verkünden und darstellen muß, wenn es nicht auf den Anspruch, auf die Legitimität, und auf die Ebenbürtigkeit eines Kunstwerkes verzichten will. Ist die Originalität anrüchtig, so erwächst dem Interesse eine Makel, und viele Leser giebt es, welche sodann wie überhaupt gar bald mit ihrem Urtheile fertig sind, und welche an irgend eine solche Mackel oder Nichtvollendung sich anreihend auch das echtpoetische in dem Erzeuger des Gedichtes verkennen. Was das Einzelne betrifft, so ist die Feile wohl schon überall angelegt, und wir haben nur Einiges zu bemerken. Bisweilen sinkt die Sprache, oder vielmehr die Erzählung gar zu sehr in das Gewöhnliche, was den Antheil stört, z. B. Seite 30:

„Sachte dann zog er die Uhr aus den schwarzhirschledernen Hosen.“

Bisweilen sind die Beywörter zu geschmückt, z. B. dem Knechte Kaspar stehet es kaum, daß er Seite 241 „mit würdigen Schritten“ in die Stallung gehet. Der Eintritt des Pfarrers in die Versammlung (im Anfange des siebenten Gesanges) ist zu feyerlich, und streift an's Pedantische. — Es sind aber diese kleine Flecken, welchen wir noch einige hinzufügen könnten, gegen das Ganze so gering, daß sie nur deßwegen verdienen, bemerkt zu werden, weil sie das Echte und Gute stören. Wollten wir im Uebrigen den Eindruck, welchen dieses Gedicht auf uns hervorgebracht, in Kurzem aussprechen, so würden wir, abgesehen von der oben berührten Reminiscenz, sagen: der Verfasser hat uns Bilder idyllischer Ruhe und regsamen Lebens am eigenen beschränkten Herde der Handelnden vorgeführt, welche uns das Recht ertheilen, fest zu glauben, daß er in Zukunft durch die Weihe der Muse uns Schöneres und Größeres spenden werde.

Viele Alphabete und ganze Schriftmuster vom VIII. bis zum XVI. Jahrhunderte, aus den Handschriften der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg. Herausgegeben von Heinrich Joachim Jäck, k. bayr. Bibliothekar zu Bamberg. I. Heft, mit einem Glossar veralteter lateinischer Wörter, welche aus den großen Wörterbüchern von Carl du Fresne Sr. du Change des Jahres 1733 in 5 Bänden, und von Robert Stephan des Jahres 1740 in 4 Bänden, entweder gar nicht, oder wenigstens nicht nach ihrer Bedeutung in Bamberger Handschriften bekannt sind. Und II. Heft. — Bamberg, 1833 — 1834, auf Kosten des Herausgebers, und Leipzig, in Commission bey Baumgärtner.

Obschon in dem letzten Jahrhunderte sowohl von den Maurinern des Benediktiner-Ordens zu Paris, als durch Hicke, Montfaucon, Maffei, Muratori, Bessel, Walther und Kopp außerordentlich viel zur Beförderung der Handschriftenkunde geleistet worden war; so blieb doch noch viel zu thun übrig, welches nur von einem Schatze alter Handschriften geleistet werden konnte, wie sie sich z. B. auf der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg befinden — eine Bibliothek, für deren Vortrefflichkeit ein Savigny (in Berlin), ein Schrader, ein Kopp u. s. w. bürgen.

Die oben genannten Gelehrten hatten nämlich ihre Schriftmuster größtentheils aus Urkunden und gelehrten Werken genommen, welche in Frankreich oder England geschrieben worden waren. Die alten gelehrten Werke und Diplome auf der Bamberger Bibliothek aber sind theils in Italien, theils in Deutschland geschrieben worden; daher die Schriftzüge von jenen ganz verschieden sind. — Zur Grundlage seiner Schriftmuster nahm Hr. Jäck meist die, in den Stiften, mehreren Geistlichen zugleich und gewöhnlich rasch diktirten Bücher wissenschaftlichen Inhalts, weil diese allein den veränderlichen wahren Typus jedes Zeitalters darbieten, während z. B. die Mauriner ihre meisten Proben aus den mit besonderem Fleiße geschriebenen Urkunden oder Diplomen des Staates und der Kirche entlehnten, deren Schreibart mehrere Jahrhunderte hindurch in gleich gezwungener Gestalt beybehalten wurde.

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 28. März 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 26.

Inhalt.

Vortrag des Herrn Hofrathes Thiersch, als Sekretärs der ersten Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München über die von dieser Klasse gestellte Preisaufgabe, gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften den 28. März 1835.

Die philosophisch-philologische Klasse hat beschlossen als Preisaufgabe:

Die Geschichte der griechischen Lyrik

zu stellen. Ehe ich dieser hochansehnlichen Versammlung das Programm darüber vortrage, scheint es nicht unzweckmäßig, über die Sache und die Gründe, welche die Klasse bey ihrer Wahl bestimmten, einige Bemerkungen vorzutragen, dadurch den Gegenstand in seiner nähern Bedeutung und in seinem Zusammenhange mit der Gegenwart zu zeigen, und ihn so einer allgemeinern Theilnahme näher zu rücken.

Wir beginnen mit Erinnerung an den großen Verlust, welchen die lyrische Poesie der Griechen vorzüglich seit dem fünften Jahrhunderte erfahren hat und der für die ältere, vorpindarische Zeit einem fast allgemeinen Schiffbruche zu vergleichen ist.

Von den Werken ihrer Gründer ist beynahe Alles verloren: Die großen Namen des Terpander und Archilochus, des Thaletas und Lasos, des Alkman und Alcäus sind nur durch ihren Ruhm bey den Spätern und aus einzelnen Bruchstücken ihrer Gesänge bekannt. Was den Namen des Anacreon trägt, gehört großen Theils einer spätern Zeit an, welcher die ernste Kunst der Lyrik zum Spiel geworden, obwohl es gerade bey dieser Eigenthümlichkeit der Auffassung der Neuern näher lag, und sogar die Bewunderung eines Johannes Müller gefunden hat. Indeß sind unter der Sammlung der Ἀνακρεόντεια doch einige Lieder von ächtem Alterthum und zwischen den Bruchstücken der Sappho erscheinen zwey Oden, hinreichend, das Urtheil der Alten über die in ihren Werken verbundene Kraft und Anmuth zu bestätigen.

Nach ihr liegt auf dem weiten Gebiete der griechischen Lyrik wieder alles in Trümmern bis auf Pindar, den letzten unter den großen Genien dieser Kunst. Zwar ist auch von seinen Werken das Meiste zerrüttet, doch klingen noch aus den Resten seiner Hymnen, seiner Dithyramben, Päanen, Klag- und Weihgesänge einzelne Laute und selbst Melodien wieder, an welchen man den Gesang des dirkäischen Schwanes wahrnehmen kann, und aufrecht steht noch inmitten der Zerstörung jene bewunderungswürdige Gruppe von Liedern, die er zum Preise glücklicher Sieger in öffentlichen Festkämpfen gedichtet hat, ein treues Gemälde und eine Verherlichung seines großen Zeitalters, zugleich auch umfassend genug, um die ganze Höhe und Tiefe seines reichen Gesanges, und das Innere seiner Kunst zu enthüllen.

Nachdem aber mit ihm die Selbstständigkeit der griechischen Lyrik untergegangen war, erschien sie, mit dem Dialog vermählt, als Chorgesang in dem attischen Drama, und enthüllt in den Werken, welche aus dieser großen Gattung der Poesie sich erhalten haben, nach allen Richtungen hin ihre Natur und mannigfaltige Schönheit, hier um über die phantastischen Schöpfungen der aristophanischen Lustspiele die ganze Anmuth und Fülle der ionischen Weisen zu verbreiten, dort, den großen Tragöden gesellt, um in dem gewaltigen Schicksal der heroi-

schen Geschlechter, in den Gräueln der Pelopiden und Labdakiden das höhere Walten der mahnenden und rächenden Gottheit und die ewigen Gesetze der göttlichen Ordnung zu enthüllen, oder die Hingebung kindlicher Liebe und weiblicher Treue mit unvergänglichen Reizen zu schmücken, und die tiefsten Leiden eines erschütterten Gemüths durch Trost und Theilnahme zu mildern und zu verklären.

Ist aber irgend etwas schwer zu durchdringen und zugleich der genauesten Erforschung würdig, so ist es die Erscheinung, die Entwicklung und die innere Natur der griechischen Lyrik. Ihr Ursprung ist die Befreyung des hellenischen Geistes von den Fesseln des damals schon alternden Epos, und seine Einführung in eine neue, weitere und erfolgreichere Bahn, aber er ist von Räthseln umgeben, und nicht einmal offen liegen diese, sondern werden, wie alle Probleme wissenschaftlicher Forschung erst in dem Maße wahrgenommen, als man in das Innere zu dringen sucht, und findet, wie eng hier der Ursprung der Lyrik mit der Entwicklung der musikalischen Systeme zusammenhängt, wie alles Lyrische durch die Einführung der äolischen, ionischen, lydischen und dorischen Art der Tonkunst bedingt wird, und wie die Entfaltung der einzelnen Gattungen dieser Gesänge nur in dem Maße geschehen konnte, als es gelang, dem Geiste, welcher die Tonarten hervorzurufen hatte, entsprechend Maß und Rhythmus der Rede zu gestalten, und so in der Natur und Mischung der Rhythmen jene wundersamen Gebilde hervorzurufen, welche der Tonkunst gleich oder doch analog die Anmuth und Leichtigkeit der Jonier, den Ernst und die Würde der Dorier und die üppige Fülle der Aeolier rein und bedeutsam darstellen.

Hier also ist Kunde der ältesten Entwicklung des Geistes der Griechen, ihrer Musik, Rhythmik und Metrik, eben so wie der lyrischen Darstellung durch Orchestik und Mimik nöthig, und wie alles Gewordene nur in seinem Werden, so kann auch diese wichtige Erscheinung nur auf historisch-kritischem Wege, der ihren Anfängen und Entfaltungen folget, richtig erkannt werden, und dieser ist es, auf welchen die Klasse zu führen wünscht. Der Stoff für die Untersuchung ist zwar vorzüglich in der ältesten Zeit wegen so großer Verluste beschränkt, scheint aber doch hinreichend, um durch genaue Kunde und vorsichtige Benützung zum Ziele zu führen, zumal durch die Bemühungen von neuen und großen Hellenisten, vorzüglich von Hermann und Böckh, die Wege der Untersuchung nach allen Seiten hin theils gebahnt, theils wenigstens geöffnet sind.

In den Bruchstücken der ältesten Meister, des Archilochus, des Alcäus und der Sappho erscheint die Kunst noch in ursprünglicher Schlichtheit und der Strophenbau noch in der Einfachheit, welche den Bestrebungen der Dichter anderer Zungen, des Horatius besonders, zugänglich und erreichbar war.

In Pindarus ist die weitere Entfaltung schon eingetreten und die Lyrik zum vollen und reichen Chorgesang entwickelt, in welchem sich die dorische, äolische, die lydische und in einigen Stellen auch die ionische Gattung an Geist der Darstellung, an Rhythmenbildung und Composition der Strophen innerlich verschieden erkennen läßt, und auch in der neursten Zeit im Allgemeinen richtig erkannt worden ist. Aber noch bleiben sowohl im musikalischen und rhythmischen Theile als in den davon abhängigen Gesetzen der lyrischen Composition und Gliederung viele Dunkelheiten aufzuhellen, ein Unternehmen, das auch hier nur auf genetisch-historischem Wege gelingen kann.

In der attischen Lyrik, oder im Chorgesang der Komödie und Tragöde kommen zwar die reichen, rhythmisch-musikalischen Strophen-Compositionen der pindarischen Lyrik, wenn auch anders gewendet und ermäßiget wieder, zugleich aber sind die Arten der einzelnen Gattungen, der ionischen besonders, reicher, und neben den einfachen rein ionischen oder äolischen erscheinen die zusammengesetzten, nachdem ihnen entsprechend das musikalische System auf fünfzehn Tonarten war gesteigert worden. Hier aber ist fast noch alles zu thun. In einzelnen Chorgesängen lassen sich die alten Arten, die ionische, die dorische besonders genau unterscheiden, aber diese selbst sind anders gegliedert als bey den ältesten Meistern und bey Pindar. Auch ist die ionische Lyrik eine andere in der Tragödie, eine andere in der Komödie, dort stärker und männlicher, besonders durch Aufnahme der antispastischen Rhythmen, hier gebrochen und leichter durch Benützung der kurzen und schlichten iambisch-trochäischen Reihen, und dazu sind außer diesen Weisen die meisten übrigen gemäß den Gesetzen der hypodorischen und der myxolydischen Tonart gemischt, und nur in so fern es gelingt, Herkunft, Art und Bedingung dieser Mischung nachzuweisen, wird auch hier erst das innere Verständniß dieser lyrischen Gebilde möglich seyn.

Endlich haben die neuen Untersuchungen noch eine andere und überraschende Eigenschaft ihrer Composition enthüllt. In den größten Gesängen, vorzüglich des Aeschylus wechseln und entsprechen sich nicht nur Strophe und Antistrophe, sondern verschiedene Strophenpaare, zum Theil mit ihren Epoden, sind auch zu größern Systemen in der Art verbunden, daß dem strophischen und seiner regelmäßigen Gliederung ein antistrophisches von vollkommen gleicher Gliederung entspricht und beyde durch ein mesodisches in der Mitte zugleich getrennt und zu einer größern lyrischen Einheit verbunden werden. Es gehört zu den großen Verdiensten von Gottfr. Hermann, diese merkwürdige Erscheinung, den Gipfel der griechischen Lyrik enthüllt zu haben, nicht weniger Anerkennung aber wird derjenige verdienen, dem es gelingt, die darüber geöffnete Untersuchung in das Einzelne zu verfolgen und zu dem erreichbaren Ziele fortzuführen.

Hier also ist das Feld schwieriger und wichtiger Untersuchung, welches der neuern Philologie geöffnet ist; es schien der ersten Klasse der Akademie zeitgemäß, zum weitern Anbau desselben in der Hoffnung aufzufordern, daß ihr Aufruf beyfälliges Gehör finde und die neuere Philologie, welche seit dreyßig Jahren auf deutschem Boden so großes geleistet und so mächtig gewirkt hat, die Kunst und Weisheit des hellenischen Alterthums bis in ihr Inneres zu enthüllen, zu diesem neuen, ihres Ruhmes würdigen Streben zu veranlassen.

Außerdem aber, daß die Frage, welche wir aufstellen, sich durch sich selbst und durch ihre wissenschaftliche Bedeutung der Aufmerksamkeit empfiehlt, und als eine solche ankündigt, deren Lösung vorbereitet und bey der Blüthe der philologischen Studien unserer Tage zu hoffen ist, so ist auch hervorzuheben, daß sie nicht nur dem Kreise jener Studien angehört, sondern den Bestrebungen und dem Gedeihen unserer eigenen poetischen Bildung näher liegt, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Auch die Lyrik der Griechen ist den Spätern Beyspiel und Lehrerin gewesen: das römische Drama faßte sie gleich auf der höchsten Stuffe der Entwicklung und trug nicht ohne Kühnheit und Glück in die lateinische Komödie und Tragödie Lyrisches über, was man in den griechischen Originalen fand.

Als aber durch Catullus und Horatius die lyrische Poesie der Römer zur Selbstständigkeit gelangte, zog man sich auf die einfacheren Weisen, vorzüglich der ionischen Tonart und Rhythmopoeie zurück; die schönsten Lieder des Catullus sind ihr nachgebildet, und die Epoden des Horatius wiederholen treu die von Archilochus, dem Gründer der ionischen Lyrik erfundene, und mit demselben Namen bezeichnete Weise. Aus der äolischen wurden die schlichten Rhythmen-Verbindungen der ältern Zeit, welche von Alcäus und Sappho den Namen hatten, übertragen. Absichtlich wich Horatius vor der Größe des pindarischen Gesanges zurück, und in der berühmten Ode, welche das Lob des thebanischen Sängers feyert, vergleicht er denjenigen dem Ikarus, welcher dem Fluge desselben folgen würde.

Kühner und glücklicher war die deutsche Muse. Kaum war sie des Reichthums und der rhythmischen Fähigkeit ihrer Sprache sich bewußt geworden, als sie in Klopstock sich über die von Horatius nachgebildete rhythmische Gliederung der Gesänge, in die freyeren Bahnen der Lyrik erhob. Noch jetzt hat unsere poetische Literatur nichts aufzuweisen, was an Erhabenheit und rhythmischer Schönheit den Oden jenes großen Sängers zu vergleichen wäre, der in Einem Flug unsere lyrische Poesie zu der Höhe des Pindarus entführte; aber Klopstock war in die pindarische Rhythmenbildung und Strophencomposition mehr mit der Unmittelbarkeit eines congenialen Geistes eingedrungen, ohne sich ihrer Bedingungen und Gesetze klar bewußt zu werden, und was er versucht und gewagt, blieb ohne Nachfolger. Nach ihm ist die lyrische Poesie in der Form zurückgegangen und hat sich fast allein in die einfachen jambisch trochäischen Rhythmen eingeschlossen, welche der einfachsten Art der ionischen Lyrik, dem Liede, eigen sind.

Die dramatische Lyrik ist in unserer Opernpoesie zu tiefer Entartung gesunken, die tragische ward von Klopstock in der Hermannsschlacht und von Schiller in den feindlichen Brüdern versucht, und obwohl auch dieser edle Dichter, dem die hellenische Rhythmopoeie und Strophen-Composition noch fremder geblieben, als seinem großen Vorgänger, in dem Chor der Braut von Messina nur die gebrochenen dactylisch-iambischen Reihen der ionischen Lyrik versucht hat, so trägt doch ihre Erscheinung und der Geist, von welchen die unvollkommene Form durchathmet ist, wesentlich dazu bey, diese Tragödie zu der am meisten erhabenen und am meisten rein tragischen unserer Bücher zu machen.

Erst in unsern Tagen hat sich einer der reichbegabtesten Dichter, der unserm Kreise gehört: Graf August v. Platen auf die freyere und höhere Bahn der lyrischen Composition gewagt, und seinen reichen Genius nicht nur in jenen einfachen der äolischen Lyrik entlehnten Formen, sondern auch in den vollern Gebilden der vollkommneren lyrischen Kunst versucht. Seine Ode an den Kronprinzen Maximilian von Bayern, Königl. Hoh. ist wie in Rhythmus, so auch in Fassung und Behandlung des Stoffes den Satzungen des thebanischen Sängers gemäß gebildet, und als der erste glückliche Versuch in dieser Gattung vorzüglicher Beachtung würdig. Hier erscheint die Lyrik unserer Nation auf einem Wendepunkt nach dem Reichern, Vielgestaltigern und Höhern. Gelingt es jenem ausgezeichneten Manne, dem an Gewalt über die Sprache und an poetischem Vermögen unter den jetzt lebenden nur Rückert zu vergleichen ist, und den Verwandten seines Geistes die nach ihm kommen werden, auf der verlassenen Bahn von Klopstock einen höhern auch rhythmisch verstandenern und reichern lyrischen Gesang unter uns einzuführen, so wird dem, was darin unter uns sich gestaltet und zum Lichte drängt, auch dasjenige zu Hülfe kommen, was eine glückliche Lösung unserer Preisaufgabe zu Tage fördern kann. Denn davon wird es sich bey ihr nicht am wenigsten handeln, auf genetisch-historischem Wege und durch Aufhüllung der innersten Gesetze lyrischer Kunst und Composition an dem Beyspiele der Griechen und der Entfaltung der dorischen, äolischen, ionischen und lydischen Gattung und ihrer Vermittlung zu neuen Gattungen darzuthun, wie die reiche Fülle des Gemüthes, welche in der Lyrik zu Gestalt und äußerer Offenbarung strebt die einer jeden Stimmung und Erwägung entsprechende Form findet und zur Mannigfaltigkeit und Naturgemäßheit jener rhythmisch-musikalisch-poetischer Gestaltun-

gen gelangt, von welchen der große thebanische Sänger im Gefühle seiner Kunst und im Bewußtseyn ihrer Bedeutung mit Recht sagt:

Länger als die Thaten bestehet das Leben des Wortes
Das mit der Huldinnen Liebesgunst
Aus tiefem Gemüth die Zunge schöpfet.

Preisaufgabe
der
philosophisch-philologischen Klasse
der
königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München,
bekannt gemacht bey der Feyer
ihres sechsundsiebenzigsten Stiftungstages
am 28. März 1835.

Die philosophisch-philologische Klasse der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften stellt als Preis-Aufgabe:

Die Geschichte der griechischen Lyrik.

Durch die Untersuchungen der neuern Philologie, welche sowohl das Leben und die Werke der griechischen Lyriker, als auch die Metrik, Rhythmik, Musik und Choreutik der Griechen zum Gegenstande gehabt haben, ist eine eigentliche innere Geschichte der griechischen Lyrik vorbereitet worden.

Indem die philosophisch-philologische Klasse zu ihrer Ausführung auffordert, schließt sie von der Aufgabe die Geschichte der Elegie aus, außer in so fern ihr Ursprung mit dem Anfange der ionischen Lyrik zu vergleichen, oder dieser durch jenen zu erläutern ist.

Auch wünscht die Klasse das eigentlich Literarhistorische, das Leben, die Schriften und die Folge der lyrischen Dichter Betreffende, eben so wie die äusseren Bedingungen des Gedeihens der Lyrik unter den griechischen Stämmen, mit kurzen Andeutungen des hierüber schon von Andern Ausgemittelten, nur da ausführlich behandelt, wo es noch wenig beleuchtete Punkte oder Stoffe für die Geschichte der inneren Entwickelung der Lyrik darbietet. Dagegen wird ausführliche Untersuchung über den Ursprung und die Ausbildung der lyrischen Gattungen mit möglichster Berücksichtigung der dieselben bedingenden Entfaltung der musikalischen und rhythmischen Systeme begehrt, so daß dabey vor Allem nach Stämmen geschieden und ausgemittelt wird, was der ionischen, durch Archilochus und seine Nachfolger gegründeten Lyrik, der äolischen in Lesbos, und der dorischen in Kreta, dem Peloponnes und Sicilien entsprungenen, eigen ist. Ist auf diesem Wege durch die Nachweisung des einer jeden Gattung Zuständigen für die weitern Theile der Untersuchung und die Erklärung der späteren zusammengesetzten rhythmisch-musikalischen Gebilde ein fester Grund gewonnen, so darf die Klasse erwarten, daß, nachdem in neuerer Zeit man die Lyrik auf der dem attischen Zeitalter unmittelbar vorhergehenden Stuffe vorzüglich in den Gesängen des Pindarus rücksichtlich ihrer metrischen und musikalischen Natur und des dadurch gebotenen Geistes der Darstellung im Allgemeinen richtig erkannt hat, die weitere Erforschung der Strophen-Composition und Rhythmopoeie einerseits des Aeschylus, Sophokles und Euripides, andrerseits des Aristophanes, dahin führen werde, daß durch sie eine ähnliche rhythmisch-musikalische Kenntniß der in den attischen Dichtern eingewebten Gesänge und ihres Vortrags durch den Chor begründet, zugleich aber die Einsicht in die innere Fügung der umfassenden, aus mehreren großen Gliedern symmetrisch gebildeten Chorgesänge und des ganzen musikalisch-rhythmischen Systems der dramatischen Poesie der Griechen so weit gebracht werde, als es nach den vorliegenden Hülfsmitteln und den Arbeiten der Vorgänger auf diesem Gebiete möglich ist.

Die concurrirenden Abhandlungen können in deutscher oder lateinischer Sprache geschrieben seyn, und werden mit einer Devise und einem den versiegelten Namen des Verfassers enthaltenden Zettel bis spätestens den ersten November 1836 an die königliche Akademie der Wissenschaften in München eingeschickt. Die Bekanntmachung des Urtheils der Klasse geschieht am 28. März 1837. Der Preis ist hundert Duraten.

Abriß der christlichen Religionsgeschichte. Für Katholiken entworfen von Dr. Fr. Georg Karl Reindl. Bamberg, in der Lachmüller'schen Kunst- und Buchhandlung. 1834.

Diese Schrift ist die Geistesfrucht eines Mannes, der, vertraut mit meheren höchst wichtigen Wissenschaften, berufen war, durch diese Religionsgeschichte einem gefühlten Bedürfnisse in unserer religiös-historischen Literatur abzuhelfen; indem der Hr. Verf. uns eine klare Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten der christlichen Religionsgeschichte aufstellt, und zwar bis zum 19. Jahrhundert fortlaufend, welches bisher noch kein ausgezeichneter Darsteller einer christlichen Religionsgeschichte vollbracht hat.

Diese Schrift zeichnet sich aus durch eine tiefe Kenntniß der Kirchen- und Religionsgeschichte, und durch eine Durchdrungenheit von den ewig wahren Dogmen; durch Scharfblick und strenge Kritik; durch Gewandtheit des Geistes und unpartheyische Wahrheitsliebe, durch eine lichtvolle Ordnung, durch einen ruhigen, sanften Ton, und durch eine reine, deutliche und der Sache angemessene Schreibart.

Das Werk zerfällt in 5 Zeiträume. Der erste handelt: Von dem Ursprunge des Christenthums bis zur Völkerwanderung oder bis 400 nach Chr. Geb. — Der zwente von der Völkerwanderung bis auf K. Karl den Großen, oder von 400 bis 800. — Der dritte: Von der Errichtung des abendländischen Kayserthums bis auf die Kreuzzüge, oder 800 bis 1100. — Der vierte: Von den ersten Kreuzzügen bis zur (sogenannten) Reformation oder 1100 bis 1500; der fünfte von den Zeiten der Reformation bis zum neunzehnten Jahrhundert, oder von 1500 bis 1800 n. Chr.

Jeder Leser, der Sachkenner vor Allen, der diese Schrift nicht nur liest, sondern auch prüft, wird finden, daß sie einen ersten Rang in unserer religiösen Literatur behauptet.

Druck und sonstige äußere Ausstattung dieses ausgezeichneten Werkes machen dem Hr. Verleger Ehre.

Geschäfts-Tagebuch für praktische Aerzte auf das Jahr 1835. Ein Taschenbuch zum ärztlichen Bedarf für ausübende Aerzte, nebst einem Anhang, enthaltend kurze Mittheilungen neuer Entdeckungen und Erfahrungen im Gebiete der Heilwissenschaft, herausgegeben von H. G. Sinzgowitz, Med. Dr., königl. preuß. Regimentsarzte u. s. w. Danzig bey Fr. Sam. Gerhard. 8. S. I—IV. und 1—329. sauber kartonirt. Preis 1 fl. 48 kr.

Dieses Taschenbuch erscheint seit 1832 und hat mithin den vierten Jahrgang erlebt; ein Zeichen, daß es Abnahme gefunden haben muß und finden wird. Es enthält als tabellarisches Formulare: I. ein ärztliches Geschäftstagebuch von 1—97. Jede Octavseite ist durch zwey Hauptlinien, welche in Form eines Kreuzes gezogen sind, in vier gleiche Rubriken getheilt. Eine jede dieser gibt den Raum zu den Aufzeichnungen für einen Tag. Nebenan sind die auf einen solchen Tag fallenden Geburtstage berühmter und unberühmter Aerzte eines Theils von Norddeutschland beygefügt. II. Krankentabellen von S. 79—197. Die Kopfrubriken enthalten die Einzeichnung: Neo, Name und Wohnung des Kranken, dann die Nummern der laufenden Monatstage, zur Einmerkung der gemachten Visiten. III. Witterungstabellen von S. 197—203. Tabellen für die Grade auf dem Hygrometer, Thermometer und Barometer. IV. Beendete Kuren von S. 203—217. Rubriken zum Eintragen sämmtlicher bey einem Kranken gemachter Visiten, Operationen u. s. w. V. Tagebuch der Einnahme von S. 217—247. VI. Zu außerordentlichen Notizen von S. 247—255. Nichts anders als leere weiße Blätter. — Den Beschluß macht der auf dem Titel der Schrift schon näher bezeichnete Anhang von S. 255 bis 329.

Der Verf. hat bereits in früheren Jahrgängen sich bestrebt, in diesem Anhange kurze und gediegene Kapitel im rein praktischen Sinne zu geben. In dem uns vorliegenden Jahrgange hat er nicht weniger geleistet, im Gegentheile die Zahl der aufgenommenen Artikel vermehrt. Diese sind durchgehends gut gewählt und von praktischem Interesse, so daß der Arzt hier in einer kurzen und gedrängten Sammlung die Ergebnisse der wichtigsten Entdeckungen und Erfahrungen im Gebiete der Arzneywissenschaft jedesmal vom verwichenen Jahre besitzt. Als einige der bemerkenswerthesten Artikel benennen wir: Interessante galvanische Versuche, von John Dunbar, S. 264—270; Ueber Fortleitbarkeit der Krankheiten durch einen elektrischen Draht, S. 291 — 292; Kreosot äußerlich gegen Condylome, von Zeicke in Hamburg, S. 296—300; Tracheotomie im Croup, von Trousseau, S. 300—302; Ueber den Gebrauch des weißen Antimonoxids in akuten Entzündungen der Brust, S. 317—322.

Wer aber das Taschenbuch gebrauchen will, muß gute Augen und eine kleine Handschrift haben, da wegen der Kleinheit des Formats die Linien der Tabellen etwas enge gezogen sind. Um diesem, gerade nicht erwünschtem Umstande einigermaßen abzuhelfen, hat der Verf. namentlich bey den Krankentabellen eigene Zeichen für einzelne ärztliche, wundärztliche und geburtshilfliche Verrichtungen angegeben, welcher sich der Praktiker nach Gefallen bedienen kann. — Schließlich muß noch bemerkt werden, daß besagte Schrift ein größeres Geschäfts-Tagebuch für den Arzt nicht entbehrlich macht, was denn auch die Benennung „Taschenbuch“ auf dem Titelblatte schon andeutet.

Druck und Papier sind gut, doch der Preis der Schrift dürfte etwas niedriger seyn.

Ludw. Dieterich.

Viele Alphabete und ganze Schriftmuster vom VIII. bis zum XVI. Jahrhunderte, aus den Handschriften der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg. Herausgegeben von Heinrich Joachim Jäck, k. bayr. Bibliothekar zu Bamberg. I. Heft, mit einem Glossar veralteter lateinischer Wörter, welche aus den großen Wörterbüchern von Carl du Fresne Sr. du Change des Jahres 1733 in 5 Bänden, und von Robert Stephan des Jahres 1740 in 4 Bänden, entweder gar nicht, oder wenigstens nicht nach ihrer Bedeutung in Bamberger Handschriften bekannt sind. Und II. Heft. — Bamberg, 1833—1834, auf Kosten des Herausgebers, und Leipzig, in Commission bey Baumgärtner.

(Schluß.)

Das erste Heft enthält eine Einleitung und bestehet aus 6 Blättern von Zink-, und 2 von Steinplatten.

Die zwey ersten Blätter enthalten der größten Theil eines Alphabets von großen Anfangsbuchstaben aus dem IX. Jahrhunderte. Das dritte Blatt liefert die Alphabete aus dem IX., ein zweytes aus dem X. und XI., ein drittes aus dem XII., ein viertes aus dem XIII. Jahrhunderte. An diese ist ein griechisches Alphabet aus dem X. und XI. Jahrhunderte gereihet. Die Anfangsbuchstaben auf diesen Blättern sind 2 bis 2 1/4 Zoll groß, und man nimmt bey selbst flüchtiger Beschauung wahr, daß mehrere der Buchstabenformen der uns vom Hr. Jäck gegebenen Alphabete in früheren paläographischen Werken nicht vorkommen. Auf dem vierten Blatte ist ein prachtvoll ausgeziertes, illuminirtes Zueignungs-Bild, wie ein Benediktiner dem Kayser Heinrich dem Heiligen Gregors Homilien für die Bibliothek des Bamberger Domkapitels überreicht. Auf dem fünften Blatte ist eine Tauschurkunde des Pabstes Benedikt VIII. mit Kaiser Heinrich dem Heiligen vom J. 1019, deren Züge in jeder Zeile durch die Schriftform unserer Zeit verdeutlicht ist, welches noch ungeübten Zeichnern zu ihrer ersten Uebung sehr willkommen seyn dürfte. Das sechste Blatt enthält 1) ein vollständiges Schriftmuster aus dem Anfange von Cicero's rhetorischen Büchern mit kunstvoller Illuminirung des ersten Buchstabens, aus dem XII. Jahrhunderte; 2) eine Schlußstelle aus Cicero's rhetorischen Büchern an Herenius, vom XI. Jahrhunderte; 3) ein Bruchstück aus Dares Beschreibung des trojanischen Krieges, vom X. Jahrhunderte; 4) eines aus Abt Berno von Reichenau Werke über Musik und Choralgesang, vom XIII. Jahrhunderte; 5) den Eingang einer kostbaren Handschrift des Boethius über Cicero's rhetorische Erfindungs-Quellen, aus dem XI. Jahrhunderte; 6) den Schluß des zweyten Buches einer Handschrift über Cicero's rhetorische Erfindungs-Quellen, aus dem XIII. Jahrhunderte; 7) ein Bruchstück aus Cicero's Büchern von den Pflichten, vom XII. Jahrhunderte; 8) den Eingang von Cicero's Rede an Marc Anton, aus dem XIII. Jahrhunderte; 9) die ersten Zeilen aus Festus römischer Geschichte, vom XII. Jahrhunderte; und 10) den Anfang einer Handschrift der Grammatik von Priscian, aus dem IX. Jahrhunderte; — „eine kostbare Perle, die noch nicht in die Hände eines philologischen Juweliers gekommen ist; obschon sie der Bearbeitung durch einen Thiersch, Ast, Göller, Bernhardy, Richarz, u. a. m. höchst würdig wäre.“ — Das siebente Blatt liefert: 1) eine Stelle des h. Hieronymus über die ausgezeichneten Männer, aus dem XII. Jahrhunderte; 2) ein Schriftmuster aus Gregors moralischen Betrachtungen über Job, aus dem IX. Jahrh.; 3) eines aus Isidors Werke von der Natur der Dinge; 4) ein zweytes Muster von Gregors Betrachtungen über Job; 5) eine Stelle der salischen Gesetze; und 6) einen Kanon des Aachner Conciliums (vom Jahre 816, von Einer Hand das Ganze geschrieben). Alle diese Schriftmuster zeugen von ihrem Alter: sie gehören in das achte und neunte Jahrhundert. Gregors moralische Betrachtungen über Job zeichnen sich zugleich durch ein großes, im IX. Jahrhundert seltenes Format aus. Das achte Blatt giebt: 1) den Anfang eines Evangeliums; 2) ein Schriftmuster aus Gregor des Heil. Pastoral; 3) eines aus dem Leben des h. Remaclus (das in der Bamberger Handschrift vollständiger ist, als die Bollandisten und Mabillon's Jahrbücher liefern), aus dem X. Jahrhunderte; 4) eine Skizze der Arzneywissenschaft, und 5) eine von Aelian Spartanus (eine treffliche Handschrift, einer Bearbeitung der Philologen wie der Historiker werth), aus dem IX. Jahrhunderte.

Mit den herrlichen Schriftmustern des ersten Heftes ist noch ein lateinisches Glossar verbunden, welches viele hundert Wörter aufzählt und erläutert, die aus den Bamberger Handschriften genommen wurden, weil sie in den Wörterbüchern eines Carl du Fresne und Robert Stephan entweder gar nicht, oder wenigstens nicht in dem Sinne sich befinden, welchen sie in den Handschriften mit sich verbinden. Dieses Wörterbuch ist ein wesentlicher Gewinn für die philologische Literatur, und wird zur Enträthselung des Textes der alten römischen Klassiker und Gesetzbücher gleichviel beytragen, wie ich schon in dem Repertorium der Literatur darthat.

Das zweyte Heft aber enthält zwölf treffliche Blätter.

Das erste Blatt liefert 7 longobardische und altsächsische Alphabete vom VIII., IX. und X. Jahrhunderte, deren schwer zu entziffernde Züge durch neuere Schrift verdeutlicht sind. Das zweyte Blatt giebt ein fast vollständiges Alphabet von Initialbuchstaben aus einem Meßbuche des X. Jahrhunderts. Das dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente und achte Blatt liefert den größten Theil eines doppelten Alphabets von ungewöhnlich großen und höchst künstlich gearbeiteten Initialbuchstaben. Das neunte Blatt giebt Schriftmuster: 1) vom Leben des h. Remigius; 2) aus Homilien; 3) Augustin, 4) Paul Aegineta; 5) Victors vandalischer Verfolgung; 6) Priscian und 7) Hieronymus; — alle aus dem IX. Jahrhunderte. Auf dem 10ten Blatte befinden sich ganze Schriftmuster des X. Jahrhunderts aus folgenden Werken: 1) einem Troparium; 2) Beda des Ehrwürdigen; 3) Amalarius; 4) Ado Viennensis; 5) Aristoteles; 6) Beda (Erläuterung über Lucas); 7) Augustin; und 8) Derselbe. Das eilfte Blatt giebt Muster des XI. Jahrhunderts: 1 und 2) aus Ambros; 3) Augustin; 4) Ansbert; 5—7) abermals Augustin (jedes aus einem andern Werke). Und das zwölfte Blatt enthält Muster aus dem XII. Jahrhunderte aus folgenden Werken: 1 und 2) Agenden; 3) dem Pontificale des heil. Otto; 4) Gregor (Pastoral); 5) Ambrosius (über Lucas), und 6) Gregor (Homilien).

Da die Bamberger Handschriften auf der öffentlichen Bibliothek von jedem Gelehrten täglich eingesehen und mit den herausgegebenen Schriftmustern verglichen werden können, da ihr größter Theil entweder mit der wirklichen Jahreszeit ihrer Abschrift bezeichnet, oder durch Lebensumstände der Verfasser oder Schreiber kenntlich gemacht ist; so kann auf ihren Typus ein weit höheres Vertrauen gesetzt werden, als auf alle frühere Schriftmuster. Zum besonderen Kennzeichen eines bestimmten Jahrhunderts jeder Handschrift dient jedem Kenner ohnehin die in diesem herrschend gewesene Orthographie, Abtheilung der Worte oder Redetheile, die Punktation, Abkürzung, Anreihung, Verbindung oder Entfernung der Anfangs- oder Endsylben, die Rand- oder Zeilen-Linirung, die Zahl der Textes-Spalten, die Ueberschriften und Schlußworte, die Form und Farbe der Anfangsbuchstaben und der Schreibstoff des ganzen Textes.

Die Platten wurden in Bamberg, in Nürnberg, u. s. w., gleichsam unter den Augen des Herausgebers gefertiget, damit sie auf das Genaueste die Züge der Originalien wiedergeben.

Obschon Hr. Jäck im Voraus wußte, daß nur ein höchst kleines Publikum für ein solches Werk sich finden würde, welches kaum den kleinsten Theil der Kosten decken möchte, so entschloß er sich doch zu dem außerordentlichen Aufwande, um den Wissenschaften einen kostbaren Tribut zu entrichten, um der (durch Hrn. Jäck erst eingerichteten) Bibliothek seiner Vaterstadt ein unvergängliches Denkmal zu stiften — und ein Bayern und seines Ludwigs würdiges Werk zu gründen, welches die Bewunderung des Auslandes abnöthigen wird, schon abgenöthiget hat! Diese, einzige in ihre Art, und kostbare Sammlung, wie sie noch nie auf einer öffentlichen Bibliothek nach dem ganzen Umfange von 8 Jahrhunderten angelegt wurde, — wird sich in 3 Heften schließen. Möchten alle Freunde der Wissenschaften und Künste für die Verbreitung derselben nach Kräften beytragen.

Philosophie und Christenthum oder Wissen und Glauben von Dr. J. Rust. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim, im Verlage der Schwan und Götzischen Hofbuchhandlung. 1833. 8. XXIV. 370 S.

Die erste Auflage dieser Schrift, deren Verfasser noch vor wenigen Jahren ordentlicher Professor an der Universität zu Erlangen und Pfarrer der dortigen französisch-reformirten Gemeinde war, jetzt Konsistorialrath zu Speyer ist, erschien im J. 1825. Dieselbe habe, sagt der Verf. in der gegenwärtigen Vorrede, eine so günstige Aufnahme bey dem wissenschaftlichen Publikum gefunden, daß sich bald nach ihrem Erscheinen das Bedürfniß einer zweyten Auflage gezeigt.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser in dieser Schrift gestellt hat, ist, wie schon aus dem Titel derselben ersichtlich ist, eine wissenschaftliche Erörterung des Verhältnisses von Philosophie und Christenthum und des hier nothwendig zur Sprache kommenden Gegensatzes von Wissen und Glauben. Es sind also die großen und gewichtigen Tendenzen des Rationalismus und Supranaturalismus, deren spekulative Würdigung unseren Verf. beschäftiget, — Tendenzen, die seit vielen Jahrhunderten die Anläße der heftigsten Partheykämpfe waren, und deren wahre, endliche Beschwichtigung noch bis zur Gegenwart ein unerfüllter Wunsch geblieben, wenn gleich das Bedürfniß darnach wohl nie lebendiger, als in unseren Tagen, gewesen seyn mochte.

Auch unser Verf. erwähnet gleich am Eingang seiner neuen Vorrede der Dringlichkeit einer wahrhaften Versöhnung dieser Gegensätze und beklaget die noch immer herrschende Partheyung auf dem theologischen Gebiete, über welche er sich zu erheben gesucht habe, was ihn aber freylich den Tadel aller derer aussetzen werde, die seine Schrift nur mit parthevischem Sinne betrachten würden. Denn für die Vertreter des sogenannten Rationalismus werde sie zu viele supranaturale, für die

des Supranaturalismus aber zu viele rationale Elemente enthalten. Die Männer des Positiven würden mit dem Rechte nicht einverstanden seyn, das er dem denkenden und prüfenden Geiste eingeräumt, und die Verehrer dieses würden es tadeln, daß er auf das Positive anerkennende Rücksicht genommen habe.

Was der Verf. sowohl hier, als in dem Nachfolgenden über diese Tendenz seines Werkes ausspricht, daß in ihm nämlich weder von einer Ausschließung des Positiven, noch des Rationalen die Rede sey, sondern eine Vermittelung beyder Elemente in einer höhern Einheit beabsichtiget werde, kann gewiß nur die vollste Billigung aller derjenigen erhalten, denen es nicht um irgend ein Partheyinteresse, sondern lediglich um die Sache der Wahrheit und der Wissenschaft zu thun ist. Aber so sehr wir auch auf der einen Seite das redliche Bestreben des Verf., einen Standpunkt über den Partheyen zu gewinnen, und eine Versöhnung ihrer Gegensätze zu erzielen, anerkennen müssen, so können wir doch auf der andern Seite die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns eine befriedigende Lösung dieser großen Aufgabe von Seite des Verf. schon aus dem einen Grunde unmöglich scheint, weil es zuletzt doch auch nur eine bloße Tendenz wieder ist, durch welche der Verf. die beyden anderen Tendenzen zu überwinden bemüht ist. Denn zwey so umfassende Tendenzen in einer dritten und höheren Ansicht wirklich zu vereinigen, kann nach unserem Dafürhalten keiner bloßen Tendenz, und wäre diese auch die beste und unpartheylichste, gelingen, indem eine solche, ohne ein vollständiges, aus ihr und durch sie entwickeltes System, immer nur zu Wissenschaftsforderungen, nie aber zu wahren Wissenschaftslösungen führen kann, womit jedoch der Werth auch schon einer bloßen, wenn anders löblichen Tendenz nicht im Geringsten in Abrede gestellt werden soll.

Doch wenden wir uns jetzt zu dem speciellen Inhalte des vorliegenden Buches, und suchen wir den Leser mit den Hauptmomenten bekannt zu machen, welche der Verf. darin entwickelt. Zuvörderst sucht sich derselbe unter den verschiedenen Standpunkten zu orientiren, von denen aus der Gegenstand seiner Untersuchungen bisher in's Auge gefaßt worden, und sodann den eigenen zu ermitteln, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß keiner der übrigen in Wahrheit genüge. Drey Standorte, sagt er, seyen es vorzüglich, von welchen Philosophie und Christenthum, Wissen und Glauben bisher angesehen und beurtheilt worden seyen. Man könne den ersten als den kirchlichen, den zweyten als den religiösen und den dritten als den philosophischen bezeichnen. Als den kirchlichen Standort betrachtet der Verf. den römisch-katholischen, als den religiösen, den des bloßen, das Wissen ausschließenden Glaubens, und als den philosophischen den des vermeintlichen, den Glauben und das Positive ausschließenden Wissens, oder des Rationalismus. Keiner dieser Standpunkte aber läßt, nach der Ansicht des Verf., die genannten Gegenstände in ihrer Wahrheit erblicken. Das die Gegensätze von Wissen und Glauben ausgleichende Element ist ihm lediglich der Geist und zwar der absolute Geist. Und die ganze folgende Darstellung soll, so ist des Verf. Absicht, eine höhere Geschichte dieses Geistes werden. Sie hat mit seiner ersten und allgemeinsten Offenbarung nach außen, mit der Weltschöpfung zu beginnen, die Entwicklungsperioden in welchen er sich in steigender Klarheit, Fülle und Wahrheit kund giebt, in allgemeinen Umrissen zu beschreiben, und endlich mit den erhabensten und freyesten Stufen seiner Erscheinung, mit Philosophie und Christenthum und ihrer Versöhnung zu schließen.

Man könnte hier nun freylich an den Verfasser die Frage stellen, ob es denn nicht auch einen wahren, kirchlichen, religiösen und philosophischen Standort der Beurtheilung jener Gegenstände geben könne, ja geben müsse, vorausgesetzt, daß diese Standpunkte nicht in ihrer Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, sondern in ihrer Wahrheit und Totalität behauptet werden. Unstreitig ist der Standpunkt des Geistes derjenige, von dem aus allein sich alle Gegensätze wahrhaft vermitteln lassen. Aber welches ist der wahre Standpunkt dieses Geistes? Etwa der Hegel'sche, auf den sich der Verf. gestellt hat? Wenigstens erklärt sich derselbe im sechsten Abschnitte des Buches vorzugsweise für die Hegel'sche Philosophie, indem er S. 274 sagt: es habe sich in der neuesten Zeit um eine vernünftige Construction der Wissenschaft Niemand größere Verdienste erworben, als der geniale und tiefsinnige Hegel. Welches auch die Resultate seiner Wissenschaft seyn möchten, nur die Engherzigkeit und Befangenheit könnten dem tief eindringenden Denker den Ruhm schmälern wollen, daß er es am evidentesten gezeigt habe, wie die Wissenschaft behandelt werden müsse, wenn sie der Macht empirischer Bestimmungen entgehen und zu wahrer, innerer Sicherheit und Gewißheit gelangen wolle; und ein ernstes Studium seiner Werke gewähre Jedem, der in ihren Geist eingedrungen, die Ueberzeugung, daß, auch abgesehen von ihrem besondern Inhalte, in ihnen die Bahn bezeichnet sey, auf welcher das Wissen allein sich mit Erfolg bewegen könne.

(Schluß folgt.)

Nr. XIII. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 2. April 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 27.

Inhalt.

Semele, a dramatic poem by Schiller, with some choice poems of Louis, King of Bavaria and Count Augustus Platen. Translated from the German by Charles Hodges. Munich, 1835.

Weder die normännische Eroberung noch die andern romanisch-französischen Einflüsse, die das Land im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, konnten den ächt germanischen Charakter der Bevölkerung Alt-Englands verwischen oder auch nur wesentlich beeinträchtigen. Betrachtet man die Sprache oder die Verfassung, die geschriebenen Gesetze und die ungeschriebenen Gewohnheiten des Volkes, so steht England herrlich da ein blühender Zweig des kräftigen deutschen Stammes. Von den 69 Wörtern des Vater unsers sind bloß 5 nicht germanischer Abstammung; von den 81 Wörtern des Selbstgespräches in Hamlet sind bloß 13 romanischen Ursprungs und unter 90 Wörtern in Milton, dessen Sprache gelehrter ist, als die irgend eines andern englischen Dichters, finden sich bloß 16 lateinischer Herkunft.

Diese innige Verwandtschaft des englischen Idioms mit der deutschen Sprache hat ausgezeichnete deutsche Schriftsteller in den Stand gesetzt, die allbekannten vortrefflichen Uebersetzungen Shakspeares und anderer Dichter zu liefern, und andererseits konnten auch die Engländer deßhalb die Erzeugnisse unserer Dichter, mehr als irgend ein anderes Volk der Erde, sinn- und geistgetreu in ihre Sprache übersetzen.

Die Uebersetzungen des Herrn Hodges gehören zu den besten, die wir gesehen haben; sie folgen treu dem Wortsinne des Originals, ohne daß jedoch der Geist des Gedichtes in der chemischen Zersetzung sich verflüchtige. Man vergleiche nur die folgenden Strophen aus dem schönen Gedicht, der Könige Loos, von König Ludwig:

Was dem Aermsten selbst gewähret
Er auf seinem Thron entbehret:
Frohen Umgangs heitre Lust.
Wie an Fäden soll er wandeln,
Gleichwie auf der Bühne handeln
Seiner Rolle sich bewußt.

Abgewogen, abgemessen
Sey ihm alles, soll vergessen
Daß er Mensch ist; immer kühl
Soll sein Herz nie höher schlagen
Einsam, freundlos soll er ragen,
Abgestorben dem Gefühl.

What the poorest claims his right,
Sweeit communion's calm delight,
Fails him even upon his Throne.
He should wander by a thread,
On the stage as puppets tread —
Character already known.

All he hath be fix'd and set,
Measured, weigh'd, he should forget
He is mortal; cool his breast
Should be always, unexcited,
Standing friendless, disunited
Every feeling laid at rest.

Nur der letzte Vers der ersten Strophe ist hinter dem Originale zurückgeblieben und sagt eigentlich etwas ganz Anderes. Nach der Uebersetzung erschiene der

Herrscher, wo er erscheint, wie irgend ein bekannter Charakter auf der Bühne; sein Auftreten wird bloß objektiv, wie er Andern erscheint, betrachtet, während doch im Originale der Idee des Gedichtes gemäß, bloß das Subjektive herausgehoben wird, daß nämlich der Herrscher seiner Rolle sich bewußt seyn, daß er nicht nach den Eingebungen seines Herzens, sondern nach den herkömmlichen Formen handeln muß.

Wie gut Herr Hodges das Mahlerische des Originals in der Uebersetzung nachzuahmen wußte, lehren folgende Stellen der Semele.

Rache gepanzert
Steig ich vom hohen Olympus herab.
Süße, verstrickende
Schmeichelnde Reden
Hab' ich ersonnen,
Tod und Verderben
Lauren darin.

Arm'd for revenge
Have J descended from lofty Olympus.
J have invented
Sweetly insnaring
Flattering words;
Death and destruction
Lurk therein.

Horch, ihre Tritte!
Sie naht!
Naht dem Sturz, dem gewissen Verderben!
Verhülle dich, Gottheit, in sterblich Gewand.

Hark her footsteps
She nears!
Nears the gulph of her certain destruction!
Wrap thee up, godhead, in mortal attire!

Die Kraft Platens hat nur selten durch die Uebersetzung in's Englische etwas verloren. Man vergleiche nur den Anfang des Gedichtes: der Pilgrim von St. Jüst:

Nacht ist's und Stürme bausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt auf die Thür.

'Tis night, and storms without cessation roar,
Ye Spanish monks, unbar for me the door.

In der Vorrede zu diesem Werkchen verspricht uns Herr Hodges eine vollständige Uebersetzung der „Braut von Messina," mit der er uns, wie es heißt, schon sehr bald erfreuen wird.

N — n.

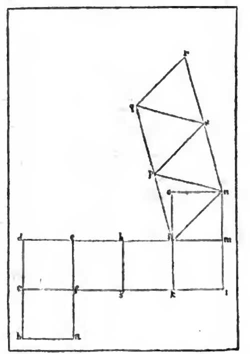
Géometrie stéréographique par Reliefs de Polyèdres pour faciliter l'étude des corps etc. par C. M. Marie, Professeurs. Paris, 1835. gr. 8.

Referent hat bereits in Nr. 5. der Bayerischen Annalen vom Jahre 1834 (S. 34—37) zwey ältere Werke (des 16. Jahrh.) und zwey neuere über Crystallkunde und insbesondere über die Crystallkörper und ihre Netze, um dieselben daraus in Pappdeckel für den Unterricht in der Minerkunde und Raumlehre zu fertigen, zur Sprache gebracht. In derselben Absicht zeigt er das obige französische Werk an, welches über die mathematischen Körper handelt. Dasselbe hat den sinnigen Gedanken des Engländers John Lodge Cowley benutzt und verarbeitet, einem Lehrbuche über die Körper die Abbildungen derselben nicht etwa in schattierter oder haup'sch-durchsichtiger Perspectivansicht beyzugeben, sondern vielmehr die Netze derselben und zwar in der Art, daß dieselben auf starkem Kartenpapier gedruckt und ausgeschnitten, an einer Grundfläche aber (zuweilen, wo es nicht anders thunlich, auch an zweyen) mit dem Blatte zusammenhängend gelassen werden. Von der andern Seite aber sind die zusammenhängenden Kanten des Netzes eingekerbt, so daß dadurch und durch jenes Umschneiden das Netz für unmittelbare Anschauung zum Körper zusammengefügt werden kann.

Auf diese Weise werden uns durch das Buch an die gehörigen Orte vertheilt und wie in die Rahmen ihrer Kartenblätter, mit denen sie durch jene Anhaltflächen zusammenhangen, flach eingefügt, die Netze folgender Körper vorgeführt: das Vierflach (Tetraèdre), der Würfel (Hexaèdre), das Achtflach (Octaèdre), das Zwölfflach (Dodecaèdre), das Zwanzigflach (Icosaèdre). Hiernach folgt das Tetraèdre inscrit dans un Hexaèdre, und ist auch hiefür das recht gut an einander gefügte Doppelnetz des eingeschriebenen Vierflachs und umschriebenen Würfels gegeben. Ihm folgt das Vierflach mit abgestumpften Ecken, das zum Achtflach führt: der Franzose nennt es Tétraèdre tronqué oder Tétrahexaèdre. Darnach das Rautenflach (Solide rhombe), darnach die Rautensäule (Solide Rhomboide oder Paralélepipède oblique), die Prismen (Prisme triangulaire, Prisme pentagonale, Prisme hexagonale), das Paralélepipède rectangulaire; die Pyramiden (Pyramide triangulaire, quadrangulaire, pentagonale), dazu stets dieselben mit abgestumpften Spitzen (Tronc d'une pyramide triangulaire, Tr. d. pyr. quadrang., Tr. d. pyr. pentagon.); endlich die Kegelschnitte (senkrecht, wagerecht und schräg durch die Achse).

Indem es Referenten nur darum zu thun war, die eigenthümliche und für Unterricht nicht werthlose Beygabe des französischen Werkes zur Nachahmung bey

deutschen Behandlungen der Körperlehre zu empfehlen (besser freylich, jeder Knabe hält den Köper aus Holz, Masse oder Pappdeckel, letztere von ihm selbst gefertigt beym Unterrichte in seiner Hand, auch die mehrfach eingeschriebenen), glaubt er das sinnigste der jenem Werke beygegebenen Netze hier nachschneiden zu sollen: es ist das in den Würfel eingeschriebene Vierflach.



Schneide im Kartenpapier die Linien ab, bd, di, iq, rn, ml, lf, fa ganz aus, dagegen bleibt nm unausgeschnitten. Darnach kerbe von der andern Seite bis zum bequemen Einbiegen nach der Vorder- oder Oberseite ein die Linien cf, fe, gh, ik, im, in (io und on nicht!), pn, ps, sq. Nunmehr beginne von r aus das Vierflach zusammenzulegen, so daß r in o, q in i fällt, und stelle das nun geschlossene Vierflach senkrecht auf seine Kante qr (oder in), so daß Kante ps die untere qr oder ihre senkrechte Achse im rechten Winkel schneidend aufgefaßt werden kann. Darnach fahre fort den Würfel um das Vierflach herumzulegen, wobey Würfelecke l mit Vierflachecke s zusammenfällt, g mit p, e mit r, d mit m, o mit l (oder s), b mit k, a mit g. So ist der Würfel geschlossen, das Vierflach ganz eingeschrieben, und nur die mit dem Kartenpapier zusammenhängende, zur Grundfläche dienende halbe Würfelfläche mni läßt (von der andern Seite) die Vierflachfläche npi erblicken. Nach Belieben aber und wie es die Anschauung der Flächen-, Kanten-, Ecken-, Winkel-, Achsen- rc. Verhältnisse erfordert, kann die obere Würfelfläche abcf u. s. w. geöffnet werden.

H. F. Maßmann, Dr. Professor.

Philosophie und Christenthum oder Wissen und Glauben von Dr. J. Rust. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim, im Verlage der Schwan und Götzischen Hofbuchhandlung. 1833. 8. XXIV. 370 S.

(Fortsetzung.)

Der Verf. will sich also zwar nicht gerade zu den Resultaten, aber doch unbedingt zur Methode der Hegel'schen Philosophie bekennen. Denn wie wäre es auch möglich, eine Uebereinstimmung der Resultate dieses Systemes, namentlich in der Lehre von Gott, der Trinität, der Schöpfung, Unsterblichkeit u. s. w. mit dem Christenthume im Ernste nachzuweisen? Ist aber wohl eine Trennung der Methode und der Resultate hier möglich, und weiset nicht ein verfehltes Ziel auf einen verfehlten Weg hin — so zwar, daß man sagen könnte, das Ergebniß einer Philosophie spreche auch über ihre Methode das Urtheil?

Doch kehren wir jetzt zu dem Anfange des Weges zurück, den der Verf. einschlagen zu müssen glaubte, um eine Versöhnung von Philosophie und Christenthum, vom Standpunkte jenes absoluten Geistes aus zu erzielen. Er beginnt seine Betrachtung mit einem Begriffe, von dem er selbst sagt, daß er zu den verwickeltsten und schwierigsten gehöre, welche in dem Gebiete der Philosophie und Theologie vorkommen, nämlich mit dem Begriffe der Offenbarung. „Ihr Grund ist Gott und ihr Anfang die Weltschöpfung. Die Weltschöpfung ist ein Akt und ein Produkt des absoluten Geistes, als des lebendigen, freyen und persönlichen Gottes. Gott ist die absolute Intelligenz und der absolute Wille in unzertrennter und unzertrennbarer Einheit; er wirkt demnach nie und nirgends als bloß intelligente Kraft, oder auch als abstrakte Willensmacht, sondern in jener und dieser zumal, oder in seiner göttlichen Totalität. Gott, als die absolute Intelligenz, denkt die Welt, und in und mit diesem Denken ist sie auch; denn Denken und Seyn sind in ihm schlechthin eins. Dieses Seyn der Welt ist zuvörderst noch nicht als ein außerhalb Gott bestehendes, und somit zeitliches und räumliches zu begreifen; es ist noch in dem Gedanken Gottes beschlossen, folglich außer aller

Zeit und über allem Raume, Momente, welche überhaupt noch keine Wirklichkeit haben. In diesem Zustande der idealen Existenz ist die Welt keineswegs identisch mit Gott; sie ist unterschieden und verschieden von ihm, wie der Gedanke von dem Geiste, der ihn gedacht hat, wie das Produkt von seinem Urheber. So bestimmt nun aber auch dieser Unterschied ist, er entwickelt sich weiter; denn Gott will, daß die Welt, welche in seinem Denken ist, aus ihm hervorgehe und für sich bestehe. Hiedurch wird die Welt die wirkliche in Raum und Zeit existirende. Die durch Gott geschaffene Welt hat also nicht nur eine reale Existenz, sondern auch eine ideale; sie ist eben so sehr durch Gott, als aus ihm, oder mit andern Worten, er ist nicht bloß der Grund, sondern auch die Ursache derselben; sie ist in ihm, und er mit freyer Nothwendigkeit in ihr. Denn die ewige und unendliche Existenz Gottes in der Welt ist einerseits Folge seiner Natur, anderntheils Resultat seiner Willensbestimmung. Jene Natur ist nach ihrer innersten und tiefsten Wesenheit absolutes Leben und in diesem absoluten Leben absolute Liebe; das Leben aber muß sich äußern, und nur in dieser Aeußerung erweist es sich als Leben, und die Liebe muß sich mittheilen, und nur in dieser Mittheilung erscheint sie als die Liebe. Von dieser Seite betrachtet, also mit Beziehung auf die Natur Gottes, ist das Seyn desselben in der Welt eine nothwendiges; allein was seine Natur fordert, das will er auch. Und gleichwie die Natur Gottes der Grund seines Willens ist, so ist der Wille auch der Grund seiner Natur. Wenn darum die Existenz Gottes in der Welt als Folge seiner Natur eine nothwendige ist, so ist sie als Resultat seines Willens eben so sehr eine freye. Die zum Zwecke der Welterhaltung und Weltregierung oder auf providentiellem Wege sich realisirenden Offenbarungen Gottes aber sind, als Fortsetzung seiner in der Weltschöpfung verwirklichten ersten oder Uroffenbarung, zugleich weitere Entwicklung derselben. Wie in dieser, so soll durch jene immer entschiedener aus dem Bestimmungslosen (ἐκ τῶν μὴ ὄντων) das Bestimmte, aus dem Allgemeinen das Besondere, aus dem Ungebildeten das Gebildete hervorgehen (System der Evolution im Gegensatze zur Emanation), bis endlich Gott vollkommen enthüllt und in seinem seligen Reiche Alles in Allem seyn wird."

Dieß ist im Wesentlichen der Ideengang des Verf. über die hier besprochenen großen und schwierigen Probleme der Spekulation. Die Persönlichkeit und Freyheit Gottes, die Weltschöpfung, das Verhältniß Gottes zur Welt, Ziel und Absicht der ganzen Schöpfung — alle diese Gegenstände berührt der Verf. nacheinander, aber er berühret sie auch nur, ohne auf ihre nähere Begründung einzugehen, die sie natürlich nur in einem vollständig entwickelten Systeme finden könnten. Der Verf. muß also doch irgend ein solches System voraussetzen, und da er nicht selbst eines aufstellt, so muß es wohl ein fremdes seyn, worauf er sich stillschweigend zu berufen scheint. Denn obgleich die Lehre von einem freyen, persönlichen Weltschöpfer die Lehre des Christenthumes ist, und eine Philosophie, die sich als christliche erweisen will, in diesem über alles Uebrige entscheidenden Hauptpunkte nicht von der christlichen Lehre differiren kann und darf, so wird uns doch der Verf. zugeben, daß nichts schwieriger sey, als über die hier zu erörternden höchsten und tiefsten Fragen der Philosophie sich nur einigermaßen wissenschaftlich zu verständigen. Bekanntlich hat Schelling in der neuesten Zeit zuerst wieder die Lehre von einem freyen, persönlichen Weltschöpfer wissenschaftlich zu begründen gesucht, und dessen Ideen scheinen es auch zu seyn, die dem Verf. bey seiner Entwickelung des Begriffes der Offenbarung vorgeschwebt. In wie weit der Verf. diesen Ideen gefolgt, in wie weit er davon abgewichen, wäre nun allerdings hier zunächst in's Auge zu fassen. Doch würde eine solche Kritik aus zwey Gründen nicht an der Stelle seyn, für's erste, weil des Verfassers Entwicklung eine viel zu allgemeine und näherer Begründung entbehrende ist, um uns auf Spezielles einlassen zu können, und für's zweyte, weil dasjenige System, auf welches hier eine Berufung statt finden müßte, noch nicht in seiner letzten Gestaltung druckschriftlich vor uns liegt.

Dieselben Gründe bestimmen uns auch, in dem Nachfolgenden lediglich auf Mittheilung des Hauptinhaltes des noch übrigen Theiles der vorliegenden Schrift uns zu beschränken, in welcher der Verf., obwohl anfänglich zu den Schellingischen Principien sich hinneigend, doch im weiteren Verlaufe eine davon verschiedene und ihm eigenthümliche Richtung eingeschlagen hat. Können wir aber auch mit den Resultaten, zu welchen den Verf. seine Untersuchungen geführt, uns nicht allenthalben einverstanden erklären und sind wir gleich der Ueberzeugung, daß die von demselben aufgestellten Unterscheidungen der geschichtlichen Entwicklungsstufen des absoluten Geistes nicht hinreichen, um den religiösen und wissenschaftlichen Progressus der Menschheit wahrhaft zu erklären, so verhindert dieß doch nicht, des Verfassers Bestrebungen, von dem ihm nun einmal eigenthümlichen Standpunkte aus, bestens anzuerkennen und ihm freundschaftlich die Hand zu bieten zu späteren, vielleicht erfolgreichern Verständigungen, falls derselbe seinen gegenwärtigen Standpunkt selbst als einen noch nicht hinlänglich liquiden zu betrachten sich genöthiget sähe.

Nehmen wir jedoch den Faden unserer Berichterstattung über des Verfassers Untersuchungen jetzt da wieder auf, wo wir ihn abgebrochen, nämlich bey dessen Behauptung, daß alle Offenbarungen Gottes nur Fortsetzung und weitere Entwicklung der ersten und ursprünglichen seyen. Hieraus folgert nämlich der Verfasser: Jede Offenbarung habe eben so sehr eine ideale als

eine reale Seite; jede sey aus Gott und durch Gott; jede sey demnach in ihm und in jeder sey er; jede sey ewig und zeitlich, also auch übernatürlich nnd natürlich; durch jede enthülle sich Gott; durch jede fördere und beglücke er seine Schöpfung. In zwey großen Gebieten verwirklichen sich alle einzelnen Offenbarungen, das eine sey das Reich der Natur, das andere das Reich des Geistes. Ueber dem Reiche der Natur jedoch und in höherer Würde und Wirksamkeit stehe das Reich des Geistes. In seinen Entwicklungen wiederholen sich die zwey Hauptrichtungen der allgemeinen Offenbarung, von denen die eine, der idealen Seite in der Weltschöpfung entsprechend, sich als Gedanke, die andere, der realen Seite entsprechend, als That offenbare. Die erstere Weise der geistigen Entwicklung bezeichnet der Verf. als die intellektuelle, die zweyte als die religiöse. Das intellektuelle Leben des Geistes in seiner Entwicklung sey fortgesetzte, immer herrlichere Offenbarung Gottes in und durch das Erkenntniß; sein religiöses immer glänzendere Enthüllung des absoluten Geistes in und durch die That. Hieran knüpft der Verf. einige Betrachtungen über die Einheit von Wissen und Handeln und über die Forderungen, welche an den Geist in seiner intellektuellen und religiösen Richtnng ergehen. Die intellektuelle Bildung bewege sich innerlich; mehr in die äußere Welt dagegen greife die religiöse Entwicklung des Geistes ein. Die vollendetste, gelungenste und erhabenste Darstellung dieser äußeren Welt des Geistes sey die Geschichte. Alles, was der Geist durch seine That werde, das sey in ihr ausgesprochen. Sein religiöses Leben bilde daher nothwendig den Kern aller Geschichte. Das geschichtliche Element des religiösen Lebens zeige sich bald in dieser, bald in einer anderen Gestalt nach durchgreifendem und mit Nothwendigkeit wirkendem Gesetze. Die historische Seite der Entwickelung des religiösen Geistes bilde das wahrhaft Positive aller Religionen. Zweyerley Gefahr drohe dieser positiven Seite der religiösen Entwicklung. Einige wollen sie nämlich verdrängen, um an ihre Stelle die sogenannte natürliche oder Vernunftreligion zu setzen; Andere dagegen setzen den Charakter des Positiven der Religion weniger in das historische Moment, als in die mit ihrer Einführung verknüpften unbegreiflichen Erscheinungen. Nachdem der Verf. diese beyden Ansichten zu berichtigen gesucht, geht derselbe auf eine nähere Darstellung der Gesetze aller Entwicklung über. Das erste derselben sey das der Stetigkeit, d. h. alle Entwicklung stehe in einem innern, nothwendigen Zusammenhange. Sie sey ferner successiv und ein Fortschritt vom Allgemeinen zum Besondern, vom Bestimmungslosen zum Bestimmten, und in jeder Entwicklung sey die folgende Stufe die Wahrheit derjenigen, aus welcher sie hervorgegangen. Die Frage, die bey dem Gesetze des successiven Fortschrittes aller Entwicklung von dem Verf. in Anregung gebracht wird, ob der erste Zustand der Menschheit ein Zustand hoher Kultur oder der Wildheit gewesen sey, beantwortet derselbe dahin, daß unser Geschlecht weder in dem einen, noch dem anderen dieser Zustände, also nicht im Zustande der Gegensätzlichkeit, sondern in dem der Indifferenz begonnen habe. Bey der in sich fortschreitenden Geistesentwicklung zeigen sich nun, der Ansicht des Verf. zufolge, sowohl bey der intellectuellen Richtung derselben, als auch bey der religiösen, drey Stufen, auf welche sich jene erhebt. Diese Stufen, welche man auch die Hauptperioden der Geschichte nennen könne, versucht der Verf. folgendermaßen namentlich zu bezeichnen. Bey der intellektuellen Richtung des sich entwickelnden Geistes ist die erste Stufe die des Gefühls oder der unmittelbaren Erkenntniß, die zweyte die Stufe des Verstandes oder der Meynung, und die dritte Stufe die der Vernunft oder die der Philosophie und des Wissens. Die religiöse Entwicklung aber zerfällt in die drey Bildungsperioden des Heidenthums oder der unmittelbaren Religiosität, des Judenthums oder des Gesetzes, und des Christenthums oder des Glaubens.

Jede dieser Entwicklungsstufen behandelt der Verf. in einem besonderen Abschnitte. Die Hauptpunkte, welche in dem nächsten dieser Abschnitte, der vom Gefühle oder der unmittelbaren Erkenntniß handelt, zur Sprache kommen, sind in Kürze folgende: Der Schluß der körperlichen Bildung ist der Sinn, die vollendetste Entwicklung des leiblichen Gefühls. An den Sinn knüpft sich das Gefühlsleben des Geistes an. Zwischen diesem Anfange der geistigen und jenem Schlusse der leiblichen Entwicklung sind demnach Berührungspunkte, die nur in einer Aehnlichkeit, welche zwischen der Natur des Sinnes und der des Gefühles statt findet, begründet seyn können. Diese Berührungspunkte bestehen hierin, daß, gleichwie der Sinn nur durch körperliche Form afficirt wird, und nur zeitliche und räumliche Erscheinungen auffaßt, und wie ferner im Sinnesleben überall die Unmittelbarkeit vorherrscht, in ähnlicher Weise auch das Gefühl Allem körperliche Gestalt zu geben und es zu einer zeitlichen und räumlichen Erscheinung zu machen gewohnt ist, und eben so wenig dem Gesetze der Unmittelbarkeit, die dem ganzen Naturleben eigen ist, sich entziehen kann. Ungeachtet dieser Aehnlichkeiten ist aber dennoch eine bedeutende Verschiedenheit zwischen beyden, wodurch das letztere in eine höhere Sphäre gehoben wird, nicht zu verkennen, indem das Gefühl die ewige und innere Seite in allen Bildungen unmittelbar wahrzunehmen im Stande ist, was der Sinn nicht vermag. Auch die Unmittelbarkeit des Gefühls ist eine höhere, als die des Sinnes, indem der Geist als Gefühl das, was ihn ergreift und bewegt, auch in sich selbst, als ein ihm Eingebornes, auffindet. In diesem unmittelbaren Auffinden des Wahren und Ewigen wurzelt die Begeisterung. Das Gefühl ist übrigens sei-

ner Natur nach unbegränzt und begränzt selbst nicht; es ist ferner dunkel und unsrey, womit jedoch kein Tadel über dasselbe ausgesprochen seyn soll. Denn ohne Gefühl ist kein Verstand und keine Vernunft zu denken. Je mehr nun aber das Gefühlsleben sich ausbildet, desto mehr schließt sich dasselbe auf, und desto freyer, heller und bestimmter wird es. Im ersten Stadium seiner Entwicklung tritt es als Naturgefühl, im zweyten als spekulatives Gefühl und im dritten und höchsten als ästhetisches hervor. Nimmt man Rücksicht auf die historische Erscheinung desselben, so findet sich, daß die alte Welt im Ganzen die Welt des Gefühles ist, daß bey den Menschen der Urzeit jenes Naturgefühl gewaltet, am Ganges und Indus das spekulative Gefühl und in dem griechischen Volke das ästhetische Gefühl seinen höchsten Bildungsgrad erreicht habe. Das Römervolk bildet den Uebergang aus der alten in die neue Welt; daher hat der Verstand bey ihm wenigstens eben so hohe Bedeutung, wie das Gefühl. Auch die alten Sprachen sind Gefühlssprachen, die der späteren Menschheit Verstandessprachen. Wenn in der alten Welt das Gefühl der Charakter des theoretischen Geistes ist, so ist es dagegen in der christlichen nur die Durchgangsperiode zu höherer Ausbildung, und kömmt auch hier nicht mehr mit der Stärke und in der Ausdehnung zum Vorschein, wie in der alten Welt. Wird der Versuch gemacht, auf eine gewaltsame Weise die, nach dem Gesetze des geistigen Fortschrittes verlornen Rechte wieder in ihrer ganzen Ausdehnung dem Gefühle zu erkämpfen, oder wird der Geist, wenn die Stunde reicherer Entwicklung geschlagen hat, auf seiner ersten Lebensstufe auf irgend eine Art festgehalten, so daß für ihn keine freyere Bildung möglich ist: so muß das Gefühl in sich erkranken und es entstehen die Auswüchse der intellektuellen Bildung, der Materialismus, die gemeine Mystik, die Schwärmerey, die ästhetische Süßlichkeit u. s. w. Der Materialismus tritt als Krankheit des intellektuellen Geistes an die Stelle des oben angedeuteten Naturgefühls. Die gemeine Mystik unterscheidet sich von jener höhern und edlern, die uns in den gemüthlichen und gefühlreichen Darstellungen eines Tauler, Thomas a Kempis, in der deutschen Theologie und selbst in Luthers Werken so mächtig anzieht. Gegen jene Verirrungen des Gefühles zu kämpfen, war von jeher das Streben der Edelsten und Besten, und ist dringende Pflicht auch in der Gegenwart. Das Gefühl soll übrigens nicht ganz verdränget werden, sondern es muß nur zurücktreten, wenn der Geist eine freyere Bildung errungen hat.

Die religiöse Parallele des Gefühls bildet das Heidenthum oder die unmittelbare Religiosität, wovon der dritte Abschnitt handelt. Der Geist des Heidenthums, dessen Wurzeln so tief geschlagen haben, daß ihn selbst der Geist, der durch den Welterlöser ins Daseyn gerufen wurde, noch nicht vollständig besiegen konnte, ist der religiöse Geist überhaupt auf seiner untersten Bildungsstufe. Auf dieser Stufe ist die Natur mit ihren Gewalten das vorherrschende Moment und die Macht, der sich alle übrigen mehr oder weniger unterwerfen müssen. Als allgemeiner und doch ganz eigenthümlicher Charakter des heidnischen Geistes zeigt sich demnach die Vermischung des Göttlichen und Natürlichen und die Macht, welche dieses über jenes ausübt. Dieser Charakter läßt sich sowohl in der dogmatischen, als ethischen Richtung des Heidenthumes nachweisen. Denn die heidnische Welt erkennet von Gott nur das, was im Reiche der Natur erschaut werden mag; was über diesem Reiche liegt, was also dem Reiche der Freyheit an und für sich angehört, das ist ihr gänzlich unbekannt, das kann sie also auch nicht an die Idee von Gott anknüpfen. Deßhalb ist ihr auch der heilige Gott fremd, da Heiligkeit absolute Freyheit voraussetzt; desto mehr aber kennt sie den mächtigen Gott. Wie mächtig aber auch dieser Gott seyn mag, er ist es nur für natürliche Zwecke, wobey die heidnische Welt eine schlechthin unmittelbare göttliche Wirksamkeit annimmt. Auch das Wesen der Götter und ihre Persönlichkeit erscheint ihr noch durchaus im Kreise der allumfassenden Natur und ihren Gesetzen unterworfen. Darum gaben die Heiden ihren Göttern irdische Gestalt, und in dieser Eigenthümlichkeit des heidnischen Geistes hat der Polytheismus seinen Grund. Wer nämlich die Gottheit in irdischer Form begreift, der hat jene dadurch zu einer endlichen Erscheinung gemacht. Da aber von der Idee Gottes der Begriff der Absolutheit nicht ganz zu trennen ist; so lag der Versuch nahe, was der intensiven Größe des göttlichen Wesens mangelt, extensiv zu ersetzen, oder die Idee der Gottheit, die der Heide nicht an ein Wesen knüpfen kann, zu zersplittern, und an ihr viele Antheil nehmen zu lassen. Je größer und ausgebildeter deßhalb die Ansicht von Gott innerhalb des Heidenthums ist, desto größer die Vielgötterey. Wenn der heidnische Geist seine Götter in irdischer Gestalt begreift, so ist es ganz consequent, sie auch als zeitliche zu erfassen. Der Gott des Heiden wird daher als Gott in der Zeit geboren. Und um endlich das Leben der Götter ganz in die Natur zu versenken, machte der Paganismus die zeitlichen auch zu Orts-, Distrikts- und Landesgottheiten. Weiter konnte es die Naturansicht, welche das Heidenthum von der Gottheit hatte, nicht treiben, ohne mit sich selbst zu zerfallen. Ihren Schluß und Einheitspunkt findet sie aber in der Lehre von dem Fatum, dessen allmächtiger Naturgewalt auch die Götter unterthan sind. Wie die dogmatischen Ansichten des religiösen Geistes, so müssen auch seine sittlichen Bestrebungen beschaffen seyn. Der heidnische Sinn kann sich nur zur natürlichen Sittlichkeit erheben, und ist auch auf dem ethischen Gebiete in der Dunkelheit, Unklarheit, Unmittelbarkeit und Un-

freyheit des blossen Gefühles befangen. Und wie die Motive zur sittlichen That im Heidenthume natürliche sind, so die Zwecke derselben. Zwey Erscheinungen des heidnischen Geistes beweisen zur Genüge, wie wenig er selbst an wahre sittliche Freyheit geglaubt hat. Die eine ist die geringe Achtung, welche die Person in der heidnischen Welt genoß, und das Bestreben, sie zur Sache und zu willkührlichem Gebrauche herabzuwürdigen, und die andere Erscheinung ist in der Ansicht begründet, die das Alterthum von den praktischen Bestrebungen der dramatischen Helden im Trauerspiele hatte. An Stelle der Gesinnung übernimmt im Heidenthume die Handlung die Hauptrolle, wovon auch der heidnische Cultus Zeugniß gibt. Neben diesem naturgemäßen Heidenthume gibt es aber auch noch ein anderes als ärgerliches Zerrbild, und das ist mitten in der christlichen Welt. Heidnisch ist es nämlich, den allmächtigen Gott zu verkündigen ohne Heiligkeit, ohne ewige Liebe und Weisheit; heidnisch ist die Gefährtin der Unwissenheit, die Wundersucht; heidnisch ist die Zersplitterung der Gottheit; heidnisch ist es, den Allmächtigen unter irgend eine Macht zu stellen; und heidnischer Sinn offenbaret sich in dem Streite gegen klare Erkenntniß und sittliche Freyheit, und in den irdischen Zwecken, die oft der sittlichen That gegeben werden.

Aus der Unmittelbarkeit des Naturlebens tritt der Geist auf seiner zweyten Bildungsstufe heraus, deren intellektuelle Seite die Stufe des *Verstandes* oder der *Meynung* ist, wovon der vierte Abschnitt handelt. Der Geist wird auf dieser zweyten Stufe nothwendigerweise zum Verstande, indem er nach nothwendigem Gesetze kämpft gegen alle Dunkelheit und Unsicherheit des Erkenntnisses, und indem er Alles, was er seiner Betrachtung unterwirft, zu einem Feststehenden, Geschiedenen und der unmittelbaren Einheit Entnommenen macht. Das Wort Verstand deutet nämlich auf eine Geistesthätigkeit hin, welche bey ihrem Erkenntniß das Stehende, das Feste als solches aufzunehmen strebt. Aus dem allgemeinen Zusammenflusse aller Momente, wie ihn das Gefühlsleben noch kennt, nimmt der Verstand ein bestimmtes, gewissermassen zum Stillstande gebrachtes Objekt heraus und betrachtet es für sich, ohne Rücksicht auf die Vereinigung aller Dinge, die das Gefühl ahnet und die Vernunft klar erkennt. Von den *Funktionen* des Verstandes ist die erste und hervorspringendste das Geschäft der Scheidung, der Trennung. Seine fernere Aufgabe ist, das Geschiedene zu unterscheiden. Beyde Funktionen bilden gemeinschaftlich das kritische Element des Verstandes. Auch eine Verbindung des Geschiedenen versucht zwar der Verstand; aber es ist dieß ein blosser Versuch. Denn gerade in der Funktion der Wiedervereinigung zeigt sich der Verstand am schwächsten, woran vorzüglich sein Festhalten einmal angenommener Bestimmungen Schuld ist. Eine Beziehung der Gegenstände und ihrer Theile auf einander, ein Auffassen gewisser Verhältnisse, in welchen sie gegenseitig stehen, ein Setzen der Objekte in einen Reflektionszustand, das ist der Kreis, in welchem er sich bey seinem Reunionsgeschäfte bewegt. In der *Reflexion* erreicht der Verstand die höchste Spitze seiner Ausbildung. Wie sehr er aber auch bey seiner Reflexion sich abmühe, den einigenden Punkt zu treffen, der die Erscheinungen des Lebens in ihrer Totalität verbindet, er findet ihn nicht. Nicht das wahre Licht, nur der Wiederschein ist es, welcher der Reflexion zu Theil wird. Das Wesen des Verstandes hat sich vorzüglich in der Wissenschaft der Logik geoffenbaret. *Subjekt* und *Objekt* sind die zwey großen Bestimmungen, welche der Verstand in seiner Entwicklung festhält. Was dem Subjekt an Extension abgeht, weil das Objekt einen grösseren Umfang hat, das ist ihm hinlänglich ersetzt durch die höhere intensive Macht, durch die es das objektive Leben seinen subjektiven Gesetzen unterwirft. Der Akt dieser Herrschaft des Subjekts über das Objekt ist das *Begreifen*, und der Verstandesbegriff nimmt deßhalb in dem intellektuellen Bildungsgange des Geistes dieselbe Stelle ein, die das Gesetz in der religiösen Entwicklung desselben behauptet. Die drey großen Objekte, auf welche der verständige Geist seine Thätigkeit richtet, sind Gott, die Welt und er selbst. Die Ergebnisse dieser Thätigkeit lassen sich sowohl von ihrer wohlthätigen, als von ihrer nachtheiligen Seite ins Auge fassen. Zu den *nachtheiligen Folgen* der Verstandesthätigkeit gehöret, daß der Verstand von den Objekten seines Erkenntnisses mehr die endliche Seite, als ihre wahre und ewige Natur wahrnimmt. Weder die Idee von Gott, noch die Welt und der menschliche Geist können diesem Schicksale entgehen, sobald sie in die Gewalt des Verstandes gerathen. Die Untauglichkeit des Verstandes, Gott seinem wahren Wesen nach zu begreifen, hat in neuerer Zeit Niemand mehr beurkundet, als *Kant*, der deutsche Aristoteles. Eben darum aber, weil der Verstand vorzugsweise nur die endliche Seite der Objekte erfaßt, ist er auch einseitig. In der Einseitigkeit des Verstandes wurzelt die *Meinung*. Dem verständigen Leben fehlt es endlich auch an der Wärme und Begeisterung, die nur Ideen wecken und nähren können. Damit soll jedoch der Verstand nicht herabgewürdigt und verunglimpft werden, wie dieß von Seite der sogenannten Gefühlsmenschen und der Unredlichen und Lichtscheuen zu geschehen pflegt. Es muß eine Periode des Verstandes, wie des Gefühles geben, um eine höhere Einheit in der Versöhnung beyder Momente herbeyzuführen. Auch das kirchliche Leben (um diese Entwicklungsgesetze durch ein Beyspiel zu erläutern) erscheint zuerst in seiner Gefühlseinheit als katholische Kirche; diese unmittelbare Einheit mußte sich im Laufe der Zeiten nothwendig aufheben; es mußte eine Trennung in der Kirche kommen; aber was sich geschieden, muß sich

wieder vereinigen, und was die Getrennten alle als bleibende Grundlage alles religiös-kirchlichen Lebens durchbildeten, was übrig bleibt, wenn die Partheyen Alles aufgegeben haben, was sie zu Partheyen macht, und was demnach nur in beschränkten Rücksichten seinen Grund hat, das wird den Kern der wirklich vereinigten christlichen Kirche bilden. Die wohlthätigen Folgen der Wirksamkeit des Verstandes aber sind: daß derselbe die Unbestimmtheit und Dunkelheit des Gefühls aufhebt und durch ihn der Geist zur Klarheit sich bildet; daß er nicht nur aufkläret, sondern auch zu freyer Einsicht führet; daß er eine rege Thätigkeit und den so förderlichen Geisteskampf hervorruft; und endlich daß er durch die ihm eigene Kälte die Ruhe gewährt, die den Forscher in den Stand setzt, sein Objekt mit Umsicht zu behandeln. Aber ungeachtet dieser wohlthätigen Wirksamkeit treten gegen den Verstand zu bedeutende Gegner auf, als daß sie nicht einer höhern Platz machen müßte. Als diese Gegner erscheinen in der Entwicklungsgeschichte des intellektuen Geistes die Sophistik und der Skepticismus. Beyde vermitteln den Uebergang zu der letzten Entwicklungsstufe des intellektuellen Geistes, auf welcher die versöhnende Vernunft waltet und der Verstand, in den Hintergrund tretend, die ihm gebührende untergeordnete Stellung einnimmt.

Dem verständigen Leben des Geistes schließt sich als religiöse Parallele das Judenthum oder das Gesetz an, von welchem der fünfte Abschnitt handelt. In dieser Periode hebt der religiöse Geist die Naturreligion des Heidenthums auf; er befreyt die, in der Substantialität befangenen, Momente und bereitet auf eine verklärte, durchgebildete Einheit aller Richtungen seiner Entwicklung vor. In der Lösung dieser Aufgabe offenbart der religiöse Geist im Judenthume seinen Charakter und seine Wirksamkeit, die sich in den Urkunden des alten Testamentes auf das Vollständigste und Klarste ausgesprochen finden. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß der religiöse Geist seine zweyte Lebensperiode, deren Wesen in größerem oder geringerem Grade Jeder innerlich erfährt, äußerlich nur an Einem Volke realisirte. Aus der innigen Verbindung des jüdisch-religiösen Geistes mit der Geschichte entspringt die religiöse Weise der allegorischen Darstellung religiöser Begriffe, die es dem Forscher zur Pflicht macht, mit ruhigem und besonnenem Blicke den Gang des religiösen Geistes in seiner zweyten Entwicklungsperiode zu beobachten, um das in der historischen Hülle verborgene Wesen zu erkennen. In dieser Entwicklung lassen sich drey besondere Abschnitte unterscheiden, wovon der erste seine geschichtliche Benennung von den Patriarchen, der zweyte von Moses, und der dritte von den Propheten auf der einen und von dem Prediger auf der andern Seite, erhält. Der religiöse Geist im Judenthum ist es, der zuerst die große Scheidung zwischen Gott und der Welt, zwischen Geist und Natur selbstthätig vornimmt und den Unterschied, welcher zwischen jenen und diese tritt, zum bestimmten Bewußtseyn in That und Leben bringt. Ihm ist der absolute Geist der freye Grund, die selbstbewußte, persönliche Ursache der Welt, der unabhängig und frey schaffende und ordnende Gott. So wird er gleich in dem Eingange in den alttestamentarischen Urkunden dargestellt. In der ganzen Schöpfungsgeschichte erscheint die Schöpfung als Evolution, die ihren Grund nicht in der Natur oder in der Weltseele, sondern schlechthin in Gott hat. Der Mensch wird als Bild seines Schöpfers geschildert, als das vermittelnde Glied einer irdischen und himmlischen Ordnung der Dinge. Indem er die entscheidende Prüfung seines sittlichen Lebens zu bestehen hat, tritt ihm ein Gesetz entgegen, das als bestimmter Ausdruck des freyen göttlichen Willens bezeichnet wird. Mit der bedeutungsvollen Scheidung, in welcher der religiöse Geist erkennt, daß Gott über der Welt stehe, und daß diese, von jenem geschaffen, von ihm erhalten und regiert werde, war zugleich der Glauben an einen Gott begründet. Der Monotheismus ist eine schlechthin nothwendige Folge jenes Aktes. Wie sich die Gottheit, so lange sie noch in der Gewalt der Natur gedacht wird, nur in der Form unbestimmter, maßloser Vielheit begreifen läßt, so ist sie, über die Natur gestellt und sie beherrschend, nur in der Einheit denkbar. Aber nicht der Monotheismus als Folge, wie dieß häufig behauptet worden, sondern jene Scheidung der Gottheit und der Welt als Grund und Ursache desselben ist es, was nicht nur als das vorzüglichste Verdienst, sondern auch als charakteristisches Kennzeichen des Judenthums angesehen werden muß. Wie die, die Genesis und den ganzen Cyklus der heiligen Schriften eröffnenden, Kapitel, Gott und Welt, Geist und Natur in ihrem gegenseitigen Verhältnisse auffassen und darstellen, so die folgenden Berichte über das Leben und die Geschichte der Patriarchen. In seiner ganzen Schärfe und Bestimmtheit entwickelte sich das Judenthum erst durch Moses. Moses bildete das Vorgefundene bestimmter aus. Gott wird durch ihn noch entschiedener in seiner Würde und Herrlichkeit dargestellt. Die frühere unmittelbare Wirksamkeit desselben verwandelt sich allmählig in vermittelte Thätigkeit.

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 4. April 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 28.

Inhalt.

Philosophie und Christenthum oder Wissen und Glauben von Dr. J. Rust. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim, im Verlage der Schwan und Götzischen Hofbuchhandlung. 1833. 8. XXIV. 370 S.

(Schluß.)

Jehovah wird, ungeachtet aller Versicherungen seiner Gnade, dennoch in der schärfsten Geschledenheit von seinem Volke gedacht. Auch das jüdische Volk betrachtet sich als ein von allen übrigen Nationen streng geschiedenes, selbst noch mitten in der christlichen Welt, wovon der Grund das dem Judenthume eingeborne Streben ist, zu trennen und in der Trennung zu erhalten. Hierin wurzelt die Härte, welche namentlich der Mosaismus in das Verhältniß bringt, welches zwischen Gott und dem Menschen statt findet. Jehovah ist der strenge Gott, und das mosaische Gesetz, dessen Idee hieraus entsprang, erscheint als bestimmter, alle Verzweigungen des menschlichen Daseyns umfassender Wille desselben. Das Müssen in seiner erhabensten Bestimmtheit tritt hier im Reiche der Sittlichkeit auf. Aber hiemit war auch die sittliche Knechtschaft ins Daseyn gerufen, der lediglich eine äußere Auctorität zu Grunde lag. Die Verbindung zwischen Gott und dem Menschen wird ebenfalls nur äußerlich — durch Befolgung des Gesetzes wieder hrrgestellt. Um dem Gesetze einen dauernden Haltpunkt zu geben, erklärt sich Jehova nicht nur als Gesetzgeber, sondern auch als Gesetzverwalter, und gründet hiemit die Theokratie. Die Idee einer Theokratie hat sich bey den Juden am bestimmtesten ausgebildet. Die sittliche That aber nimmt im Mosaismus in dreyerley Rücksicht eine erhabnere Stellung ein, als im Heidenthume, indem sie in jenem bereits vergeistiget, in bestimmte Beziehung zum göttlichen Gesetze gebracht ist, und hierdurch eine sichere Norm erhalten hat. Nicht nur die moralische Einsicht und Freyheit, sondern auch die größere Werthschätzung der Gesinnung und die Unterscheidung des Guten und Bösen wird deßhalb durch den Mosaismus gefördert. Neben dieser Lichtseite in sittlicher Beziehung, hat der Mosaismus aber auch eine Schattenseite, und dahin gehören: die Ansicht von der Theokratie als unbedingter Gottesherrschaft in einem äußern abgeschlossenen Staate, sein Streben, das sittliche Leben zu einem nationalen volksthümlichen zu machen, die positive Vernichtung der freyen Persönlichkeit des Subjektes, die noch unvollkommene Freyheit der moralischen Einsicht, das noch immer vorhandene Uebergewicht der Handlung über die Gesinnung, die bloß äußere Beziehung der sittlichen That auf Jehova als Gesetzgeber, Richter und Vergelter und die vorherrschende Negativität der ganzen Sittlichkeit. Freyer und universeller erscheint dagegen der Geist des Judenthums im Prophetismus. Die Propheten haben, troß ihrer zum Theil noch nationalen und begränzten Richtung, das unbestreitbare und große Verdienst, den Mosaismus so sehr, wie nur möglich, vergeistiget zu haben. Sie erschütterten hiemit die in demselben waltenden Gegensätze auf eine wahrhaft positive Weise, erhoben den religiösen Geist zu reinerem und kräftigerem Leben, und bildeten den Uebergang zum Christenthume. Was die Propheten auf positivem Wege zu bewirken suchten, das unternahm der praktische Skeptizismus im

Prediger auf die entgegengesetzte, nämlich negative Weise, indem er die Einseitigkeit und Beschränktheit des jüdisch-religiösen Lebens in seinen Consequenzen zeigte.

Der sechste Abschnitt handelt von der höchsten und vollendetsten Stufe des intellektuellen Lebens, nämlich von der Stufe der Vernunft oder der Philosophie und des Wissens. Es bedarf hier vor Allem der Polemik gegen das Gefühl und den Verstand, insofern sie aus ihrer Sphäre heraustreten, und die Vernunft verdrängen wollen. Am offensten und bestimmtesten hat von jeher das Gefühl die Rechte der Vernunft sich angemaßt. Auch die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Tage sind von dem so ausgearteten Gefühle nicht frey geblieben. Unglücklicherweise hat die Philosophie in der Gestalt, welche sie nach den genialen Reformen Schellings annahm, dieses Unwesen nicht immer ernstlich genug berücksichtigt; wobey es gekommen, daß man ihr schon oft allen den Unfug aufgebürdet hat, der allein auf Rechnung des entfesselten Gefühls zu setzen ist; denn sie ist wesentlich und in ihrem innersten Kerne vernünftig, und verschmäht an und für sich die mystischen Ausgeburten, die das Geistesleben unserer Tage zu verdunkeln drohen. Eben so entschieden aber muß der Verstand abgewiesen werden, sobald er Miene macht, die Rechte der Vernunft zu beschränken. Diese Arroganz des Verstandes veranlaßte hauptsächlich das alle wahre Vernunftthätigkeit entehrende Urtheil, nach welchem sie gänzlich unfähig wäre, das Absolute zu erfassen. Um dem Vernunftleben seine Rechte zu wahren, ist es unumgängliche Forderung, daß das Wesen desselben bestimmt und klar erkannt werde. Der vorwaltende Charakter der vernünftigen Thätigkeit ist nun aber die intellektuelle Versöhnung der durch den Verstand geschiedenen Momente. Die hierdurch erzielte Einheit ist erstens eine vermittelte, zweytens eine absolut vollständige und drittens eine lebendige und freye. Eine Einheit der Art darf nicht verwechselt werden mit der Gefühlsidentität, nicht mit der Reflexionseinheit, und eben so wenig mit dem Pantheismus. Die zwey Hauptformen, in denen sich der Pantheismus entwickelt hat, sind das System der Eleatiker und das des Spinoza. Der Grundgedanke, auf welchen sich beyde zuletzt stützen, ist: Gott ist alles Seyn und dieses in seiner Unterschiedslosigkeit. Spinoza entwickelte die Ansichten der Eleatiker in vernünftigerer und freyerer Weise; sein System hat aber dessen ungeachtet noch das wesentliche Gebrechen, daß in dem Allgemeinen das Einzelne nicht aufgehoben, sondern vernichtet ist.*) Das bestimmte Seyn, das der Welt der Endlichkeit und der Gegensätze entnommen und in jene höhere, wahre Einheit erhoben wird, ist die Idee. Falsch sind daher die Ansichten, wornach die Idee als der ganz unbestimmte und allgemeine Ausdruck irgend eines Objektes, oder als die Darstellung sogenannter abstrakt übersinnlicher Gegenstände begriffen wird. Auch selbst die Platonische Lehre von der Idee, als Ur- und Musterbildern alles Seyenden ist mangelhaft, indem ihr Seyn ein noch unentwickeltes und die Idee nicht der Anfang, sondern Schlußpunkt aller Bildung ist. In der Eigenthümlichkeit der Idee, daß sie die abstrakte und bestimmungslose Allgemeinheit verschmäht, ist es gegründet, daß sie sich in eine Mehrheit von Ideen zerspaltet, die aber sämmtlich in Einer ihren Centralpunkt finden. Der Unterschied zwischen der Idee und dem Verstandesbegriff bestehet darin, daß in dem letzteren die Subjektivität vorherrscht, wogegen in der ersteren das Subjektive und Objektive einander durchdringen. Man könnte daher auch die Idee den Vernunftbegriff nennen. Die Ansicht, zu welcher sich der intellektuelle Geist auf seiner höchsten Bildungsstufe erhebt, bildet den wahrhaften oder vernünftigen Idealismus, der nicht bestimmt genug von dem bloß verständigen unterschieden werden kann. Der intellektuelle Geist, insofern er frey und selbstständig sich zur Idee erhoben hat, ist die Vernunft. Dieselbe ist kein Vermögen; Vernunft als Anlage ist ein Unsinn, und eine unentwickelte Vernunft ist gar keine. Sie ist auch keine einzelne Geisteskraft, sondern der Geist in seiner ganzen Totalität. Hieraus folgt, daß ihr Leben schlechthin aktiv ist; daß die intellektuelle Entwicklung nur zum Zwecke der Vernunft von Statten geht; daß Alles, was in dem vernünftigen Geiste ist, nur dann von außen hineinkommt, wenn es zugleich von innen herauskommt; daß die Vernunft weiß, wenn sie ihr Wesen in dem der Ideen und somit sich selbst in diesen erkennt; daß das Wissen in seiner eigenthümlichsten und tiefsten Bedeutung Selbstbewußtseyn ist. In dieser dem Wissen gegebenen Bedeutung wurzelt ferner seine Gewißheit und vollendete Klarheit, seine hohe Lebendigkeit, Wärme und Begeisterung, seine Unendlichkeit in der Endlichkeit, seine Allseitigkeit, jene höhere Ruhe, die es gewähret, und jene Unabhängigkeit, die es in Beziehung auf bloß äußere Zwecke hat. Wissenschaft ist das vollständig entwickelte, in allen seinen Momenten erschienene Wissen, das sich als ein organisches, in sich abgeschlossenes Ganzes darstellt. Zu den verfehlten Methoden, die Wissenschaft zu construiren, gehören vorzugsweise die subjektive, deren Bewegung eine mehr äußere als innere und darum auch eine mehr zufällige, als nothwendige ist, und die geometrische

*) Hinsichtlich dieses dem Spinozismus mit Unrecht gemachten Vorwurfes dürfte es genügen, auf dasjenige zu verweisen, was Schelling in der Schrift über das Wesen der menschlichen Freyheit S. 404 ff. zur Berichtigung der mancherley irrthümlichen Ansichten über das System des Spinoza bemerkt hat.

mathematische Construktionsweise. Die dem Geiste echter Wissenschaftlichkeit allein angemessene Construktionsweise ist die vernünftig-wissenschaftliche, deren Wesen auf der Wahrheit beruht, daß die Gesetze der innern Bewegung der Wissenschaft schlechthin aus dem Objekte hervorgehen müssen, das sie behandelt. Der Anfang aller Wissenschaft kann nur mit dem Bestimmungslosen, mit absoluter Bezweifelung und Aufgebung aller Voraussetzungen gemacht werden. Das Hauptverdienst um diese vernünftige Construktion der Wissenschaft hat sich Hegel erworben. Die eigentliche und wahre Wissenschaft des Wissens, die vorzugsweise nach jener Methode construirt werden kann, ist die Philosophie. Die verschiedenen Systeme derselben müssen in ihrem inneren Zusammenhange mit der Einen Philosophie, von welcher sie nur die eine oder andere Seite darstellen, betrachtet werden. Das Verhältniß der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften, namentlich zur positiven Theologie, ist ein durchaus freyes. Die Philosophie in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit, als vollendete Offenbarung Gottes im Erkennen und als vollständig bewirkte Rückkehr und Eingang in die Gottheit, kann übrigens nicht auf dieses endliche und zeitliche Leben beschränkt werden, und eben so wenig kann sie sich in ihrer Vollendung in einem Individuum darstellen; sie ist die Aufgabe und das Gut der ganzen Menschheit und zwar für die Ewigkeit.

Den Schlußpunkt endlich der Entwicklung des religiösen Geistes bildet das Christenthum oder der Glaube, wovon der siebente und letzte Abschnitt handelt. Das Christenthum ist die religiöse Parallele der Vernunft. Die Frage, warum das Christenthum in die Welt eintreten mußte und welche Umstände dessen Einführung bewirkten, läßt sich nicht auf die gewöhnliche empirische Weise beantworten, wornach der Verfall des Heiden- und Judenthums, die herrschende Sittenverderbniß u. s. w. als Gründe angeführet werden, um die Nothwendigkeit einer religiösen Reform durch das Christenthum zu beweisen. Zur Erklärung der positiven Erscheinung desselben bedarf es innerer positiver Gründe, und diese liegen in der inneren Nothwendigkeit, nach welcher der religiöse Geist zu seiner letzten Entwicklungsstufe herangereift, sich im Christenthume vollenden, und somit eines Theils das Bleibende des Heiden- und Judenthums zu seiner rechten Ausbildung bringen, andern Theils überhaupt seine ganze Macht und Herrlichkeit in allen Beziehungen enthüllen mußte. Es kann also in gewissem Sinne wohl auch von einem vorchristlichen Christenthume die Rede seyn; aber dieses kann sich zu dem wirklichen nur wie das Unentwickelte zum Entwickelten verhalten. Im Gegensatze zu jener Ansicht, daß das Christenthum in Folge allgemeiner nothwendiger Entwicklungsgesetze in's Leben getreten, stehen die Ansichten des Rationalismus und Supernaturalismus. Nach der ersteren ist das Christenthum nur ein gereinigter und veredelter Mosaismus und der Stifter desselben der verehrungswürdigste jüdische Rabbi, ein Prophet im Geiste eines Elias, ein Reformator u. s. w., dabey aber ein Mensch, wie wir, dem nur ein blinder Glaube eine höhere Natur zugeschrieben hat. Der Supranaturalism dagegen erklärt das Christenthum für eine schlechthin außerordentliche und unbegreifliche Erscheinung, die über die menschliche Vernunft und eine adäquate wissenschaftliche Auffassung emporgerückt ist. Beyde Ansichten fassen aber nur Eine Seite des Christenthumes auf, und sind deshalb unhaltbar. Denn das Christenthum ist in seiner Uebernatürlichkeit eben so natürlich, als es in seinem außerordentlichen Wesen zugleich aller gesetzmäßigen Entwicklung befreundet und, mit Einem Worte, in seiner Göttlichkeit menschlich ist. Ueber den ungenügenden Standpunkt des Rationalismus und Supranaturalismus erhebt sich der Logismus, der diese beyden Gegensätze zu vereinigen und zu versöhnen sucht, indem er Gott als die absolute Vernunft begreift, welche in Jesus Fleisch geworden ist und folglich in ihm die menschliche Vernunft so durchdrungen hat, daß jene und diese wirklich nicht außer und neben, sondern in und miteinander bestehen. Die ursprüngliche und reine Quelle des Christenthums ist lediglich das neue Testament. Von den Verfassern der vier Evangelien bewegen sich Matthäus, Marcus und Lucas vorherrschend in dem menschlich-historischen Elemente, wogegen Johannes sich auf einen universelleren und freyeren Standpunkt erhebt. Ungeachtet dieser Eigenthümlichkeiten vereinigen sich doch alle in der Darstellung eines und desselben Christenthumes und in der einen bewunderswerthen Weise dieser Darstellung. Außer der Bibel und dem neuen Testamente insbesondere giebt es keine weitere historische Quelle, aus welcher das Christenthum rein und lauter fließt. Es bedarf keiner Tradition und eben so wenig einer esoterischen oder allegorischen Deutung. Den Kern und das Wesen des Christenthumes und seinen wahrhaften Charakter bildet die Vernichtung der Gegensätze, in welchen das Judenthum befangen war, und die Verwirklichung einer verklärten Einheit auf religiösem Wege. Die negative Seite dieses Charakters zeigt sich in der Aufhebung der Sünde durch ihre Vergebung; die positive Seite desselben in dem durch das aufgehobene Gesetz gestifteten Reiche der Versöhnung und der Liebe. Die durch das Christenthum erzielte Einheit aller religiösen Gegensätze ist eine vermittelte, absolut vollständige, lebendige und freye. Geschichtlich dargestellt hat sich diese Einheit in Jesus Christus, der in der vollendetsten Einheit mit seinem himmlischen Vater lebte. Christus ist von Ewigkeit her als das offenbarende Wort, als der schaffende Logos bey Gott, aber unterschieden von dem, durch welchen und in welchem er ist, der eingebohrne Sohn des ewigen Vaters. Aus diesem ewigkeitlichen Daseyn

tritt er, als der große Augenblick seiner Erscheinung gekommen war, heraus, in das zeitliche Leben hinein. Von den neutestamentlichen Schriftstellern setzen Matthäus, Markus und Lucas jene Einheit des Erlösers mit Gott mehr nur voraus; wogegen Johannes sie bey jeder Gelegenheit nachweist, und Paulus den vermittelnden Punkt dieser zwey Richtungen der Evangelisten bildet. In Christus ist die Vereinigung der Gottheit mit dem Menschen am vollständigsten nachgewiesen. Er bildet in dieser Hinsicht den Repräsentanten der Menschheit überhaupt und der christlichen insbesondere, oder vielmehr er ist die historisch concrete Idee dieser Menschheit. Hieraus folget, daß er in sich und in seinem Leben die wesentlichsten Momente des Lebens und Wirkens der Menschheit darstellen muß, und in allen Dingen unser Muster und Vorbild ist, in seinem Leben, Leiden und Sterben, in seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Ist aber Christus der Stellvertreter der mit Gott versöhnten Menschheit, so muß auch die ganze Fülle göttlichen Lebens in ihm wohnen und in allen Richtungen, also als Wahrheit, Liebe, Heiligkeit und insbesondere als Schöpferkraft in ihm offenbar werden. Es ist ein Mißverstand dieses Außerordentlichen in dem Leben und Wirken Christi, wenn man es nur auf dessen einzelne Wunderthaten bezieht, oder der Meynung ist, daß es die Kräfte und Gesetze jeglicher Natur suspendire. Nicht der Natur überhaupt steht das Wunder gegenüber, sondern nur der niedern, irdischen, indem es eine Erscheinung der himmlischen, geistigen Welt ist, welche in die irdische und materielle hereintritt. Die Wunder, welche der Erlöser und die durch ihn mit jener höheren Natur in Zusammenhang Gekommenen gewirket haben, sind in dieser Hinsicht Anticipationen einer höheren Stufe der Lebensentwicklung. Christus ist, als der historische Mittelpunkt des religiösen Geistes in seiner Vollendung, der historische Centralpunkt des Christenthums. Er ist endlich nicht nur der Mittelpunkt, sondern auch das Princip des Christenthums. Das Christenthum ist der zur vollen Offenbarung gekommene Christus. Das große, unerreichbare Verdienst Christi besteht in der Erlösung der Menschheit aus dem unseligen Zustande der Trennung von Gott und in ihrer Wiedervereinigung und Versöhnung mit demselben. Nicht durch seine Lehre jedoch und durch sein Beyspiel allein, auch nicht blos durch sein Leiden und Sterben oder durch seine Auferstehung und Himmelfahrt hat der göttliche Erlöser dem menschlichen Geschlechte Heil und Seligkeit erworben, sondern durch sein ganzes Leben, durch alle Momente seines Daseyns.

Das Resultat aller bisherigen Erklärungen über den göttlichen Erlöser ist:

Christus ist kein Mensch im Sinne derjenigen, welche ihn als einen Einzelnen begreifen und Einzelnen gegenüberstellen; er ist dieß nicht, und wenn er auch als der Weiseste und Beste unter Allen betrachtet würde. Er ist aber auch nicht Gott, insoferne dieser in ewiger Geschiedenheit der Welt und den Menschen gegenübersteht, sondern er ist die schlechthin vollendete Offenbarung Gottes in der Menschheit, der der Welt zugewendete und auf sie einwirkende Gott, insoferne er sich in dem Menschen, in seiner Fülle und Wahrheit kund gegeben hat. Christus ist deßhalb die Persönlichkeit, in welcher der Begriff der Menschheit erfüllt ist, der Urmensch in seiner Verklärung, der Menschensohn in seiner tiefsten, vollsten Bedeutung; er ist die absolute Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in historisch concreter, lebendig anschaubarer Weise. Die ganze dogmatische und ethische Seite des christlich-religiösen Geistes kann in ihrer speziellen Entwicklung nur in diesem historischen Mittelpunkte begriffen werden. Das Christenthum kennt nur Gott, wie er sich in Christus geoffenbaret hat, nämlich als den versöhnten Gott, als Vater, dessen Liebe sich auf alle Menschen als seine Kinder erstreckt. Hiemit steht in nothwendiger Verbindung die Lehre von der Heiligung und Wiedergeburt des Menschen, von der Unsterblichkeit und Auferstehung und der Vereinigung mit Gott durch den Glauben an Christus, als den Mittler des göttlichen Reiches. Unter diesem Glauben ist aber weder ein blinder, noch ein bloßer Gefühlsglaube und unbegründetes Meynen zu verstehen; sondern an Christus glauben, heißt: in der innigsten Gemeinschaft mit Christo die unzerstörbare Überzeugung in sich tragen, daß nur in ihm Heil und Leben zu suchen und zu finden sey. Der wahre Glaube hat dieselbe Gewißheit, Kraft und Lebendigkeit, wie das Wissen; er ist praktisches Wissen. Alles Religiöse aber will erlebt seyn im sittlichen Thun. Da der religiöse Geist als christlicher seine höchste Entwicklungsstufe erstiegen hat, so ist es unmöglich, daß sich derselbe extensiv noch weiter entwickelt, sondern er muß sich nunmehr in sich selbst bewegen, und nur in dieser innern Entwicklung ist das Christenthum perfectibel. Die belebende Macht und das leitende Princip des Christenthums in seiner innern Fortbewegung ist der heilige Geist. Alle Erfolge, welche der heilige Geist in dieser Entwicklung bewirkt, vereinigen sich in der Idee von dem Reiche Gottes, das die ewige und unsichtbare Kirche ist, deren Darstellung der große Zweck der Kirchen in der Erscheinung ist. Die zeitliche Erscheinung der Kirchen unterliegt den allgemeinen Gesetzen der geistigen Entwicklung. Wann die Zeit erfüllt ist, muß jede einzelne Kirche in's Leben treten. In dem ewigen, das Christenthum verklärenden Gottesreiche ist der Schlußpunkt der Schöpfung auf religiösem Wege eingetreten. — Wird nun auf die ganze bisherige Entwicklung zurückgeblickt, so läßt sich schließlich das Verhältniß der Stufen des intellektuellen und religiösen Geistes folgendermaßen be-

zeichnen: das Gefühl ist die heidnische, der Verstand die jüdische und die Vernunft die christliche Intelligenz; umgekehrt ist das Heidenthum die Gefühls-, das Judenthum die verständige und das Christenthum die vernünftige Religion.

Hiermit hätten wir den Hauptinhalt der vorliegenden Schrift in gedrängter Uebersicht dargestellt, und den Leser mit dem Standpunkte des Verfassers zur Genüge bekannt gemacht. Daß dieser Standpunkt uns nicht befriedige, und worin der Grund dieser Nichtbefriedigung liege, haben wir schon oben angedeutet. Der Grund davon ist nämlich nicht dieser, daß die Schrift des Verf. für uns etwa zu viele rationale oder supranaturale Elemente enthielte — Vorwürfe, die derselbe von Seite des Supranaturalismus oder Rationalismus erwartet, sondern er besteht vielmehr darin, daß wir deren zu wenige, sowohl in rationaler als supranaturaler Hinsicht, in dem ganzen Verlaufe der Entwicklung gefunden haben. Mit diesem paradox scheinenden Urtheile soll jedoch nur gesagt seyn, daß wir einerseits die in's Spezielle gehende spekulative, andrerseits die tiefere geschichtliche Begründung vermissen, ohne welche eine wahrhafte Erklärung der von dem Verf. behandelten Gegenstände uns unmöglich scheint. Denn der Standpunkt der Vernunft, wie hoch auch ihre Bedeutung angeschlagen werde, ist zuletzt selbst nur ein einseitiger, und die großen historischen Erscheinungen des Heiden-, Juden- und Christenthums lassen sich durch keine bloße Vernunft zur spekulativen Erkenntniß bringen. Auch jetzt noch möchten daher die Worte Hamann's, namentlich gegen die Hegel'sche Vernunft an ihrer Stelle seyn, die Schelling einst gegen die Jacobi'sche Vernunft gebrauchte: „Vielleicht ist die ganze Geschichte gleich der Natur ein versiegelt Buch, ein verdecktes Zeugniß, ein Räthsel, das sich nicht auflösen läßt, ohne mit einem andern Kalbe als unserer Vernunft zu pflügen."

Prof. Dr. Beckers.

Gedichte Walther's von der Vogelweide, übersetzt von Karl Simrock, und erläutert von Karl Simrock und Wilhelm Wackernagel. Zwey Theile in Einem Band. Berlin, 1833. In der Vereinsbuchhandlung.

„Unter allen Dichtern, welche die schöne Jugendzeit unserer Poesie vor nun sechs Jahrhunderten hervorgerufen hat, ist uns Walther von der Vogelweide noch jetzt am nächsten verwandt und befreundet, weil kein anderer so sehr alle Seiten des deutschen Gemüthes berührt und angeklungen hat. Ihm ist daher auch seit der Wiederbelebung jener Literatur die meiste Aufmerksamkeit und Pflege gewidmet gewesen. Schon Bodmer bemühte sich nicht ganz erfolglos um die Erforschung seiner äußern Lebensverhältnisse; Gleim ließ im Jahre 1779 ein eigenes Bändchen „Gedichte nach Walther von der Vogelweide" erscheinen, von welchen er schon früher in den „Gedichten nach den Minnesängern, Berlin, 1773" einige mitgetheilt hatte. Leider sind diese ersten Versuche so gänzlich mißrathen, daß es nicht wundern darf, wenn Gleim's Zeitgenossen ihre Begriffe von dem Werth der Minnesänger nicht gar hoch gespannt haben. Tieck's „Minnelieder" enthielten von unserm Dichter nur Weniges; aber auch durch seine Erneuung kam das Zeitalter des Minnegesangs nicht zu Ehren. Dieß war den vereinten Bemühungen so vieler verdienter Männer um deutsche Sprache, Literatur und Sage und den neuern überraschenden Erfolgen der Brüder Grimm und K. Lachmann's vorbehalten. Unsern Dichter insbesondere anlangend, so gab uns Uhland 1822 eine treffliche Schilderung und Würdigung seines Gesanges *) und K. Lachmann 1827 eine kritische Ausgabe des Textes, welcher sich nur die jetzt von ihm vorbereitete Ausgabe der Werke Wolfram's von Eschenbach wird an die Seite stellen können. Durch Uhland und Lachmann ist auch für das Verständniß Walthers und die Ermittelung der historischen Bezüge in seinen Liedern schon das Beste geschehen."

Also erklärt sich der Uebersetzer (Vorrede S. 5 — 6) über den Dichter, dessen Produkte er durch eine Uebertragung aus jenem ältern Idiom in unser neueres, auch der gebildeten (eben nicht sprachgelehrten) Klasse zugänglich zu machen beabsichtigt und versucht hat.

Die Gedichte selbst hat er, zur leichtern Uebersicht und nach dem in jedem vorherrscheuden Inhalte in drey Bücher vertheilt, mit den Aufschriften: Frauendienst, Gottesdienst und Herrendienst, als welche alle denkbaren Lebens- und Geistesrichtungen eines ritterlichen Sängers umfassen. Unter „Frauendienst" begreift er die eigentlichen Minnelieder, unter „Gottesdienst" die religiösen, unter „Herrendienst" endlich die politischen, d. h. solche, die auf das öffentliche-Hof- und Staats-Leben jener Zeit Bezug haben. Die sämmtlichen hier ausgeführten Lieder und Sprüche betragen an Zahl gegen zwey hundert.

Wir theilen ein Paar Proben mit. Das eine, welches der Uebersetzer „das jüngste Gericht" überschrieben hat, lautet im Original (I. 218) also:

---

*) Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. Stuttgart und Tübingen bey Cotta. 8.

Ich hoere des die wisen jehen,
daz ein gerihte sol geschehen,
daz nehein ekz wart nie alsô strenge.
Der rihter sprichet sâ zehant
„gilt âne borg und âne phant:“
dâ wirt des mannes rât vil kurz und enge.
Daz hilf mir, vrowe, hie besorgen,
sît daz dervor nieman wil borgen,
dur die hoesten vröude dîn,
die dir der heilige engel ze ôren brâhte,
dô er dir ze tragene hunte
dâ von sich dîn vröude erzunte
und unser werndez heil sal sîn.
der dir der vröude von alrêrste gedâhte,
des trôst sî an dem ende min.

Uebersetzung.
(I. 127.)

Wir sagen, die der Weisheit voll,
Daß ein Gericht ergehen soll,
Wie noch keines ward so ernst und strenge:
Da spricht der Richter gleich zur Hand:
„Zahl ohne Bürgschaft, ohne Pfand.“
Da findet man sich rathlos in der Enge.
Will man uns dort nicht ferner borgen,
So hilf mir, Frau, es hier besorgen,
Bey der höchsten Freude dein,
Die deinem Ohr der heil'ge Engel brachte,
Als er dir deß Empfängniß kündete,
Durch den sich deine Freud entzündete,
Der ewig unser Heil soll seyn:
Der dir dieß Glück von jeher zugedachte,
Deß Trost sey bey dem Ende mein.

Sommer und Winter.
(I. 21.)

Jetzt von Neuem heb' ich an:
„Wird denn Niemand wieder froh?“
Schande bringt's dem reichen Mann
Und dem jungen eben so.
Wüßt ich, was sie trauern,
(sie dürften mir es immer sagen)
So wollt ich ihnen helfen klagen.

Wo ein Lieb beym andern ruht,
Von den Sorgen ganz befreyt,
Diesen ziemt wohl nichts so gut
Als die süße Sommerszeit.
Winter wie der Sommer,
sie biethen solchen Hochgenuß,
Daß ich beyde preisen muß.

Hat der Winter kurzen Tag,
Hat er doch die lange Nacht,
Daß sich Lieb bey Liebe mag
Lösen aus des Kummers Macht.
Was hab' ich gesprochen?
o weh mir, hätt' ich still geschwiegen!
Werd' ich je so lieblich liegen?

Der Hof zu Wien.
(II. 56.)

Der Hof zu Wien der sprach zu mir:
Behagen sollt ich, Walther, dir:
Nun jammr' ich dich: das möge Gott erbarmen!
Einst lebt' ich hoch und freudenreich,
Da war kein anderer mir gleich
Als König Artus Hof: nun weh mir armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bey mir sollte schauen?
Seht, wie jämmerlich ich steh!
Mein Dach ist faul, es triefen Wände: *)
Ach, mich minnet Niemand leider.
Gold, Silber, Roß' und gute Kleider
Gab ich und blieb so reich als je;
Nun hab ich weder Kränzlein noch Gebände,
Noch Frau'n zu einem Tanz, o weh!

Ohne dem Verdienste, dem Geschmack und Fleiß des Uebersetzers nahe zu treten, dürfte man doch dessen offenes, ehrliches Bekenntniß, welches er in Ansehung des lieblichen Gedichtes (I. 4.) in der Anmerkung (I. 182) ausspricht, auch auf die übrigen anwendbar finden: „die naive, wie Gesang lautende Sprache des Originals sey ihm, dem Uebersetzer, unerreichbar geblieben.“

Einen großen Theil dieses Bandes nehmen die „Erläuterungen“ ein (I. 159 — 224 und II. 161 — 198), welche wiederum in allgemeine und in besondere, d. i. jedes einzelne Lied betreffende, zerfallen. Wir heben, zum Erweis des Studiums, das der Uebersetzer diesem Dichter, den Minnesängern überhaupt gewidmet, aus jenen allgemeinen Erläuterungen diejenige aus, welche von dem „Kunstgesetz“ des Minnegesanges handelt (I. 167).

„Wenn der Volksgesang seiner allgemeinen Natur gemäß nach Jahrhunderten nur ein einziges Maß, die Langstrophe der Nibelungen, ausgebildet hatte, (?) so geziemte der im höfischen Kunstgesang erwachten Individualität ein Reichthum von Weisen und Tönen, welcher gegen die Armuth der neueren Lyrik sonderbar absticht. Nicht nur erfand jeder Meister seinen eigenen Ton, nebst der dazu gehörigen Sangweise und musikalischen Begleitung, sondern gewöhnlich für jedes neue Lied einen neuen Ton, eine neue Weise. Lied nehme ich hier in dem heutigen Sinne, wo es ein lyrisches Gedicht bedeutet; die Minnesänger nannten aber auch jede einzelne Strophe ein Lied, oder ein Gesetz. Ton

*) Lies: es sinken meine Wände.

hieß, was wir Maß, Weise, was wir Melodie nennen. Das dritte dazu ist das Wort, das Gedicht selbst, das zu Ton und Weise gefunden werden mußte. Doch wird gewöhnlich dem Wort die Weise entgegen gesetzt, als Maß und Melodie umfassend."

„Wenn der Reichthum an Tönen der Kunstpoesie eigenthümlich ist, so verdiente sie doch diesen Namen kaum, wenn nicht ein gemeinsames in dem Wesen aller Kunst tief begründetes Gesetz die Vielheit zur Einheit erhübe. Dieß ist das Gesetz der Dreytheiligkeit, welches J. Grimm, der es uns zuerst erkennen lehrte, schön durch ein Kleeblatt symbolisirt hat. Es fordert zwey gleiche symmetrische Theile oder Stollen, die ein dritter ungleicher, der hier Abgesang heißt, hervorhebt und zusammenfaßt. Dem Abgesang pflegt man auch den Aufgesang entgegen zu setzen, der dann beyde Stollen begreift. Es versteht sich von selbst, daß der Abgesang, wenn auch den Stollen ungleich, doch in einem gewissen Verhältniß zu ihnen stehen muß. Der Name „Stolle" ist nach einer im Mittelalter eigenthümlichen Vergleichung rhythmischer Gebäude mit wirklichen von der Architektur hergenommen, zunächst von zwey gleichen Pfeilern, die ein übergelegter Balken verbindet. Die lyrische Strophe ruht gleichsam auf zwey Füßen. In der That gilt jenes Gesetz in den räumlichen Künsten nicht minder, als es der Dichtkunst und der Musik von jeher gemein war. Nur steht in jenen, wo das Auge das Ganze auf einmal übersehen kann, der ungleiche Theil in der Mitte, weil er eben das Unterscheidende und Vermittelnde ist; das Ohr aber verlangt die Wiederholung der ersten Melodie, bevor ihm eine zweyte gebothen wird, weil ihm jene erst geläufig werden muß, damit es sie von dieser unterscheiden könne. Daher wird in der Musik der erste Theil wiederholt, bevor das Trio einfällt (?); daher geht bey den Griechen Strophe und Antistrophe der Epode voraus; daher in der nordischen Poesie die beyden Nebenstäbe in der ersten Zeile dem Hauptbuchstaben in der folgenden; daher stehen bey den Minne- und Meistersängern die beyden Stollen vor dem Abgesang. Auch in dem Sapphischen und Alcäischen Maß können die beyden ersten Zeilen als zwey gleiche Stollen, das Uebrige als Abgesang betrachtet werden."

Der Uebersetzer hat es versucht, die innere Struktur der Lieder durch den Druck auch dem Auge kennbar zu machen. Zu diesem Zwecke sind die ersten Zeilen der beyden Stollen und des Abgesanges ein Weniges eingerückt worden. Stärkere Einrückung und kleine Anfangsbuchstaben bezeichnen Halbzeilen, welche die unmittelbar vorhergehende, gewöhnlich reimlose Zeile zu ergänzen dienen.

Vergleichende Idealpathologie. Ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen. Von Dr. Karl Richard Hoffmann, Medicinal-Rathe der K. B. Regierung des Unterdonaukreises in Passau. Stuttgart, 1834. P. Balz'sche Buchhandlung. gr. 8. S. 1–687. Pr. 6 fl.

So lange philosophische Theoreme und Systeme entwickelt wurden, vom Anbeginne der Medicin, — in so ferne sie nicht rein empirische oder mechanische Hilfleistung war, — haben jene ihre Wirkungen auf die mehr oder weniger deutlich sich kund gebende wissenschaftliche Gestaltung der Arzneiwissenschaft erprobt. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob jene philosophischen Theoreme für das Gedeihen der Arzneiwissenschaft oder vielmehr für den praktischen Theil derselben, für die Medicin am Krankenbette, als Kunst, im allgemeinen segenbringend waren, oder nicht; ferner welche Theorien namentlich einen größern Einfluß als andere ausübten. Nur so viel kann hier berührt werden, daß die neuere Naturphilosophie, vorzüglich wenn sie nicht reine Idealphilosophie war, sondern aus den vielfachen neuen Entdeckungen im Reiche der Naturgeschichte hervorging, wohl am meisten zur Ausprägung der wissenschaftlichen Seite der Medicin beigetragen haben dürfte, wenn sie nicht gar den Grund zu einer ganzen Umgestaltung derselben legte. Zu den gediegensten medicinischen Schriften, welche im Geiste dieser Naturphilosophie geschrieben sind, rechnen wir auch das überschriebene Werk Hoffmann's.

Jener gewaltige Reformator der Medicin, der so vielfach verkannte und verläumdete, doch so geistreiche Paracelsus konnte die Früchte seiner neuen Lehre bei seinen Lebzeiten nicht ernten. Der Saame fiel auf ein unempfängliches Erdreich. — Es scheint im Geschicke mancher großer Männer zu liegen, daß ihre Lehren und Thaten erst dann erfaßt und gewürdigt werden, wenn dieselben längst verblichen, und ihre Erde mit der unserer allgemeinen Mutter unausfindbar vermischt ist. Dieses war auch mit Paracelsus der Fall. Seine Lehre: daß die Krankheit dem Leben nichts Fremdartiges, sondern, daß sie ein Leben im Leben sey, daß sie ihren Leib im Leibe aufbaue, wurde von seinen Zeitgenossen wenig beachtet, noch weniger verstanden, von seinen Nachkommen dagegen ganz vergessen. Wie viele werden aber auch den, ohnedies in einer eigenthümlichen Sprache redenden, Weisen, gelesen haben, da man ihn jetzt in unserer lesewüthigen Zeit in den Händen weniger Gelehrten antrifft? Unserem mannigfach bewegten Jahrhunderte war es vorbehalten, den fast erloschenen geistigen Funken von Para-

celsus inhaltreichen Worten und Lehren wieder zu wecken und zu einer emporlodernden Flamme anzufachen. Namentlich gebührt Jahn, dem Sohne, das große Verdienst, in seiner bekannten Schrift: „Ahnungen einer Naturgeschichte der Krankheiten" näher erläutert und veranschaulicht zu haben, wie die Krankheit einen Organismus im Organismus zu bilden strebt. Hier ist aber auch der Ort anzuführen, daß v. Ringseis an der früheren medicinischen Schule in München diese ursprünglich von Paracelsus angeregte Lehre umfassend und klar in seinen Vorträgen über allgemeine Pathologie auseinander setzte, und zwar viel früher als besagte Schrift von Jahn erschienen war.

Während Jahn sagt, man müsse bei der Krankheit die der Tendenz zur Bildung eines Organismus entsprechenden Prozesse nicht bei den höheren Thieren und Pflanzen suchen, sondern da, wo das erste organische Leben der Thier- und Pflanzen-Welt sich zu regen anfange, also bei der Bildung der Infusorien, Cryptogame ꝛc. geht Hoffmann noch weiter. Er betrachtet die Krankheiten nämlich als normale Lebensprozesse, wie sie verschiedenen Thierklassen eigen sind, und beim Menschen dadurch entstehen, daß sich diese einzelnen Prozesse, die Ideen derselben, wieder aus der Herrschaft der im Menschen auf die höchst mögliche Art potenzirten Idee des Lebens herausschlingen, und frey für sich auftreten. So z. B. sagt er: „Der Gichtische ist ein Geweih aufsetzender Hirsch und die Regeneration des Geweihes ist der Gichtprozeß selbst. Der Hirsch ist normal gichtisch." Die Krankheiten sind mithin wie schon der Titel des überschriebenen Buches angibt, Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen, indem hiebei angenommen wird, daß der Mensch alle früheren Thierstuffen durchlaufen hat und sie in sich vereinigt unter der Herrschaft seiner zur höchsten Vollkommenheit gediehenen Lebensidee. Dieser Gedanke des Verf. ist in der That kühn und geistreich, zugleich aber nicht ganz neu. Schon Oken leitete auf diesen Gedanken, was auch der Verf. bekennt. Ganz klar und deutlich aber spricht den fraglichen Gedanken Stark in seiner Schrift „Beiträge zur psychischen Anthropologie" aus, indem er sich dahin äußert, daß die psychischen Krankheiten bestimmten Lebenszuständen gewisser Thiere entsprächen; was er denn auch durch Beispiele zu erläutern versucht. Auch Nees von Esenbeck erklärte, daß alle Krankheitsorganismen Nachbildungen normaler Organismen seyen.

Jedenfalls ist jedoch der Verf. der erste, welcher die körperlichen Krankheiten in diesem Sinne zu erklären sucht. Er hat sich in dieser seiner Schrift als scharfsinnigen Beurtheiler bewiesen, und einen Reichthum von naturgeschichtlichen Kenntnissen enthüllt, vor dem man staunen muß. Zugleich aber ersieht man aus der Behandlungsweise der, sich vom Verf. gesetzten Aufgabe, wie innig Naturgeschichte und Medicin verschmolzen sind, und zugleich wie dringend das Bedürfniß ist, auf den Hochschulen bei der Bildung angehender Aerzte mehr auf jene Wissenschaft Rücksicht zu nehmen, als bis jetzt geschah. Es ist nicht zu läugnen, daß der Verf. die Aufmerksamkeit des Lesers in seiner Schrift sehr in Anspruch nimmt, da er oft sehr breit wird, und die häufigen Wiederholungen sehr ermüden. Nichts desto weniger wird man durch eine Menge neuer, geistreicher Ideen angenehm überrascht, und reichlich entschädigt. — Eine genügende, so wie ganz in den Gegenstand eingehende Kritik über die Schrift des Verf. zu schreiben, würde den Raum eines Buches wie das vom Verf. übersteigen. Wir müssen uns daher darauf beschränken, eine gedrängte Inhalts-Uebersicht zu geben, und hiebey so wie am Schlusse einige Bemerkungen beyzufügen.

I. Abtheilung. 1. Von dem Wesen der Skropheln. S. 3 — 131. In dieser Abhandlung gibt der Verf. den ganzen Grundriß seiner Lehre: daher ist sie auch von allen die umfangreichste. Von den Skropheln als Entwicklungskrankheit. S. 4 — 11. Der Verf. nennt sie in so ferne Entwicklungskrankheit, als sie wesentlich mit dem Entwicklungsgange des Lebens zusammenhängen. Widerlegung Malfatti's Ansicht vom Verf. Von der verschiedenen Entwicklungsart der Thiere. S. 11 — 16. Dem Verf. zufolge ist es mehr als wahrscheinlich, daß in den Skropheln der menschliche kindliche Organismus sich nach einem Typus entwickelt, der ihm selbst fremd, einer andern Klasse von Wesen aber normalgemäß eigenthümlich ist. Nun betrachtet der Verf. die verschiedenen Entwicklungsweisen verschiedener Thiergattungen von dem Zeitpunkte an, wo sie das Ey verlassen, bis zum Eintritte der Pubertät, da dieß nämlich die Zeit ist, während welcher die Skrophulosis beym Menschen auftritt. Er betrachtet die Evolutionstypen vorzüglich solcher Thiere, deren Entwicklung von dem Augenblicke an, wo sie das Ey verlassen, bis zu dem Zeitpunkt, wo sie zeugungsfähig sind, einer Metamorphose unterliegt. Namentlich gedenkt der Verf. hier der unter allen diesen Thieren merkwürdigsten Entwicklungsweise der Insekten, nämlich die durch die Form der Larve, Puppe und Nymphe. Von dem Skrophelstoffe. S. 16 — 24. Der Verf. sucht den Unterschied zwischen Skrophelstoff und Tuberkel zu begründen.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. XIV. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 9. April 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 29.

Inhalt.

Vergleichende Idealpathologie. Ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen. Von Dr. Karl Richard Hoffmann, Medicinal-Rathe der K. B. Regierung des Unterdonaukreises in Passau. Stuttgart, 1834. P. Balz'sche Buchhandlung. gr. 8. S. 1 – 687. Pr. 6 fl.

(Fortsetzung.)

Zur vergleichenden Pathologie der Skropheln. S. 24 – 26. Der V. macht den Ausspruch (S. 25): die Skrophelkrankheit bestehe darin, daß sich die dem Menschen eigenthümliche Entwicklungsweise in die den Insekten zukommende umwandle, daß der Mensch also nach Art der Insekten mittels der Metamorphose sich entwickle. Der Skrophulöse sey demnach eine Larve, sey die Menschenlarve, und wie sich die Larve zum geflügelten Insekte verhielte, eben so das skrophulöse Kind zum gesunden, erwachsenen Menschen. Die Uebereinstimmung des Skrophelstoffes mit dem Fettkörper der Insekten. S. 26 — 39. Den Skrophelstoff, welcher bey der fraglichen Krankheit erzeugt und abgelagert wird, zieht der Verf. rücksichtlich seiner Eigenschaften, seines chemischen Verhaltens, Ort der Lagerung rc. mit der Fettmasse der Raupen in Vergleich. Nach dem Verf. ist der Skrophelstoff wie der Fettkörper dazu bestimmt, für eine neue Entwicklung den Bildungsstoff abzugeben. Der Skrophelstoff ist ferner sekundärer Eystoff, daher darf einem die Verwandtschaft dieses mit der Amnionflüßigkeit (S. 39) nicht Wunder nehmen. Von der Ursache der Erweichung und Verflüssigung der Skropheln. S. 39 – 51. Der Verf. durchgeht kritisch die Behauptungen der Schriftsteller über diese Ursachen, welche namentlich in einer Reizung oder Entzündung entweder in dem die Skrophelmasse umgebenden Gewebe oder in der Substanz derselben bestehen soll. Dann kommt er zur Ansicht derjenigen, welche diese Erweichung und Verflüssigung der Skrophelmasse und Tuberkeln für ein ihrer Vitalität nothwendig zukommendes Absterben derselben halten (S. 45). Abgesehen davon, daß der Verf. hier immer von Skrophelmaterie und Tuberkel spricht, während er oben (S. 18) beyde streng unterschieden wissen will, gedenkt er der Verhärtung der Tuberkeln, der Indifferenzirung derselben durch Ablagerung von Kalk u. s. w. mit keinem Worte. Dieser Vorgang des Absterbens der Tuberkeln ist bekanntlich gar nicht selten. — Der Verf. kann keiner der erwähnten Ansichten huldigen, sondern erklärt (S. 46), die Erweichung der Skropheln und Tuberkeln, welch' letztere ohnedieß Aehnlichkeit mit lebendigen, belebten Keimen hätten, sey in dem erwachenden Streben derselben, sich zu entwickeln, zu keimen, begründet, mithin sey die Erweichung ein Akt der Evolution und nicht der Involution. „Die Erweichung des Skrophels geht nicht von dem einzelnen sich erweichenden Skrophel allein aus, sondern es gehört dazu nothwendig, daß schon in der ganzen Menschenlarve das Streben, die Metamorphose einzugehen, erwacht sey (S. 49). Der erweichte, verflüssigte Skrophelstoff ist wie der Fettkörper der Larve eine Art von Dotter und hat dieselbe Bestimmung, wie der in eine breiartige Masse verwandelte Fettkörper in der Puppe, er soll wieder in die Blutmasse zurückgeführt und zur Ausführung der

höhern Bildungen verwendet werden. Auch geschieht dieses wirklich häufig, indem die erweichte Masse aufgesaugt wird, indem sich die Skrophelgeschwulst zertheilt. Allein häufig bricht die Geschwulst nach aussen auf, die erweichte Masse fließt aus und es entsteht das skrophulöse Geschwür, von dessen Fläche fortwährend Skrophelmaterie abgesondert wird." S. 51.

Die Uebereinstimmung des Habitus und der Lebensthätigkeit des Skrophulösen mit der Gestalt und den Verrichtungen der Insektenlarve. S. 51 — 85. Der Skrophelhabitus ist Larvenhabitus, und je weiter die Skrophelkrankheit fortschreitet, desto mehr tritt dieser Habitus, der Typus der Menschenlarve, hervor. Eine große Pigmentarmuth, Farbenmangel haben der Skrophulöse wie die Larve gemein. Nach dem Verf. sollen skrophulöse Kinder in der Regel blaue Augen, blonde Haare u. s. w. haben. Dieses ist jedoch offenbar unrichtig. Man trifft eben so viele mit braunen Augen ꝛc. Dieses hängt überhaupt unendlich viel von Klima und Lage eines Ortes ab. So z. B. trifft man im Fichtelgebirge die meisten Kinder bis zu neun, zehn Jahren mit blonden Haaren, welche dann vom zwölften Jahre an allmählig braun und endlich dunkel werden. Der Verf. fährt fort, „die Larve gehört zu den Dunkelthieren, während das ausgebildete Insekt, die Sylphe, im hohen Grade Lichtthier. Durchgehend ist das ausgebildete Insekt farbreicher als seine Larve." Das ist alles recht, und wir wollen dem Verf. die Einwirkung des Lichtes auf die Erzeugung der Farben gar nicht streitig machen. Aber das ist Thatsache, daß die Puppen der Raupen, welche sich eingesponnen haben, immer an dunkeln Orten unter der Erde, altem Gemäuer, Zäunen u. s. w. sich befinden. Ungeachtet dessen bricht bekanntlich die Sylphe doch schon in ihrer ganzen Farbenpracht aus der Puppe; also ohne eigentlich einer besondern Einwirkung des Lichtes ausgesetzt gewesen zu seyn. Und welche Schmetterlinge zeigen denn einen größern Farbenreiz als die Nachtfalter? Dem Verf. zufolge ist der Skrophulöse, die Menschenlarve, ebenfalls Dunkelthier, daher kommt die Krankheit häufiger in kalten Ländern vor als in warmen, heftiger und hartnäckiger im Winter als im Sommer. Wenn der Verfasser die letzteren Umstände einem größeren Lichtmangel zuschreibt, so können wir sie vorzüglich nur darin begründet finden, weil im Winter und (räumlich) in den nördlichen Gegenden die Sekretionen theilweise beschränkt, theilweise unterdrückt sind. Daß aber ein gleichmäßiger Fortgang der Sekretionen, namentlich der Haut, bey den Skrophulösen ein Hauptbedingungsmittel zur etwa möglichen Heilung sey, darüber sind die Praktiker einig. „Die Larve ist weich, feucht, saftig wie ein Wurm, die Sylphe dagegen ist trockener und ist mit weit härteren, hornartigen Integumenten versehen. Dieß rühret von dem verschiedenen Verhältnisse beyder Geschöpfe zu der Luft her. Die Larve ist Erdthier, Wasserthier, die Sylphe ist Luftthier." So ist auch der Skrophulöse im Vergleich mit der derben Organisation des Gesunden ein schwammiges, feuchtes, vollsaftiges, aufgedunsenes, laxes und schlaffes Geschöpf (S. 55.). In einer großen Gefräßigkeit, einem steten Heißhunger kommt die Menschenlarve mit der Insektenlarve auffallend überein. Dieser Heißhunger und diese Gefräßigkeit skrophulöser Kinder kommt nicht von Säure der ersten Wege, oder von Verstopfung in den Gekrösdrüsen, sondern daher, weil das kranke Kind wie Insektenlarven Bildungsstoff, Skrophelmaterie ablagern muß. Der Skrophulöse verlangt rohere, unausgearbeitetere Kost als das gesunde Kind oder der gesunde Erwachsene. Die Insektenlarven haben häufig eine rohere, tiefer stehende Nahrung als das geflügelte Insekt. Auch in Beziehung auf die Mischung der festen Theile sowohl als der Säfte verhält sich der Skrophulöse zum Gesunden auf gleiche Weise wie die Larve zur Sylphe. Die Mischung des Skrophulösen ist unstreitig eine unvollkommene, tiefer stehende als die des gesunden Menschen. In ihr überwiegt der Eyweißstoff, der eine niedere Stufe der Animalisation einnimmt. Das ist auch bey der Mischung der Larve im Verhältniß zur Sylphe der Fall.

Dem Baue, der Architektonik nach entspricht der Skrophulöse ebenfalls der Insektenlarve. Die Larve ist ein Mittelding zwischen Embryo und gebornem Organismus, ein sich bewegendes Ey. Auch die skrophulöse Körperform sinkt wieder zurück auf eine tiefere Formstufe des Foetuslebens; die schon bereits vorhandene höhere, edlere Form wandelt sich in eine tiefere, niedrigere, rückwärts. Wie die Gestalt der Larve sich zu der der Sylphe verhält, so verhält sich der Bau des skrophulösen Kindes zu dem des gesunden Erwachsenen (!) An der Insektenlarve ist das Hinterhaupt stärker entwickelt als an dem des ausgebildeten Insekts. Eben so treten die niedern Theile des Kopfes beym Skrophulösen hervor, die höheren dagegen zurück; die Kiefer drohen die Präponderanz über den Schädel zu bekommen und an diesem wieder das unedlere Hinterhaupt über das edlere Vorderhaupt. Daher ist der Kopf des Skrophulösen Larvenkopf. — Dieser Deduktion des Verf. nach müßten alle Negerköpfe Larvenköpfe seyn. Ueberhaupt scheint hier der Verf. die Köpfe der Cretinen mit denen der Skrophulösen zu verwechseln: denn wer schon öfters Gelegenheit gehabt hat, vollkommen skrophulöse Kinder zu untersuchen, wird eine Kopfbildung, wie sie der Verf. S. 71 schildert, wohl äußerst selten gefunden haben. Der Verf. fährt in seiner Parallelisirung fort und sagt S. 76: „So sind denn auch die Sinnesorgane des Skrophulösen denen der Larve zu vergleichen. Die dicke kolbige Nase ist Larvennase, und das große, gewölbte hellblaue

Auge mit erweiterter Pupille, mit seinem eigenthümlichen feuchten Glanze, seinen wulstigen Augenliedrändern, seinen langen, gleichsam seidnen Wimpern, ist Larvenauge und gleichsam für ein tieferes Medium organisirt." Ferner: „Die Bewegungsorgane der Larve sind im Vergleich mit denen der Sylphe höchst unvollkommen. So verhält es sich auch mit dem Skrophulösen. Die Extremitäten sind kurz, besonders die untern sind schwach, welk, tragen anfangs die Körper nicht, werden leicht gebogen und bey sehr ausgebildeter Krankheit magern die Extremitäten besonders stark ab. So haben auch die Larven keine Flügel und entweder gar keine Füße oder nur sehr verkümmerte, oder wo gegliederte vorhanden sind, sind sie nur an dem vorderen Theile des Körpers, die hintern sind verkümmert." u. s. w. Die Larve ist träg, unlustig zu bewegen, nur langsam schreitet sie fort; kennt keinen Schmerz, keine Lust, kein Spiel u. s. w. Auch das skrophulöse Kind kennt nicht die ausgelassene Freude, das Spiel, den Scherz rc. — Beym Skrophulösen ist das Athmungsbedürfniß geringer, weil er in geringerer Beziehung zur Luft steht, eben so bey der Larve. Die Verdauungsorgane sind in der Larve besonders groß, was mit ihrer Gefräßigkeit, mit ihrer ganzen Bedeutung zusammenhängt. Nicht minder ist dieß der Fall beym Skrophulösen. Endlich S. 81 führt der Verf. noch an: „Es ist eine bekannte Thatsache, daß acute Exantheme, besonders Masern und Scharlach, die Skrophelkrankheit, wenn sie erst in der Anlage vorhanden war, gerne zur Entwicklung bringen. Diesem entspricht die andere Thatsache, daß bald nach der jedesmaligen Häutung die Raupe mit erneuerter Gier frißt, daß die Verdauung vollkommener und die Fettmasse schneller und reichlicher bereitet wird."

Der Verf. kommt jetzt (S. 82) zur Betrachtung des psychischen Lebens beym Skrophulösen. Ungeachtet der Thatsache, daß skrophulöse Kinder eine große Aufmerksamkeit zeigen, daß ihr Verstand sich sehr frühzeitig entwickelt, gleichsam in seiner Ausbildung ihrem Alter voraneilt, ist nach dem Verf. der psychische Lebensprozeß des Skrophulösen eben so sehr auf die tiefere Larvenstufe zurückgesunken, wie das gesammte übrige Seyn desselben. Doch wir müssen bey dieser Erklärungsweise den Verf. selbst sprechen lassen: „Die größere Aufmerksamkeit, welche das skrophulöse Kind den umgebenden Gegenständen, sowie den in seinen Gesichtskreis fallenden Ereignissen zuwendet, hängt natürlich mit dem schon besprochenen Ernste zusammen, der sich des Gemüthes desselben bemächtigt, indem seine Aufmerksamkeit nicht durch die kindliche Lebenslust, Spiel und leichten Sinn abgezogen und zerstreut wird. Der Mangel an Kindlichkeit und der frühreife Verstand rühren aber wesentlich davon her, daß der Skrophulöse eigentlich gar kein Kind ist, sondern schon ein selbstständiges, in sich abgeschlossenes Geschöpf. Man kann die Insektenlarve nicht füglich das Kind des geflügelten Insektes nennen, sondern sie ist ein ausgebildetes Thier für sich, ein Wurm; so auch die Menschenlarve, der Skrophulöse. Die Larve des Insekts, wie der Skrophulöse ist schon ein selbstständiges Geschöpf, mit selbstständigem psychischem Leben, selbstständigem Instinkte und Urtheil. Immer ist es aber ein armseliges psychisches Leben, das sich eben seiner Armuth wegen sehr bald in sich abschließt. Wie bey den Insekten mit Metamorphose zwey Geschöpfe nach einander auftreten, zuerst die Larve, dann die Sylphe, so treten auch zwey psychische Lebensprocesse nach einander auf, wovon jeder selbstständig ist, zuerst der der Larve, dann der Sylphe. Auf gleiche Weise tritt bey dem skrophulösen Menschen zuerst, namentlich von der Pubertät, der schon selbstständige psychische Lebensproceß der Menschenlarve auf, der sich sehr bald in sich abschließt und fertig wird und erst in der Folge, nach der Pubertät, tritt das höhere psychische Leben an seine Stelle." rc. Ferner: „Daß nur das psychische Leben der Larve ein selbstständiges und in sich abgeschlossenes ist, geht besonders auch daraus hervor, daß viele Raupen mit dem Kunsttriebe des Spinnens und zu diesem Behufe mit eigenthümlichen Organen, den Spinngefäßen, versehen sind, während in dem Schmetterling dieser Kunsttrieb und mit ihm auch das Organ, die Spinngefäße gänzlich verschwunden sind, indem jetzt an die Stelle des Kunsttriebes der Fortpflanzungstrieb getreten ist."

Hinsichtlich des torpiden und blühenden skrophulösen Habitus, der bekanntlich unterschieden wird, äußert sich der Verf. dahin: daß diese „Nüancen" mit den verschiedenen Larvenformen der Insekten zu vergleichen seyen. Die in Erdlöchern wohnenden seyen nämlich der torpiden Form der Skropheln, und die an die Luft gezogenen Larven mehr der blühenden Form gleichzustellen.

Dieß ist in Kürze zusammengedrängt die Parallele, welche der Verf. zwischen der Natur und den Erscheinungen der Skrophelkrankheit mit denen des Larvenlebens macht. Wir müssen bekennen, daß er allen Scharfsinn aufgeboten hat, seine Sätze durchzuführen, und daß den Eindruck, welchen der Verf. für das zustimmende Urtheil des Lesers hervorzubringen sucht, eine blühende Sprache mächtig unterstützt. So genial und überraschend aber manche Gedanken des Verf. sind, so können wir auf der andern Seite doch nicht bergen, daß seine Parallele manches Willkührliche und Herbeygezogene sowie manch nur scheinbar Wahres, wenigstens für uns, enthält.

Die größere Geneigtheit des weiblichen Geschlechtes zu den Skropheln. S. 85—87. Nach Burdach ist die Weiblichkeit die ursprüngliche Erscheinungsweise des Lebens, die Männlichkeit

dagegen die entsprungene. Da sich nach dem Verf. dieserwegen das Weib zum Manne verhält wie Larve zur Sylphe, so ist das weibliche Geschlecht der Skrophelkrankheit mehr unterworfen als das männliche.

Die Idealpathologie der Skropheln. S. 87—101. Bey der vollkommnen Metamorphose der Insekten entwickeln sich dem Verf. zufolge zwey von einander sehr verschiedene Thiere nach einander. Zuerst die Larve, ein Geschöpf, das bloß frißt, sich vergrössert, Bildungsstoff erzeugt, bloß für die Selbsterhaltung thätig ist. Die Larve ist daher Individualthier. Dann entwickelt sich erst die Sylphe, welche für die Fortpflanzung bestimmt ist, das Geschlechtsthier. Ihre Entwicklung ist mithin räumlich und zeitlich geschieden und jedes dieser Thiere hat sein eignes Ey. Das primäre Insektenev ist das für die Larve, und die Puppe ist das Ey für die Sylphe. Bey der normalen Entwicklung des Menschen aber findet sich bloß ein Gesammtgeschöpf, bloß ein Ey, bloß ein embryonischer Entwicklungsproceß. Allein nichts destoweniger muß bey dem Menschen ein Individual- und ein Geschlechtsthier unterschieden werden, nur treten sie nicht wie beym Insekte in der Zeit und im Raume gesondert nacheinander auf, sondern beyde sind innig vereinigt. Der neugeborne Mensch trägt nicht nur den Typus des Individualthieres an sich, sondern auch den des Geschlechtsthieres. Um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, müssen wir den Verf. hier wieder selbst sprechen lassen: „Also beym Menschen entwickeln sich, und zwar gleich ursprünglich schon im Mutterleibe, Individualthier und Geschlechtsthier zusammen, in innigster Vereinigung. Allein erst auf der Höhe des Lebens ist die Ausbildung beyder vollendet. Das Individualthier erreicht aber weit früher denjenigen Punkt seiner Entwickelung, wo es für die selbstständige Ausübung seiner Funktion, die willkührliche Aufnahme der Nahrung durch den Mund, fähig wird, während das Geschlechtsthier diesen Punkt seiner Entwicklung, wo es nämlich zur Fortpflanzung fähig wird, weit später erreicht. Das Individualthier erreicht seine Selbstständigkeit schon mit der Geburt, allein es setzt seine Entwicklung fort, wie gesagt, bis zum Höhepunkt des Lebens; das Geschlechtsthier erreicht seine Selbstständigkeit zwar erst durch die Pubertätsentwicklung, allein es beginnt nicht etwa erst mit dieser Epoche seine Entwicklung, sondern es hat dieselbe zu gleicher Zeit mit der des Individualthiers schon im Mutterleibe, schon im Eye begonnen, und sie fortgesetzt bis zur Pubertät, wo es ihm eben erst gelingt, es zur Selbstständigkeit seiner Funktion zu bringen." — Wird nun ein Kind skrophulös, so sucht sich das Individualthier von dem Geschlechtsthier loszureißen, frey für sich aufzutreten. Da aber allem Leben eine Idee zu Grunde liegt, so sucht sich die Idee des Individualthieres aus der Vereinigung mit der Idee des Geschlechtsthieres herauszuschlingen, wodurch dann die Materie, der ganze Organismus nach allen Seiten hin, in allen seinen Systemen, Organen, Säften und Lebensthätigkeiten, vermöge der rein waltenden Idee des Individualthires verändert wird, während die Idee des Geschlechtsthiers latent wird. „Die Skrophelkrankheit besteht also darin, daß sich die normale Entwicklungsweise des Menschen in diejenige verwandelt, welche man die Metamorphose nennt, daß sich die gleichzeitige in die aufeinanderfolgende oder abgesetzte, die verschlungene in die gesonderte Entwicklungsweise umsetzt;" daß der dem Geschlechtsmenschen untergeordnete Individualmensch aus dieser Involution sich herauszuschlingen trachtet.

Wenn man diese aufgeführten Sätze und die daraus gezogenen Folgerungen des Verf. als die Wahrheit der Sache begründend und darstellend erkennen soll, so ist vor allem die Frage zu beantworten: ist es wirklich im Leben nachweisbar, daß bey der Skrophelkrankheit der Individualmensch (um mit dem Verf. zu reden) sich aus der innigen Verschmelzung mit dem Geschlechtsmenschen herausschlingt, frey für sich auftritt, und daß dieser latent wird? Nun sprechen aber viele Erscheinungen bey Skrophulösen für einen erhöhten Geschlechtstrieb. Nach dem Verf. wäre (S. 10) die Ursache hievon in den Absonderungen der Schleimhaut, der Harnröhre, der Vorhaut und der Scheide zu suchen, indem diese abnorm und reizend seyen. Die Praktiker dürften die Erklärungsweise des Verf. wohl nicht viel gelten lassen. Das ist aber Thatsache, daß bey Skrophulösen die Geschlechtswerkzeuge stark und frühzeitig entwickelt sind, und daß auch die Schädelbildung für ein reges Geschlechtsleben spricht. Ferner bey weitem die meisten Praktiker bestätigen ein früheeifeeres Auftreten des Geschlechtstriebes bey skrophulösen als bey gesunden Menschen. Wo wäre hier das Latentwerden des Geschlechtsmenschen, und das herrschende Uebergewicht der Idee des Individualmenschen? Abgesehen von andern Einwürfen, die sich gegen die Theorie des Verf. machen lassen, so ist in der verneinenden Antwort der oben gestellten Frage unfehlbar die Widerlegung der Ansicht des Verf. enthalten, vorausgesetzt, daß diese Antwort sich auf unumstößliche Wahrheit der Sache gründe. — Aber was würden wohl Gall und Reil zu dem Theoreme des Verf. sagen, wenn sie noch lebten? —

Von dem Heilungsprozesse der Skropheln. S. 101—107.: „Wie der Krankheitsprozeß seinem letzten Grunde nach ein ideeller ist, in der Idee des Lebens wurzelt, so ist auch die Naturheilung eine ideelle, sie beruht ebenfalls auf einem Vorgange, der in der Lebensidee selbst statt hat." Die Heilung der Skropheln, welche darin besteht, daß die abgesetzte wieder in die gleichzeitige, verschlungene Entwicklungsart

umgewandelt wird, wird von der Gesammtidee eingeleitet. Wenn der Trieb dieser, ihr normales Entwicklungsgesetz geltend zu machen, eine gewisse Stärke erreicht hat, so reflektirt er sich sowohl auf die Idee des Individualthiers, als auch auf die des Geschlechtsthiers, indem er in jener das Streben sich wieder unterzuordnen, in dieser die Tendenz, jene herausgetretene in sich aufzunehmen, hervorruft, wodurch sich denn die Idee des Individual- und Geschlechtsthiers auf gleichem Wege entgegenkommen. Die Zeit nun, wo die Gesammtidee des jungen Menschen in ihrer größten Stärke walten kann, ist die Periode des Zahnwechsels. Es ist zwar auch das erste Zahnen mit einem solchen Aufschwung verbunden, allein beym ersten Zahnen entwickelt sich vorzugsweise das Individualthier, während das zweyte Zahnen schon mehr dem Geschlechtsthiere angehört. Der Verf. fährt jetzt S. 105 fort: „Obgleich das zweyte Zahnen schon mehr dem Geschlechtsthiere angehört, so ist doch die Hauptentwicklung dieses erst in der Pubertät gegeben, und das zweyte Zahnen gehört noch zu einem großen Theile auch dem Individualthier an; daher kommt es, daß der skrophulöse Prozeß nicht immer durch den Zahnwechsel abgeschnitten wird, sondern zuweilen sogar einen neuen Aufschwung bekommt, und daß erst die Pubertätsentwicklung als diejenige Periode betrachtet werden muß, in welcher der Skrophelproceß seine eigentliche Gränze findet" u. s. w. — Trachtet die Gesammtidee des Geschöpfs schon gleich beym Beginnen der Krankheit ihr eigenthümliches Entwicklungsgesetz aufrecht zu erhalten, tritt sie also dem egoistischen Streben der Idee des Individualthiers gleich anfangs entgegen, so kommt es bey aller Geneigtheit doch nicht zum Ausbruche der Krankheit, oder es erscheinen nur verkümmerte Formen derselben als Schleimflüsse der Nase, des Ohres ꝛc. — Der Leser sieht, daß sich der Verf. durch nichts außer Fassung bringen läßt, und seine Sätze folgerichtig durchführt. Das Leben, die Idee des Lebens zergliedert er, wie der Anatomiker die Leiche nach allen Theilen und nach allen Richtungen. Ob aber eine solche Zersplitterung der Idee des Lebens, wenn wir auch die Vielseitigkeit aber doch wieder Einheit des letztern erwägen und anerkennen, wohl naturgemäß seyn dürfte? — — — Zu weitern Erörterungen dieser Frage mangelt uns hier der Raum.

Von der Behandlung der Skropheln. S. 107—111. Der Verf. stellt folgende therapeutische Indikation auf (S. 109): „Man unterstütze die Gesammtidee des Lebens in ihrem Streben, den ihr eigenthümlichen höheren Entwicklungstypus statt des aufgedrungenen niedrigeren, sonst nur den Insekten zukommenden, wieder geltend zu machen, oder man befördere die Tendenz derselben, die latent gewordene Geschlechtsidee wieder hervortreten zu lassen und die zügellos und frey gewordene Individualidee wieder in die Gemeinschaft mit jener zurückzurufen. Es ist klar, daß jede dieser Indikationen wieder in zwey untergeordnete aufgelöst werden kann, von denen die eine in der Aufgabe besteht, das Individualgeschöpf, welches sich herauszuschlingen droht, oder schon frey hervorgetreten ist, zu beschränken, während die andere Indikation verlangt, das latent werden wollende oder schon gewordene Gattungsgeschöpf anzuspornen, damit es sich wieder erhebe und jenes wieder in sich einziehe." Wir sind hier dem Verf. auf der schwächsten Seite begegnet, nämlich wie er seine Theorie mit der ärztlichen Behandlung in Einklang zu bringen sucht. Es ergeht dem Verf., der bekanntlich kein Praktiker ist, wie andern Theoretikern, wenn sie auf die Praxis zu sprechen kommen: diese widerstreitet häufig ihren Theoremen. Wir finden es ganz überflüssig, unsern Ausspruch in Bezug auf den fraglichen Abschnitt (der übrigens sehr mager ist) der Schrift des Verf. weiter nachzuweisen, da die Beweisführung zu nahe liegt.

Von den Involutionsskropheln. S. 111 — 115. Der Verf. sagt S. 112, die Involutionsskropheln müßten seiner Ansicht von dem Wesen der Skrophulosis zu einer neuen Stütze dienen. In dem Maße nämlich, als mit der eintretenden Involution das Geschlechtsthier unmächtiger würde, erhebe sich das Individualthier und trete in ein ähnliches überwiegendes Verhältniß zu jenem wie vor der Pubertät. Bey solchen Individuen, welche an den Involutionsskropheln erkranken, hätte sich das Individualthier schon vor der Pubertät aus seiner Vereinigung mit dem Geschlechtsthiere herausschlingen wollen, allein die Verhältnisse wären diesem Streben entgegen gewesen, während beym Eintritt der Sterilität dieses möglich werde. „Die Idee des Individualthiers bemächtigt sich, wenn sie frey für sich auftritt, sogleich der Organe (in welche der Skrophelstoff abgelagert wird, der Geschlechtstheile) somit auch des Antheils, den das Geschlechtsthier bis jetzt davon hatte, und die latent werdende Idee des Geschlechtsthiers muß ihren unorganisirten Leib erst von neuem aus den Säften des Gesammtthieres herausbilden." Der Verf. schließt: „Die Involutionsskrophel stellt daher auf der Seite des absteigenden Lebens dieselbe Form dar, wie die Wachsskrophel auf der Seite des aufsteigenden." — Wir können der am Anfange dieses Abschnitts ausgesprochenen Behauptung des Verf. nicht beystimmen und zwar, abgesehen von allem andern, aus dem einfachen Grunde, da die Erklärung von der Bedeutung der Involutionsskrophel im Widerspruche mit seiner Theorie der Evolutionsskrophel steht. — Welcher Lebenszustand einer Thiergattung soll der Involutionsskrophel entsprechen? Wir wissen keinen, und der Verfasser hat hierüber Stillschweigen beobachtet. —

Epikrise S. 115—129. In diesem Abschnitte bespricht der Verf. manches früher Angedeutete und Gesagte etwas näher; handelt von dem Agens scrophu-

losum der Aelteren, was eben nichts anders sey, als die aus der Gesammtidee des Lebens herausgetretene und sich für sich geltend machende Individualidee; und sucht dann zu zeigen, wie die Annahme eines dem Krankheitsprozesse zum Grunde liegenden Agens die Idealpathologie begründe; wie ferner an den verschiedenen Theorien über das Wesen der Skrophelkrankheit es sich sehr gut nachweisen lasse, wie die Idealpathologie alle übrigen umfasse. Endlich kommt der Verf. nochmals zur Betrachtung des Krankheitsprozesses im Allgemeinen und gibt einen zusammengedrängten Grundriß von der Bedeutung seiner vergleichenden Idealpathologie, welche er über die vergleichende Pathologie setzt, und zwar mit folgenden Worten (S. 128): „Es ist nämlich nicht genug zu wissen, welchem Naturwesen ein Krankheitsproceß entspreche, von welchem er die Nachbildung darstelle, sondern auch noch, welches die gemeinschaftliche Idee sey, der Lebenstypus, der sowohl diesem Naturwesen, als dem bestimmten Krankheitsprocesse zum Grunde liegt." Der Verf. glaubt, durch die ihm eigenthümliche Betrachtungsweise und Forschung diese Ideen in besagter Abhandlung, sowie in den folgenden seiner Schrift als solche der „Wahrheit" erfaßt zu haben. —

Der Leser hat jetzt gesehen, wie der Verf. seinen Stoff behandelt, und da es der Raum dieser Blätter nicht gestattet, von den andern Abhandlungen der in Rede stehenden Schrift ähnliche Auszüge, wie obige, zu geben, so müssen wir uns darauf beschränken, bloß die Lebensprocesse anzuführen, welche die folgenden Krankheiten mit andern Thiergattungen gemein haben, also die von der Gesammtidee des Geschöpfs abgefallenen Einzelnideen darzustellen. — Von dem Wesen der Rhachitis. S. 131 — 158. „Die Rhachitis besteht in der Herausschlingung und freyen unabhängigen Darstellung der Idee des wirbellosen Thieres aus der Gesammtidee des menschlichen Lebens." Der Rhachitische sinkt zum Weichthier oder Schalenthier herab. Zugleich sucht er eine förmliche Schale sich zu bilden, was sich in der Steinerzeugung der Kinder ausspricht. Rhachitische ohne Steine sind den nackten, solche mit Steinen den beschalten Mollusken zu vergleichen. Von dem Wesen der Bleichsucht. S. 165 — 199. Der Chlorotische stellt sich als Menschenpuppe dar. Wenn ein Mädchen in die Bleichsucht verfällt, so ist dieses ihre Verpuppung und wenn sie geheilt wird, so geht sie als entwickelte Sylphe aus der Puppe hervor. „In der Bleichsucht sinkt also die Pubertätsentwicklung des Menschen auf diejenige Stufe herab, wie sie den Insekten eigenthümlich ist." Ferner S. 179: „Die eyweißstoffigen Säfte, womit die Gewebe des Chlorotischen angefüllt sind, stellen also den verflüssigten und ausgebreiteten Fettkörper der Puppe dar, während die festeren, mehr concentrirten Skrophelmassen in der Skrophelkrankheit und Rhachitis dem consistenteren und concentrirteren Fettkörper der Larve entsprechen."

Zwente Abtheilung. Die Katamenien. Ein Dialog. S. 203 — 277. Da der Verf. diesen Abschnitt für wesentlich nothwendig zur Verständigung des später Vorzutragenden hielt, so schaltete er ihn hier ein, und zwar dieserwegen in Gesprächsform, weil ihm diese Art des Vortrags die passendste zur Lösung des physiologischen gordischen Knotens über die Katamenien schien, worin wir ihm auch beypflichten. Der Verf. beleuchtet kritisch die bis jetzt bekannten Ansichten über das Wesen der Menstruation, namentlich verweilt er lange bey der von den besten Physiologen und Gynäkologen neuerer und neuester Zeit aufgestellten Behauptung, daß die Menstruation ein verkümmerter weiblicher Zeugungsproceß, ein Repräsentant der Schwangerschaft und Geburt sey. Der Verf. stimmt keiner der bekannten Ansichten bey, sondern erklärt, die Menstruation sey für den Menschen dasselbe, was die Mauser dem Vogel sey; Menstruation und Mauser seyen dem Wesen nach identisch; die Menstruation sey also die Mauser des Menschen. Aber diesem Processe der Mauser unterlägen nicht blos die Vögel, sondern er gehe durch das ganze Thierreich durch. Wie nämlich der Vogel sein Gefieder verliere, so würfen andere Thiere ihre Oberhaut ab, oder ihre Schalen, oder einen Theil ihrer Haare, ihrer Zähne 2c., welche Theile sie dann wieder erzeugten. Die Erzeugung der oberhäutlichen Gebilde ist aber nicht das Wesentliche, sondern es wiederholt sich bey der Mauser, mithin auch bey der Menstruation der ganze Entwicklungsproceß des Geschöpfes von der Conception bis zum Eintritte der Pubertät. „Mit einer ungeheuern Schnelligkeit läuft das Leben wieder durch alle Stadien des Foetusalters und der Kindheit hindurch; wozu es bey der ersten Entwicklung fünfzehn Jahre ungefähr braucht, das vollbringt es bey der Wiederholung derselben in wenigen Tagen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Staats- und Rechts-Geschichte. Compendiarisch dargestellt zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen von Dr. Heinrich Zöpfl. Heidelberg, 1834. gr. 8. I. Abtheilung. VIII. Vorrede, 179 S.

Der Herr Verfasser hilft durch vorstehendes Werk einem dringenden Bedürfniß auf eine sehr zweckmäßige

Weise ab. Wohl gibt es ganz vorzügliche und gediegene Werke über diesen Gegenstand, wie Eichhorn's deutsche Staats- und Rechts-Geschichte, Jak. Grimm's deutsche Rechts-Alterthümer, Göttingen 1828. gr. 8. George Phillips deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung (erster Band, Berlin 1832, zweyter Band, ebendaselbst 1834. 8.) u. a. m. (Siehe S. 17 Note 3); aber eigentliche und brauchbare Vorlesebücher über deutsche Staats- und Rechts-Geschichte für den gründlichen Juristen, sowie für Jeden, der überhaupt die Vergangenheit unseres Gesammt-Vaterlandes gehörig begreifen will — und deren Anzahl ist in unsern Tagen nicht gering — immer mehr zum Bedürfniß, welches am meisten auf unsern Hochschulen gefühlt wird: denn dieser Zweig des juridisch-historischen Wissens muß unabweisbar vorgetragen werden; ferner wird durch das auf vielen Universitäten eingerissene, Zeit und Geist tödtende, und daher die Abneigung der Studierenden erregende Dictiren (Vorrede S. VI. et VII.) der freye Vortrag nach einem selbstgewählten und zweckmäßig eingerichteten Leitfaden immer nöthiger für Lehrer und Zuhörer.

Solche Leitfäden jedoch mußten nebst der bequemen Uebersicht des abzuhandelnden Stoffes das Wesentlichste in gedrängter aber geistvoller Kürze geben, überall auf die Quellen und Hülfsmittel hinzeigend, und in allen Theilen die größte Gründlichkeit beurkundend, wobey das Ganze gleichwohl noch so eingerichtet seyn müßte, daß bey aller Kürze die Trockenheit vermieden, und der Lehrer beym Vortrage nach einem solchen Leitfaden immer noch Stoff genug zu Erläuterungen übrig behielte. Ein solches gewiß von Vielen längst gewünschtes Buch ist das vorliegende. Das Trefflichste über den großen Gegenstand ist in demselben mit Urtheil und dem Zwecke entsprechend benutzt mit steter Rücksicht auf die neuesten Fortschritte in diesem Zweige des Wissens. An rechter Stelle ist eine reiche Ausstattung an Literatur mitgegeben; denn geschichtliche Behauptungen müssen einmal ihre quellenmäßige Begründung haben, sodann ist für diejenigen, die solche Vorlesebücher zu ihrer Belehrung gebrauchen, die Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen über wichtige Materien, wie sich dieselben im Verlaufe der Zeit herausgestellt haben, nichts weniger als gleichgültig, und wer selbst prüfen will, der muß nach den Quellen auch die Literatur des zu prüfenden Gegenstandes kennen und benutzen können. Der Hr. Verf. hat gezeigt, daß er die Quellen sowohl, als auch die Hülfsmittel in der That genau kenne, und nicht bloß die einen wie die andern aus Büchern entnommen habe.

Die Grundlage seines Werkes, dessen erste Abtheilung vor uns liegt, ist — was sicher Niemand tadeln wird — K. Fr. Eichhorns allerwärts als vortrefflich gekannte deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Wo H. Z. von seinem Vorbilde abgewichen, ist es gewiß auf gute Gründe gestützt geschehen, die H. Z. theils angiebt, theils für den mündlichen Vortrag verspart hat.

Nach Angabe der Quellen und Literatur für den ersten Zeitraum — von den ältesten Zeiten bis auf Clodwigs Tod 511 n. Chr. — geht H. Z. zum Geschichtlichen über, die Hypothesen über der Deutschen Ursprung (§. 8. S. 19 — 20) und Namen (§. 9. S. 21 — 23), sowie die Hauptstämme des Volkes und deren Wohnsitze vor der Völkerwanderung (§. 10. S. 23 — 26) voranstellend, und führt die politische Historie Deutschlands bis auf den Anfang der sogenannten Völkerwanderung 395 n. Chr. (S. 38) fort. Hierauf richtet er seine Blicke auf die älteste Rechtsverfassung, entwickelt die Begriffe deutscher Freyheit und Genossenschaft, die Standes-Verhältnisse, Familien-Genossenschaft in Bezug auf Grundbesitz und Eigenthum (S. 38 — 45), die Rechtsverhältnisse der Familiengenossen gegen einander, das Erbrecht (S. 45 — 50), die Gaugenossenschaft (§. 19. S. 50 — 55) und die Dienstgefolge (S. 55 — 57). Sodann erzählt er (S. 57 — 73) die Begebenheiten von der Völkerwanderung bis zu Clodwigs Tod, womit sich der erste Zeitraum schließt.

(Schluß folgt.)

Reflexionen über ein neues Photometer des Hrn. Dr. von Steinheil.

Wir lesen in den Göttinger gelehrten Anzeigen im 34sten Stück derselben, daß Hr. Dr. Steinheil allhier ein prismatisches Photometer erfunden habe, das die Aufgabe über die Messung der Lichtstärke der Fixsterne vollständig löse, — mithin auch dem Verfahren des Hrn Herrschel für diesen Zweck vorzuziehen seye! Rücksichtlich dessen muß ich vorläufig bemerken, daß der Ausdruck Lichtstärke in jenem Blatt sehr uneigentlich gewählt sey: indem dieß Instrument nur die Erleuchtungen, welche Sterne auf die Erde schicken, unter sich vergleichet — die bekanntlich eine Funktion ihres eigenen Glanzes, oder ihrer Lichtdichte, in das Quadrat ihres optischen Winkels ist.

Nun ist es aber Hr. Herrschel, der durch 40jährige sorgfältigste Beobachtungen des Sternhimmels eigentlich denselben für uns aufgeschlossen; und über das farbige Licht der Sterne, über Nebel-Sterne und Stern-Kompresse die ersten Aufschlüsse gegeben, und außerdem ein Verfahren ihre Erleuchtungen zu vergleichen, auf-

gestellt hat, nach welchem wir dieselben auf dem einfachsten Wege finden können!

Das Verfahren gründet sich nun auf das ganz einfache Princip: daß ein Stern bey gehöriger Rotundität seines Bildes im Fernrohr, die Erde um so besser erleuchten müsse, je mehr er sich in dem Fernrohre vergrößern läßt, bis er in demselben bey einer zunächst stärkern Vergrößerung sich wieder kleiner zeigt, so daß, wenn ein Stern bey einer 600 maligen Vergrößerung, ein anderer aber bey 900 maliger am größten sich zeigt, die Erleuchtungen beyder Sterne, sich wie 4 zu 9 verhalten müssen!

Diese Bestimmung ist daher um so richtiger, je genauer der Beobachter die Vergrößerungen seines Fernrohres findet; wozu man in unsern Zeiten, die sichersten praktischen Wege einschlägt, und die Größe der Sternbilder durch seine Schrauben-Mikrometer mit Cadrans vergleicht!

Es mag nun der Stern wie Syrius und Kapella sich im Brillant-Feuer, oder wie Antares im Skorpion sich im eigentlichen Glutfeuer; oder wie Vega in der Leyer sich im Silberglanze; und andere Sterne sich bläulicht, röthlicht u. s. w. zeigen, so bekommt man doch nach diesem Verfahren des Hrn. Herschels die Erleuchtung dieser Sterne sicher; und kann sie nach Umständen, für die Vergleichung ihres Glanzes selbst, aus ihren gegebenen optischen Winkeln anwenden!

Ganz anders ist das Verfahren des Hrn. Dr. Steinheil für den nämlichen Zweck!

Denn statt dessen bedient sich derselbe seines prismatischen Photometers, bey einem Fernrohre, dessen Objektivglas in 2 gleiche Hälften durchschnitten ist; von welchen die eine Hälfte sich parallel mit der Axe des Rohrs verschieben, und so von dem Okularglas sich entfernen läßt, — auch sieht derselbe mit keinem dieser Gläser den Stern direkte; sondern immer in einem Lichte, das von den gläsernen Prismen, die über jeden Objektivglas aufgestellt sind, reflektirt wird — es verschiebt so der Beobachter das eine Objektiv so lange von dem Okular ab, bis die Bilder beyder Sterne im Fernrohre gleichzeitig dem Auge gleich helle scheinen. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß wir irdische selbstleuchtende Objekte um so unsicherer nach ihrem Lichtglanze beurtheilen, je glänzender und kleiner sie sind — wie schätzen sie noch um so unsicherer, wenn die Farbe ihres Lichts ungleich, wie z. B. bey unsern Lustfeuerwerken, das blaue, rothe oder grüne Feuer sind, und je mehr sie dabey zittern!

In diesen Motiven mögen meines Erachtens auch die so sehr divergenten Resultate ihren Grund haben, die sich dem ungenannten Erfinder eines ähnlichen Photometers nach der Abhandlung Nr. 1. in jenen Blättern rücksichtlich der Beobachtung der Sterne zeigten, — vielleicht mögen auch Hrn. Dr. Steinheil, den ich als einen jungen Mann von Kenntnissen und Scharfsinn sehr schätze, auch solche Annomalien bey Sternen aufgestossen seyn, und ihn veranlaßt haben, statt der Beobachtung der Sterne am Himmel; vielmehr nur stählerne, polirte von der Atmosphäre erleuchtete Kugeln zu substituiren!!! da doch in jener Preisaufgabe von Sternen und nicht von Kügelchen die Rede war.

Da nun alle diese Dinge insbesondere auch bey dem Photometer des Hrn. Dr. Steinheil für Sterne eintreten können; so scheint mir deswegen immer das Herschel'sche Verfahren die Erleuchtung der Sterne unter sich zu vergleichen, das vorzüglichste zu seyn!

Außerdem ist ferner hier bewiesen, daß dieß Instrument nicht die Lichtstärke des Sternenlichts, oder seinen photometrischen Glanz mißt, der für verschiedene Sterne sehr verschieden, und am schwächsten für die Nebelsterne, und dabey für die nämlichen Sterne selbst veränderlich ist; wie ich in meiner neuesten Abhandlung über die Natur, Veränderung und Dauer unserer Sonne zeige; die ich an dem Stiftungstage unserer k. Akademie der Wissenschaften den 28. März habe vorlesen wollen; aber leider durch eine Brustkrankheit daran verhindert wurde!

Anmerkung.

Diese Abhandlung ist übrigens der erste Ausfluß der Principien, die ich in meiner neuen angewandten Physik aufstellte, die zum Drucke bereit liegt!

Ich erkläre in derselben die wichtigsten Phänomene, welche uns irdische und kosmische Körper nach ihren veränderlichen Kräften zeigen — als die Massenanziehung aller Körper durch ihre varante Kräfte — die Adhäsion — Cohärenz — Einsaugung mit und ohne Ausquillen der Körper — die Auflösung, — die Zersetzung mit und ohne Detonation — den Niederschlag ohne Verwandtschaftsgesetze, die Funktion des Lichtglanzes und der Erleuchtung glänzender Körper — die Phänomene des elektrischen Gases, seiner anziehenden und zurückstossenden Kräfte — und schon im Jahre 1822 zeigte ich in einer kleinen Abhandlung über den natürlichen Magnetismus unserer Erde, Nürnberg bey Stein, die Identität der magnetischen mit der etwas zersetzten elektrischen Materie, aus einer Theorie über die Entbindung des Lichtes auf der Sonne und den Sternen — die sich nun nach den dermaligen Beobachtungen mit großen schwebenden Magneten, und durch die Versuche von Faraday ganz bestätigt u. s. w.

J. Leonhard Späth.

Nebst einer außerordentlichen Beylage.

Erwiederung.

Habent sua fata libelli.

Daß über ein gedrucktes Werk Jeder nach Belieben seine Meinung aussprechen, tadeln oder loben könne, muß jeder Verfasser dulden, denn wer am Wege baut, findet viele Kritiker. Der Pöbel zumal ist mit seinem Urtheile sogleich fertig, und heißt gut oder schlecht, was ihm gefällt, oder nicht gefällt, ohne nach Gründen zu urtheilen, und leider gibt es auch einen zahlreichen literarischen Pöbel, der gern über alles absprecht und nach Neigung und Laune ein Werk schimpft oder lobhudelt. In welche Klasse der Recensent gehört, der in diesen Blättern (Nr. 20. 7. März 1835) meine Geschichte der Deutschen anzeigte, darüber möge der Leser urtheilen. Er hat die Maske T. angenommen, und solche harte Beschuldigungen vorgebracht, daß ich Einiges entgegnen muß.

1. „Was nun das Materielle des Werkes betrifft, so sieht der Kenner wohl, daß der Verf. aus den Quellen geschöpft hat, (was sich indessen von dem Probehefte nicht sagen läßt.)“

Das Probeheft: „Friedrich II. und Joseph II.“ gibt aber die Quellen deutlich an, als deren vorzüglichste bezeichnet wurden: Die Werke Friedrichs II., die Briefe Josephs II., die große ausführliche Lebensgeschichte Friedrichs II. von Preuß, der in 8 dicken Bänden Alles über den großen Mann sammelte, was sich nur sammeln ließ, dazu die Werke eines Dohm, Coxe u. a. Ich weiß nicht, was der Recensent unter Quellen versteht, wenn er diese nicht will gelten lassen, da selbst Heeren und Dahlmann (wenn er diese Männer kennt) jener in seiner Geschichte des europäischen Staatensystems, dieser in der Quellenkunde zur deutschen Geschichte keine andern kennt, und ich wäre sehr begierig zu erfahren, aus welchen Quellen der Recensent die Geschichte jener Zeit schöpfen könnte, wenn er nicht etwa geheimster Rath jener Männer gewesen ist, der neue wichtige Aufschlüsse mittheilen könnte. Oder woher habe ich denn die Geschichte jener Zeit anders genommen, als aus den Quellen? Ich habe sie doch nicht erfunden, oder, wie Mannert bey einer ähnlichen Gelegenheit sagte, nicht aus den Fingern saugen können! Hätte ich dieß wirklich gethan, so war es die Pflicht des Recensenten, es zu zeigen, nicht blos eine Beschuldigung hinzuwerfen.

2. „Wir vermissen zusammenhängendes, ineinandergreifendes und selbstständiges Quellenstudium, zweckmäßige Verarbeitung des Materials und neue haltbare Ansichten u. s. f.“

Das ist freylich viel gesagt. Der Recensent versteht es, mit vollen Segeln zu gehen. Das Alles vermissen Sie? Wie nun aber, wenn sie blind sind, blind von Natur, oder geflissentlich nicht sehen wollen? Wenn der Recensent wirklich meine Schrift gelesen hat, so müßte er, wenn er anders auch andere Geschichtschreiber der Deutschen kennt, mein Quellenstudium auf jeder Seite erkennen, mußte sehen, daß einige ganz neue, von den bisherigen Schriftstellern ganz abweichende Ansichten vorkommen: Ueber den Unterschied der Kelten und Germanen (während selbst der tüchtige Pfister, den Rec. nicht zu kennen scheint, noch beyde für Völker Eines Stammes hält), über Priesterthum und Entstehung des Königthums bey den Deutschen, was ich vor einigen Jahren schon in einer eigenen Schrift: „Grundlagen zur deutschen Geschichte. München, bey Weber“ ausführlich mit Angabe aller Quellen dargelegt habe, auf welche ich mich bey der Ausarbeitung der Geschichte selbst berief. Ja, daß meine Geschichte sich wesentlich von allen bisherigen unterscheide, haben die Männer erkannt, denen ich dieselbe schon vor Jahren im Manuskripte zur Einsicht und Beurtheilung sandte; daß mein Quellenstudium selbstständig ist, wird jeder Verständige erkennen.

3. „Ob wohl die Deutschen ein kriegerisches Hirtenvolk gewesen, wie der Verfasser meint? Mehrere Gründe sprechen dagegen.“

Das ist also doch eine neue Ansicht? Aber der Rec. läßt sie nicht gelten, sie ist nicht haltbar, mehrere Gründe sprechen dagegen. Welche Gründe denn? Nach langem Prüfen und Forschen kam ich auf diese Ansicht und legte sie in den oben angezeigten Grundlagen nieder. Warum widerlegt denn der Rec. die dort dafür gegebenen Gründe nicht, und bringt die seinen vor, und beweist zugleich, daß sie haltbarer sind, als die meinigen?

4. „Hätte der Verf. darüber einiges gesagt, wie die erste Kunde von Deutschland sich schon vordem verbreitet hat, eine Kunde, die sich vorzugsweise aus Pytheas Reisebericht ergibt.“

Aber Herr Rec. dieß habe ich ja gethan S. 5. Hatten Sie keine Augen, oder recensiren Sie, wie ich vermuthen muß, ohne die Schrift zu lesen?

5. „Auch die Bastarnen, offenbar ein Zweig des weitverbreiteten deutschen Volkes, erscheinen schon früher in der Geschichte (als die Cimbern und Teutonen).

Tacitus wußte dieß freylich nicht, daß die Bastarnen *offenbar* ein deutsches Volk waren, er sagt nur German. c. 46: Peucinorum Venedorumque et Fennorum nationes Germanis an Sarmatis adscribam, dubito, quamquam Peucini, quos quidam Bastarnas vocant, sermone, cultu, sede ac domiciliis ut Germani agunt. Der große Geschichtschreiber wird Ihnen für die Belehrung danken. Wann und wo erscheinen denn aber diese Bastarnen, welche Ihnen ein gar so wichtiges Volk sind, in der Geschichte früher als

die Cimbern und Teutonen und welches sind denn ihre gepriesenen Thaten?

6. „Das Rechtswesen hätte der Verfasser viel genauer fixiren und entwickeln sollen."

Ja, das Rechtswesen! Ich weiß wohl, daß es Viele gibt, die das römische Rechtswesen gern in die Wälder des alten Deutschlands tragen und welche die Geschichte gern zu einer Niederlage von Gesetzsammlungen machen; ich schrieb eine Geschichte der Deutschen, keine Rechtsgeschichte. Wer den Unterschied versteht, weiß auch meine Arbeit gehörig zu würdigen; es wird Niemand in meiner Geschichte die nöthigen Aufschlüsse vermissen, wie sich geistliche und weltliche Hoheit, geistliches und weltliches Recht bildete, und wie von dem römischen Rechte das deutsche verdrängt wurde. Aber Alles an seinem Orte.

7. „Eine tiefere ins Einzelne eingehende Beurtheilung versparen wir übrigens, bis zur Vollendung des Ganzen."

Nun, das ist schön, Hr. Recensent, daß Sie selbst gestehen, Ihre bisherige Beurtheilung sey nicht tief gewesen. Ob Sie eine andere liefern können? Ich scheue sie nicht; wer vierzehn Jahre unermüdet der Wahrheit nachgeforscht hat, darf wohl billige Anerkennung erwarten und nicht erröthen über das Urtheil, daß er nicht unfehlbar sey. Aber ich glaube, gerade über jedes einzelne Buch sey die Beurtheilung leichter, zweckmäßiger. Oder haben Sie im Sinne, gleich über das ganze Werk den Stab zu brechen? Wie Sie wollen; es gibt noch billigere Richter.

7. „Die Sprache ist hie und da zu geputzt, nicht allenthalben rein durchgebildet und die Sache ganz genau bezeichnend. „Die Ambronen thaten in wilder Hast den Angriff, nachdrängten die andern, und achtzig tausend Römer bedeckten das Schlachtfeld." (Wie? womit? todt oder lebendig?)

Dieß ist Ihnen unverständlich? Haben Sie denn den Satz im Zusammenhange gelesen? Die Worte heissen: Allverheerend rückten die Sieger vorwärts, bis sie an der Rhone den beyden Konsuln Manlius und Cäpio, deren Gebiet dieser Fluß trennte, begegneten. Da begann der Kampf; die Ambronen thaten in wilder Hast den Angriff, nachdrängten die andern, und achtzig tausend Römer und Bundesgenossen sammt den beyden Konsuln bedeckten das Schlachtfeld. Beyde Lager wurden dem Feinde zur Beute, der, was er in frühern Jahren nie gethan, Alles den Göttern weihte; kaum zehn Mann entrannen und meldeten das große Unglück zu Rom?

Und Sie fragen Hr. Rec. wie, womit bedeckten sie das Schlachtfeld? Todt oder lebendig? Ich hätte Lust, Ihnen zu antworten: schlafend! schlafend, mit — — wie . . .

Auch den Satz verstehen Sie nicht: „Diese aber trieben sie zurück."

Es heißt aber: Die Ambronen, die nächsten am Flusse, schlugen mit großem Geschrey ihre Waffen an einander und stürzten auf die Römer. Diese aber trieben sie zurück u. s. f.

Auch dieß verstehen Sie nicht? O Sie wunderbarer, harter Kopf! Und Sie wollen über Plan und Darstellung urtheilen!

Daß Ihnen mein Styl nicht gefällt, hat nichts zu bedeuten; Jeder hat so seine besondere Art sich auszudrücken, wie Jeder seinen ihm eigenthümlichen Charakter hat; mein Styl gefällt den Männern Heeren, Pölitz, Zschokke und anderen von gleicher oder ähnlicher Bildung. Das kann mich ja wohl trösten. Aber freylich, der Recensent kann ein Mann von mehr Gewicht seyn, als Jene. Möchte er sich doch entlarven! Möchte er auch den Ruf der bayerischen Annalen beachten.

München, den 19. März 1835.

Söltl.

Beleuchtung obiger Erwiederung.

Sine ira et studio.

Ad 1. Die Beschuldigung, daß der Hr. Verf. diejenige Periode, welche das Probeheft enthält, nicht, wenigstens nicht durchgehends und selbstständig aus den Quellen geschöpft hat, müssen wir nach wiederholter Prüfung bestätigen. Hauptquelle war ihm der mit Recht so genannte dicke Preuß; in welcher Art, das bedarf keiner Untersuchung, indem der Verf. sie klar genug andeutet. So sagt er z. B. Note 6: „Ganz nach Preuß I." cf. Note 10, 13, 16, 18 u. s. w. und verweiset hier überall nicht auf die von Preuß mitgetheilten Quellenstücke, sondern fast durchgehends auf dessen Biographie des Königs Friedrich von Preußen. Diese ist nun zwar allerdings aus den Quellen gearbeitet, dessen ungeachtet aber kann sie für sich selbst nicht als Quelle angesehen werden, wie der Verf. selbst zugestehen wird. Denn es ist leicht möglich, daß von Preuß die Quellen nicht immer richtig benutzt worden, was um so leichter möglich, als er gar vieles durch seine einseitige, preußisch-patriotische Brille sah, und für seinen Helden zu sehr Parthie nahm. Darum hätte Hr. Prof. Söltl nicht aus der Biographie, sondern aus den derselben beygegebenen Urkunden schöpfen sollen. Daß er aber abgesehen davon die Quellen nicht vollständig benutzt hat, was gerade für diesen Theil der Geschichte, der so sehr durch Partheyansichten entstellt ist, dringend geboten war, ist dem Kenner leicht ersichtlich, andere verweißt Ref. in Bezug auf Friedrich auf Dohms V. Band, oder auf Ersch's Literatur der Geschichte, um durch Aufzählung der Werke, die hätten benutzt werden sollen, nicht zu viel Raum in Anspruch nehmen zu müs-

sen. Daß es nicht in der Absicht Dahlmanns lag, die Quellenwerke, besonders für die neuere Zeit, wo sie sich häufen, vollständig anzugeben, ist bekannt; Stenzels Grundriß ist schon vollständiger.

Ad 2. Daß der Hr. Verf. die älteste deutsche Geschichte (1. Heft) aus den Quellen geschöpft, wurde mit klaren Worten anerkannt, aber nicht jeder, der aus und nach den Quellen arbeitet, ist darum auch ein Geschichtforscher, und noch weniger ein Geschichtschreiber. Der Hr. Verf. führt folgende Ansichten als neue und von ihm auf die Bahn gebracht an: a) über den Unterschied der Germanen und Kelten. Es wird sich jeder Kundige mit uns wundern, wie der Verf. in Bezug auf dieses Thema von einer neuen Entdeckung sprechen mochte. Schon Cäsar sagt ja: Germani multum ab hac consuetudine (Gallorum) differunt und gibt auch unterscheidende Merkmale an. Der bekannte Bodinus, und vielleicht auch mancher vor ihm, hat den Unterschied nachzuweisen gesucht, weswegen denn Cluver Veranlassung genommen, die gegentheilige Ansicht ausführlich in Schutz zu nehmen. Die gründlichste Abhandlung aber über dieses Thema hat nach unserer Ansicht Schöpflin (vindiciae celticae) geschrieben. Er hat alle Zeugnisse, die sich bey den alten Historikern ꝛc. finden, zusammengestellt, gewürdigt, und aus der gründlichen Untersuchung das Resultat gewonnen, daß Celten und Germanen verschiedene Nationen seyen. Hieher kann auch gerechnet werden der Prodromus hist. Trevirens. I. wo gelegenheitlich der Unterschied weitläufig erörtert wird. Auch die Streitschriften über die Abkunft der Bayern bewegen sich auf dem nämlichen Boden; denn wer beweisen wollte, daß die Bayern nicht von den Bojern (Celten) abstammen, sondern von den Deutschen, der mußte auch den Unterschied beyder Nationen nachweisen, was denn auch von Mannert u. a. geschehen ist. Wer auch nur die hier angeführten Schriften mit jener Abhandlung des Hrn. Prof. Söltls (Grundlagen) vergleicht, der wird nicht nur nichts Neues entdecken, sondern sich bald überzeugen, daß sie durchaus unvollständig ist, was sie ihrer Anlage nach, und nach solchen Vorarbeiten nicht hätte seyn sollen. Eine neue Ansicht soll ferner b) die seyn, daß die Germanen keinen Priesterstand hatten. Diese Ansicht mag allerdings die rechte seyn, aber Ref. muß auf das bestimmteste widersprechen, daß sie eine neue sey; sie wurde schon öfter ausgesprochen, er begnügt sich aber, bloß auf Ernestis Miscellaneen zur deutschen Alterthumskunde S. 242 flg. zu verweisen, wo dieselbe Frage im Wesentlichen auf die nämliche Art beantwortet wird. Vergleiche Ludens deut. Gesch. I. 467. Kennt man die Literatur nicht genau, kann man freylich leicht in den Fall kommen, etwas für ganz neu anzusehen, was schon längst bekannt war. Mögen die Männer, denen der Verf. das Manuskript zur Einsicht mitgetheilt, und die ihm erklärt haben, daß sich seine Geschichte wesentlich von allen bisherigen unterscheide (ob in sensu meliori seu pejori, ist freylich nicht gesagt), mögen diese seyn und heissen, wie sie wollen, Ref. kann nach wiederholter Prüfung ihrem Urtheile durchaus nicht beytreten, es müßte denn seyn, daß sie unter der wesentlichen Verschiedenheit die Form, die Anlage des Werkes gemeint haben; nur in diesem Falle stimmt Ref. bey. Und so mag wohl natürliche Blindheit (erkünstelte gewiß nicht) ihr böses Spiel mit ihm (Ref.) treiben, und er muß es demnach andern überlassen, das wesentlich Verschiedene heraus zu finden.

Ad 3. Legt der Hr. Verf. ein besonderes Gewicht auf diese Ansicht, so wollen wir sie ihm nicht rauben. Die Gründe, auf die er sie basirt, sind nicht entscheidend, denn fast alles das trifft man auch bey andern unkultivirten Völkern (z. B. den Ureinwohnern Amerikas), ohne daß man daher Veranlassung genommen hätte, sie als Hirtenvölker zu bezeichnen. Die Gründe, die dagegen sprechen, sind zum Theil zu finden in Kufahls deut. Geschichte S. 384, worauf wir Kürze halber verweisen.

Ad 4. Ref. hatte allerdings Augen und zwar gute Augen, weil er sonst sicher die kurze Note (S. 5), worin dieser wichtige Gegenstand mit einigen Worten und ganz obenhin abgefertigt ist, übersehen haben würde, was nicht der Fall. Wer soll sich damit begnügen? Man braucht eben nicht den Vater Adam nach Deutschland kommen zu lassen, etwa wie jener schwedische Historiograph gethan, der allen Ernstes denselben in Schweden hat einwandern lassen; auch nicht bis zur Arche Noes vorzudringen, eben so wenig und noch weniger aber darf man sich erlauben, historische Zeugnisse, die zu uns aus einer so frühen Zeit von unserer Nation reden, so viel als gar nicht zu beachten. Jeder Laut, der aus dieser Zeit zu uns dringt, ist von hoher Bedeutung. Aus diesem Grunde haben wir auch

Ad 5. gewünscht, der Verf. hätte auch der Bastarnen gedenken mögen, denn sie sind nach Tacitus wenn nicht offenbar, doch sehr wahrscheinlich, Deutsche, nach Plinius (IV. c. 12. 14.) sind sie dieß aber offenbar. Eine hochwichtige That ist von ihnen eben nicht bekannt, sie haben aber Theil genommen am Mithridatischen Krieg und waren nach Appians Zeugniß (bell. Mith. c. 99) das bedeutendste und tapferste Volk am schwarzen Meere. Ein Paar Worte hätten sie also vielleicht doch verdient, um so mehr, da sie so früh auf dem Schauplatze erscheinen; cfr. Liv. XL. c. 57. 58.

Ad 6. Wir haben dieses im Hinblicke auf Mösers und Phillips Entdeckungen auf diesem Felde, gesagt, und glauben nicht, daß wir eine ungerechte Beschuldigung ausgesprochen, die in der Ansicht ihren Grund hat, daß es nicht hinreiche, einem Cäsar, Tacitus u. a. bloß nach zu erzählen; den Römern nämlich ging in Deutschland eine ganz neue Welt auf, und sie hatten, um das, was sie da fanden, zu bezeichnen, nicht die entsprechenden, sachgemäßen Ausdrücke; dieß gilt denn besonders von den politischen Einrichtungen der Deut-

schen; will man jene verstehen und richtig deuten, so muß man das, was die Zeit in der nächstfolgenden Periode näher entwickelte, als Commentar gebrauchen. Ref. hat darum des Verf. Ausgabe nicht unrichtig gedeutet; und eben so wenig die Forderung ausgesprochen, er hätte sein Werk zu einem Sammelkasten der Gesetze machen sollen.

Ad 7. Auf diese Herausforderung will sich Ref. seiner Zeit stellen. Vor der Hand nur einiges nachträglich. S. 1: „als plötzlich ein wildes Volk, das sich Cimbern und Teutonen nannte — — überall Verwüstung auf seinem Zuge drohte.“ Daß die Deutschen dieser Zeit keine Wilden mehr waren, was sie wahrscheinlich zu keiner Zeit gewesen, weiß jeder, der ihre häuslichen und politischen Einrichtungen auch nur nach einem Compendium der deutschen Geschichte kennt, und dann haben die Cimbern und Teutonen nicht bloß Verwüstung gedroht, sondern sie wirklich angerichtet auf ihren Zügen.

Ebd.: „Alles floh vor den Andringenden, das ganze Land ward genommen und verwüstet.“ Der Verf. hätte doch angeben sollen, wohin die Einwohner Galliens geflohen — aus dem Lande könnte man glauben, da es ganz eingenommen worden, seine Bewohner aber stets den Feinden aus dem Wege gegangen sind; sie flohen in die Städte, die nicht genommen und verwüstet wurden, sondern sich und die ihrigen, wenn gleich kümmerlich genug, erhielten; an den Mauern brach sich der Deutschen Ungestüm. S. 2: „(Marius) von niederer Herkunft, rauh in Sprache und Sitte, ruhmbegierig und unersättlich, hatte er sich im Kampfe gegen Jugurtha gebildet.“ Der Leser erhält nicht ein genaues, vollständiges Bild von Mariu's Charakter. Ohne auf Plutarch zu recurrieren, den wir eben nicht bey der Hand haben, verweisen wir bloß auf Vell. Paterc., der besonders in Charakterschilderungen sich auszeichnet: (II. c. 11.) Marius equestri (extremo, Ruhnk.) loco, hirtus atque horridus, vitaque sanctus, quantum bello optimus, tantum pace pessimus, immodicus gloriae, insatiabilis, impotens, semperque inquietus. Sallust. frag. hist.: et continentia vir gravis et nulla arte cuiquam inferior. Uebrigens hatte sich Marius nicht erst im Jugurth. Kriege, wie der Verf. sagt, (zum Soldaten, Feldherrn) gebildet, sondern schon im Numantinischen; Vell. Pat. II. c. 9: Jugurtha ac Marius sub eodem Africano militantes, in iisdem castris didicere, quae postea in contrariis facerent. Hätte er sich erst im Jug. Kriege gebildet, würde man ihm diesen nicht übertragen haben. S. 2: „allverheerend rückten die Sieger vorwärts, bis sie an der Rhone den beyden Konsuln Manlius und Cäpio, deren Gebiet dieser Fluß trennte, begegneten.“ Ohne davon Erwähnung machen zu wollen, daß bloß Manlius Consul, Cäpio aber nur Prokonsul, folglich jenem untergeordnet war, finden wir es unpassend, von Gebieten reden zu wollen. Damit verhielt es sich aber also: Cäpio ein stolzer, befehlsüchtiger Mann wollte seine Armee nicht mit der des Manlius vereinigen, um sich nicht auch dessen Befehl unterwerfen zu müssen, und dieß gab Veranlassung, daß Manlius das Land diesseits, Cäpio aber jenseits der Rhone zu schützen übernahm. Ist von Gebieten die Rede, so denkt sich der Leser gar leicht etwas anderes dabey.

Wir begnügen uns vor der Hand, einiges aus den ersten zwey Seiten besprochen zu haben, da hier der Ort nicht ist, auf die Art fortzufahren. Nur eine neue Ansicht des Verf. wollen wir noch kurz berühren (S. 17): „Der Bräutigam brachte der Braut, Schild, Spieß, Roß und Rinder, wohl mehr zum Zeichen seines Vermögens, als die zu kaufen rc.“ Wenn Ref. auch zugibt, daß an einen eigentlichen Kauf nicht gedacht werden könne, so kann er sich doch nicht überzeugen, daß jene Geschenke bloße Zeichen, Symbole des Vermögens des Mannes gewesen seyen; die Deutschen liebten allerdings Symbole, aber Roß und Rinder waren hiefür zu werthvolle Gegenstände; denn in der Natur der Symbole liegt es, sagt Grimm, unkostspielig und jedem zugänglich zu seyn; und dann vollends Schild und Spieß, die doch wohl nicht Zeichen des Vermöges sind, sondern weit wahrscheinlicher die Bedeutung haben, die ihnen Tacitus unterstellt. In Roß und Rindern hat man jeden Falles etwas anderes zu suchen, als bloße Zeichen.

Ad 8. Was diese beyden Sätze, die Recensent allerdings verstanden hat, betrifft, so bleibt doch so viel gewiß, daß sie anders gegeben, richtiger seyn würden. Der Leser wird sich erinnern, daß wir in unserer Anzeige noch mehrere Sätze als schlecht deutsch, als unlogisch und ungrammatikalisch bezeichnet haben, worin, wie es scheint, auch der Hr. Verf. beystimmt, da er keinen Rettungsversuch gemacht hat.

Wir geben gerne zu, daß jeder Schriftsteller seinen ihm eigenthümlichen Styl habe, was sich von selbst versteht, aber nicht jeder hat einen unlogischen und ungrammatischen. Hier ist nicht mehr von gefallen oder nicht gefallen die Rede. Heeren rc. wird gar viel finden, was er eben so wenig rühmen wird, wie Ref. z. B.: wurde nur mit Mühe zur Ruhe bewegt; er spielte in Würfeln; gewöhnte seine Soldaten an Härte; Götter kannte der Deutsche nicht — — — — Darum hatten sie auch keinen Religionsdienst. Dergleichen stylistische Ungereimtheiten finden sich in großer Zahl. Im Uebrigen haben wir des Hrn. Verf. Darstellungsweise nicht geradezu verworfen, sondern gesagt, daß er seine Sprache nach klassischen Mustern, wie man sieht, gebildet habe, und das ist des Lobes genug; was wir aber daran getadelt, das wird, so hoffen wir, jeder Leser tadelnswerth finden. T.

Bayerische Annalen.

München. 11. April 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 30.

Deutsche Staats- und Rechts-Geschichte. Compendiarisch dargestellt zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen von Dr. Heinrich Zöpfl. Heidelberg, 1834. gr. 8. I. Abtheilung. VIII. Vorrede, 179 S.

(Schluß.)

Dem II. — von Clodwigs Tod 511 bis zur völligen Trennung Deutschlands von der fränkischen Monarchie 888 — sind wieder, wie oben beym I. Zeitraum, die einschlägigen Quellen und neuern Werke vorangeschickt. Und nun folgt die politische Geschichte bis zur Entsetzung der Merowinger 752 (S. 74 — 85), an welche sich die Geschichte Pippins und Karls des Großen bis zu des letztern Tod 814 (S. 85 — 96) anschließt. Der §. 25. schildert von S. 96 — 101 die Begebenheiten bis zur Absetzung Karl des Dicken 887.

Jetzt erst erörtert H. Z. den Charakter der germanischen Eroberungen, insbesondere das Verhältniß der Germanen zu den Römern (S. 101 — 105), die Ausbildung der königlichen Gewalt (S. 106 — 188) und, in einer vorzüglich gelungenen Schilderung die Leges Barbarorum (Lex Salica 108 — 112, Ripuariorum 112 — 113, Alamannorum 113 — 114, Bajuvariorum 114 — 117, Frisionum, Anglorum et Warinorum und die Lex Saxonum 117 — 120, die Leges Anglo-Saxonum 120 — 121, die Lex Burgundionum 121 — 122, Wisigothorum 122 — 125, Longobardorum 125 — 126, das Edictum Theodorici 126 — 127, die Formeln und Formelbücher 127 — 128, die Capitularien 128 — 129).

Es folgt alsdann das Rechtssystem: Voran das öffentliche Recht: der König 129 — 131, Verhältniß der Freyen zum Könige. Heerbann (131 — 134), die Dienstleute (Ministerialen und Beneficiare 134 — 139, Organismus der Beamten, Gau-Verfassung 139 — 142, Mundiburdium des Königs 144 — 140, Finanz-Verfassung 146 — 148, Immunität 148 — 149, Landtage, Markgenossenschaft 150 — 151. Einwirkung der christlichen Kirchen-Versammlung auf die deutschen Staats- und Rechts-Verhältnisse 151 — 154 — Privat-Recht. Persönlichkeit des Rechts, Standes-Verhältnisse, Freyheit, Adel 154 — 158, Hörigkeits-Verhältnisse 158 — 161, Familienrecht 161 - 165, Eigenthum 165 - 167, Erbrecht 168 — 170, Vertragsrecht 170 — 172, Gerichtsverfahren 172 — 176. Criminalrecht 177 — 179.

Aus dieser Angabe des Inhalts kann der sachkundige Leser die Ueberzeugung gewinnen, daß H. Z. seinen Stoff, wenigstens unserm Dafürhalten nach sehr zweckgemäß behandelt habe. Wir erlauben uns nun einige Bemerkungen, die H. Z. als einen Beweis hinnehmen mag, daß wir sein schätzbares Werk mit Aufmerksamkeit durchgelesen haben, und fügen diesem die Versicherung bey, wie sehr es uns zur besondern Freude gereicht habe, einen so talentvollen und gründlichen Schriftsteller auf einer Bahn zu wissen, die er so ehrenvoll durch sein vorliegendes Werk betreten hat, auf welcher wenn er sie rastlos verfolgt, er gewiß zu den angenehmsten Hoffnungen berechtigen dürfte.

Die Perioden-Eintheilung S. 11. Sehr zu loben ist, daß H. Z., abweichend von Eichhorns Periodisirung, (S. 4, 5 der zweyten verbesserten Auflage, Göttingen, 1818. 8.; die dritte Periode ist zu gewaltig ausgedehnt, von 888 — 1517!) seinen III. Zeitraum von

888 nur bis 1272 gehen ließ. Gerade die Zeit nach der Mitte des XIII. Jahrhunders ist für Periodisirung in der deutschen Geschichte überhaupt, und insbesondere in der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte höchst geeignet. Auch der Schluß des IV. Zeitraums (1493) scheint uns um vieles passender, als jener von Eichhorns III. Periode (1517).

Zu Seite 12, Note 1. hätten wir, neben den regenerirten Monumentis boicis, (es sind die für die gesammte deutsche Geschichte so wichtigen Kaiser-Diplome im XXVIII. und XXIX. Bande enthalten) das von Langische Regesten-Werk hier aufgeführt gewünscht. Auch ist zu Seite 13, Note 3 das große Nationalwerk: Pertz, Monumenta Germaniae historica 2 Bände, Folio anzugeben, welches, wenn es in dieser Art fortgesetzt wird, alle ältern Sammlungen zuverläßig entbehrlich machen dürfte. H. Z. hat es gleichwohl zu S. 74 unter den Quellensammlungen für den II. Zeitraum angegeben.

S. 30, Note 15. Daß innerhalb des großen limitis romani die agri decumates von einer aus römischen und gallischen Elementen gemischten Bevölkerung bewohnt worden seyen, beruht, was die gallische Population angeht — denn die römische versteht sich wohl von selbst und ist aus Lampridius und dem Codex Theodos. über allen Zweifel hinaus erwiesen — auf des Tacitus (Germ. 29) Aussage. Wir haben anderwärts gezeigt, wie behutsam man diesem Schriftsteller in Bezug auf seine gallischen Völker in Deutschland folgen müsse, und es käme wohl darauf an, ob ihm auch hier mit seinem levissimus quisque Gallorum unbedingt zu trauen wäre: denn alle Verhältnisse genau erwogen, woher sollten in diese Striche zwischen Donau, Rhein und Mayn um die Zeiten des Tiberius und Drusus Gallier kommen? (Daß aber die Besetzung des besagten Distrikts in diese Zeiten fällt, hat Reichard in seiner Abhandlung über den Limes Transdanubianus und Transrhenanus der Römer, in den allgem. geogr. Ephemerid. Bd. X. Stück IV. Weimar, 1822. S. 361 dargethan). Etwa vom linken Rheinufer? Aber da saßen bekanntlich schon vor Jul. Cäsar germanische Stämme. Ich denke, Tacitus bevölkert die agri Decumates deßhalb mit Galliern, weil er aus Cäsar erfahren, diese seyen einst kriegsmächtiger gewesen, als die Germanen, und, da der Strom (Rhein) kein Hinderniß bot, nach Deutschland herübergedrungen. Es ist eine Conjectur, die er sich aus des divus Julius Berichten zu machen erlaubt (cf. Tac. Germ. c. 28. init.) Der Annahme, zu Tiberius und Drusus Zeiten seyen aus dem innern Gallien die unruhigsten Celten hieher transplantirt worden, steht das gänzliche Stillschweigen der Coaeven über eine solche Transplantation entgegen. Das Vertreiben der Bojer durch die Markomanen (pulsis olim Bojis, Tac. Germ. 42.) haben schon Welser und Leibnitz genügend erklärt.

S. 34 müssen die Druckfehler 367 in 376, Seite 77, 928 in 628, S. 78, 447 in 747 verbessert werden.

Seite 36 ist der Name der Sachsen richtig von der diesem Volke eigenthümlichen Waffe abgeleitet: denn schon Nennius (bey Phillips I. 368, Note 13) läßt den Hengist seine Truppen vor dem Eindringen auf den Feind mit folgenden Worten anreden: En Saxones, Nimed Eure Saxes etc. Und diese nationelle Bewaffnung des Sachsen-Volkes glauben wir noch in viel späteren Zeiten, im Kriege Heinrich IV. gegen die rebellischen Sachsen wieder zu erkennen, als nach dem Zeugnisse Lamberts von Aschaffenburg in der heissen Schlacht bey Hohenburg an der Unstrut den 15. Junius 1075 jeder einzelne Sachse 2 bis 3 kurze Schwerter trug, mit welchen sie, obgleich überfallen, doch so meisterhaft fochten, daß die meisten Edlen aus Schwaben und Bayern erlagen oder kampfunfähig wurden; bis von dem einen Flügel Hermann der Graf von Glizberg, vom andern die Babenbergische Miliz unerwartet in den Feind brachen, und unterstützt durch die böhmische und lothringische Reiterey den Sieg für König Heinrich entschieden.

Seite 68, Note 13. Bajobaren kommen kurz nach Attilas Tode noch nicht vor, und von des Jornandes Stelle c. 55. — bekanntlich der Ersten Erwähnung der Bajuvarier — haben schon Leibnitz in seiner Vorrede zu Adlzreitter und Brunner, so wie Schmeller in seinem vortrefflichen Idiotikon bemerkt, diese Schilderung gelte von seiner Zeit.

Seite 84 würden wir den Ausdruck: „berüchtigte Gesandschaft an den Papst Zacharias" in einen mildeeren, „bekannte" etwa umändern. Lesenswerth ist gleichwohl, was Eckhart Comment. de reb. Fr. Or. T. I. p. 511. 512. über dieselbe beybringt.

S. 88, 89. Gerade der richtige politische Scharfblick, welchen H. Z. an Thassilo II. rühmt, scheint uns diesem Herzog fast gänzlich gefehlt zu haben. Wir können uns hier, als an rechter Stelle, einer Bemerkung über die Natur der Quellen zur Geschichte dieses unglücklichen Agilolfingers nicht entschlagen: Unsere Nachrichten über ihn entnehmen wir, beym Mangel bayerischer Berichte, aus den fränkischen Annalisten. Besäßen wir einheimische, inländische Chroniken; so erleidet es wohl keinen Zweifel, daß diese, zumal wenn ihre Verfasser Anhänger Thassilos gewesen wären, die Sache aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet und dargestellt haben würden, als jene fränkischen Chronisten. Bey den Letztern hat natürlich der Frankenkönig in allem und jedem Recht, das Unrecht ist auf Seite desjenigen, der gegen den Willen des Franken-Herrschers handelt. Die Bemühungen Thassilos, das verhaßte fränkische Joch abzuwerfen, sind in den Augen der fränkischen Geschichtschreiber strafbarer Abfall und verdammenswerthe Rebellion von und gegen den rechtmäßigen Herrn. Auch

die Motive werden unter solch gehässigem Gesichtspunkt angegeben; nicht Thassilo an und für sich lehnt sich gegen Carln auf, sondern die eigentliche Triebfeder ist seine Gemahlin, die gottverhaßte Luitberga (Deo odibilis, quae Francis semper inimicissima extitit). Kurz, die fränkischen Annalisten sind, wie eine flüchtige Durchsicht derselben ausweist, höchst partheyisch für Karln gegen Thassilo, und hätten wir nur inländische Nachrichten mit diesen partheyischen Darstellungen zu vergleichen, so könnte begreiflich die Schilderung von Thassilos ganzem Benehmen getreuer und wahrhaftiger seyn, als dieß jetzt der Fall ist, selbst wenn wir auf der andern Seite auch einräumen, daß die Inländer gleichfalls nicht ermangelt haben würden, Parthey für ihren Herzog zu nehmen. Alsdann käme nur der Spruch in Anwendung: In medio veritas. Was sollen wir aber beym gänzlichen Mangel bayerischer Berichte mit jenen der Franken anfangen, die allein und ausschließend als Quelle vor uns liegen? Haben wir das Recht, nach Vorlage der fränkischen Quellen uns eine Geschichte zu componiren, wie sie ein Bayer jener Zeit, ein eifriger Anhänger Thassilos etwa, hätte fertigen können? Gewiß nicht! Sondern offenbar dürfen wir hier nicht weiter gehen, als die Quellen: Was diese bieten, das müssen wir geben, mit dem Beysatze jedoch, daß die fränkischen Annalisten allerdings hier partheyisch seyen. Alles Weitergehen und Selbstschaffen ist, unserer Ansicht nach, historisch streng verpönt. Die Verhältnisse Tassilos zum Frankenreich, und insbesondere zu Karl dem Großen genau erwogen, so gewinnen wir die — gewiß richtige — Ansicht, es habe diesem letzten Agilolfingischen Herzog an Charakterfestigkeit, und an politischer Durchdringung seiner Lage gemangelt. Man denke an Thassilos Betragen beym Sturze des Desiderius, an seine Lehenseide zu Worms und Augsburg!

Seite 114 — 117. Die Haupt-Redaction der Leges Alaman. geschah, wie H. Z. S. 115 richtig bemerkt, unter Clotar II. und Dagobert I. Aehnliches kommt bey den Leg. Bajuvar. zu bemerken; obgleich H. Z. für eine frühere Redaktion dieser letztern Leges sich aus dem Grunde entscheidet, weil die Bajuvarier schon zeitig in fränkische Abhängigkeit gerathen seyen. Es ist wahr, die Anfänge des bayerischen Volkes sind in Dunkel gehüllt, und alle Bestrebungen, dieses aufzuhellen, blieben bis jetzt so ziemlich erfolglos und tragen den Charakter des Hypothetischen an sich, wie sehr man sich auch bemüht, diese Hypothesen für wohlbegründete Geschichte zu geben. Irrig dagegen ist es unserer Ansicht nach, den Garibald schon im Jahre 553 in strenge Abhängigkeit von den Franken zu versetzen; da doch derselbe erst in Folge seines Bündnisses mit Authari — also gegen das Ende der Regierung Garibalds in diese gerathen zu seyn scheint. Denique post aliquod tempus (vorher Autharis Brautschau) cum propter Francorum adventum perturbatio Garibaldo Regi advenisset etc. Paul Diac., und zum Jahre 595 erfahren wir aus derselben Quelle, daß Thassilo vom Chilbebert zum König bey den Bajuvariern verordnet worden sey. Ueber die Wariner, von welchem Volke H. Z. muthmaßt, daß aus ihnen sich die Bajuvarier wenigstens theilweise gebildet, würden wir gern einer nähern Erörterung entgegen sehen. Die Quellenstellen über dieß interessante Volk sind wohl Tac. Germ. c. 40, Plinius IV. 28, Cassiodor Var. L. III. ep. 3. pag. 39, Col. 1 edit. Venet. 1729. fol. Vielleicht gehören auch aus demselben Werke hieher Lib. V. ep. 1. C. 2. Ferner Procop. bell. Goth. L. II. c. 15. IV. 20, Fredegar c. 15. (cf. Zöpfl S. 81, Note 18 mit S. 115 Note 2.). Von Neueren: Leo im Hermes Bd. XXXIV. 1. Heft S. 103. Kannegießer in seiner Uebersetzung des Procop, Band III. Note 1. S. 233, 235, und Wachter, Thüringische und Obersächsische Geschichte, Th. II. Leipzig 1826. S. 376, vorzüglich 381 seq., wo eine Geschichte der Warner aus den Quellen zu finden ist ꝛc.

Wenn die Bajuvarier, wie Mederer bereits sehr gründlich bewiesen, vor dem Jahre 534 — dem Todes-Jahre Theodorichs von Auster, welcher im Prologe als Gesetzgeber der Franken, Almannen und Bajuvarier angegeben wird — den Franken sich nicht unterworfen, sondern erst innerhalb der Jahre 536 — 541 sich ihnen angeschlossen haben, so fällt, was auch der Prolog sagen mag, denn hier entscheiden die Berichte des Procop und seines Continuators Agathias, die erste ursprüngliche Redaktion der Leges durch Theodorich von Auster dahin.

Ist es nun erwiesen, daß die Bajuvarier erst innerhalb der Jahre 536 — 541 den Franken unter milden Bedingungen sich angeschlossen haben, so läßt sich die erste Redaction erst in Folge dieses Anschlusses annehmen. Ob man aber hierin auch für die weitern Angaben dem Prologe ganz unbedingt vertrauen dürfe, das wagen wir nicht zu entscheiden, da die Chronisten hierüber nichts berichten und die bekannten Unruhen im Frankenreiche zu Ende des VI. und Anfangs des VII. Jahrhunderts den früher unterworfenen Völkern so ziemlich freye Hand ließen. Derselbe Prolog schon bezeichnet die den Bajuvariern erlassenen Gesetze als nicht aus einem Guße, Theodorich, Childebert, Chlotar und endlich Dagobert werden der Reihe nach als Beginner und Vollender dieser und anderer Legislationen genannt. Wie viel — mit Ausnahme Theodorichs, welcher der Urheber dieser Gesetze nicht seyn kann — Jeder davon ausgeführt, bleibt kaum auszumitteln. Dagobert I. scheint gleichwohl vollendet, und — für die Merowingische Periode — abgeschlossen zu haben, was seine Vorfahren begonnen. Dagobert I., Chlotars II. Sohn, regierte vom Jahre 622 in Auster allein; seit 628 — 638 aber

über das ganze fränkische Reich. Der Hauptsache nach ist das Gesetzbuch der Bajuvariee auf seinen Befehl redigirt worden. Einflußreiche Männer, die das Ganze leiteten, waren Bischof Arnulf von Metz und der Majordom Pippin, unter Dagobert diejenigen, welche eigentlich regierten. Karl Theod. Gemeiner in seinem höchst seltenen Werke — es wurden blos 40 Exemplare für dessen Freunde abgezogen — „Geschichte der altbayerischen Länder, ihrer Regenten ꝛc. Regensburg 1810. 4. behauptet S. 23, das Gesetzbuch sey wenigstens 6mal redigirt worden, und gibt in der Note 52 folgende Nachweise. Unter Clotar II. und Dagobert I. war die fränkische Gewalt am fühlbarsten. Theodorich I. († 534), Childebert II. († 596), Clotar II. († 628) und Dagobert I. († 638) alle vom Prolog aufgeführt — redigirten diese Gesetze. Einmal geschah es ferner von Carl dem Großen, und noch einmal, wo nicht mehrmal von den Herzogen Odilo und Thassilo II. in den Zeiten ihres Abfalles und ihrer Empörung. Von dieser letzten Redaction, die der Zeitfolge nach die fünfte ist, kann man sich überzeugen, wenn man die Varianten der Leges Bajuv. bey Baluze, Georgisch und Mederer, und die Lesearten der ältesten davon vorhandenen Handschriften kritisch berücksichtigt. Von der Carolingischen Redaktion soll Carl M. selbst im Sermo de fundatione Aquisgranensis Basilicae in Miraei Codice donationum piorum c. 11 gesagt haben: deinde prout cunctis placuit prudentioribus regni nostri, legem Saxonum, Noricorum, Suevorum, Francorum, Ripuariorum, Salicorum, sicut mos et potestas imperatorum est et omnium antecessorum meorum semper fuit, distinxi, distinctam sub auctoritate regia et imperatoria stabilivi etc. Erscheint auch dieser Sermo den Kritikern verdächtig, so ist doch an einer neuen Revision der Gesetze zu der Carolinger Zeiten aus andern Gründen nicht zu zweifeln."

Daß die Leges Wisigothorum den Bajuvarischen entlehnt seyen, wie Savigny und Eichhorn behauptet, widerlegt H. Z. S. 116. Note 6. recht gründlich, wiewohl schon Aschbach (Geschichte der Westgothen S. 275, 276) die Verhältnisse dieser beyden Leges zu einander ins rechte Licht gesetzt hat.

S. 154, Note 16. Ueber den Pseudo-Isidor verweisen wir auf einen vom Hrn. Professor Dr. Möhler in der Tübinger theologischen Quartalschrift 1829, 1832 erschienenen Aufsatz, auf welchen Hr. Prof. Dr. Phillips in seiner Vorrede zu seinem zweyten Bande S. V. mit Recht aufmerksam macht.

Wir schließen diese unsere Bemerkungen über H. Z. vortreffliches Werk mit dem Wunsche, der Hr. Verf. möge doch in seinem Versprechen gemäß die zweyte und dritte Abtheilung rasch folgen lassen, und geben uns der angenehmen Erwartung hin, daß auch diese Abtheilungen wenn sie, wie es sich wohl nicht anders erwarten läßt, mit derselben Gründlichkeit gearbeitet sind, wie die erste, vom Sachverständigen Publikum mit ungetheiltem Beyfall werden aufgenommen werden.

Dr. G. Th. Rudhardt.

Vergleichende Idealpathologie. Ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen. Von Dr. Karl Richard Hoffmann, Medicinal-Rathe der K. B. Regierung des Unterdonaukreises in Passau. Stuttgart, 1834. P. Balz'sche Buchhandlung. gr. 8. S. 1 – 687. Pr. 6 fl.

(Fortsetzung.)

Die Sekretion und Ausscheidung des Menstrualblutes ist nur Symbol der allgemeinen Verjüngung des ganzen Menschen, und der ganze Unterschied zwischen diesem Vorgange beym Menschen und den Thieren besteht eigentlich nur darin, daß bey der Menstruation das Ausgeschiedene in flüssiger Gestalt über die Gränze des Organismus hinausgeworfen wird, während es bey der Mauser nur bis an die äußerste Gränze geführet, hier aber von dem Gränzorgan zurückgehalten und zu höchst unvollkommenen Gebilden verkörpert wird, als Schalen, Hörner, Haare ꝛc., die gleichsam nur Anhängsel des Körpers bilden, und die noch dazu bey eintretender nächster Mauser auch wirklich abfallen, also zuletzt doch förmlich excernirt werden. Das Menstrualblut könnte wohl auch zu ähnlichen Gebilden erstarren, aber die Kürze der Zeit, während welcher die einzelnen Perioden auf einander folgen, läßt eine solche Gestaltung nicht zu. Die Menstruation ist also, wie die Mauser, ein Verjüngungsproceß. „Der alte Organismus bleibt als ganzer, wird aber innerlich in seinen kleinsten Theilen durch und durch verjüngt." — Aber das alles muß man in der Schrift des Verf. lesen, der diese Ansicht mit ungemeinem Scharfsinne und den geistreichsten Erklärungen ausführt.

Von dem Wesen der Tuberkeln. S. 277—326. „Die Tuberkelkrankheit ist ihrem Wesen nach darin begründet, daß sich die Idee des Protomenschen aus ihrer Vereinigung und Verschmelzung mit den Ideen der Deuteromenschen herausschlingt und nun frey und unbeschränkt für sich auftritt." Gleichwie es nämlich polykarpische Gewächse gibt, die nicht ganz absterben, wenn sie ihren Lebensproceß bis zum Fruchttragen einmal vollendet, sondern bey denen der Stamm zurück-

bleibt, aus dem wieder die neuen Knospen aufschießen, und daher das polykarpische Gewächs eine Sammlung mehrerer übereinander gelagerter Pflanzen vorstellt, so gibt es auch bey den Thieren monokarpische und polykarpische. Das polykarpische Thier stellt ebenfalls eine Reihe sich wiederholender gleichnamiger Thieee dar, wovon eines an die Stelle des andern tritt. Nur fallen bloß bey den polykarpischen Thieren einige epidermatische Gebilde ab, während bey den Pflanzen Blüthen, Blätter Stengel. Der Mensch ist auch ein polykarpisches Geschöpf. Der erste Mensch hat mit der Pubertät seinen Lebenslauf durchgangen, nun kommt der zweyte, dritte Mensch u. s. w. Den eesten Menschen nennt der Verf. Protomensch, die späteren Deuteromenschen. Knollen und Zwiebelgewächse stehen zwischen den polykarpischen und monokarpischen. Sie sind Keime, in denen die Ideen späterer Pflanzen enthalten sind, welche im neuen Keimungsproceß immer wieder zu Tage gesöedert werden. Dieß ist aber ein Akt der Regeneration, während die Fortpflanzung durch Saamen, die auch den Zwiebeln zukommt, der Verf. Generation nennt. Die Tuberkelkrankheit ist auch ein Keimbildungsproceß; und wie das Knollengewächs sucht der Tuberkulöse sich auf doppelte Weise fortzupflanzen, einmal mittelst seiner Generationsoegane und dann durch die Keimbildung. Der Tubeekel ist ein lebendiger Keim, mittelst welches sich der Mensch auf dieselbe Weise vervielfältigen will, wie die Kartoffelpflanze sich durch ihre Knollen ꝛc. Diese Keime weeden in den Respirationsorganen gerade in der Art ausgebrütet, wie die Eyer der Muscheln in den Keimen dieser Thieee sich entwickeln. Das Auswerfen dee Tuberkeln bey dem Lungensüchtigen ist ganz identisch mit dem Ablösen der Eyer von dem Eyerstock und mit der Aussaat derselben. „Der Peotomensch für sich allein ist Monokarp; man kann daher auch die Tuberkelsucht als ein Herausschlingen des monokarpischen Menschen aus dem polykarpischen begeeifen.“

Von dem Wesen der Gicht. S. 328 — 362. Die Gicht ist die peeiodische Regeneration des Menschen und kommt daher zunächst mit der Knospung der Pflanze und der Mauser der Thiere überein. Der Mensch ist ein polykarpisches Geschöpf und baut sich immer aus neuen Menschen auf. Die Gicht ist daher die Wiederholung des Menschen, nur auf niedriger Stufe, eine pflanzliche, thierische Regeneration, aber keine menschliche. Der Verf. unterscheidet zwischen Neubildung und Verjüngung. Bey der Neubildung, die nur den Pflanzen zukommt, ist das Neusicherzeugende „unabhängig von dem Protogeschöpfe; daher erhebt sich das Deuterogeschöpf außerhalb desselben, indem dieses schon abgestorben und abgefallen ist.“ Nur der Stamm ist zurückgeblieben, welcher aber weder zum Protogeschöpf noch zum Deuterogeschöpf gehört; nur an diesen Stamm, an diese gemeinschaftliche Matrix sowohl des Protogeschöpfes als des Deuterowesens, ist die Idee des Deuterogeschöpfes gebunden. „Bey der Verjüngung dagegen, die nur dem Menschen eigen ist, ist das Deuterogeschöpf ganz in dem Protogeschöpf enthalten, und entwickelt sich nicht außer letzteeem, sondern in ihm. Das Peotogeschöpf stirbt allmählig ab und zwar in dem Maaße als sich das Deuterogeschöpf entwickelt. — Bey dem Thiere ist die Neubildung mit Verjüngung verbunden, daher bildet seine Regeneration den Uebergang von dee Pflanze zum Menschen. Das Thier bietet zwey Hälften dar, eine epidermatische und eine hypodermatische, von welcher sich die erstere durch Neubildung und die letztere durch Verjüngung neuerzeugt und regenerirt; und zwar anfangs die erstere, dann die zweyte.“ Bey dem Gichtischen spaltet sich die Idee des Deuteeomenschen in die des hypodermatischen und in die des epideematischen. Der hypodermatische Mensch entwickelt sich innerhalb des Protomenschen in der Form der Verjüngung, der epidermatische entwickelt sich neben dem Protomenschen in der Form der Neubildung;“ — während bey dem Gesunden der Deuteromensch sich blos als hypodermatischer verhält, indem er sich nicht blos zur Hälfte, sondern ganz und innerhalb des Peotomenschen entwickelt. Der Verf. nennt den hypodermatischen Menschen den Entomenschen, und den epidermatischen den Epimenschen. Nach ihm besteht also das Wesen der Gicht darin, „daß die Idee des Deuteromenschen, wenn sie zur Entwicklung strebt, sich spaltet in die Idee des Entomenschen und in die Idee des Epimenschen, und daß, während jene sich unter der Herrschaft von Protomenschen entwickelt, diese sich frey für sich darzubilden teachtet.“ Dee Gichtstoff ist dem Verf. Fruchtstoff. Und da bey den Myriapoden ꝛc. die Regeneration durch Erzeugung neuer Körperringe, also in den Gelenken geschieht, so ist die Gicht ein Zurücksinken auf die Regeneeationsstufe dieser Idee. Im Gichtanfall will sich ein neues Glied erzeugen, ansetzen, und der abgelagerte Gichtknoten ist das Rudiment davon. Dem Verf. ist mithin die Gicht die im Menschen wieder auftretende Gelenkmauser, die Regeneration durch die Gelenke.

Von dem Wesen der Hämorrhoiden. S. 351 — 362. Die Hämorrhoidalkrankheit ist gleichsam die Gicht selbst, also ebenfalls die Wiederholung der Gliedansetzung der Myeiapoden, nur mit dem Unterschiede, daß, — da der Sitz der Gicht das animale System, die Bewegungsorgane, — ein animales Glied gebildet, bey den Hämorrhoiden, indem dieß in dem vegetativen Systeme, in den Eingeweiden haftet, ein vegetatives Glied geschaffen werden soll. Diese neuen

vegetativen Glieder sind die Hämorrhoidalknoten, d. h. verkümmerte Eingeweide, wie Gichtknoten verkümmerte Bewegungsglieder.

Von dem Wesen der Steinbildung. S. 363 bis 372. Die Lithiasis der Erwachsenen steht in einem ganz ähnlichen Verhältnisse zur Gicht wie die Hämorrhoiden. Die Steinerzeugung ist Schalenbildung, Erzeugung eines äußern Gerippes, Hautskelettes, weswegen die Harnsteine den Schalen der Mollusken, den Schneckengehäusen u. s. w. zu vergleichen sind, und ihre veränderte runde Form hängt nur von dem Harnapparate ab, der eingestülpt, nach innen geschlagen ist. Sand und Gries entsprechen den Kalkkörnern, welche in dem Zellgewebe vieler Mollusken erzeugt werden, und wie die Krebssteine zur Bildung der Schale verwendet werden. Die Lithiasis der Erwachsenen ist daher die Wiederholung der Mauser der Schalenthiere im Menschen, während jene der Kinder der ersten Bildung der Schale gleichkommt. Sonach ist die Steinkrankheit nicht minder ein ideeller Krankheitsproceß wie die Gicht: „Statt daß sich der Deuteromensch unter der Herrschaft des Protomenschen auf vermittelte Weise entwickelte, spaltet sich die Idee desselben in die des Entomenschen und in die des Epimenschen, von denen sich bloß die erstern unter der Leitung des Protomenschen auf mittelbare Weise in der Form der Verjüngung darbildet, während sich die letztere in der Form der Neubildung, und zwar hier in der Form der Schalenbildung, der Gries- und Steinbildung verleiblicht.“

Von dem Wesen der Wassersucht. S. 373 bis 404. Der Verf. betrachtet kritisch die Ansicht der besseren Pathologen, welche sich in neuester Zeit über die Genese der Wassersucht dahin aussprachen, daß diese durch einen neuen, eigenthümlichen niederen Bildungsproceß, der sich an die Stelle des höheren normalen Lebensprocesses setzt, entstehe. Der Verf. tritt jedoch dieser Ansicht nicht bey. Nach ihm stellt der Wassersüchtige ein Ei dar, und der ganze Leib des Menschen trachtet in der Wassersucht sich in ein Ey zurückzubilden. Das in der Wassersucht abgelagerte Wasser ist nämlich fast nichts als Eyweißstoff, das Blut reducirt sich wieder in Eywasser, eben so die festen Theile, bis zuletzt der Wassersüchtige fast nichts als Haut und Knochen ist, welche die Eyflüssigkeit einschließen. Deßwegen die große Verwandtschaft der Wassersucht mit der Schwangerschaft, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Mensch ein Ey erzeugt, dort er sich selbst in ein Ey verwandelt. Daher kann man die Wassersucht ein Schwangergehen des Organismus mit sich selbst nennen. Nach der Idealpathologie besteht das Wesen der Wassersucht darin, „daß sich die Idee des Deuteromenschen aus ihrer Involution unter die des Protomenschen herausschlingt und sich frey für sich, auf vermittelte embryonische Weise zu entwickeln und zu verleiblichen trachtet, wodurch der Protomensch veranlaßt wird, aus seinem entwickelten Zustande in den unentwickelten ursprünglichen Eyzustand zurückzukehren, sich in ein Ey, in Eystoff für die zur Entwicklung strebende Idee des Deuteromenschen zurückzubilden.“ Die Thiere, welchen die Wassersucht normalgemäß zukommt, sind jene, welche sich nach Burdach durch innere Sprossen vermehren, z. B. Cysticercus fascicularis. Sonach besteht die Wassersucht in dem Zurücksinken der Regenerationsweise des Menschen auf die der Blasenwürmer.

Von dem Wesen der Krebssucht. S. 405 420. Beym Polypen sehen wir einen Stamm und einzelne Polypen, die der Stamm zu einem Ganzen vereinigt. Alle Polypen bilden die Vielheit, jeder einzelne aber die Einheit, indem er für sich allein empfindet, sich selbstthätig bewegt: daher kann man auch von einem Polypenstocke die Idee der Gesammtheit, der Vielheit und der Einheit unterscheiden. „Diese drey Ideen sind überhaupt der Inhalt eines jeden Einzelnwesens, eines jeden Individuums; nur stehen sie in den höheren Organismen in einem andern Verhältnisse zu einander.“ Nämlich die Einheitsidee ist beym Polypen mit der Theilidee verbunden, es gibt daher eben so viele besondere Einheiten, als es Theile, Polypen am Stocke giebt. Bey den höheren Thieren verläßt jedoch die Einheitsidee diese Verbindung, erhebt sich über die Theile und ordnet sich diese unter. Dieses Verhältniß, in welchem die drey Ideen Gesammtheit, Vielheit und Einheit auch beym Menschen stehen, kann nun wieder rückwärts herabsinken auf die Stufe, wie bey den Stammpolypen. Wenn dieses geschieht, so entsteht die Krebsbildung, die Krebsdyskrasie. Das Krebsgebilde ist mithin nicht bloß als eine Sammlung von Polypen anzusehen, sondern auch der Stamm, aus dem neue Polypen aufschießen. Der ganze Organismus will sich zu einem Polypenstock umbilden. Diese Metamorphose concentrirt sich zuerst auf eine Stelle, aus welcher gleichsam ein neuer Korallenzweig hervorsproßt. „Die Krebsdyskrasie besteht daher ihrem Wesen nach in der immer größer werdenden Neigung der Einheitsidee, ihre Herrschaft über die Theile aufzugeben und sich wieder in diese selbst zurückzuziehen; oder in dem Streben des Organismus wieder in den Gegensatz von Stamm und Polypen auseinander zu gehen.“

Dritte Abtheilung. Von dem Wesen des Skorbuts. S. 423—447. Der Skorbut ist der

Winterschlaf des Menschen und entspricht dem Winterschlafe der Thiere." Der Winterschlaf überhaupt entsteht, wenn die äußere Natur nicht hinlängliche Stoffe und Reize für das animale Leben darbietet. Das Gleiche wird beobachtet, wenn dem Menschen die äußern Reize entzogen werden. Im Skorbute schließt sich, wie beym Winterschlafe das Einzelwesen von der Außenwelt in sich ab, das Leben wird latent. „Da der latente Zustand der ursprüngliche ist, so besteht der Winterschlaf und der Skorbut in dem Zurückkehren in den latenten Urzustand des Lebens, in den Embryonenzustand, in den ursprünglichen Eyzustand." Obschon daher der Skorbut immer als die materiellste Krankheit angesehen wird, so ist sein Wesen doch ideeller Natur, da diese „bestimmte Affektion der Lebensidee vorhanden ist, daß sich die Idee des Planeten aus ihrer Vereinigung mit der Lebensidee des Einzelnwesens herausschlingt, weswegen dann diese latent zu werden trachtet. Der Verf. zieht eine ganz ausführliche Parallele zwischen den Ursachen und Erscheinungen des Winterschlafs der Thiere sowie des Skorbuts.

Von dem Wesen der Entzündung. S. 449 bis 493. Zuerst kritische Beleuchtung der bekannten Ansichten über die nächste Ursache und das Wesen der Entzündung. Dem Verf. ist die Entzündung ein eigenthümlicher Bildungsvorgang, welcher jedoch den normalen, den als Ernährung und Sekretion, aufhebt. In der Entzündung nimmt ein anderer bildender Prozeß die Stelle der Ernährung ein. Der Bildungsprozeß der Entzündung ist ein Neubildungsproceß, durch den neue Gebilde erzeugt werden, eine „Produktion". Der Proceß der Ernährung ist aber nur Reproduktion, Fortbildung des Vorhandenen. Bey der Entzündung hat sich daher die Produktion an die Stelle der Reproduktion gesetzt. Die Produktion ist die überwundene Stufe in der Reproduktion, und da im ursprünglichen embryonischen Leben der Bildungsproceß reine Produktion ist, und sich erst allmählig zur Reproduktion steigert, so ist die Entzündung auch als ein Zurücksinken des Bildungsprocesses des Gebornen auf die ursprüngliche embryonische Stufe zu betrachten. Das Agens in der Entzündung ist demgemäß die Idee des bildenden Lebens, der Lebenstrieb. Der Verf. unterscheidet nur vier Hauptarten der Entzündung, nämlich die plastische, suppurative, hydropische und regenerirende. Der Prototyp der plastischen Entzündung ist in dem sichtbaren Wachsthume des Conversensadens gegeben. Die Konverse stellt anfangs ein Kügelchen dar, welches sich zu einer Röhre ausbildet, an deren Spitze ein neues Kügelchen denselben Proceß fortsetzt, — alles wie die vom entzündeten Theile ausgeschwitzte plastische Lymphe, welche sich zu einem neuen Organe, dem Abbild des entzündeten gestaltet. „Das Verhältniß der Lebensidee aber, welches dieser Entzündung zum Grunde liegt, ist folgendes: der noch unverleiblichte, stetig nachquellende und nachtreibende Bildungstrieb des Organs strebt, wie bey jeder Entzündung, so auch bey der sogenannten plastischen, sich herauszuschlingen aus der Unterordnung unter den bereits verleiblichten; aber dieses Herausschlingen gelingt ihm nicht vollständig, sondern nur theilweise und momentan vermag er in seiner zügellosen Freyheit hervorzutreten, wo er sich dann in den plastischen Ergießungen und Bildungen ausspeicht und theilweise erschöpft, dann aber sogleich wieder von dem verleiblichten Bildungstrieb eingezogen und aufgenommen wird." — Die suppurative Entzündung hat die größte Aehnlichkeit mit dem topischen Processe der normalen periodischen Regeneration der Mauser. Das alte Gebilde zerfließt nämlich durch Auflösung, Eiterung, und das neue, die Fleischwärzchen nehmen seine Stelle ein. Der Unterschied zwischen der Mauser und suppurativen Entzündung besteht nur darin, daß dort das alte Gebilde auf trocknem, hier auf nassem Wege fortgeschafft wird. Die Eiterung ist also kein Sekretions-, sondern ein Auflösungsproceß. Bey der hydropischen Entzündung wird das Organ in Eywasser aufgelöst, aber nicht, um wie der Eiter ausgestoßen zu werden, sondern um für das neue Gebilde als Fruchtstoff aufbewahrt zu werden. (S. Wesen der Wassersucht). Während bey der suppurativen Entzündung der nachquellende Bildungstrieb vollkommen heraustritt, jedoch das Organ sich nicht unterordnet, sondern in Eitergestalt ausstößt, ordnet er bey der hydropischen Entzündung das Organ sich unter und verwandelt es in Fruchtstoff. Der regenerirende Entzündungsproceß besteht darin, daß der nachquellende noch unverleiblichte Bildungstrieb des zerstörten, abgeschnittenen Theils auf unmittelbare, embryonische Weise sich verleiblicht, wodurch das abgehende Gebilde wieder ersetzt wird. Durch diesen Proceß heilen Wunden, Knochenbrüche ꝛc. Diese Regenerationskraft findet sich im ganzen Thierreiche, bey denjenigen Geschöpfen von „embryonischer Bedeutung."

Von dem Wesen des Katarrhs. S. 493 bis 509. Der Verf. durchgeht auch hier die bekannten Ansichten von dem Wesen des Katarrhs und erklärt dann: „Im Katarrh schlingt sich die Schleimhaut aus ihrer Unterordnung unter die äußere Haut heraus, und strebt dafür die äußere Haut sich unterzuordnen." — Der katarrhöse Mensch sinkt daher auf die Stufe der Wasserthiere, namentlich der Mollusken herab. Denn bey den Wasserthieren ist die äußere Haut Schleimhaut. Diese vermittelt die Wechselwirkung mit dem Medium dieser Thiere und steht auf einer höheren Stufe als die innere Schleimhaut dieser

Geschöpfe sowie der Lustthiere. Daher will sich die katarrhalisch ergriffene Schleimhaut beym Menschen auch zu einer höhern entwickeln, nämlich wie die der genannten Thiere. Aus diesem ergibt sich auch die nähere Beziehung des Katarrhs zur Entzündung. Der katarrhalische Proceß ist ein Entwicklungsproceß der Schleimhaut, und Entwicklung steht in der Mitte zwischen Produktion und Reproduktion.

Von dem Wesen des Rheumatismus. S. 509 bis 523. Abermalige Betrachtung der Theorien über das Wesen des Rheumatismus. — Der Katarrh ist nahe verwandt mit Rheumatismus. Im Rheumatismus steht die fibröse Membran in demselben Verhältnisse zur äußern Haut, wie die Schleimhaut beym Katarrh. Die äußere Haut ist nicht minder eine höhere Entwicklung der fibrösen, wie der mukosen. Sie trägt beyde als überwundene Momente in sich. Sie geht den Prozeß der Wechselwirkung mit der Außenwelt auf eine doppelte Weise ein, nämlich mittelst der Ausdünstung und mittelst der Erzeugung der Electricität. Wenn die Ausdünstung unterdrückt wird, entsteht Katarrh, wenn die Erzeugung der Electricität, ist der Rheumatismus gegeben. Die fibröse Haut sucht also ebenfalls beym Rheumatismus zur äußern Haut zu werden, und den elektrischen Wechselproceß mit dem Planeten einzugehen; sie sucht sich in eine solche Haut umzuwandeln, wie sie den Insekten eigen ist, in die trockne, harte, lederartige Insektenhaut. Rheumatismus verhält sich mithin zu Katarrh, wie Lustthier zu Wasserthier. Geschöpfe, denen Rheumatismus und Katarrh normal zugekommen, sind die elektrischen Fische. Katarrh und Rheumatismus machen einen Krankheitsproceß aus, von welchen jener die vegetative, dieser die animale Form darstellt.

Von dem Wesen des Rothlaufs. S. 525 bis 546. Der Verf. hält das Symptom der Abschuppung der Haut nach dem Rothlaufe fest und erklärt aus diesem Grunde das Erysipelas für einen Häutungsproceß des Menschen, der sein Vorbild in dem normalen Häutungsprocesse der Thiere habe. Das Wesentliche der Häutung selbst besteht in Ablösung der alten Oberhaut und Erzeugung einer neuen; also ist sie ein Regenerationsproceß. Beym Rothlauf schilfert sich die Haut kleienartig ab, oder sie löst sich in größeren Lappen, daher entspricht diese Abschuppung der Form nach der Häutung der Batrachier und der Vögel, sowie der Säugthiere. Bey der Häutung der Thiere findet auch ein Regenerationsproceß der Dauungsschleimhaut statt, weßwegen diese mehrere Tage vor der Häutung aufhören zu fressen. Dies ist auch der Grund der gastrischen Erscheinungen beym Erysipelas. „Die periodische Rose ist wie Gicht und Hämorrhoiden die Mauser des Menschen; in der Rose tritt die Mauser in der Form der Hautmauser, der Häutung, in der Gicht und den Hämorrhoiden in der Form der Gliedmauser, als neue Gliederzeugung auf.“ Aus diesem ist das nähere Verhältniß der Gicht und Hämorrhoiden zum Rothlaufe erklärbar. Der Scharlach ist nichts anderes, als eine höhere Entwicklung des Rothlaufs und mithin ebenfalls als ein Regenerationsproceß, als ein Nachbild des Häutungsprocesses der Thiere zu betrachten.

Von dem Wesen des Fiebers. S. 547 — 586. Nach dem Verf. ist Fieber die Wiederholung der Selbstauferbauung des bildenden Lebens in seiner Totalität. Er unterscheidet nämlich in der menschlichen Organisation drey Stufen, die des Bildsamen, die des Bildenden und die des Gebildeten. Die erste ist chaotisches Leben, der ursprüngliche Eyzustand, wo auch kein Bildungsproceß, kein Gebilde, sondern nur Bildsames vorhanden ist, in dem die Lebensidee zwar gegeben ist, aber noch schlummert. Die zweyte Stufe ist Produktion, der Proceß des Brütens und Keimens, der embryonischen Leibbildung, in dem die Lebensidee der Bildungstrieb erwacht und das Bildsame sich unterordnet, daher die Stufe des Bildenden. Die dritte Stufe ist der Lebensproceß des Geborenen, die der Ernährung. Der Leib, das Gebildete, ordnet sich das Bildsame und Bildende unter und vermittelt die fernere Verleiblichung. Das Wesen des Fiebers besteht nun darin, daß sich das Bildungsleben wieder durch diese drey Entwicklungsstufen hindurchbewegt. Das Froststadium bezeichnet die erste Stufe, das Hitzstadium die zweyte und das Schweißstadium die dritte. Eben so entsprechen der Fieberfrost dem kaltblütigen Fischleben, die Fieberhitze dem heißblütigen Vogelleben und das Schweißstadium den vorzugsweise secernirenden Thieren, den Säugthieren; wie auch das unbebrütete Ey dem mineralischen, der Embryo dem pflanzlichen und der Geborene dem eigentlich thierischen Leben. Der Prototyp des Fiebers ist der Proceß der Längenspaltung, wie sie bey den Infusorien und Polypen als physiologische Erscheinung vorkommt. Wie das Fieber, so ist nicht minder die Längenspaltung eine Wiederholung des Erzeugungsprocesses des Organismus dieser Thiere.

(Schluß folgt.)

Nr. XV. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 16. April 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 31.

Inhalt

Stanzen auf Stanzen. Wider Herrn Albert Knapp, Herausgeber der Christoterpe, die Verdammung Göthe's betreffend, von Chr. Wurm. „Zum neuen Jahre Glück und Heil! Auf schwere Wunde gute Salbe! Auf einen Kloß ein grober Keil! Auf einen Schelmen anderthalbe!“ Vorangedruckt sind die Stanzen aus der Christoterpe. Nürnberg, bey Joh. B. Schrag. 1835. 69 Seiten. 8. 45 kr.

Der fromme Dichter Albert Knapp hat in den ersten Jahrgang seiner Christoterpe ein merkwürdiges Gedicht auf Göthe's Hingang aufgenommen. Wir dürfen voraussetzen, daß diese Frucht christlicher Poesie keinem unserer Leser unbekannt geblieben sey, und wäre es auch der Fall, so hat Hr. Prof. Wurm in Nürnberg durch den vorstehenden Abdruck dafür gesorgt, daß auch die Feinde der christlichen Wahrheit, wenn wirklich unter den Verehrern des berühmten Dichterfürsten deren viele seyn sollten, in Bekanntschaft mit Knapp's Nachruf gesetzt werden. Daß aber Knapp den großen Göthe, dessen Vorzüge und Mängel er in lieblichen Weisen und mit gebührender Bescheidenheit, aber auch in Ehrfurcht vor der göttlichen Wahrheit besang, nicht verdammt hat, wie ihm Herr Wurm liebloser Weise aufbürdet, widerlegt am besten das Gedicht selbst. Der Dichter ist vielmehr überzeugt, Göthe werde in der seeligen Ewigkeit den Lebensbaum kennen lernen, und frey von aller Selbstsucht und irdischer Eitelkeit in des Vaters Armen ruhen. Er ruft noch gegen das Ende aus:

> Was ist's? — Der Herr ist groß in allen Dingen!
> Im Tode noch kann ihm ein Sieg gelingen!

Herr Wurm fühlte sich berufen, Göthe's guten Namen zu schützen und kündigte seine Stanzen auf Stanzen mit dem Motto an:

> „Im Reiche der Wahrheit ernährt der Krieg, der Friede verzehrt.“

Dieses und das Titelmotto geben uns die Gesinnung des neuen Dichters zu erkennen. Er fühlt die schwere Wunde, die Knapp seinem Meister geschlagen hat, und verspricht gute Salbe. Er nennt sich einen groben Keil und anderthalbe Schelmen. Er liebt den Krieg und will ein Freund der Wahrheit seyn. Wir wollen sehen, ob er Wort gehalten habe.

Wir erkennen an Hrn. Wurm seinen meist gelungenen Versbau an, aber bedauern es, daß er seine Gaben nicht auf etwas Besseres verwendet hat. Poetische Gedanken findet man wenige, triviale Bemerkungen desto mehr.

Herr Wurm hat sich die undankbare Mühe gegeben, einzelne Worte und Gedanken aus Knapp's Dichtung herauszureissen, durch gesperrte Schrift sie kenntlich zu machen, und dann in seine Stanzen zu verweben. Es sieht dadurch sein Gedicht wie ein corrigirtes Exercitium aus.

Wir wollen jedoch hören, was Hr. W. zur Ehrenrettung Göthe's beygetragen habe.

Herr Wurm sieht in Göthe deßhalb den größten Meister, weil er nicht fromm war, und er war nicht

fromm, weil er ein Meister war. Das sagt Hr. W. in folgenden Stellen:

S. 30. Und dieser Mensch, ob er auch fromm gewesen?
Da höre Du, was deine Bibel spricht:
Wer in sich selbst vom Schlechten kann genesen,
Der starke Mann bedarf des Arztes nicht.

S. 31. Denn was wir mit den höchsten Namen nennen,
Religion und Kunst und Wissenschaft,
Wozu Du immerhin dich magst bekennen,
Der Meister nur ist fromm und tugendhaft.

S. 48. Denn alle, die nicht selber sich betrügen,
Und etwas wissen, das unzweifelhaft,
Die können jederzeit sich selbst genügen,
Denn Freud und Trost gewährt die Wissenschaft.

Noch stärkere Aeußerungen liest man S. 40. Auf S. 44 wird es Göthen zum Ruhm gerechnet, daß er sich bey seinem Tode nicht bekehrt hat, und es ist Hrn. W. ein unerträglicher Gedanke, daß Knapp noch eine Bekehrung für Göthe in der Ewigkeit hofft.

Wir können dabey nicht ungerügt lassen, daß Hr. W. Aussprüche unsers Erlösers, die er, wie das gleich aus der zuerst angeführten Stelle erhellt, nicht versteht, in sein Gedicht eingeflochten, die Bibel an vielen Stellen lächerlich gemacht, und wiederum an andern Stellen, wenn es ihm gut däuchte, aus ihr argumentirt hat. Vergl. S. 39, 42. Dagegen S. 50.

„Zur Hölle wird sodann der Bock verschlagen,
Zum Himmel geht das Schaf im Ehrenkleid."

Das ist eines ernsten Mannes, vollends eines Professors und Jugendlehrers, ganz unwürdig, und er säet mit solchem frivolen Spott viel Unkraut gewiß auch unter seinen eigenen Schülern, die vom Lesen dieses Schmähgedichts nicht leicht abgehalten werden können. Knapp hatte das Heilige mit heiligem Ernst behandelt; wollte ihn Hr. W. als einen lieblosen Verurtheiler Göthes bestrafen, so mußte er nicht das Gute an ihm zum Gegenstande seiner Geißelhiebe machen, sondern in gleichem Ernste, aber wo möglich höheren Gründen ihn widerlegen. Dieß geboten ihm die Mannen Göthe's, die Achtung, die er dem Christenthume schuldig ist, die Achtung, die er vor sich selbst und dem christlichen Leser haben sollte.

Waren ihm aber diese Rücksichten gleichgültig, so mußte er sich auch sagen, daß er von jedem christlich gesinnten Leser als ein bedauernswerther Feind der göttlichen Wahrheit angesehen werden müßte, da er mit solchen Waffen den Glauben der Christen angreifen zu können wähnte.

Weil Knapp in Göthe's Gedichten die Liebe zu Christo vermißt, wie überhaupt alles, was das biblische Christenthum offenbaret, so schämt sich Hr. W. nicht, zu schreiben:

S. 35. Denn nur ein Trugbild ist's, im Traum geschaffen,
Das alle Häßlichkeiten übersteigt,
In welches sie sich andachtsvoll vergaffen,
Weil da ihr Selbst sich wie im Spiegel zeigt:
So wie der Indianer vor dem Affen,
Den er zum Gott gestempelt, sich verneigt;
Und wo ein solcher Götze sich erhoben,
Ist jedes menschliche Gefühl zerstoben.

S. 36. Daß Göthe doch kein geistlich Lied gesungen,
Und keine Messladen uns gebracht!
So klingt die tollste von den Forderungen,
Die ein Scholar dem Meister je gemacht.

S. 38. Doch wenn hinfort noch irgend ein Poete
Den deutschen Dichtermeistern folget nach,
Der Hymnen spricht und heilige Gebete,
Wie sonst der gottgeweihte Mund sie sprach,
Ja, dann bin ich ein lügender Prophete,
Und treffe mich die wohlverdiente Schmach.
Doch leichter mögt ihr Dom und Kirchen gründen,
Als jene Gluthen wiederum entzünden.

Wir hoffen, Hr. W. werde in einigen Jahren wünschen, diese Zeilen nicht gedichtet zu haben. Göthe würde gewiß, wenn er noch lebte, demjenigen Poeten wenig Dank wissen, der seine Größe in der Verachtung geistlicher Poesie gesucht habe. Auch war unsers Bedünkens Göthe viel frömmer, als er nach diesen Stanzen erscheint. Wir wenden uns nun zu dem Uebrigen, das Hr. W. uns dargeboten hat.

Das Gedicht wimmelt von theologischen Ansichten, die einer gewissen Aufklärungsperiode angehören, sich längst überlebt haben, und nunmehr als ungenießbar weggeworfen werden. Dahin gehört die sehr trivial ausgedrückte Behauptung von der unveränderten Fortdauer des paradiesischen Zustandes der Menschen (S. 37), die ziemlich pantheistische Ansicht von der Entwickelung des menschlichen Geistes (ebd.), die gefährliche Lehre, daß große Geister sich an keine Regeln zu binden haben (S. 47) sammt der daselbst angedeuteten Teleologie. Ueber Glauben und gute Werke hat der Verf. S. 56. gespöttelt. Der Glaube ist freylich nicht Jedermanns Ding. Herr Wurm tröstet sich mit dem Gedanken:

S. 34. „Denn was das Volk Unwissender bewundert,
An dem wird zum Verächter das Jahrhundert."

Am unzufriedensten ist Hr. Wurm mit den christlichen Vorstellungen von Himmel und Hölle. Selbst in den Erläuterungen, die er seinem Gedichte folgen läßt, erklärt er die in der Bibel gelehrte Räumlichkeit des Himmels für eine „krasse, materialistische Ansicht“ und „morgenländische rabbinische“ Lehrart, die selbst dem Volke zum Gespötte geworden sey. Er versteht mit den Rationalisten, die er „verständigere theologische Lehrer“, und S. 38 „ein neu Geschlecht“ nennt, unter Himmel und Hölle nur Zustände, als ob Zustand eines persönlichen Wesens ohne irgend eine Räumlichkeit denkbar sey. Oder läugnet Herr Wurm auch die Fortdauer der Persönlichkeit?

In den Stanzen verlangt er, daß man von dem Katheder wie in der Schenke dem Todten Gutes nachsage (S. 48), wogegen wir nichts einzuwenden haben, wenn nur die Stimme der Wahrheit da, wo die Wahrheit ihren Stuhl errichtet hat, ausgesprochen wird. Knapp hat dieß gethan, indem er betete:

> Gott Simeons! o mögest du ihn führen!
> Fahr' wohl, fahr' wohl! könnt' ich dir etwas schenken:
> Es wär' ein Leben, ach, ein Wiegenbett!
> Da sollte dich die Mutter wieder tränken,
> Dich heiligen dem Schöpfer mit Gebet;
> Sie sollte dir in's zarte Herzchen senken,
> Die Liebe zu des Mittlers Majestät,
> Durchstrahlt von ihr, mit gottbefreiten Sinnen
> Von Neuem deine Laufbahn zu beginnen!

Wie parodirt dieß Herr Wurm?

S. 43. Hier aber wird ein And'res uns verheißen:
> „Dem Todten daß ein Greul zu schmeicheln sey!“
> Gott Simeons mag ihm die Wege weisen!
> Das nenn' ich freylich keine Schmeicheley.
> „Fahr wohl! fahr wohl!“ Warum willst du's verbeissen,
> Sag lieber: fahr zum Teufel! frank und frei.
> Ein Herzensfluch ist mehr bey Gott am Orte,
> Als Lexika voll ausgesuchter Worte.
>
> Was aber ist's, was will er ihm denn schenken?
> Ein Leben und ein Wiegenbette nur,
> Die kleine Möglichkeit noch umzulenken
> Und einzuschlagen eine schlechte Spur;
> Und in das Herzchen allen Wust ihm senken,
> Der keinem angeboren von Natur.
> O wären diese sehr barmherz'gen Schenker
> Vor allen Dingen halbbegabte Denker!

Ist denn das die Sprache eines Denkers, die Liebe zu des Mittlers Majestät für Wust zu erklären? Aber Herr W. ist sehr freygebig mit Schmähungen auf die biblische Wahrheit und deren Diener; er nennt jene „fixen Wahn,“ „sanften Traum;“ er vergleicht die Seelsorger dem Reinecke in der Fabel; er nennt die Seelsorgertreue „kindisches Erbarmen.“

Das Ende der Stanzen S. 50 — 61 führt dem Leser die Hölle vor, welche „frommer Wahn mit allem Wust besäet habe (S. 56);“ darin findet er Fürsten, Philosophen und Dichter, die er ganz deutlich zeichnet, wofür aber ihre Schatten dem unberufenen Dichter zürnen werden. Die Höllenpein ist Herrn W. nur der Umgang mit ungeschickten Leuten (S. 61) aber in der Hölle trifft er eine trotz aller Pein lustige Gesellschaft aus lauter großen Geistern. Nur Schiller, den er auch in der Hölle sucht, spricht dort Gedanken, „wie ein Gott sie denkt.“ Und beym Anblick eines andern Verdammten wandelt den Dichter Lust an, den Gott zu verdammen, der diesen Menschen ins Verderben stieß (S. 55). —— Im Himmel vereinigen sich alle Heuchlerrotten, alle, „die den Verstand zum Widerpart auf Erden sich erkoren,“ „Die Rundköpfe, Puritaner, Pietisten, die rothwelsch durcheinander reden.“ Ihre Vorbereitung zum Himmel besteht darin, daß sie mit allen Knechtsgeberden, nach dem Himmelreich hinübersehen, das Leben sich verbittern, alle Lust sich vergällen, Satan und Gespenster nebst dem bittern Tod beständig vor Augen haben. Sie leisten nichts Großes auf Erden, werden daher viel im Leben erniedrigt, um desto höher ihr Haupt dort zu erheben. Ihre siebenfache Seligkeit wird dann darin bestehen, daß sie „selbst geborgen, vor Freuden über die Höllenbrände in die Hände klopfen“. (Seite 59.)

> Besonders aber werden sie sich segnen
> Nur ihres Gleichen um sich her zu sehn,
> Und keinem Menschengeiste zu begegnen,
> Vor dem sie ganz in ihrem Nichts bestehn;
> Denn die Demüthigen und die Verwegnen
> Nicht sollen Beyde Hand in Hand dort gehn;
> Und jeder Mann, der groß und ungeheuer,
> Sitzt unter ihren Füßen tief im Feuer.
>
> — — — — — —
>
> Jedoch betagte Frauen, kleine Kinder
> Und schwache Greise gibt es übergnug,
> Die hoch in jenen nebelblauen Räumen
> Ihr mattes Daseyn niemals weiter träumen.
>
> So hoffen sie das Glück dort zu erreichen,
> Das ihnen hier im Leben nie gelingt,
> Wenn einst ihr Chor mit allen Andachtszeichen
> Und ohne Sinn sein Hallelujah singt,
> Und schlechtgesetzte Lieder singt, dergleichen

Zum neuen Jahr die Christoterpe bringt.
O lieber laß uns in der Hölle qualmen,
Als hören ewig abgeschmackte Psalmen.

In einem solchen Zerrbild, wozu das Original vergebens in unsern Tagen gesucht werden würde, hat Hr. W. die angeblich pietistische Lehre von Himmel und Hölle wieder zu geben gesucht, um den gläubigen Christen ihre Wahrheit lächerlich zu machen und ungläubigen Spöttern neuen Stoff zu ihrem Pöbelgeschrey zu liefern. Ob er dieses bey ruhiger Sammlung seines Geistes vor sich selbst wird verantworten können? Ob er Grund hatte, seine Geißel in dieser Art zu schwingen? Ob ihm Herr Knapp dazu Veranlassung gab? Ob er nicht wissentlich Wahres und Falsches in einander gemengt hat? Wir überlassen dem unpartheyischen Leser die Beantwortung dieser Fragen, aber wir hielten es nothwendig, in einem bayerischen Blatte unsere Stimme gegen dieses — mit Beschämung müssen wir es sagen — vaterländische Produkt zu erheben.

Fragen wir nun, ob Hr. W. mit seinen Stanzen den heimgegangenen, und dem Titel zufolge — von Knapp verdammten — Dichter selig gesprochen habe, so wird man die Antwort schuldig bleiben. Im Sinne des Herrn W. mags wohl keine Seligkeit geben; aber da brauchte es so vieler Worte nicht, um Göthe'n zu vertheidigen. Giebt es keine Seligkeit und keine Verdammniß, so kann auch Göthe weder selig noch verdammt werden. Allein Hr. W. hatte offenbar die christliche Richtung des Hrn. Knapp, und die von der Kirche heilig gehaltenen Lehren antasten wollen und hoffte in Hrn. Knapp alle seines Gleichen zu treffen. Siegestrunken ruft er S. 32:

Stirb, Unglücksel'ger unter meinen Stanzen,
Die dich durchbohren wie so viele Lanzen.

Herr Knapp lebt noch und sein Dichterruhm wird länger bestehen als der seines erzürnten Gegners. Auch die „Raben" gerathen nicht in Angst vor Hrn. Wurm, welcher singt:

S. 31. Von diesen (Raben) hab' ich Einen mir erlesen,
Woran man lernen mag das ganze Wesen.

Wir schließen diese Anzeige mit folgenden Versen des Herrn Wurm:

S. 33. Doch wollen wir nicht bloß um Worte zanken,
Wiewohl dieß nicht ein klein Gebrechen nur;
Indessen fragen wir uns nach Gedanken,
Da findet sich nicht die geringste Spur;
Die Bilder, gleich den Träumen eines Kranken,
Sind Larven ohne Wesen und Natur.
Prüft dieß Gemächt dereinst dein Weltenrichter,
O dann bestehst du wahrlich schlecht als Dichter.

Denn höre nur, sag' ich es unumwunden
Und leicht vernehmlich jedem deutschen Ohr,
Wie ich dein Lied, dein Hirngespinnst gefunden,
So kam mir's wie im Narrenhause vor.
Denn aller Witz ist da wie weggeschwunden
Und jeder Vers ist ein besonderer Thor.
Ein Thor? Mit Thoren ziemte nicht zu scherzen,
Doch dieser Thor hat auch den Schalk im Herzen.

Vergleichende Idealpathologie. Ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen. Von Dr. Karl Richard Hoffmann, Medicinal-Rathe der K. B. Regierung des Unterdonaukreises in Passau. Stuttgart, 1834. P. Balz'sche Buchhandlung. gr. 8. S. 1–687. Pr. 6 fl.

(Schluß.)

Das Wechselfieber ist das einzig reine Fieber, die übrigen begleiten einen größern physiologischen oder pathologischen Proceß. Das reine Fieber hat immer den aussetzenden Typus, weil es mit dem Regenerationsprocesse identisch ist, dieser selbst aber in der ganzen Natur eine Periodicität zeigt. Dieserwegen vergleicht der Verfasser das Wechselfieber mit dem Schlafe als dem Prozesse der täglichen Regeneration. Das Wechselfieber ist endlich das Nachbild des Lebensprocesses der Vorticelle: denn diese spaltet sich binnen einer Stunde in zwey Thiere, was ein Fieberanfall ist; Tags darauf spaltet sich jedes der Gespaltenen aufs neue, was wieder ein Fieberanfall ist; und so fort. — Das Entstehen des Fieberkuchens erklärt der Verf. auf folgende Weise: „Im Hitzstadium will sich der ganze Leib, wollen sich alle Organe verdoppeln, im Schweißstadium aber wird der Fruchtstoff des neuen Leibes, werden die Grundlagen der neuen Organe wieder ausgeschieden. Bey der Bildung des Fieberkuchens gelingt nun diese Ausscheidung in allen übrigen Organen, in einem einzigen dagegen, in der Milz z. B. gelingt sie nicht." — Ferner: „Wie der

Vorticellenstiel aus dem unteren Ende vieler Polypen besteht, so besteht die angeschoppte Milz im Wechselfieber aus dem Vereine von Milzen vieler Leiber." Die weiteren Bemerkungen des Verf. über die Ursachen des Wechselfiebers, über die Verwandtschaft dieses mit dem Skorbute, über die Beziehung desselben zum Menschengeschlechte und zum Planetarleben, endlich über die Heilung dieses Fiebers sind höchst geistreich, mögen jedoch in der Schrift selbst nachgelesen und in Urtheil gezogen werden.

Von dem Wesen der Epilepsie. S. 587 — 602. In der Epilepsie sinkt der Bewegungsproceß auf die Stufe zurück, die er bey seinem ersten Auftreten einnimmt: nämlich die willkührliche mit Bewußtseyn verbundene Bewegung wird zur unwillkührlichen bewußtlosen Zuckung, wie bey dem Fötusleben. „In der Epilepsie zieht sich der rohe, untergeordnete Bewegungstrieb aus seiner Unterordnung unter die Willkühr heraus und tritt frey für sich auf in seiner ganzen Ungebundenheit. In dem Maße aber, als er sich herausschlingt, wird die Willkühr und mit ihr alles höhere geistige Leben latent." In der Oscillatorie tritt das animale Leben, das Bewegungsleben in der Reihe der organischen Geschöpfe zuerst auf und zwar als zwecklose und bewußtlose Bewegung. Daher sind die Bewegungen der Oscillatorie der Prototyp der Epilepsie. Die Oscillatorie ist das normal epileptische Geschöpf. In der Fallsucht tritt das thierische Bewegungsleben wieder auf die unterste Stufe zurück, wie es ursprünglich in der Oscillatorie erscheint.

Von dem Wesen der Cholera. S. 603 — 687. Die orientalische Cholera ist was der Winterschlaf der Thiere, und der menschliche Organismus sinkt auf die Stufe der in der Erstarrung begriffenen Thiere zurück. Der Verf. stellt eine große Parallele zwischen beyden Zuständen, durch deren Resultat er sich zu seinem Schlusse berechtigt hält. Dieselbe Ansicht sprach bereits F. Jahn in der Berliner Wochenschrift für die gesammte Heilkunde Nr. 21. vom vorigen Jahre aus, was auch der Verf. in seinem anderthalb Seiten langen Vorworte erwähnt. Dem Verf. zufolge ist der Tod eigentlich nur eine Fortpflanzung, Steigerung des Zustandes, in welchen der Mensch durch die Cholera versunken. Im Winterschlafe wie in der Cholera verwandelt sich das bereits entwickelte Geschöpf wieder in ein Ey mit Eystoff und innerhalb seiner Gränzen zurückgehalten. Der Cholerakranke ist auch Embryo, die eyweißstoffigen Säfte, welche auf der Dauungsschleimhaut abgesondert werden, sind auch Fruchtstoff, werden aber über die Gränze geworfen. Des Winterschläfers Integumente sind seine Eyhüllen, die Eyhülle des Cholerakranken dagegen ist der Planet. Dadurch, daß das Eyweiß durch den Darm nach aussen geworfen wird, ist also der Mensch auf die Stufe gesetzt, wo der Dotter außerhalb des Darmkanals ist, wie beym Embryo, und die Ausleerungen in der Brechruhr gehen demnach aus einem rein ideellen Grunde hervor, da der entwickelte Mensch wieder ein Ey zu werden trachtet.

Die orientalische Cholera ist eine Gesammtkrankheit einer bestimmten Bevölkerung. In jeder großen Stadt, wo sie erschien, zeigte sie die Erscheinungen eines vollständigen Krankheitsprocesses; sie hatte ihre Vorboten und Nachzügler, so wie ihre Stadien der Zunahme, Akme und Abnahme. Die einzelnen Bevölkerungen bilden die Menschheit, und da die Cholera 1817 entstand, und sich bis jetzt über den größten Theil des Menschengeschlechts ausgebreitet hat, und noch nicht abgelaufen ist, so muß sie als eine Gesammtkrankheit der Menschheit betrachtet werden; sie ist ein über den Riesenkörper der Menschheit hinwandernder Krankheitsproceß. Der Verf. stellt nun das Wandern der Epidemieen mit dem der sporadischen Krankheiten zusammen. Der Verf. erörtert den von Schubert und Andern ausgesprochenen Gedanken, daß die Erde ein lebendiges Ganzes, ein Organismus, ähnlich dem individuellen sey, und daß die Cholera nebst andern großen Seuchen nicht bloß als ein Krankheitsproceß der Menschheit, sondern als einer des Erdorganismus sich darstelle. So gut wie bey dem individuellen Organismus diese oder jene Krankheit in einem bestimmten Systeme haftet, eben so hat die Cholera ein Organ des Planeten, das Menschengeschlecht, vorzugsweise ergriffen. Den Schluß dieser Abhandlung machen einige Erörterungen des Verf. über Miasma und Contagium namentlich in Bezug auf die wandernde Brechruhr.

Die Schrift des Verf. ist nun zu Ende und der Leser hat die eigenthümlichen und geistreichen Ansichten desselben in möglichst gedrängtem Auszuge kennen gelernt. Nur möge er durch letzteren sich zu keinem ganz entscheidenden Urtheile über das Werk des Verf. verleiten lassen, sondern dieses selbst erst lesen und durchdenken! Was unser subjektives Urtheil anbelangt, so müssen wir vor allem hier erinnern, daß wir dem Verf. auf manchem Widerspruche begegnet zu seyn glauben, daß bey seinen Parallelen nicht minder, wie bey jener zwischen dem Larvenzustande und der Skrophelkrankheit, Willkührlichkeit zuweilen zu herrschen scheint. Abgesehen ferner davon, daß sich die heterogensten Dinge vergleichen und so Aehnlichkeiten fixiren lassen, was jeder recht gut weiß, der sich nur einigermassen mit Parallelen naturgeschichtlicher Gegenstände befaßt hat, so möchte der Verf. im Eifer für seine Theorie manchmal Aehnlichkeiten unbedingt für Identitäten angesehen und demzufolge behandelt haben. Auch will es uns bedün-

ken, daß der Grund seines Lehrgebäudes an manchen Stellen viel zu schwankend sey, um haltbare Schlußfolgerungen zuzulassen, wie der Verf. z. B. aus einem Symptom, z. B. der Abschuppung der Haut nach dem Rothlaufe, eine ganze Theorie des Wesens einer Krankheit ableitet. Auf der andern Seite haben wir auch zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie der Verf. das Thatsächliche in manchen Krankheiten rücksichtlich ihrer Erscheinungen, so wie das rein von der Praxis Erwiesene nicht immer gehörig gewürdigt und allseitig aufgefaßt hat, und doch mit seinen Schlüssen so fortfuhr, als wäre dieses geschehen. So z. B. macht der Verf. den Ausspruch, die Hämorrhoiden seyen eine Wiederholung der Gliedansetzung der Myriapoden, denn die Hämorrhoidalknoten seyen keine Varices, sondern „Aftergebilde, Nengebilde, verkümmerte Eingeweideglieder.“ Jeder Praktiker wird dem Verf. zugestehen, daß die Hämorrhoidalknoten häufig neue Bildungen sind, aber er wird ihm nicht minder beweisen, daß sie eben so häufig nichts als durch den After hervorgetriebene Schleimhautfalten sind, wovon sich jeder mit der Scheere oder dem Bistouri genugsam überzeugen kann. Namentlich ist es Neumann, der dieses in seiner speciellen Pathologie und Therapie sehr schön auseinander gesetzt hat. Ueberhaupt möchte manche Untersuchung und Erklärung über das Wesen einer Krankheit anders ausgefallen seyn, wenn der Verf. (bekanntlich übt er keine Praxis aus, noch hat er sich je mit dieser viel befaßt) Praktiker wäre! —

So sehr wir Aerzte von tiefer philosophischer Bildung verehren, und so innig es jeden freuen wird, daß unsere vaterländische medicinische Literatur reich ist an geistreichen, philosophisch-medicinischen Schriften, so hoffen wir doch jenen mit unserer Behauptung nicht zu nahe zu treten, wenn wir sagen, daß nur solche Männer in der wissenschaftlichen Gestaltung der Medicin eine neue Bahn brechen dürften, die eben so sehr mit der Praxis vertraut sind, als sie hoch stehen an Geist und philosophischer Bildung. Wir glauben, es möchte wohl noch nicht an der Zeit seyn, diese neue Epoche begrüßen zu können. Unsere Erfahrungen und Entdeckungen im Reiche der Natur, so zahlreich und vielbelohnend sie auch bis jetzt gewesen, reichen doch nicht hin, um Klarheit über so vieles Dunkel geben, Einheit in Mannichfachheit der Erscheinungen bringen zu lassen u. s. w. Wie lückenhaft namentlich ist noch unsere vergleichende Pathologie (nicht in des Verf. Sinne)? Aber auch das wenige, was uns die Krankheitserscheinungen am thierischen und pflanzlichen Organismus zur Beobachtung geboten haben, hat der Verf. nicht immer benützt. So z. B. hat er da, wo er vom Rothlaufe und Scharlach spricht und ihn für einen Häutungsproceß des Menschen hält, der sein Vorbild im normalen Häutungsprocesse der Thiere habe, so wie früher, wo er die Exantheme überhaupt als Häutungsprocesse erkannt, die Hautkrankheiten der Thiere gar nicht berührt. Auch die Exantheme der Planzen hat er ganz übergangen. Von den Psychologen werden die Lehren des Verf. auch nicht wenige Anfechtungen zu erwarten haben.

Alles dessen ungeachtet ist die Schrift des Verf. zu den ausgezeichnetsten naturphilosophisch-medicinischen Werken zu rechnen. Der Verf. hat nicht nur bewiesen, in welcher Fülle der Ideengang des menschlichen Geistes sich zu erschliessen und wie weit es letzterer in der Forschung zu bringen vermag, sondern er hat auch viele uns bis jetzt unlösbare Räthsel in manchen Naturerscheinungen gelöst, und uns an vielen Stellen den Weg gezeigt, wo wir forschend und experimentirend weiter und zum wahren Ziele gelangen können. Wir danken ihm daher für seine Gabe und sehen seinen ferneren Abhandlungen über das Wesen anderer, noch nicht von ihm zur Sprache gebrachten Krankheiten mit Sehnsucht entgegen. Schließlich glauben wir nicht noch herausheben zu müssen, daß jeder Natuforscher, jeder denkende Arzt, die Schrift des Verf. nicht ungelesen lassen möge.

Die Verlagshandlung verdient rücksichtlich der Ausstattung des Werkes, Schärfe der Lettern und Correktheit des Druckes ꝛc. alles Lob.

Ludw. Dieterich.

Dr. J. J. Nordström, Skildring af Municipalförfattningen i Finland (Darstellung der Municipalverfassung in Finland). Helsingfors 1833.

Benannte Schrift erschien als Inauguraldissertation und hat zur Aufgabe, eine Darstellung des dermaligen Zustandes der städtischen Verfassung in Finland, welche übrigens durch die neue Dynastie nur unbedeutende Veränderungen erlitten hat, und sich daher von jener des übrigen Skandinaviens nur wenig unterscheidet, so wie eine Geschichte der altnordischen Städte-Einrichtungen überhaupt zu liefern.

Besonders in letzterer Beziehung enthält sie sehr interessante Notizen, die um so schätzbarer sind, als sie durchgängig auf den Quellen beruhen, und uns eben bey der Seltenheit letzterer viele neue Aufschlüsse gewähren. Da die Schrift selbst in der Sprache, in der sie geschrieben ist, nur wenigen zugänglich seyn möchte, so dürfte es keine vergebliche Bemühung seyn, die Hauptmomente derselben hervorzuheben, und sie an passenden Stellen mit vergleichenden Bemerkungen über deutsche Städteverfassungen zu begleiten. —

Die Städte wurden im Norden, sowie anderwärts vorzugsweise an Plätzen angelegt, welche zur Beförderung des Verkehres die schicklichsten waren, namentlich an Seeküsten, Dingstellen, in der Nähe von Kirchen und Klöstern.

Unterscheidende Kennzeichen der Städte waren eine auf einem gewissen Raume vereinigte größere Volksmenge, andere Beschäftigung als Ackerbau, dazu Stadtrecht. *) Dieses eigene Stadtrecht, dessen sich die Städte des Nordens von ihrem ersten Ursprunge an erfreuten, war jedoch nicht als Reaktion gegen eine drückende Feudalgewalt, oder als besonderes Privilegium entstanden, sondern hatte sich blos in Folge des im Norden durch Sitten und Rechtsbegriffe angenommenen Grundsatzes gebildet, daß jeder Verein eine von ihm selbst ausgehende die eigenen Angelegenheiten besorgende Obrigkeit haben dürfe.

Eine Feudalverfassung, wie in Frankreich und Deutschland existirte im Norden nicht. Das unter diesem Namen daselbst vorkommende Institut hat eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit. Es war nicht Folge von Eroberungen und Kriegen, sondern ganz einfach eine Familieneinrichtung des Königs. Der König besaß in jeder Landschaft Grundeigenthum (terra salica) vielleicht als Folge des Grundsatzes, daß bloß ein angesessener Mann zu Sitz und Stimme in den besondern Bundeszusammenkünften berechtigt war. Die Verwaltung dieser Güter überließ er Personen seines Hauses, seiner Familie, welche selbe folglich in der Eigenschaft als besondere Diener des Königs inne hatten. Bis zum Anfange des XVI. Jahrhunderts erlitt diese Ansicht im Norden nicht die geringste Veränderung. Daher konnten die Belehnungen auch nicht erblich seyn, noch weniger erbliche Rechte mit ihnen verbunden werden, und daher hatten auch die Lehenmänner keine Gerichtsbarkeit, ja sie konnten nicht einmal als Beamte des Königs in den Landschaften eine executive Maßregel ausführen, ohne die betreffenden Bundesgerichte beyzuziehen.

Bey einer so passiven Beschaffenheit der nordischen Feudalverfassung ist es begreiflich, daß sie nicht, wie im übrigen germanischen Europa, auf die Ausbildung des Städtewesens einen Einfluß äußern konnte.

---

*) Die vorzüglichsten dieser Stadtrechte sind: 1. das Birke- oder Björköarätt. Es soll von König Björn im Jahre 832 n. Chr. G. verfaßt, von Birger Jarl aber vermehrt, und der Stadt Stockholm verliehen worden seyn.
2. Das gottländische Stadtrecht (Gottlands Stadslag), welches von Magnus Birgerson († 1290) und seinen Nachfolgern Birger und Magnus Erikson herrührt.
3. das allgemeine Stadtrecht allmänna stadslagen). Das Alter dieses Stadtrechts ist ungewiß; es ist wahrscheinlich eine Zusammenfassung der einzelnen Stadtrechte mit Hinzufügung von Bestimmungen von Landschaftsgesetzen (Landscaps lagerne).

Mit den übrigen Vereinen und Verbindungen der skandinavischen Verfassung stunden die Städte nicht in eigentlichem Zusammenhange. Letztere waren unter dem unmittelbaren Schutze des Königs, und sein Einfluß auf sie zeigte sich daher in den Gesetzen auch bestimmter und tiefer eingreifend, als auf die Geschlechtsverbindungen.

Hinsichtlich der politischen Rechte waren die Einwohner der Städte im Allgemeinen entweder Bürger oder Gäste; unter ersteren verstand man jene, welche als Bürger in dem Stadtbuche verzeichnet waren, letztere hingegen hielten sich bloß des Handels oder des Gewerbes wegen, welches sie trieben, daselbst auf, und waren nur geduldet nach den Grundsätzen des Völkerrechts. Jedes anerkannte Glied der städtischen Korporation mußte zu deren Bestand beytragen. Das Bürgerrecht setzte den Betrieb eines Gewerbes voraus; hingegen war der Inländer sowohl als der Ausländer berechtigt, dasselbe nachzusuchen. Weil jedoch der Schutz und die übrigen Vortheile, welche ein Mitglied der städtischen Korporation genoß, eine gegenseitige Verpflichtung erheischte, so mußte man sich beym Eintritte verpflichten, wenigstens eine gewisse Reihe von Jahren hindurch zur Erhaltung der Gemeinde und Beförderung ihres Gedeihens beyzutragen. Gotlands stadslag setzt drey Jahre fest (kommer en köpman och begärer burskap, then skall borgen sättia, at han 3 år fullt göra vill, liksom en annan borgare), im allmänna stadslag hingegen wird Bürgschaft auf 6 Jahre erfordert. Dieß stimmt auf eine merkwürdige Weise mit den Bestimmungen deutscher Stadtrechte überein. So forderte das Stadtrecht von Zürich, daß, wer Bürger daselbst werden wollte, schwören mußte, 10 Jahre lang der Stadt und den Bürgern mit Rath, Steuer und Waffen beyzustehen. Ein angehender Bürger in München mußte tüchtige Bürgen super mansionem ad quinque annos stellen. Außerdem forderten die altnordischen Stadtrechte im Allgemeinen den Beweis einer den Lebensunterhalt sichernden Kunstfertigkeit, und den Besitz einer bestimmten Vermögenssumme als Vorbedingnisse der Erlangung des Bürgerrechts; auch diese Erfordernisse finden sich in deutschen Stadtrechten. Zur Erlangung des Bürgerrechts in München war ursprünglich ein Steuerkapital von 10 Pfunden Pfenning erforderlich. Auch mußte jeder Handwerker, welcher Bürger werden wollte, „vor ee er eintritt, ain maisterstuck machen und daz für die gesworn pringen, vnd beschen lassen, ob er daz hantwerk kün oder nit."

Das streng abgeschlossene Verhältniß der Städte unter einander, welches sich auch bey den nordischen findet, brachte es mit sich, daß derjenige, welcher schon Bürger in einer Stadt war, in einer andern Stadt das Bürgerrecht nicht mehr erlangen konnte. Auch war es

nicht erlaubt, in der Stadt liegendes Gut zu besitzen, ohne sich daselbst häuslich niederzulassen.

Die Bürger einer Stadt bildeten zwey große Korporationen, die der Handwerker und die der Kaufleute, und sowie man nicht in 2 Städten Bürger seyn konnte, so war es auch nicht gestattet, Mitglied der beyden Hauptkorporationen zu seyn, hingegen stund der Uebergang von der einen zur andern allerdings offen. Die Gäste oder Fremden hatten nur das Recht Großhandel zu treiben, und wurden durch das Gesetz in ihren Rechten geschützt; allein sie stunden in Folge des allgemeinen Grundsatzes der gemeinsamen Verantwortlichkeit unter der Aufsicht desjenigen, in dessen Hause sie wohnten.

Das Stadtregiment bestand aus einem königlichen Beamten, Fogde (Vogt) genannt, als dem Repräsentanten des königlichen Interesses, und einem aus der Korporation gewählten Rathe. Diese beyden Theile der Obrigkeit handelten als eine Collektivperson, und hiedurch war die nächste Verzweigung der beyderseitigen Interessen zu Stande gebracht, so daß ein Uebergewicht weder auf der einen noch auf der andern Seite möglich war.

Was die Wahl des städtischen Rathes betrifft, an dessen Spitze auch nach nordischen Stadtrechten Bürgermeister (Borgmastare) sich befanden, so stund das Recht den abtretenden Rathsgliedern selbst zu, jedoch unter Einwirkung des Vogtes, obgleich schwer zu ermitteln ist, wie sich dieß Verhältniß bildete. Ganz analoge Verhältnisse finden wir in deutschen Städten so z. B. in Cöln, (Hüllmann Städtewesen II. S. 453). Jedes Jahr fand eine neue Wahl statt, und das Maximum der Rathsmitglieder waren 4 Bürgermeister, und 24—30 Rathsmänner. Wählbar war jeder, der freygeboren, ächter Geburt, keines Verbrechens beschuldigt, und weder Bürger in einer andern Stadt, noch Eidgeschworner in einem andern Rathe oder Gerichte war. Nach dem allgemeinen Stadslag waren auch der Besitz von Immobilien, und inländische Geburt vonnöthen. Außer dem Mangel an den genannten Eigenschaften war auch Verwandtschaft ein Hinderniß der Wählbarkeit. So konnten nach dem Stadslag (Konungshalken IV) Vater und Sohn oder 2 Brüder nicht zugleich Mitglieder des Rathes seyn, und es durften im Allgemeinen nur vier Personen ein und desselben Geschlechtes zugleich im Rathe sitzen. Zu bemerken ist, daß eine Bestätigung der Wahl durch den König nicht nothwendig war, da derselbe an dem Vogte seinen unmittelbaren Repräsentanten in der Korporation hatte. Die Wirksamkeit der Municipalverfassung äußerte sich in allen dreyen Richtungen der Regierungsgewalt, Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung.

1. Die gesetzgebende Gewalt war im Allgemeinen ein uraltes Recht der einzelnen Korporationen in dem skandinavischen Gesammtvereine. Deßwegen mußte auch der König in seinem Eide geloben, die vom Volke angenommenen Gesetze zu erhalten und zu bestärken. Wenn den Richtern für Entscheidung einer Sache ein bestimmtes Gesetz im Stadtrechte fehlte, so sollte dem Kläger aufgetragen werden, nach 3 Rechtstagen wieder zu erscheinen. *) Unterdessen mußte von dem ganzen Rathe eine gesetzliche Bestimmung getroffen, und im Rechtsbuche eingetragen werden. Auf solche Weise wurde das Recht der Gesetzgebung vom Rathe in pleno ausgeübt.

2. Für die richterliche Gewalt bestanden 2 Behörden: Das Marktgericht und das Gericht in den Rathsstuben. Ersteres bildete die untere Instanz, und bestand aus 3 Richtern, Vögten genannt. Die zweyte Instanz bildete das Gericht in den Rathstuben, und wurde aus 2 Bürgermeistern und 12 Räthen gebildet.

Ueber die Competenz jener zwey Gerichte geben die Gesetze nicht Aufschluß genug; man hat jedoch Grund, anzunehmen, daß das andere den Charakter eines Polizeygerichtes hatte, welches sogleich und summarisch über alle Streitigkeiten des täglichen Verkehres und über geringe Vergehen erkannte. Zur Competenz des zweyten und höheren Gerichts gehörten unmittelbar bedeutendere Civilrechtssachen, die sogenannte freywillige Gerichtsbarkeit und die eigentliche Criminalrechtspflege; letztere ruhte auf demselben Grundsatze, welcher im Allgemeinen in den Geschlechtsverbindungen galt, nämlich auf dem des gegenseitigen Friedens, den sich die Mitglieder der Corporation garantirten, nur mit dem Unterschiede, daß in jenen die Garantie Geschlechtsverbindlichkeit rc., in Städten hingegen eine Bürgerpflicht war. Daher hatte sie auch in der Stadt einen mehr allgemeinen Charakter angenommen, so daß z. B. ein Vergleich über eine Rechtsverletzung nicht eher stattfinden durfte, als bis die Sache vor dem Stadtgerichte angezeigt war, im entgegengesetzten Falle konnte dieses die Sache sogar unmittelbar an sich ziehen.

(Schluß folgt.)

*) Im Münchner Stadtrechte findet sich für einen sol. Fall nachstehende gesetzliche Anordnung.

Swaz für recht chumpt, des daz puch nicht enhat, da sol der richter an der schrannen fünf nemen die pesten die da sein des tags, und sol si der richter fragen auf ir ayd, waz si recht darumb dunk nach iens anclag und nach iens antwurt, vnd werdent die funf einig mit ir vrtail, so sol der richter ein läres plat haben in dem puch und sol an daz selb puch haizzen schreiben die ansprach vnd die vrtail vnd waz darüber ertailt ist.

Bayerische Annalen.

München. 18. April 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 32.

Inhalt.

Dr. J. J. Nordström, Skildring af Municipalförfattningen i Finland (Darstellung der Municipalverfassung in Finland). Helsingfors 1833.

(Schluß.)

Dem Strafrecht lag hier wie den Geschlechtsvereinen Selbstrache und Versöhnung zu Grunde, und hierin zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den ausländischen und nordischen Städteverfassungen. In Frankreich und Deutschland war nämlich in Folge der Lehengrundsätze die Gerichtsbarkeit ein grundherrliches Recht geworden; im Norden dagegen blieb sie Sache der Gemeinde, welcher nach der Beschaffenheit des Strafrechtes das Recht über Leben und Tod zu richten gar nicht entzogen werden konnte, weßhalb es auch den Städten unbeschränkt zukam. Mord, Mordbrennerey, Aufruhr, Verrätherey, Raub und Diebstahl im Betrage von 2 Marken und darüber waren peinlicher Natur und wurden mit dem Tode bestraft (en mordare, tjuf, mordbrännare, eller förrädare må icke njuta lifvet).

Unter einander stunden die genannten zwey Gerichte in dem Verhältnisse, daß man von dem niedern als einem von dem höhern abhängigen Gerichte an das letztere appelliren konnte; gegen einen Spruch des Rathes hatte man zwey Mittel an der Hand, entweder sich die anwendbare Stelle im Rechtbuche vorlesen zu lassen, oder an den König zu appelliren, als die einzige Instanz, welche über dem Rathe stund.

3. Die eigentliche Verwaltung betreffend, so gehörte dieselbe ganz und gar zu dem Wirkungskreise des Rathes, welcher sie theils in pleno, theils durch einen Ausschuß besorgte, welcher entweder aus Rathsmännern oder nach Umständen aus Bürgern gebildet war. Zur Verwaltung gehörten jene Maßregeln, welche den Handel, die Polizey, allgemeine Bauten, Einkünfte u. s. w. betrafen; und Niemand durfte sich weigern, den vom Rathe hierin getroffenen Anordnungen und Befehlen Folge zu leisten, da dieß den Verlust des Bürgerrechts nach sich gezogen hätte.

Die Städte waren in Viertel eingetheilt, deren jedes 2 Aufseher hatte, welchen zur Verhütung von Feuersbrünsten die nöthige Aufsicht oblag. Auf gleiche Weise wurden jährlich zwey Männer aufgestellt, welchen die Handhabung der Bauordnung zustand. Alle diese waren jedoch in ihrem Wirkungskreise dem Rathe untergeordnet. Die Erhebung der Einkünfte besorgten 2 Männer des Rathes, welche den Namen Stadtkämmerer (Stadens Kämnärer) führten. Die Abschätzung, welche der Steuerzahlung vorausging, geschah vor dem Rathe, bey außerordentlichen Bewilligungen und Auflagen waren Bürger, Gäste und andere Einwohner, welche Eigenthum von 3 Marken im Werthe besaßen, beyzutragen verpflichtet. Rechnung wurde vor dem Vogte und dem Rathe gepflogen.

Auch in den einzelnen kleineren Korporationen der Stadt finden sich schon in dieser Periode eigene Ausschüsse zur Besorgung ihrer besonderen Angelegenheiten. So hatte nach dem Gottl. Stdl. jedes Handwerksamt zwey Vorsteher und zwey Beysitzer zur Leitung der inneren Angelegenheiten.

Diese Grundlagen städtischer Verfassung, wie sie sich in den älteren Gesetzen angedeutet finden, haben sich allmählig entwickelt, die gegenseitigen Interessen wurden

genauer abgewogen, und wichtige Verbesserungen eingeführt, mit denen die Verordnung von 26. December 1619 über die Verwaltung der Städte den Anfang machte. Es sollen daher nunmehr die Grundzüge der städtischen Verfassung nach den jetzt geltenden Gesetzen folgen.

Die schon im Stadslag enthaltenen Vorschriften, daß Gewerbsinhaber und Kaufleute in der Stadt wohnen und ihr Geschäft betreiben sollen, ist ein Grundsatz, der durch die ganze Municipalgesetzgebung hindurchgeht. Was zuerst das Bürgerrecht betrifft, so gilt in Folge dieses Princips die Regel, daß daßelbe den Betrieb eines bürgerlichen Nahrungszweiges voraussetzt (Handwerk, Fabrik oder Handel) und die Fähigkeit, als ein selbstständiges Mitglied der Gemeinde auftreten zu können, muß daher nachgewiesen werden, zu welchem Zwecke eine Prüfung vorhergeht, deren Nichtbestehen die Abweisung des Bittstellers um das Bürgerrecht nach sich zieht. Uebrigens nimmt man keine Rücksicht darauf, ob der Aufzunehmende Inländer oder Ausländer sey, noch zu welcher christlichen Confession er sich bekenne.

Umgekehrt setzt nicht immer der Betrieb eines Erwerbsgeschäftes das Bürgerrecht voraus, was besonders beym Handel und bey Fabriken eintritt. Das Gesetz wollte nämlich jedem Besitzer von Kapital die Gelegenheit eröffnen, sein Geld zu solchen nützlichen Unternehmungen zu verwenden, in welchen Verhältnissen er auch sonst stehen möge. Dieses Recht ist gegen ein gewisses der Stadt zu leistendes Contingent ausdrücklich dem Adel, den dem Adel gleichstehenden Personen (adelns vederlikar) und jenen Beamten zuerkannt, welche im wirklichen Dienste sind. Ferner haben auch die Wittwen verstorbener Bürger das Recht, das Gewerbe fortzusetzen, welches der Mann betrieben hatte; eben so dürfen verabschiedete oder aus der Gefangenschaft heimgekehrte Offiziere jedes beliebige Erwerbsgeschäft betreiben, ohne deßhalb das Bürgerrecht nachsuchen zu müssen. —

Das Recht der einzelnen kleineren Corporationen sich über die Aufnahme eines neuen Mitgliedes zu äussern, bezieht sich eigentlich nur auf die von demselben zu bestehende Prüfung. Die definitive Aufnahme hingegen steht der städtischen Obrigkeit, dem Magistrate zu, welcher hiebey allgemeine Umstände, wie Lage des Ortes, Volksmenge, Gelegenheit zu Verdienst in Erwägung zieht und besonders darauf sieht, daß die Pflichten, welche die Stadt gegen die Bürger hat, im Falle zu großen Zudranges nicht zu drückend werden. Der Besitz von liegendem Gute in der Stadt hat nun nicht mehr das Bürgerrecht zur Folge, und das Verhältniß, wornach bloß Bürger Immobilien in der Stadt besitzen konnten, sowie das in Folge hievon zugestandene Einstandsrecht (bördsrätt) hatten allmählig aufgehört. Auch Adel und Kirche errangen sich bald das Recht, ebenfalls Haus und Hof in der Stadt zu haben. Auf solche Weise bildete sich nun der Unterschied zwischen wirklichen Bürgern und Contingentbürgern für die Producenten sowohl als Handeltreibende. Die übrigen Bewohner der Städte, Beamte und Standespersonen rc. sind bloß deren Schutzverwandte, und stehen als solche unter eigner Gerichtsbarkeit nach allgemeinen Gesetzen.

Was die städtische Obrigkeit betrifft, so sind im Laufe der Zeiten mit derselben wichtige Veränderungen vorgefallen. Das Wahlrecht war an die Commune selbst übergegangen, und ein neues Glied in das Stadtregiment eingetreten, welches, aus Mitgliedern der Commune bestehend, dem eigentlichen Magistrate als rathgebende und controllirende Behörde zur Seite stund, und die Namen: Rath der Aeltesten (de äldstes Råd), Stadtbürgerschaftälteste führte, so daß nunmehr die städtische Obrigkeit aus 3 Elementen, dem Magistrate als der eigentlichen Obrigkeit, dem Provinzialhauptmann (Länets höfding) als dem Beamten der Regierung und Vertreter des Staatsinteresses, endlich dem obenbezeichneten Rathe der Aeltesten bestand, welcher über das städtische Interesse gegen möglichen Mißbrauch des Magistrates wachte.

Mit dem Wahlrechte ist eine gänzliche Reform vor sich gegangen. Stimmrecht bei Erwählung der Mitglieder der städtischen Obrigkeit kömmt jedem wirklichen Bürger der Stadt zu, folglich nicht Contingentbürgern, Bürgerswittwen und Fabrikbesitzern ohne Bürgerrecht; bei der Wahl abwesende Bürger haben keine Stimme. Der Werth der Stimmen richtet sich nach dem steuerbaren Vermögen des Wählers (taxeringslängd), so daß eigentlich dem Vermögen, repräsentirt durch seinen Besitzer, das Wahlrecht zusteht. Neben der Bürgerschaft ist auch der Magistrat stimmfähig in der Art, daß die Wahlstimme eines Bürgermeisters gleich der des höchstbesteuerten Bürgers, die eines Rathsmannes die Hälfte davon gilt, wenn ihnen nicht vermöge ihres stimmbaren Vermögens eine gewichtigere Stimme zusteht. Was die Wählbarkeit betrifft, so sind mit derselben mannigfaltige Veränderungen eingetreten. So können jetzt nicht nur Bürger, sondern auch andere, selbst Auswärtige gewählt werden; dieses gilt wenigstens in so ferne, als es sich um die Wahl der Bürgermeister handelt; die Rathsmänner hingegen müssen als die eigentlichen Vertreter der Gemeinde aus der Bürgerschaft gewählt werden. Uebrigens muß der zu Wählende sich zur christlichen Religion bekennen, und in Folge der Standesvertretung zum bürgerlichen Stande gehören. Verwandschaft mit einem Mitgliede des Magistrates kann Hinderniß der Wählbarkeit werden. Die Wahlmethode ist auch verschieden nach Verschiedenheit der Magistratstellen, welche durch Wahl zu besetzen sind. Ist ein Bürgermeister zu wählen, so sollen 3 Candida-

ten gewählt, und nach der Reihenfolge der Wahl dem Könige vorgeschlagen werden, welcher einen aus ihnen ernennt. Bei den übrigen Magistratsstellen bedarf es ausser der Wahl keiner besondern Ernennung. Die Einsetzung in das Amt geschieht durch den Provinzialhauptmann. Die niederen Beamten werden unmittelbar vom Magistrate aufgenommen. Die jährlichen Wahlen haben aufgehört, und jede Magistratsperson behält ihr Amt lebenslänglich. Die Zahl der Magistratsmitglieder ist nicht überall dieselbe; in Finnland hat deren keine Stadt über acht. Der Rath der Aeltesten besteht in großen Städten aus 96, in kleineren aus 48 Personen. Sie werden in doppelter Anzahl von der Bürgerschaft dem Magistrate vorgeschlagen, und aus ihnen die Hälfte durch den Magistrat ausgewählt. Von den Gewählten muß die eine Hälfte dem Handelsstande, die andere den Gewerbetreibenden angehören, und zur Wahrung der Interessen der einzelnen kleinen Corporationen werden vorzugsweise die Vorsteher derselben (åldermännen) in diesen Rath gewählt. Die Wahlform hat sich in neuester Zeit geändert, indem nunmehr die Wahl der Aeltesten unmittelbar durch die Bürgerschaft, vor dem Magistrate vorgenommen wird. Das Verhältniß dieses Rathes zum Magistrate ist ein coordinirtes in der Art, daß beide gemeinsam berathen, die Vollziehung hingegen dem Magistrate zusteht. Das Organ der öffentlichen Gewalt und der Repräsentant des moralischen Interesses ist der vom Regenten über die Provinz (län), in welcher die Stadt gelegen ist, gestellte Landeshauptmann. Er ist an die Stelle des Vogtes in der alten Verfassung getreten, hat jedoch das Recht der Einwirkung auf die Wahl verloren, so wie das Recht als Richter im Stadtgerichte zu sitzen. Bei Berathungen über Polizeigegenstände jedoch hat er auch jetzt noch Sitz und Stimme. Uebrigens ist der Magistrat noch immer als die eigentliche und nächste Obrigkeit der Stadt zu den 3 Hauptfunktionen, welche in dem Begriffe Regierung liegen, berechtigt, von denen die gesetzgebende Gewalt freilich nur in den Schranken des bestehenden Rechtszustandes sich bewegen darf. Die richterliche Gewalt kömmt nach wie vor dem Stadtmagistrate zu; das Gericht für Civilrechtsstreitigkeiten und Criminalsachen ist dasselbe, wie in der vorigen Periode, nämlich das Rathstubengericht. Auch besteht noch jetzt in größern Städten ein dem frühern Marktgericht (rätt ute å Torgeno) analoge Gerichtsbehörde unter dem Namen Kammergericht (Kämners rätt), welches eigentlich von dem Rathstubengericht delegirt ist, und aus einem Rathsmann und zwey Beysitzern besteht. Die verschiedenen Zweige der Verwaltung besorgt der Magistrat mit dem Landeshauptmann auf die oben bezeichnete Weise. —

Fast in demselben Verhältnisse, in welchem die Stadt zu dem Staate steht, befinden sich die kleineren Korporationen in der Stadt zu dieser. Auch sie haben als Gesammtheiten selbstständige Vorsteher und Richter, jedoch so, daß die Stadtobrigkeit in diesen niedern Behörden ihre Repräsentanten hat, und zugleich die höhere Instanz bildet. Die Behörden der einzelnen Zünfte (Skråen) bestehen nämlich aus einem Alderman, mehreren Beysitzern, und einer Magistratsperson, welche den Vorsitz führt. Erstere werden aus den Zunftmeistern gewählt. *) Auf gleiche Weise bilden die Fabrikbesitzer eine Corporation, deren Interesse durch das Hallgericht (hallrätt) vertreten wird. Diese Behörde hat die Fabriken gegen Hindernisse und Verlegenheiten zu schützen, welche aus dem veränderlichen Verhältnisse von Nachfrage und Ausgebot zu einander entspringen. Zugleich bildet es die vermittelnde Behörde für alle jene Streitigkeiten, welche zwischen Verlegern, Fabrikanten und Arbeitern entstehen.

Auch die Handeltreibenden können besondere Gilden formieren, welche jedoch unmittelbar unter dem Magistrate ohne eigene Behörde stehen.

Dieß sind nun die kleineren Corporationen, welche in der städtischen Gemeinde bestehen. Als Gesammtheiten sind sie im Genusse einer selbstgewählten Obrigkeit, welche jedoch einer höhern untergeordnet ist und einen Vertreter der letztern in sich faßt. Eine Magistratsperson sitzt in dem Handwerks- und Hallgerichte als Vertreter der nächst höhern Korporation, nämlich der Stadt und ihres Interesses. Der Landeshauptmann hat Sitz und Stimme in dem städtischen Magistrate, um die wieder höhere Korporation, den Staat, zu vertreten, und sein Interesse zu wahren. Auf diese Weise ist ein organisches Band geschlungen, welches unser eine freie Bewegung hemmende Curatelwesen an Zweckdienlichkeit bey weitem hinter sich lassen möchte.

Fr. P. A—r.

---

*) Bemerkenswerth ist, daß es in der nordischen Gewerbsgesetzgebung eine Periode gibt, in welcher vollkommene Gewerbsfreyheit (Freymeisterschaft genannt) bestund. Nach Verordnung vom 26. May 1716 genügte nämlich, um sich in der Stadt niederzulassen und ein Handwerk zu treiben, die bloße Anmeldung vor dem Magistrate. Allein dieses Verhältniß entsprach durchaus nicht, vielmehr wurde es schon im Jahre 1730 wieder aufgehoben.

Die Unmöglichkeit, Dampfwagen auf gewöhnlichen Strassen mit Vortheil als allgemeines Transportmittel einzuführen, und die Ungereimtheit aller Projekte, die Eisenbahnen dadurch entbehrlich zu machen. Nach bisherigen Erfahrungen durch wissenschaftliche Beleuchtung dargestellt von Joseph Ritter von Baader, Ritter des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone, k. bayer. Oberst-Bergrath, der k. Akademie der Wissenschaften in München ordentlichen, und verschiedener auswärtiger gelehrten Gesellschaften correspondirenden Mitgliede. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1835. 8.

Der als Veteran in den Bestrebungen zur Begründung eines neuen rationellen Systems der fortschaffenden Mechanik rühmlichst bekannte Herr Verfasser, welcher die allgemeine Anwendbarkeit verbesserter Eisenbahnen zuerst erkannt, und dieselben als das vortheilhafteste innere Communikationsmittel aller kultivirten Länder schon zu einer Zeit öffentlich empfohlen und vertheidigt hat, da man noch den Gebrauch derselben selbst in England nur auf sehr kurze Strecken, für den Transport von Steinkohlen von einer Grube zum nächsten Schmelzwerke, oder zum nächsten Canale, beschränkt hielt, hat durch diese Denkschrift ein neues Verdienst um die Wissenschaft und um das deutsche Vaterland sich erworben, indem er mit seiner gewohnten Gründlichkeit und Freymüthigkeit den seit Kurzem auch in Deutschland sich verbreitenden Wahn, als könnten durch Dampfwagenfahrt auf gewöhnlichen Strassen die Eisenbahnen entbehrlich gemacht werden, in seiner ganzen Blösse dargestellt, und somit alle Regierungen, Gesellschaften und Capitalisten, welche durch die neuen glänzenden Berichte von gelungenen Chaussee-Dampfwagen zu Unternehmungen dieser Art verleitet werden könnten, vor Nachtheil und Schande gewarnt hat. Hr. v. Baader beweiset durch eine auf die zuverlässigsten Angaben und Erfahrung gegründete, vergleichende Berechnung, daß, statt einer zu erwartenden Ersparung, die Anordnung und beständige Unterhaltung eines regelmäßigen Chaussee-Dampfwagen-Dienstes für einen bedeutenden Verkehr zwischen zweyen gegebenen Punkten einen ungleich größeren Aufwand erfordern würde, als die Anlage und Unterhaltung der kostbarsten und mit der größten Verschwendung ausgeführten Eisenbahn, und daß dabey die bekannten Vortheile der letztern in Bezug auf die Leichtigkeit und Schnelligkeit des Transports doch kaum zur Hälfte erreicht würden. Er zeigt, wie gefährlich auf unsern gewöhnlichen Landstrassen eine bedeutend schnelle Fahrt solcher Dampfwagen, sowohl für die daraufsitzenden Personen, als für die übrigen Fuhrwerke und Reisenden auf derselben Strasse seyn müsse, und wie überhaupt diese Maschinen nur als unterhaltende und kuriose mechanische Spielwerke zur Belustigung neugieriger Volksmengen dienen, oder höchstens auf kurzen, in dem allerbesten Stande erhaltenen, von keinem andern Wagen befahrenen Strecken in Gegenden, wo man die Kosten des Brennmaterials und der häufigen Reparationen nicht achtet, zum leichtesten Transporte einigermassen benützt werden können, für den Transport von schweren Gütern und Waaren aber durchaus unbrauchbar seyen. Er zieht endlich hieraus den Schluß:

1) „daß die Anwendung von Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstrassen, wie immer auch ihre Construction noch verbessert werden mag, mit ökonomischem Vortheil nie als allgemeines Transportmittel, statt der gegenwärtig mit Pferden bespannten Fuhrwerke, weder für Reisende noch für Waaren, eingeführt werden kann;“
2) „daß das Projekt, durch solche Dampfwagen die Eisenbahnen entbehrlich zu machen oder zu verdrängen, mit der gelindesten Benennung, eine technisch-ökonomische Ungereimtheit ist.“

Hr. v. Baader macht aber zugleich auf die vielen und grossen Mängel, Nachtheile und Gefahren der gegenwärtig in England eingeführten Bauart von Eisenbahnen und fortschaffenden Maschinen aufmerksam, und zeigt, daß diese Bauart bey ähnlichen Unternehmungen in Deutschland, wenn diese ihrem Zwecke ganz entsprechen, und im ökonomischen oder finanziellen Sinne gelingen sollen, durchaus nicht zum Vorbilde gewählt werden dürfe, sondern daß man dabey auf eine ganz verschiedene, vollkommnere, sichere, vor Allem wohlfeilere und dauerhaftere Construction Bedacht nehmen müsse. Er wiederholt bey dieser Gelegenheit sein Anerbieten, einen von ihm ausgedachten neuen und verbesserten Plan — die reife Frucht von fünfundzwanzigjährigem Nachdenken — bekannt zu machen, und die Vortheile desselben durch einen entscheidenden Versuch auf seine eigene Gefahr und Verantwortlichkeit öffentlich zu beweisen, sobald ihm vorläufig die Vergütung der hierauf ergebenden Kosten, und, im Falle eines befriedigenden Resultates, eine angemessene und billige Entschädigung für seine langjährigen Bemühungen und für die Bekanntmachung und Mittheilung seiner Erfindungen zugesichert seyn wird.

Da bey den vielen und wichtigen Anlagen von Eisenbahnen mit deren Entwürfen man gegenwärtig auf dem Festlande von Europa sich beschäftigt, es um Nichts Geringeres sich handelt als um die zweckmäßigste Anwendung, um den Verlust oder die Ersparung von Mil-

lionen, so scheint die Annahme eines so patriotischen und Vertrauen einflößenden Anerbietens, und die baldmöglichste Veranstaltung eines solchen Versuches im Interesse aller bey diesen Unternehmungen betheiligten Regierungen geboten zu seyn; und wir müssen selbst zur Ehre derselben wünschen, daß ihnen nicht vielleicht zu spät der Vorwurf möchte gemacht werden können, daß sie eine so wichtige gemeinnützliche vaterländische Erfindung, welche in's Leben zu rufen so leicht in ihrer Macht stand, mit dem Erfinder zu Grabe gehen liessen!

Zur Unterstützung dieses unsers Wunsches sey es uns erlaubt, die eigenen Worte des Hrn. Verfassers, mit welchen er seine Abhandlung schließt, hier anzuführen:

Ich füge zum Schlusse noch hinzu, daß, nach meiner Ueberzeugung, die größte technisch-ökonomische und staatswirthschaftliche Aufgabe unsers Jahrhunderts: den Ackerbau, den Gewerbfleiß und Handel durch die möglichste Erleichterung und Beschleunigung des innern Verkehrs, somit den National-Wohlstand aller Länder auf die höchste Stufe von Vollkommenheit zu bringen, alle Völker durch Beförderung ihrer gemeinschaftlichen Interessen und Verkürzung der Entfernungen einander näher zu bringen, der Noth und Theuerung aller Lebensmittel überall vorzubeugen, und das drohende Gespenst der Unruhe und Unzufriedenheit der Proletaren durch Verbesserung ihres materiellen Zustandes am Sichersten zu beschwören, nur durch die möglichste Vervollkommnung der Eisenbahnen, ihrer Fuhrwerke und Maschinen, das heißt: durch die Entfernung der vielen und bedeutenden Mängel und Nachtheile gelöset werden kann, welche dieser höchst wichtigen, aber noch in ihrer Kindheit befangenen, Erfindung in ihrem gegenwärtigen Zustande noch ankleben, und welche ich bey mehreren Gelegenheiten schon aufgedeckt und bezeichnet habe.

Hiezu ist aber vor allen Dingen nöthig, daß man, wenigstens in Deutschland, endlich einmal den Muth habe, von der bis jetzt allgemein herrschenden, gleichsam religiösen, Verehrung und Bewunderung der englischen Bauart von Eisenbahnen und Maschinen sich los zu machen, und, statt einer sklavischen Nachahmung derselben, den Weg zu einer wesentlich verschiedenen und ganz neuen Construktion einzuschlagen, mittelst welcher alle bekannten Vortheile jener Bauart, ohne die damit verknüpften Gebrechen, Unbequemlichkeiten und Gefahren, mit einem ungleich geringeren Aufwande von Bewegungskräften, von Anlags- und Unterhaltungskosten, in einem noch vollkommneren Grade, und mit größerer Sicherheit erreicht werden können. *)

Mit dieser eben so schweren als wichtigen, doch keineswegs unmöglichen, Aufgabe habe ich seit einem Viertel Jahrhunderte mich fortwährend beschäftigt, und ich glaube mir schmeicheln zu dürfen, daß es mir gelungen ist, die befriedigendste Lösung derselben durch verschiedene miteinander in Verbindung gesetzte neue, und bis jetzt noch nicht bekannte Erfindungen um einen merklichen Schritt vorgerückt zu haben.

Möge mir die Mittheilung dieser meiner Erfindungen, und ihre Anwendung in unserm deutschen Vaterlande durch die Umtriebe kleinlicher Eifersucht und persönlicher Gehäßigkeit oder Vorurtheile nicht länger erschwert oder unmöglich gemacht werden! und möge es mir am Abende meines Lebens noch vergönnt seyn, die Früchte so vieljähriger Bemühungen durch freundlich patriotische Mitwirkung anderer gründlicher und unbefangener Sachverständiger, und durch eine eben so weise und wohlberechnete, als großmüthige Aufmunterung und Unterstützung von Seite aller in dieser großen und allgemeinen National-Angelegenheit betheiligten Regierun-

*) Eine der gediegensten englischen Zeitschriften: The Edinburgh Review or critical journal, enthält in ihrer letzten Quartallieferung vom Monat Oktober 1834 (welche ich so eben, da der letzte Bogen meiner gegenwärtigen Schrift unter die Presse kommt, erhalten habe) S. S. 94 — 124, unter der Aufschrift: „Improvements in Inland transport — Railways." einen sehr interessanten Aufsatz, worin mehrere der von mir schon lange angezeigten Mängel und Nachtheile der zwischen Manchester und Liverpool angenommenen Bauart von Eisenbahnen, in's Besondere der schlechte Zustand der Bahn selbst, die immer häufiger werdenden Beschädigungen und Brüche an den eisernen Schienen und ihren Unterlagen, und die hiedurch von Tag zu Tag sich vermehrenden Unterhaltungskosten scharf gerügt werden. Der ungenannte Referent sagt S. 117 wörtlich: „Keinem, der diese Eisenbahn neuerlichst bereiset hat, kann es entgangen seyn, in welch großem Maße das Schütteln und Schwingen der Wagen (the rocking and Swinging of the carriages) von einer Seite zur andern zugenommen hat. Wir sind von der Unmöglichkeit dieses Uebel unter den gegenwärtigen Umständen ganz zu beseitigen, völlig überzeugt; aber es ist dieß zu einem Grade gestiegen, welcher nothwendiger Weise den Wagen und der Bahn gleich nachtheilig werden muß," u. s. w. Aus diesen Bemerkungen eines englischen Sachverständigen, welche mit jenen des kurhessischen Oberbergraths Hrn. Henschel vollkommen übereinstimmen, geht offenbar hervor, daß, abgesehen von der schon früher bekannten, ungeheuer schnellen Zerstörung aller fortschaffenden Maschinen, diese weltberühmte Eisenbahn selbst in ihren wesentlichsten Bestandtheilen am Ende des vierten Jahres ihres Betriebes schon so abgenützt und ruinirt ist, daß man wahrscheinlicher Weise bald genöthigt seyn wird, das ganze Werk vom Grund aus neu wieder herzustellen! —

gen, Behörden und Vereine zu einer erfreulichen Reife und segenvollen Ernte gedeihen zu sehen! —

R.....

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Teutschen von Franz Bopp. Erste Abtheilung, enthaltend die Lautlehre, Wurzel-Vergleichung und Casus-Bildung. Berlin, in der Druckerei der k. Akademie der Wissenschaften. 1833. 4. pp. XVIII. u. 288.

Erster Artikel.

Wenn auch die neueste Zeit nicht selten mit Sprachvergleichenden Werken theils grammatikalischer, theils etymologischer und welcher andern Art immer hervorgetreten ist, so werden doch gewiß selbst fast alle Verfasser jener Werke dem vorbezeichneten, welchem wir hier einige Zeilen zu widmen uns vorgesetzt haben, den Vorrang einräumen müssen, indem gewiß keiner umhin kann einzugestehen, wie eben durch die tiefe, gründliche, weitläuftige Vergleichung von sieben der hauptsächlichsten Sprachen des sogenannten Indo-germanischen Stammes die innere (geistige) Verwandtschaft überzeugender dargethan wird, als durch bloße Zusammenstellung einzelner (oft scheinbar) gleichlautender Relations-Endungen, oder durch Aufzählung gleicher Wörter in denselben oder auch durch gezwängte Ableitung einzeln in einer Sprache vorkommender Wörter von andern in vielfacher Gestalt sich zeigenden anderer Sprachen u. s. w. Jeder muß eingestehen, wie dieses, längst heiß gewünschte Werk außer daß es den anerkannten über seine Zeit fortgehenden Forschungen des Verfassers eine neue Krone aufsetzt, ein denkwürdiges Zeichen der rasch voreilenden heutigen Zeit ist, und endlich einmal allgemein jedem Philologen eine verständige, wahre (nicht spielende) Einsicht in den Zusammenhang und zwar geistigen des Sprachstammes gewährt, zu welchem auch unsere Sprache gehört. Und um so mehr wird diese vergleichende Grammatik des ersten Indo-Germanologen diesen Zweck erreichen und zugleich die Studien auf dem weiten Felde der Sprachen fördern helfen, als dieselbe weder einem engen Pedantismus vergangener Zeiten huldigt, noch zwar geistreichen (aber gehaltlosen, spielenden) Sprach-Phantasieen sich hingibt, vielmehr das vorgesteckte Gebiet mit einem ruhigen geistvollen Auge betrachtend uns von eben diesen Betrachtungen genauen Bericht ertheilt.

Den Kreis bezeichnet der Verfasser im Beginne der Vorrede, wenn er sagt: „Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung der physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen. Nur das Geheimniß der Wurzeln oder des Beweggrundes der Uebergriffe lassen wir unangetastet.“ Und diesen Kreis hat der gelehrte Verfasser in Bezug auf die genannten Sprachen zur Genüge im Auge gehabt, wo wir nur noch erinnern möchten, daß es der Sprachwelt gewiß zugleich ein sehr willkommenes Geschenk gewesen wäre, wenn außer jenen sieben Sprachen wenigstens im Allgemeinen ein Verhältniß der Slavischen Sprachen in ihrem Organismus beygefügt wäre, wodurch dann vielleicht auch sprachlich dieser physikalische Uebergang Asiens zu Europa dargethan worden wäre, zumal die Sprachen selbst so sehr viel darbieten.

In der Vorrede berührt der Verf., wie erst das Sanskrit den Schlüssel zum Aufschluß des Lateinischen, Griechischen und Germanischen dargereicht hätte, welchem wir recht gern beypflichten, nur uns noch erlauben beyzufügen, daß wir uns freuen, daß dieser Schlüssel einem Manne, wie dem hochverehrten Verfasser anvertraut war, damit wir in jeden geheimen Gang des Sprachorganismus eingeführt und zur Erkennung desselben geleitet würden. Was p. V. kurz angeführt wird über ein Verhältniß oder den verschiedenen Charakter der Semitischen Sprachen, können wir in der Art nicht billigen und behalten uns vor bey dem zweyten Abschnitt (über die Wurzeln) etwas Näheres anzuführen. Wie nun die Lateinische Sprache und die Griechische, nicht minder die Teutsche durch das Studium des Sanskrit an sich erkenntlicher und verständlicher als Sprachen wurden und eben so unter einander; auf gleiche Weise hat bereits schon die Sprache der heiligen Bücher der Perser manches Dunkel und Dunkelhell, welches noch geblieben war, von den Indogermanischen Sprachen [1]) verscheucht und wird es, wenn wir einmal noch tiefer in diese Zend- (Send-) Sprache gedrungen, noch immer mehr thun, und mit dieser Hoffnung dürfen wir

---

1) Es ist hier nicht der Ort darzuthun, wie die Send-Sprache nicht allein als eine Schwester-Sprache (nicht Dialekt) des Sanskrit anzusehen, sondern in seiner wahren Gestalt (wie sie uns die Manuskripte angeben, ist es ein halber Wirrwarr, indem ja dieselben Worte in ihrer selben Bedeutung und Relation auf derselben Seite auf verschiedene Art geschrieben werden, ja anders formig sich vorfinden; welchen Wust erst eine noch genauere Kenntniß der Grammatik und die Vergleichung mehrer Texte entfernen wird) eine frühere geborne mit Recht und Fug zu nennen ist. Vielleicht haben wir Gelegenheit im Verlauf dieser Recension wieder darauf zurückzukommen und es in einigen Punkten zu zeigen.

uns um so mehr schmeicheln, als wir jetzt schon namentlich durch Herrn Bopp so viele Aufkläungen erhalten haben, da demselben doch außer den freundschaftlichen Mittheilungen von ein Paar Gelehrten, die sich mit demselben beschäftigten, nichts weiter zum Studium übrig blieb, als die schlechte Unterstützung der Zend-Avesta von Anquetil und die zum Theil noch edirten Texte der Vendidad-Sadé von E. Burnouf und Olshausen. Es blieb unserm Verfasser fast allein zu suchen übrig, eine Grammatik in diesen Texten; also war es ein Schwierigeres, als ihm bey der neuen Formung einer Grammatik der Sanskrit-Sprache oblag [2]) und doch hat er und zwar nach tiefer Erkennung und Erfassung des Indischen fast einzig nur aus der Vergleichung mit diesem die neue Grammatik des Send schon fast ganz vollständig aufgefunden; sie zum Theil auch schon in Recensionen, seiner Lateinischen Ausgabe der Sanskrit-Grammatik der gelehrten Welt mitgetheilt, aber das auch nur Stückweise, wie es der Gegenstand gerade erlaubte. In Vorliegendem erhalten wir jedoch etwas Vollständiges und zwar hin und wieder auch das frühere Ungewisse Bestimmende oder Umändernde, wo zugleich dann alle übrigen besprochenen Sprachen innigen Theil nehmen. Ein Gleiches in Bezug auf Vollständigkeit und Allgemeinheit müssen wir auch vom Lateinischen, Griechischen, Teutschen, Litthauischen u. s. w. sagen, indem auch diese Sprachen vom Verfasser nur vereinzelt mehr, gelegenheitlich oder doch nicht so in ihrem Allen berührt sind und noch dazu bekommen wir sie nach dem neuesten Standpunkte des berühmten Indologen zu Gesicht, wo es uns besonders erfreut hat, genau den Grund der Aenderungen einiger Behauptungen früherer Zeit angegeben zu finden.

In dieser ersten Abtheilung finden wir

1) die Lautlehre,
2) Wurzel-Vergleichung,
3) Casus-Bildung

und zwar ist letztere Nummer noch nicht ganz durchgeführt, so daß in der hoffentlich bald erscheinenden zweyten Abtheilung hiemit fortgefahren wird. Sie wird beginnen mit der Zusammenstellung der Germanischen Deklination, dann die Adjektive in ihrer Geschlechts- und Steigerungs-Bildung und die Pronomina abhandeln. Den größten Theil dieser Abtheilung wird aber das Verbum einnehmen. Der Wortbildung und Wortvergleichung denkt der Verfasser ein besonderes aber sich an dieses anreihende Werk zu widmen, zu welchem wir uns wie gewiß alle an dem Sprachstudium Theilnehmende schon im Voraus freuen.

Nach dieser einleitenden Betrachtung der vergleichenden Grammatik der 7 Hauptsprachen des Indo-Germanischen Stammes gehen wir nun zu dem Einzelnen über und zwar wollen wie dem Verfasser in seinem Abschnitte folgen. Nur müssen wir bedauern, daß eben der Raum dieser Blätter es nicht erlaubt, uns so weitläufig über dieß unserer Zeit würdige Sprachwerk im Einzelnen aussprechen zu können, so daß wir uns mehrentheils nur auf Angabe einzelner Punkte, welche unserer Ansicht nicht ganz entsprechend zu seyn scheinen oder zu dunkel dargestellt sind, beschränken, ohne die Fülle von geistvoller Sprachgelehrsamkeit nur in einer eben genügenden Uebersicht wiedergeben zu können. Es muß uns daher schon genügen, nur eben aufmerksam zu machen auf das Werk, das der größten Beachtung schon wegen des Namens seines Verfassers verdient, welcher seit der Herausgabe seines ersten grammatischen Werkes [3]) in diesem Felde dem Sprachstudium eine neue, heilsame, fördernde Richtung gegeben hat und sie selbst noch immer gibt, indem er mit dem glücklichsten Erfolge die neue Bahn mit dem Lichte seines Geistes bevorleuchtet.

Die erste Abtheilung, welche das Schrift- und Laut-System genannter Sprachen auf 103 Quartseiten abhandelt, läßt sich zuerst in eine Behandlung des Sanskritischen, dann des Sendischen und endlich des Gothischen und des Teutschen verschiedener Zeitalter ein, enthält sich aber besonders zu besprechen das Laut-System des Lateinischen, Griechischen und Litthauischen, ohne jedoch in der Besprechung der übrigen Zungen sich bestimmt auf das Gebiet derselben zu beschränken und namentlich der Lateinischen und Griechischen Sprache gar nicht zu erwähnen. In Bezug dieses letzteren en passant-Besprechens müssen wir offen gestehen, daß es uns Leid thut, von unserm tiefen, gründlichen Sprachgelehrten die zwey alten klassisch-genannten Sprachen fast stiefväterlich behandelt zu sehen, daß unsern Philologen doch wahrlich Noth thäte, durch eine tiefere Vergleichung auch hierin einmal mit ihren Sprachen ins Reine zu kommen, und da gerade das Urtheil einer anerkannten Auctorität ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen würde. Wenigstens würde hiedurch ein (doch einmal nöthiger) Schritt zur richtigen Aussprache des Altgriechischen, so wie des Lateinischen gethan worden seyn und wir natürlich auch einer baldigern Schlichtung des Streites eines Erasmus und Reuchlin auf eine nicht einseitige Weise uns näher sehen. Und obendrein scheint die Besprechung dieses Punktes doch so natürlich und nothwendig in einer vergleichenden Grammatik von sieben Indogermanischen Sprachen, unter denen die des alten Hellas und des alten Rom doch gewiß nicht den letzten Platz einnehmen.

---

2) Wer sollte selbst als Unkenner des Indischen bey der ersten Lesung des Anquetil nicht schon das Unbestimmte, Schwankende, Verwechselnde u. dgl., erkannt haben!

3) Franz Bopp über das Conjugations-System der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der Griechischen, Lateinischen, Persischen und Germanischen herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windischmann. Frankfurt am Mayn. 1816.

Bey der Anführung der Indischen Difthonge spricht B. mit Recht von zwey Arten, nämlich 1) von solchen, welche durch wahre Zusammenschmelzung zweyer Vokale entstanden einen Einlaut bilden, und 2) von solchen, welche ihre einzelnen Elemente noch vernehmlich hören lassen. Zugleich heißt es Seite 3, daß es dem Altindischen Alphabet an einer Bezeichnung des Griechischen ε und ο gefehlt und daß sie, im Fall sie im Sanskrit zu einer Zeit seiner Lebensperiode vorkamen, doch erst nach der Festsetzung der Schrift sich aus dem kurzen α entwickelt haben können. „Hiebey ist es wichtig zu berücksichtigen (fährt der Verf. fort), daß auch in dem ältesten Germanischen Dialekt, nämlich dem Gothischen, die Laute des kurzen e und o fehlen und daß unseren Teutschen kurzen e im Gothischen entweder a. i oder u gegenüberstehen."

Wenn wir diese Zeilen und dazu noch eine Anmerkung derselben Seite: „Vergl. Grimm S. 594, dem ich in dieser Beziehung vollkommen beystimme, indem ich eine entgegengesetzte im Jahre 1819 in den Annals of Oriental lit. [4]) ausgesprochene Meinung längst aufgegeben habe", durchlesen und versteht sich, die in J. Grimms Grammatik der Teutschen Sprache bezügliche Stelle kennen, so können wir der Sache als Faktum nur beystimmen, müssen jedoch hinzufügen, daß wir fürs Erste gewünscht hätten, daß B. sich nicht des Ausdruckes f e h l t, welches doch offenbar einen Mangel ausdrückt, bedient hätte, und dann mit ein Paar Worten weitläuftiger als Grimm erklärt, warum im Indischen jene Bezeichnung und die Sache der Bezeichnung nicht vorhanden gewesen. Der berühmte Norddeutsche Grammatiker sagt an genanntem Orte nämlich kurz, daß es ursprünglich nur drey kurze Vokale (a, i, u) gäbe, wie ja im Griechischen α, ι, υ abgeschlossen für sich stehen und kein Verlängerungszeichen neben sich haben, während die spätern ε, ο und η, ω geschieden sind und selbst auch im Semitischen Alef, Waw und Jod den von der allmäligen Aussprache zugefügten e und o-Laut mit auszudrücken haben. Nur scheint es mir passend, daß bey der einmaligen (und zwar nach unserer Ansicht richtigen) Auffassung von drey Urvokalen und bey der Annahme, daß sich die übrigen Diphthongenmäßig (als Zwischenlaute jener) aus jenen entwickelt haben, darauf aufmerksam gemacht wird, wie gerade im Indischen klassisch, kraftvoll diese entwickelten Vokale als Längen sich erhalten und nicht, wie in andern Sprachen zur Erschlaffung herabgesunken sind, wie solches z. B. in so vielen neuern Europäischen Sprachen im Extreme der Fall ist, und zum Theil auch im Altgriechischen und Lateinischen Statt fand; es mußte ferner in Bezug aufs Griechische nothwendiger Weise angeführt werden, daß ungeachtet eines Herabsinkens [5]) dieser Vokalwerthe, so daß sie schon durch ein besonders einfaches Zeichen bezeichnet wurden, dennoch auf eine schöne Weise der Uebergang zu erkennen und manche alte Bildungen der Zwischenvokale, wie e und o zu nennen sind, noch deutlich vorhanden sind. Ich will hier nämlich die Diphthongen αι [6]) und αυ vorzüglich genannt wissen; von denen ersterer unter andern als Schluß eines Wortes zu einer wahrhaften Kürze herabgesunken ist (Vergl. λιάπισθαι, μοῦσαι).

(Fortsetzung folgt.)

4) Ther is only one defect of wich we may accuse the sanscrit alphabet, namely that the short a, the short italiane and o are not distinguished from one an other. For J cannot believe, that in the language of the Brahmans, whencit was a vernacular tongue the akára had always the power of a short a and that the sounds of e and a never ocrurred in it; J rather think that the sign used for the short a was put also to express a short e and o.

5) Ich hoffe, daß Keiner mir diesen Ausdruck „Herabsinken," welcher die Sache eigentlich bezeichnet, verargen wird, indem diese neuen Vokale eben wegen ihrer Natur länger sind als z. B. eine Aussprache von α und dann an manchen Stellen, wo sie vorkommen, eine abgefallene Form nicht zu verkennen ist, z. B. in der dritten Person der Imperfekte und Aoriste, wo bey folgendem Vokal die Pronominal (und nicht todte) Endung ν wieder hinzutritt. Wenn man entgegnen sollte, daß eine solche Vermehrung der Nüancen der Vokale eine größere Vollkommenheit sey, so widerlegt sich dieß von selbst, wenn diese Vollkommnung auf Kosten innerer Kraft und Deutlichkeit geschieht. Eine andere Art e, um es so zu nennen, ist der nothwendige Nichtlaut bey Aussprache zweyer hintereinander folgenden Consonanten, den die Hebräer durch ihr Schwa (ְ) bezeichnen; ein ähnliches nothwendiges e möchte ich wenigstens eines von den Sendischen genannt wissen.

6) Aus einer tiefen, genauen Untersuchung würde ich auf eine schöne Weise endlich die Aussprache des αι herstellen, welches gewiß in manchen Fällen, wenn nicht in allen, wie die Zusammenstellung derselben Buchstaben im Gothischen, Französischen. Und sehen wir nicht das αι der Griechen im Lateinischen fast immer zu ae werden? Das αι in allen Fällen wie e zu sprechen sey, nur vielleicht zuweilen leichter (kürzer), zuweilen schwerer (länger), dafür spricht das Vorkommen von αϊ, wo also durch Zeichen die Aussprachtrennung angegeben wird; ferner ist der Umstand auch darauf hindeutend, daß bey einem langen α das Jota nicht neben, sondern untergeschrieben wird, welches anfangs ein Zeichen seyn sollte, daß bey der Aussprache α das Uebergewicht habe und ι nur etwas nachtönen sollte. Daß ι für Mund und Ohr in solchen Fällen eigentlich verloren gegangen, ist ein Sinken der Sprache. Von den Semitischen Sprachen will ich in dieser Beziehung aus dem Hebräischen ein einziges einleuchtendes Beyspiel anführen, wo man, wie im Griechischen von einem jota subscriptum von einem dergleichen postscriptum sprechen kann. Ich meine hier nämlich die verbindende Form (status constructus) der Substantive in genere duali, wo wir aus ajim ê (aj) werden sehen.

Nr. XVI. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 23. April 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 33.

Inhalt.

Mineralogische Literatur.

Handbuch der Rechnenden Krystallonomie von A. T. Kupffer, Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. St. Petersburg, 1831. Gr. Quart, 591 Seiten. 14 Kupfertafeln.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, welches auf Verfügung der kaiserlichen Akademie zu Petersburg gedruckt ist, hat sich bereits durch mehrere krystallographische Arbeiten ausgezeichnet und theilweise die schwierigsten Gegenstände und Analysen der Krystallographie in seine Forschungen aufgenommen. Bekannt ist unter andern von ihm die von der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift über das Messen der Krystallwinkel. Mehrere Vorarbeiten findet man als einzelne Abhandlungen in Poggendorffs Annalen der Physik.

In einem Vorworte bemerkt der Verfasser, daß er dieses Werk zu Kasan ausgearbeitet habe und daß er deshalb, entfernt von den Mittelpunkten der Literatur, manche der neuern krystallographischen Arbeiten nicht habe benützen können.

Das Werk beginnt mit einer kurzen Entwicklung und Erörterung der für die Krystallographie wichtigsten Sätze aus der Trigonometrie. Zuerst werden die Formeln zur Berechnung ebener Drenecke, dann die zur Berechnung sphärischer Drenecke gegeben und obwohl man dieses Kapitel in jedem mathematischen Lehrbuche findet, so nimmt es doch in dem vorliegendem Werke eine sehr passende Stelle ein. Im Zusammenhange damit wird, möglichst kurz und allgemein, die analytische Geometrie der Ebenen gegeben. Dann folgen einige Erklärungen aus der Stereometrie, welche kurze Definitionen der wichtigsten in der Krystallographie in Betracht kommenden Gestalten enthalten, nämlich der verschiedenen Prismen, des Oktaeders, der Quadrat- und Rhombenpyramiden, der schiefen Pyramiden, des Rhomboeders und Diheraeders. Dieser Einleitung folgt die Lehre von den Krystallen. Der Verfasser unterscheidet eine Krystallonomie im engern Sinne, sich beziehend auf die mathematischen Verhältnisse des Krystallbaues, als eine auf gewisse Fälle beschränkte Anwendung der Geometrie der Ebenen, und eine Krystallonomie im weitern Sinne, begreifend die physischen und chemischen Eigenschaften der Krystalle — eine Mineralogie der Krystalle, und endlich eine dritte Unterabtheilung der Krystallonomie, eine Mechanik der Krystalle, welche die Entwicklung aller Erscheinungen, die sich auf Krystalle beziehen, aus einem einzigen Naturgesetze zum Gegenstande hätte, wovon zur Zeit noch wenig feststeht. Der Verfasser hat sich vorgesetzt, diese drey Abtheilungen nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft zu behandeln, so daß der erste vorliegende Theil von der allgemeinen Krystallographie, der zweyte von der Physik und Chemie der Krystalle handeln soll, mit Anfügung desjenigen, was sich bis jetzt über den theoretischen Zusammenhang der sich daraus ergebenden Erscheinungen entnehmen läßt. Es folgen nun die Erklärungen über Krystall, über die verschiedenen Flächen, Kanten und Ecken, über Abstumpfung, Zuschärfung und Zuspitzung, dann eine Eintheilung der Krystallformen nach der Art der Anordnung ihrer Flächen um die Are her. Es ergeben sich zwey Hauptabtheilungen, nämlich:

1) Mehrere Endflächen, deren immer mehr als zwey sind, machen denselben Winkel unter einander und denselben Winkel mit der Axe. Diese Abtheilung begreift das rhomboedrische und hexagonale und das quadratische System.
2) Die Endflächen, die um die Endspitze her liegen, haben keine gleiche Neigung unter einander. Diese Abtheilung begreift das rhombische, klinorhombische und klinorhomboidische System.

Dabey wird darauf aufmerksam gemacht, wie aus dem Charakter der Prismen, welche die Natur vorzugsweise darbietet, mit Leichtigkeit in den meisten Fällen die verschiedenen Abtheilungen erkannt werden können, und wie aus dem Charakter der Endflächen die letzten Systeme zu unterscheiden sind. Zuletzt kommt das tesserale System, welches übrigens theilweise den Charakter der Hauptabtheilung besitzt. Diese Eintheilung steht in mancher Hinsicht der von andern Krystallographen gegebenen nach. Nach ihr gehören z. B. die Skalenoeder und Dioctaeder in die zweyte Abtheilung, da sie doch Gestalten des rhomboedrischen und quadratischen Systems sind.

Ein besonderes Capitel handelt von dem Gesetz der Symmetrie. Ohne daß dieses wichtige Gesetz eigentlich deutlich ausgesprochen wird, wird angeführt, wie die Anordnung der Flächen und ihre Beschaffenheit im Zusammenhange stehen mit gleichartigen und ungleichartigen Axen und welche Vortheile daraus für die praktische Krystallographie hervorgehen. Wir hätten gewünscht, daß diese Erörterungen, so wie manche der vorhergehenden in einer strengeren methodischen Form gegeben worden wären. Zweckmäßig schließt sich hier die Definition von der Symmetrie der Ebenen an, welche aber auf solide Körper übertragen etwas unklar ist. Es folgt weiter die Entwicklung der verschiedenen Gestalten eines Systems und die Beschreibung des Erscheinens der Combinationen. Dabey wird jede neu zur Sprache kommende Gestalt näher beschrieben, wo übrigens noch manches hätte zweckmäßig beygefügt werden können. Indem der Verfasser kurz darlegt, wie die verschiedenen Formen eines Systems so zusammenhängen, daß sie auf eine primitive Gestalt zurückgeführt werden können, und indem er auf die in der Natur ausgesprochene Beschränkung des Vorkommens dieser Formen hinweist, geht er zur Darstellung der Hauy'schen Theorie über.

Sie wird so kurz wie möglich abgehandelt und daraus, gleichsam auf historischem Wege, das erste Grundgesetz der Krystallbildung entwickelt und festgesetzt. Nun folgt die Weiß'sche Theorie und Methode der Krystall-Bezeichnung und wird gezeigt, wie die Weiß'schen Zeichen in die Hauy'schen übersetzt werden können. Von der Mohs'schen Bezeichnung ist nichts angeführt und nur die Benennungen seiner Krystallsysteme sind mit denen von Hauy und Weiß zusammengestellt. Diesen Darstellungen schließt der Verfasser seine eigene Methode zur Krystallbezeichnung an. Um das Verhältniß zu den vorher abgehandelten Methoden zu erläutern, äußert er sich kurz mit folgenden Worten: „Werfen wir einen Blick auf das Vorhergehende zurück, so finden wir, daß die Hauy'sche, Weiß'sche und Mohs'sche Theorie, wenige Punkte ausgenommen, im Grunde nur in den Darstellungen der Beziehungen, die zwischen den verschiedenen Krystallflächen statt finden, verschieden sind. Hieraus wird zugleich klar, daß die Bezeichnungsart der Flächen ein wesentlicher Gegenstand ihrer Bearbeitungen seyn mußte; denn eine Bezeichnungsart, die mit mathematischer Bestimmtheit die Beziehung einer secundären Fläche zur Grundform gibt, gibt nothwendig zugleich den Gang an, den die Rechnung nehmen soll, wenn man die Winkel der secundären Form aus denen der Grundform berechnen will, und dieser Gang ist nach den verschiedenen Theorien wesentlich verschieden. So legt Hauy immer die Länge gewisser Linien und Richtungen, nach welchen die Decrescenzen geschehen, Weiß hingegen seine rechtwinklichen Axen der Rechnung zum Grunde; beyde sind gezwungen, immer auf diese eigentlich imaginären Dinge, die man nie direkt messen kann, zurückzukommen, und gehen einen indirekten Gang, der sie immer erst auf einem Umweg zum Ziele führt.

Da wir dieses Verfahren ganz verwerfen, und in unsern Formeln immer nur wirklich meßbare Dinge vereinigt wissen wollen, so müssen auch unsere Zeichen mit diesen Dimensionen und Axen nichts zu thun haben und direkt zu den Formeln führen; deren Entwicklung wir den künftigen Abschnitten vorbehalten." Um nun ein Bild von der Methode des Verfassers zu geben, wollen wir einige Beyspiele aus dem rhomboedrischen Systeme anführen. Wenn an einem Rhomboeder die Fläche mit P, die Scheitelkante mit x, die Randkante mit z bezeichnet wird, und Px für die halbe Tangente der Neigung der Rhomboederflächen an der Kante x gesetzt wird, so kann mPx eine Fläche bezeichnen, die ebenfalls durch die Kante x geht und deren Neigung gegen eine durch x und die Axe gelegte Ebene eine m Mal so große Tangente gibt, als die Neigung von P gegen dieselbe Ebene. Diese Flächen gehören einem Skalenoeder an. Ebenso können die Skalenoeder einer andern Art, welche durch Zuschärfung der Randkanten des Rhomboeders entstehen, mit nPz bezeichnet werden, so daß die Tangente der halben Neigung dieser Flächen an der Kante z, n mal so groß ist, als die Tangente der halben Neigung der Fläche P an derselben Kante. Daher ist ∞ Px = der Fläche des nächst stumpferen Rhomboeders und ∞ Pz die Fläche der durch Abstumpfung der Randkanten parallel der Axe entstehenden hexagonalen Säule.

Diese Bezeichnungsart bedarf in vielen Fällen nur einer annähernden Messung des Neigungswinkels der neuen Flächen an einer Kante, auf die man das Zei-

chen beziehen will und wo sie sich finden. So ist z. B. das Zeichen des beym Kalkspath gewöhnlich vorkommenden Skalenoeders, r bey Hauy, in Beziehung auf das Grundrhomboeder, dessen Randkanten es zuschärft, = 3 Pz, weil die Tangente des halben Randkantenwinkels dieser Form, nämlich tang $66^\circ\frac{1}{3}$ sehr nahe 3 mal so groß ist, als die Tangente des halben Randkantenwinkels des Grundrhomboeders, welcher 37° 27'5 mißt.

Man kann immer dem Zeichen diejenige Form zum Grunde legen, welche sich unmittelbar aus der Ansicht des Krystalles ergibt. So findet man häufig an der genannten Varietät des Kalkspaths eine Fläche, welche die kürzeren Scheitelkanten des Skalenoeders r gleichwinklich abstumpft. Diese Fläche ist offenbar ∞ (3Pz) x, wenn das Skalenoeder 3Pz ist und die kürzere Scheitelkante mit x bezeichnet wird, was mit der Fläche des nächst schärfern Rhomboeders, welche auch P — 1 gesetzt werden kann, übereinkommt, wenn man die Fläche unmittelbar auf das Grundrhomboeder bezieht. Wenn die Aenderung der Neigung nicht die Neigung zweyer benachbarten Flächen, sondern die Neigung der Fläche gegen die Axe betrifft, so schreibt man den Exponenten, der das Verhältniß der Tangenten der Axenneigungen ausdrückt, über das Zeichen der Grundrhomboederfläche. So bedeutet P^2 eine Fläche, die eben so wie P liegt, deren Neigung gegen die Axe aber so groß ist, daß ihre Tangente das doppelte der Tangente der Neigung von P gegen die Axe beträgt.

Diese Bezeichnung ist, wie man sieht, sehr einfach und hat vor andern das voraus, daß man sehr leicht aus dem Zeichen abnehmen kann, wo und wie die Flächen einer Gestalt in den Combinationen erscheinen. Dabey bekommt freylich eine Gestalt fast immer ein anders Zeichen, wenn sie in einer andern Combination auftritt, wie eben angeführt wurde. Da es aber nothwendig ist, die Zeichen einer Form auf eine und dieselbe Gestalt aus allen Combinationen zurückzuführen, so muß eine Reduktion der Zeichen statt finden, die sich nicht auf die Grundform beziehen und deshalb scheint diese Bezeichnungsmethode nicht viel einfacher, als die von Mohs oder von Naumann, welche letztere dem Verfasser, wie es scheint, noch unbekannt war, als das Werk erschien.

Was aber den Umstand betrifft, daß diese Zeichen mit den Hauy'schen oder Weiß'schen Dimensionen und Axen nichts gemein haben und die Formeln uns wirklich meßbare Dinge geben sollen, so ist zu bemerken, daß die für die Zeichen nöthigen Tangenten in sehr vielen Fällen mit den Axen zusammenfallen, und auch wo sie nicht zusammenfallen, ist klar, daß sie in Beziehung auf Meßbarkeit ganz in derselben Kathegorie stehen, wie die Axen von Weiß und andern. Deßhalb ist es auch leicht, die Zeichen von Weiß in die des Verfassers zu übertragen und ist z. B. die Rhombenpyramide $\boxed{a : b : c} = R$, so ist $\boxed{a : mb : c} = mRx$, $\boxed{ma : mb : c} = mRz$ u. s. w. Man ersieht auch, daß manche Zeichen mit den Naumann'schen übereinkommen, und öfters nur der Unterschied statt findet, daß bey Naumann eine der Nebenaxen, bey Kupffer aber die Hauptaxe = 1 gesetzt ist. So ist z. B. beym Beryll das Naumann'sche Zeichen für die Pyramide von 98° 4' Randktenw. = 2P, bey Kupffer $D\frac{1}{2}$.

Das zweyte Kapitel handelt von der Berechnung der Winkel, des Volumens und der Oberfläche der Krystalle. Es wird zunächst gezeigt, wie auf sehr einfachem Wege durch die sphärische Trigonometrie Formeln für die Berechnung der Krystalle erhalten werden können, und wie die Quadratoktaeder, Rhomboeder und die verschiedenen Dihexaeder zu berechnen. Da die tesseralen Gestalten, wie die der Quadratpyramide und des Rhomboeders behandelt werden können, wenn man die Gleichartigkeit ihrer Axen dabey berücksichtigt, so sind zur Berechnung derselben keine besondern Formeln entwickelt. Die Winkel sämmtlicher Gestalten dieses Systems sind genau angegeben; einige vorkommende Formen sind dem Verfasser nicht bekannt geworden.

Nachdem so die Gestalten abgehandelt sind, deren Grundformen mit Hülfe eines bekannten Winkels berechnet werden können, geht der Verfasser zu denjenigen über, wo für die Rechnung zwey oder mehrere Stücke gegeben seyn müssen. Für die Rhomben- und Rectangulärpyramiden werden wieder die Formeln aus der sphärischen Trigonometrie berechnet.

Die schiefen Rhombenpyramiden unterscheidet der Verfasser in zwey Arten, nämlich in solche, bey welchen die Tangenten der Neigungen der vorderen und hinteren Endkanten ein einfaches Verhältniß zu einander haben und in solche, wo dieses nicht der Fall ist. Die ersten können auf ein gerades Oktaeder bezogen werden, die letztern aber nicht. Als Beyspiel für die Berechnung der Pyramiden erster Art dient eine Combination des Pyroxens.

Für die Pyramiden zweyter Art wird eine Combination des Orthoklas berechnet, welcher nach den Messungen des Verfassers gegen die Weiß'sche Ansicht nicht auf rechtwinkliche Axen bezogen werden kann.

Dann wird von den schiefen Rhomboidoktaeder gehandelt und eine Combination des Kupfervitriols berechnet. Anhangsweise wird das System des unterschwefelsauren Kalks angeführt, dessen Grundform der Verf. doppelt schiefes Rhombenoktaeder nennt.

Nachdem alle diese Gestalten mittelst der sphärischen Trigonometrie berechnet worden, zeigt der Verfasser im dritten Kapitel, welche Formeln sich auf ähnliche Fälle

aus der analytischen Geometrie der Ebenen ergeben, welche Art der Berechnung auch der vortrefflichen Krystallographie von Naumann zum Grunde gelegt ist.

Ein besonderer Abschnitt ist der für die Krystallographie so wichtigen Theorie der Weiß'schen Zonen gewidmet. In Verbindung damit wird von den Zonen-Axen gehandelt.

Das vierte Kapitel umfaßt Alles, was in Beziehung auf das Messen der Krystallwinkel zu wissen nothwendig. Es handelt von den Beobachtungsfehlern, die aus der Unvollkommenheit unserer Sinne entspringen, und von den Mitteln, sie so viel als möglich aus den Resultaten verschwinden zu machen, von dem Anleg- und Reflexionsgoniometer ꝛc. Dieser Theil ist in der Hauptsache aus der gekrönten Preisschrift des Verfassers entnommen.

Dem Werke sind 14 schöne Kupfertafeln beygegeben und die äußere Ausstattung ist sehr glänzend.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der zweyte Theil dieses Werkes recht bald erscheinen möge, und sind zum Voraus überzeugt, daß er an Gediegenheit und Interesse dem vorligenden gleich kommen wird.

v. Kobell.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde, herausgegeben von Dr. K. C. v. Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Jahrgang 1834. Mit 6 Tafeln.

Wir haben bereits des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift in Nr. XXIII. der bayer. Annalen von 1833 Erwähnung gethan und der Anordnung, welche für die durch den Titel bezeichneten Gegenstände darin befolgt ist. Der vorliegende Jahrgang ist nicht minder reichhaltig als der erste und die gegebenen Auszüge aus französischen und englischen Journalen, so wie die kurze Charakteristik mehrerer selbstständigen Werke namentlich im Gebiete der Geognosie und Geologie werden gewiß jedem Freunde der Wissenschaft willkommen und erfreulich seyn. Die gegebene Uebersicht der neuesten Erscheinungen der mineralogischen Literatur zeigt, daß von allen Seiten an der geognostischen Erforschung unserer Erdrinde lebhaft gearbeitet wird, und daß, was die Hauptsache ist, die Forschung weit mehr auf Sammlung von Thatsachen gerichtet ist, als auf bloße Spekulation und Ausarbeitung geologischer Hypothesen. Das Studium der Versteinerungskunde schreitet um so rascher vorwärts, als jede einzelne Branche dieser Wissenschaft von ausgezeichneten Beobachtern bearbeitet wird. Wir erwähnen hier unter andern vorzüglich der Namen Bronn, v. Münster, Goldfuß, v. Sternberg, v. Buch, Agassiz, Brogniart, v. Meyer, von Zieten, Kaup, Marcel de Serres, G. St. Hilaire, Bukland ꝛc. Die Abhandlungen, welche den kleinsten Theil dieses Jahrgangs ausmachen, sind: Ueber das Kalkmergel-Lager von St. Cassian in Tyrol, und die darin vorkommenden Ceratiten von G. zu Münster; über die Syenite und Diorite in den Umgebungen von Cieszyn v. Zeuschner; über einige geologische Erscheinungen in der Gegend von Meissen von v. Leonhard; über das erste Lebensalter der Erde von Kapp; über das Alter der Glarner Schieferformation nach ihren Fischresten v. Agassiz; geognostische Beobachtungen im Riesgau von B. Cotta; Untersuchung eines erdigen Minerals aus dem Dolomit von Ebermerchen in Bayern v. Kersten; über fossile Fische von Agassiz; über Delthyris flabelliformis und Lingula Keuperea von Zenker; über Durchschnitte der Luzerner Alpen von Studer; über das Verhältniß der lebenden und untergegangenen Konchilien-Arten Siciliens von Philippi; über neue Reptilien aus dem Muschelkalke Bayerns von G. zu Münster; über den Lievrit aus Ungarn von Zipser. Beyläufig bemerken wir hier, daß dieses Mineral, ungeachtet es physikalisch den Lievrit sehr ähnlich seyn mag, doch durch seine Strengflüßigkeit und vorzüglich dadurch vom Lievrit bestimmt unterschieden ist, daß es von Salzsäure nur unvollständig zersetzt wird, während der Lievrit sehr leicht und vollkommen gelatinirt. Der Analyse von Wehrle zu Folge ist auch das Verhältniß von Eisenoxyd und Eisenoxydul ein ganz anderes, als im Lievrit. Die letzte Abhandlung ist von Klipstein über Kontakt-Verhältnisse zwischen vulkanischen und neptunischen Bildungen in der Wetterau.

Bereits ist auch das erste Heft des Jahres 1835 erschienen. Der Preis für den Jahrgang ist von 6 fl. auf 8 fl. erhöht worden.

v. Kobell.

Jahrbücher für Mineralogie, Geologie, Berg- und Hüttenkunde. Herausgegeben von Dr. Carl Hartmann. Nürnberg bey Stein.

Von diesem Werke sind bereits zwey Hefte erschienen. Der Verfasser ist dem mineralogischen Publikum hinlänglich durch mehrere sehr gelungene Uebersetzungen englischer und französischer Werke über Mineralogie und

Geologie bekannt. Unstreitig verdankt man den gegenwärtigen Flor der Naturwissenschaften in Deutschland mit dem Umstande, daß die gelehrten Produktionen des Auslandes mehr als je beachtet werden, und daß seine vorzüglichsten Erzeugnisse in der Literatur durch tüchtige Uebersetzungen oder Bearbeitungen in deutscher Sprache Verbereitung gefunden haben, und zu einem erfreulichen Gemeingut geworden sind. Die vorliegenden Hefte enthalten mehrere interessante Abhandlungen und Notizen aus englischen und französischen Werken und Journalen zum Theil vollständig übersetzt, zum Theil im Auszuge mitgetheilt.

Wir erwähnen zunächst zweyer Abhandlungen aus dem Report of the first and second Meetings of the British Association for the Advancement of Science. Die eine von Dr. W. Whewell handelt über die neueren Fortschritte und den gegenwärtigen Stand der Mineralogie, die andere von dem Vicepräsidenten der geologischen Gesellschaft zu London, W. D. Conybeare gibt einen Bericht über die Fortschritte, den jetzigen Zustand und die weitern Aussichten der Geologie.

Aus der Abhandlung von Whewell ersieht man, daß das Studium der Mineralogie in England keine sehr allgemeine Theilnahme findet. Er bezeichnet den Stand der Wissenschaft daselbst nicht sehr glänzend und findet die Ursachen dafür theils darin, daß die Mineralogie keine populäre Wissenschaft, in höherm Sinne des Wortes, sey, theils in den auffallend geringen Fortschritten derselben in den letzten Jahren. Um die letztere Behauptung zu begründen, führt er zunächst an, daß unsere Kenntnisse über die chemische Zusammensetzung der Mineralien noch sehr unvollkommen seyen und meint, daß der Name Aeschynit, von αἰσχύνω, welchen Berzelius einem aus Titansäure, Zirkonerde und Ceroxyd bestehenden Mineral gegeben hat, um anzudeuten, daß sich die Chemie schämen müsse, Titansäure und Zirkonerde noch nicht genau scheiden zu können, auf eine große Familie statt einer einzigen Species anwendbar sey. Die entschiedene Erschlaffung im Fortschreiten der Mineralogie habe das Interesse ganz außerordentlich vermindert, mit welchem diese Wissenschaft, als ein Zweig der Naturkunde, betrachtet worden ist. Wirklich scheine dieses so weit gegangen zu seyn, daß, wenigstens in England, die allgemeinen Fragen der Wissenschaft kaum eine allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Der Werth einer Klassificationsmethode scheine als ein Punkt angesehen zu werden, der nicht werth sey, daß man Discussionen darüber anstelle u. s. w. Besser stehe es, sagt der Verfasser, mit dem mineralogischen Treiben in Schweden, Deutschland und Frankreich. Es ist hier nicht der Ort, weiter in diese Abhandlung einzugehen, oder dem Verf. entgegenzustellen, daß, was er selbst in den folgenden Abschnitten anführt, nicht dazu berechtige, über eine Erschlaffung in dem Fortschreiten der Mineralogie zu klagen; wir führen das Obige nur an, weil es die allgemeine Ansicht der Dinge in England einigermassen beleuchtet. Wenn es übrigens dort an nichts weiter fehlt, als an einem Streit über Klassifikations-Methoden, so dürfte sich Hr. Whewell wohl beruhigen, denn bey uns, wo viel über diesen Punkt gestritten wird, hat die Erfahrung gelehrt, daß noch wenig Erhebliches dadurch zu Tage gefördert worden ist. Diese Abhandlung hat, so wie die zweyte von dem Uebersetzer manche ergänzende Zusätze und Bemerkungen erhalten. Wir hätten gewünscht, daß sie in einer Art wären beygefügt worden, welche das Original in ganz reiner Form hätte erkennen lassen, was aber des Zusammenhanges wegen nicht geschehen konnte.

Die Notizen beziehen sich auf mineralogische und hüttenmännische Gegenstände. Unter der Rubrik Bibliographisches erhält man eine kritische Uebersicht der neuesten Literatur.

Wir wünschen dem Werke einen gedeihlichen Fortgang.

v. Kobell.

Mineralogische Jahreshefte von Dr. Ernst Friedrich Glocker, ordentlichem Professor der Mineralogie und Direktor des Mineralienkabinets an der Universität zu Breslau. Drittes Heft. 1833. Nürnberg bey Schrag. 1834.

Diese Jahreshefte geben ein ziemlich vollständiges Repertorium für die mineralogischen Wissenschaften. Die verschiedenen Abschnitte sind: 1) Neueste Geschichte der Mineralogie; 2) neueste Literatur der Mineralogie; 3) Krystallographie und Gestaltslehre überhaupt; 4) Mineralphysik; 5) Mineralchemie; 6) specielle Oryktognosie; 7) Geognosie. Der Theil für die Propedeutik und specielle Oryktognosie ist fleißig bearbeitet, und die Quellen sind zweckmäßig angeführt. Für die Beschreibung neuer Krystallisationen wäre die Zugabe von Abbildungen nicht überflüssig gewesen; der Verf. hätte dann manches bestimmter und deutlicher darstellen können. Da diese Hefte, wie auf dem Titel bemerkt ist, zugleich ein fortlaufendes Supplement zu des Verfassers Handbuche der Mineralogie vom Jahre 1831 bilden sollen, so ist das dort befolgte System beybehalten und die besprochenen Mineralien sind unter die betreffenden Familien zusammengestellt. Man sieht auf den ersten Blick, daß unter den Gliedern einer solchen Familie oft nicht die geringste Verwandtschaft statt fin-

bet, *) natürliche Familien sind sie also gewiß nicht, für künstliche hätte sich aber leicht eine bessere Zusammenstellung finden lassen. Deßhalb bemerken wir die Zugabe eines gewöhnlichen alphabetischen Registers als wünschenswerth, um das Aufsuchen bequemer zu machen. Der geognostische Theil ist weniger ausführlich bearbeitet, als der oryktognostische. Das Jahrbuch von Leonhard macht die vorliegenden Hefte nicht entbehrlich, weil dort solche Abhandlungen, welche den allgemeinen Theil der Oryktognosie berühren, gewöhnlich nur kurz angezeigt sind, hier aber in einem passenden Auszuge mitgetheilt werden.

v. Kobell.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Teutschen von Franz Bopp. Erste Abtheilung, enthaltend die Lautlehre, Wurzel-Vergleichung und Casus-Bildung. Berlin, in der Druckerei der k. Akademie der Wissenschaften. 1833. 4. pp. XVIII. u. 288.

(Fortsetzung.)

Zugleich durfte in solcher Beziehung denn auch nicht vergessen werden, darauf aufmerksam zu machen, wie die Send-Sprache in ihrer Entwicklung oder, wie es zugleich genannt werden kann, Abwicklung, mit dem Griechischen auf derselben oder noch entwickeltern Stufe stehe, in wie fern es außer dem ê-Diphthong 7) noch zwey andere verschiedengebrauchte Zeichen für unser e hat und ebenfalls ein Zeichen für ein kurzes (?) o vielleicht aufweisen kann. Noch weiter ist das Send bey seinen andern Vokalen gegangen, als es wie das Sanskrit auch besondere Bezeichnungen für ein kurzes i und a und u hat.

Eben so ist es wenigstens der Bemerkung werth, wie wir in der Sprache der heiligen Parsenbücher selbst durch die Schrift noch an den Ursprung der ê- und ô-Diphthongen erinnert werden, ja wie eben aus dieser schriftlichen Erinnerung in manchen Fällen eine minder große Gesunkenheit der Aussprache zu erkennen ist. Es findet nämlich nach Bopp's Angabe richtig Statt, daß vor ê und ô meistens noch ein a tritt; dieses darf aber nach unserer Meynung nicht im Geringsten für sich allein als a ausgesprochen werden, sondern ist nur als eine etymologische Bezeichnung zu betrachten, zum Zeichen, daß man den Dophthong-Vocal kräftig als Eins (nicht kurz wie α und ο) aussprechen soll. Dieses ist beyspielsweise dem zu vergleichen, wie in den ältern Französischen Werken noch die Schreibart aul, chevauls, estre und andere gleichartige gefunden, ohne daß jedoch das l und s noch besonders ausgesprochen wäre. Als kleinerer Stützpunkt meiner Behauptung dient noch der Umstand, daß e am Ende eines Wortes (wo also eine Abstumpfung, resp. Abkürzung Statt fand) nie vor einem solchen a bevorgangen wird, daß aber, sowie die Partikel (que) ca hinzutritt, die frühere Länge durch ein a wieder angezeigt wird. Vergleichen wir hier das ν als sogenannte leere Anhängung. An denjenigen Stellen, wo wir in den Handschriften kein solches vorgesetzte a finden und zwar ohne daß es etwa ein Fehler des unkundigen Abschreibers ist, darf man sicher annehmen, daß die Aussprache auch schon eine gekürzte ist, wie es z. B. regelmäßig bey der Genitiv-Endung auf hê'ca für das Sanskritische sya und nicht haê'ca. Was wir in diesen Paar Zeilen von diesem ê gesagt, gilt auf gleiche Weise, wo es vorkommen kann, von dem o (ao). Wo in beyden Sprachen ai und au mehr einzeln gehört werden sollen, wie im Italienischen die zusammengestellten Vocale, giebt es in jedem besondere Bezeichnungen. Weil diese Art wie die vorhergehende oft als Lebensfunctionen vorkommen und zwar indem sie als Umwandlungen aus i und u dastehen, so erhielten sie einen besondern Namen; letztere heißen nämlich Wriddhi-Vocale, erstere Guna-Vokale. Hiernach scheint uns nun des Verfassers Ansicht modificirt werden zu müssen, indem selbiger S. 27 behauptet: „das Send hat außer den Sanskritischen Guna, welches überall geblieben ist, wo es im Sanskrit steht, noch eine eigenthümliche Vokal-Einfügung, welche ebenfalls aus a besteht, und worauf zuerst Hr. E. Burnouf (nouveau journal. asiat. T. III.) aufmerksam gemacht hat. Die Vokale, welche diesen Zusatz im Innern, aber nicht am Ende eines Wortes annehmen, sind 1) die kurzen i, u. o. 2) die Guna-Diphthonge ê und ô. Am meisten sind die beyden letzten mit diesem Zusatze befreundet.“ Was diesen vom V. genannten Zusatz des a vor i, u und o betrifft, so sind wir, wiewohl B. S. 28 behauptet „die Vokale i und u sind viel enthaltsamer in der Zuziehung des betreffenden a.“ durch Lesung des Send-Textes und dessen Vergleichung mit analogen Sanskrit-Fällen einer etwas andern Meynung, die wir hier in Kürze mitzutheilen für nöthig halten.

---

*) So stehen z. B. Magnesit, Datolith, Cölestin und Apatit in einer Familie, ebenso Wavellit und Apophyllit, Diamant, Vesuvian und Automolit rc. das Antimonnikel gehört in die Familie der Metalle, Arsenikniкel und Speiskobalt aber in die der Pyrite rc.

7) Es bedarf keiner weitläuftigen Schriftsprachlich-historischen Beweise, um zu zeigen, wie der Buchstabe zur Bezeichnung dieses ê eine Zusammenziehung der Zeichen für die einzelnen Buchstaben von dem kurzen a und i ist.

Wenn wir vor dem kurzen o ein a finden, so hat dieß gewiß meistentheils daß Bewandtniß, wie mit dem a vor ô, indem es die Anzeige des gunisirten u ist, ja dieses gehört so sehr zum oben Angegebenen, daß a weit häufiger vor o, als vor ô diese Stelle vertritt, und dann ist das lange ô auch wohl fast nie ein wahres Guna-ô, vielmehr eine Umstaltung, größere Verkörperung eines a, wie im Sanskrit die Endung as auch unter gewissen Gesetzen zu ô wird, in welchen Fällen nämlich der längere Vocal den weggefallenen Consonanten ersetzen soll, wie im Französischen au (al), du (del), être (estre) u. a. In denjenigen Fällen, wo sich vor den Vokalen i und u ein a vorfindet, fanden wir uns bey der Lesung des Herrn Verfassers in so fern befremdlich, als wie vielmehr die Zusammenstellung dieser Vokale umgekehrt entstanden wissen möchten, indem nämlich durch den Einfluß eines in einer folgenden Sylbe befindlichen i oder u (v) der vorhergehende Consonant wie der ihm vorhergehende Vokal eine Rückwirkung erlitten, wie es bey einer noch lebenden Sprache nicht anders möglich ist. So forderte ein i eine weichere Aussprache des Consonanten und einen durch i gelinderten vorhergehenden Vocal (Umlaut); gleicher Weise verlangte ein u gleichsam Härtung des Mitlauter und Höhung (Aequalisirung) des Vocals, wo denn jedesmal die Aenderung des Consonanten durch die des Vokals (als dem Geiste des Wortes) bewirkt wurde. Befremdlich war uns in der Hinsicht die Behauptung des Herausgebers des Textes des Vendidad-Sadé des Herrn E. Burnouf (⁸) in seiner Recension desselben Werkes als mit der unsern bis auf den Punkt übereinstimmend zu lesen, zu welchem Zwecke oder welcher Absicht dieser Umlaut sey. Burnouf will nämlich in demselben nur die Weichung oder Härtung des Consonanten darin finden. In dieser Hinsicht bitten wir die betreffende Stelle nachzusehen und glaubten wir uns aus dem Grunde kürzer fassen zu können.

Was die Gunisirung und Wriddhisirung mancher Vokale betrifft, so theilt uns der Hr. Prof. Bopp in passender Kürze nicht nur seine früheren Ansichten mit, sondern wir erfahren auch theils neue Unterstützpunkte aus dem Send hergenommen, theils neue Entdeckungen unter andern in Gothischer Zunge, wo der V. unter andern noch öfters den Guna-Einfluß gefunden, so daß wir dieses Lebenszeichen der Indischen, Sendischen, Griechischen, Lateinischen Sprachen, jetzt auch nach der Meynung eines bewährten Mannes in großer Ausdehnung auch in dem Gothischen antreffen.

Mit wahrer Freude, mit einem hohen Selbstgefühl theilt uns der V. auch seine stets aufgestellte Behauptung über die Elemente des Wriddhi als bestätigt in der Send-Sprache mit; wo wir denn vollkommen übereinstimmend sind und so auf die beste Weise eine theoretisch-nothwendige Sache positiv auf's Unumstößlichste dargethan finden. Wie nämlich vom i und u (⁹) durch Gunirung ê und ô wird, indem die Aussprache-Erhöhung durch Einmischung des hohen a bewirkt wird, doch so, daß die Hauptneigung auf i und u übergeht; ebenso entsteht aus denselben Vokalen i und u durch eine im Leben der Sprache gefoderte Weise âi und âu, in welcher wir jene Guna-Höhung noch so weit ausgedehnt finden, daß der die Höhung verursachende Vokal für sich ein besonderes Recht der Aussprache erlangt. So hat J. Grimm in seiner deutschen Grammatik den offenbar nothwendigen Unterschied von ài und aí, wie àu und aú gemacht, welches etwas Aehnliches mit dem Obenangeführten hat, da ja bey einem gunisirten Vokal in der Zusammenstellung von a mit i und u der Ton auf i und u besonders ruht, so daß sich auch die Aussprache nach ihnen neigt (aí, aú) bis ein dem gemäßer Zwischenvokal entstanden, während bey einem wriddhisirten Vokale (wahren Diphthong) das a den Hauptton hat also ài, aú.

Die Vergleichung des dumpfen Nasals, der im Litthauischen durch besondere Zeichen (einen Durchstrich) an dem Vokal, dem er nachklingt, ausgedrückt wird, mit dem Sanskritischen Anusvara (bekanntlich ein Zeichen zur Andeutung eines besondern dumpf tönenden n vor y, r, l, v, h und Zischlauten) scheint uns vollkommen richtig zu seyn; nicht minder passend ist die Vergleichung eines mit a zusammengesetzten Buchstabens an, in welchem B. deßhalb auch, mit jenem gleich, das n mit einem übergesetzten Punkte schreibt.

Bey der Durchgehung der einzelnen Buchstaben in der Sendsprache befolgt B. die Ordnung, welche derselbe im Sanskrit bis jetzt immer eingehalten, und mit welcher wir uns außer der Gleichmäßigkeit noch aus demselben Grunde als einverstanden erklären, aus welchem uns diese Ordnung im Altindischen wohl gefällt, insofern als nämlich alle verwandte Laute nebeneinander abgehandelt werden: wir finden also besprochen 1) die einzelnen Vokale, 2) die Diphthongen, 3) die Gutturalen, 4) die Palatinen, 5) die Dentalen (¹⁰), 6) die Labialen, 7) die Halbvokale, 8) die Zischlaute und 9) als besondere Abtheilung die Nasale, während diese im Sanskrit bey ihren zugehörigen Consonanten abgefertigt wurden. Was wir über einige anzumerken haben und im Vorhergehenden noch nicht angeführt ist, möge hier seinen Platz finden.

Die Anfangs kurz eingeflochtene Bemerkung, daß die

---

8) Journal des Savants, année 1833 Juillet, premier article.

9) Wir erwähnen hier des r (ri) nicht, weil es für den Augenblick zu weit liegt.

10) Die dem Sanskrit eigenthümliche Klasse der labialen T-Laute fehlen dem Send.

Sendschrift sich, wie die Semitische, von der Rechten zur Linken bewegt, ist für eine Schrift dieser Art recht an seinem Ort, da ja einem sonstigen Nichtkenner der Sprache diese höchst wichtige und in der Folge noch leitende Bemerkung über den Stand dieser Sprache entgangen wäre. Diese natürliche Schreibweise nämlich, welche in allen Semitischen Sprachen u. a. m. Statt hat, deutet zugleich mit manchem Andern des Baues der Sprache auf einen früheren älteren Standpunkt ihrer selbst hin, als der des Sanskrit ist und ist auf eine ganz andere Weise zu verstehen, als z. B. die sich eben so bewegende Schrift der ebenfalls zum Indo-Germanischen Stamme gehörenden Persischen Sprache. Diese kurze Anmerkung sey für hier genug; wir werden nachher bey den Consonanten noch kurz darauf zurückkommen und bey Besprechung der zweyten Abtheilung unsers Werkes über das Ganze uns deutlicher zu erklären Gelegenheit finden.

Ueber die Vokale [11]) sowohl die einzelnen als doppelten (Diphthongen und Halbdiphthongen) wollen wir der Beschränktheit des Raumes wegen Nichts mehr hinzufügen und gleich zu den Consonanten übergehen. —

Das Send hat dreyerley Buchstaben für das k, von denen unser gelehrter Herr Verfasser das eine als reines k vor Vokalen und v vorkommend, das zweyte ebenfalls als reines k vorzüglich nur vor Consonanten (v ausgenommen) gefunden angiebt und das letzte mit kh bezeichnet, wegen eines ihm innewohnenden Hauches. Die beyden vorhergehenden finden wir von H. B. das erste mit k, das zweyte mit c bezeichnet. Wenn wir uns nach den Untersuchungen, die uns zu machen erlaubt war, im Gegensatz zu E. Burnouf mehr zu der Meinung unsers Verfassers hinneigen, so müssen wir in Hinsicht der Bezeichnung des zweyten k-Lautes uns als nicht ganz einverstanden erklären. Während unser deutscher Sprachforscher diesem Buchstaben offenbar einen modificirten k-Laut zuschreibt, wie ihn gerade der Parsische Mund von Consonanten mit Ausnahme des v passend fand, will der Französische Sprachgelehrte demselben eine volle Aspiration zuschreiben und zwar aus der gewiß nicht ganz zu verwerfenden Ursache, als dieser Buchstabe vor r gefunden wird, welches seinen aspirirenden Einfluß auf seinen Vorgang so sehr äußert, daß es sogar bey einem ihm folgenden Consonanten ein h vorsetzt, wie im Griechischen ein ρ ähnliche Aspirationen liebt. Unter diese volle Aspiration nun wird zweifelsohne das kh des Sanskrit verstanden und dieses ist es nun, wogegen unser Verfasser streitet, da ja im Send im Allgemeinen diese Art von Aspiration wo h noch getrennt zu dem Consonanten ausgesprochen wird, nicht vorkommt. Hier thut es Nichts zur Sache, daß im Send das Sanskritische kh bald hiedurch, bald durch ein anderes k ausgedrückt wird. Unsere Meynung ist folgende: Es handelt sich hier um einen Buchstaben, der nicht ganz die volle Aspiration (h) selbst ist, aber eben so wenig das ganz verkörperte h=k wiedergiebt, vielmehr eine sich h nähernde Modifikation, die freylich dadurch eine mehr aspirirende Kraft in sich vereint, ausdrückt, wie sie gerade vor den einzelnen Consonanten passend ist, ohne jedoch eine ganz gleiche vor allen vorzustellen, so daß ihm also namentlich vor einem r eine größere Annäherung zu dem h zukommt. Hiernach nun möchten wir diesen k-Buchstaben mit kg in der Aussprache etwas härter als das deutsche gh wieder geben. Eine ähnliche nur dem h noch annähernde Modification trägt gewiß auch der dritte dieser k-Laute, den Burnouf durch g wiedergiebt, während hingegen Bopp in demselben eine volle Aspiration wiederfindet, daß er ihn mit kh bezeichnete, indem er sich, außer mit Rask auf den Aspirationszug des Buchstabens, noch auf eine Uebertragung desselben in andere Sprachen beruft.

(Schluß folgt.)

11) Nur anmerkungsweise wollen wir hier noch des Griechischen wegen den Vokal η berühren. Unter den Vocalendungen weiblicher Substantiva, ja selbst Adjectiva findet sich außer a auch i und zwar eben so im Send wie im Sanskrit; einer solchen Endung ist im Griechischen für die erste Deklination das η entsprechend. Dieses aber bildet eigentlich einen Umlaut des a durch zugefügtes i, so daß es noch eine besondere äußere Bezeichnung des αι ist, ohne jedoch zur Kürze in der Hinsicht herabgezogen zu werden. Allein in spätern Zeiten und schon zu Platons unter dem gemeinen Volke bekam in dieser Zusammensetzung der zweyte Vokal das Uebergewicht, so daß dessen Aussprache endlich allgemein wie i wurde, so wie wir es im heutigen Griechischen finden. Wir haben demnächst im Griechischen die allmälige Abstufung dieser Diphthongirungen im η, αἰ, αι, ε, η = ι. Diese genannte η- (als ä) Endung für Feminina ist eine Verkörperung vom a Laute nach einem hinter ihm weggefallenen Vokale, und im Send und Sanskrit, (wo wir jedoch davor warnen, anzunehmen, daß wegen dieser sich entsprechenden Endungen das η der Griechen wie i ausgesprochen sey) ist das i wahrscheinlich aus einem j mit folgendem erst weggefallenen Vokal entstanden, wo z. B. analoger Weise für aschavam und navama, aschaum und navauma gefunden wird. Uebrigens findet sich im Send auch eine dem Griechischen η gleiche Endung der weiblichen Wörter auf e, nur seltener. Nur insofern läßt sich noch die i-Aussprache des η mit diesem i des Send vergleichen, als wir eben so häufig Fälle haben, von ya zu ê auch geworden ist (wie z. B. die Genetiv-Endung auf hê aus sya). Vergleiche das Sinken der Aussprache des η zu ε oder auch i Plat. Cratyl. p. 418 B. C.

Bayerische Annalen.

München. 25. April 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 34.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Teutschen von Franz Bopp. Erste Abtheilung, enthaltend die Lautlehre, Wurzel-Vergleichung und Casus-Bildung. Berlin, in der Druckerei der k. Akademie der Wissenschaften. 1833. 4. pp. XVIII. u. 288.

(Schluß.)

Was das Erstere angeht, daß an dem Buchstaben ein Aspirationszug kenntlich sey, so können wir dieß nur bejahen, aber es muß bemerkt werden, daß an dem obigen zweyten Buchstaben ebenfalls ein solcher sich befindet, der aber eben um die Verschiedenheit dieser h-Modification auszudrücken, nach einer andern Seite seine Richtung nimmt. Insofern also kann und muß man 2 und 3 unterscheiden und nicht. In Ansehung des zweyten Punktes liefert derselbe wegen des Wiederfindens als aspirirt noch nicht den bestimmten Beweis davon, insofern ja oft in andern Sprachen nach bestimmten ihnen eigenthümlichen Gesetzen dergleichen entgegengesetzte Uebergänge vorkommen, und dann fragt es sich ja auch hier wieder: ist denn diese Aspiration zumal bey Buchstaben, die zur Klasse selbst mitgerechnet werden könnten, nach den Organen verschiedener Völker dieselbe? Ist nicht oft den Sprachorganen ganzer Völker dieser oder jener Laut minder oder mehr versagt? Finden wir das nicht gerade beym h, k, s, sch u. s. w. so häufig unter noch lebenden Völkern Europa's? Diesem letzten k-Laut glauben wir deßhalb vorzüglich die größte Entfernung von dem ganz verkörperten k zugestehen zu müssen, als wie die Sanskrit-Verbindung sva, die oft mit diesem k-Laut wiedergegeben wird, eben so oft auch durch hava und hva nach dem Gesetz, daß sich Indisch ſ im Send oft als h findet, wieder giebt, und in dieser Uebertragung haben wir doch die reinste Aspiration vor uns; es vergiebt also Nichts, vielmehr scheint es sehr passend, wenn wir jenes s durch dieses dritte k übertragen finden, demselben wenigstens einen Ton wie unser ch zu vergönnen.

Wie dem Ref. diese Unterscheidung genannter drey verwandten Laute aus der Sprache selbst und ihrer Vergleichung mit verwandten nothwendig erscheint, kommt diese Weise selbigem auch als hinführendes Auskunfts-Mittel zur Vereinigung der Meynungen der mehr erwähnten beyden Sprachforscher vor; wenigstens schmeicheln wir uns, selbige hierdurch vielleicht zu veranlassen, die einzelnen Uebergänge vom erhärteten k bis zur vollen Aspirate h näher ins Auge zu fassen und hiernach jedem der einzelnen in Rede stehenden Buchstaben seinen Platz einzuräumen, ohne noch ferner wie jetzt mit einigen nicht sicher in der Aussprache stehenden Buchstaben wie c, k, q, kh herumzuwerfen und nur den Unterschied von Aspirirtseyn und Nichtaspirirtseyn ins Auge zu fassen. [12])

Bey den Palatinen macht Herr B. mit Recht darauf aufmerksam, wie die media derselben g' (dsch, Ital. g) nicht so ausgedehnt im Send vorkommt, indem das Sanskritische häufig in der Gestalt eines sch (Franz. j)

12) Daß ĕ im Send am Ende ein dem Aspirationszeichen gleiches habe, rührt zufälliger Weise von der Liebe mancher Völker, am Ende des Wortes einen besondern längern Zug zu machen.

und s (Franz. z) vorkommt z. B. Send schenu (Knie), sâta (geboren) im Sanskrit gânu, g'ata. Bey diesem im Send verschieden vorgefundenen g' des Sanskrit dürfte man unserer Meinung nach aber nicht daran denken, daß etwa die ursprüngliche Schreibung eine Palatine war, und sich nach und nach im Send z. B. die andere Laute dafür einsetzten, vielmehr ist die Sache so anzusehen, daß das Sanskrit viele Laute auf einen übertrug: denn wenn wir die mit sch, s und g' geschriebenen Wörter in jenem betrachten, so finden wir, daß sie jedes eine verschiedene Lebensrichtung, die doch als Gehalt in dem Buchstaben liegt, ausdrücken, die in eine einzige hineinzubringen eher einen Verfall ausdrückt und auch nur einer spätern Zeit angehört, da eine Sprache in dem Munde eines Spracheschaffenden gleich in voller Würde dastehen muß, es sey denn, daß nachdem sie verfallen ist, eine neue Bildung sie gleichsam von Neuem revidiren will. Das Griechische steht mit dem Send ungefähr auf gleicher Stufe, was diese Modificirung anbelangt: wir haben da ζάω, ζώω, γίνεσθαι, γόνυ, σῶμα, σώζω: im Lateinischen möchte außer andern leicht erkennbaren wie gigno, genu u. a. die schwerer zu erkennende Endung der sogenannten verba in sco, esco, hieher gehören z. B. cresco, floresco ich werde gemacht (creare), ich werde zur Blüte, viresco ich werde zur Stärke, zum Mann (vir, vis) zur Grüne (viridis) und letztere Bedeutung „grün“ ist von der Stärke, die für ein Gewächs hierin liegt, herzunehmen, daher die Gleichlautigkeit von vir, viridis.

Das oben genannte s' (z) entspricht sonst etymologisch noch dem Sanskritischen h und auch dem aus diesem erhärteten g, wo wir überall eine besondere Richtung des Lebens, der Stärke ꝛc. erblicken; das erwähnte sch kommt sonst seltener vor und vertritt außerdem noch das Sanskritische y und dentale s an einigen Stellen.

Ein ähnlicher Fall wie der oben beym κ besprochene tritt bey den t-Lauten ein; auch hier finden sich drey verschiedene Buchstaben vor, einer ist das einfache t der Teutschen, die beyden andern sind Modificationen desselben, und zwar finden wir sie wie beym k durch dieselben verschieden-richtigen Aspirationszeichen hinreichend angedeutet. Da beyde, wie zugestanden, Modificationen von t und in so fern auch wo Aspirations-Modificationen sind, so entsteht auch hier die Frage, welcher Grad der Aspiration wohnt in jedem? oder wie spricht sich überhaupt ein aspirirtes t im Send? Hierüber schweigt natürlich alle Sprachengeschichte; es muß uns genug sein, nach Vergleichungen in derselben Sprache ausfindig zu machen, welcher Buchstabe sich dem reinen t am Meisten nähert. Da scheint mir nun der von B. mit th bezeichnete der aspirirteste zu seyn, der wieder wie das einfache t auch vor Vocalen steht, zugleich drückt er auch den natürlichen t-Laut von r aus, da er nur vor diesem vorkommt. Der dritte von B. mit t (besser th) bezeichnete drückt im Allgemeinen den t-Laut vor Consonanten und auch zum Schluße aus, etwa wie in Spanischer Zunge das End-d eine eigenthümlich nationale Aussprache hat. Merkwürdig ist hier, wie wir ungeachtet dieser natürlichen Bestimmung der Aspirations-Qualität der beyden t in Bezug auf die Aspirations-Bezeichnung (äußerlich) umgekehrt hier das nähere und weitere wie beym k das weitere und nähere bezeichnet werden. Jedoch darf uns dieß etwa nicht verleiten wollen aus dieser äußerlichen Ursache etwa bey den k Beziehungen zu wechseln, weil unter andern das weniger aspirirte vor r, und das mehr aspirirte auch vor r steht, vielmehr läßt uns dieß nur noch größere Aufmerksamkeit auf die Qualität der einzelnen Buchstaben in ihrer Aspirirtheit richten. Denn offenbar ist nach dem Aspirationssystem im Teutschen, wo man einen Buchstaben aspirirt, ohne noch besonders einzeln ein h auszusprechen, ein wenig aspirirtes k in der Aussprache bey andern Buchstaben eben so stark (und äqualificirt also) wie ein fast aufs Höchste gesteigerter anderer Buchstabe; welches gerade in der verkörperten Aspirations-Eigenschaft des k liegt. So ist unsere Ansicht nach dieser Verschiedenheit genügend zu erklären, welches wir weitläufiger hier auseinander setzen zu müssen glaubten, um Keinem etwa im Widerspruche zu seyn zu scheinen. Eben so finden wir ja auch f, die Aspiration des p, vor r.

Wenn auch die im §. 43. zusammen angeführte eufonische Consonanten-Einschiebung-Zusammenstellung des Sanskrit und Send zur Vergleichung nicht ganz stichhaltig ist, als nur höchstens überall in so fern, als es den Halbvocal y betrifft, so freut uns doch, daß hier durch das Beyspiel in der Send-Regel die Verschiedenheit des Heranswuchses deutlich gezeigt ist. Während nämlich das Sanskrit seine Entwicklung dem unmittelbar Vorhergehenden accomodirt, finden wir diese Accomodation des Send mehr nach dem Folgenden. Die aufgestellte Regel heißt so: „Im Send aber scheint als Gesetz zu gelten, daß zwischen u und û und ein folgendes ê ein y eingeschoben wird.“ Hier sehen wir offenbar, daß zur Vermeidung einer Verschmelzung und Zeigung der Relation (Endung) ein dem e [13]) nah verwandter Halbvocal angewandt wird. Im Sanskrit, wie gesagt, ist die Accommodation ans Vorhergehende, also hier u oder û, welche v oder uv werden und eben hiedurch eine Abnutzung der Zeit andeuten. Als Beyspiele sind angeführt das Sanskritische bruvê (ich sage) aus brû-ê, welches im Send mrûyê lautet, und dvê (zwei) eigentlich duê in Send duyê.

---

13) Diese Verwandtschaft ist am Deutlichsten zu ersehen, wenn man die häufige Entstehung des ê aus ya z. B. in dem Genitiv hê aus hya ins Auge faßt.

Ueber die Halbvocale der Send-Sprache (y, r, v-w) erhalten wir für ein Werk dieses Zweckes viele einzelne Thatsachen, die theils Eigenes bestätigten, theils Neues angaben.

Dadurch daß das Send den Buchstaben l nicht hatte, bekommt diese Sprache eine besondere Stellung zu den meisten nahverwandten Sprachen und eine sonderbare gegen die Chinesische Sprache, in welcher bekanntlich der andere Halbvocal r fehlt, den fast alle Indogermanischen Sprachen lieben.

Wie genaue Unterscheidungen in den einzelnen Buchstaben die alten Parsen gemacht haben, erhellt unter andern eben aus den Halbvocalen y und v, welche beyde besondere Zeichen haben, sowohl wenn sie zu Anfang eines Wortes stehen und wenn ihnen eine Stelle in der Mitte derselben angewiesen ist; diese Unterscheidung halte ich keineswegs für blos grafisch nach Bopp und Rask, vielmehr kommt eben das weichere Vokalartige dem in der Mitte des Wortes gesetzten zu, dem zu Anfange gebrauchten scheint dagegen eine größere Consonanten-Natur inne zu wohnen. Ja in Bezug des v-Lautes hat diese Sprache sogar noch einen besondern Buchstaben in bestimmten Fällen, welcher einen dem f sich nähernden Laut ausdrückt, gleichsam ein aspirirtes Teutsches w (also v) ist. Daher möchte ich (denn warum soll man zumal in einem Teutschen Werke Englische Aussprache annehmen?) die von Bopp angenommene Uebertragung umgekehrt vorgenommen und den letzteren Buchstaben durch v (Teutscher Aussprache) und die erstern durch w (Teutscher Aussprache) wiedergegeben und zugleich um letztere noch besonders im Anfange und Mitte zu unterscheiden w und w' (w̰) gesetzt wissen. Auch in dem s-Zischlauten ist das Send in seiner Bezeichnung reichhaltiger, denn das Sanscrit; dafür daß dieses nur drey dergleichen besitzt, trifft man in jenem fünf an, welche alle verschieden in ihrem Gebrauche, nur für jetzt noch nicht grammatisch-etymologisch so geschieden werden konnten, weil zu wenig Vergleichungen angestellt werden konnten; jedoch mangelt es in unserm Werke nicht an scharfsinnigen zur baldigen Entscheidung führenden Bemerkungen und Beobachtungen wie sie bis jetzt noch nach dem vorhandenen Edirten möglich waren.

Ehe wir zu dem letzten der Zischlaute h übergehen, scheint es noch nothwendig uns kurz über eine Ansicht des Verfassers in Betreff einer Verwandlung des s-Lautes unsre Meinung anzuführen. [14]) Bekanntlich gilt im Sanskrit die eufonische Regel, daß die Endung as vor tönenden Consonanten [die Mediae mit ihren Aspiraten, h, Nasale, Halbvocale und Vocale] ihren Consonanten s verliert, und a im Tone verdickt d. h. zu ô wird, um gleichsam an Passendheit zu gewinnen; [15]) eben so verliert unter gleicher Bedingung âs sein s, allein â bleibt eben wegen seiner innern Kraft unverändert. Im Send findet sich für das Erstere etwas Aehnliches, indem sich das alte (lebende) as fast stets zu ô gewandelt hat (Zeichen der größern Abstumpfung); die Endung âs dagegen läßt das â mit Abwerfung des s nicht so stehen, sondern nimmt eine ähnliche Aenderung vor und wird zu âo. Aus dieser Thatsache zieht Herr Bopp nun zur Bestätigung einer frühern Behauptung einen Schluß, den ich nicht ganz billigen kann. Es heißt nämlich unten auf Seite 53 „und ich sehe mich hiedurch (daß die Endung âs seine Verschmelzung in der Gestalt von o (für u) überall bewahrt) kräftig unterstützt in einer vor meiner Bekanntschaft des Send gemachten Vermuthung, daß im Sanskrit der Unterdrückung des schließenden s nach â die Vocalisirung dieses s zu u vorangegangen ist.“ B. behauptet dieses offenbar, um für den Fall der Umwandlung von as einen analogen aufzustellen, und hierin hat er nicht ganz Unrecht, wenn er ihn im Send findet, darum aber ist es noch nicht in der Schwestersprache dem Sanskrit auch, ich möchte viel eher, da â doch genug Consistenz an sich hatte, eine solche Umwandlung für eine Sinkung halten, als daß es nöthig erscheinen möchte für as einen ähnlichen Fall aufzufinden, da ja a zu schwach war und eines Umlauts, einer Verstärkung bedurfte, die dann durch diese Umlautung, durch einen Zwischenlaut von a und u (o) erreicht wurde. Nun schloß B., da er rein analytisch zu Werke ging, ô wird sonst gebildet aus a und u, folglich ist s zu u geworden (gram. crit. ling. sanscrit. p. 47), während wie gesagt a aus der andern Ursache gleichsam aus Furcht eines gänzlichen Verfalls sich umlautete. Wenn wir eine Wandlung des s in u annehmen wollten oder es wenigstes so hinstellen, kommt es uns vor, als wenn man die Bildung einer Sprache von einem mechanischen Werkmeister ausgehen ließe und nicht in einem lebendigen Gefühle seine Quelle suchen wollte. Haben wir so die Umwandlung von s in u bey as zurückgewiesen und lassen wir das o auf eine gefühlige Weise entstehen, so fällt jene beym âs von selbst weg, und es scheint der Wegfall eines u um das â aus âs zu erklären unnöthig. Ebenso haben wir beym Send nicht nöthig bey dem Fall der Werdung des âs zu âo unsere Zuflucht hiezu zu nehmen. In demselben können wir auch keineswegs o für u nehmen, vielmehr ist es o und wie nach oben Gesagten bey ao das a nur noch etymolo-

14) Eine gleiche Ansicht des Verfassers findet sich in seiner grammatica critica linguae Sanscritae §. 78. annot. 1.

15) Vergleiche hierüber die Vocal-Verdickung nach Wegfall von Consonanten z. B. in den Nominativen der einfachen und Dativen der mehrfachen Zahl im Griechischen τιθεὶς (τιθέντς) ποσί (ποδσί).

gisch ohne Aussprache dasteht [16]) so, hier auch â, indem durch das lange a der Hauptton des a angezeigt werden soll. Hiebey ist es nun auch gar nicht nöthig anzunehmen nach Bopp, daß in den Sendischen Wörtern mâos'c'a (Sanskrit mâsc'a) lunaque eben so mâonhem (Sanskrit mâsam) lunam der Sanskritische Zischlaut zugleich consonantisch und vocalisch vertreten sey, vielmehr könnten aus solchen Thatsachen mehrere dahin führen, daß man annehme, das â habe schon, ehe s ganz wegfiel, seinen Umlaut gehabt, mithin die Umwandlung eines s in u gar nicht annehmbar sey, wenn man auch das Mechanische desselben übersehen wollte. Vielleicht aber hatte sich auch mitten in einem Worte oder bey Zusetzungen wie die des ca(-que) wenigstens die Schreibung noch erhalten, wie wir oben vom Französischen aul, êstreu. s. w. bemerkt haben; ja wie aus dem zweyten Beyspiele (mâonhem) erhellt, war sogar die Aussprache des Consonanten noch geblieben und zugleich die Umlautung des Vocals der Sylbe als Endsylbe beybehalten. Jedenfalls müssen wir uns gegen die Annahme einer Verwandlung des s in u sträuben. [17])

Eine besondere Eigenheit des Send gegen das Sanskrit, worauf unser V. auch hinreichend aufmerksam gemacht hat, ist, daß der Buchstabe h in jener Sprache nie demselben Buchstaben in dieser entspricht, sondern stets dem einen, dentalen Zischlaute s. [18]) „Dieser ist nämlich“ heißt es §. 53. „von Vocalen, Halbvocalen und m in Send überall zu h geworden [19]) — es sey denn daß sv als kh erscheine, während man ihn vor n und solchen Consonanten, deren Verbindung mit einem vorhergehenden h unmöglich ist, in der Gestalt von s' zu erwarten ist.“ So werden uns im Verlaufe des §. folgende Wörter aufgeführt:

Zend	Sanskrit.
hâ sie	sâ
hapta sieben	sapta
hakeret einmal	sakrt
ahi du bist	asi
ahmâi diesem	asmâi
hvare Sonne	svar Himmel
hva sein	sva.

Diese Eigenheit der Sendsprache scheint mir gerade auf ein höheres Alterthum derselben, wenigstens auf ein Bewahrthaben des Aelteren zu deuten, in so fern wir im Semitischen [20]) eine fast gleiche Erscheinung haben. Vorzüglich ist es hier nothwendig, auf das einfache Pronomen der dritten Person und das sogenannte verbum substantivum aufmerksam zu machen und aufAlles, was damit im Zusammenhange ist. Bekanntlich heißt im Hebräischen hu er und hi sie (Arab. huva, hiya), das Zeitwort „seyn“ hat (hayah) h gleichsam zum Deeystamm. Die Endung s des Lateinischen und Griechischen, des Sanskrit und anderer Spachen ist in den Masculinis entweder nie geworfen oder abgeworfen, dagegen finden wir es fast beständig bey den Wörtern weiblichen Geschlechts als h, welches sich Annäherungsweise im Status Constructus zu th (Hebräisch Thav) condensirt und im Arabischen fast beständig als solches vorkommt. [21]) Daß im Singularis der Masculina eigentlich auch ein h gestanden hat, (wenigstens bey einigen) möchte ich aus der Pluralform als ganz bestimmt schließen, indem er auf jim ausgeht, und sich das ursprüngliche h wie z. B. in den Zeitwörtern lamed-he zu y (yod) gewandelt hat. Diesem entsprechend finden wir in den Indogermanischen Sprachen meistentheils ein s (sum, ἐσμί, bonus, καλὸς, flos, ἔλπις; im Send dagegen findet sich unter den angegebenen Bedingungen ein h; ja aus einer Liebe für das h oder vielmehr Abneigung gegen das s, mag es auch gekommen seyn, daß während im Sanskrit die Endung as nur in gewissen Fällen das s verliert und ô wird, dieses im Send stets geschieht und eben so die Umänderung des as in âo. Jedoch haben wir (für ah statt as) im Sanskrit noch ein besonderes Zeichen für ein eigenes h, Wisarga genannt. Wenn wir das Lateinische und Griechische in eine Vergleichung ziehen, so finden wir in diesem auch noch eine minder wenigere Anzahl von h, als in der Lateinischen Sprache, wo wir vielleicht nur auf hic beschränkt sind, während es in Griechischen Wörtern wie ὁ, ἡ; ὅμος, ἅμα (similis, semel) ἅπαξ, ἑὸς u. a. vorkommt: in der Hinsicht stünden vielleicht Sanskrit und Send in gleichem Verhältniß wie Lateinisch und Griechisch.

16) Vergleiche die oben angeführte Recension des H. E. Bürnouf p. 421.

17) Wer würde in der ersten Declination der Lateinischen Sprache behaupten das e in ae stelle ein weggefallenes s vor, aus welchem jenes umgewandelt sey? und es ist offenbar, daß dieser Genitiv-Form eine Consonant-Endung verschwunden ist, die wie analog mit den Genitiven der dritten und vierten Declination etwa als s annehmen können.

18) Es versteht sich diese weitausgedehnte Regel natürlich nur auf diejenigen Texte, welche der Verfasser bis jetzt zu Gesicht bekam.

19) Der Ausdruck »geworden«, darf hier wohl nicht zu streng wörtlich genommen werden, da es ja nicht erwiesen, ob s oder h ursprünglich war.

20) Warum wir aus diesem Uebereintreffen mit den Semitischen Sprachen ein höheres Alterthum des Send folgern, wird erst klarer werden, wenn wir uns bey Recensirung der zweyten Abtheilung dieses Werkes »von den Wurzeln« näher über die Sprachstämme im Allgemeinen auslassen; es wird den Leser also einstweilen nur diese Uebereinstimmung mit dem Semitischen interessiren.

21) Eine solche Wandlung des h in t finden wir unter andern auch in der 1. pers. praet., die sich als thi (Aethiopisch cha) zeigt, welches aus anhi zu anthi, athi gebildet worden ist. Im Send sehen wir bey dem verb. subst. eine Umwandlung des h ebenfalls, während es in der zweyten Person z. B. ahi (es) hat, sehen wir die Dritte = asti.

Zum Schluß aller dieser Buchstaben kommt Herr B. zur Besprechung der Nasale, die auch nach unsrer Meynung erst nach Bekanntschaft mit den übrigen Buchstaben abgehandelt werden konnten. Es ist mit ihnen etwas anders als im Sanskrit, wo jede Buchstabenordnung einen ihr zukommenden Nasal besitzt. Wir erfahren auch hieben recht interessante Thatsachen und scharfsinnige Bemerkungen, wie sie unsers Teutschen Bopp würdig sind. Wir übergehen sie hier, indem wir befürchten schon jetzt über einige Puncte zu weitläuftig gewesen zu seyn. Am Ende von allem Diesen wird uns wie bey dem Sanskrit ein Ueberblick der Sendischen Buchstaben gegeben. Bis hieher haben wir es uns aufgespart, außer den obigen besprochenen Aenderungen der Schreibart der Buchstaben mit unseren Lettern und der Uebertragung von noch ein Paar derselben zu sprechen. Die y Bezeichnungen würden wir zur Unterscheidung analog dem w und w̦, y und y̦ geben. Wenn die Palatinen der Kürze halber etwa mit c' und g' als der Italienischen Aussprache behaftet wieder gegeben sind, warum ist aus demselben Grunde der eine s-Laut mit sch bezeichnet, während er doch dem Französischen j in der Aussprache nahe komt? zumal da Bopp bey einem andern Zischlaut sich auch schon der Französischen Schreibart bedient (z). Bey diesem hätte ich sehr gerne gesehen, daß er etwa s geschrieben wäre, um dem Unkenner durchs Auge es besser darzuthun und unter andern die Sprache, für welche es gilt, richtig sprechen zu können. Mir scheint es gut bey Uebertragungen freylich auf Kürze ebenfalls zu sehen, aber, dabey auch nicht außer Acht zu lassen, daß aus je mehr Sprachen man jene wählt, es um ein so größeres Gewirr geben kann und vielfältig giebt.

Wir müssen uns begnügen, hier nur aufmerksam zu machen auf die nun folgende Besprechung des Gothischen und Teutschen von verschiedenen Epochen in Bezug ihrer Buchstaben. In derselben hat sich der V. mit gekröntem Erfolge bemüht Gleichheiten sowohl als Aehnlichkeiten mit dem Sanskrit und Send aufzufinden und zusammen zu stellen: wir sehen Herrn B. mit Recht in den meisten Puncten ganz unserm bekannten Teutschen Grammatiker J. Grimm folgen. Zugleich stellt der Verf. auch viele Aehnlichkeiten in ihrer Lautveränderung besonders des Gothischen, Sanskrit und Send dar, wo der Anblick dieser drey alten Schwestern auf uns einen sonderbar angenehmen Eindruck gemacht hat, indem wir Zeiten vor uns sahen, welche diesen nahen (Schwestern-) Verwandten noch erlaubte, freundschaftlichen Umgang mit einander zu pflegen. Mit gewohntem Scharfsinne finden wir auch viele im Sanskrit geltende eufonische Regeln über die Buchstaben bey ihrem Zusammentreffen mit andern in andern Wörtern aufgeführt. §. 98. u. f. wird mit Recht noch auf einen gewissen Unterschied des Sanskrit und des Griechischen nebst Lateinischen aufmerksam gemacht: daß während nämlich in jener Sprache ein beständiges inneres Leben der Consonanten, sich unter sich anpassend zu machen hervortritt, dasselbe in deisen beyden Sprachen [22]) entweder gar nicht ist oder selbst zu schroff zuweilen hervortritt: jedoch werden die sonstigen, gewiß nicht wenigen Vorkommnisse in letzteren alle fast ohne Auslassung angeführt. [23]) Hiemit nun schließt der ersten Abtheilung erster Theil unsers Werkes, welche uns schon so reiche Ausbeute auf diesem besondern, einzig zum Ziele führenden Felde der Sprachenbehandlung lieferte.

In einem zweyten Artikel denken wir noch das nicht Besprochene näher durchzusprechen, also zuerst zu den Wurzeln der Sprachen überzugehen.

Emil Rautenbach.

---

22) Im Neuhochteutschen sind die Anpassungen verschiedner durch Flektionen und Wortbildungen zusammentreffender Buchstaben mehr rein historisch noch, ohne gefühlt zu werden; bey Wöetern und Wörtern hat diese nothwendig zu einer lebenvollen Sprache gehörende Anpassung ganz aufgehört, während wir in den älteren Teutschen Denkmälern sehr schöne Beweise hievon, mithin des gefühlten Lebens der Buchstaben unter sich antreffen.

23) Wir können uns wegen unserer eigenen Kürze nicht enthalten, die hieher bezüglichen Stellen wörtlich mitzutheilen: »Betrachten wir nun die Veränderungen in der Mitte der Wörter d. h. die der Endbuchstaben der Würzeln und Nominalstämme vor grammatikalischen Endungen, so zeigt sich in dieser Beziehung am meisten Leben, Kraft und Bewußtseyn im Sanskrit; und diese Sprache steht in so fern noch auf dem ältesten Standpuncte, als in ihr die Bedeutung jedes einzelnen Radikaltheiles noch so stark gefühlt wird, daß derselbe zur Vermeidung zu großer Härte wohl mäßige Umänderungen erleiden, aber, einige Vocalelisionen ausgenommen, nicht ganz aufgehoben oder durch zu große Nachgiebigkeit und zu kühne Uebergänge ganz unkenntlich gemacht werden kann. Doch bietet das Sanskrit mehr als irgend eine andere der verwandten Sprachen Veranlassung zum Kampfe unverträglicher Consonanten dar, der aber meistens ehrbar und züchtig geführt wird . . . .
»Das Griechische und Lateinische sind im erhaltenen Zustande der Sprache dem erwähnten Consonanten-Kampfe entweder ganz aus dem Wege gegangen oder zeigen in den meisten Fällen in Ansehung des ersten der sich berührenden Consonanten zu große Nachgiebigkeit oder Unempfindlichkeit für einen Beytrag zur Bedeutung des Worts, indem sie denselben entweder ganz aufgeben oder zu stark verändern d. h. ihn aus den Grenzen seines Organs herausführen rc.«

Peter Schlemihls wundersame Geschichte mitgetheilt von Adalbert von Chamisso. Dritte Auflage mit neun Kupfertafeln. Nürnberg bey Joh. Leonh. Schrag. 1835. 143 Seit. Text mit farbigem Umschlag. broch. fl. 8.

Zum dritten Mal willkommen du edler, tiefer Sänger des menschlichen Herzens, denn in deiner, wenn gleich äußerlich ruhigen, Brust schlägt ein Herz die Pulsschläge aller Menschen des Erdballs. Noch bist du der Erste, der einer Aeolsharfe gleich die Stimmen des Ostens und des Westens, des Südens und des Nordens in deiner Seele resoniert. Schlemihl bist Du für Dich, wenn unverstanden; Schlemihle sind wohl alle, welche Dich verstehen, die Hand Dir entgegen strecken. Peter Schlemihl ist ganz Adalbert v. Chamisso, und wiederum Jedermann ganz, dem die Saiten des höheren Lebens in der ächten Stimmung sind; ganz besonders aber, wer von der diatonischen Leiter der Alltagsgefühle in die, nach Harmonie seufzende, chromatische geworfen, in dem Rückgriffe zum verschmähten Grundtone des Dreyklanges den Schlüssel zur Lösung der nothwendigen Dissonanzen, den Redux zum großen Thema des menschlichen Lebens findet.

Erstes Werk des Verfassers gibt es die Fülle des tiefen Gefühls, der Philosophie, und der religiösen Innigkeit des Verfassers auf eine Weise kund, die für alle fruchtbringend wird, welche ihn zu verstehen fähig sind. Jean Pauls Siebenkäs ist ein großes, bürgerliches Heldengedicht, in welchem sich der Dichter selbst in seiner Persönlichkeit ausschöpfte; Peter Schlemihl ist ein wissenschaftlich-philosophisches Heldengedicht, in dessen einfacher Melodie der Sage der Contrapunkt der Geschichte der Menschheit seine Fugen einflicht, und die Ewigkeit ihr Dies irae- dies illa, von unsichtbarem Chore, aus der tiefsten Oktave begleitend, einherschreiten läßt.

Leset den Peter Schlemihl, die ihr das Leben nur von dem Essen und Trinken, vom Tanzen und Jagen, vom Scherzen und Kosen, vom Wachen und Schlafen her kennt, und ihr werdet Scherz und Laune finden; ihr höret nur die einfache Melodie des Mährchens; leset den Peter Schlemihl, die ihr das Leben nur vom Handeln und Wandeln, vom Geben und Nehmen, vom Steigen und Fallen, vom Ehren und Zurücksetzen, vom Glanze und der Verachtung, vom Siege und der Niederlage her kennt, ihr findet euere innerste Geschichte und höret die Fugen des Contrapunktes eures Lebens, mit der Mahnung zur Lösung der Dissonanzen; leset den Peter Schlemihl, ihr, die ihr mit der Religion euer Gespötte treibt, und ihr, die ihr den Frieden des Glaubens noch nicht an den Schein der Welt verkauft habt, und habt ihr noch Ohren zu hören, so höret die drey Stimmen; aber der unsichtbare Chor wird eure Seele treffen: Dies irae! und der Donnerschlag des: Justo judicio Dei judicatus sum! Justo judicio Dei condemnatus sum! wird euch niederschmettern — um wiedererwachend einen neuen Weg zu wandeln; festen Blickes in das Jenseits und steten Lauschens des Dies illa des unsichtbaren Chores, werdet ihr der Seele Heil zu retten suchen. Den Schatten hattet ihr verkauft, aber die Seele wird euch bleiben.

Ja, an dem Explicit des Büchleins fanget das Incipit des Glaubens und des Lebens auf dem Wege und der Wahrheit an:

In principio erat Verbum.

Johannes I. Cap.

Dr. Kittel.

Der Kanizer-Brunnen (Kainzer-Brunnen) bey Partenkirchen, nebst seinen Umgebungen, von G. Ludwig Dieterich, Doktor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, praktischem Arzte zu München und einiger gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Mit einer Abbildung und Karte. München, 1834. Joseph Lindauer'sche Buchhandlung. (C. T. F. Sauer.) gr. 12. XII. u. 276 S.

Die vorliegende Schrift ist zwar in medicinischer und naturgeschichtlicher Hinsicht bereits in Nr. 106. der vorjährigen Annalen günstig beurtheilt worden; aber auch der topographische Theil derselben verdient eine rühmende Erwähnung, und Behufs einer zweyten Auflage, freundliche Mittheilung einiger nothwendig scheinender Berichtigungen und Ergänzungen.

Vor allem erfüllt Referent die angenehme Pflicht, überhaupt zu versichern, daß hierin eines der durch großartige Naturreize und sonsten merkwürdigsten Thäler des bayerischen Hochlandes, das Loisachthal im Landgerichte Werdenfels mit dem vereinigten Partnachthale so vollständig als genau, so schön als wahr geschildert sey. Badegästen und andern Fremden kann dieser Wegweiser um so zuversichtlicher empfohlen werden, als er, wie Ref., welcher die fraglichen Gegenden aus vieljähriger eigener Erfahrung kennt, verbürgen kann, solche, nebst ihren Gebirgen, Thälern und Schluchten, Ortschaften und Einwohnern, Alpen, Waldungen und Wiesen, Flüssen, Seen und Bächen, Strassen und Wegen u. s. w. bis ins kleinste Detail mit Wahrheit, Treue und Lebendigkeit, in blühender Sprache darstellt. So viel im Allgemeinen.

Aus dem Grunde, weil auch Manches, was in den naturgeschichtlichen und medicinischen Abtheilungen vorkömmt zu den topographischen Notizen gehört, wird nothwendig gefunden, die berichtigenden und ergänzenden Bemerkungen nach den Seiten zu ordnen.

S. 16 u. 17. Den angenehmen Spaziergang nach Schlattann kann man, ohne Beschwerde und mit vermehrten Vergnügen, bis zu der nächstgelegenen Ortschaft Höfl, welche aus zwey Häusern besteht (Schlattann hat deren drey) und eine kleine Strecke auswärts bis zu der Einöde Gschwand fortsetzen. In dem, aus 9 Häusern bestehenden Dörfchen Wambach befindet sich nicht nur eine Kapelle, sondern eine, unter die Pfarrey Partenkirchen gehörige Filialkirche. Vortreffliche Milch erhält man überall; eigentliche Alpenmilch aber nur an den seltenen Tagen, wenn sie, nach der Gebirgssprache (von den Alpen) abgetragen wird.

S. 24. Die Alpe, von welcher hier die Rede ist, heißt, wie der Berg, auf dem sie liegt, nicht Enning, sondern Nening. Auch die Schreibart Gramer ist irrig, in alten Urkunden und noch in neuer Zeit wird der Name dieses Gebirgs immer Cramer und Kramer geschrieben.

S. 26 u. 27. Der Name Schmelz ist keineswegs erst mit dem neuen Gebäude am Hammersbache entstanden, worin gegenwärtig Galmey geschmolzen wird, sondern bereits vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand in der nämlichen Gegend eine Eisenschmelz. Zu diesem ältern Gebäude, welches jetzt einem Sensen-Schmiede zur Wohnung und Werkstätte dient, wurde der Grundstein am 16. April 1733 in Gegenwart des Abtes von Ettal, Placidus II., als von dem damaligen Landesherrn, dem Freysingischen Fürstbischofe Johann Theodor Herzoge von Bayern, hierzu ernannten Kommissärs, von Joseph Grafen von Salern und Ludwig Grafen von Eschenbach a Bavaria *) gelegt. Zeugen dieser Handlung waren Franz Joseph und Wilhelm Freyherrn von Wendt, Brüder aus Westphalen, Ignaz von Kronenthal aus Oesterreich und Sigbert Graf von Heister aus Steyermark. Grundsteinleger und Zeugen waren Zöglinge der Ritterakademie (Paedogogii illustris) zu Ettal. Vorstehende Nachricht ist in einer zwischen zwey Gläsern in den Grund gelegten Schrift enthalten, mit dem Beysatze, daß der Berghauptmann Ludwig Freyherr von Maltiz der Erfinder des ganzen Werkes sey.

S. 28. Dieses Gebirge soll nicht Kahrwendel, sondern nach alten Urkunden und Akten, Garwendel geschrieben werden.

S. 29. Nicht Werdenfels, sondern Eschellohe (Eschenlohe) war die Stammburg der Grafen dieses Namens. Vergl. S. 154.

S. 31. Urkundlich kömmt immer Hellethal, Hellenthal, nie Höllenthal vor.

S. 32. Zur Lektüre in den Ruinen der Burg Werdenfels würde Ref. lieber Ossian oder Faust als Matthison empfehlen.

S. 34. Das dem berühmten Johann Holzeeischen Platfond bey St. Anton in keiner Weise zu vergleichende Freskogemälde in der Pfarrkirche zu Partenkirchen ist nicht von dem genannten Meister, sondern die Probearbeit eines in früher Jugend gestorbenen Augsburger Malers. Wohl aber prangt der Hochaltar dieser Pfarrkirche mit dem meisterhaft componirten Oelgemälde einer Himmelfahrt Mariens, welches der in Deutschland wenig bekannte Venetianer Bartholomäus Litterini im Jahre 1731 vollendet hat. Von dem nämlichen Künstler ist auch das vortreffliche Gemälde des Hauptaltars bey St. Anton, diesen Heiligen mit dem Kinde Jesu vorstellend. Was als Meßnerhäuschen angegeben worden, ist die kleine, aber artige und reinliche Wohnung des Hrn. Xaver Sammweber, früher Handelsmann in Modena, eines sehr biedern und unterrichteten Mannes, des letzten männlichen Sprößlings der Sammweberischen Familie, welcher der Markt Partenkirchen, neben vielen andern Verdiensten, die Errichtung der St. Antons-Kirche und das mit derselben verbundene vormals zu einem kleinen Priesterhause bestimmten Gebäudes, der nunmehrigen Beneficiatenwohnung, und die Stiftung des Beneficiums verdankt.

S. 43 sollte statt Fraueneibel stehen Frauenälbl (Frauenalplein).

S. 57 ist zu bemerken, daß der Wetterprophet Daniel schon einige Stunden außer den bayerischen Gränzen in Tyrol liege, welche Bemerkung auch von einigen andern Gebirgen gilt.

S. 63 — 65. Hinsichtlich desjenigen, was von der ehemaligen Klosterkirche zu Ettal gesagt worden ist, sind nachstehende Berichtigungen und Zusätze nothwendig. Ueber die, auf dem Hochaltar verwahrte, kleine Statue, in der Kloster- und Volks-Sprache die Frau Stifterin genannt, waren bisher sowohl jene, die sie als ein Bild der göttlichen Mutter verehrten, als die wenigen, welche in ihr eine Juno sehen wollten, der das Kind Jesu erst später beygegeben worden, darüber einverstanden, daß sie ein, wegen ihrer hohen Einfachheit, höchst schätzbares Kunstwerk sey. Man vergleiche z. B. Schranks bayerische Reise S. 71 u. 72. Die von Roman Boos aus Bley gegossenen vergoldeten zehn Basreliefs am Hochaltare, in der Höhe von 4 Schuhen 3 Zoll, stellen nicht die Leidensgeschichte des Heilandes, sondern Abschnitte aus dem Leben Mariens vor; nur die vier,

*) Natürlichen Söhnen des Churfürsten Maximilian Emanuel. Jener starb, bekanntlich, als bayerischer Generalfeldzeugmeister; dieser trat, unter dem Ordens-Namen Bernard, in die Benediktiner-Abtey Ettal, und wurde im Jahre 1761 zum dortigen Abt erwählt.

7½ Schuh hohen, von Holz gearbeiteten vergoldeten Basreliefs an den Wänden gehören zur eigentlichen Geschichte des Erlöses. Unter den verschiedenen Arten von Marmor, aus denen der Hochaltar zusammengesetzt ist, sind die kleinen runden Stücke an den beyden Seiten des Tabernackels in der Mitte von dem ungemein schönen schwarz und weißen Marmor, welcher im Werdenfelsischen am Grasecker Berge gegen die Klamm zu gebrochen worden ist. *) Das herrliche Freskogemälde am Gewölbe der Kapelle ist eine Fortsetzung des eben so schönen Oelgemäldes im Hochaltare Mariens Himmelfahrt. Das Freskogemälde der äußern Kirche, welches freylich mit dem Knollerischen Meisterwerke keine Vergleichung aushält, ist von Johann Jakob Zeiler von Ro[illegible]a ebenfalls in Tyrol. Auch die Knollerischen Oel-[illegible]lde an den Seitenaltären, S. Sebastian, welches zu Rom den ersten Preis erhielt, S. Katharina, und die heilige Familie, eine seiner letzten Arbeiten, sind von hohem Werthe. Ein vorzügliches Meisterstück von ihm, die Abnahme vom Kreuze, ist in die Pfarrkirche zu Weilheim gekommen.

*) Ueber die Werdenfelsischen Steinbrüche wird ein eigener Aufsatz folgen.

S. 66. Der Platz auf dem Wege von S. Anton nach Osterberg, wo die kleine hölzerne Kapelle steht, ist allerdings hiezu geeignet; aber in ihrem gegenwärtigen Zustande ist sie gar zu ärmlich: sie erwartet einen frommen Wohlthäter, welcher mit wenigen Gulden Etwas herstellen kann, das das Gemüth des Wanderers freudig und trostvoll anspricht und erhebt.

S. 92 sollte statt Naiternach Nadernach (vor Alters Nadernach) und ebendaselbst statt schiffbar floßbar stehen.

S. 93. Unter den Seen ist der nächst am Simetsberg (Simonsberg) gelegene, vorhin dem Kloster Ettal angehörige, „4 Tagwerk tränkende" Wildsee besonders merkwürdig. Von demselben ist schon im 16ten Jahrhundert aufgezeichnet, und im 17ten wiederholt worden: „Wildsee deß genießt niemandts, wirdt darumb also genant, daß (weil) wen man darin (einen Stein) werff, so grollt vnnd tundert es zu handt greilich, vnnd (auch) gerath khein Visch darin, dann obschonn ye zu Zeiten Visch darin geworffen, so sey (ist) doch kheiner heenach wider gefundten noch gefangen worden."

S. 102. Ueber den Werdenfelsischen Bergbau wird die nachstehende Tabelle nähere Auskunft ertheilen.

Gegend.	Erze.	Zeit.
Auf der Hammersbacher-Alpe	Eisen	1419.
		1449 — 1452.
		1568.
	Eisen und Galmey.	1576 — 1603.
		1624 — 1626.
	Eisen	1627 — 1748.
		1767.
		1793 — 1795.
An einem unbekannten Orte	Silber	1424.
		1476 u. 1477.
Am Garwendel	Galmey	1533 — 1565.
Am Kramer	Galmey	1586.
In der Laiter bey Mittenwald	Bley	1706.
Auf der Grainaueralpe im Osterfeld	Bley	1721.
		1727.
Auf der Gaiff im Stoiben	Galmey	1765 u. 1766.
In Nening bey der Lainerwiese	Eisen	1765.
Im Stoiben	Bley	1766 u. 1767.
Am Wachsenstein bey der Stange	Bley	1791 u. 1792.
		1793 u. 1795.
Im Nening am Hirschbühel	Eisen	1794 u. 1795.

Kleine Versuche sind hierin nicht aufgenommen worden. *)

(Schluß folgt.)

*) Eine kurze aktenmäßige Geschichte des Werdenfelsischen Bergbaues wird vielleicht im Laufe des gegenwärtigen Jahres erscheinen.

Nr. XVII. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 30. April 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 35.

Inhalt

Der Kanizer-Brunnen (Kainzer-Brunnen) bey Partenkirchen, nebst seinen Umgebungen, von G. Ludwig Dieterich, Doktor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, praktischem Arzte zu München und einiger gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Mit einer Abbildung und Karte. München, 1834. Joseph Lindauer'sche Buchhandlung. (C. T. F. Sauer.) gr. 12. XII. u. 276 S.

(Schluß.)

S. 104. Auch der, in den Garmischer Wiesen entlegene Petersbrunnen, von welchem schon Dr. Franz Grünwaldt in den neu fortgesetzten Parnasso Boico, VI. Versammlung 1737 S. 65 u. 66 eine kleine Nachricht ertheilt hat, ist einer besondern Rücksicht würdig.

S. 111. Die Werdenfelsische Flora hat früher das Glück gehabt, von den ausgezeichneten Botanikern, Hrn. Grafen von Sternberg, Herrn Grafen von Debray und Hrn. Professor Duval untersucht zu werden.

S. 134. Daß auch edlere Gattungen von Obstbäumen sehr gut fortkommen, ist durch das Beyspiel des ehemaligen Pfarrers von Partenkirchen Herrn Cbuno Enz bewiesen, welcher in seinem Garten die feinsten Obstsorten mit dem glücklichsten Erfolge gepflanzt und gepelzt hat.

S. 138. Der gemeine Hase (Lepus timidus) war in den Werdenfelsischen Thälern von jeher in großer Anzahl einheimisch, und selbst nach der, dem nachbarlichen Wildstande sehr schädlichen, tyrolischen Insurrektion wurden jährlich noch viele, in der Nähe der Ortschaften und Felder, in den Wiesen, und den kleinen Waldungen der Vorberge geschossen; daß sie in der kurzen Zwischenzeit ganz ausgerottet worden seyn sollen, ist kaum glaublich.

S. 138 u. 139. Luchse und Wölfe erscheinen äußerst selten, und wenn sich einer aus den benachbarten tyrolischen Waldungen in die Werdenfelsische verirrt, wird er durch das Forst- und Jagdpersonale mit Schießgewehr und Fangeisen, dann durch allgemeines Aufgebot der nächsten Gemeinden so lang verfolgt, bis er entweder sich wiederum zurückzieht, oder getödtet ist. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden auch von Zeit zu Zeit Bären gefangen und geschossen. Noch sind an der Hausthüre der ehemaligen Jägerfamilie Oßler in Obergrainau zwey, noch vorwenigen Jahren drey Bärenschädel zu sehen, und diese Oßler wurden wegen den erlegten Bären allgemein die Bären zugenannt.

S. 154. Die ehemalige Grafschaft Werdenfels bestand aus nachbenannten Ortschaften; Loisachthal: Garmisch (Germansgaw, Germansgey), Schmelz, Ober- und Untergrainau (Grünaw), Hammersbach, Eybsee (Lacus Ibse), Riß, Wang, Farchant (Forrahaida, Vorhatt, Vorhait) *) Partnachthal, Partenkirchen (das römische Parthanum), Wamberg, Reinthal, Graseck, Osterberg, Schlattan, Höfl, Gschwand, Kaltenbrunn, Gerold, Klaiß, Isarthal: Mittenwald (nach Aventin, das römische Inutrium), Lautersee, Ellmau, Barmsee, Krün, Walgau (Walhogoi), Sochensee. In der neuesten Zeit

*) Daß, wie angegeben worden, jemals die Schwaige Wang Gschwand, das Dorf Farchant Forchheim geheissen haben sollen, wird nirgends nachgewiesen werden können.

sind von den angrenzenden Landgerichten Schongau und Weilheim bedeutende Theile dem Landgerichte Werdenfels einverleibt worden.

S. 156 und 157 sind mehrere Namen der Werdenfelsischen Pfleger fehlerhaft abgedruckt, und in folgender Weise zu verbessern: Man lese statt Pürcher — Puecher, statt Leidterbeck — Leitenbeck, statt Atenzell — Atzenzell, statt Wenzing — Wensing, statt Gerbeck — Geebeck, statt Ittmau — Ettmau.

S. 160. Das Landgericht bestand schon unter Freysingischer Regierung; nur die Landgerichts-Schreiberey wurde in ein Rentamt umgewandelt.

S. 161 ist der Stand des Hornviehes gewiß zu gering angegeben. Das Resultat einer im Jahre 1804 von Haus zu Haus mit der möglichsten Genauigkeit vorgenommenen Zählung bewies folgenden Viehstand: 546 Pferde, 682 Ochsen, 2206 Kühe, 1293 Rinder, 1409 Schafe und 499 Ziegen: wobey noch zu bemerken ist, daß, weil diese Zählung im Winter geschah, hierin die nicht wenigen Stücke, welche in jedem Jahre, zur Einschlagung auf die Alpen, aus andern Gegenden erst im Sommer angekauft werden, nicht mitgerechnet sind.

Daselbst. Unter den Gypsbrüchen verdient das mächtige Gypslager bey Partenkirchen besondere Erwähnung.

S. 161 — 172. Immer bleibt es ein mißliches Unternehmen, über den Charakter einer ganzen Völkerschaft (groß oder klein macht hier keinen Unterschied) durch ein allgemeines Urtheil, zumal wenn es nicht auf vieljährige und vielseitige eigene Erfahrung gegründet ist, absprechen zu wollen. Der zwischen den Werdenfelsern und Fichtelbergern aufgestellten Parallele kann daher kein unbedingter Beyfall gegeben werden. Der beschränkte Raum gestattet keine umständliche Ausführung. Ref. bemerkt daher nur in Kürze, daß derjenige, welcher Werdenfels mit der idyllischen Erwartung bereisen wollte, die früheren Eigenschaften der Gebirgsvölker in unverdorbenen, aufrichtigen, gemüthlichen, fromm-religiösen Naturkindern noch zu finden, sich im Allgemeinen, unangenehm getäuscht sehen würde. Seit den letzten fünfzig Jahren ist eine große Veränderung eingetreten. Der gewöhnliche lange Aufenthalt so vieler Werdenfelser als Handelsleute im Auslande, der gesteigerte Luxus, die mit dem Viehhandel verbundene Neigung zu mancherley Betrügereyen und ganz besonders die ausgebreitete Schmuggeley u. s. w. haben bedauerliches Sittenverderbniß bereitet. Daß es jedoch allerdings überall, besonders auf den Bergen und in den kleinern Nebenthälern viele und sehr ehrenwerthe Ausnahmen gebe, versteht sich von selbst, so wie nicht verkannt werden kann, daß alle Ortschaften von einem schönen, kräftigen, durch gesunden Menschenverstand ausgezeichneten, jeder Belehrung empfänglichen, frohsinnigen, derbnaiven Menschenschlage bewohnt werden. Unter manchen guten Eigenschaften verdient vorzüglich der schöne Zug von Versöhnlichkeit bemerkt zu werden, mit welcher selbst grobe Unbilden und Beleidigungen, wenn sie nicht in der ersten Hitze mit schneller Rache erwidert werden, in der kürzesten Zeit verziehen, und für immer vergessen werden. Was weiters unangenehm auffällt, ist die Abwürdigung des in den Gebiegen einheimischen, mit manchen Erinnerungen an die Vorzeit verbundenen Dialektes (daß das ehemalige Gurgeln der Obergrainauer nicht mehr bemerkt werde, ist wohl der kleinste Schaden) und die unvortheilhafte Abänderung der Nationaltracht, besonders der weiblichen.

S. 215. Der Verfasser des Aufsatzes über die Burg Werdenfels in des Freyherrn von Hormayr Taschenbuche für vaterländische Geschichte vom Jahre 1832 hatte in der Anmerkung 1. S. 18 die Vermuthung geäußert, daß die Heilbäder Kainzenbad und Petersbad zur Zeit der Römer, deren Cohors prima Herculea Rhaetorum die Station Parthanum (Partenkirchen) mit ihrem Kastelle bleibend besetzt hätte, denselben nicht unbekannt und unbenützt geblieben seyn werden. Dagegen wird hier eingewendet: So wenig sich Etwas über römische Alterthümer in Partenkirchen nachweisen lasse (Doch! Meilenstein und Münzen) noch viel weniger könne man darthun, daß der Brunnen den Römern bekannt gewesen wäre. Aber nach welcher Logik ist Vermuthen und Darthun (Beweisen) einerley? und ist es nur wahrscheinlich, daß der am ebenen Fuße des Vorgebirges der alten Römerstraße so nahe gelegene Brunnen den an Bäder so gewöhnten Römern unbekannt geblieben seyn solle?

S. 245 Anmerkung. Allerdings wurde das Wasser des Kainzen-Brunnens schon vor mehreren Jahren versendet, und es war in der Marktbeiterischen Handlung zu München vorräthig.

Schon im Eingang dieser Anzeige ist der Schreibart des Herrn Verfassers das gebührende Lob ertheilt worden; doch ist zu wünschen, daß bey einer zweyten Auflage einige wenige überspannte Ausdrücke z. B. S. 21 der hohe und antike Hintergrund einer Schlucht, Seite 52 die antiken Umgebungen des Stuibensees, S. 24 der säulenförmige Kramer, S. 167 die fressende Menschlichkeit u. dgl. weggelassen werden.

Eine zweyte Auflage könnte dadurch sich sehr vortheilhaft auszeichnen, wenn auch das Werdenfelsische Isar-Thal in den Plan mit aufgenommen, und die Ausflüge von Partenkirchen nach Mittenwald, über Barmsee nach Krün und Waalgau u. s. w. geschildert würden.

Die Verlagshandlung hat, nach ihrer rühmlichen Gewohnheit, für eine schöne Ausstattung gesorgt, nur fällt unangenehm auf, daß in der Abbildung des Marktes Partenkirchen und seiner Umgebung von dem Kainzenbade keine Spur zu sehen ist.

Schließlich wird der, gewiß vielen eigene, Wunsch wiederholt, daß der Kainzerbrunnen, nach Herrn Professors Dr. Buchner gründlicher Untersuchung und vollgültiger Beurtheilung, das reinste aller vaterländischen Heilbäder, ohne weitern Verzug durch Herstellung der nothwendigen Gebäude (Steine, Kalk und Holz sind ganz in der Nähe und wohlfeil) Ankauf einiger nächstangränzender Grundstücke und Bergwiesen (gerade in der Gegend des Bades sind die Grundstücke in geringerem Werthe) und einige wenig kostbare, doch sehr erfreuliche Verschönerungen in einen Stand gesetzt werden möchte, welcher bey der allgemein anerkannten Heilkraft dieser Quelle und den überraschenden Naturschönheiten der Umgebung, eine vortheilhafte Rivalität mit den meisten inländischen und deutschen kalten Bädern begründen würde. Der erforderliche Aufwand von einigen tausend Gulden würde sicher sich reichlich verzinsen.

h h.

Ueber den Religions-Unterricht an Gymnasien und ähnlichen Unterrichts-Anstalten, von Julius Hamberger, Religionslehrer am königl. bayer. Cadetten-Corps und an der königlichen Pagerie. München, 1835. Jos. Lindauersche Buchhandlung (S. J. Sauer).

Ref. fühlt sich verpflichtet, vorliegendes Schriftchen allen Religionslehrern zur sorgfältigsten Prüfung dringend zu empfehlen. Es ist darin ein Gegenstand angeregt, welcher für Jeden, der es mit der Gründlichkeit und Gediegenheit einer ächt religiösen Bildung der studierenden Jugend ernstlich und aufrichtig meint, von dem höchsten Interesse seyn muß. Der Verf. schildert zuerst in kurzen Zügen, wie sich in der Kindheit und sodann im Knabenalter das religiöse Bewußtseyn zuerst zu regen pflegt, und wie der Eintritt ins Jünglingsalter, in welchem eine wahre Scheidung des Leiblichen und Geistigen, das in der Jugendzeit noch in einander bestehe, vorgehe, zugleich eine Entscheidung für die Herrschaft des einen von beyden über das andere herbeyführe, je nachdem eben schon von der Kindheit her das Gemüth die Richtung nach dem Göttlichen, oder nach dem Weltlichen in sich aufgenommen. In welchen aber ein solcher Sieg des Himmlischen über das Weltliche aufgegangen, in denen wird sich nun die Macht der religiösen Gefühle in einem solchen Grade erheben, daß sie sich in einem gewissen Gegensatze gegen die irdische Existenz fühlen, die ihnen etwas niedriges geworden. Aber eben die Stärke dieser Gefühle ist es, welche den religiösen Begriffen einen lebendigen Inhalt verleiht und auf diese Weise das von der Erde und der Zeitlichkeit abgewendete Gemüth auf eine höhere Weise, ohne die göttliche Erhebung einzubüßen, zu ihr wieder zurückbringt. Vorzüglich die dem praktischen Leben zugewendeten Menschen gelangen am ehesten dahin, in beständiger Vereinigung mit Gott zu verbleiben.

Anders aber bey denjenigen, die in ihrer Jugend darauf vorbereitet werden, in den Kreisen des Denkens und Wissens vorzüglich sich zu bewegen. Indem sie neben den Wahrheiten der Religion noch vielerley andersartige Erkenntnisse sich zu erwerben haben, können sie in einen bedenklichen Kampf gerathen, wo es sich darum handelt, ob die übrigen Erkenntnisse gegen die religiösen Wahrheiten oder diese gegen jene einen ausschließenden Sieg erlangen oder vielleicht die Religionswahrheiten ganz für sich und die andern Erkenntnisse ebenfalls für sich, oder endlich die letztere in der angemessenen Unterordnung unter die erstern bestehen sollen. Nachdem nun der Verfasser die aus diesen Wirrnissen unvermeidlich entspringenden Nachtheile kurz, aber einleuchtend aufgedeckt und gezeigt, daß daher hauptsächlich das Unglück unserer Tage abzuleiten sey, erscheint es ihm als dringendes Bedürfniß, dafür zu sorgen, daß der reifern und auch bereits mit andern Kenntnissen auszustattenden Jugend der Religionsunterricht in solcher Weise ertheilt werde, daß derselbe nicht bloß, wie man wohl zu thun pflegt, der erste und wichtigste Unterricht genannt, sondern in der That auch als solcher, d. h. als alle andern wissenschaftlichen Erkenntnisse und das ganze Leben unter sich begreifend und beherrschend dargestellt wird. Hierdurch allein könnte jener innere Kampf auf würdige Weise entschieden, und allen bereits angedeuteten Nachtheilen glücklich entgangen, dabey aber auch die Religiösität in dem jugendlichen Gemüthe auf das erfreulichste entwickelt und zugleich wahre Lust und der edelste Trieb zu dem Studium der andern Wissenschaften hervorgerufen werden.

Nichts also darf von diesem Unterrichte ausgeschlossen, sondern es müssen gewissermassen alle Wissenschaften in ihn aufgenommen werden, weil es sich darum handelt, zu zeigen, wie alles Wissen, Natur also und Geschichte im weitesten Sinne des Wortes, auf Gott und Religion zurückbezogen werden müssen. Da jedoch keineswegs alle Wissenschaften bereits in solcher Weise und dergestalt zur Vollkommenheit gebracht sind, daß sich in denselben überall die Religion abspiegelte und dieselbe in ihnen zugleich mit erfaßt werden könnte, so können in unserm Religionsunterricht theils nur gleichsam die Principien aller jener Wissenschaften, theils nur die edelsten und vollendetsten Resultate derselben, nur dasjenige also, was von der Religion geradezu ausgeht oder ganz und gar auf dieselbe wieder zurückführt, seinen Platz finden. Keine Vielwisserey soll mithin Statt

finden, sondern vielmehr alles Wissen des jungen Menschen in diesem Unterrichte gerade zu der höchsten Einfachheit gebracht werden. Hiedurch würde dem nachfolgenden philosophischen Studium auf der Hochschule trefflich vorgearbeitet, nicht aber vorgegriffen! — indem unser Religionsunterricht allerdings an dem Gymnasium das, was an der Hochschule die Philosophie ist, keineswegs jedoch schon die Philosophie selbst seyn würde. Die Anordnung des Inhaltes dürfte nicht eine eigentlich systematische oder künstliche seyn, sondern müßte ganz der Folge der Gegenstände selbst entsprechen. Sie würde demnach geschichtlicher Natur und so beschaffen seyn müssen, daß ein Punkt dem andern seine nähere Bestimmung gibt und in sein wahres Licht ihn zu setzen dient. Um die Vorstellung eines so beschaffenen Religionsunterrichtes näher zu veranschaulichen, gibt nun der Verf. einen kurzen Entwurf desselben und es ist nicht zu läugnen, daß die Betrachtung desselben die Ansicht des Verf. in helles Licht zu setzen und von ihrer Wahrheit zu überzeugen im hohen Maße geeignet ist.

Dieser kurze Entwurf zeugt von eben so tiefer Auffassung des Christenthums und spekulativer Weltanschauung überhaupt, als von der Gabe, jene Resultate einer tiefsinnigen Philosophie in der einfachsten Darstellung und klarsten Entwicklung wiederzugeben, wir sie der von dem Verfasser für den Religionsunterricht an Gymnasien geforderten, zwischen dem bloßen Katechismus-Unterricht auf der einen und dem streng philosophischen Vortrage auf der andern Seite die Mitte haltenden Darstellungsart durchaus gemäß ist.

Leider indessen steht sehr zu zweifeln, ob der Verf. mit seiner Idee unter der Mehrheit seiner Zeitgenossen Zustimmung erhalten wird — aus dem einfachen Grunde, weil ein Religionsunterricht in der vorgeschlagenen Weise bey den Religionslehrern eine Tiefe der Bildung und eine spekulativ durchgebildete Weltanschauung voraussetzt, welche sich dermalen nicht immer finden möchte. Der Verf. dürfte sich daher sehr täuschen, wenn er erwarten sollte, es dürfte sich Dieser oder Jener durch seine Schrift angeregt fühlen, eine Arbeit in diesem Sinne zu unternehmen. Es wird ihm eben nichts übrig bleiben, als selbst Hand an das Werk zu legen und die Möglichkeit der Realisirung seiner Idee durch die That der Realisirung faktisch zu erweisen. Dann dürfte sich unseres Ermessens der Verf. wohl versprechen, daß seine Idee, von deren Wahrheit wir innig überzeugt sind und deren Realisirung zuverläßig die segenreichsten Früchte bringen würde, allgemeinern Anklang und Eingang finden und durch Belehrung der Lehrer eine heilsame Umgestaltung der Lehrart der Religion herbeyführen würde.

Ankündigung einer neuen Ausgabe des Ulfila.

Die Kenntniß des ältesten Zustandes der germanischen Sprache beruht bekanntlich, außer den wenigen Wortüberbleibseln bey römischen und griechischen Schriftstellern, auf der gothischen Sprache, der Sprache des wie es scheint gebildetsten deutschen Volksstammes, deren ehrwürdige Denkmäler uns glücklich erhalten worden sind.

Außer den zweyen ravennatischen Urkunden (in Arezzo und Neapel), unter welchen gothische Geistliche in ihrer Muttersprache unterzeichneten, ist uns durch wundersame Fügung ein großer Theil der Bibelübersetzung des gothischen Bischofes Ulfila gerettet worden. Im Jahre 1648, kurz vor dem westphälischen Friedensschluße, wurde bey der Eroberung von Prag durch die Schweden der von der Abtey Werden dorthin geflüchtete sogenannte silberne Codex nach Stockholm entführt, um — nach mancherley seltsamen Rückwanderungen nach den Niederlanden, in Upsala dauernd der germanischen Sprachforschung gesichert zu werden.

Dieser Codex Argenteus (silbern in seiner gothischen Schrift auf violettem Pergamente, massiv silbern in seinem spätern Einbande) enthält bedeutende Stücke der vier Evangelien in gothischer Sprache, die schmerzlich nach den freylich nicht weniger bedeutenden Lücken, so wie nach der Uebersetzung des A. T. uns blicken ließen, welches nach dem Zeugnisse der griechischen Kirchenschriftsteller und selbst jüdischer Rabinen Ulfila zum größten Theile auch übersetzt hatte.

Bald nach jenen Schicksalen des silbernen Codex gab der thätige Franz Junius denselben heraus, bald darnach auch Stjernhjelm. Beyde schöpften aus der Quelle. Beyde Ausgaben aber litten an wesentlichen Lesefehlern, so wie der Zeitkenntniß gemäß, die lexikalisch-grammatische Erklärung an wesentlichen Mängeln. Selbst aber auch Benzel, welcher den Codex von Neuem verglich, that in seiner Ausgabe bey Weitem nicht, was man hätte erwarten oder wünschen sollen. Erst Ihre erwarb sich das Verdienst, das durch Alter und Schreibweise ziemlich verdorbene Manuscript genau zu lesen, und wer dasselbe gesehen hat, muß erstaunen über das, was er mit damaligen Hülfsmitteln leistete. Auf seiner Lesung und Leistung beruht die vor 30 Jahren erschienene Ausgabe von Zahn, der wörtlich Ihre's und auch Fulda's und Reinwald's Arbeiten benützte, den Codex aber nicht gesehen hatte, sich deßhalb blind auf seinen Gewährsmann verlassen mußte, und selber auch nicht durchgreifende Sprachkenntniß genug besaß. Die Ausgabe mußte daher weit hinter den Anforderungen an einen diplomatisch und kritisch beglaubigten Abdruck des Codex Argenteus zurückbleiben, so wie die grammatisch-lexikalische Behandlung des Sprachstoffes hinter der

erst später, vornehmlich durch J. Grimm's Grammatik geschärften Sprachanschauung.

Der Wunsch nach einer erneuten und vergewisserten Lesung des Upsaler Codex mußte aber um so lebhafter erwachen, als uns seit 1817 durch immer wundersamere Fügung in mailändischen und später auch römischen Palimpsesten ein bedeutender Theil der in dem silbernen Codex fehlenden Glieder des N. T. namentlich neben ergänzenden Bruchstücken des Evangelii Matthäi, fast sämmtlicher Briefe des Apostel Paulus (selbst in doppelten Texten!) aber auch Stücke des A. T. erschlossen wurden, von denen 1819 ein Specimen, 1829 der 2te Brief an die Korinther, 1834 der erste Brief an die Korinther erschien; im letztgenannten Jahre zugleich durch die Fürsorge und Beförderung S. K. Hoheit des Kronprinzen von Bayern aus jenen römischen und mailändischen Handschriften noch die gothische Uebersetzung eines für die Sitten- und Kirchengeschichte der Gothen wichtigen semiarianischen Werkes durch Unterzeichneten, *) der von Seiten Se. K. Hoheit des Kronprinzen gleichfalls einem ferneren Auftrage nach Upsala zu reisen entgegen sehen konnte.

Inzwischen hatte sich der Herr Regierungsrath H. C. von der Gabelentz und Herr Dr. J. Löbe in Altenburg zu einer neuen Gesammtausgabe des Ulfila verbunden, und war der Letztere zu diesem Zwecke im vorigen Sommer nach Upsala gereist, wo es ihm denn auch durch die vorzügliche und der öffentlichen Anerkennung werthe Gefälligkeit der Herrn Bibliothekare (besonders Schröder und Kant) eine, so weit es nach menschlichen Kräften möglich, diplomatisch-getreue Abschrift heimzuführen gelang.

Dabey hat sich gezeigt, daß in dem Codex Argenteus allerdings durch den ursprünglichen Schreiber sich mehrere offenbare Fehler eingeschlichen haben, oder sich sonst seltsame bisher gelesene Formen wirklich vorfinden: z. B. Matth. 5, 23. áibr **); Matth. 9, 16 das unerklärliche tharihis; oder Matth. 7, 23 das verdächtige unsibjana; Mark. 9, 22, valvisôda; Mark. 15, 9, hvarjô. Auf der andern Seite aber ergab sich auch, daß theils kenntnißloses, theils ungenaues Lesen und Vergleichen Dinge im Codex gefunden hatte, die gar nicht darin stehen, vielmehr haben sich manche Conjecturen, welche neuerdings an manchen Stellen gemacht worden sind, als richtig bestätigt; manche andere Stellen aber sind jetzt auch zum ersten Male richtig gelesen worden, wo früher Irrthümer aus einer Ausgabe in die andere übergegangen waren und die selbst Ihre nicht bemerkt und verbessert hatte. So hat sich Grimm's (und früher Zahn's) Vermuthung Mrk. 10, 29, háimôthlja (statt haimothaja) ꝛc. durch den Augenschein bestätigt. So sind an Stellen, wie Matth. 6, 27. statt des falschen seinan alleina, Luk. 18, 12. taihundôndái allái-, Mrk. 11, 33. du ïna u. v. a. die richtigen Lesarten gefunden werden. So ergab sich Mark. 5, 15. unhráinjans galithun; Luk. 4, 27. háileisáiu; Luk. 7, 30. fragvêthun, Lk. 8, 14. saúrgôm. Ueber andere Stellen aber konnte leider an Ort und Stelle selbst keine Auskunft mehr erlangt werden, da sich bey genauer Untersuchung leider ergab, daß — wieder etwa eilf Blätter (durch einen diebdinischen Bibliomanen ausgerissen?) fehlten. —

Die von den Herren von der Gabelentz und Dr. Löbe nunmehr beabsichtigte neue Ausgabe der gothischen Bibelübersetzung Ulfila's soll aber nicht blos den berichtigten Text des Upsaler Codex Argenteus enthalten, sondern auch sämmtliche in Italien gefundenen und herausgegebenen Bruchstücke, die nur in einzelnen theuren Bänden zu haben sind. Dem genauesten Textabdrucke (in lateinischen Lettern, wobey für das gothische ϕ das isländisch-angelsächsische þ, für X ein x, für U ein q, für Y ein v, für Θ ein w gewählt werden soll, so daß jeder gothische Buchstabe durch einen lateinischen ausgedrückt wird, soll eine lateinische Uebersetzung beygegeben werden, die weder ungenau noch unlateinisch, doch ganz wörtlich seyn soll, damit auch dem nicht Gothisch Verstehenden möglich werde, das Verhältniß des griechischen Originals und der gothischen Uebersetzung ermessen und würdigen zu lernen. Auf die Verschiedenheit beyder soll in den Anmerkungen fortwährend Rücksicht genommen, so wie dieselben auch einen vollständigen kritischen Apparat aus den übrigen Ausgaben enthalten werden.

Mit zwey mäßigen Bänden, davon der eine die Bruchstücke aus Moses, Esra, Nehemia, Psalmen nebst den Evangelien, der andre die paulinischen Briefe enthalten soll, wird das Ganze geschlossen seyn, dem dann noch ein vollständiges Wörterbuch der gothischen Sprache, so wie eine gothische Grammatik folgen sollen.

Eine solche Ausgabe dürfte nicht nur den Sprachforschern, sondern auch den Theologen höchst willkommen seyn, welche sich mit der Kritik des N. T. beschäftigen. Es sind der Stellen fast unzählige, wo die Abweichungen der gothischen Uebersetzung vom griechischen Texte entweder gar nicht angemerkt sind oder wo derselben etwas beygelegt wird, was gar nicht in ihr steht, oder wo ein Mangel angezeigt ist, der sich nicht in ihr findet.

Die Arbeit ist so weit gediehen, daß, würden die noch übrigen mailändischen Reste versprochener Maßen rasch nachgeliefert, der Druck bald beginnen könnte. Doch erscheint der Text mit Uebersetzung und Anmerkungen bestimmt Ostern 1836, Glossar und Grammatik später.

*) Siehe Bayerische Annalen: 1834, Nr. 41. 121. 124. 127. 1835, Nr. 2. 3.

**) Nicht etwa gibr, gibj, am wenigsten giba, welches im folgende Versen wirklich folgt (giba theina), wogegen das thein anstreitet.

Es gereicht dem Unterzeichneten zu besonderem Vergnügen die oben stehende Anzeige, aus brieflichen Mittheilungen der Herren Herausgeber vervollständigt, auch durch die bayerischen Annalen zur fördernden Verbreitung bringen zu können.

H. F. Maßmann, D. Professor.

Andeutungen zu einer tiefern Begründung der Geschichte der religiösen Kunst. Von Friedrich Beck. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde zu München. München. 1834. Gedruckt bey Carl Wolf. 4. 22 S.

Mit Freude, ja wir bekennen, mit einer Art freudiger Rührung übernehmen wir es, über eine Schrift Bericht abzustatten, welche in gedrängter Kürze den Hauptinbegriff der eigentlich leitenden Principien für die Geschichte der Kunst darlegt. — Je länger das Erscheinen einer Begebenheit, von der wir wohlthätigen Einfluß auf das Leben hoffen, zögert, je größer wird die freudige Regung seyn, womit wir sie dann endlich empfangen. — Das Studium der Kunstgeschichte erscheint leider auf dem sonst überreich treibenden und sprossenden Boden unserer Litteratur in den sterilsten, am wenigsten von erleuchtender Sonne beschienenen Winkel verbannt, der Pflanze schien nur das kränkelnde Leben gefristet, um doch im großen Register auch ihren Namen aufzuführen. — Nicht etwa, als ob sie sich nicht durch Samen vermehrt, und neue Pflanzen getrieben hätten, aber diese entbehrten eben wiederum der Sorge und Pflege, sie trugen das dürftige kranke Gepräge ihrer Abstammung und waren in einer Weise von Unkraut überragt, daß sich ihre Existenz auch dem forschenden Auge kaum verrieth! So mochte denn mancher Unkundige die Disteln für die eigentlich hier erzielten Pflanzen halten und sich wundern, wie man am Anbau eines so unerfreulichen Gewächses Gefallen finden möge. Bis **jetzt** ermangelte das Studium der Kunstgeschichte durchaus alles höhern Lichtes, ein todter Materialismus erschien als Agens fast in jedem neuen Erzeugniß in diesem Gebiete. Wenn vor längeren Jahren Männer wie Schlegel, Thiek, auch Novalis und andere es versuchten, auf eine höhere Bedeutung der Kunst und ihres historischen Lebens hinzudeuten, so war theils die Art und Weise, in welcher sie ihre Ideen mittheilten, nicht frey von einem gewissen kränkelnden, Alles in unbestimmte allgemein-mystische Andeutungen verhüllenden Beysatze, welches auch den Geneigten Mißtrauen einflößte gegen die Klarheit der leitenden Principien, theils war auch wohl der Mangel ersteren Studiums schuld, daß jenes lobenswerthe Streben nur eines ephemeren Lebens sich erfreute. Im Verborgenen scheint seitdem ein reger, tiefer eindringender Geist thätig gewesen zu seyn. Namentlich erscheint als ein erfreuliches Zeichen einer gesunden Thätigkeit, daß im Gegensatze mit der Gewohnheit unserer neuen Zeit, welche das Kind schon kritisch bespricht, fast ehe es geboren, sich längere Jahre hindurch eine neue jugendliche Kunst entfaltete, die ihren frischen Trieb großen Theils dem Studium der Geschichte zu verdanken hatte, wenn sie anderer Seits aus dem allgemeinen sichtbar werdenden Drange des Lebens nach Höherem erwuchs, ehe in bedeutenden Schriften darüber die öffentliche Meinung zum Urtheile aufgefordert wurde. — Die tägliche Journallitteratur verdient hier natürlich keine Berücksichtigung, zumal da sie, was den Zweig der Kunst betrifft, die Strafe für ihre Alltäglichkeit in dem öffentlichen Unwillen darüber gefunden hat, wo es denn natürlich, wie überall im Leben, auch nicht an extravaganten Hervortreten und Aussprechen der Ansichten mangelt. Denn selten mag männlicher Bedacht sich ohne Ausbrüche jugendlichen Uebermuthes entwickeln. — Was nun die vorliegende Schrift betrifft, so erscheint dieselbe als Resultat eines ruhigen, männlichen Forschens, eines mit eben der Schärfe des Verstandes wie Tiefe des edelsten religiösen Gefühls eindringenden Geistes. — Wir sehen in ihr die Wirkung nicht einer abgesonderten psychischen Kraft, sondern ein gleichmäßiges, kräftiges Zusammenwirken ihrer Gesammtheit. — Es ist diese Vereinigung, dieß gegenseitige Unterstützen der verschiedenen Wirksamkeiten des seelischen Elementes um so erfreulicher, je seltener es in neuerer Zeit gedeihen wollte, da auf der einen Seite der bloß speculative objective Verstand, ihm gegenüber ein uns subjectives Gefühl sich aussprach, der eine das andere sich unaufhörlich bekämpfend, dieses theils schwächlich seufzend, theils in unstatthafter Leidenschaft hervorbrechend. Wo in brüderlicher Vereinigung das höchste hätte erreicht werden können, da wurde durch Trennung nur gegenseitig zerstört. — So das Treiben in aller Wissenschaft. In dem der Kunstgeschichte sprach sich noch keine Tendenz aus, weil sie überhaupt nicht öffentlich hervortrat, und gehörige innere Kräfte zu sammeln schien, ehe sie dieselben dem Allgemeinen preis giebt. — Sie zeigt sich uns hier, auf einer überraschenden Stufe, wo schon ein bedeutender Grad von Klarheit, der nur nach Ueberwindung der Leidenschaft möglich, errungen ist, und deren wohlthuender Schein eine Aussicht erhellt, deren, Reichthum, Erhabenheit und Schönheit jeden Beschauer ergreifen wird. — Denn wir sehen in ihr den Zauber der Urwelt vor der Trennung von Gott sich entfalten, die Glaubenskraft der Welt der Erzväter, die sehnende Hoffnung mit ihrer Erfüllung der kommenden Zeiten endlich das strahlende Reich des

Geistes, der Liebe, welches vom Hintergrund das Ganze mit einem paradiesischen Schimmer übergießt.

Die allgemeine Tendenz der Schrift glauben wir durch „wissenschaftlichgläubig" bezeichnen zu können. Kaum möchte es nöthig scheinen zur Erklärung dieses Ausdrucks etwas hinzusetzen zu müssen, jedoch mag folgendes dienen, allem Mißverständniß zu begegnen. Wir haben in dem Ausdrucke wissenschaftlichgläubig, die Lösung der beyden so lange feindlichen Principien des Verstandes und des Glaubens zu einem harmonischen Ineinanderwirken andeuten wollen. Wir meinen nämlich, daß dieses, nicht allein friedliche Nebeneinanderbestehen, sondern innigste Ineinandergreifen, Potenziren des einen durch das andere, die zu lösende Aufgabe unserer und der kommenden Zeit sey, in Wissenschaft wie im Leben. Die Philosophie betrachtete sich in früheren Jahrhunderten auf den mannigfachen scholastischen Wegen, die sie wandelte, unbedingt im Dienste mehr der Kirche, als des offenbarten Christenthums im Allgemeinen. — Als der Geist der Unabhängigkeit im Menschen den Grad erreicht hatte, daß er wähnte sich seinen Gott aus sich selbst construiren zu können, mußte natürlich auch die Philosophie den Dienst der Kirche wie überhaupt der Religion verlassen. Sie wähnte selbstständig geworden zu seyn, die höchste Freyheit errungen zu haben, indem sie sich nicht allein dem früheren Verhältnisse entzog, sondern direct feindselig dagegen auftrat, sich der Waffen bedienend, welche sie als die heterogensten, für am geeignetsten hielt den Kampf zu führen. — Die Waffe war der spekulative Verstand. Aber das bloße Werkzeug ward unumschränkter Despot, die Philosophie bediente sich nicht mehr der Spekulation, sondern wurden von ihr unbedingt beherrscht. Bald war ein scheinbarer Sieg errungen. Laut erschallte der trunkene Freude- und Freyheitjubel des sich aller Bande entledigt glaubenden Geistes durch die ganze Civilisation. — Alles Positive, aller Glaube, alle Religion, jede Unterordung unter eine höhere Ordnung der Dinge war fast spurlos aus der Wissenschaft verschwunden. — Die menschliche Spekulation glaubte durch eigne Mittel, eignen Willen, freywillige geistige Zeugung unmittelbare Wahrheit erkannt zu haben. Allein bald erhoben sich mannigfache Propheten, sehr verschiedenartige Erkenner und Bekenner noch verschiedenartiger Wahrheiten. Aus der einen untheilbaren Wahrheit waren Wahrheiten geworden, die sich, zu nicht geringem Erstaunen der theils theilnahmlosen, mehr aber interessirten Maße, untereinander verketzerten, der Usurpation, ja der Lüge ziehen. Was heute der Welt durch die Schulen als unantastbares Dogma der Spekulation angewiesen war, wurde morgen durch eine andere Parten oft mit Leichtigkeit widerlegt, lächerlich. — Da kehrte denn Mancher zu unbedingter Unterwerfung unter Glauben und Kirche zurück. Aber Reactionen haben eigentlich nur scheinbar zu allen Zeiten, in jeglichem Verhältnisse statt gefunden. Im Allgemeinen schien dieß nicht der Weg zu seyn, den die Vorsehung bey der ganzen Leitung des menschliches Geistes beabsichtigt hatte. — Es wären ja dann von den langen Abwegen gar keine Früchte heimgetragen worden, da es sich doch in allen Erscheinungen der Geschichte bewährt, daß alle, auch die größten Verirrungen der Menschen segensreichen Ertrag für die Gesammtheit zurückließen. In dem bestandenen Kampfe war die Spekulation des Verstandes zu einem hohen Grade der Vollendung gediehen, der Kampf hatte sie genöthigt all ihre Kräfte in Thätigkeit zu setzen, ihnen alle erdenkliche Ausbildung zu geben. Schon dieß setzte eine Läuterung, eine Sonderung voraus, die man früher nicht gekannt. Zugleich aber hatte die bloße Verstandesspekulation ihre eng gezogenen Grenzen, also den eigentlichen Punkt ihrer Schwäche kennen gelernt. Sie sah ein, daß auch sie bestimmten höhern Gesetzen unterworfen sey, vor allen denen, durch welche die Kräfte, welche sie hervorrufen, überhaupt existiren. — Sie fand, daß sie ihre Sphäre verlassen habe, daß sie das Geschlecht verkehrt, aus einem weiblich empfangenden, ein männlich zeugenwollendes geworden war; sie sah, welchen unendlichen Verlust sie durch ihre Unabhängigkeitserklärung erlitt, da sie so auf die alleinige eng begränzte Thätigkeit des Verstandes beschränkt war, während sie die höhern Seelenthätigkeiten ungenützt nicht allein in sich beruhen ließ, sondern als zur feindlichen Partei gehörend betrachtete. — Jede dieser Erkenntnisse mußte natürlich ein mächtiges Vehikel zu friedlicher Annäherung werden. Es war die Epoche der männlichen Ruhe in dem Kampfe eingetreten, nachdem das erste blitzhelle Aufzischen des sich in jugendlichem Uebermuthe fühlenden Verstandes vorüber war. Es war dasselbe aber auch ganz naturgemäß, wie wir es in jedem Individuum beobachten mögen, und was in ihm, das spiegelt sich in den allgemeinen Erscheinungen der Menschheit, wie des Universums ab. — Der Verstand ist gleichsam die Muskelthätigkeit des Geistes, und diese muß einen bestimmten Grad der Elasticität erlangt haben, bevor eine gleichmäßige Wirksamkeit der höhern Functionen der Psyche eintreten kann; wie wir denn die untern erhaltenden Principien sich zuerst entfalten sehen, die das Fundament des ganzen Organismus begründen; so daß z. B. schon frühe in der Regel zwischen dem achten und eilften Jahre das Gedächtniß seine höchste Thätigkeit erreicht u. s. w. Somit möchte die Meinung die oft laut wird als sey jene rationalistische Richtung eine unnatürliche, rein dämonische nicht wohl haltbar seyn. — Mehr und mehr erleuchtete das im Kampfe immer heller entzündete Licht des spekulativen Verstandes den vermeinten Gegner. Sie erkannte, daß dieses Licht nur ein natürliches sey, während das vom Gegner ausgehende, sie reflektirende, durchaus höherer

Natur sey; sie sah die Fähigkeit dessen Strahlen in sich aufzunehmen, in sich latent werden zu lassen, und so endlich eine wahrhaft höhere Verklärung zu erreichen. Vor Allem aber wurde es offenbar, daß Gott die Einheit sey, daß also nur in ihr Heil zu finden, daß also der einzige Weg, der von dem Verderben retten könne, der sey, sich der Einheit wieder mit ganzer Demuth, aller Kraft, aller Liebe zuzuwenden. Offenbar war diese Verklärung des Verstandes von der Vorsehung beabsichtigt, sie war nöthig, zur Vollendung, zur Verkörperung des großen Dreyklanges Gottes im Leben. — Wenn im Reiche des Vaters, des schaffenden, begründenden, der Glaube seine Vollendung fand, und derselbe zugleich alle ihm dienstbaren geistigen Thätigkeiten, als Kraft u. s. w. verherrlichte, zum Ewigen emporhob, wenn die Hoffnung auf die Erlösung des Sohnes die diesem zweiten Reiche näheren Funktionen, als Phantasie u. s. w. durchdrang, beherrschte, so war es der Herrschaft des Geistes der Liebe vorbehalten im Verstande latent zu werden; der Gesammtdreyklang des Glaubens, des Hoffens und der Liebe soll den Verstand durchdringen und dieser hinwiederum eine unerschütterliche Basis für jene bilden, und so das eigentliche höhere Erkennen entstehen, wobey denn der ganze Mensch in Thätigkeit erscheint, welche ihn nicht allein sich selbst durchschauen, sondern auch das in sich selbst aufgenommene höchste Wesen in aller möglichen Klarheit erblicken läßt. — Es liegt dieß auch klar in der Erlösung, welche sich des ganzen Menschen erbarmt, und keinen Theil verloren wissen will. — Es wird dieselbe daher auch jedes Produkt des Geistes durchdringen, also vor allen die Wissenschaft. Somit glauben wir unsere Bezeichnung wissenschaftlich-gläubig erklärt, gerechtfertigt zu haben. *) —

Unsere Schrift beleuchtet ihren Gegenstand, die Kunstgeschichte mit dem wissenschaftlich forschenden, speculativ untersuchenden Verstande, nachdem derselbe durch die Erlösung, der er sich ergeben, zu einer höhern seelischen Thätigkeit gesteigert, erhoben ward. — Wir sind länger hierbey verweilt, weil ohne nähere Erörterung dieser Punkte der ganze Zweck der Schrift nicht klar vortreten würde, welcher kein anderer ist, als das Werk der Erlösung in der Geschichte der Kunst nachzuweisen, um hiedurch den Standpunkt zu bestimmen, woraus alle Geschichte, somit auch die der Kunst zu betrachten sey. — Es giebt sich die Schrift den bescheidenen Titel von Andeutungen, wodurch wohl nur gesagt seyn soll, daß sie sich nicht anmaße den Gegenstand, der ein bändereiches Werk füllen dürfte, auf wenigen Bogen zu erschöpfen, sondern daß es nur ihre Absicht ist den rechten Weg für die Auffaßung der Kunstgeschichte zu bezeichnen, anzudeuten. — Es können daher weder an die Schrift, noch an eine Beurtheilung derselben der Anspruch einer streng systematischen Deduction gemacht werden, was wir dem Leser nicht aus dem Auge zu verlieren bitten. — Die Schrift ist aber wieder so reich an tief philosophischen Ideen, die fast wie von einem höhern prophetischen Geiste durchdrungen, nur auf jenem bezeichneten Wege der Universalthätigkeit des Geistes sich zeigen, daß sie so eine Vollendung von Ursache und Wirkung in sich trägt, wie sie selten gefunden werden möchte. — Mit einem Worte, sie genießt die Wohlthaten des centralen Sterbens, des Strebens zur Einheit. — Höchst erfreulich muß es seyn, diese Tendenz als die, nicht eines Einzelnen, sondern als die einer ganzen Gesellschaft bekannt zu sehen, denn da die Abhandlung von der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde in München herausgegeben wurde, so ist wohl anzunehmen, daß dieselbe die in jenen ausgesprochenen Ansichten auch als die ihrigen bekennt; möge das Streben derselben seegensreiche Früchte tragen, und in jeder Weise die Einheit als einzigen Leitstern betrachten. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Kaum möchte es der Erinnerung bedürfen, daß mit dem oben Erwähnten durchaus nicht die Meynung ausgesprochen seyn soll, als habe jenes Reich der Einheit, des allgemeinen Durchdringens des heil. Geistes schon angefangen sich zu verbreiten, und seine Wirksamkeit auch über die Thätigkeiten des menschlichen Verstandes ausgebreitet, denn Jeder fühlt selbst am besten wie die Verwirrung, die Theilung außen und innen größer ist als je; wir glauben nur hin und wieder einen immer helleren Schein im Einzelnen entzündet zu sehen, einen Schein eines wahrhaft höhern Lichtes, welches, da es von dem Centrum der Einheit ausgeht, uns zu ihm zurückleuchten kann, wir glauben im hohen Grade des Unglaubens, einen unumstößlichen Beweis für die Rückkehr zum Glauben wahrzunehmen. Natürlich wird auch hier der Mensch, seiner ewig irrenden Natur gemäß, nicht von Irrthümern frey seyn, zumal wird manches Auge, vom Lichtglanz der die Dunkelheit durchstrahlt geblendet, erst in eine noch viel tiefere Finsterniß gerathen, ehe es dem Scheine empfänglich geworden. So im äußern wie im innern Leben. — In Obigem glauben wir zugleich den Unterschied zwischen wahrer und falscher Mystik angedeutet zu haben, indem die wahre sich auf die gesammte harmonische Thätigkeit der Seele und des Geistes bezieht, somit eine Verbindung zwischen dem Oben und Unten, Himmel und Erde bildet, (in der Jakobsleiter angedeutet) die falsche dagegen nur die untern Regionen der Psyche in Anspruch nimmt, die der Seele, daher denn ihre unausbleiblichen Verirrungen.

Bayerische Annalen.

München. 2. May 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 36.

Inhalt.

Geschichte des alten Griechenlands von Herm. Gottl. Plaß, Direktor an der Domschule zu Verden. Erster Theil. Leipzig, bey C. H. F. Hartmann. 1831. IV. und 634; zweyter, 1832. XII. u. 592; dritter, 1834. XVI. u. 799 Seiten. gr. 8. Pr. 14 fl. 6 kr.

Die alten Hellenen haben sich durch ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaft vor allen Völkern des Alterthums in einem solchen Grade ausgezeichnet, daß jeder Mensch, der sich zu einiger Bildung erhob, sie bewundert und verehrt. Sie zeichneten sich noch durch gar viele andere Vozüge aus, unter denen wir nur an ihre ausnehmende Vaterlandsliebe erinnern wollen, die es ihnen möglich machte, mit den kleinsten Mitteln die größten Thaten zu vollbringen. Wer sollte gegen die Geschichte dieses Volkes gleichgültig seyn? Wen sollte nicht der Wunsch beseelen, die Beschaffenheit des Landes, ihre häuslichen und religiösen Verhältnisse und die Verfassung ihrer Staaten kennen zu lernen, um einzusehen, wie es ihnen möglich war, die Rolle auf dem Welttheater zu spielen, die sie rühmlich durchgeführt haben, und das zu leisten, was sie geleistet haben.

Das hohe Interesse, welches die Geschichte der Hellenen gewährt, erwarb ihr bald nach der Herstellung der klassischen Studien eifrige Bearbeiter. Allein der Erfolg, den ihre Untersuchungen hatten, entsprach der Mühe nicht, die sie darauf verwendeten. Die geachtesten Männer boten ihren Scharfsinn und ihre Gelehrsamkeit auf, ohne das Dunkel, welches die Anfänge der hellenischen Geschichte umhüllt, ganz zu zerstreuen. Besonders haben sich die Engländer, welche sich seit der Regierung der Königin Elisabeth durch Liebe zum klassischen Alterthum und tiefe Gelehrsamkeit auszeichnen, mit großer Begeisterung dem Anbau der hellenischen Geschichte unterzogen. Wir beschränken uns hier darauf, die Werke von Mitford und Gillies zu nennen, die allerdings bedeutende Vorzüge haben und lange Zeit gute Dienste leisteten. Mitford spricht besonders durch seine Reichhaltigkeit, Gelehrsamkeit und Gründlichkeit an; an Genie, Geschmack und besonders an richtiger Auffassung des Alterthums geht ihm Gillies vor. Allein keiner der zwey Männer hat die Angaben aller Quellen mit einander verglichen, durch eine strenge Kritik gesichtet und die Resultate einer solchen Forschung unbefangen dargelegt; beyde verfuhren in dieser Beziehung mit großer Einseitigkeit; nicht selten haben sie auch, eingenommen für ihre Staatseinrichtungen, ganz irrige Ansichten auf die griechische Geschichte übergetragen, oder auf unrichtige Angaben Schlüsse und Folgerungen gebaut, die durchaus grundlos sind, und einer genauen Auffassung der Verhältnisse der alten Hellenen mehr schaden, als nützen. Wenn man auch beyde Werke sorgfältig studirt, und dann zu einem ernsthaften Studium der Quellen schreitet, wird man sich bald überzeugen, daß dieselben in formeller und materieller Hinsicht noch gar viel zu wünschen übrig lassen.

Der dritte Theil der Weltgeschichte von Guthrie und Gray reicht heut zu Tage auch nicht einmal mehr für das erste Studium hin. Zwar hat Heyne vieles berichtigt; allein hätte er alle Irrthümer, die sich in diesem Werke finden, beseitigen, und allen Gebrechen desselben abhelfen wollen, so hätte dieses Geschäft

mehr Zeit und Mühe in Anspruch genommen, als die Abfassung einer ganz selbstständigen Arbeit. Die Recherches sur les Grecs par Mr. de Pauw sind voll einseitiger Ansichten und Hypothesen, die besonders Anfänger verwirren, und nur vom richtigen Standpunkte ablenken. Die Reise des jungen Anacharsis von Barthelemy enthält allerdings viele schätzbare Bemerkungen und erweckt besonders bey Studierenden eine große Begeisterung für das Alterthum; aber es ist, wie A. W. von Schlegel sehr treffend bemerkt, nicht die Reise eines jungen Scythen, sondern die eines alten Parisers. Sie läßt in Bezug auf eine genaue und kritische Benützung der vorhandenen Quellen noch gar viel zu wünschen übrig, und zeigt nur zu deutlich, daß der Verf. von Vorurtheilen keineswegs sich frey machte, und deßhalb nicht immer in den Geist des hellenischen Lebens eindringen konnte.

Es waren aber auch die Vorarbeiten nicht von der Art, daß schon in der letzten Hälfte des vorigen oder in dem ersten Viertheile dieses Jahrhunderts ein Werk hätte geliefert werden können, das allen Anforderungen entspräche. Gronovs Thesaurus enthält allerdings schätzbare Beyträge. Auch die Abhandlungen der Akademie der Inschriften und der Göttinger Societät der Wissenschaften bieten vielfache Belehrungen und Aufschlüsse dar. Alle Arbeiten aber, die sich in den genannten Werken über Griechenland finden, befriedigen in Bezug auf Genauigkeit und kritische Umsicht keineswegs alle Erwartungen. Die deutschen Gelehrten fühlten auch wohl, daß sich unter diesen Umständen keine Geschichte Griechenlands ausarbeiten lasse, welche die politischen Ereignisse, die Religion, die häuslichen Verhältnisse, die Leistungen in Kunst und Wissenschaft, den Gewerbfleiß und Handel der Hellenen so schilderte, daß sich die Leser ein vollständiges Bild von ihrem Leben entwerfen könnten. An ein solches Werk, das freylich, wenn es von einem tüchtigen Manne ausgeführt würde, zu den herrlichsten Leistungen im Gebiete der Geschichte gehörte, und alles Schöne und Vortreffliche in sich vereinigte, konnte man sich erst in unsern Tagen wagen, nachdem einzelne Theile der hellenischen Geschichte so bearbeitet worden sind, daß sie den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechen. Der Ruhm, eine neue Bahn in der Erforschung der griechischen Geschichte gebrochen zu haben, bleibt den Deutschen, und unter diesen den ausgezeichneten Philologen Wolf, Buttmann und Böckh und den trefflichen Männern, welche aus ihrer Schule hervorgingen. Buttmann zeigte durch seine Abhandlungen, welchen Weg man einschlagen müsse, wenn in das Dunkel der ältern griechischen Geschichte Licht gebracht werden soll. Böckh selbst hat nicht nur in seinen Ausgaben griechischer Klassiker und in seinem Corpus Inscriptionum einen kostbaren Schatz der wichtigsten Bemerkungen hinterlegt, sondern auch durch sein Meisterwerk über die Staatshaushaltung der Athenäer das Wesen der athenäischen Staatsverwaltung vollkommen aufgeklärt. Sein großer Schüler, Carl Otfried Müller wendete sich mit seltenem Scharfsinn und ungewöhnlicher Gelehrsamkeit an die Bearbeitung der hellenischen Geschichte, entwurzelte in seinen Werken über Aegina, Orchomenos und die Minyer, über die Dorer, in seinen Prolegomenis zu einer wissenschaftlichen Mythologie und in vielen Abhandlungen in der Encyclopädie von Ersch und Gruber die Irrthümer, welche früher ein richtiges Verständniß der griechischen Geschichte unmöglich machten, und erhellten das fast undurchdringliche Dunkel, das auf der Urzeit lag. Selbst die Unrichtigkeiten, auf die er verfiel, haben zur Weckung weiterer Forschung sehr viel beygetragen, und in dieser Beziehung nur einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Andere junge Männer, die sich theils unter der Leitung Böckhs bildeten, theils aus den übrigen trefflichen philologischen Schulen hervorgingen, unterzogen sich mit Liebe und Eifer der Bearbeitung der Geschichte einzelner Bestandtheile Griechenlands oder einzelner Zeitabschnitte, und bahnten durch ihre Werke einem künftigen Bearbeiter der hellenischen Geschichte den Weg.

Mit gleichem Eifer wurden in der neuesten Zeit die Mythologie, Kunst- und Literatur-Geschichte und die Alterthumskunde überhaupt angebaut. Creuzer, Buttmann, Welker und Müller suchten die Mythen nach allen Beziehungen zu erklären, andere Gelehrte haben einzelne Theile der Literaturgeschichte näher beleuchtet; Hirt, Thiersch, Müller, Welker und viele andere Freunde des klassischen Alterthums nahmen sich der Geschichte der bildenden Künste an; Wachsmuth lieferte ein zusammenhängendes Werk über Alterthumskunde; Schöll entwarf eine Geschichte der gesammten griechischen Literatur. Es wären noch viele Männer zu nennen, die sich um Erforschung einzelner Theile des griechischen Alterthums große Verdienste erwarben, wenn eine solche Ausführlichkeit die Grenzen einer Recension nicht zu sehr überschritte. Indessen geht aus dem Gesagten schon so viel hervor, daß nach den bisher getroffenen Vorarbeiten allerdings an eine umfassende Geschichte der Griechen Hand gelegt werden kann.

Wir wollen hier noch nicht entscheiden, ob und in welchem Grade Herr Plaß dieser Aufgabe gewachsen war, sondern gleich zu einer näheren Betrachtung seines Werkes schreiten.

Der erste Theil, welcher die Geschichte Griechenlands von den frühesten Zeiten bis zu der sogenannten Wanderung der Herakliden enthält, ist in sechs Bücher abgetheilt. Das erste enthält allgemeine Bemerkungen über Griechenland und die Urbewohner, das zweyte handelt von der Civilisirung des pelasgisch-lelegischen Stammes durch das Einwirken von Fremden, das dritte umfaßt eine Specialgeschichte der bis zum Jahre 1300

v. Chr. gestifteten Staaten, das vierte eine allgemeine Geschichte der Heroenzeit von 1300 — 1100 v. Chr., das fünfte eine Specialgeschichte der griechischen Staaten zwischen 1300 — 1100 v. Chr., und das sechste schildert die Völkerwanderung kurz vor und nach dem Jahre 1100 v. Chr.

Gegen diese Eintheilung haben wir zweyerley zu erinnern. Ersteres beruht sie auf einer ganz irrigen Ansicht von der Abstammung der Bewohner Griechenlands, zweytens zerstört sie den Zusammenhang auf eine unnöthige Weise. Wäre es nicht viel besser gewesen, wenn der Verf. die Special-Geschichte der einzelnen Staaten von der frühesten Zeit bis auf den trojanischen Krieg im Zusammenhange dargestellt hätte? Wir glauben, daß die Zeit-Periode, welche dieser erste Band umfaßt, in fünf Bücher zerfällt: Das erste soll uns die Geschichte der ältesten Bewohner Griechenlands, der Thraker und ihre Cultur schildern, das zweyte die Verbreitung der Hellenen in ihren Haupt- und Nebenzweigen, das dritte die Entstehung und Ausbildung der einzelnen Staaten, die durch sie gegründet wurden, das vierte die vorzüglichsten Ereignisse, welche sich bis zur sogenannten Wanderung der Herakliden zugetragen haben, das fünfte die Kultur der Hellenen von ihrer Erscheinung in der Geschichte bis zum trojanischen Kriege.

Doch deßhalb wollen wir mit dem Verf. nicht länger rechten, sondern gleich die Behandlung der einzelnen Theile näher ins Auge fassen. Herr Plaß hielt es für überflüßig, die Geschichte Griechenlands mit einem Ueberblick über die Lage und die Beschaffenheit des Landes zu eröffnen, da er Leser voraussetzt, denen dieser Gegenstand mindestens zum Verstehen des hier Darzustellenden genügend bekannt ist; er glaubte, weniger Unterrichtete auf das verweisen zu können, was in neueren Zeiten Mannert, Müller, Kruse und andere Männer eben so umfassend, als gründlich darüber geschrieben haben, und bemerkt (I. f.): Aber eine der Geschichte angehörende Veränderung, die wahrscheinlich (?) das Land selbst erlitt, darf hier nicht übergangen werden. Jene Revolution wird gemeint, wodurch nach uralten Erzählungen das schwarze Meer am Bosporus durchbrach, mit dem Mittelmeere sich in Verbindung setzte, und so Hellas und seinen Nachbarländern erst die Gestalt gab, die sie im Wesentlichen bis auf den heutigen Tag behalten haben. Es lehrt ferner ein Hinblick auf Griechenland und seine nächste Umgebung, daß schwerlich die Urbewohner von Hellas eine in sich abgeschlossene Nation werden gebildet, sondern als Theil einem größern Ganzen angehört haben, dem nachgeforscht werden muß. Ich meine jene Begebenheit (I. 7. 8), durch welche das schwarze mit dem mittelländischen Meere in Verbindung gesetzt, und demnach eine Landstrecke, welche einst die Halbinsel von Vorderasien mit Europa verband, bis auf zerstreut umliegende Inseln ausgetilgt wurde. Dahin bezieht der Verfasser auch die Sagen von der Ueberschwemmung, die sich zu Deucalions Zeit zugetragen haben soll, und verbreitet sich über die Frage, ob Europa und Asien einst zusammenhingen (I. 12), mit einer Weitschichtigkeit, die wahrhaft ermüdet.

Wir können in dieser Beziehung mit dem Verfasser nicht einverstanden seyn. Wenn man auch bey denjenigen, für welche diese Geschichte bestimmt ist, eine allgemeine Kenntniß Griechenlands voraussetzen darf, so läßt sich doch nicht erwarten, daß durch die bisher geführten Untersuchungen der Geographen der Einfluß, den die Lage und das Klima Griechenlands auf die geistige Entwickelung hatten, nach allen Beziehungen so erschöpfend dargestellt sey, daß man nichts mehr darüber sagen kann. Wenn diese zwey Punkte bey der Geschichte überhaupt sorgfältig beobachtet werden müssen, so ist dieses besonders bey der griechischen der Fall. Hätte Hr. Plaß nur die einzelnen Bemerkungen, welche sich in den Werken der neuern Geographen über den Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf die geistige und moralische Entwicklung der Griechen finden, zu einem Ganzen verbunden, so würde er seinen Lesern weit nützlicher geworden seyn, als durch seine Deklamationen über die Losreißung Asiens von Europa, eine Annahme, die nur auf Hypothesen beruht, also nie zu einer völligen Gewißheit erhoben werden kann, und wenn dieß auch der Fall wäre, doch keinen besonderen Vortheil hätte. Denn dadurch läßt sich noch keineswegs, wie der Verf. meint, ausmitteln, welche Gesammtgeneration über den vordern Theil von Kleinasien, über die Inseln und den größeren Theil der jetzigen europäischen Türkey ausgebreitet war. Wenn auch Europa und Asien nicht zusammenhingen, so kann Griechenland deßhalb doch dieselben Bewohner gehabt haben, welche Kleinasien hatte. Die schmale Meerenge und die fortlaufende Inselkette legte der Ausbreitung eines und desselben Volksstammes gewiß kein Hinderniß in den Weg. Zudem folgt auf der andern Seite daraus, daß beyde Erdtheile einst zusammenhingen, noch keineswegs, daß Griechenland von denselben Völkern bewohnt seyn mußte, welche sich in Vorderasien angebaut hatten.

Darin aber stimmen wir Herrn Plaß vollkommen bey (I. 13. 14), daß die Pelasger kein großer Volksstamm waren, wie einige Gelehrte behaupteten. Der selige Niebuhr verstand unter diesem Namen ein Urvolk, welches als das älteste bekannte auf der südlichen Donau-Halbinsel bis hinüber nach den asiatischen Küsten seine Wohnsitze hatte. Plaß versteht unter den Pelasgern einen kleinen Stamm, dessen Wohnsitze hauptsächlich erst südlich von den tambunischen Bergen anfangen, und von dem nur einzelne zersprengte Theile auch anderswo sich finden. Daß der letztere Theil seiner Behauptung ebenfalls auf einer ganz irrigen Ansicht beruhe, wollen wir später zeigen.

Um die Abstammung der Bevölkerung Griechenlands nachzuweisen, geht Herr Plaß nach Asien zurück. „Hochasien (I. 20) ist die Wiege der Weißen; zu ihnen gehören auch die Hellenen, und alle Völker, welche möglicher Weise einst mit ihnen eine Gesammtnation ausmachten.

(Fortsetzung folgt.)

Andeutungen zu einer tiefern Begründung der Geschichte der religiösen Kunst. Von Friedrich Beck. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde zu München. München. 1834. Gedruckt bey Carl Wolf. 4. 22 S.

(Fortsetzung.)

Das auf dem Titel gebrauchte Wort religiöse Kunst möchte streng genommen ein Pleonasmus seyn, denn nach der Ansicht des Verfassers ist jede wahre Kunst in sich eine religiöse, und hört hiemit zugleich auf, jenes zu seyn. Es scheint sich Hr. Beck dem allgemeinen pleonastischen Gebrauche dadurch haben verständlicher machen wollen. — Wenden wir uns nun zu dem Inhalte selbst.

Der Verfasser beginnt mit einer Erklärung dessen, wodurch Kunst überhaupt möglich wird, was sie hervorbringt, so wie vom Unterschiede heidnischer und christlicher Kunst, der sich natürlich nur aus der tiefern Erforschung jenes Ersten ergiebt. — Wir finden hier eine dreifache Kraft angegeben, als im Menschen, beym künstlerischen Schaffen thätig: 1) der (blinde) Naturtrieb des Bildens, der, auch gewißen Thieren eine der menschlichen Kunst ähnliche Fähigkeit verleiht, 2) das freie Wollen, welches ein Kunstwerk erst zu einem solchen macht und es von dem Naturwerke unterscheidet, das sich nach Gesetzen der Nothwendigkeit bildet, 3) der Gegenstand der Darstellung.“ Es wird nun besonders dargethan, und auf eine schöne Weise gezeigt, wie eigentlich der oft ausgesprochene Satz: „die Kunst diene der Religion“ seine Lösung, seine Berichtigung findet. — Der Verfasser zeigt ferner wie nur nach dem Sündenfalle Kunst überhaupt möglich war, so wie Religion; (was, beyläufig erinnert, ja schon im Worte liegt, denn wo keine Trennung eintrat, ist keine Wiedervereinigung denkbar). Die Kunst ist das Streben des Menschen sich in Gott zu versenken, die Entfernung, Gegenständlichkeit aufzuheben; er sucht Gott in sich und außer sich in eine sichtbare Gestalt zu bringen. Die heidnischen Kunstwerke sind das Bild der Entzweyung, so wie des naturnothwendigen Bestrebens dieselbe wieder aufzuheben. Die Geschichte der heidnischen Kunst stellt sich dar als Geschichte des falschen Naturalismus oder Mythologie. — Die Plastik versucht sich in den frühesten Zeiten in Darstellungen der Gottheit und wird früher Bedürfniß als die religiöse Baukunst, die sich zur Plastik im Alterthume nur dienend verhält. Die Malerei konnte den Drang des Alterthums nicht in dem Maße befriedigen, wie die Skulptur. Es entsteht im Heidenthume eine falsche Einigung zwischen Kunst und Religion, in deren Folge das Werk als Gott selbst erscheint und verehrt wurde. Die Kunst bekömmt religiöse Gewalt. Somit die Erlösung nothwendig. Die Offenbarung derselben schon in verschloßener Weise im israelitischen Volke. — Gefahr der Idolatrie der Kunst, daher die Darstellung des Gottmenschlichen dem jüdischen Volke untersagt. Bey ihnen Baukunst, bis zur Errichtung des zweyten Altars, des Kreuzes, welcher die befreyte Darstellung des Gottmenschlichen umschloß. Die heidnische Kunst eine unfreye; die israelitische eine gebundne, umhüllte, vorbildliche; die christliche die befreyte, bewußtvolle, enthüllte. Die Menschheit bedurfte der Stillung der Sehnsucht, welche sie zu verzehren drohte. Gott wurde Mensch. Nun das wahre Verhältniß der Kunst zur Religion, auch sie entsündigt, erlöst. — So geistig und frey nun das Verhältniß des Menschen zu Gott im Christenthume zu denken ist, so unabhängig und geistig ist die Stellung des Künstlers und des Beschauers zu dem materiellen Bilde. Dasselbe hat fortan durchaus nur vermittelnde Bedeutung. In so ferne ist die griechische Kunst nicht so unbedingt eine religiöse, wie die Heidnische. Sie ist es nur in bedingtem und eben darum viel höherem Sinne. Während nämlich die antike Kunst sich so eng mit der Religion verbunden zeigt, daß diese ohne jene nicht gedacht werden kann, so ist die Stellung der Kunst im Christenthume eine so freye, daß es ihre Wahl und Hingebung ist, was sie mit der Religion vereinigt. Erst durch eine solche Freyheit, durch die Freyheit zu seyn, oder nicht zu seyn, hatte die religiöse Kunst jene hohe Würde erlangt, die sie im Alterthume niemals besitzen konnte. Die Kunst erlangte aber ihre hohe Würde nicht dadurch, daß sie sich von der Religion trennte, wie sie es jetzt wohl vermocht hätte. Sie erlangte sie dadurch, daß sie sich dem Gotte opferte, der sie aus den Banden der Nothwendigkeit erlöset, und am Kreuze auch für sie gelitten hatte.“ —

Somit haben wir den Gang unseres Verfassers in der Auseinandersetzung der Principien der Kunst und des Verhältnisses der heidnischen zur christlichen verfolgt. — Das aufmerksame Lesen der Abhandlung selbst wird Jeden von der historischen wie philosophischen Wahrheit des Dargelegten überzeugen, in einer edlen, einfachen, klaren, allen eitlen Flitterstaat der Rhetorik vermeidenden Form. — Sey es uns nun erlaubt einige Bemerkungen und Einwürfe beyzufügen.

Gleich in den ersten Zeilen wird gesagt, es sey allgemein zugegeben, und geschichtlich erwiesen, daß die Kunst aus der Religion hervorgehe. So wahr nun der zweyte Satz, nämlich der auf den geschichtlichen Beweis bezügliche ist, so bedeutende Zweifel wären gegen den ersten das: „allgemein zugegeben" zu erheben, ja es möchten seit den letzten fünfzig Jahren sich bei weitem mehr Meynungen gegen denselben in öffentlichen Schriften ausgesprochen haben als dafür. Die Einen meynten, die Kunst existire aus sich, und um ihrer selbst willen, sie erhoben dieselbe, als Verkörperung des absolut Schönen, auf den Thron der unabhängigen, selbstständigen Gottheit. Andre, weniger erhaben philosophische Geister ließen das auf sich beruhn, meynten nur, die Religion, eigentlich der Kultus sey etwas ganz Förderliches für die Kunst, in so fern es manchen Stoff und häufige Gelegenheit zu künstlerischer Talententwicklung gebe; was den Glauben an die darzustellenden Gegenstände betreffe, so werde den kein Vernünftiger vom Künstler erwarten, er brauche nur künstlerisch angeregt zu werden u. s. w. hieran schloßen sich solche, welche die Ueberzeugung auszusprechen wagten, das innerste Princip heidnischer und christlicher Kunst sey dasselbe; dem gemäß sie denn, ohne weiteres sich der von den alten Griechen überkommenen Kunstwerke als Vorrathkammern bedienten, um mit deren Gliedern ihre Heiligen, so wie ihre Kirchen zu versorgen. Jupiter wurde als Gott Vater kostumirt, Apollo änderte die Rolle, aber nicht die Maske, und trat als Weltheiland auf, Venus bedeckte, so viel unumgänglich nothwendig war (wegen des noch nicht durch Intelligenz beseitigten Vorurtheils der Menge) doch mit möglichster Transparenz, ihre Reize und spielte, mit dem kleinem muthwilligen Herzensverwunder am verführerischen Busen, die Mutter Gottes mit dem Sohne; der griechische Tempel erschien demgemäß als christliche Kirche, die griechische Architectur gab ja gleich der griechischen Plastik schöne Formen; diese aber war das einzige Erforderniß, wahres Lebensprincip der Kunst, sie mußte für alle Zeiten, alle Verhältnisse, alle innern und äussern Bedingnisse dieselben seyn, gleich zweckmäßig, gleich verständlich für Heiden wie Christen, ob sie nun aus heidnischem oder christlichem Prinzip hervorgegangen war, denn der Geist der Schönheit schwang sich mächtig empor über die engherzigen Vorurtheile der Religion. — Wir führen diese Ansichten, welche durchaus die herrschenden waren, und es großentheils auch gegenwärtig sind, nur an als Widerlegung der von unserm Verfasser aufgestellten Meynung, als sey der Ursprung der Kunst in der Religion allgemein zugegeben. — Mag es übrigens Niemanden Wunder nehmen, wie Sätze, wie die obigen, deren Nichtigkeit auf der ersten Stufe entgegen tritt, die man von der äussersten Oberfläche in das Innere des Organismus berührt, ganze Generationen beherrschen konnten. Dem Aufmerksamen begegnet dergleichen auf jedem Blatte der menschlichen Bildungsgeschichte, und wie fast jedes Individuum mit den verschiedenen Perioden des Lebens ein anderes *Wort* in das Aushängeschild der respektiven Periode mit sogenannten unauslöschlichen Zügen schreibt, ohne sich weiter um die eigentliche Wesenheit desselben zu kümmern, hoch erfreut, wenn dasselbe die Nerven zu ungewöhnlicher Thätigkeit erregt, was man dann Begeisterung nennt, so ganze Völker, ganze Zeitabschnitte.

Ein Wort ist dann die unwiderstehliche Gottheit, freylich etwas dämonischer Natur, welcher die Weisen wie die Einfältigen nicht allein Weihrauch und edle Gaben des Geistes opfern, nein Gut und Blut, eignes und fremdes; ihr werden, im betäubenden Rauschen der Siegeshymnen, Hekatomben geopfert, wie keines Homers Phantasie sie malt, schöne prachtvolle, reiche Hekatomben Millionen zertretener vergebens Erbarmen flehender Menschenherzen. Solche Worte waren beyläufig das Heil der Kirche; Freyheit, Gleichheit, Legitimität, Aufklärung u. s. w. Und durch alle diese wüsten, närrischen, traurigen Zeiten voll Irrthum und Gräuel schreitet in unwandelbarer Ruhe, in überschwänglicher Liebe und Heiligkeit der allmächtige Geist des Herrn, und ruft aus den Tausenden der Erwürgten tausendfaches Leben hervor, der Wink seines Auges zaubert aus der chaotischen Nacht das Licht der Heiligung, und läßt aus dem Boden des Irrthums, mit giftigem Saamen besäet, frisch und kräftig die Zwillingbäume der Wahrheit und des ewigen Lebens sproßen und erhält als genügenden Dank von seinen Kindern für das kaum erst durch seine Wunder aus Tod und Untergang erweckte Daseyn den sonnenklaren Beweis *Seines* Nichtdaseyns, oder ein gelegentliches Dekret: wir glauben ein höheres Wesen; ad libitum, wie die Laune das Kind treibt. Doch kehren wir zu unserer Materie zurück. Unser Verfasser, indem er die drey, bey dem Hervorbringen eines Kunstwerkes thätigen Kräfte erörtert, sagt: die erste und unterste sey der blinde, angeborne Naturtrieb, welcher auch gewissen Thieren eine der menschlichen Kunst ähnliche Fähigkeit verleihe. Wir sind durchaus mit dem Verfasser einverstanden, daß der natürliche Trieb des Bildens die erste und unterste Thätigkeit bey dem fraglichen Processe sey, nur glauben wir denselben eben so wenig einen blinden nennen zu dürfen, als es erlaubt wäre, denselben mit dem, einzelnen Thieren inwohnendem, zusammenzustellen. Es sind diese Triebe in ihren Erscheinungen in Producten einander ähnlich, aber in demselben Maße verschieden, wie jede Handlung des Thieres von der des Menschen, nur die unwillkührlichen Funktionen des Verdauens, Athmens u. s. w. sind sich ähnlich, aber in jeder andern ist der natürliche Trieb mit der zweyten Kraft, dem freyen Wollen, so sehr amalgamirt, daß eine Trennung auch in der Idee nicht anzunehmen ist, und da nun dieses Wollen gerade bey *den* Aeußerungen des thierl-

schen natürlichen Triebes zum Schaffen, welcher mit dem menschlichen Aehnlichkeit zu haben scheint, durchaus fehlt, da z. B. die Biene aus mathematischer Nothwendigkeit Zellen baut, während beym Einsammeln der Nahrung u. s. w. eine Art freyen Willens waaltet, so möchte hier der hinlängliche Beweis der Unhaltbarkeit der angedeuteten Aehnlichkeit zu finden seyn. Wir möchten das Bauen der Biene u. s. w. einen mathematischen Traum nennen, denn die Nothwendigkeit ist eine mathematische und das Bewußtseyn darin ein verschleiertes, träumendes. Aber auch die willenlosen Triebe des Schaffens mancher Thiere, so wie die der mannigfachen Funktionen des Menschen, welche scheinbar nicht dem Willen unterworfen sind, möchten wir nicht blind genannt wissen; denn jeder Organismus, jede Thätigkeit ist sich ihrer bewußt in ihrem Zwecke, in Gott; die Lungen athmen, das Blut kreist nicht in blindem Triebe, sondern geleitet von den klarsten, bewußtesten Gesetzen Gottes. In Gott aber ist Gesetz, Wort, That, innerste Wesenheit eins, es handeln also jene Organe in Gott, gleichmäßig mit der sie belebenden Seele. — Nur das Negative, Böse ist blind zu nennen, alles Positive zu Gott strebende, licht sehend.

Sehr tiefsinnig ist, was der Verfasser, wie wir schon oben im Allgemeinen erwähnten, über die dritte wirksame Kraft, den Gegenstand der Darstellung sagt. Besonders zu beherzigen ist, wenn es heißt: „sie (die Ideale nämlich, die als Gegenstände der Darstellung betrachtet werden müssen) sind auch nicht unbedingt von ihm (dem Künstler) erfunden, sondern, nur gefunden, da die ganze Welt der Gedanken und Vorstellungen von Ewigkeit her bereits in Gott ruht, und dieser es nur geschehen läßt, daß der Mensch, sobald der rechte Zeitpunct eingetreten ist, sie theilweise enthülle und wie aus dem Nichts hervorruft.“ Es ist diese Ansicht durchaus eine mit der Centralität des menschlichen Geistes zu Gott innigst verbundene, gleich mit der oben von uns aufgestellten von der weiblichen Natur des Menschen, welcher nur die in ihn gelegten göttlichen und dämonischen Keime entwickelt. — Die Worte nun: „sobald der rechte Zeitpunkt eintritt“ möchten wir auf eine mysteriöse Kraft des Willens des Gegenstandes, der wiederum in Gott beruht deuten, denn das Erregen des menschlichen Willens, jene Ideen, Gegenstände hervorzurufen, wird offenbar erst durch ihre verborgene Einwirkung hervorgerufen. So eine ewige Wechselwirkung, deren letzter Grund immer im Höchsten zu suchen ist. —

Wenn es pag. 6 heißt — — “die heidnischen Kunstdenkmäler sind das lebendigste Bild nicht nur der Entzweyung sondern auch des dunkeln und naturnothwendigen Bestrebens, dieselbe wieder aufzuheben;“ so möchte hierin dasselbe gesagt seyn was wir darin auszudrücken suchten, wenn wir an andern Orten sagten, jede Kunst sey die in irgend einer Form ausgesprochene Sehnsucht nach Vollendung, Erlösung gerade dieser Form; die Malerei die Sehnsucht der Farbe, die Plastik die der Form u. s. w.

Etwas weiter unten ist die Ansicht ausgesprochen: „daß, da die Geschichte der heidnischen Kunst in ihrem progressiven Stufengange dem der Schöpfung gleiche, die Plastik früheres Bedürfniß war als die religiöse Baukunst, die sich zur Plastik im Alterthume nur dienend verhält.“ Es möchte einigen Schwierigkeiten unterworfen seyn, die genaue Consequenz dieses Satzes in Bezug auf die früher dargethanenen Ansichten, so wie dessen historische Richtigkeit zu beweisen. Denn der Mensch wurde erst geschaffen, nachdem der Raum, der ihm zum Aufenthalte angewiesen, geschaffen war; also plastisches Bilden nach dem architektonischen Schaffen; und Adam wird aus Vorhandenem, Erde gebildet, ihm dann der göttliche Odem eingehaucht. Gott ist das Uranfängliche, in allem Räumlichen, also zuerst das Gesetz der mathematischen Nothwendigkeit; dem entsprechend Architektur, sie bildet auch nicht Vorhandenes nach, sondern schafft nicht Seyendes. Erst nachdem sie erlöst, erhebt sie sich zur Darstellung ihres eigentlichen Urvorbildes: „des All.“ Auch mußte hier materielles Bedürfniß des Lebens zuerst die Baukunst hervorrufen, wo denn, sobald ein Schaffen eintritt, philosophisch genommen, der Zweck keine Bedeutung hat, und eine Hütte dieselbe Bedeutung hat, wie ein Tempel. —

Beleuchten wir den obigen Satz etwas näher. In ihm wird heidnische Kunst im Alterthume, in welcher die Plastik vorwaltendes Element gewesen sey, von der übrigen Kunst, z. B. der der Inder, Juden u. s. w. getrennt gedacht. Wir sind der Meynung, daß durchaus weder in der Schöpfungs- noch Bildungsgeschichte irgend eine Isolirung statt finde, daß im Gegentheile die Geschichte der griechischen, denn das ist hier heidnische Plastik, nur das zweyte Glied in der Kette sey, und nicht das erste wie der Verfasser annimmt, daß allerdings, wie auch von demselben ausgesprochen ist, sich die Schöpfungsgeschichte in der Geschichte der heidnischen Plastik, abspiegle; aber wir meinen in andrer Weise. Mag folgendes unsere irrige oder richtige Ansicht darüber darzulegen suchen. Die Dreyfaltigkeit Gottes wiederholt sich in allem Seyn in wirklicher Verkörperung, wie in symbolischer Abspieglung; wie denn in der höchsten Vollendung Gottes Seyn und Bedeutung, Wesenheit und Bild zu einer Innigkeit verbunden sind, daß an ein alleiniges Bestehen eines Begriffes als Bild, oder als Wesenheit nicht zu denken. Z. B. wenn es heißt: Gott ist das Licht, so ist damit wirklich im reellsten Sinne der Idealität gemeint, daß Gott das wirklich höchste Licht, dessen reinster innerster Seelenkern sey, andererseits dient es als bildliche Versinnlichung der

Abspieglung dieses Lichtes im Bilde des irdischen Lichtes. — In dieser Weise nun wiederholt sich der große Dreyklang im All als Reich des Vaters, des Sohnes und des Geistes, in Bezug auf Kunstgeschichte in folgender Weise:

Vater.	Sohn.	Geist.
Glaube.	Hoffnung.	Liebe.
Baukunst.	Plastik.	Malerey.
Raum.	Form.	Farbe.

Bau, Plastik und Malerey sind der erschöpfende Dreyklang der Kunst, welcher als wiedergeborenes, ideales Bild des Raumes, dessen was den Raum erfüllt, der Form, was beyde belebt, überhaupt erscheinen läßt, des Lichtes sich darstellt in völliger Ganzheit, zu der dann Poesie und Musik nicht zu rechnen, da sie zu einem andern dreygeschlossenen Systeme gehören, in welchem sich das obenerwähnte auch abspiegelt, sich um dasselbe schließt, wie der Leib um den Geist, aber auch eben so wie jener von diesem beherrscht wird. Doch würde uns die weitere Auseinandersetzung hier zu weit führen. Nur bemerken wir, daß die Stellung, so wie Bewegung und das Ineinandergreifen alles Dreyklanges nicht als flächig zu denken seyn, sondern als ein siderisches, in Höhe, Tiefe, oben, unten, nach jeder Richtung, gleich der Bewegung der Himmelskörper. Nachdem der Bau des Räumlichen durch den Vater vollendet mit Geschöpfen bedeckte war, befriedigt, die in der Trennung von Gott selbstständige, vernünftige Kreatur ihre Sehnsucht nach dem vorigen seligen Zustande zuerst im befriedigten Verlangen nach Wohlseyn; wie Gott den Raum zum Schutze, zum Schauplatze des Menschen geschaffen, so bildete sich dieser ein Bild desselben in seiner Behausung. Denn in seinem Abfalle erschien der Mensch sich selbst auf der ersten Stuffe, seine Existenz und Erhaltung, dann die Näherung, Wiedervereinigung mit dem, wovon, er sich losgesagt. So war das Reich des Vaters in der Baukunst abgespiegelt, irdisch wiederholt. Nun wurde jener, oben weitläufiger besprochene Trieb der formellen Bildung Gottes, der Verkörperung Gottes, der Menschwerdung, die Sehnsucht nach dem Gottmenschen, dem Sohne, rege. Der Mensch bildete sich Gott in menschlicher Gestalt, Form. Allein diese Form war erst eine vorbildliche des später im Reiche der Plastik gegebenen Vorbildes. Denn das Reich des Vaters in der, im Anfange begründeten Architekturepoche mußte sich erst durch viele Jahrhunderte verkörpern, ehe es seinen vorgeschriebenen Grad der Vollendung erreichte, und dem Reiche des Sohnes zu seinem Erscheinen die Wege gebahnt hatte. Inzwischen bereitete sich letzteres immer mehr vor, bey den Juden in den Propheten, und der im lebendigen Worte, dem Bilde des ewigen logos, ausgesprochenen Hinweisungen; in weniger begnadigten Völkern in bildlicher Darstellung Gottes, als Einheit, oder Vielheit in den verschiedenen Kräften und Erscheinungen der Natur. Nachdem nun diese große Architekturepoche vollendet, trat das Reich des Sohnes vorbildlich als Epoche, Reich der Plastik auf. — Das Reich der Architektur welches sich über den ganzen Orient bis Indien verbreitete, welches in spätere Zeiten in einzelnen Aesten im ganzen Norden sich verzweigte, war bey den Juden durch Gottes eigensten Befehl an Moses gegründet: zuerst Exodus. XX, 24 — 25. dann ibid. XXVII. Nachdem ausdrücklich die Darstellung Gottes im Bilde untersagt war, denn das Reich des Sohnes sollte im lebendigen Worte vorbereitet werden, befiehlt Gott den ersten Altar zu bauen von unbehauenen Steinen, Moses empfängt die ersten Gesetztafeln, die er selbst zerstört, dann wird der zweyte Altar von Gott angeordnet von Holz und die zweyten Gesetztafeln werden gegeben. Exod. XXVII. In wunderbarer Weise zeigt sich hierin das ewige wesenheitliche und vorbildliche Ineinanderwirken Gottes in der Schrift, der Geschichte, dem Leben, denn Niemand kann in den gegebenen wenigen Zügen das Erscheinen des neuen Altars des Kreuzes und des neuen Gesetzes, so wie Untergang des Alten verkennen. =

Die Heiden nun, denen der prophetische Geist in usurpirter Unabhängigkeit aus dem Munde der Orakel sprach, suchten ihre Sehnsucht in der Bildung der Form zu befriedigen; ganz ihr zugewandt mußten sie dieselben zu einer Vollendung gedeihen lassen, welche in manchen Resten in ihrer, unter jedem andern Verhältnisse unerreichbaren irdischen Erhabenheit angestaunt wird, gleich wie die Verkörperung der Sehnsucht im Worte der Schriften des alten Bundes eine nicht zu erreichende Höhe zeigt. — Gott gab jeder Epoche und allem Volke einen höheren Halt. Den Heiden den der möglichst schönen Ausbildung der Form auf natürlichem Wege. — Nun aber konnte natürlich dieß Reich des Vaters, der Architektur nicht verloren gehen. Es wurde nur von dem plastischem Elemente, dem des Sohnes durchdrungen, zu ihm emporgezogen; natürlich immer noch vorbildlich, da der Sohn immer noch nicht auf der Erde erschienen war. — Das plastische Element wurde herrschend bey den Griechen. Ihre Architektur ist eine plastische, die vom Elemente der Plastik durchdrungene Architektur. — Hier reichen wir uns nun, wie man sieht, mit unserm Verfasser die Hand; nur waren die Wege, auf diesen Punkt zu gelangen, verschieden, denn wenn gesagt wird, die Baukunst habe sich zur Plastik im Alterthum (d. h. bey den Griechen u. s. w.) nur dienend verhalten, so scheint uns darin ganz die eben entwickelte Idee ausgesprochen zu seyn. So theilen wir auch ganz die Ansicht, daß die Malerei dem Drange des Alterthums nach leiblicher Darstellung der Gottheit nicht entsprechen konnte, und wollen den eben verlassenen Faden unserer Entwicklung wieder aufnehmen.

Wenn während des Reichs des Vaters das des Sohnes vorbildlich sich gestaltete, bey den Juden als prophetisches Wort, bey den Heiden als zu höchster Schönheit ausgebildete Form, so bereitete sich während der Herrschaft des Sohnes, nach seinem sichtbaren Erscheinen, die des Geistes, mit allen zu ihr gehörigen Zweigen. In der Kunst mußte natürlich das malerische Princip vorwalten. Es trat aber in jeder neuen Epoche sogleich die nächstfolgende in Thätigkeit, damit die gegenwärtige, welche ihre ganze Vollendung erst durch die nächste erhalten konnte, diese erreichen möchte. *) Die Herrschaft des Sohnes z. B. wäre unvollständig gewesen ohne den Geist u. s. w. — Es verbreitete sich das in Farbe verkörperten Licht-Reich über die Kunst. Aber wie früher die Baukunst, so konnten auch jetzt die vorherbestandenen Kunstthätigkeiten, Baukunst und Plastik nicht verloren gehen, im Gegentheil fanden sie in der Vereinigung mit der Malerei erst ihre wahre Befriedigung. Die, vom plastischen Elemeute durchdrungene Baukunst, wurde vom Lichte transparirt, das Licht wurde in ihr latent, zog es zu sich empor, und so entstand eine malerisch-plastische Architektur, die cheistliche. — In ihr feierte also der Dreyklang der Kunst seine wahre Vollendung. — Der Gegenwart nun ist es Aufgabe nach allen Seiten hin den vom Geiste der Liebe, des Lichts, der Farbe beherrschten Dreyklang der Kunst zu einer Vollendung auszubilden, die natürlich nie bis zum Ende der Zeiten einen höchsten Punkt erreichen kann. Wollten wir so kühn seyn einen Blick in die Zukunft zu wagen, so können wir aus der vorliegenden Erfahrung nicht anders als etwa so schließen. Jede Epoche hatte ihr eigentliches Wirken in der Erwartung und dadurch Einwirkung, Verbildung der nächstfolgenden, wenn nun das Reich des Sohnes in das des Geistes übergeht, so kann letzteres wohl nur momentan seyn, da denn alles erfüllt ist was verheißen, da nichts mehr zu erwarten als das wirkliche Himmelreich nach dem Aufhören der Zeiten. Es scheint die Erscheinung des Geistes das große Loosungswort des Jubels der Himmel, der Verklärung alles Irdischen, des namenlosen Jammers des ungerecht Befundenen werden zu wollen. — Ob fern? Ob nahe? Wer möchte den Uebermuth besitzen es auszusprechen? daß aber die Zeit sich rasch darauf vorbereite, wer möchte es verkennen? — Wir haben diese Ideen hier entwickeit, theils um die Meynnng unsers Verfassers zu widerlegen, als sey die Plastik vor der Baukunst entwickelt, theils die übrigen, so tief und poetisch angeschauten, mit so großer einfacher Klarheit dargelegten Gedanken etwas näher zu beleuchten, da sie in der Abhandlung mehr als Resultate erschienen, oder es außer dem Plane des Verfassers lag, sie weitläufiger vor dem Leser zu entwickeln. — Als Belege zu der p. 7. erwähnten verschlossenen Weise, worin die Offenborung dem jüdischen Volke zu Theil wurde führen wir die höchst merkwürdige Stelle Exoduc. XX. 21. ibid, XXIV. 15; XXXIV. 33 — 35. an. Die Offenbarung wird dort immer im Dunkel, oder verhüllt ertheilt. Ja, das innerste Leben der Schrift sogar wurde dem Auge entzogen, woraus das Mangeln der Vocale in dem Sepher Thorah entstand vid. Molitor, Philosophie der Geschichte I. §. 26. u. f.

*) Hierin liegt, in tiefem Mysterium veborgen, der Beweis, daß alle Zeiteintheilung von Veegangenheit, Gegenwart, Zukunft nur elue eingebildete, aus unserer Trennung herrührende ist, da in der eigentlichen Wesenheit nur eine ewige Gegenwart existirt.

S. 9. wird nun zur Entwicklung christlicher Kunst übergegangen. Die Künste stellen sich in ihrem Dreyklange dar; Darstellung des göttlichen Ebenbildes im Menschen zu bilden erlaubt. Ein gegenseitiges Ineinandergreifen der Künste; daher oft scheinbarer Rückschritt. — Gänzliches Entfernen der ersten Christen von der Kunst. Werth der Reste heidnischer Kunst zur Würdigung der christlichen. Die christliche Kunst bedient sich des aus der heidnischen Ueberkommnen. Anfänglich ist sie unproductiv, man wagt nicht die geheiligten Typen zu verlassen. Die Häupter der Kirche erhielten das Ansehen der Kunst aufrecht. Im 7. Jahrh. dann die Ikonoklasten. Es wird nun in das Wesen der Idolatrie eingedeungen und gezeigt wie dieselbe nicht durch Bilder entstanden, sondern lange vor deren Existenz vorhanden gewesen sey. Dann folgt der Unterschied heidnischer und christlichee Idolatrie. Die Macht der alten Kunst zog fortwährend zu ihr zurück, sie verlockte unaufhörlich zur Bilderverehrung. Auf der andern Seite zog der Hang zu einer falschen Freyheit. Die, welche sie wollten, verstanden die christliche Freyheit nicht, sie bestrebten sich, der Kunst zu ihrer falschen Freyheit zu verhelfen. Die Kirche tritt als Vermittler auf indem sie in Concilienbeschlüßen den Begriff der christlichen Bilderverehrung feststellt, mit ihm den der freyen und unfeeien Kunst. — Die Griechen eescheinen wieder als Vermittler der alten und neuen Kunst. — Nun werden wir zur schon selbstständig entwickelten Kunst die ihren Triumph im 13 — 15. Jahrhundert feierte geführt, die Baukunst mehr bey den Deutschen die Malerei bey den Italiänern. Die Kunst mußte nothwendig den großen Aufschwung nehmen, da innerlich alles dareuf vorbereitet war, und äußere glückliche Umstände das ihrige beytrugen, namentlich der gewaltige Kampf weltlicher und kirchlicher Macht. —

(Schluß folgt.)

Nr. XVIII. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 7. May 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 37.

Andeutungen zu einer tiefern Begründung der Geschichte der religiösen Kunst. Von Friedrich Beck. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde zu München. München. 1834. Gedruckt bey Carl Wolf. 4. 22 S.

(Schluß.)

Indeß wird der Faden ihrer Entwicklung gewaltsam zerschnitten durch das mächtige Einwirken der heidnischen Vergangenheit, und dessen unvollkommener Aufnahme, aber dieser scheinbare Stillstand ist nur der Anfang bewußtvolleren Lebens. Das Verhältniß der Reformation zur Kunst mußte mehr ein feindliches seyn, da sie sich nicht über das Bestreben des einseitigen Judaismus erhob. Die religiöse Kunst erhält nur ihre falsche Freyheit durch sie, aber der weltlichen Kunst wird der Weg gebahnt, d. h. der von der Religion losgesagten. Es giebt zwey Arten weltlicher Kunst, eine falsche und eine wahre. Die weltlichen Ideen wurden mit dem Verschwinden des Interesses für das Mittelalter herrschend in der Kunst und dem Nachahmen alter heidnischer Kunst. Auch die weltlichen Ideen üben eine produktive Kraft, besonders in Darstellung landschaftlicher Gegenstände, vorzüglich bey den Niederländern, bis dieselben in neuester Zeit allgemein herrschend wurden und als ein entschiedener Zug zum niedrigen Reellen erscheinen, indeß mag die Kunst auch auf diesem Wege zu einer tiefern Einsicht der Natur, und so zu einem höhern Durchbruche gelangen, namentlich die Malerei, da Plastik und Architektur gegenwärtig alles Characters entbehren, welche durch falsche Nachahmung antiker Formen an der Entwicklung desselben gehindert werden. Aber in einem tieferen, klareren Studium des Alterthums haben wir die Hoffnung auch einer rechten Würdigung ihrer Kunst und ihres Nutzens für christliche Kunst. — Es wird eine christliche Kirchenbaukunst ihre zweyte, bleibende Verklärung feiern, in ihrem Dienste Skulptur und Malerei; überhaupt wird sich die Kunst dem dreyeinigen Gotte wieder zuwenden und so ihre wahre Freiheit wiederfinden. —

Nachdem wir nun den Inhalt unserer Schrift bis zu ihrem Ende im Wesentlichen mitgetheilt haben wollen wir dem oben eingeschlagenen Wege gemäß einige Bemerkungen beyfügen, und zuletzt noch einiges aus dem Originale selbst mittheilen, um unsern Lesern eine Idee der Schreibart unseres Verfassers zu geben.

Seite 9 heißt es: „Es konnte keine einzelne Kunst (in der christlichen) ferner herrschend werden, wie einst die Plastik, sondern jede fand ihr gesteigertes Leben und ihre höhere Selbstständigkeit erst in dienender Hingebung in wechselseitigem Auf- und Niedersteigen in die nächststehende, verwandte — — — — es kann deßhalb dieses Ineinanderwachsen niemals nach dem antiken Maßstabe richtig gewürdigt werden.“ — Wir wollen hiebey nur bemerken, wie irrthümlich man so häufig von den Idealen der alten Griechen spricht. Dem innersten Begriff des Ideals nach, konnten die Heiden nie ein solches kennen, denn als solches mußte ihnen immer die noch nicht befreite, noch nicht erlöste reale Form erscheinen, wie sie dieselbe in ihrer größtmöglichen Vollkommenheit in der Natur fanden; ihre vortrefflichsten Werke, und gerade diese, erheben sich daher nicht über die schöne Natur, sondern geben dieselbe nur mit hohem Gefühle, mit seltner Beurtheilung aufgefaßt wieder. — Nur eine Zeit, wo man noch mehrfacher Muster ächt griechischer Skulptur entbehrte,

wie die Winkelmannische, konnte Werke, welche der Ausartung der alten Kunst, durchaus nicht ihrer höchsten Blüthe angehören, wie z. B. den Apollo des Belvedere u. s. w. für Ideale erklären; was allerdings richtig ist, wenn willkührliche Entfernung von der Natur ein Kunstwerk zu einem idealen erhebt. — Gleich wie die Baukunst erst das Ideal verkörpern konnte, nachdem sie durch die Elemente der Plastik und Malerei gehoben war, ihre wahre Vollendung gefunden hatte, so auch die Plastik. Erst nachdem der ganze Dreyklang der Kunst vollendet war, gab es wahrhafte Ideale, d. h. durch die Macht der Erlösung so durchdrungene Werke, daß in ihnen Geist und Körper als wahrhaft entbunden, frey erscheinen, vom höheren geistigen Princip gleichmäßig in allen Theilen durchdrungen. Natürlich dürfen wir uns aber, um dazu zu gelangen nicht, in rückschreitender Bewegung, auf einen niedereren Standpunkt z. B. den der isolirt stehenden Architectur, oder der Sculptur stellen, oder meinen, die Malerey als abgeschlossenes Ganze zu betrachten, sondern wir müssen den ganzen Reichthum der vorliegenden Mittel, die materiellen welche die heidnische Kunst bietet, und die geistigen der christlichen gebrauchen um so zu einem Standpunkte klarer Uebersicht zu gelangen.

Wenn auf der folgenden Seite von dem fast gänzlichen Untergehen, der Kunst bey den ersten Christen gesprochen wird, so glauben wir nur noch hinzu fügen zu müssen, daß auch wohl ein Hauptgrund darin lag, und zwar ein *bewußter*, daß der Mensch erst sein ganzes Inneres der alten Vorstellungsweise entwöhnen, daß die ganze heidnische Bilderverehrung vergessen seyn mußte, ehe man wagen konnte künstlerisch religiös zu bilden, da ja der Unterschied des heidnischen und christlichen Bilderdienstes, wenn auch ein wesentlicher, doch im täglichen Gebrauche, und namentlich bey noch vorhandenem heidnischen Sinne, verwechselt werden konnte. — Etwas weiter heißt es, die christliche Kunst stehe so hoch, daß sie der äußern leiblichen Vernichtung der heidnischen Kunst nicht bedürfe. — Gewiß steht die christliche Kunst in ihrer Tendenz so hoch über der heidnischen wie überhaupt das Christenthum über dem Heidenthume, was aus dem frühern klar hervorgeht, allein indem, was sie in der Wirklichkeit erreichte ist diese hohe Tendenz bey weitem noch nicht verhältnißmäßig in dem Grade zu vergleichen, in welchem die heidnischen Künstler ihre freylich niederere Aufgabe lösten. Wenn diese zu einem Grade der Vollendung auf dem Wege des gebundenen Geistes gediehen waren, welcher die Bewunderung aller Zeiten erregen wird, zu einem Grade, welcher eigentlich kein Höherklimmen denkbar macht, so steht dagegen die christliche Kunst als höchst dürftig da, indem das Wollen zwar ein höheres ist, aber das Geleistete demselben noch bey weiten nicht entspricht; auch wird in der Folge gezeigt, wodurch die betretene Bahn der christlichen Kunst gehemmt wurde. — Freylich bedarf die christliche Kunst nicht allein nicht der leiblichen Vernichtung der heidnischen, sondern es wäre dieselbe ein unersetzlicher, positiver Verlust, und in der fast wunderbaren Erhaltung alter Bildwerke, und ihrem immer neueren, reicheren zum Tage treten, glauben wir einen deutlichen Wink der Vorsehung zu erkennen, daß sie uns damit die großen Früchte, die wir für das wahre Gedeihen der Kunst daraus ziehen können, nicht vorenthalten will. Wäre ein Verachten h. Kunst zu unserem Heile, gewiß wären die Werke heidnischer Dichter, die ganze heidnische Geschichte nicht mit solcher Sorgfalt durch die Stürme des Mittelalters gerade durch die Diener der christlichen Kirche erhalten worden. — Aber auch nicht negative sollen die Lehren seyn, welche aus den alten Werken sprechen, sondern positive. Denn wenn wir auch eines Theils ihre Gebundenheit, und den darin bedingten Materialismus erkennen, und uns dieß von ihrer Uebertragung in christliche Zeit und Werke abhalten wird, so sollen wir andern Theils ihre hohe Vollendung der Form uns weislich zu eigen machen, in so fern wir dieselbe, durch das in sie aufgenommene Werk der Erlösung, ihres Materialismus befreyen, wo denn diese durch den höhern christlichen Geist erst idealisirte, vollkommnere Form in wahrhaft höherem Glanze strahlen dürfte. — War doch der heilige Paulus ein Heide und wurde ihm und der Christenheit seine vom Christenthume erleuchtete heidnische Bildung wahrlich zu großer Glorie! Wenn der christliche Künstler nur mit aufrichtigem Sinne die Werke heidnischer Kunst betrachtet und studirt, so geht hierbey schon ein verborgener Exorcismus vor sich, der alle Gefahr bannt. — Ja es wäre ein temeraires Verlangen, welches wir an Gott stellten, wenn wir das ganze Alterthum in mißverstandenem frommen Uebermuthe als dämonisch von uns stießen, und meinten, Gott solle uns nun auch einen ganz neuen Weg der formellen Ausbildung zeigen, gleich als wenn wir einen zu bekehrenden Heiden erschlügen, und von Gott verlangten er solle ihm sichtbarlich einen neuen Leib geben, da der alte heidnische der Taufe nicht würdig sey. Tauft ihn nur mit wahrem christlich heiligem Geiste, und auch sein Leib wird wunderbar umgewandelt werden. — Denn alle Zerstörung und aller neue Aufbau geht hier von innen heraus vor sich und der wahre Christ darf sich jeder Macht mit Vertrauen nah'n, und wird überall sein Herz dem Herrn opfern können. — Es geht dieses, als dämonischen Ursprungs die heidnische Kunst Betrachten, aus demselben mißverstandenen Principe hervor, welches die Ikonoklasten verleitete, und neuerer Zeit die Bilderstürmer während der Reformation. Allerdings ist die Meinung darin gut, aber sie ist eine mißverstandene, unklare. — Auch ist es durchaus unsere Ueberzeugung, und mag dieß zugleich als Zusatz zu dem Folgenden bis S 14. Gesagten

dienen, daß die christliche Kunst in noch weit ausgedehnterem Grade sich der heidnischen Kunst bemächtigen solle, wie sie es bereits gethan, nur in anderer Weise, denn eine Uebertragung des Heidenthumes in die christliche Zeit ist eine zu verkehrte Idee, als daß sie weiter der Widerlegung bedürfte. Doch wir kommen später, bey Gelegenheit der Gegenwart auf diesen Punkt zurück.

Bey Gelegenheit des sogenannten gothischen, deutschen oder germanischen Baustyls können wir nicht umhin zu bemerken, daß uns der Name deutsch nur in so ferne zusagt, als man damit alle deutschen Stämme, ohne Rücksicht auf ihren zufälligen Aufenthalt und daherige Amalgamation mit andern Völkern bezeichnet, denn England und Frankreich sind reicher an größeren Bauwerken in diesem Style als Deutschland, auch stehen dieselben den unsrigen in keiner Weise in Plan und Ausführung nach. Ein vollständiges Verstehen dieses Styls ist aus den in unserm Vaterlande vorhandenen Schöpfungen nicht wohl möglich, wir müssen dessen Entwicklung hier mit der in jenen beyden Ländern zusammenfassen, wo mancher wichtige Aufschluß gegeben werden dürfte. So hat z. B. die romanische Baukunst in einigen Gebäuden Englands einen Grad der Ausbildung erreicht, der sich bis zur reinsten Schönheit steigert, sehr der schönen Form der Griechen vergleichbar, aber in rein christlichem Sinne, während die Bauten derselben Periode in Deutschland bey allem Schönen doch fast immer sehr unter dem Drucke einer gewissen Barbarey stehen, die sich namentlich in der Ausführung am deutlichsten kund giebt. —

Die auf der nächsten Seite ausgesprochene Meynung: „bey jedem Versuche einer Restauration der religiösen Kunst müße der Faden da wieder aufgenommen werden, wo er im 15. und 16. Jahrhunderte und wohl schon früher gewaltsam zerschnitten worden, können wir nur sehr bedingt adoptiren. Die Kunst ist im sechzehnten Jahrhunderte schon eine ganz andere gewesen, als sie im vorhergehenden war. Ein Jahrhundert ist in der Bildungsgeschichte des menschlichen Geistes eine zu lange Epoche um nicht wesentliche Unterschiede hervor zu rufen. Vor allen Dingen müßte also das Wann des Verlorengehens der christlichen Kunst bezeichnet, dann durchaus genau angegeben werden, was eigentlich in ihr untergieng, und zuletzt wie dieß geschah. Zwar ward der letzte Punkte erörtert und gesagt, das Eindringen antiken Elementes habe den Untergang herbeygeführt, allein wir sind der Meinung, daß nicht das von außen Hereingedrungene sie im Fortschritte hemmte, sondern ein gewisser innen wohnender Keim des Unheils der auch seine Entwicklung fortgeführt hatte mit dem Wachsthume der Kunst. Dasselbe Uebel erschütterte die Kirche bis auf den heutigen Tag, dasselbe erregte den noch lange nicht beendigten Kampf im Leben, dasselbe paralysirte das Gedeihen der Kunst und führte die Wissenschaft auf tausend Abwege. — Es war dieß die Einseitigkeit der menschlichen Natur, welche wir überall in der Geschichte einer theoretisch denkbaren Höhe der Entwicklung des Geistes entgegen treten sehen, und welche erst mit dem oben angegebenen vollständigen Eintreten der Herrschaft des Geistes ganz aufgehoben wird. Eine allgemeine höhere Helle dann überall, aber auch nur ein Moment, bis zur allgemeinen Auflösung. Speciell äußerte sich dieses Hinderniß hier als eine einseitige Herrschaft des Gefühlsprincips. Das junge Christenthum war trunken in dem der Menschheit noch ungewohnten hohem Geiste, der Körper der Menschheit hatte sich noch nicht gewöhnt an die wunderbare neue Herrschaft. Namentlich äußerte sich diese geistige Trunkenheit in einem alle Körperlichkeit, alle Form vernachlässigenden Streben der Kunst, man suchte nur die Laute für die Gefühle der übervollen Brust, Worte die dieselben mittheilen, wenig bekümmert um das Wie. Aber im Leben verflog der göttliche Rausch eher, man suchte das Versäumen der Wissenschaft u. s. w. zu ersetzen durch Studium der Alten. Daher denn auch größere Ansprüche an vollkommnere Formen in der Kunst; aber kaum hatte diese ihre Mangelhaftigkeit erkannt, kaum hatte sie begonnen einzusehen, daß auch die Ausbildung des formellen ein nothwendiges Erforderniß sey, so überließ sie sich fast einzig diesem Streben, so daß in Kurzem ein arger Materialismus herrschend wurde, denn wir sehen uns genöthigt, die ganze Zeit der sogenannten Idealisten ebenso materialistisch zu nennen, wie die folgende der herrschend werdenden bolognesischen, eclectischen Schule. — Ein falsches Studium der Antike förderte allerdings den Verfall, allein es war nicht Hauptgrund, dieser lag in dem allgemein materiellen Streben der Zeit, welchem die Kunst nur unbewußt folgte. Wie denn überhaupt die Kunst nie als allein vor- oder rückschreitend, vom Leben getrennt, gedacht werden kann, sondern in ihr sich nur der ganze Zustand des irdischen Lebensbaumes concentrirt darstellt. Knüpfen wir an diese Bemerkung noch einen Einwurf gegen die Meynung des Verfassers, bey einer Restauration der religiösen Kunst müsse man den im 14. und 15. Jahrhundert gewaltsam abgeschnittenen Faden wieder aufnehmen. Es liegt in diesem „Restauration“ und „aufnehmen“ offenbar etwas Willkührliches, welches annimmt, als könne irgend ein Jemand der Macht, Mittel u. s. w. besitzt, oder eine Vereinigung Gleichgesinnter denen, es um eine Wiedererweckung der Kunst zu thun wäre, ad libitum dieselben zu neuem Leben erwecken. — Es ist dieß eine irrige Ansicht, denn das ganze Leben treibt keine Pflanze, welche so innigst mit ihm verbunden wäre als die Kunst. Hat das Leben eine künstlerische Richtung, so werden die Künste gedeihen, und in ihnen sich genau die einzelnen Neigungen des Geistes der Zeit als religiös, spekulativ, u. s. w. abspiegeln, aber keines Menschen Will,

kür vermag diesen zu leiten, es wäre ein gotteslästerlicher Uebermuth das behaupten zu wollen; steht doch der im Verborgenen sein Daseyn dahin Vegetirende unter unmittelbarster Leitung einer höhern Macht, wie viel mehr ganze Richtungen der Völker und Zeiten. — Aber auch aus dem Grunde ist ein Anknüpfen undenkbar, weil damit offenbar ein Rückschreiten bedingt und das eine mathematische Unmöglichkeit ist. Am Schluß eines Jahres ist die Zeit, und die in ihr sich bewegende Menschheit, nicht mehr die, welche sie am Beginne desselben war, wie soll sie sich nach drey oder vier Jahrhunderten in die Vergangenheit versetzen, die Jahrhunderte mit all ihrem Treiben, ihren Fortschritten, kurz ihrer gänzlichen Umgestaltung vergessen, und gänzlich anulliren? Mag es momentan dem Einzelnen gelingen, sich im Geiste in die Vergangenheit zu versetzen, einen künstlichen Siebenschlaf zu erzwingen, der Gesammtheit gelingt es nie; auch ist das Leben ein viel zu kaustisch sonderndes um solche fremden Elemente zu einem wirklich organisch lebenden Theile in sich aufzunehmen.

Besonders aufmerksam machen wir unsere Leser auf die schöne Entwicklung der spätern Kunst in unserer Abhandlung, und das Verhältniß der weltlichen zur religiösen Kunst. Möchte jeder Künstler sich diese Dinge recht klar machen, es würde manches sich anders gestalten! — Sey es uns erlaubt in wenigen Worten auszusprechen, welches wir für die Anforderungen halten, welche nach historischen und nationellen Gründen die neuere Zeit an die in ihr sproßende Kunst machen kann:

1) Klares Bewußtseyn ihrer selbst in Gott; daraus folgt:
2) Streben nach Einheit mit Gott, dem Leben und Allem in ihm, besonders der Wissenschaft, denn in ihr die Erfüllung der Aufgabe der Zeit.
3) Höchste Ausbildung der Form in gleichem Maße mit dem geistig herrschenden Princip, d. h. Streben zum Ideal, d: h. Styl.

Dieß die drey Erfordernisse ohne welche ein Gedeihen der Kunst in unsern Tagen nicht denkbar. Wie dieß nun geschehen müße, ist theils schon im Verlaufe des Frühern gezeigt, anderer Seits würde es hier zu weit führen, wollten wir es näher bestimmen; nur sey es noch erlaubt ein Wort über Ideal und Styl zu sagen. Ideal ist das Wesen Gottes in irgend einem Werke, sey es Gedanke, Kreatur, Gegenstand. Das Streben ein solches Werk seiner Wesenheit gemäß darzustellen nennen wir idealisiren, und die Art und Weise wie sich das in der Kunst manifestirt, den Styl. Somit ist Styl das Sichtbarwerden des Strebens zum Ideal, zur Einheit. Da nun aber ein Ideal, d. h. das Wesen Gottes in einer Erscheinung nie erreicht werden mag, sondern immer nur näherungsweise, so ist Styl die höchste Aufgabe der Kunst, und kein höheres Lob mag einem Werke ertheilt werden, als wenn wir sagen, es habe Styl. Wohl zu hüten hat man sich daher vor dem Mißbrauche dieses Wortes, so wie dem von Ideal, denn größten Theil dürfte man neuerer Zeit Manier nennen, was mit Styl fälschlich bezeichnet wird. Manier ist nichts andres als die willkührliche Wahl einer Form für einen Gegenstand, ohne Rücksicht ob dieselbe seiner innern Wesenheit entspricht oder nicht; sie ist das sichtbare Streben der Zweyheit, der Trennung, des für sich bestehen wollens der Form ohne Abhängigkeit vom Geiste. — Styl, Streben zu geistiger Einheit, Manier, Streben zu geistiger Trennung. — Daß unter Form aber nicht blos die körperliche Form; sondern alles Wort worin sich irgend Idee in der Kunst ausspricht, verstanden wird, daher Form an sich, Farbe, Licht u. s. w. bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Jede Vernachläßigung eines dieser Theile wird zu unvermeidlichen Abwegen führen.

Wenn Seite 18 es heißt man habe die alte Kunst nur als Produkt des Schönheitsgefühls der Menschheit überhaupt angesehen und sey so dahin gekommen sich die Kunst als etwas vom religiösen Bewußtseyn Getrenntes und Trennbares zu denken, so fügen wir nur hinzu, daß dies seinen Grund darin hatte, daß die Schule (denn alle Philosophie war auf Schulweisheit reducirt) in ihrem Classificationseifer den Begriff des Schönen nicht auf seinen Urquell zurückführte, sondern denselben als eine autokratische Macht erscheinen ließ, und dieß hat natürlich wieder seinen Grund in der herrschenden einseitigen Verstandesthätigkeit, welche sich am Deutlichsten in der Reformation aussprach, welche einen sehr bestimmten Einfluß auf die Kunst übte; so daß auch hier wie überall jene Wechselwirkung zwischen Tendenz und Leben und Leben und Tendenz und wieder natürlich auf die Kunst sichtbar wird. —

Theilen wir nun zum Schluße den Schluß der Abhandlung mit — — „So übten nur noch die weltlichen Ideen eine eigentlich produktive Kraft. Da sie aber der religiösen Durchdringung ermangelten, blieben sie meist auf der Oberfläche der Erscheinungen stehn, und drangen selten in ihre Tiefe. Ihr positiver Inhalt ist hauptsächlich die landschaftliche Natur, und das öffentliche und häusliche, volksthümliche Leben der Gegenwart. Diesen Inhalt bildete zuerst und am entschiedensten das niederländische Volk. Von dort verbreitete es sich allgemein, und beherrscht noch jetzt den Geschmack der Menge.

In Bezug auf das, was unser Verfasser in Bezug auf eine tiefere Durchdringung der Natur in landschaftlichen Darstellungen sagt, machen wir den Leser auf ein Wort aufmerksam, welches diesen Gegenstand mit tiefer Einsicht behandelt, es sind dieß die vor einigen Jahren erschienenen neun Briefe über Landschaftmalerei von

Carus, rühmlichst bekannt als wissenschaftlicher Arzt und Physiolog. —

Wir glauben dem Verfasser nicht genug danken zu können, der den Muth hatte einen Gegenstand in einer Weise zu beleuchten, die zwar als die einzig richtige zu betrachten ist, die aber bis jetzt wohl leider wenige Theilnehmer finden dürfte, denn es spricht sich in ihr ein durchaus ernstes Streben zur Einheit so im Leben wie in der Wissenschaft und Kunst frey und leidenschaftlos aus. Der Verfasser hat sich den Standpunkt gewählt, welchem es einzig möglich ist, einen klaren Ueberblick über seinen Gegenstand zu gewinnen, den der möglichsten Erhabenheit über jede Parteyansicht. — Daß die Liebe zu einer oder der andern Idee ihn hin und wieder, wie selten auch, zu Irrthümern verleitet, wer fühlt sich davon frey, und wie sehr mögen gerade wir unter einem ähnlichen Einflusse gelitten haben. — Wir glauben daß das unverholenste Lob welches wir dem Verfasser zollen können in der Liebe sich ausspricht, ja in der Polemik, womit wir seine Arbeit zergliederten, angriffen. — Gegen einen Mann, der mit so aufrichtigem Streben nach Wahrheit vor uns erscheint, glaubten wir auch nicht verhehlen zu dürfen, wo unsre Meinungen abwichen, da wir uns im Allgemeinen so sehr mit ihm einverstanden fanden. Möge er unermüdlich fortarbeiten auf dem betretenen, freylich mühevollen aber auch zu um so erhabenerem Ziele führenden Wege, und sich nicht abschrecken lassen durch die vielfach feindlichen Begegnungen denen er sicher nicht entgehen wird, dann wird seine Wissenschaft nicht im Dienste der Welt, der Eitelkeit, des Ruhmes stehen, sondern eines reicher spendenden Herrn der Wahrheit. —

G. H. v. Schröter.

Geschichte des alten Griechenlands von Herm. Gottl. Plaß, Direktor an der Domschule zu Verden. Erster Theil. Leipzig, bey C. H. F. Hartmann. 1831. IV. und 634; zweyter, 1832. XII. u. 592; dritter, 1834. XVI. u. 799 Seiten. gr. 8. Pr. 14 fl. 6 kr.

(Fortsetzung.)

„Die südöstliche Halbinsel Europa's ist als der eigentliche Mittelpunkt (I. 23) für die Zeit, wo die Geschichte anheben kann, angesetzt, der vordere Theil Kleinasiens als ein Band, aus dem ihre Zweige nicht völlig waren verdrängt worden, und die apenninische Halbinsel als ein Zufluchtsort, wo die am meisten bedrängten Glieder eine Stätte zu suchen hatten. Als die entferntesten Völker unserer Gesammtnation (I, 24.) betrachte ich nämlich im Osten die Cilicier, die Mäonier, die Phrygier und die Mygdonier, welche alle mit Gliedern eines hinter ihnen sitzenden Stammes in Verbindung gekommen, auch wohl vielfältig vermengt waren. Vor ihnen saßen an Asiens Rande die Thynier, Lycier, Karier und Leleger, die letzteren besonders über die Inseln bis zu Europens Küsten verbreitet. In der europäischen Halbinsel dagegen waren drey Hauptzweige, die Pelasger, jedoch mit Lelegern vermischt, im Süden und nördlich von ihnen die Illyrier und Thraker mit schwankenden Nebenlinien der Päonier und Pelagonen. Auf der apenninischen Halbinsel fanden sich Zweige der Pelasger, nämlich die Oenotrier und Peucetier, vielleicht auch die Tyrrhener, und neben ihnen manche illyrische Abkömmlinge, alle jedoch mit der Zeit, durch Vermischung mit anderen Stämmen, denen mehr entfremdet, zu welchen sie ursprünglich gehörten. Diese sämmtlichen Völker redeten also eine gemeinschaftliche Grundsprache und im Allgemeinen dürfen dafür die zunächst homerischen Gedichte, wenigstens die Ilias, als Zeugen gelten."

Daß die Hellenen zu den Weißen gehören, wird wohl Niemand in Zweifel ziehen. Allein der Verf. hätte die ursprünglichen Bewohner Griechenlands und die Hellenen, welche sich von Thessalien aus verbreiteten, gehörig von einander unterscheiden sollen. Dafür, daß Griechenland von zwey verschiedenen Völkern bewohnt war, von denen das spätere das erstere verdrängte, sprechen sehr viele und gewichtvolle Zeugnisse. Zudem wollen wir Herrn Plaß nur an die Denkmäler der bildenden Kunst erinnern. Die Nachrichten von den cyclopischen Mauern und den Schatzhäusern der ältesten griechischen Könige haben mit den späteren Werken der griechischen Kunst und mit denen der phönicischen auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit, man mag auf den Geist, der sie hervorrief, oder auf die Ausführung im Einzelnen sehen. Aus Homer, Herodotus, Thucydides, Strabo, Pausanias und vielen anderen Schriftstellern ist bekannt, daß sich Thraker, Karer und Leleger in Griechenland niederließen, welche, wie Herr Plaß richtig bemerkt, mit den kleinasiatischen Völkern (mit Ausnahme der Pelasger) gleicher Abkunft waren. Aus diesem Umstande erklärt es sich, wie die thrakischen Sänger in Griechenland eine so bedeutende Rolle spielen, und der Lykier Olen mit ihnen in Verbindung gebracht werden konnte. Auch ist es klar, warum Thucydides auf die Herrschaft der Karer (I. 4.) ein so großes Gewicht legt. Nun ist bekannt, daß schon Homerus (II. 867) die Karer barbarisch redend nennt. Strabo erklärt (XIV. 2, 28) diese für die älteste griechische Geschichte so wichtige Stelle ganz richtig, indem er bemerkt, daß die Karer zu Ho-

merus Zeiten zwar noch für Hellenen verständlich, jedoch *unhellenisch* gesprochen haben, und der auch in dieser Beziehung sehr gut unterrichtete Herodot nennt (VIII, 135) die karische Sprache gleichfalls unbedingt eine *barbarische*. Wer wird glauben, daß die Karer, welche Herodot (I. 171) Brüder der *Lydier* und *Mysier* nennt, die *thracischer* Abkunft waren (Herod. VII, 73.), ein Zweig des *hellenischen* Volkes oder daß die Hellenen Brüder der Lydier oder Mysier gewesen seyen? Dagegen sprechen auch die homerischen Gedichte. In dem Schiffscataloge erscheinen auf der *Seite der Hellenen nur* solche Stämme, die *ächt griechischen Ursprungs* waren, während *alle Hülfsvölker des Priamus thrakischer* Abkunft sind, und auf diese Weise den hellenischen gerade entgegengesetzt werden. Hätte der Verf. die ältesten Mythen genauer berücksichtigt, so würde er daraus die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die ältesten Bewohner Griechenlands, die Thraker, Karer und Lelegen *semitischer* Abkunft waren, und mit den Indiern zusammenhingen. Nur derjenige, der diesen Zusammenhang gehörig berücksichtigt, wird einsehen, warum die Orphische Lehre eine so große Aehnlichkeit mit der indischen hat, und warum in der ältesten attischen Geschichte so viele Namen vorkommen, welche ihre Wurzeln in der Sanskritsprache haben. Auch zeigt sich in den bürgerlichen Verhältnissen der alten thrakischen Staaten eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Hindus.

Die Hellenen aber, welche die Thraker, Karer und Lelegen, die durch Ueppigkeit und innere Unruhen allmählig von ihrer Höhe herabsanken, überwältigten, und theils *vertrieben*, theils sich *unterwarfen*, gehörten zu den *Japhetiden*, worauf die Sagen von der Abkunft des Prometheus, mit dem ihre Geschichte gewissermassen beginnt, deutlich genug hinweisen. Demnach hätte Herr Plaß zuerst die Geschichte der thrakischen Kolonisten in Griechenland erörtern, und dann erst auf die Hellenen übergehen, nicht aber alles durcheinander werfen sollen. Daß die Pelasger, welche er zu den Lelegern und Karern rechnet, nicht dazu gehörten, sondern ein Zweig des achäischen Volksstammes, also hellenischen Ursprunges waren, wird sich unten ergeben.

Auch das zweyte Buch, in welchem der Verf. von der Civilisirung des lelegisch pelasgischen Stammes durch das Einwirken von Ausländern spricht, läßt ebensoviel zu wünschen übrig. Er glaubt (I. 82) ohne Bedenken behaupten zu können, daß Griechenland durch Fremdlinge civilisirt wurde, und erwartet dagegen *nicht einmal eine erhebliche Einrede*. Jedoch sah er so viel ein, daß diese Kultur nicht einzig von Aegypten ausgehen konnte; daher sucht er ein anderes Volk, welches die Hellenen entwildert haben soll, und dieß sind bey ihm die Phönicier. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der Verkehr mit den Phöniciern allerdings wohlthätige Folgen für die Griechen hatte; allein von Niederlassungen, welche dieselben im *eigentlichen* Hellas angelegt haben, kann keine Rede seyn; ihr Einfluß auf den Inseln dauerte nicht so lange fort, als der Verf. annimmt; sie faßten auch keineswegs auf so vielen Inseln festen Fuß, als er sich vorstellt. Gesetzt, sie hätten auf den bedeutendsten Inseln Niederlassungen gehabt, wie ist es denn gekommen, daß zu der Zeit, von der Homerus spricht, keine Spur mehr vorhanden war? Wie ist es gekommen, daß alle phönicischen Kolonisten so schnell, ja fast auf einmal gänzlich verschwanden, ohne daß deutliche Beweise von ihrem Daseyn zurückblieben? Warum erwähnt sie Homerus gar nicht mehr als Kolonisten, während er die Thraker auf Kreta noch sehr wohl kennt? Sodann stellen wir eine zweyte Frage an Herrn Plaß: Waren denn die Hellenen wirklich so roh, daß sie durch phönicische Kaufleute oder Kolonisten entwildert werden mußten? Haben die Hellenen denn nicht an der Spitze ihrer Geschichte einen Prometheus, der sie mit dem Gebrauche des Feuers bekannt machte, und dadurch Kunstfertigkeiten aller Art ins Leben rief? Die Sagen über Prometheus weisen aber keineswegs auf Phönicien hin. Was der Verf. von den Bauwerken und den Metallarbeiten der Phönicier sagt, ist nur zum Theil gegründet. Kein Schriftsteller erwähnt bey ihnen so großartige und Staunen erregende Gebäude, wie die Schatzhäuser der ältesten griechischen Könige und die cyclopischen Mauern waren. Weder im eigentlichen Phönicien, noch in der Gegend von Karthago finden sich Bruchstücke, welche einen ähnlichen Styl verriethen. Daß die Phönicier in Metallarbeiten besonders erfahren gewesen seyen, ist uns unbekannt. Dagegen melden die bewährtesten Schriftsteller, daß den Phrygiern, welche Herodot (VII. 73.) Abkömmlinge der Thraker nennt, die Erfindung des Bergbaues beygelegt wird, der bey allen mit ihnen verwandten Völkern, bey den Mysiern, Lydiern, Trojanern und Thrakern betrieben ward, wie sich schon aus der Sage von den thrakischen Sintiern auf Lemnos ergiebt. Sogar die Insel Lemnos will Hr. Plaß mit Phöniciern besetzen, obschon Homer (Il. 1. 594. I.) die Bewohner derselben ausdrücklich Thraker nennt.

Nicht bloß Phönicier will Herr Plaß in allen Gegenden Griechenlands finden, sondern auch Aegypter sollen an dem Werke der Entwilderung Griechenlands mitgearbeitet haben. Wie einseitig er bey der Behandlung dieses Theiles der Sagengeschichte verfuhr, mag schon aus seiner Ansicht über den Danaus erhellen: „Danaus (I. 102) erscheint in den Mythen beständig als ein aus der Heimath Vertriebener, der dem Einflusse der früheren Machthaber in Argos ein Ende macht, und Stifter einer neuen Dynastie wird (Paus. II, 16, 1.). Nicht zu gewagt scheint die Vermuthung, daß mit diesem

flüchtigen Danaus und seiner Festsetzung in Argos der Verband der älteren phönicischen Faktorey mit dem Mutterlande zerrissen ward, dagegen ein besonderer Staat begann, dessen Bevölkerung aus Edelen fremder Abkunft und den achäischen Urbewohnern zusammenschmolz; und jene wunderliche Sage von den 50 Töchtern des Danaus und deren Ermordung ihrer Ehemänner könnte man vielleicht so erklären, daß die früher in Argos ansäßigen Glieder phönicischer Herkunft ermordet, und ihr Besitzthum dem Gefolge des Danaus anheim gefallen wäre; denn nach ächter Weise der Genealogen wird eine solche Veränderung der herrschenden Personen durch den Begriff einer Verschwägerung ausgedrückt, die hier aber gewaltsamer Zerreißung bedurfte. Doch dergleichen Erklärungen sind ein gewagtes Spiel; es genügt hier, gezeigt zu haben, wie doch auch in den alten Sagen Vieles auf die Phönicier hinweiset.“ Der Verfasser hat allerdings Recht, daß dergleichen Erklärungen ein gewagtes Spiel sind. Es wird auch nicht leicht Jemand in der Erklärung der Mythen so einseitig verfahren, und deßhalb so unglücklich seyn, wie er. Wie kann er den Danaus für einen Aegyptier halten, nachdem er selbst annimmt, daß derley Namen, die an der Spitze eines Volkes stehen, nur eine symbolische Bedeutung haben, daß demnach Danaus nur der Repräsentant der Danaer ist? Die Danaer erscheinen aber in den ältesten historischen Urkunden als ein ächt hellenisches Volk, und zwar als ein Zweig der Achäer, mithin können sie auch keine ägyptischen Kolonisten seyn. Zugegeben aber, daß ein Danaus mit einer ägyptischen Kolonie zu der Zeit nach Argos kam, wo sich bereits die Achäer über den Peloponesus ausgebreitet hatten, wie kam es denn, daß diese Kolonisten mit den Achäern so schnell zu einem Ganzen verschmolzen, daß Homerus durchaus nichts Fremdartiges von den Danaern bemerkt? Wenn sie etwas Aegyptisches an sich gehabt hätten, so würde er dieß gewiß angegeben haben. Wie kommt es, daß sich die griechische Sprache im Peloponnes so rein erhielt, daß wir von ägyptischen Wortfügungen oder Ausdrücken gar nichts entdecken? Wenn die Hellenen wirklich so roh und unwissend waren, wie Herr Plaß glaubt, und durch die Phönicier und Aegypter erst gebildet werden mußten, wie kommt es endlich, daß sich in der griechischen Sprache keine phönicischen und ägyptischen Wörter für die Gegenstände finden, welche die Griechen entweder durch sie erst empfangen, oder doch kennen gelernt haben? Es ist doch eine ausgemachte Sache, daß ein rohes Volk, welches Geräthschaften oder sonstige zum Leben gehörige Gegenstände von einem andern empfängt, mit der Sache auch den auf derselben ruhenden Namen annimmt. Auf diese Punkte hat der Verf. nicht gedacht. Ferner spricht er von einer phönicischen Faktorei, die in Argos bestanden haben soll, und deren Verband mit dem Mutterlande durch die Ankunft des Danaus zerrissen wurde. Wir wissen nicht, daß irgend ein glaubwürdiger Schriftsteller von einer bleibenden Niederlassung der Phönicier in Argos etwas erzählt; es zeigen sich auch sonst keine Spuren, die das Bestehen einer phönicischen Colonie vermuthen ließen. Der Verf. hat also nur deßhalb Phönizier dahin übersetzt, weil er einmal glaubt, daß sie Griechenland nach allen Richtungen durchzogen. Die Sage von den Mordthaten, welche die 50 Töchter des Danaus an ihren Ehemännern verübten, kann sich demnach nicht auf die Ermordung der früher in Argos ansässigen Phönicier beziehen, sondern muß eine andere Bedeutung haben, nämlich die, daß sich vor der Ausbreitung der Achäer im Peloponnes karische Colonisten fanden, bei denen die Weiberherrschaft, wie bei den Amazonen, üblich war, die in Griechenland eine so bedeutende Rolle spielen. Diese Vermuthung gewinnt historische Gewißheit, wenn man bedenkt, welch' ein großer Antheil dem ächt griechischen Heros Herakles, der dem Peloponnesus angehört, an der Verbreitung der Amazonen zugeschrieben wird.

Auch in Attica sollen Egyptier den Grund zur Cultur der Eingebornen gelegt haben, und obschon Carl O. Müller bewies, daß die Sagen über die Einwanderung des Cecrops erdichtet seyen, und durchaus keinen Grund haben, so stellt Herr Plaß doch eine Menge von seichten und nichtssagenden Raisonnements zusammen, um die ägyptische Abkunft desselben zu retten. Dabei hat er weder auf die Beschaffenheit der Einrichtungen, welche man dem Cecrops beilegt, noch auf den Gang der Cultur Rücksicht genommen; sonst würde er ihn wohl für keinen Aegyptier gehalten haben. Cecrops gründete in Attica einen Priesterstaat; die Beherrscher desselben waren Könige und Priester zugleich. Diese Einrichtung fand sich wohl bei den Thrakiern, aber nicht bei den Aegyptiern, wo die Priester kein Recht auf den Thron der Pharaonen hatten. Welcher Umstand sollte ägyptische Priester bewogen haben, auszuwandern, und sich in Attika anzusiedeln? Mit Cecrops beginnt in Attika, der Feldbau und die daran geknüpfte Verfeinerung der Sitten. Wir wissen, daß in Aegypten die Caste der Ackerbebauer keineswegs so groß war, daß sie der Boden nicht mehr ernährt hätte, und können uns also nicht erklären, welcher Umstand ackerbauende Aegyptier bewogen haben sollte, auszuwandern. Dagegen wissen wir, daß die Hirten bey ihnen sehr verachtet waren. Wäre nun Cecrops mit einer Schaar von Hirten, die sich nie um den Ackerbau kümmerten, nach Griechenland gekommen, wie hätten seine Aegyptier den Griechen als Muster im Ackerbau dienen können? Wie ließe sich erwarten, daß ägyptische Hirten, die in der größten Dürftigkeit und Unwissenheit lebten, die Griechen hätten entwildern können? Im Gegentheile würden die Bewohner Atticas durch eine so rohe und zü-

gellose Horde erst in Barbarey verfallen seyn. Dagegen wissen wir, daß die Thraker, wohin sie kamen, den Ackerbau und mit demselben mildere Sitten verbreiteten; wir wissen, daß sie sich schon in den frühesten Zeiten in Attika niederließen. Deßhalb dürfen wir uns nicht wundern, daß auch in Thrakien der Name Cecrops (s. Steph. Byz. s. h. v.) einheimisch war, und demnach die Niederlassung thrakischer, nicht ägyptischer Colonisten repräsentirt.

Das dritte Buch, welches die Specialgeschichte der bis zu dem Jahre 1300 gestifteten Staaten enthält, hat uns mehr befriedigt, obschon es in Bezug auf eine gründliche und umsichtsvolle Forschung noch manches zu wünschen übrig läßt. Dagegen ist das vierte, welches eine allgemeine Geschichte der Heroënzeit von 1300 bis 1100 v. Chr. umfaßt, sehr mangelhaft. Wir wollen zum Beweise unserer Behauptung die Darstellung der Herakles-Sage, des Argonautenzuges, der thebanischen Kriege, und des trojanischen Krieges und seiner Folgen etwas später ins Auge fassen. Daß man, um in die Sagen über Herakles Einheit und Ordnung zu bringen, einen griechischen und phönicischen unterscheiden müsse, ist keinem Zweifel unterworfen. Mit des Verf. Erklärung des Namens Herakles können wir aber nicht einverstanden seyn. Der Name bedeutet nicht, wie er glaubt (I. 361), den Wanderer, sondern ist offenbar von seiner Beziehung zur Here, die ihm soviel zu thun gab, entlehnt, und bedeutet der durch Here mit Ruhm Gekrönte. Wie sehr aber Herr Plaß die Bedeutung dieses Mythus mißversteht, mögen seine eigenen Worte am besten zeigen. „Der Name (I. 361) bedeutet nämlich eigentlich nur den Wanderer, und in sich vereint er auf diese Weise die Beziehungen des göttlichen Wesens, welches der priesterliche Sabäismus des Morgenlandes bey dem Worte dachte, auch jener Gottheit, unter deren Schutze der tyrische Seefahrer stand, durch deren Hülfe er alle Widerwärtigkeiten und Mühen zu überwinden vermochte, und der er daher alle verrichteten Thaten aus frommer Dankbarkeit beylegte, endlich noch aller umher wandernder Handelsleute und Abentheurer selbst, die durch diesen Namen in eine mythische Person vereinigt wurden. Was daher diese in dem phönicischen Herkules personificirten Wanderer thaten, das ist schon in den ältesten griechischen Liedern und Mythen auf den griechischen Helden dieses Namens übertragen. Dahin hat man mit Böttiger vorzüglich jene Sagen zu rechnen, worin einem Herakles Wasserbauten, z. B. die Abzugskanäle des Sees Copais, die Ausgrabung von Brunnen, die er entdeckt, von Bädern, die er eingerichtet habe, zugeschrieben werden; denn nur so wird es erklärlich, wie der Herakles des griechischen Volksglaubens ein Schirmer und auch ein Symbol von so manchen Dingen werden konnte, welche dem Helden des eignen Landes völlig fremd waren: dahin aber auch, wie wir bald sehen werden, schon die Grundidee zu den zwölf sogenannten Arbeiten des Herakles, nach denen er ein verjüngter Gott wird; denn dieses kann nur ein Bruchstück von dem als Sonnengott durch die zwölf Himmelszeichen sich durcharbeitenden Herakles des Sabäismus seyn, obwohl freylich die Bestimmung der mythischen zwölf Arbeiten jüngeren Ursprunges ist, weßwegen diese auch nie völlig auf dieselbe Art angegeben wurden“. —

„Was (I. 363) von einem Herakles gedichtet wird, welcher Säulen an den Endpunkten der bekannten Welt aufgerichtet, welcher die Rinder Geryons in Iberien fortgetrieben, den Atlas in seinem Amte abgelöst, kurz, welcher mancherley Abentheuer auf Spaniens, Siciliens, Italiens und Afrikas Küsten bestanden habe, alles dieses sind Mährchen, zu denen eine geringe Kunde von den Fahrten und Kämpfen phönicischer Seeleute den Stoff darlieh —, welche aber in Herakleen, deren man einst so viele hatte, übergingen, und hier zur Verherrlichung des Helden, zur Nahrung für die Phantasie, zur Ergötzung der dem Liede horchenden dienten.“

Der Verf. hat, wie sich aus dieser Ansicht nur zu deutlich ergiebt, die griechischen Mythen nicht genau aus den Quellen studirt, und auch die verschiedenen Ansichten und Erklärungen der Neueren nicht mit der gehörigen Sorgfalt verglichen: sonst würde er wohl auf andere Resultate gekommen seyn. Der griechische Herakles ist ein Dämon der Pelasger, bey denen er überall erscheint, und da diese überall, wohin sie kamen, den Ackerbau einführten, und mit demselben mildere Sitten vereinigten, so trugen sie auf diesen ihren National-Heros alle Segnungen über, welche sich im Gefolge des Ackerbaues einfinden, wie es denn überhaupt Sitte des Alterthums war, die Tugenden und Vorzüge eines Volkes irgend einem Heros als Repräsentanten beyzulegen, und an demselben zu versinnlichen. Von diesem Standpunkte aus wird man sich nicht wundern, wenn dem Herakles Wasserbauten und Ausgrabung von Brunnen beygelegt werden; denn beyde sind für ein ackerbauendes Volk, welches die einmal in Besitz genommene Landstrecke nicht wieder verläßt, wie Nomaden, sondern behält, und mit aller Macht gegen jeden Angriff darauf vertheidigt, höchst nothwendig.

(Fortsetzung folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 9. May 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 38.

Inhalt.

Geschichte des alten Griechenlands von Herm. Gottl. Plaß, Direktor an der Domschule zu Verden. Erster Theil. Leipzig, bey C. H. F. Hartmann. 1831. IV. und 634; zweyter, 1832. XII. u. 592; dritter, 1834. XVI. u. 799 Seiten. gr. 8. Pr. 14 fl. 6 kr.

(Fortsetzung.)

Auch wird es Niemanden, der mit den Verhältnissen eines ackerbauenden Volkes vertraut ist, auffallen, daß Herakles alle Ruhestörer verfolgt, während bey rohen Nomaden Raub und Gewaltthätigkeiten, wenn sie mit List oder Kühnheit ausgeführt werden, Ruhm und Ansehen gewähren. Auch die zwölf Arbeiten, die man dem Herakles beylegt, dürften sich nun erklären lassen, und nicht leicht mehr Jemanden auf die verkehrte Ansicht bringen, daß sie sich auf die Astronomie beziehen. Raubthiere sind dem Feldbau schädlich, und müssen ausgerottet werden; auch Räuber und andere gewaltthätige Menschen müssen entfernt werden, wenn der Verkehr und die Künste des Friedens gedeihen sollen. Die meisten Arbeiten des Herakles beziehen sich auf die eben berührten Verhältnisse. Die Reinigung des Augeas-Stalles gibt nur dann einen Sinn, wenn sie auf den Feldbau bezogen wird, zu dessen Betreibung der Dünger, welchen Nomaden unbenützt liegen lassen, so nothwendig ist. Die Erzählung von dem kretischen Stiere und den Rossen des Diomedes beziehen sich auf die Abschaffung der Menschenopfer, die immer mit andern vertauscht werden, sobald ein Volk vom rohen Hirtenleben zur Gesittung übergeht. Die Wanderungen des Herakles versinnlichen die vielen Züge der Pelasger, welche fast in allen Gegenden der den Alten bekannten Welt Kolonien gründeten. Daß auch auf Spaniens, Siciliens und Afrikas Küsten pelasgische Kolonien bestanden, hat Raoul-Rochette in seinem herrlichen Werke über die griechischen Kolonien gezeigt.

Ebenso verkehrt ist des Verf. Ansicht von dem Argonautenzuge. „Es entfloh (I. 416) nämlich wirklich aus dem ursprünglichen Sitze der Minyer jener Sohn (Phrixos) des Athamas, aber freylich nur nach dem nördlichen Böotien, wo er Stifter eines Minyer-Staates wurde, und wegen eines religiösen Institutes, welches die Darbringung eines Widders als stellvertretendes Opfer für einen Athamiden forderte, hieß es, er sey auf einem Widder entwichen. Dort aber — was der zweyte Bestandtheil war, — wohin Phrixos kam, saßen vor ihm Phönicier, die jedoch sehr bald mit dem größten Theile ihrer Schätze über das Meer entflohen, und so wurde aus beyden zusammengeschmolzenen Stücken, daß Phrixos zu dem Lande jener Phönicier, das man Colchis nannte, gelangt sey.“

In dieser Darstellung kann man die Erzählungen der Alten von dem Argonautenzuge kaum mehr erkennen. Die Veranlassung zu demselben gab der Handel, dem sich die äolischen Stämme schon in den frühesten Zeiten widmeten. Daher gewannen sie auch einen so großen Reichthum. Der Goldsand, den der Phasis in Colchis mit sich führte, zog sie besonders an; daß aber die Colchier nicht gleichgültig zusahen, wenn man ihnen denselben fortführte, läßt sich denken. Dahin deutet die Sage, ein immer wachender Drache (d. h. die Eingebornen) hätte den Hain bewacht, in dem das goldene Vließ war. Man mußte sich also verschiedener Mittel bedienen, um zum Ziele zu gelangen. Bey andern Völ-

fern aber rechtfertigen die äolischen Handelsleute ihren Raub dadurch, daß sie die Sage verbreiteten, das goldene Vließ gehöre ihnen, weil es einer aus ihrem Stamme nach Colchis gebracht hätte. Diese Sage konnte um so eher Glauben gewinnen, als zwischen den thrakischen Colchiern und den ältesten karischen Bewohnern von Korinthus schon in den frühesten Zeiten ein bedeutender Verkehr statt fand, und der Name Hellespont zur Erdichtung einer Helle die schönste Gelegenheit darbot. Sobald man sich den Goldsand, der in Vließen gesammelt wurde, als ein wirkliches Vließ von Gold vorstellte, und die Sage um sich gegriffen hatte, daß es Eigenthum der Aeolier sey, so mußte natürlich erklärt werden, wie das Vließ nach Colchis kam. So nun erfand die Sage einen Widder mit goldenem Vließe, auf dem Phrixus durch das Meer ritt. Die Sagen von den verschiedenen Anhaltspunkten der Argonauten mögen sich auf die Kolonien beziehen, welche die äolischen Seefahrer gründeten. Denn daß sie auf einer Fahrt so viele und entlegene Punkte berührten, kann man nicht wohl glauben, selbst wenn man annimmt, daß sie in der Schiffahrt ganz unerfahren gewesen seyen, was nicht wahrscheinlich ist, weil sie sonst wohl keine so weite Fahrt unternommen hätten. Als später die verschiedenen Kolonisations-Reisen und Handelsfahrten zu einem einzelnen Zuge verbunden wurden, bekam dieser allerdings ein großartiges Aussehen, welches dadurch noch erhöht ward, daß die Sage alle bedeutenden Helden Griechenlands, selbst solche, die nicht zum äolischen Stamme gehörten, daran Theil nehmen ließ. So scheint uns die Sage vom Argonautenzuge ihre gegenwärtige Gestalt erhalten zu haben.

Die Sage von den Kämpfen gegen Theben hat Hr. Plaß genauer erforscht; doch sich zu sehr an O. Müller gehalten. Vielleicht, sagt er (I. 431), hat es nämlich mit jenem feindseligen und angeblich aus unnatürlicher Ehe entsprossenen Brüderpaar als Söhnen des Oedipus überall nicht seine Richtigkeit. Denn die Eteokleer haben wir schon oben als die Edlen der Minyer kennen gelernt, und jenes ist gleichfalls in Uebereinstimmung mit Müller wahrscheinlich gemacht, daß schon vor dieser Zeit in Theben Häuptlinge von kadmeischer und von minyeischer Abkunft wechselten, daß sogar die Erweiterung der Kadmea zu einer Stadt Theben durch eine Aufnahme von Minyern bewirkt sey: wie wäre es also, wenn wir annähmen, daß nach Oedipus, einem Kadmeer, der alte Zwist abermals ausbrach, und Eteokles, Haupt der Minyer, Polynices Führer der Kadmeer wurde? Wir können mit dieser Ansicht im Einzelnen nicht einverstanden seyn. Die Burg Kadmea war von thrakischen Priesterkönigen bewohnt. Um die Mauer derselben siedelten sich pelasgische Kolonisten aus dem Peloponese an, welche sich bald so verstärkten, daß sie, unterstützt von ihren Verwandten, einen Kampf mit den thrakischen Kadmeern bestehen konnten, dieselben besiegten und unterwarfen. Um diese Ungerechtigkeit zu verblümen, und den Angriff auf die Kadmea zu rechtfertigen, häufte man auf die herrschende Familie alle Laster und Gräuel, und erdichtete den Bruderzwist, der die Pelasger wider ihren Willen in den Kampf gezogen haben soll.

Am wenigsten können wir mit der Behandlung des trojanischen Krieges zufrieden seyn. Der Verf. beginnt denselben mit einer kurzen Erörterung der Geschichte des trojanischen Reiches. Als Urbewohner desselben betrachtet er die Phönicier und Cureten. „Derselbe Satz (I. 440 sq.) liegt in einem religiösen Mythus, den die Ilias (XXI, 435.) mit dichterischer Freyheit etwas umgestaltet„ für ihre epische Maschinerie gebraucht; den nach demselben helfen der phönicische Gott Poseidon und der kuretische (?) Gott Apollo einem Eingebornen, um die Stadt mit den für jene Zeit ausnehmend festen Mauern zu versehen. Mit diesen Hinweisungen alter Sagen stimmt aber manches Andere völlig überein. — In den Sitten, in dem Zustande der Kultur, in der Religion, in den Waffen, den Handelsverbindungen und in ähnlichen Dingen wird man wenigstens nach Homers Beschreibung keinen erheblichen Unterschied zwischen Trojern und Hellenen finden.“ Die Urbewohner von Troja waren weder Phönicier, noch Kureten, sondern Thraker. Da sich diese nicht bloß auf Samos, welches deßhalb das thrakische genannt wurde, sondern auch auf Kreta niedergelassen hatten, konnte die Sage die ältesten Bewohner Trojes sowohl von Kreta, als auch von Samothrake ausziehen lassen; ja einige Nachrichten (s. Serv. ad Virgil. Aen. VII. 207.) versetzen den Dardanus sogar nach Etrurien, andere nach Arkadien (Dionys. Halic. I. 61. Virgil. Aen. III. 167), weil an beyden Orten sich ebenfalls thrakische Kolonisten niedergelassen hatten. Daß zwey Könige an der Spitze stehen, Teucer und Dardanus, und daß bald jener, bald dieser der ältere genannt wird, darf Niemanden auffallen. Denn wir wissen, daß Teukrer der eigentliche Name des gesammten trojanischen Volkes war, Dardaner aber nur die Bewohner der Stadt Dardania hießen. Da nun diese letzteren aus den vorzüglichsten Geschlechtern bestanden, und gewissermassen den Kern der Nation bildeten, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die Dichter oft die Dardaner erwähnen, wo von dem ganzen Volke die Rede ist. Nach der Sitte der Alten stellt die Sage an die Spitze der Dardaner den Dardanus, an die der Teukrer den Teukros, und läßt jenen von Samothrake ausgehen, diesen aber von Kreta, wo bey der Ausbreitung der griechischen Stämme thrakische Zweige vertrieben wurden. Nahm man einmal zwey verschiedene Stammväter an, so entstand natürlich ein Streit unter den Mythographen, welcher von beyden den Boden von Kreta zuerst betre-

ten habe. Wir glauben, daß sich die Dardaner zuerst ansiedelten, und die aus Kreta vertriebenen Teukrer sich erst später anschlossen. Die Geschichte der übrigen trojanischen Könige ist ganz mythisch. Nach unserer Ansicht sind ihre Namen größtentheils von Städten entlehnt; sie haben keine historische Bedeutung, sondern fallen der Dichtung anheim. Nur den Ganymedes wollen wir näher betrachten, weil sich an seinen Namen eine Erzählung knüpft, welche zeigt, daß die Theukrer keine Phönicier, und auch keine Griechen waren. „Der letztere (Ganymedes), sagt Herr Plaß (I. 441), soll bekanntlich von Zeus entführt worden seyn, und das konnte bedeuten, er sey von kuretischen Seeräubern genommen, da ja auf Kreta Zeus recht zu Hause ist; es könnte jedoch auch heißen, er sey ein Priester des Zeus geworden; nur ist auf keinen Fall zu verkennen, daß hier kuretischer Einfluß eingreift und kuretische Götter jetzt nach Troja kamen.“ Die Sage vom Raube dieses Königssohnes hat eine ganz andere Bedeutung. Bey den Teukern war nämlich, wie bey den Lydiern und thrakischen Völkern überhaupt, die Knabenliebe verbreitet; durch dieselben kam sie auch nach Argos und Theben, und von hier ging sie mit ihren guten, aber auch mit allen ihren schlimmen und abscheulichen Folgen auf die Hellenen über. Hieraus erklärt sich die Sage, daß der thrakische Orpheus von Frauen zerrissen worden sey, weil er ihren Männern Gleichgültigkeit gegen sie lehrte, und sie von ihnen ablenkte (Paus. IX. 30. Ovid. Met. X. 83. Hyg. Astr. II. 7.) Diese Untugend versetzt die Sage, welche die Götter wie Menschen darstellt, in den Olympus, und läßt deßhalb den Ganymedes vom Zeus entführt, und als Mundschenk statt der Hebe eingestellt werden.

Auffallend kam es uns vor, daß Herr Plaß die erste Einnahme Trojas durch Herakles, welche doch schon von Homerus (V. 452) erwähnt wird, und für die Geschichte sehr wichtig ist, kaum mit einigen Worten berühet. „Von des Ilus Söhnen, sagt er (I. 442), folgt zuerst Laomedon, unter dem der räuberische Ueberfall durch Herakles geschah, ohne daß dadurch dem Fortblühen der Stadt geschadet wäre. Ob Laomedon dabey umgekommen sey, wird nicht gemeldet.“ Diese erste Einnahme war kein räuberischer Ueberfall, sondern ein für die trojanische Herrscherfamilie höchst wichtiges Ereigniß, läßt sich aber erst vollständig verstehen, wenn man den Grund, warum Herakles mit dem Laomedon in feindliche Berührung kam, näher betrachtet. Bekanntlich haben Poseidon und Apollo, zwey griechische Götter, die Mauern von Troja erbaut, aber keinen Lohn für diese Arbeit bekommen, weßhalb dieser die Pest, jener ein Seeungeheuer über das Land schickte. Die Sage zeigt uns, daß griechische Kolonisten sich im trojanischen Gebiete niedergelassen haben müssen, die den Cultus beyder Gottheiten dahin brachten. Aus der Ilias (II. 653 fg.) ersehen wir, daß sich bereits vor dem trojanischen Kriege pelasgische Kolonisten auf der Insel Rhodus ansiedelten, und (Il. II. 840) auch im trojanischen Gebiete anbauten. Auf diese Niederlassung der Pelasger im trojanischen Gebiete deutet die Erzählung von der Einnahme Trojas durch Herakles, den Repräsentanten der pelasgischen Kolonien, hin, der den Laomedon von dem Seeungeheuer befreyte; aber die schönen Rosse, welche ihm der trojanische König zur Belohnung versprochen hatte, nicht erhielt, und deßhalb die Stadt eroberte und plünderte. Wir erinnern hier daran, daß das Pferd, weil es das stärkste unter allen Hausthieren ist, dem Neptun heilig war, der die Mauern von Troja erbaut haben soll, daß somit die Wortbrüchigkeit des Laomedon sich nicht bloß auf die von den griechischen Pelasgern verehrten Götter, sondern auch auf sie selbst erstreckte. Diese Sage ist Erfindung der Griechen, welche ihre ungerechte Eroberung durch Frevelthaten, welche die Trojaner nicht bloß gegen sie, sondern auch gegen die Götter verübt haben sollen, zu rechtfertigen suchten, weßhalb sie sagten, daß Laomedon selbst dem Poseidon und Apollo keinen Lohn gegeben habe, d. h. ihren Kultus nicht annahm, weil sie Götter fremder Völker waren. Die Erwähnung des Umstandes, daß sie die Mauern von Troja erbauten, möchte sich darauf beziehen, daß die pelasgischen Kolonisten zwar nicht in die Stadt Troja aufgenommen wurden, sich aber außerhalb der Mauern anbauen durften, wie dieß in Böotien der Fall war, wo sich neben der Kadmea ebenfalls pelasgische Kolonisten ansiedelten. Durch die Ausbreitung der Pelasger, welche sich wahrscheinlich durch neue Ankömmlinge immer mehr verstärkten, wurde die Macht des trojanischen Staates, der durch die Weichlichkeit seiner Fürsten ohnehin schon erschüttert war, noch mehr geschwächt, und es durfte nur ein neuer Anstoß von Außen kommen, um denselben gänzlich aufzulösen, und diesen gab der sogenannte trojanische Krieg.

Die Veranlassung dieses Krieges und die Zeit, in welche er fällt, werden von den einzelnen Gelehrten verschieden angegeben. Herr Plaß nimmt drey von einander verschiedene Ursachen an. Die erste ist nach seiner Ansicht die Vertreibung des Tantalus aus Phrygien. Eine zweyte sucht er in einem feindlichen, durch Räubereyen von beyden Seiten veranlaßten Verhältnisse zwischen den Bewohnern der nahen Küsten Asiens und Europens. „Endlich liegt (I. 446) nach seiner Ansicht eine dritte Ursache unstreitig in dem ganzen Charakter der damaligen Zeit. Kriegerische Kraft und Stärke, Muth und Kampflust waren immer noch die ersten Tugenden des Mannes; hauptsächlich für das Waffengetümmel waren alle Häuptlinge gebildet und erzogen; nach Abentheuern trachtete eines jeden Sinn. Aber die Zeit war vorüber, wo im eigenen Vaterlande

noch wilde Thiere und ihnen in Menschengestalt ähnliche Wesen hauseten, wo diese den Rüstigsten hinlängliche Beschäftigung gaben. Andere, ein Herakles, ein Theseus und ihnen untergeordnete Zeitgenossen hatten aufgeräumt, damit aber auch der folgenden Generation ziemlich alles genommen, woran sie nach gleicher Art Thatkraft hätten beweisen können. Zu einem Abentheuer in fremdem Lande mußten daher alle geneigt seyn." Was die Vertreibung des Tantalus betrifft, so geben wir Herrn Platz zu erwägen, daß er nach Argos bereits phönicische und ägyptische Kolonisten versetzte. Wenn nun auch noch indische dazu kamen, wie war es möglich, daß durch diesen Zusammenfluß der verschiedenartigsten Elemente die achäischen Einwohner nur noch einige Aehnlichkeit von griechischen Sitten und Einrichtungen beybehielten, und nicht ganz in Aegyptier umgeschaffen wurden? Wie war es möglich, daß sie nicht eine ganz unhellenische Sprache annahmen, die Niemand mehr verstand? Wir glauben daher, daß die Sage von der Einwanderung der Pelopiden sich nicht auf die achäische oder heroische, sondern auf die früheste Zeit beziehe, wo Griechenland von thrakischen Kolonisten bewohnt war, und demnach die Verwandtschaft der Thraker mit den Lydiern andeute. Deßhalb wird wohl Niemand diese Sage für eine Ursache des trojanischen Krieges halten.

Mehr Erheblichkeit hat der zweyte Grund, daß man die Ursache des trojanischen Krieges in einem feindseligen, durch Räubereyen von beyden Seiten veranlaßten Verhältnisse zwischen den Bewohnern der nahen Küsten Asiens und Europens suchen müsse. Es ist allerdings richtig, daß Räubereyen in den heroischen Zeiten nichts Seltenes waren, und häufig auch zu Fehden Veranlassung gaben. Auch in Italien finden wir etwas Aehnliches. Wie viele Kriege führten anfangs die Römer, welche bloß durch Räubereyen veranlaßt wurden! Betrachtet man aber auf der andern Seite die Beschaffenheit dieser Kriege, so sieht man, daß sie von keiner langen Dauer waren, und gewöhnlich nur in einer Wiedervergeltung, d. h. in Räubereyen bestanden. Wie ließe sich nun erwarten, daß die Griechen, um den Trojanern Feldfrüchte oder Rinder zu rauben, zehn Jahre von ihrer Heimath entfernt blieben? Diese Annahme wird gewiß bey Niemanden Beyfall finden. Zudem widersprechen ihr die homerischen Gedichte. Achilles sagt selbst (Iliad. I. 155 fgg.), daß zu viele Berge und ein zu langes Meer zwischen Troja und Hellas seyen, als daß die Trojaner es darauf hätten anlegen können, den Griechen Rinder zu rauben, oder ihre Feldfrüchte zu verwüsten, um dadurch zu Fehden Veranlassung zu geben. Am unhaltbarsten scheint uns der dritte Grund zu seyn. Die Griechen des heroischen Zeitalters hatten allerdings eine besondere Vorliebe zu gewagten Unternehmungen; in der Heimath war das Feld, auf dem man sich kriegerischen Ruhm erwerben konnte, sehr beschränkt. Daher kann man sich allerdings leicht zu der Vermuthung verleiten lassen, daß sich die muthigsten Helden anders wo ein neues Kampffeld zu eröffnen suchten. Auch in unserm Vaterlande treffen wir eine ähnliche Erscheinung an. Allein wie läßt sich wohl annehmen, daß alle Griechen Haus und Hof verließen, um Abentheuern nachzuziehen, und erst nach zehn Jahren wieder in ihre Heimath zurückkehreten? Dieß dürfte wohl doch alle Gränzen der Wahrscheinlichkeit übersteigen!

Abgesehen von allen diesen Einwendungen, geht aus den homerischen Gedichten, den ältesten historischen Denkmäleen, nur zu deutlich hervor, daß der trojanische Krieg nicht 1194 begann, sondern viel später angefangen haben muß. Pindarus, der die älteste Sagengeschichte mit größter Gewissenhaftigkeit überliefert, erwähnt (Olymp. VIII. 45 sq.) einen Schicksals-Beschluß, dem zu Folge Troja von dem vierten Sprößling des Aeacus zerstört wurde. Setzen wir nun ein Menschenalter dreyßig Jahre an, so wird dadurch der trojanische Krieg um volle sechzig Jahre herabgerückt, und fällt auf das Jahr 1124, also auf die Zeit, wo eine große Völkerbewegung (cf. Thucyd. I. 12.) eine gänzliche Veränderung der griechischen Staaten-Verhältnisse herbeyführte. Aus den homerischen Gedichten ergibt sich auch, daß zu der Zeit, wo der trojanische Krieg anfieng, bereits alle Veränderungen eingetreten sind, welche diese große Völkerbewegung mit sich brachte. Denn die Aeolier, welche vor 1124 v. Chr. Thessalien bewohnten, sind schon nach Phokis, wo vorher Myrmidonen saßen, und nach Böotien (Iliad. II. 494. 517. XIV. 450. 490.) vorgedrungen, die Achäer sind von der Insel Salamis vertrieben; daher kann Teucer nicht mehr in sein Vaterland zurückkehren. Daß die Familie des Ulysses nicht mehr in Ithaka herrschte, scheint aus den Reden der Freyer, welche dem Telemach zu verstehen geben, es sey ein großer Zweifel, ob er König werde, und aus dem Umstande, daß man von den Nachfolgern des Ulysses auf Ithaka gar nichts mehr hört, deutlich genug hervorzugehen. Daß die Myrmidonen Pythia nicht mehr besaßen, dürfte sich aus den Wanderungen des Neoptolemus und aus seinem Untergange ergeben. Auch die Minyer, welche Lemnus bewohnten, sind bereits von den Pelasgern aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Deßhalb hält sich der Pelasger Philoktet auf dieser Insel auf (Il. 721). Wir sehen also, daß die große Völkerwanderung, welche sich in Griechenland um 1124 v. Chr. zutrug, schon eingetreten sey, und dürfen nicht zweifeln, daß der trojanische Krieg durch sie veranlaßt ward, d. h. daß die Griechen, welche durch dieselben aus ihren alten Wohnsitzen verdrängt wurden, und keine neuen in der Heimath bekommen konnten, dieselbe verließen, und sich nach Kleinasien begaben, wo

sie dem trojanischen Reiche ein Ende machten, und sich ein neues Vaterland erkämpften. Auf diese Weise dürfte die zehnjährige Dauer des trojanischen Krieges Niemand mehr auffallend seyn.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir zur Angabe der übrigen Gründe, die uns zu dieser Vermuthung führten, übergehen. Pindarus nennt (Nem. XI. 33.) den Anführer der achäisch-äolischen Kolonisten, welche sich auf Lesbus und in dem trojanischen Gebiete niederließen, Pisander. Auch in der Ilias (XVI. 191) begegnet uns dieser Pisander unter den Befehlshabern der unter Achilles Kommando vereinigten Völker. Homerus erwähnt an jener so bedeutenden Stelle fünf Unterfeldherrn, welche die einzelnen Völker anführten, die sich unter den Fahnen des myrmidonischen Helden vereinigt haben. Sehen wir auf die Abstammung jener Völker, so ergiebt sich, daß einige derselben Achäer, die andern Ionier und Aeolier waren. Wie könnte man sich wohl erklären, daß Völker von so verschiedener Abstammung unter dem Kommando des Achilles stehen, wenn sie nicht aus ihren Wohnsitzen vertrieben, sich zu ihm geflüchtet hätten? Dazu kommt noch, daß sich Phönix und Patroclus, welche beyde ihrer Abkunft nach zu den Aeoliern gehören, bey Achilles befinden (Il. IX. 448. XXIII. 84 sq.) Warum sollten diese Sprößlinge herrschender Familien ihre Heimath verlassen haben, wenn sie nicht durch die äußerste Nothwendigkeit, durch einen Andrang von Völkern, denen sie nicht widerstehen konnten, dazu gezwungen worden wären? Achilles, der erste Held vor Troja, zerstört nicht bloß die Stadt des Eëtion, dessen Tochter Hektor zur Gemahlin hatte (Il. VI. 395. 414.), sondern er eroberte auch (Il. I. 163. IX. 128. 325) die Inseln Lesbus und Tenedus, welche die zwey vorzüglichsten Anhaltspunkte der achäisch-äolischen Kolonien waren, und machte durch die Ermordung des Hektor (Il. XXII. 136. XXIII. 1.) auch die Einnahme Trojas möglich. Daraus kann man wohl deutlich abnehmen, daß Troja von den griechischen Kolonisten, welche Lesbus und Tenedus eroberten, zerstört worden sey.

Warum man nun diese That dem Achilles beylegte, welcher doch 1124 v. Chr. schon gestorben war, nicht aber dem vierten Abkömmling des Aeacus, dem, wie Pindar sagt (Ol. VIII. 43), vom Schicksal bestimmt war, Troja zu zerstören, wird sich bald ergeben. Es war, wie wir wissen, bey den Griechen und Römern Sitte, alle großen Thaten Göttern oder Heroën beyzulegen. So kommt es, daß oft Götter anstatt der Menschen eine Sache vollbringen. Z. B. erbauen Apollo und Neptun die Mauern von Troja, anstatt der Pelasger, bey denen diese Götter besonders verehrt wurden. Die Pelasger, welche durch ihre vielen Kolonien zur Gesittung und Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse unendlich viel beytrugen, legten alle Verdienste, welche sie sich in dieser Beziehung erwarben, dem Herakles bey; dieser vertilgt die schädlichen Thiere, tödtet Straßenräuber und andere gottlose Menschen, und gewöhnt an Ruhe und Ordnung. Achilles war der glänzendste Held der Myrmydonen, worauf schon der Umstand hindeutet, daß Thetis seine Mutter ist, welche Zeus vor allen Göttinen besonders ehrte, wie er ihren Sohn vor allen Heroen auszeichnete. Sein Name war berühmt und allgemein bekannt. Deßhalb trug der Sänger der Ilias die Thaten, welche die Myrmydonen und die übrigen mit ihnen vereinigten äolischen und jonischen Zweige in Asien vollbrachten, auf diesen Helden über.

(Schluß folgt.)

Der Geschäfts-Mechanismus nach seinem Endzwecke und seinen Formen. Eine Anleitung für angehende Rechtspraktikanten von Georg Döllinger. Zweyte Auflage. München, bey Georg Jaquet. 1835.

Die erste Auflage, bey Friedr. Wilhelm Michaelis in München, ist vom Jahre 1828. Die vorliegende zweyte Auflage ist keine veränderte, gibt jedoch von der Brauchbarkeit des Buches an sich ein Zeugniß. Referent aber erlaubt sich bey dieser zweyten Auflage, durch eine ausführliche Inhalts-Anzeige auf diese echt praktische, mit einer reichhaltigen, das ganze Gebiet des behandelten Gegenstandes erfassenden Literatur versehene Schrift aufmerksam zu machen.

Das Thema, welches der Ausführung zu Grunde liegt, besteht in der Behauptung, daß eine gute Geschäfts-Controlle als die erste Bedingung einer geordneten Geschäftsführung auf dem einfachsten Wege nur dann erreicht werde, wenn die verschiedenen Zweige des mechanischen Dienstes nicht einzeln in dem Geschäftsmechanismus zersplittert, jeder für sich, unabhängig von dem andern, behandelt, sondern in ein Ganzes vereiniget werden, wodurch sie eine eigene Geschäftsanstalt bilden. Zur Ausführung dieses Thema stellt der Verf. in der Einleitung den Begriff von Geschäftsmechanismus auf, zeigt wie jeder einzelne Zweig desselben durch Geschäfts-Bedürfniß seine Entstehung erhält und folgert hieraus den Zweck des Geschäftsmechanismus, nämlich eine solche Geschäftsanstalt aufzustellen, durch welche der Staat eine dokumentirte Dienstes-Rechenschaft über die Betreibung und Behandlung der öffentlichen Staats-

und Privat-Angelegenheiten, so weit letztere die Thätigkeit der Geschäftsstellen in Anspruch nehmen, erhält.

Der Verfasser bemerkt sehr richtig, es sey eine irrige Ansicht, in den Formen des Geschäftsmechanismus nicht ein Mittel zur Geschäfts-Beförderung zu finden. Würde durch diese Formen nicht die Kontrolle über die Geschäfts-Behandlung als indirektes Beförderungsmittel bezielt, so wären also die Einträge und dergleichen Verrichtungen des mechanischen Dienstes ganz überflüßig; denn die Erledigung der Gegenstände würde nur durch alle diese Verrichtungen aufgehalten und es wäre ja nichts weiter erforderlich als die eingekommenen Petitionen — Berichte u. s. w. einem Rathe oder dem Vorstande der betreffenden Geschäftsstelle zu übergeben, von welchem dergleichen Eingaben mit einer darauf signirten Entschließung der Parthey wieder zurückgestellt werden dürften.

Das Werk behandelt seinen Gegenstand in zwey Abtheilungen, und zwar:

I. Von dem formellen mechanischen Dienst überhaupt.

II. Von der Behandlung der einzelnen bey einer Geschäftsstelle ein- und vorgekommenen Gegenstände.

In der ersten Abtheilung werden die allgemeinen Bedingungen des Geschäftsmechanismus festgestellt, dann wird auseinander gesetzt, was bey Behandlung der Amtsgeschäfte einer Kontrolle unterliegen müße, und zwar in Beziehung auf das Materielle, auf Personen, auf Zeit und auf Geschäftsordnung.

Der Verf. zeigt, wie den Forderungen einer genauen und umfassenden Dienstes-Rechenschaft entsprochen werden kann, und zwar:

1) durch ein Geschäfts-Tagebuch,
2) durch ein Expeditionsbuch,
3) durch ein Excitationsbuch.

In das Geschäfts-Tagebuch wird nicht nur dasjenige, was an eine Geschäftsstelle gelangt, sondern auch die von Amtswegen — ex officio — erlassenen Anordnungen als Einlaufs-Gegenstände eingetragen. Es nimmt auch Beschlüsse — Resolutionen — auf, und dient zugleich als Repertorium über die Nachweisung der Aufbewahrung eines jeden einzelnen Aktenstückes.

Dieses Geschäfts-Tagebuch und das Expeditionsbuch stehen in genauer wechselseitiger Verbindung.

Der Verf. sagt in einer Anmerkung: die Benützung des Einlauf-Protokolles — Geschäfts-Tagebuch — als Repertorium, so wie überhaupt zu einer ausgedehnten Geschäftskontrolle bezielt schon die Verordnung vom 26. März 1805 (Bayerisches Regierungsblatt vom Jahre 1805. S. 498) worin es heißt:

„Um in beständiger Kenntniß des Verfolgs der den churfürstlichen Landrichtern übertragenen Arbeiten zu seyn, haben diese ein ordentliches Einlaufs-Protokoll entweder selbst, oder durch die angestellten Landgerichts-Aktuare zu halten. Dieses Protokoll enthält in verschiedenen Kolumnen jeden Monatstag, den Nummer des Einlaufs, den Nummer oder das Zeichen der Registratur, die Anzeige des Termines, unter welchem der Auftrag der höheren Stelle befolgt werden muß, den Tag des Ausflusses dieses Termins, den Betreff des Produktes, den Tag, an welchem über dieses Produkt Verfügung geschehen ist, das Folium, unter dem die definitive Entschließung in das Verhörs-Protokoll eingetragen ist. Diese Protokolle sind halbjährig einzusenden.“

Ref. hat die Ueberzeugung, daß dieses den Landrichtern vorgeschriebene Einlaufs-Protokoll auch bey größeren Geschäftsstellen angewendet werden kann. Vergleicht man hieben, was der Verf. über die Art der Aufnahme der Resolutionen in dieses Geschäfts-Tagebuch sagt, so ist der große Nutzen, den das vorgeschlagene Geschäfts-Tagebuch, wozu ein Formular mit anliegt, gewähret, durchaus nicht zu verkennen.

Eine genaue Kontrollirung der Geschäfts-Behandlung durch alle Zweige ist in dem großen Gebiete der Staatsverwaltung eine unerläßige Bedingung, wenn der Willkühr der Staatsbeamten in Behandlung der ihnen anvertrauten Geschäftszweige Schranken gesetzt werden sollen, und wir finden desfallsige Anordnungen bey vielen Geschäftsstellen, allein sie sind genau betrachtet, nur abgerissene Bruchstücke von einer durch den Geschäfts-Mechanismus zu erzielenden Kontrolle, daher wenn auch mit Vielschreiberey verbunden, gewähren sie dennoch eine umfassende Dienstes-Rechenschaft nicht.

So macht der Verf. im zweyten Absatze wo von der Dienstesrechenschaft in besonderer Beziehung auf verschiedene Gattungen von Geschäften gehandelt wird, über das Tabellen-Wesen folgende sehr treffende Bemerkungen indem er sagt: „Wenn man dieses Tabellen-Wesen genau beurtheilt, so dringt sich die Frage auf, aus welchem Grunde man von dem durch den Geschäftsmechanismus beabsichtigten Zwecke einer Dienstes-Rechenschaft abweiche, nur einzelne Zweige davon benützt, und ganz besondere Formen zur Erzielung einer solchen Rechenschaft wähle, welche doch vollständiger durch die Formen des Geschäftsmechanismus hergestellt werden könnten. Man gebe den Repertorien eine solche Einrichtung damit sie zum Behufe der Dienstes-Rechenschaft die nämlichen Momente wie die besondern Tabellen enthalten, und man wird am Ziele seyn.“ Was die periodische Vorlage betrifft, so hängt es nach dem Verfasser nur von dem Ermessen der Oberbehörde ab, diese Repertorien von Zeit zu Zeit zur Einsicht vorlegen, oder diese beym Amte selbst nehmen zu lassen. Wird die Controlle über die Geschäftsbehandlung der

Unterbehörden auf diese Art erzielt, so erhält die oberaufsehende Stelle mit der Ueberzeugung von der Behandlung und Betreibung der Geschäfte auch die von einer geordneten Amtsführung bey den Unterbehörden, welche durch die Einsendung von einzelnen Geschäfts-Tabellen nicht erzielt wird, und wovon bey Amtsextraditionen nur zu oft die unangenehmste Erfahrung gemacht wird.

In dem zweyten Hauptstücke — Gang und Formen des Geschäftsmechanismus — stellt der Verf. den Grundsatz auf: daß der Geschäftsmechanismus in Beziehung auf seinen Gang möglichst einfach und auf eine unwandelbare Ordnung gegründet seyn. Er zählt die bisher üblichen Formen des Geschäftsmechanismus auf, woben gesagt wird, daß der formelle mechanische Dienst, so lange er noch in seine verschiedene Zweige getrennt ist, und diese eben so gesondert behandelt werden, ungeachtet der vielen und ausgedehnten Formen, seinem Entzwecke nur unvollkommen entspreche. Durch Aufzählung des Einzelnen sucht der Verf. dieses anschaulich zu machen. Die Aufzeichnung der einkommenden Gegenstände in ein dazu bestimmtes Tagebuch, welches in der Geschäftssprache Protocollum rerum exhibitarum — Einlaufs-Protokoll genannt wird, nebst der Fertigung eines Registers darüber, macht einen eigenen für sich bestehenden Geschäftszweig aus, und wird von besonders dazu aufgestellten Individuen besorgt. Die Aufzeichnung der auf jeden Gegenstand getroffenen Verfügung geschieht gewöhnlich wieder in einem besondern Protokolle unter der Benennung Protocollum rerum resolutarum, durch Secretäre der Geschäftsstelle geführt; für die Ausfertigung der Beschlüsse und anderer Amtssachen sey die Kanzley mit einem Expeditor versehen. Die Expedition führe wieder ein besonderes Protokoll über die ausgefertigten Sachen — Protocollum rerum expeditarum. Auch für die Sammlung, Bewahrung und Vorlagen der Amtspapiere sey wieder ein besonderer Geschäftszweig unter der Benennung Registratur ausgeschieden u. s. w.

In dieser Zersplitterung sieht der Verf. das Bild von den ältern Formen des Kanzleywesens, welche sich mit dem Zuwachs der Geschäfte noch mehr erweiterten, aber auch in eben dem Verhältnisse sich voneinander trennten.

Würden alle die einzelnen Zweige der Kanzleygeschäfte ihre Entstehung einer und derselben Periode, und Veranlassung zu verdanken haben, so hätte gewiß niemand an eine solche Trennung der einzelnen Geschäftstheile gedacht. Refer. muß noch beyfügen, daß man das Nachtheilige einer solchen Trennung sogleich gefühlt und eingesehen haben würde.

Diese Zersplitterung des Geschäftsmechanismus führet der Verf. fort — und dieser Mangel wechselseitiger Verbindung der einzelnen Theile desselben, wodurch jeder gleichsam eine eigene isolirte Geschäftsanstalt bildet, hat die nachtheilige Folge, daß für jeden Zweig besondere Protokolle, Register, Vormerkungs-Bücher u. s. a. nothwendig werden, ferner, daß jeder dieser einzelnen Geschäftstheile nur sich allein in dem ganzen Geschäftsmechanismus sieht, und da wo allgemeine reglementaire Bestimmungen mangeln, sich hilft, so gut er kann, ohne alle Rücksicht, ob seine Formen mit den ihm zunächst stehenden Geschäftszweigen im Einklange stehen, oder nicht.

Bey jeder dieser Abtheilungen muß jedes eingekommene Produkt gelesen, eingetragen, oder auch nur vorgemerkt werden; dieses macht nicht nur ein großes Personale erforderlich, sondern es wird auch der rasche Gang der Geschäfte dadurch gehemmt. Der Verf. stellt die Behauptung auf, daß zu dieser gegenwärtig allgemein bestehenden Ausdehnung des Kanzleywesens die unrichtige Auslegung des Wortes: Registratur, und die daraus entstandene Geschäftsverwechslung mit Protokoll größtentheils die Veranlassung gab.

Der Begriff von Registratur, blos in Beziehung auf Schriften-Sammlung und den Bewahrungsort derselben, lasse sich nach der eigenthümlichen Bedeutung des Wurzelwortes nicht rechtfertigen. Das Wort: Registratur, sey aus dem Latein des Mittelalters von Registrum entlehnt und bezeichne: Regesta, Verzeichnisse. — Die Regesta Judicialia — Präsentations-Registratur — von denen hier unter andern regestis insbesondere die Rede ist, sind auch nichts, als ganz kurze schriftliche Vorträge, welche darin bestehen, daß der Inhalt einer schriftlichen Eingabe bey einer Geschäftsbehörde kurz und durch das Wortübergeben — Praesentatum zugleich die Zeit der Uebergabe eines Produktes bemerkt wird, und zwar so, daß dieselbe sehr bestimmt und genau angegeben wird.

Zur Rechtfertigung dieser Behauptung verweiset der Verf. auf Nettelblatt Versuch einer Anleitung zur praktischen Rechtsgelehrtheit. S. 267. 528. — Mereau Versuch einer Anleitung zu rechtlichen praktischen Arbeiten Bd. II. S. 454. u. f. Häberlin Repertorium des deutschen Staats- und Lehenrechts 1795. Th. IV. S. 373. Bensen Materialien zur Polizey-Kameral und Finanzpraxis 1800 Bd. I. u. f. a.

Der Verf. sagt ferner: Registratur in der eben angegebenen Bedeutung unterscheidet sich vom Protocoll schon dadurch, daß jener alle die Formalitäten eines Protocolles nicht eigen sind, und eben deßhalb ist die Benennung Protocoll unrichtig, wenn ein einfacher Eintrag von dem Inhalte eines schriftlichen Aufsatzes damit bezeichnet wird.

Nach diesen Bestimmungen wird das Aufzeichnen aller bey einer Geschäftsstelle eingekommenen Gegenstände nebst dem, was darauf verfertigt ist, weit richtiger mit registriren, einregistriren — eintragen als mit

protocolliren ausgedrückt, und daher auch auf eine Geschäftsanstalt, wo alle ein- und vorkommende schriftliche Verhandlungen aufgezeichnet werden, angewendet.

In der französischen Geschäfts-Sprache — bemerkt der Verfasser — bediene man sich auch der Worte enregistrer, enregistrement, zu eben denselben Geschäften, und, fährt der Verfasser fort, selbst die Benennung Registrator sey vom Aufzeichnen, registrare, abgeleitet, und nicht von dem Worte Registratur in der Bedeutung einer Acten-Sammlung.

Wenn man auf die ältere Geschäftsführung zurückgeht, so finde man, daß schon an der kaiserlichen Hofkanzley unter Karl IV. die Stelle eines Registrators vorkomme; seine Beschäftigung habe aber ausschließend im Aufzeichnen der Documente, und in Fertigung der damals gebräuchlichen Formular-Bücher mit dem Register darüber, bestanden, und daher kam auch seine aus dem Stammworte registrare — verzeichnen — aufzeichnen — abgeleitete Benennung. Denn es habe bekanntlich, damals noch keine Acten gegeben, und die Documente seyen in den Archiven bewahrt worden, wie man denn demjenigen, welcher die Aufsicht darüber hatte, Archicancellarium oder Archicappellanum und dessen Gehülfen Capellanum, genannt habe.

Die Registratur, auf die Beschäftigungen nach ihrer eigenthümlichen Bedeutung zurückgeführt, bilde also jenen Theil des Geschäftsmechanismus, durch welchen alle ein- und vorkommende Gegenstände aufgezeichnet, und eingetragen werden; sie umfaßt und vereinigt daher alle jene Beschäftigungen, welche gegenwärtig zwischen dem Einlaufs-Protocolle, der Repositur und dem Sitzungs-Protocolle vertheilt sind, in Eine Geschäftsanstalt.

So wird in der Hofraths-Kanzley-Ordnung Maximilians II. v. J. 1750 gesagt: „Unsere Sekretarien so jetzo zur Verrichtung Unserer Kaiserlichen und Reichssachen aufgenommen werden, sollen alle Sachen und Schriften, so von uns, unsern Erz- oder Vicekanzlern ihnen zugestellt, fleißig annehmen und verwahren, den Tag und Monat da dieselben ihnen überantwortet, verzeichnen, die ergangenen Rathschläge und Beschlüße in ihre besondern Rathsbücher und Protocolle mit Benennung derer, so bey solchen Rathschläger oder Referenten gewesen, summarie verzeichnen."

Seckendorf in seinem deutschen Fürsten Staat — 1756 — spricht S. 44. von dem Amte der Registratoren: „die Registratoren und Actuarii werden zu dem Ende gehalten, daß sie in der Rathsstube die Summe der einkommenden Supplicationen und Schriften wie sie die Räthe dictiren, oder es ihnen selbst herauszuziehen anbefehlen, sowohl auch das Decret oder den Schluß darauf in gewisse Verzeichniß und Registratur bringen."

Wenn der Verf. behauptet, daß die Beschleunigung der Geschäfte, so wie eine mit weniger Kosten verbundene Einrichtung des mechanischen Dienstes die wohlthätigen Folgen der Vereinigung der einzelnen Zweige desselben sind; so muß Refer. eben so beystimmen, als er dasjenige anerkennt, was derselbe hinsichtlich der Ordnung der Acten in folgendem sagt: „Auch die Ordnung der Acten würde weit mehr beachtet, wenn diese immer von denselben Individuen behandelt würden, — welche zugleich auch für diese Ordnung verantwortlich sind; als wenn sie unter verschiedene Hände kommen, aus welchen sie nicht selten durch Nachläßigkeit in großer Unordnung zur Repositur gegeben werden, in der guten Meynung, die Registratoren würden sie schon zusammensuchen, diese seyen ja nur deswegen da."

Der Verf. zeigt nun die Vereinigung und Verbindung der einzelnen Zweige des Geschäftsmechanismus unter sich in Beziehung auf Formen; und Refer. muß gestehen, daß dieser Aufsatz mit vieler Geschäftskenntniß und Umsicht behandelt ist; dem Verf. muß das Verdienst zugesprochen werden, daß er zuerst die Art und Weise gezeigt habe, wie nicht nur im ganzen Laufe des mechanischen Dienstes, sondern auch in der Aufbewahrung auf ein jedes einzelne Acten-Stück, das heißt, in welchem einzelnen Bande sich dasselbe befinde, ohne alle Weitläufigkeiten hingewiesen werden kann.

Die Behauptung des Verfassers: daß die Fälle öfters vorkommen, wo man sich auf den Inhalt einzelner Actenstücke beziehe, und wenn solche vorgelegt werden sollen, man nicht jedesmal sogleich bestimmen könne, in welchem Aktenbande dieselben aufgenommen sind; indem der Betreff eines einzelnen Actenstückes nicht immer der Rubrik eines Aktenbandes, worinnen es sich befindet, so genau entspricht, um von diesem auf jenes schließen zu können, hat die Erfahrung oft bestätigt.

Wer Interesse an dem behandelten Gegenstand findet, wird es nicht bereuen, diese Schrift selbst gelesen, und sich aus den derselben beygefügten Formularien zu einem Geschäfts-Tagbuch, und zu einem Expeditions-Buch von der vorgeschlagenen höchst einfachen, und doch so umfassenden Geschäftscontrolle überzeugt zu haben.

(Schluß folgt.)

Nr. XIX. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 14. May 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 39.

Inhalt.

Geschichte des alten Griechenlands von Herm. Gottl. Plaß, Direktor an der Domschule zu Verden. Erster Theil. Leipzig, bey C. H. F. Hartmann. 1831. IV. und 634; zweyter, 1832. XII. u. 592; dritter, 1834. XVI. u. 799 Seiten. gr. 8. Pr. 14 fl. 6 kr.

(Schluß.)

Auffallend möchte es scheinen, wie vertriebene griechische Stämme das trojanische Reich erobern konnten. Diese Bedenklichkeit fällt hinweg, wenn man sich erinnert, daß, wie wir oben zeigten, sich pelasgische Kolonien im trojanischen Gebiete niedergelassen hatten, welche die griechischen Flüchtlinge in ihrem Unternehmen unterstützten. Die Häuptlinge dieser Pelasger waren die Antenoriden (Il. VI. 297. Dionys. Hal. V. 73. Apollod. II. 1. Virg. Aen. I. 5. 242. VI. 484. Dict. Cret. IV. 22), deren Namen wir fast überall antreffen, wo Pelasger wohnten. Nicht bloß in Cyrene und auf Kreta, wo sie zwey blühende Städte hatten, sondern auch in Oberitalien und auf der Insel Sicilien finden wir Antenoriden (Pind. Pyth. V. 75. IX. 105. Isth. III. 20. Apollod. II. 5. 11. et Heyne ib. p. 171. Diod. Sicul. IV. 17. Lucan. IV. 589. Dict. Cret. IV. 7. Eustat. ad Dionys. Perieg. 378). Diese Pelasger, unter denen die Antenoriden das höchste Ansehen genossen, standen unter der Oberherrschaft der Trojaner, waren aber diesen immer abgeneigt. Als sie nun von der Ankunft der griechischen Völker, welche durch die oben berührte Wanderung aus ihren Wohnsitzen vertrieben wurden, Nachricht bekamen, so schlossen sie sich an diese an, und verriethen ihnen die Stadt, die auf diese Weise in die Gewalt der Griechen gebracht wurde. Deßhalb nimmt Antenor nicht bloß den Ulysses sehr gastfreundlich auf (Il. III. 205), sondern er überliefert den Griechen auch das Palladium (Suid. s. h. v. Serv. ad Virgil. Aen. I. 242. Dict. Cret. V. 8), an welches die Erhaltung der Stadt Troja geknüpft war. Ja er soll sogar die griechischen Helden, welche sich in dem hölzernen Pferde versteckt hielten, in die Stadt gelassen haben. Daß Antenors Söhne mit den Griechen im Einverständnisse standen, erhellt nicht bloß aus der Ilias, sondern aus andern Schriftstellern (Pind. Pyth. V. 75. Lysimach. ap. Schol. ad Lycophr. 874). Dazu kommt noch die Sage (Bacchyl. ap. Schol. Pind. Pyth. I. 97. Apollod. II. 7. 7. Diod. Sic. IV. IV. 37. Schol. Lycophr. 50. Hyg. fabul. 36), daß Troja einem Schicksalsbeschlusse gemäß ohne die Pfeile, welche Philoklet vom Herakles erhielt, nicht erobert werden konnte. Philoklet war, wie wir oben schon bemerkten, ein Pelasger, und gehörte also zu dem griechischen Volkszweige, welcher den Herakles verehrte, so daß sich aus dieser einfachen Erzählung deutlich genug ergiebt, daß die achäisch-ionischen Kolonisten Troja durch Hülfe der Pelasger, die sich bereits im trojanischen Gebiete niedergelassen hatten, zerstört worden ist.

Nun entstehen allerdings zwey wichtige Fragen. Wenn jene Kolonisten, welche sich auf Lesbus und Tenedus ansiedelten, Troja eroberten, wie kam es, daß Homerus diese That durch die gesammte hellenische Streitmacht vollbringen läßt? Ferner, waren denn die hellenischen Kolonisten, welche sich auf den genannten Inseln niederließen, nicht Achäer aus dem Peloponnese, und heißt nicht Orestes ihr Anführer? Was

die Beantwortung des ersten Einwurfes betrifft, so erinnern wir nur an die Sagen über den kalydonischen Eber, an den Argonautenzug und die Kriege gegen Theben. Welch' eine große Anzahl von Helden nimmt an der Jagd des kalydonischen Ebers Antheil! Ursprünglich waren es gewiß nur Wenige, welche dieses Abentheuer bestanden. Die Sage hat ihre Zahl fast ins Unendliche vergrößert. Der Geist des Zeitalters war kriegerisch; das Feld zur Ausübung der angestammten Kraft in der Heimath zu beschränkt; also mochten sich die Helden wohl gerne an Abentheuer anschließen, welche in den benachbarten Provinzen ihres Vaterlandes vorfielen. Eben so ist die Anzahl der Argonauten und thebanischen Helden sehr vergrößert. An jenem Zug nach Colchis nahmen, wie wir oben bemerkten, nur äolische Handelsleute Antheil, und doch vereinigt die Sage fast alle Helden von Griechenland zu dieser Unternehmung. Diese und ähnliche Ereignisse waren der Stoff vieler Gesänge. Je mehr ein Dichter die Anzahl der theilnehmenden Personen vergrößerte, desto glänzender erschien der Gegenstand, den er besang; einen desto größeren Spielraum hatte er, um seine Kunst in ihrer ganzen Fülle zu entfalten. Auf diese Weise bekam sein Gesang ein wahrhaft nationelles Interesse.

So dürfte es sich auch mit der Gestaltung der Sage von der Einnahme Trojas verhalten. Welche Freude mußten die vertriebenen Achäer und Aeolier haben, daß sie in Kleinasien eine neue Heimath fanden! Die Eroberung dieses schönen Vaterlandes war gewiß Gegenstand der feurigen Gesänge, welche sie bey ihren politisch-religiösen Zusammenkünften anstimmten. Allein die Mühsalen, die sie zu bestehen hatten, bis sie dasselbe erkämpften, war auch noch in frischer Erinnerung. Auch diese durften die Sänger nicht verschweigen. Wie konnten sie aber dieselben schöner und dichterischer bezeichnen, als dadurch, daß sie die trojanische Streitmacht, die sie besiegten, durch eine Menge von Hülfsvölkern vergrößerten, um dem Kampfe eine Wichtigkeit zu geben, die er natürlich in der Wirklichkeit nicht hatte. War aber einmal die Streitmacht der Trojaner vergrößert, so mußte, um der Wahrscheinlichkeit nicht zu nahe zu treten, auch die der Griechen vergrößert werden. Dieß geschah dadurch, daß man alle Hellenen an dieser Unternehmung Theil nehmen ließ. Und in der That hatte keine der früheren Unternehmungen für die gesammte griechische Nation eine so hohe Bedeutung, wie die Gründung des schönen neuen Hellas, des neuen Vaterlandes in Kleinasien, wo sie unter dem lieblichen Himmel, im Besitze aller zum Leben erforderlichen Bedürfnisse, ein sorgenfreyes Leben genießen, und Künste und Wissenschaften so herrlich pflegen konnten. Die verkehrte Ansicht von der Beschaffenheit des trojanischen Krieges ward durch das Mißverständniß der Ilias veranlaßt, indem man alles buchstäblich nahm. Hätte man darauf gesehen, daß der Sänger historische Begebenheiten, die er in diesem Gedichte erwähnt, nur mit wenigen Worten berührt, hätte man an die einfache Wahrheit gedacht, daß die Wirklichkeit ihm den freyen Spielraum und die Entfaltung seines Dichtergeistes zu sehr beschränkt hätte, so würde man gewiß auf den Gedanken gekommen seyn, daß die Erwähnung der Eroberung von Lesbus und Tenedus durch Achilles eine tiefere Bedeutung haben müsse, und daß die einzelnen Kämpfe griechischer und trojanischer Helden und die Hindernisse, welche der Einnahme Trojas entgegengestellt werden, nur dichterische Ausschmückung seyen, somit auch die Sage vom Zwiste zwischen Agamemnon und Achilles, der eigentlich mit seinen mannigfaltigen Folgen der Ilias erst ihre Länge gab. Hätte man erwogen, daß die nördlichen Achäer, d. h. die Myrmidonen, in der Ilias im größten Glanze dastehen, diejenigen aber, welche im Peloponnese wohnten, gegen sie immer im Nachtheil erscheinen, und keineswegs mit gleichen Tugenden geziert sind, daß der Sänger deutlich genug anzeigt, daß ohne den Myrmidonen-Helden das ganze Unternehmen eitel gewesen wäre, so würde man wohl zu der Ueberzeugung gekommen seyen, daß nicht bloß die Eroberung von Lesbus und Tenedus, sondern auch die Einnahme von Troja das Werk der Myrmidonen war.

Durch die letzte Bemerkung haben wir uns zugleich den Weg zu dem Beweise gebahnt, daß die Achäer auf Lesbus und Tenedus nicht aus dem Peloponnese, sondern aus Phthia, Phokis und andern Theilen des nördlichen Griechenlandes abstammten, während man bisher die entgegengesetzte Ansicht hatte. An die Spitze der peloponnesischen Achäer, die sich auf Lesbus niedergelassen haben sollen, stellt man den Orestes, Agamemnons Sohn. Allein Herodot weiß nichts davon, daß Orestes nach Lesbus zog, sondern erzählt (I. 67. 68.) daß er in Arkadien begraben worden sey. Hieraus sieht man doch wohl deutlich, daß, wenn die Peloponnesier selbst sagten, Orestes sey bey ihnen gestorben, und von einer Auswanderung nichts wußten, diese Sage der Fabel angehören müsse. Nach andern Angaben (Schol. Lycophr. 1374 Ovid. Pont. III. 2. 58) wurde er in Griechenland mit Steinen erworfen. Nach andern (Schol. Lyc. 1332. Serv. ad Virg. Aen. II. 16) begab er sich nach Taurien, um das Bild der Diana nach Sparta zu bringen, keineswegs nach Kleinasien. Nach andern starb er zu Arleia in Latium (Serv. ad Virgil. II. 16. III. 331). Wie kommt es nun, daß, da Orestes doch im Peloponnes geblieben seyn soll, sein Name an so vielen Orten erscheint? Wir glauben, daß die Städte, welche diesen Namen trugen, zu den Wanderungen, die Orestes unternommen haben soll, Veranlassung gaben. Es war Sitte des Alterthums, den Namen einer Stadt von einem Heros oder einer Heroin abzuleiten, um anzuden-

ten, woher der Name dieses oder jenes Ortes komme. Fanden sich nun mehrere Orte, die denselben Namen trugen, so suchte man sich diese Erscheinung dadurch zu erklären, daß man den gleichnamigen Heros an alle Orte wandern, oder alle durch ihn erbauen ließ. So war in Arkadien, wo des Orestes Grab war, eine Stadt Orestia (Schol. ad Eurip. Orest. 1647. Schol. Licophr. 1374.), welche Pausanias (VIII. 3. 1.) Oresthasion nennt. Nach einigen Angaben wanderte Orestes nach Euböa, (Strabo X. p. 447.), weil auch hier ein Ort den Namen Oreste hatte. Adrianopolis am Hebrus hieß in den alten Zeiten Oreste (cf. Steph. Byz. s. h. v. et Zonar.) Daher entstand die Sage, daß Orestes nicht bloß nach Macedonien, sondern auch nach Thrakien gekommen sey (Amian. Marcell. XIV. 37. Sext. Ruf. c. 9. Lamprid. Elagab. c. 7. Steph. Byzant. s. v. Orestae; Eustat. ad Dionys. Perieg. 682. Tzetz. Chiliad. V. 247. Solin. c. 9). Wahrscheinlich fand sich dieser Name auch auf Lesbus, so daß die Sage den Orestes auch dorthin führte, und weil man nicht mehr wußte, wie er hingekommen sey, mit den achäischen Kolonisten in Verbindung brachte. Homer, Herodot und Thukydides, die drey gewichtigsten Zeugen für die frühere Geschichte Griechenlands, wissen nichts davon, daß Orestes Kolonisten abführte, oder daß Achäer aus dem Peloponnese nach Kleinasien zogen. Die Achäer im Peloponnes wurden zwar auch aus ihren Wohnsitzen vertrieben, aber sie begaben sich nicht nach Kleinasien, sondern nahmen die Landschaft in Besitz, welche später von ihnen Achäa hieß (Herod. I. 145). Polybius (II. 41. p. 178), welcher die älteste Geschichte Griechenlands mit der größten Genauigkeit erforschte, und Vellejus (I. 3. §. 1) stimmen mit Herodot vollkommen überein.

Auch die Nachkommen des Orestes verblieben (Euripid. Orest. V. 1643. Paus. V. 4. 3. II. 18. 6. Vellej. I. 1. 4) in Griechenland. Aus diesen Bemerkungen dürfte sich nun ergeben, welche Bedeutung der trojanische Krieg für die Geschichte hat.

Wir gehen zur Betrachtung des zweyten Theiles über, mit dem wir mehr zufrieden sind, als mit dem ersten. Er ist, wie jener, in sechs Bücher abgetheilt, die mit denen des ersten im Zusammenhange stehen. Das siebente enthält die allgemeine politische Geschichte während des Zeitraums von 1100 — 500 v. Chr., das achte die Specialgeschichte der peloponnesischen Staaten während dieser Zeit, das neunte die Specialgeschichte von Hellas und Nordgriechenland, das zehnte jene der östlichen und nordöstlichen Inseln und Kolonie-Länder, das eilfte die der westlichen und südlichen Kolonien und das zwölfte die Kulturgeschichte. Wir wollen nur das letzte etwas näher betrachten. Denn dieser Theil muß von einem Manne, der sich der Bearbeitung der hellenischen Geschichte unterzieht, ganz besonders berücksichtigt werden, und kann in unsern Tagen nach den herrlichen Vorarbeiten, die bisher getroffen worden sind, auch eine befriedigende Gestalt bekommen. Der Verfasser theilte dieses Buch in vier Abschnitte. Im ersten spricht er von dem Staate, im zweyten von der Religion, im dritten von den Dingen, welche die Thätigkeit einzelner Klassen beschäftigten, d. h. von den Wissenschaften, Künsten, Gewerben, Fabriken, Manufakturen, vom Ackerbau, Bergbau, Fischfang und von der Jagd und im vierten von dem Privatleben. In dem ersten Abschnitt, in welchem er von dem Staate handelt, vermissen wir besonders eine genaue Erörterung des Verhältnisses, in dem die einzelnen griechischen Staaten zu einander standen; dieser Punkt hätte ganz vorzüglich beachtet werden sollen. Die Bemerkungen, die Herr Plaß über die Religion der Griechen mittheilt, beruhen theils auf vorgefaßten Meynungen, theils sind sie lückenhaft. „In dieser Hinsicht, sagt Herr Plaß (II. 505), hatte das hellenische Volk eine Weile noch keine vollendete National-Religion. Was ihm aber im Laufe der Zeit bey den vorhandenen Elementen von selbst geworden seyn würde, das ihm schneller zu verleihen, halfen in den ersten Jahrhunderten dieser Periode vornehmlich zwey Dinge: Erstens war die Völkerwanderung selbst dazu förderlich. Durch diese wurden die beyden Landschaften, in welchen bey aller geschehenen Annäherung zu den Hellenen das sabäisch-phönicische System noch am meisten Stärke behalten hatte, Argolis nämlich mit Inbegriff Korinths und daneben Böotien völlig umgestaltet. Mit der Herrschaft der Dorer und der äolischen Böoter mußte sich hier ebenfalls die ältere Religion nach der hellenischen umbilden, während in Attika dieß theils seit Theseus Zeit schon geschehen war, theils durch die Aufnahme und Erhebung der Neleiden vollendet wurde." Die Gottheiten Griechenlands waren längst durch die Sänger zu einem Systeme vereinigt, und von sabäisch-phönicischen Elementen, die mit demselben im Gegensatze gestanden hätten, kann gar keine Rede seyn. Hätten die einzelnen Theile, die es enthielt, noch im Widerstreit mit einander gestanden, so hätte Hesiod in seiner Theogonie kein so vollständiges Ganze der Götterwelt aufstellen können. Schon diese einzige Erscheinung hätte Herrn Plaß auf andere Ansichten bringen können. Die Mysterien hat er nur mit wenigen Worten erwähnt, und den Einfluß, welchen sie auf die Veredlung der Hellenen hatten, gar nicht berührt. „Allein (II. 508) Bestimmtes könnten wir darüber nicht wissen, da die wirklich einst Eingeweihten nichts mittheilen durften, und da späte Schriftsteller meistens nur ihre eigne, mit nichts begründete Meynung geben. Es ist daher nicht einzusehen, wie man besser thun könne, als sich auf den einzigen Satz beschränken, daß in ihnen die letzten Ueberreste einer ursprünglich morgenländischen Religion aufbewahrt wurden." Allerdings durften die Eingeweihten nichts mittheilen, und haben auch, so lange sich die hellenischen

Tugenden in ihrer Reinheit erhielten, von den geheimen Lehren der Mysterien nichts aus Absicht ausgesagt; allein oft machten sie gewiß eine Aeußerung, wie es dem Aeschylus erging, ohne es zu wollen. Aus dem Benehmen der Eingeweihten und den Gebräuchen, die bey der Feyer der Mysterien gewöhnlich waren, läßt sich in vieler Beziehung auf die Bedeutung derselben schliessen. Niemand wird glauben, daß dieselben mit dem Geiste der Lehren in Widerspruch gestanden hätten. In spätern Zeiten, vorzüglich seitdem die Römer sich in die griechischen Angelegenheiten einmischten, werden die Lehren keineswegs mehr so geheim gehalten, daß man behaupten könnte, die Stellen, welche in spätern Schriftstellern vorkommen, enthielten nur die eigne Meynung der Autoren. Die Vermuthung wird nicht leicht Jemand hegen, der alle Nachrichten über die Mysterien sorgfältig mit einander verglichen hat. Daß Ueberreste einer ursprünglich morgenländischen (nämlich der von den thrakischen Kolonisten herstammenden) Religion in denselben aufbewahrt wurden, ist keinem Zweifel unterworfen. Die vorzüglichsten und bedeutendsten Mysterien, jene auf Samothrake, auf Lemnus und die Eleusinien überlieferten die reinen Religionsbegriffe der alten thrakischen Sänger, und dieselben erhielten sich hier noch lange, als sie sich schon bey der Volksmenge verloren hatten.

Den Einfluß, welchen die Verbesserung der politischen Verhältnisse, durch zweckmäßige Gesetze und die Werke der gnomischen, elegischen und lyrischen Dichter und der Philosophen auf die Läuterung der Vorstellungen des Volkes von den Göttern und auf die Verbesserung der moralischen Verhältnisse hatte, hat der Verf. gar nicht berührt, und auch die Bedeutung des delphischen Orakels, welches in dieser Periode einen so entscheidenden Einfluß auf die Leitung der griechischen Angelegenheiten ausübte, daß fast keine einzige Sache von Wichtigkeit ohne den Rath desselben unternommen wurde, nicht berücksichtigt. Auch ist die hohe Bedeutung der heiligen Kampfspiele nicht in der Art gewürdigt, wie sie es verdient hätten. Wie wichtig diese politisch-religiösen Feste für die Hellenen waren, ersieht man schon aus Pindars Gesängen.

Dagegen freute es uns, daß der Verf. auf die Folgen hinweist, welche die griechischen Feste für Künste und Wissenschaften hatten. „Jedoch, sagt er (II. 514), bieten die hellenischen Feste auch eine andere anziehende Seite dar, und von dieser betrachtet, wirkten sie auf den Frohsinn gepaart mit den Künsten des Friedens. Schon in der Heroënzeit stand nächst dem edlen Krieger der Sänger am höchsten in Ehren, und so bildete sich denn der Glaube, daß die Götter mit Wohlgefallen nicht bloß auf die schönen Bewegungen und die wohlgebildeten Glieder der Streiter hinblickten, sondern mit gleicher Freude und Theilnahme dem Liede und dem begleitenden Schalle der Saiten zuhorchten. Daher kam eine zweyte Gattung von Festlichkeiten, welche mit jenen ersteren häufig verbunden, oft auch von denselben geschieden waren, und welche bey den Hellenen μουσικοὶ ἀγῶνες, d. i. Wettkämpfe in den Musenkünsten hießen.

Von den verschiedenen Gestaltungen, welche die hellenische Sprache im Laufe dieser Periode erfuhr, hat Herr Plaß eine höchst unrichtige Ansicht. „Zu Anfange dieser Periode (II. 521) gab es bey den Hellenen nur zwey Hauptdialekte, den dorisch-äolischen und den jonischen, von denen jener der rauhere und der Grundsprache der ehemaligen Gesammtnation getreuere, dieser aber schon etwas milder war. Der erstere wurde im Ganzen wenig vervollkommnet; der Spartiate redete noch in viel späteren Zeiten ein Griechisch, welches der Athenäer zuverlässig nur mit vieler Mühe verstand; andere Dorer änderten sicher, wie so vieles Andere, auch die Härte ihrer Sprache, aber schriftliche Denkmäler von größerer Erheblichkeit giebt uns zuerst der dieser Periode nicht mehr angehörende Pindar über die Mundart der böotischen Aeoler. Alle Vervollkommnung der Sprache gieng bis jetzt von dem jonischen Stamme aus und dem sich ihm nähernden Theile der Aeolier Kleinasiens. „Der Verf. scheint in den Geist der homerischen Sprache nicht ganz eingedrungen zu seyn, sonst wäre er gewiß zu einer richtigern Vorstellung gekommen. Im Anfange dieser Periode kann weder von einem jonischen, noch von einem dorischen, ja nicht einmal von einem achäischen Dialekte die Rede seyn, sondern nur von der hellenischen Grundsprache, welche in der Ilias und Odyssee noch ziemlich rein ausgeprägt ist, und in welcher alle Dialekte noch vereinigt sind. In diesen Gesängen finden wir nicht bloß jonische und äolisch-dorische, sondern auch attische Formen. Daß diese Sprache die allgemeine der Sänger war, welche sich in den heroischen Zeiten an den Höfen der Könige aufhielten, kann keinem Zweifel unterliegen. Wenn aber in den homerischen Gesängen sich Formen, welche in der spätern Zeit dem Jonismus eigen waren, häufiger finden, als andere, so erklärt sich dieß daraus, daß dieselben nicht mehr in Griechenland, sondern in Kleinasien und erst eine geraume Zeit nach dem trojanischen Kriege entstanden, wo sich der Jonismus schon allmählig aus der hellenischen Grundsprache entwickelte. Die einzelnen Dialekte, welche aus der hellenischen Grundsprache hervorgiengen, gewannen erst Selbstständigkeit und Abrundung, als die Lyrik in Kleinasien, Unteritalien und Sicilien und auch im eigentlichen Hellas sich zu entfalten begann. Dieß geschah aber erst dann, als die einzelnen Staaten sich von den Stürmen der Völkerwanderung erholt hatten, und durch zweckmäßige Gesetze und Einrichtungen zur Ordnung und zu Wohlstand gelangt waren. Auf den dichterischen Ge-

halt, d. i. auf den eigenthümlichen Geist der einzelnen Dialekte, und auf ihr Verhältniß zu denen Gegenständen, für welche man sie wählte, hätte auch hingewiesen und gezeigt werden sollen, wie bey den Hellenen auch in dieser Beziehung der Geist der einzelnen Gesänge und die Form auf eine so schöne Weise übereinstimmten.

Bey der Darstellung der Geschichte der griechischen Philosophie hat Herr Plaß auf den poetischen Charakter aufmerksam zu machen vergessen, welchen sie in den frühesten Zeiten hatte, und die einzelnen Aufsätze von dem ausgezeichneten Kenner der griechischen Philosophie, Prof. Brandis in Bonn, nicht berücksichtigt.

Auch die Entstehung der didaktischen und lyrischen Poesie hätte Herr Plaß genauer nachweisen dürfen, als es geschehen ist. „Neben der epischen Poesie (II. 543) blühete schon in den früheren Zeiten dieser Periode die didaktische Poesie auf, da sie durch eine doppelte Wurzel aus dem höheren Alterthum hervorwuchs. Den früheren Sehern und der älteren Sprachweisheit verdankte sie Ursprung und Nahrung. Jene Ersteren hatten, während die Barden mehr das kriegerische Leben des Volkes feyerten, friedliche Gegenstände zum Stoffe ihrer Gesänge oder rythmischen Vorträge auserseben, und theils religiös-moralische Lehren, theils Kenntnisse, die dem täglichen Leben nützlich waren, verbreitet." So lange die Sänger an den königlichen Höfen ein sorgenfreyes Leben hatten, und ganz ihrem Genius folgen konnten, sangen sie den Ruhm der Helden und die wichtigsten Ereignisse der Gegenwart, welche die Fürsten am liebsten vernahmen. Als sich aber durch die Völkerbewegung, welche Griechenland in seinem Innern so sehr erschütterte, diese Lage gänzlich veränderte, die königliche Würde eingieng, als die Sänger als Bürger in die Ereignisse der Gegenwart verwickelt wurden, und die Leiden und Freuden derselben fühlten, da fieng der epische Gesang allmählig zu verstummen an, da drückten sie in ihren Gesängen ihre Gefühle und Empfindungen aus, forderten zur Ruhe und Ordnung auf, wiesen auf die Unbeständigkeit und Flüchtigkeit der irdischen Güter hin, und warnten vor allem Uebermuth, vor Frevel und Ungerechtigkeit, vor Zwietracht und Verfolgung. — Bey der lyrischen Poesie vermissen wir eine Angabe der verschiedenen Ursachen, welche zusammen wirkten, daß sie sich so schön und in so vielen Formen entwickelte; das nämliche vermissen wir bey den bildenden Künsten. Hätte der Verf. alle Gründe zusammengestellt, welche Jacobs in seiner schönen Abhandlung über den Reichthum der Griechen an Kunstwerken niederlegte, so würde er dadurch seinen Lesern einen großen Dienst erwiesen haben. Auch die Rede dieses ausgezeichneten Mannes über die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit, welche in den Denkschriften der Münchner Akademie steht, hat Herr Plaß nicht beachtet. Daher ist seine Darstellung der Erziehung der griechischen Jugend (II. 579. flg.) höchst mangelhaft ausgefallen.

Der dritte Theil, mit dem wir am meisten zufrieden sind, enthält die politische Geschichte des hellenischen Volkes von 550—336 v. Chr. Er ist wieder in sechs Bücher eingetheilt. Im dreyzehnten zeigt uns der Verfasser das hellenische Volk im Kampfe gegen die Perser um Behauptung seiner Selbstständigkeit (500 bis 470), im vierzehnten Athens Wachsthum im Angriffskriege gegen die Perser, und die dadurch veranlaßte Vorbereitung eines Bürgerkrieges im hellenischen Volke (470—431); im fünfzehnten schildert er den peloponnesischen Krieg, im sechzehnten zeigt er, wie Sparta (v. 404—387) seine Hegemonie übte und behauptete, im siebzehnten, wie Sparta (v. 387—62) abermals Hegemonie übte, um Behauptung derselben gegen Athen und Theben kämpfte, und sie endlich ohnmächtig fahren lassen mußte; das achtzehnte zeigt uns, wie die Hellenen durch einen kurzen Genuß der Freyheit bewiesen, daß sie einen Oberfeldherrn bedurften, der ihnen alsbald in Philipp von Macedonien zu Theil ward (362 bis 336 v. Chr.). Die Kulturgeschichte während dieses Zeitraumes wird wahrscheinlich der folgende Band enthalten. Wir wünschen, daß der Verfasser dieselbe so sorgfältig als möglich berücksichtige, und die Ursachen der Entstehung und Ausbildung der einzelnen Zweige gründlich nachweise. — Sollen wir nach diesen Bemerkungen über die Geschichte des Herrn Direktors Plaß ein Urtheil fällen, so erklären wir mit Vergnügen, daß er, so viele Schwächen auch besonders der erste Theil hat, die Werke seiner Vorgänger, auch jene von Mitford und Gillies allerdings übertroffen, und einem künftigen Geschichtschreiber in vielen Beziehungen vorgearbeitet und wesentliche Dienste geleistet hat, daß er aber bey den vorzüglichen Vorarbeiten seinem Werke eine noch größere Vollkommenheit hätte geben können. Indessen werden ihm diejenigen, welchen es nicht möglich ist, alle einzelnen Abhandlungen, die in der neuern Zeit über Griechenland erschienen sind, zu lesen, oder die griechische Geschichte aus den Quellen zu studiren, Dank dafür wissen, daß er sie durch seine Geschichte in den Stand setzte, das Leben und die Schicksale der Hellenen vollständiger kennen zu lernen, als es bisher möglich war. Möge der Herr Verf. alle Kräfte aufbieten, um den noch fehlenden Bänden diejenige Vollständigkeit zu geben, die ein einzelner Mensch einem solchen Werke zu geben vermag! Druck und Papier verdienen Lob!

a.

Der Geschäfts-Mechanismus nach seinem Endzwecke und seinen Formen. Eine Anleitung für angehende Rechtspraktikanten von Georg Döllinger. Zweyte Auflage. München, bey Georg Jaquet. 1835.

(Schluß.)

Die angegebene Vereinfachung des Geschäftsmechanismus durch Verkettung der einzelnen Zweige desselben beruht großentheils auf der vom Verf. vorgeschriebenen Art und Ordnung die Acten Bände aufzubewahren, welche wirklich eben so einfach als unzerstörbar ist; eine beygefügte Zeichnung stellt dieses ganz anschaulich dar. Da lediglich nur durch diese Ordnung der Akten Bewahrung, das Tagbuch zugleich Repertorium und eine gänzliche Verschmelzung der einzelnen Theile des Geschäftsmechanismus zu einer vollständigen Geschäftsanstalt möglich wird, und darauf gegründet ist, so glaubt Ref. hier das vom Verf. darüber gesagte wörtlich ausheben zu müssen. „Es muß" behauptet der Verfasser „eine solche Ordnung zur Aufbewahrung der Acten gewählt werden, wodurch jedes einzelne Actenstück, so wie jeder Actenband von Jedermann ohne langes Suchen gleich aufgefunden, und eben so leicht an seinen einmal bestimmten Platz wieder hinterlegt, auch die ganze Repositur von Zeit zu Zeit ohne große Mühe und Zeitverlust durchsehen werden kann, um sich überzeugen zu können, ob jeder einzelne Act an seiner für ihn bezeichneten Stelle liege. — Es muß daher:

a) die Aufbewahrungsart der Acten sich auf eine feste in jedem Falle unwandelbare Ordnung gründen.

b) Diese Ordnung darf nicht auf individuellen noch auf Localkenntnissen beruhen, sondern muß von Jedem gleich eingesehen und übersehen werden können; und dabey doch so einfach seyn, daß die Nachweisung auf die Acten mit den übrigen Zweigen des Geschäftsmechanismus ohne viele Schreibereyen in unmittelbare Verbindung gebracht, und das ganze Geschäft von wenigen Individuen versehen werden kann."

Der Verf. zählt nun die bisher gebräuchlichen Reponirungsarten auf, zeigt umständlich ihre Nachtheile sowohl im Allgemeinen, als insbesondere daß sie den vorstehenden unter Buchstabe a und b ausgesprochenen Anforderungen durchaus kein Genüge leisten, welches lediglich nur der Fall wäre, wenn die Actenbände nach fortlaufenden Nummern reponirt würden. Man solle nämlich alle sowohl schon vorhandenen Actenbände, als diejenigen, welche im Laufe der Geschäfte noch gebildet werden, ohne alle Rücksicht auf den Inhalt mit einer fortlaufenden Nummer bezeichnen, und sie nach dieser Nummernfolge in die Fächer einreihen, wobey so viel Raum in jedem Fache zu lassen ist, daß die darin befindlichen Actenbände, wenn sie die gewöhnliche Größe eines Actenbandes — nach Vorschrift des §. 17. — erreichen, noch Platz haben ohne sehr gedrängt aufeinander zu liegen.

Um jeden Actenband nach seiner Nummer ohne viele Mühe finden zu können, wird unten an der oberen Decke des Aktenbandes ein zwey Finger breiter Zettel — Etiquette — angeklebt, worauf die Nummer des Actenbandes mit etwas großen Ziffern geschrieben, sogleich in die Augen fällt. Hat man geschlossene Actenschränke, so würden zur bequemen Auffindung auf jeden Schrank von aussen die Nummern der Actenbände, welche darin aufbewahrt sind, angeschrieben. Bey offenen Repositorien sieht man die ganze Nummern-Reihe ohnedieß mit dem ersten Ueberblicke. Die der Abhandlung unter Ziffer VIII. und IX. beygefügten Zeichnungen versinnlichen diese Reponirungsart. Nun zeigt der Verf. die Vortheile der Reponirung der Actenbände nach Nummern, welche in folgendem bestehen:

a) Sie — diese Ordnung — sey dauernd, durchaus keiner Störung unterworfen, wenn auch topographische oder organische Veränderungen bey einer Geschäftsstelle eintreten. Würden in Folge einer solchen Veränderung Acten extradirt, so merke man die Nummern der abgegebenen Actenbände, ersetze diese Nummern durch die im Laufe der Geschäfte neu zu bildenden Acten, und mache in den Repertorien die nöthige Bemerkung; in dem §. 23. wird hierüber ausführlich gesprochen.

b) Wenn die Acten Bände nach fortlaufenden Nummern reponirt sind, und an jedem Fascikel auf einem ungefähr zwey Finger breiten herunter hangenden Zettel die Nummer eines jeden Actenbandes mit großen in die Augen fallenden Ziffern geschrieben steht, so sey man, wie der Verfasser richtig ausführt, im Stande, eine Repositur welche mehrere tausend Bände enthält, von Zeit zu Zeit in einigen Stunden leicht zu revidiren, weil ohne einen Act aus einem Fache zu nehmen, nur die Etiquetten schnell überblickt werden dürfen, um beurtheilen zu können, ob die Nummern der Bände alle nach ihrer Zahlenfolge liegen; jeder unrecht gelegte Actenband wird sogleich erkannt, und an seinen nach der Nummer bestimmten Platz gelegt werden können; wo im Gegentheil bey dem Actenreponiren nach Gegenständen ein Act, wenn er in ein unrechtes Fach gelegt würde — und wie leicht könne dieser Fall eintreten — äußerst schwer aufzufinden ist, wenn ihn nicht der Zufall in die Hände gibt.

c) Durch diese einfache Bezeichnung des Reponirungs-

Platzes eines Actes könne auch das Geschäfts-Tagbuch zugleich als Repertorium benützt werden, wenn bey jedem einzelnen Producte die Nummer des Acten-Bandes, in welchem sich dasselbe befindet, in einer besonders dazu bestimmten Kolumne beygesetzt werde.

Ref. will die Seite 45, (wo von dem Geschäftstagbuche ausführlich gesprochen wird) vom Verfasser gemachte gründliche Aeusserung hier wörtlich anführen: „Warum solle dasselbe Geschäfts-Tagebuch, worin die eingekommenen Gegenstände mit den darauf gefaßten Beschlüßen eingetragen worden, nicht auch zugleich ihren Aufbewahrungs-Ort anzeigen? Warum ist bey dem wichtigsten Zweige des mechanischen Dienstes, nämlich bey der Sammlung und Aufbewahrung der Amtsschriften auf einmal alle Beziehung und Nachweisung abgeschnitten? Statt einer ununterbrochenen Verbindung der Geschäfte durch alle Zweige des Geschäftsmechanismus stehet gerade dieser, wo die Geschäfte — im Kreislaufe des mechanischen Dienstes — ihren Anfang nehmen, und beendet wieder zurückkehren sollen, ohne genügende Verbindung für sich allein. Es ist größtentheils in den sogenannten Einlaufsprotocollen am Ende eine eigene Kolumne bestimmt, in welche der Registrator den Empfang eines jeden Productes zu bescheinigen hat; allein es kann ja eben so gut in diese Kolumne das Reponirungszeichen des Actenproductes gesetzt werden, und dadurch ist nicht nur allein von selbst der Empfang bestätiget, sondern auch die Verläßigkeit der Reponirung — wenigstens des Platzes — angezeigt."

d) Bey ungehefteten Acten gewähre diese Reponirungsart auch den Vortheil, daß jedes einzelne Actenstück durch Beysetzung der Nummer des Actenbandes, in welchen es gehöre, mit demselben genau verbunden, und jede Verwechslung sogleich zu erkennen sey.

e) Ferner bedürfe man hiezu ein weit kleineres Locale, als bey allen andern Reponirungs-Arten, wenn es nur trocken und hell ist, welches besonders bey äußern Aemtern eine ganz besondere Rücksicht verdiene.

f) Die Zeit, welche bey einer großen Repositur mit dem Aufsuchen der Acten zu den täglichen Einläufen verwendet werden muß, wird erspart; denn jeder Diener, welchem man die Nummer der nothwendigen Actenbände auf einem Zettel übergibt, könne sie herbeyholen, und eben so leicht wieder an ihren gehörigen Platz, nach ihrer Nummern-Reihe legen.

g) Hiezu kömmt noch, daß diese Reponirungsart der Acten eben so leicht bey schon bestehenden als sich erst bildenden Reposituren, sey ihr Umfang auch noch so groß, ganz leicht und ohne alle Störung der Geschäftsbehandlung eingeführt werden könne.

Bey dieser Auseinandersetzung kann man wohl die Frage aufwerfen — sagt der Verf. — ob es eine andere Reponirungsart der Actenbände gebe, welche mit dieser — nach Nummern — größere, oder auch nur gleiche Vortheile aufzuweisen habe? — Daß übrigens, wie schon oben gesagt wurde, auf gute Actenverzeichnisse auch bey dieser Repositur-Einrichtung alles ankömmt, liegt schon in der Natur des Geschäftes überhaupt; und damit die Repositur nicht so leicht überfüllt werde, ist ein Conservatorium anzulegen, wohin die geschlossenen und im täglichen Geschäftslaufe nicht leicht mehr vorkommenden Acten reponirt werden.

Der dritte Absatz dieser Abtheilung handelt von der Uebersicht der Materialien, nämlich durch Repertorien, und zwar im §. 21. von Repertorien im Allgemeinen, im §. 22. von dem Repertorium zum Behuf der materiellen Geschäftsbehandlung und endlich §. 23. von den Repertorien zum Behufe des mechanischen Dienstes.

Was der Verf. in dem §. 22. von einem Repertorium zum Behuf der materiellen Geschäftsbehandlung sagt, insbesondere von Eintragung der Generalacten, von deren Bildung in den §§. 15 und 16 gesprochen wird, verdient in jeder Repositur nachgeahmt zu werden.

Die zweyte Abtheilung des Werkes „von der Behandlung der einzelnen ein- und vorgekommenen Gegenstände" löset die Frage, wie ein Gegenstand von dem Augenblicke an, wo er bey der öffentlichen Stelle eingekommen ist, im Geschäftsmechanismus zu behandeln sey, bis er reponirt wird. Es wird hier einzeln in den Mechanismus des Präsentirens, Nummerirens, Expedirens u. s. w. eingegangen, und nenn sehr ausführlicher Formularien beschließen das Ganze.

Referent versichert, daß jeder Geschäftsmann diese Schrift mit Vergnügen durchlesen wird, und man kann den Wunsch nicht unterdrücken: „daß die in dieser Abhandlung aufgestellten Grundsätze zu einem Geschäfts-Reglement für den mechanischen Dienst allgemein benützt werden möchten.

K.

Ueber den ersten Band der Soldnerschen Meridiankreis-Beobachtungen, als Schluß zu den betreffenden Artikeln in Nr. 15, 16 und 22 der Bayerischen Annalen 1835.

Dr. Lamont's Erwiederung auf Dr. Steinheils Recension obigen Werkes scheint Thatsachen in Abrede zu stellen. Um diese mit Einemmale zur Entscheidung zu

bringen, und die obwaltenden Mißverständnisse zu beseitigen, ergieng von Dr. Steinheil an ersteren der Vorschlag, die bestrittenen Puncte in persönlicher Rücksprache zu erörtern, und die Ergebnisse dieser Diskussion mit gemeinsamer Unterschrift der Oeffentlichkeit vorzulegen. Diesem Wunsche entsprach Dr. Lamont um so bereitwilliger, als solches Verfahren das beyderseitige Bestreben beurkunden wird, die Interessen eines Dritten nach Wahrheit zu entscheiden, ohne durch die Form wiederholter Repliken ein freundliches Benehmen der Betheiligten zu gefährden, was im Interesse der sachverwandten Staatsattribute, die ihnen allerhöchste Gnade übertragen hat, erhalten werden muß.

Der erste Punct welcher in der Recension berührt wurde, betraf die Unterlassung der numerischen Correctionen. Steinheil erklärt in Bezug darauf, daß seiner Ansicht nach jede gehaltene Recension nur Schlüße enthalten darf, wie sie aus dem zu beurtheilenden Werke hervorgehen. Er habe nur Soldners 1ten Band der Bogenhauser Meridiankreis-Beobachtungen beurtheilt, sey aus diesem aber um so entschiedener zu jenen Folgerungen berechtiget gewesen, als in der Einleitung, welche (wie Soldner selbst anführt) das zur Verständniß Unentbehrliche enthält, weder von nachträglich zu erwartenden Untersuchungen gesprochen wird, noch auch die zur Ableitung der Resultate nöthige Data, wozu er die constanten Abweichungen des Instruments rechnet, gegeben sind.

Lamont läugnet seinerseits nicht, daß Soldners Beobachtungen in der vorliegenden Form als unvollständig zu betrachten sind; obwohl er deßhalb einen Vorwurf gegen die Beobachtungen selbst nicht als begründet anerkennt, was nur dann der Fall seyn würde, wenn sie nicht alle nöthigen Angaben enthielten, wodurch der Rechner in den Stand gesetzt wird, die fraglichen Correctionen nachträglich herzustellen.

Steinheil bemerkt, er könne sich von der Ueberzeugung nicht trennen, daß eine Beobachtung unvollständig zu nennen sey, so lange sie irgend Etwas entbehre, was sie haben müsse, um ein definitives Resultat zu geben. Er beabsichtigte aber keine Entscheidung darüber, ob das Fehlende Form, oder Bestandtheil der Beobachtung sey, glaube jedoch von einer gedruckten Arbeit verlangen zu dürfen, daß sie, wenn nicht das Gegentheil bemerkt ist, ein für sich brauchbares Ganze seyn müße. Es scheine ihm also der Vorwurf gegen den 1ten Band der Soldnerschen Beobachtungen dennoch begründet. Er wolle aber keineswegs den Werth der Beobachtungen für sich angreifen — wie auch viele Stellen seiner Recension nachweisen, — nur glaube er in Bezug auf die nachträglich zu liefernden Untersuchungen auf die Gefahr aufmerksam machen zu dürfen, welcher man eine vieljährige Beobachtungsreihe aussetzt, wenn man erst 12 und mehr Jahre später das zu den Resultaten Nöthige den Beobachtungen beyfügt. Ein Unglück, welches in dieser Zeit das Instrument getroffen hätte, würde die ganze Arbeit unverbesserlich mangelhaft gelassen haben; auch seyen wir, wie er meynt, nicht berechtigt anzunehmen, daß ein Instrument während so vieljährigem Gebrauche in seinen genauesten Formen völlig unverändert bleibe.

Lamont betrachtet die Besorgniß eines solchen Unglücks nicht als hinlänglich begründet, weil ihm die sorgfältigen Vorsichtsmaßregeln und die zarte Behandlung, welche zur Erhaltung des Instruments bisher angewendet wurden, hinreichend erscheinen jede Gefahr wirksam zu beseitigen. Uebrigens möchte er bey Beurtheilung astronomischer Beobachtungen überhaupt die Untersuchung der Instrumente von der Beobachtung gänzlich trennen, weil die erstere als für sich bestehend nur Einmal vorzunehmen ist, und nicht jede Beobachtung besonders, sondern nur das Resultat der Beobachtungen afficirt.

Bezüglich auf die Art, wie Fraunhofers Untersuchung der Zapfen in der Recension dargestellt wurde, bemerkt Lamont, daß in Soldners Vorrede die Worte: „die Zapfen sind rund und, im Ganzen, auch gleich dick" in Verbindung mit der mündlichen Erklärung des Verfassers so zu verstehen sind: „die Zapfen sind rund, an den meisten Stellen auch gleich dick." Lamont erkennt aber zugleich, daß Soldners Worte auch wohl die von Steinheil angenommene Deutung nicht ausschließen. Steinheil erwiedert, daß wenn auch bey dieser Annahme des Sinnes obiger Worte die Folgerung eine andere wird, dennoch der Vorwurf einer Unvollständigkeit der Untersuchung dadurch nicht gehoben sey, weil zu erwarten gewesen wäre, daß Soldner eines Theils geprüft hätte, ob alle Kreisdurchschnitte eines Zapfens dieselbe Axe haben, anderes Theils aber, ob die Axen beyder Zapfen zusammenfallen. Beydes sey aber in dem recensirten Werke nicht geschehen, daher die Untersuchung, oder wenigstens die Mittheilungen über die Untersuchung unvollständig bleiben.

(Schluß folgt.)

---

*) Hiezu bemerkt Lamont, daß so unbedingt er auch die Zweckmäßigkeit der geforderten vollständigen Untersuchung im Allgemeinen anerkennt, ihm dennoch Soldners Beobachtungen gerechtfertigt scheinen, weil zur Ableitung der richtigen Resultate aus denselben keine nähere Kenntniß der Gestalt der Zapfen nöthig ist, als uns Fraunhofers Untersuchung gewährt.

Bayerische Annalen.

München. 16. May 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 40.

Inhalt.

Ueber den ersten Band der Soldnerschen Meridiankreis-Beobachtungen, als Schluß zu den betreffenden Artikeln in Nr. 15, 16 und 22 der Bayerischen Annalen 1835.

(Schluß.)

Die Meinungsverschiedenheit über den Grundsatz, „daß es unmöglich ist, irgend eine Gestalt oder Dimension mit solcher Genauigkeit mechanisch herzustellen, daß man nicht noch im Stande wäre durch Beobachtungen Fehler daran zu entdecken,“ beruhte auf der verschiedenen Deutung, welche dem Worte Beobachtung gegeben wurde, indem Lamont nur astronomische Beobachtung darunter verstand, während Steinheil jede geeignete Weise der empirischen Untersuchung damit bezeichnete. Mit Annahme der letztern Bedeutung giebt Lamont zu, daß der Grundsatz allgemeine Anerkennung finden müße.

Daß die Vergleichung der Beobachtungen unter sich, oder die Ermittlung ihres wahrscheinlichen Fehlers zu einer gründlichen Recension gehöre (wie Lamont behauptet hatte), wird von Steinheil deßwegen in Abrede gestellt, weil seiner Ansicht nach verschiedene gleich geübte Beobachter unter denselben Umständen nur wenig voneinander verschiedene wahrscheinliche Beobachtungsfehler haben werden, und er es überhaupt für ziemlich unwesentlich hält, ob dieser Fehler in der einzelnen Beobachtung etwa größer oder kleiner sey, weil genaue Resultate stets auf vielen Beobachtungen beruhen müßen. Es lehre die Methode der kleinsten Quadrate, daß sich die Sicherheit der Endresultate (soweit diese vom zufälligen Fehler abhängt) verhalte wie der wahrscheinliche Fehler der einzelnen Beobachtung dividirt durch die Quadratwurzel aus der Anzahl der Beobachtungen; daher könne man ungeachtet eines größern wahrscheinlichen Fehlers der einzelnen Beobachtung, durch eine größere Anzahl von Bestimmungen dennoch gleiche Sicherheit des Resultates erhalten. Er habe aber auch deßhalb den zufälligen Beobachtungsfehler von Soldner nicht eigens abgeleitet, weil er keinen Zweifel gegen die Fides der Soldnerischen Beobachtungen hege, sondern im Gegentheil annehme, die Operation der Beobachtung sey mit möglichster Genauigkeit ausgeführt — er habe also Soldner durch die Unterlassung dieser Untersuchung vorneherein mehr eingeräumt, als die Entgegnung verlangt.

Obschon Lamont das Vertrauen in die Beobachtungen theilt, und zugleich zugiebt, daß durch die angegebene Betrachtungsweise der Vorwurf der Unvollständigkeit gehoben werde, so kann er doch unmöglich der obigen Ansicht, so wie den daraus abgeleiteten Folgerungen seine Beystimmung geben, vielmehr hält er dafür, daß die Bestimmungen eines geübten und anerkannt guten Beobachters ein Vertrauen begründen, welches den Resultaten aus minder genauen Beobachtungen nicht zukommt; daß ferner die verschiedenen Beobachter verschiedene und jeder eine bestimmte Stufe der Vollkommenheit in dieser Beziehung erreiche, daher die Ausmittlung dieser Stufe zur Würdigung seiner Leistungen erfordert werde. Wenn aber die Wahrscheinlichkeits-Rechnung auf die obigen Schlüße führe, so geschehe dieses nur durch eine, seiner Ansicht nach, nicht hinlänglich begründete Voraussetzung, daß die Beobachtungsfehler bey dem minder geübten wie bey dem geübten Beobachter demselben Gesetze unterliegen.

Es mag genügen, hier die Ansichten selbst einander

gegenüber zu stellen, und den Sachkundigen die Entscheidung zu überlassen.

Die Beobachtungen mit dem Passageninstrument hat Steinheil in der Recension deßhalb nicht erwähnt, weil sie nicht in dem von ihm recensirten Werke enthalten sind. Sein Urtheil über Soldners Fleiß bezieht sich überhaupt nur auf den Inhalt des gedruckten Bandes, und es wäre wohl möglich, daß es sich bedeutend bessert, wenn erst alles, was Soldner geleistet hat, gedruckt seyn wird.

Steinheils Bemerkung in Hinsicht auf das Anziehen der Schraube am westlichen Lager, wodurch die Festigkeit des Instrumentes wieder hergestellt wurde, hatte Lamont als einen Vorwurf gegen Soldners persönliche Geschicklichkeit angesehen, trägt aber nunmehr, durch sonstige Gründe überzeugt, kein Bedenken, Steinheil von solcher Gesinnung frey zu sprechen, und vereinigt sich mit ihm in der Ansicht, daß Soldner, so wie er die Veränderlichkeit des Instrumentes wahrnahm, alle Theile desselben einer sorgfältigen Prüfung hätte unterziehen sollen.

Eine weitere Darlegung der gepflogenen Discussion glauben die Unterzeichneten deßhalb unterlassen zu dürfen, weil die übrigen Puncte als allgemein wissenschaftliche Ansichten überhaupt eine größere Meinungsverschiedenheit zulassen, und hier in's besondere einer zu weitläufigen Erklärung bedürften.

Das Bisherige wird genügen, um in Verbindung mit den frühern Aufsätzen ein vollständiges Urtheil über Soldners Werk zu begründen.

Dr. Steinheil, Conservator der math. physik. Sammlung des Staates.

Dr. Lamont, Conservator der K. Sternwarte in Bogenhausen.

Die Chemie für Landwirthe, Forstmänner und Kameralisten von Karl Sprengel. Göttingen 1831 und 32. gr. 8. in 2 Bänden.

Der Verfasser, welcher schon seit langer Zeit als wissenschaftlicher Landwirth dem Publikum bekannt war, hatte besonders seit einigen Jahren mehrere wissenschaftliche Arbeiten im Fache der Agrikultur-Chemie im Journal für technische und ökonomische Chemie von C. L. Erdmann zur Publicität gebracht, welche sowohl wegen ihrer Originalität, als wegen des Einflusses, den dieselben zur Begründung einer Theorie der Landwirthschaft versprachen, allgemeines Aufsehen erregten; es war daher eine natürliche Folge, daß oben bezeichnetes Werk mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen wurde. So viele fast allgemein günstige Urtheile auch seit dem Erscheinen dieses Werkes, welches in jedem Fall eine neue Epoche in diesem Fache begründen wird, bisher gefällt worden sind, so ist mir doch nicht bekannt, daß irgendwo eine vollständigere Kritik hierüber erschienen ist, und wenn auch dieses der Fall seyn sollte, so möchte es nicht überflüßig seyn, ein so ausgezeichnetes Geistesprodukt von mehreren Seiten zu beleuchten.

Ehe wir zur nähern Beurtheilung des Werkes selbst übergehen, ist es nothwendig, einige Worte über das Verhältniß der Chemie zur Lehre und Theorie der Landwirthschaft überhaupt vorauszuschicken. — Die Landwirthschaft als Lehre oder Doktrin ist der Inbegriff aller der seit Jahrhunderten durch Beobachtung und Abstraktion gemachten Erfahrungen über die Erzeugung der für die Menschen nothwendigsten Pflanzen in größter Menge und Vollkommenheit, welcher Zweck durch eine Menge von Operationen und Manipulationen erreicht wird. Die Erfahrung lehrt, daß sehr häufig gewisse Operationen und Manipulationen durch eine große Reihe von Jahren ausgeübt werden, ungeachtet dieselben dem Zwecke der möglichst vollkommensten Produktion nicht entsprechen, daß daher die Lehre oder Doktrin sehr häufig dem Irrthume unterworfen sey und daher die Beobachtung der einzige Prüfstein der Wahrheit nicht seyn könne. Ein zweyter Prüfstein ist uns in der auf Naturwissenschaften gegründeten Theorie, wodurch die Landwirthschaftslehre zur Wissenschaft wird, gegeben. — Die Erzeugung von Pflanzen ist der Akt eines beständigen Austausches der Stoffe der Natur und besteht in einem Uebergange der unorganisirten Körper in die organische Form. Die allgemeinen Gesetze hierüber stellt die Naturwissenschaft, besonders der dynamisch-chemische Theil derselben auf. Je mehr die Gesetze der Natur entwickelt, je mehr die dunkle Sphäre des Pflanzenlebens aufgehellt seyn wird, desto bestimmter und klarer werden die Folgesätze für die Produktionslehre seyn. Hieraus erklärt sich auch, warum in keinem Zweige des menschlichen Wissens die Empirie mehr der Wissenschaft vorgeeilt ist, als in der Landwirthschaft. Erst nachdem die Naturwissenschaften aus dem Schlummer erwachten und mit Riesenschritten der Vollendung zueilten, konnte man es wagen, zu einer wissenschaftlichen Begründung desjenigen, was die Empirie gefunden und die Zeit eingebürgert hat, zu schreiten. — Man muß allerdings gestehen, daß die Theorie und Wissenschaft der Landwirthschaft erst in ihrer Entwicklung begriffen ist, daß wir uns erst am Anfange der Morgendämmerung befinden, welche in dem Maße zur Tageshelle schreiten wird, als die Naturwissenschaften an Umfang und Begründung gewinnen. Unter den verschiedenen Zweigen derselben ist es vorzüglich die Chemie, durch deren Entdeckungen und Anwendung derselben die Lehre des Pflanzenlebens aufgehellt und durch welche allein eine wahre Theorie

des Ackerbaues begründet werden kann. Wenn unter dem Genius des Vaters der deutschen Landwirthschaft, des am 26. Oktober 1829 gestorbenen Thaer sich das chaotische Wissen zur Einheit gestaltete, so gebührt gewiß der Chemie an diesem ruhmvollen Werke eine ehrenvolle Stelle. Große Hoffnungen wurden bey allen rationellen Landwirthen bey dem Gedanken an den mächtigen Einfluß der Chemie auf die Landwirthschaft erregt, und wenn die Chemie in ihrer Anwendung auf Medizin und Technik in wenigen Jahren Unglaubliches hervorgebracht hat, so dachte man sich den günstigen Einfluß der jüngsten aller Wissenschaften auf den Ackerbau nicht geringer. Man sah schon alle Geheimnisse des Pflanzenlebens unter der experimentirenden Hand des Chemikers sich enthüllen, man glaubte nur einer chemischen Analyse der Ackerkrume zu bedürfen, um die Gesetze des Ackerbaues unter mathematische Formeln zu bringen, als man bald, weil man zu viel hoffte, sich dem Zweifel hingab, ob die Chemie überhaupt je einen mächtigen Einfluß auf den Ackerbau ausüben werde. Der Grund dieses Mißtrauens auf die Chemie liegt vorzüglich darin, daß seit den Arbeiten Einhofs fast gar keine bedeutende Entdeckung in der Agrikultur-Chemie gemacht worden ist. Denn ohne den Verdiensten von Hermbstädt, Davy, Schübler und andern zu nahe zu treten, so muß man gestehen, daß es dem Herrn Doktor Sprengel in Göttingen vorbehalten zu seyn scheint, aus den einzelnen Trümmern der Vorgänger durch eigene zahlreiche Versuche und Beobachtungen ein neues und ganzes System der Agrikultur-Chemie zu begründen, welches er in dem erwähnten Werke dargelegt hat. Daß wir die großen Verdienste des Verfassers anerkennen, muß wohl nach dem bisher Gesagten jeder Unbefangene anerkennen; doch können wir nicht überall den Ansichten des Verfassers beypflichten und insbesondere müssen wir bemerken, daß 1) in diesem Werke mehrere falsche Thatsachen vorkommen, 2) daß durchaus darin das Streben sichtbar ist, durch die gewagtesten Hypothesen alle Erscheinungen zu erklären, und 3) daß nicht selten durch eine ermüdende Weitschweifigkeit und Wiederholung das ganze Werk über die nothwendigen Gränzen ausgedehnt worden ist, indem auf den 93 Bogen dieser angewandten Chemie sehr vieles gesagt ist, was nur in das Gebiet der reinen Chemie gehört. Wir gehen nun zur näheren Erörterung über.

1) Ein Beyspiel von gewagten Folgerungen möge Nachstehendes geben. „Ein Boden, welcher Alkalien enthält (daß der Boden freye Alkalien enthält, ist dem Rec. unbekannt) muß (in Folge der Eigenschaft der Unipolarität) die + E (Elektrizität) der Atmosphäre besser aufnehmen als ein solcher, dem diese Körper fehlen, und ein viel freye Säure (Humussäure) haltender Boden wird sich dagegen nur mit der — E der Atm. versorgen können. Dieß muß auf die Vegetation einen Einfluß haben; denn wir werden weiter unten sehen, daß das Pflanzen-Wachsthum mehr durch die + E als durch die — E befördert wird. Natürlich ist es deßhalb auch sehr wahrscheinlich, daß wir den humussäurereichen Boden befähigen werden, mehr + E aus der Atmosphäre zu sich zu nehmen, also fruchtbarer zu machen, sobald wir ihn mit einer hinreichenden Menge Kalk, Mergel, Asche, düngen, so daß wir, von dieser Seite aus betrachtet, hierin auch eine Erklärungsart über die Wirkung der Mergel- und Kalkdüngung finden.“ Ferner werden die Wirkungen des Walzens durch Glätten der Oberfläche und daher durch Verminderung der Ausströmung von E., die größere oder geringere Bindigkeit des Bodens durch die elektrische Anziehung und Abstoßung der Gemengtheile der Krume ꝛc. erklärt. Aus den Erscheinungen der Erregung von E durch den Druck wird gefolgert, daß es besser sey, geschwinde als langsam zu eggen und zu walzen, auch daß durch eine hölzerne oder eiserne Walze mehr E erregt werden wird, als durch eine steinerne, daß man im Allgemeinen recht schwere Walzen anwenden, und die Saaten, welche auf einem Quarzsandboden stehen, langsam walzen soll, daß viel Humus haltender Boden durch das Walzen die meiste E erhalte, und daß das Elektrischwerden des Bodens nur um die Zeit nützlich sey, da das Feld gerade Früchte trägt. — Aus den Erscheinungen der Berührungs-Elektricität folgert der Verfasser, daß, wenn die Wurzeln verschiedener Pflanzen sich im Boden berühren, E erregt werde, und daß daher Pflanzen im Gemenge ausgebaut besser wachsen, daß die Gemengtheile des Bodens wie eine volta'sche Säule wirken, durch welche manche Bestandtheile zerlegt werden.

Weil der Thau sehr viel E enthalte, so erklärt der Verfasser, warum die bethauten Samen besser gedeihen als die nicht bethauten u. s. w. und er ertheilt den Rath, überhaupt nur an solchen Tagen z. B. beym Westwind zu säen, an welchem die Atmosphäre viele + E besitzt ꝛc. — Daß die Elektrizität ein wichtiges Agens beym Pflanzenleben sey, kann wohl nicht bezweifelt werden. Unterdessen ob durch solche hypothetische Folgerungen, welche durch keine physikalische Thatsache eine Sicherheit erhalten haben, die Wissenschaft sehr gefördert werde, muß Rec. sehr bezweifeln. —

2) Wenn die im Boden befindliche Thonerde, (deren Gegenwart im freyen Zustande aber noch nicht erwiesen ist) das Eisenoxyd und andere Körper ihr chemisch gebundenes Wasser durchs Gefrieren verloren haben, so wird nach dem Verfasser Wärme entwickelt, sobald sie Gelegenheit finden, sich wieder mit der Feuchtigkeit zu vereinigen!! (Seite 133.)

3) Seite 134 verwechselt der Verfasser Dampf und Dunst.

4) S. 152 sagt der Verfasser, daß Felder, welche mit Früchten besäet sind, die leicht erfrieren, niemals

bewalzt werden sollen, wovon Rec. weder den physischen Grund einsieht, noch eine Bestätigung in der Erfahrung kennt. —

5) Wie häufig der Verfasser durch das Streben, alle Operationen und Erscheinungen des Ackerbaues einseitig ohne Berücksichtigung aller Verhältnisse zu erklären, in Widerspruch gerathe, und wie sehr dadurch junge Landwirthe durch das Lesen in Ungewißheit, ja Verwirrung gesetzt werden, werde ich im Verlaufe zeigen, und ich führe hier nur als Beyspiel auf, daß der Verfasser in der Lehre von der Elektrizität das Walzen der Saaten, wodurch nebst der muthmaßlichen Elektricitäts-Erregung auch eine Verminderung der Lockerheit herbeygeführt wird, unbedingt lobt, bey der Lehre von der Wärme als schädlich beschränkt und bey der Lehre vom Sauerstoffe (Seite 180) wieder unbedingt anempfiehlt, den Boden, sobald er Pflanzen trägt, locker zu halten, damit das von den Wurzeln aus dem Boden gesogene Sauerstoffgas sich aus der Atmosphäre erneuern könne.

6) Seite 250 sagt der Verfasser, daß das Kohlensäure haltende Wasser der Quellen der Vegetation sehr zuträglich sey, während Seite 252 wieder erwähnt wird, daß das Brunnenwasser, wenn es sich nicht zum Begießen der Pflanzen eignet, dadurch sehr verbessert wird, daß man es eine Zeit lang an der Luft stehen läßt.

7) Daß Apophyllit, gebrannter Thon und Kalk Ammoniak enthalten, ist dem Rec. nicht bekannt und auch nicht wahrscheinlich, daher auch die Folgerung, daß der gebrannte Thon seine Wirkung als Dünger dem enthaltenen Ammoniak verdanke, ganz unstatthaft sey.

8) Seite 261 handelt der Verfasser von den Nachtheilen, welche das in den Stallungen sich entwickelnde Ammoniak der Gesundheit der Thiere bey gut geschlossenen Fenstern und Thüren zufügt, während er Seite 158 die Schweizer, welche im Winter alle Thürritzen verstopfen, um die Stallluft warm zu halten, als Muster der Viehhaltung aufführt.

9) Das Eisenoxyd wird nach Sprengel durch Ammoniak in Eisenoxydul verwandelt, und weil letzteres nach den Angaben des Verfassers der Vegetation sehr nachtheilig ist, so kann auf einem viel Eisenoxyd haltenden Boden ein thierischer Dünger sehr nachtheilig werden. — Diese vom Verf. häufig angeführte Theorie über die Schädlichkeit des Eisenoxyduls, welche zur Erklärung vieler Erscheinungen gebraucht wird, muß vom Rec. als ganz unstatthaft erklärt werden. —

10) Seite 277 sagt der Verf., daß wir nur ein Auflösungsmittel für den Kohlenstoff nämlich das Eisen kennen, so daß dem Verf. die interessante Verbindung des Kohlenstoffes mit dem Schwefel nicht bekannt zu seyn scheint.

11) Bekannt ist es, daß die Lehre vom Humus und der Humussäure nebst ihren Verbindungen am ausführlichsten vom Verf. bearbeitet worden ist. (Siehe VIII. Band des Archives für Naturlehre von Kastner); allein die neuesten Untersuchungen von Berzelius über die Quellsäure und Quellsatzsäure, welche Körper mit der Humussäure identisch sind, beweisen, daß die Untersuchungen über diesen Gegenstand als bey Weitem nicht geschlossen zu betrachten seyen, und daß die meisten, wenigstens viele der vom Verf. aufgestellten Sätze nebst den Folgerungen Modificationen erleiden werden; so z. B. hat Sprengel die Humussäure nebst ihren Verbindungen in einem in Wasser schwer auflöslichen Zustande uns kennen gelehrt, während Berzelius gezeigt hat, daß sie im desoxydirten Zustande als sogenannter Extraktivstoff, von ihm Quellsäure genannt (siehe den 29. Band der Poggendorfschen Annalen für Physik und Chemie) selbst im Wasser und Weingeist leicht auflöslich sey, und auch im Wasser leicht auflösliche Verbindungen bilde. — Nach Sprengel zersetzt die Humussäure die kohlensauren Salze, ferner die Silicate und Aluminate. Ob letztere Verbindungen in der Ackerkrume vorkommen, muß R. sehr bezweifeln, und wenn die Humussäure die Karbonate und Silikate so vollständig zersetzt, wie der Verf. angiebt, so können diese Körper nicht neben einander vorkommen, was aber doch leicht bewiesen werden kann. —

12) Seite 380 nimmt der Verf. an, daß das Kieselerde-Hydrat in der Ackerkrume vorhanden sey, ohngeachtet es schwer ist, dieses bestimmt nachzuweisen, und auf diese Annahme basirt der Verfasser sehr wichtige Folgerungen, wie ich noch zeigen werde. — Nach dem Verf. enthalten manche Bodenarten so viel Kieselerde-Hydrat, daß dieses eine Mitursache ihrer Unfruchtbarkeit ist. — Seite 382 erwähnt der Verf. die geringe wasserfassende Kraft der Kieselerde und folgert hieraus die Trockne des Kieselerde haltenden Bodens, wobey Rec. bemerkt, daß die physikalischen Eigenschaften des Bodens nicht von den entfernten Bestandtheilen, sondern von den Gemengtheilen vorzugsweise abhängen, daß aber der im Boden vorkommende Quarzsand, welcher gestaltete oder krystallisirte Kieselerde ist, wohl von der chemisch bereiteten amorphen Kieselerde unterschieden werden müsse. Alle mineralischen Nahrungsmittel der Pflanzen müssen amorph werden, wenn sie in die organische Substanz der Pflanzen übergehen sollen. Siehe über den Amorphismus von Fuchs S. 345 des Jahres 1833.

Die nämlichen Bemerkungen gelten von der Thonerde (Seite 382). Auch hier legt der Verfasser der reinen Thonerde Eigenschaften z. B. die der Plastizität zu, die nur dem Thone zukommen; und auch die Eigenschaften des Thones hängen mehr von der physischen Feinheit der Theile als von dem Verhältniß der enthaltenen Bestandtheile ab. — Die wasserhaltende Eigenschaft des Ackerbodens hängt nicht von dem Gehalte der Thonerde, sondern von dem des Thons ab; es ist unbegreiflich, wie ausgezeichnete Männer noch immer Thon und Thonerde, Kieselerde und Quarz verwechseln.

13) Der Cölestin ist nicht schwefelsaurer Baryt (S. 393) sondern schwefelsaurer Strontian. —

14) Die Ursache des todtgebrannten Kalkes liegt nicht allein darin, daß Kieselerde und Thonerde, welche im Kalkstein oft vorkommen, sich mit dem Kalke zu Silikaten und Aluminaten verbinden, sondern häufiger darin, daß der Kalkstein nicht gar gebrannt ward oder Steine in den Ofen kamen, welche keine Kalksteine sind. rc. — Seite 401 sagt der Verf., daß der Kalk (gebrannt) die im Boden vorhandenen organischen Körper (Humus) zersetzungsfähiger mache und vermittle, daß sie sich im Wasser auflösen. Seite 402 führt der Verf. wieder auf, daß die Kalkerde bey viel Humussäure haltenden Bodenarten die Humussäure unauflöslicher mache und dadurch also vortheilhaft auf die Vegetation einwirke, daß nicht mehr soviel Humussäure in die Pflanzen gelangen könne. Ferner wirkt der gebrannte Kalk nach Sprengel als Dünger noch dadurch, daß er die humussaure Thonerde zersetzt und zur Bildung von Ammoniak beyträgt. — Seite 404 sagt Sprengel, daß der gebrannte Kalk sich sehr schnell an der Luft in kohlensauren Kalk verwandelt, was durch die Untersuchungen von Fuchs, welche der Verf. citirt, widerlegt ist. — Der Verfasser führt den Schwefelkalk als ein kräftiges Düngematerial und besonders als sehr geeignet zur Zerstörung der Ackerschnecken auf, was einer näheren Untersuchung sehr würdig ist. —

15) Die Wirkung des gebrannten Thons erklärt der Verf. Seite 428 aus dem Gehalt an Ammoniak, das sich dadurch bildet, daß das Eisenoxydul des Thons das Wasser zerlegt, dessen Wasserstoff sich mit dem Stickstoffe zu Ammoniak vereinigt. An einem andern Orte erklärt der Verf. die Wirkung des gebrannten Thones als Dünger dadurch, daß durch das Brennen das der Vegetation schädliche Eisenoxydul in Eisenoxyd verwandelt wird. Ich habe in meiner Propädeutik der vegetabilischen Produktionslehre vom Jahre 1830 Seite 340—341, ferner Seite 558 des Jahrganges 1830 der ökonomischen Neuigkeiten von Andre, ferner im 10. Bande Seite 86 des Erdmann'schen Journals für angewandte Chemie eine wahrscheinlich begründetere Erklärung der Wirkungen des gebrannten Thones und Mergels gegeben; nämlich ich habe in Folge der Untersuchungen des Herrn Conservators Dr. Fuchs über den gebrannten Mergel gezeigt, daß durch das Brennen der kalkhaltende Thon und Mergel aufgeschlossen und dadurch die enthaltenen pflanzennährenden Stoffe als Kieselerde, Alkalien rc. amorph und auflöslich gemacht werden. Auffallend muß man es finden, daß Lampadius, der erste Vertheidiger der Sprengelschen Theorie im Erdmann'schen Journale der angewandten Chemie sich allmählig zu der von mir schon im Jahre 1830 aufgestellten Theorie hinneigt, ohne nur ein Wort von mir zu erwähnen. —

Als ein Beyspiel von gewagten Erklärungen führe ich hier wieder an, daß nach Sprengel ein Feld durch tiefes Pflügen deßhalb unfruchtbar werde, (S. 428) weil die tiefere Schichte, über welche die Sohle des Pfluges hingleitet, durch Abnützung des Eisens des Pfluges viel Eisenoxydul erhält, das der Vegetation nachtheilig wird. Weil ferner durch die Einwirkung des Humus und des Lichtes das Eisenoxyd in Oxydul verwandelt wird, so schließt der Verfasser noch eine Menge Folgerungen für die Praxis an diese Hypothese von der schädlichen Wirkung des Eisenoxyduls auf die Vegetation an, wobey sehr häufig die größten Widersprüche vorkommen. So z. B. ist die Brache bald nützlich bald schädlich; das Gefrieren des Bodens wird hier als nachtheilig, an einem andern Orte als vortheilhaft gehalten, ja sogar der Stalldünger kann der Vegetation nachtheilig werden, wenn durch das kohlensaure Ammoniak das Eisenoxyd in zu großer Menge aufgelöst und den Pflanzenwurzeln zugeführt wird; — während durch 6 Blätter hindurch von den Nachtheilen des Eisenoxyduls und zum Theil des Eisenoxyds auf die Vegetation gesprochen worden ist, wird am Ende erwähnt, daß es erwünscht ist, daß der Boden Eisenoxyd enthalte, weil dasselbe die Wärme und wasserhaltende Kraft des Bodens erhöhe, daß ferner, weil das Eisenoxydul Ammoniak erzeuge, ein viel Eisenoxydul enthaltender Boden weit fruchtbarer seyn müsse als ein Boden, welcher nichts davon besitzt, und in der That enthielten die allerfruchtbarsten Bodenarten oft 5—6 Pr. Eisenoxyd und Eisenoxydul. — R. muß gestehen, daß es jedem Leser, der nicht das ganze Gebiet der Agrikultur-Chemie und rationellen Produktionslehre genau kennt, wohl schwer werden müsse, sich aus diesem Labyrinthe zu finden, so künstlich und schön aufgebaut auch alle einzelnen Theile desselben seyen. —

16) Seite 499 führt der Verf. die gemeinschaftlichen Eigenschaften der kieselsauren Salze oder Silikate auf, wobey er sagt, daß die unauflöslichen Silikate, um zersetzt zu werden, mit Alkalien aufgeschlossen werden müssen. Dieser Satz ist in dieser allgemeinen Fassung durchaus falsch; denn sowohl die künstlichen einfachen Silikate, als sehr viele Mineralien z. B. der Tafelspath, Nephelin, Mejonit, Mellilith, Leuzith, Natrolith und noch andere werden durch Säuren allein zersetzt. Während überhaupt der Verf. manchen minder wichtigen Gegenstand bis zur ermüdenden Weitläufigkeit durch Bogen hindurch abgehandelt hat, ist die so wichtige allgemeine Lehre der Silikate auf 15 Zeilen zusammengedrängt.

17) Der Verf. giebt an, daß die Kieselerde, S. 350, die Thonerde, S. 388, die Bittererde u. s. w. bey hohen Hitzgraden schmelzbar seyen und zwar die Kieselerde schon bey heftiger Weißglühhitze. Dieses ist theils unrichtig, theils sehr unbestimmt, denn bekanntlich können diese Erden nur in der Flamme des Knallgebläses

oder im Kreise starker voltaischer Säulen geschmolzen werden.

18) Daß das doppelt kohlensaure Kali im Ackerboden vorkomme, dürfte genau nachgewiesen werden. —

19) „Schmilzt man, sagt der Verf. Seite 525, 3 Theile Kieselerde und 1 Th. Kalihydrat zusammen, so erhält man das in Wasser unauflösliche Glas." Ohngeachtet diese Behauptung in den Lehrbüchern der berühmtesten Chemiker sich befindet, z. B. von Berzelius, so kann als erwiesen betrachtet werden, daß man aus Kieselerde und Kali das gewöhnliche in Wasser unauflösliche, durch die gewöhnlichen Mineralsäuren nicht zersetzbare Glas nicht erhalte, sondern daß das Glas (κατ' ἐξοχὴν) kein einfaches Kali-Silikat sey, sondern außer den Alkalien noch alkalische Erden (Kalk-) Erden oder Metalloxyde als Basen enthalten müsse und daher diese Substanzen nicht zufällige Bestandtheile des Glases seyen.

20) Daß das einfach schwefelsaure Natron (Glaubersalz) im Alkohol sehr leicht auflöslich sey, ist dem R. unbekannt.

21) Daß das kieselsaure Natron nicht auch wie das kieselsaure Kali in Wasser und schwachen Säuren auflöslich seyn sollte, ist dem R. nicht begreiflich, denn wenn nach dem V. wirklich freyes kieselsaures Natron in der Ackerkrume vorkommt, so hat es mit dem kieselsauren Kali die Auflöslichkeit gemein. Wenn hingegen das kieselsaure Natron nur dadurch sich in der Ackerkrume findet, daß Natron haltende Silikate darin vorkommen als z. B. Albit, Zeolit ꝛc. so kann von einem kieselsaurem Natron so wenig die Rede seyn, als Albit und kieselsaures Natron identisch sind. Wenn ferner der Verf. sagt, daß das Natron, welches man durch Säuren aus der Krume auszieht, z. B. mit Schwefelsäure, darin als kieselsaures Natron vorhanden war, so gehört dieses zu den vielen gewagten Behauptungen, wovon das ganze Werk wimmelt.

22) Beym Ammoniak führt der Verf. mehrere Verbindungen des hypothetisch-angenommenen Ammonium auf, was nach der Ansicht des Ref. in einem Lehrbuch nicht seyn sollte, wo nur solche Thatsachen und die daraus sich logisch ergebenden Folgerungen aufgeführt werden sollen, an deren Wahrheit kein gegründeter Zweifel obwaltet. Nichts ist für Schüler in den Naturwissenschaften gefährlicher, als den Hypothesen den Schein oder das Gewand der Thatsachen geben zu wollen. —

23) Daß der schwefelsaure Baryt durch die Humussäure zersetzt werde, muß Rec. bezweifeln, überhaupt die ausführliche Abhandlung der Barytsalze für ein Lehrbuch der Agrikultur-Chemie als ungeeignet erklären. Denn wenn die Annahme, daß Baryt in der Ackerkrume einst gefunden werden könnte, als Grund der ausführlichen Behandlung dieses Gegenstandes angegeben wird, so muß die Lehre aller Alkalien, Erden und Metalloxyden aus demselben Grunde aufgenommen werden.

24) Sprengel hat schon früher in Erdmann. Journal für Chemie im Auszuge seine Agrikultur-Chemie mitgetheilt, wogegen ich im 3ten Bande der Schleißheimer Jahrbücher Gegenbemerkungen machte, welche der Verf. berücksichtiget zu haben scheint, ohne eben meines Namens zu erwähnen. So z. B. hat der Verf. in jenem Journal mit Bestimmtheit ausgesprochen, daß der doppelt kohlensaure Kalk in festem Zustande im Untergrunde vorkomme und die Ursache der schädlichen Wirkung des Kalktuffes oder des Alms auf die Vegetation sey, welche Ansicht er jedoch mit weniger Bestimmtheit hier (S. 609—610) wiederholt, wogegen ich meine frühere Erklärung wiederhole, daß der doppelt kohlensaure Kalk im festen Zustande nicht existirt.

25) Die Erklärungen des Verf. über die nützlichen und manchmal schädlichen Wirkungen des Gypses als Dünger sind sehr hypothetisch; so z. B. daß durch die Pflanzen die Schwefelsäure zersetzt, der Sauerstoff ausgehaucht und der Schwefel assimilirt werde, daß durch die Humussäure der Gyps zersetzt und die Schwefelsäure in Freyheit gesetzt werde, wodurch auf humosen Bodenarten den Pflanzen Schaden zugefügt wird. —

26) Seite 627 giebt der Verfasser an, daß sich kieselsaurer Kalk beständig im Boden bilde und sagt Folgendes: „Man vermische recht fein gepulverte Kreide mit eben so fein zerriebenem Quarzsande, übergieße das Gemenge mit vielem Wasser, koche und fange die sich entwickelnde Luft im Kalkwasser auf; da sich nun in dieser Flüssigkeit schon nach einiger Zeit kohlensaurer Kalk in Flocken bildet, so liefert dieser den unumstößlichen Beweis, daß die Kieselerde mit der Kalkerde in Verbindung getreten sey." Aus dieser durchaus falschen, gegen alle chemischen Gesetze streitenden Beobachtung folgert der Verf. eine Menge von Erklärungen, als, daß im Mergel der kohlensaure Kalk durch die Kieselerde oder den Quarzsand zersetzt, die Kohlensäure zur Nahrung der Pflanzen oder zur Bildung von doppelt-kohlensauren Kalk verwendet, und daß im ersten Falle dadurch das Sauerstoffgas in der Atmosphäre ersetzt werde, welches durch Bildung von Humus, höhere Oxydation der Metalle ꝛc. verloren geht. — Errare est humanum, aber unbegreiflich ist es, wie Herr Dr. Sprengel, ohngeachtet derselbe von mir auf diesen Irrthum aufmerksam gemacht worden ist, bey seiner Behauptung beharren könne!

Da der kieselsaure Kalk durch die Humussäure zerlegt wird, so erklärt der Verf. hieraus die Gegenwart von Kieselerde-Hydrat im Ackerboden und noch viele andere Erscheinungen. — Daß die meisten Kalksteine unter den fremdartigen Bestandtheilen Kieselerde enthalten, ist bekannt; daß es aber Kalksteine gebe, welche Kieselkalk seyen, (S. 628) ist mir unbekannt; denn der Ta-

feldspath, als der eigentliche kieselsaure Kalk kann hier nicht gemeint seyn. —

27) Bey der kieselsauren Bittererde (S. 653) wiederholt der Verfasser das Nämliche, was er beym kieselsauern Kalk über die Zersetzung der Karbonate durch Kieselerde bey gewöhnlicher Temperatur angegeben hat; ebenso beym Dolomit. Die vom H. Davy ausgegangene Behauptung, daß Bittererde haltender Kalk oder Mergel der Vegetation nachtheilig sey, wird vom Verf. ohne nähere Prüfung angenommen.

28) Daß schwefelsaure Thonerde in so großer Menge im Untergrunde der untern Elbemarschen vorkomme, daß es eine Mitursache der Unfruchtbarkeit wird, dürfte noch genauer nachgewiesen werden.

29) Die Behauptung, daß phosphorsaure Thonerde nicht neben Kalk im Boden vorkommen könne (S. 671) ist durch Analyse der Schleißheimer Torfasche widerlegt, in welcher sich Kalk und phosphorsaure Thonerde finden. — rc. rc.

Im zweyten Band handelt der Verfasser von den nähern und entfernten Bestandtheilen der Pflanzen, von den Produkten der Zersetzung der Pflanzenkörper, von der chemischen Pflanzen-Physiologie, von den nähern und entfernten Bestandtheilen der Thierkörper, von den Produkten der Zersetzung der Thierkörper und chemischen Thierphysiologie. —

Auffallend finden wir es, daß der Verfasser die Gegenstände, welche das Gebiet der reinen Chemie berühren, so ausführlich behandelt, den eigentlichen angewandten Theil im Allgemeinen sehr kurz berührt hat, so z. B. findet man nichts über die Zusammensetzung und chemische Untersuchung der Ackerkrume, und vermißt insbesonders die Untersuchungen über den gefaulten Stalldünger in den verschiedenen Perioden der Zersetzung. —

Zierl.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Teutschen von Franz Bopp. Erste Abtheilung, enthaltend die Lautlehre, Wurzel-Vergleichung und Casus-Bildung. Berlin in der Druckerei der Königl. Akademie der Wissenschaft 1833. in 4. pp. XVIII. und 288.

Zweyter Artikel.

In unserm ersten Berichte (Bayerische Annalen Nr. 32. 33. u. 34.) über dieses Werk haben wir uns bemüht, Einzelnheiten aus der ersten Abtheilung erstem Theile, das Laut- und Schrift-System betreffend, hervorzuheben; in diesem unsern zweyten Berichte wollen wir uns über den zweyten Theil dieser ersten Abtheilung näher auslassen.

Es betrifft dieser Theil, wie im Artikel 1. schon angegeben, die Wurzeln der auf dem Titel genannten sieben Sprachen. Ehe der Verf. jedoch auf eine Aufstellung der Wurzeln der einzelnen Sprachen und ihrer Zusammenstellung kommt, sucht er mit Recht dem Leser einen Begriff der Wurzeln und zwar insbesondere desjenigen Sprachstammes zu geben, zu welchem die besprochenen Sprachen selbst gehören. Zu dem Zwecke konnte nun Nichts Besseres geschehen, als uns in Kürze den Charakter anderer Sprachen (resp. Sprachstämme) hinzugeben, um im Vergleich mit diesen den des Indo-Germanischen Stammes um so besser hervortreten zu lassen. Bey der Gelegenheit wird uns denn auch möglichst kurz, doch hinreichend, die Meynung zweyer bekannter und würdiger (jedoch auf anderer Seite) Sprachforscher der HH. Fr. und A. Wilh. v. Schlegel vor Augen geführt und in Vergleich oder als Verschiedenheit zu dieser die unsers Verfassers mitgetheilt.

Ref. sieht sich hiedurch veranlaßt, der Deutlichkeit wegen, seine Ansicht über diesen so wichtigen Theil der Sprachen etwas weiter auszuholen, nicht so wohl, weil ihm des Herrn Bopp Ansicht über das Wesen der Wurzeln etwa mißfallen sollte, als vielmehr einer andern häufig verbreiteten Ansicht der Stellung einzelner Sprachstämme entgegen zu arbeiten, und zwar das vorzüglich, weil sich der Verf. der Vergleichenden Grammatik nicht so deutlich darüber ausspricht, als es uns nothwendig erscheint, um denjenigen eine hellere Idee davon mitzutheilen, welche sich gerade nicht ex professo mit dem allgemeinen Studium der Sprache beschäftigen. Wir haben hier demnach zuerst über die erste Sprache und diejenigen aus ihr zunächst und entfernter entstandenen zu sprechen und hierüber kurz unsere Meynung zu sagen. Da wir eine solche in einer Recension über ein anderes Werk in diesen Blättern vom verflossenen Jahre der Oeffentlichkeit hingegeben und wir seitdem in derselben nur noch befestigt sind, so ist es diese, welche hier wieder angegeben werden soll, weil vielleicht nicht jedem Leser jene Nummer dieser Blätter vor Augen liegt und es doch wegen der auf sie gestützten Folge-Meinungen nothwendig ist, daß jeder sie genau wisse. Es hieß damals:

„Abgesehen von allen Völkern stellt sich in Kürze der Sprach-Fortgang von ihrem Entstehen ungefähr folgender Weise: Bey den ersten, um mich so auszudrücken, aus der Hand Gottes unmittelbar gewordenen Menschen fand nothwendiger Weise ein innigeres Verhältniß zu Allem, in dessen Verwandtschaft sie gleichsam geworden waren, Statt; inniger schlossen sich dieselben ihrem Gotte an, inniger die Natur ihnen wiederum, kurz es fand ein mehr innerer, durchdringender Verkehr der

Menschen mit Gott und Natur Statt, es stand ihnen Alles näher. Dieses ist natürlich von ihrem Geiste, wie von ihrem Körper gemeint, wie ja bey einem solchen Verhältniße beyde noch nicht in ihrer Geschiedenheit dastehen konnten, vielmehr sich innigst durchdringen mußten. Unter solchen Bedingungen erfaßt sich auch, wie die Sprache als das geistige Band unter den Menschen, zugleich „mit ihnen geschaffen“ und nicht sie erst dieselbe etwa „erfanden“. Allen äußern und innern Eindrücken gemäß (gleich) waren die Ausdrücke (die Sprache); die Sprache trug in sich ein wahres Leben, sie war Bild der geistigen Zustände und zwar getreues, noch erkanntes und erkennbares für die es aufzunehmen bestimmt war. Das dauert aber nur so lange, als jene genannten Bedingnisse andauern. Sobald diese nach und nach in jener Klare erlischen, fühlt der Mensch eine Unpassenheit der Sprache seiner Ahnen zu seinem jetzigen Zustande und sein beständiges Streben wird dann seyn, (weil er zu schwach ist, eine Sprache aus sich herauszubilden, zu schaffen) seinem nunmehrigen Denk-, Fühl- u. s. w. Zustande gemäß die überkommene Sprache, wie er es freilich nennen wird, neu zu beleben. Diese Umbildung (Rückbildung) würde freilich seinen (Spracheschaffenden) Ahnen ziemlich todt vorkommen, indem bey der Bildung mehr der scheidende Verstand vorgewaltet hat und in der Sprache das componirende Princip ¹) im Gegensatz der Ursprache, in welcher wie ein Begriff nur einer ist, so auch der Ausdruck für denselben nur einer. In diesem Gewande zeigen sich uns die sogenannten einsylbigen Sprachen, an deren Spitze das Tsinische, welches der Ursprache am Nächsten gestanden haben muß. Die Einsylbigkeit wird in der zweyten Stufe, d. h. nicht Vor- sondern Rückstufe zu einer Zwey-, Drei-, kurz Mehrsylbigkeit. Je nachdem nun die Gesunkenheit der verschiedenen ²) Neusprachbildner mindre oder mehr war, erhielt die neue Sprache eine der ersten nähere oder entferntere Stellung. Manche mochten sogar noch so viel Geist des Frühern in sich tragen, daß sie nur geringe Modificationen vornahmen, das war denn bey den noch lebenden sogenannten einsylbigen Sprachen der Fall. ³) Die große Abtheilung in Sprachengeschlechter nach Rask beruht auf dieser postdiluvianischen verschiedenen Sprachbildnern, so wie alle untern Abtheilungen einer jener immer mehr entfernten, uns nähern Zeit angehören.“

So viel aus jener Recension, in so weit uns hier die Sprache nur bis zu ihrer Abtheilung in „Geschlechter“ (nach Rask) interessirt.

In der ersten Sprache, wie gesagt, drückte Ein Ausdruck auch wiederum Einen Begriff aus, es waren demnach Aus- und Eindruck ganz gleich. Unter diesem Einen Ausdruck verstehen wir die Zusammenfassung des Wortes in Einem Ausspruch ohne einzuhalten, was wir jetzt nennen in Einer Sylbe. In dieser war an sich der Unterschied von Consonant und Vocal nicht so äußerlich getrennt wie bey uns, wiewohl derselbe Vocal-, wie Consonanten-Ausspruch unter einander wechselnd vorkamen, welches aber nur dem innern Gefühl der Gleichmäßigkeit der Begriffe und ihrer Nüance mit Recht zuzuschreiben ist. Je reineres Leben das Auszudrückende enthielt, desto lebenvollere Buchstaben (um mich nach unserer Weise auszudrücken) und zwar in beyder Beziehung der Consonanten und Vocale; aber nirgends trat mit dem Geiste anatomisch zerschnitten das Einzelne dieser Begriffsausdrücke vor. Eben so müssen die ersten Sprachschaffer in ihrem nähern Rapporte zu Allem innerlich von dem Gefühle eines solchen so durchdrungen gewesen seyn, daß ihnen die nähere Angabe desselben im Sprechen als unnöthig erscheinen mußte, es stand ja der, mit dem man sprach, in denselben Verhältnisse. Es brauchten deßhalb die nächsten Relationen der Begriffe untereinander nicht durch den Ton besonders ausgedrückt zu werden, da es schon in dem Begriffs-Ausdrucke an sich enthalten war.

(Schluß folgt.)

1) Man hüte sich diesen Ausdruck stärker zu nehmen, als er gemeint ist. Es soll hiermit nur der Gegensatz angedeutet werden: keineswegs soll es aber ein mechanisches Aneinanderfügen heißen, wir drücken vielmehr hierdurch hier noch ein organisches Auseinanderwachsen aus; nur wollten wir es eben nicht gerne so genannt wissen, indem es gerade zur ersten Stufe doch ein mehr Mechanisches bildet.

2) Wir sagen verschiedenen Neusprachbildner, wir setzen diesen Zeitpunkt natürlich dahin, wo sich das Menschengeschlecht bereits weiter ausgedehnt hatte und zwar um es noch genauer zu bestimmen, in die Zeit der an vielen Stellen Asiens Statt gehabten großen Fluth (Sündfluth). Es müssen daher je nachdem nun in den verschiedenen Ländern sich einzelne Menschen von dem allgemein Untergange retteten, von diesen Verschiedenen verschiedene Sprachbildungen vorgenommen worden seyen. Die Verwandtschaft aller Sprachen ist demnach antediluvianisch, die Verwandtschaft der zu den von den verschiedenen Sprachbildnern gebildeten Sprachen gehörenden Sprachen postdiluvianisch.

3) In so fern halte ich es für nicht ganz passend, daß man das Tsinische mit seinen Schwestern, welches wohl sehr wenig an seiner Ursprache geändert, auch zu einem besondern Geschlechte mitzählt, wie es Rask unter dem Serischen Geschlechte zusammenfaßt. Sie sind vielmehr die Mutter (Urmutter) aller Sprachen, die andern Geschlechtern über-, aber nicht nebenzuordnen ist.

Nr. XIX. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 21. May 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 41.

Inhalt.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Teutschen von Franz Bapp. Erste Abtheilung, enthaltend die Lautlehre, Wurzel-Vergleichung nnd Casus-Bildung. Berlin in der Druckerei der Königl. Akademie der Wissenschaft 1833. in 4. pp. XVIII. und 288.

Zweyter Artikel.

(Schluß.)

So die Ursprache und ihr am Nächsten die Tfinische. Ganz anders gestaltete sich aber in d. r Folge das Gewand der Sprache oder die Sprache selbst. Es verliert, wie wir sahen, der Mensch das Gefühl oder vielmehr es erkaltet dasselbe für das mit dem heißesten Gefühle von seinen Urahnen Geschaffene; ihm kommt es halb todt vor, indem er selbst, nach seinem jetzigen Standpuncte, jenem Rapporte entrückt ist. Nun verlangt aber das noch übriggebliebene Gefühl, da die Sprache ihm nicht paßt, daß er eine neue hervorbringe; doch unbewußt, nur gefühlig weiß er auch, wie wenig er zur Schaffung einer neuen Sprache geeiguet sey und er bemüht sich nach seinen jetzigen Sprach- und Lebens-Ansichten die alte überkommene Ahneuspeache anzupassen. Was früher als Ein Begriff auf das geistige Auge wirkte, wied jetzt zerlegt in seine Merkmale, also kleinere Begriffe, und aus diesen setzt er nun seinen größern Begriff zusammen. Kurz es tritt, wie im sonstigen Leben der Mensch an die Stelle des von Geburt im göttlichen Gefühl Erhaltenen, das er verloren hat, den scheidenden, suchenden Verstand treten läßt, in seinen Erfindungen und dergleichen und sich hiemit Statt jenes Göttlicheren begnügen muß, an die Stelle einer wahren, Gefühls Sprache mehr eine Verstandes (kalte) Sprache, wie sie nicht anders mit dem Apfel gefallenen Menschen verträglich war. Das war nun der Ursprung der Mehrsylbigkeit in den Sprachen, wo denn jeder Einzeln-Begriff (jedes Merkmal) einzeln ausgedrückt wurde. Vergl. fides (Wort gebe, Ton gebe) Treue und Saite; sinister (Werkzeug des Herzens) die Linke; cerebrum (Schaffungsträger) Gehirn u. v. v. a. Auf gleiche Weise mußte sich im Reden selbst eine Umgestaltung zeigen; der innere, nähere Zusammenhang (der Rapport, wie wir es oben nannten) hat aufgehört natürlich zu seyn, derselbe liegt deßhalb nicht mehr in dem Ausdrucke des Begriffes selbst, muß demnach, wo er gedacht wird im Gegensatz des frühern nothwendigen Gefühltwerdens, als Beweis dieses Gedachtseyns besonders bezeichnet werden. Denn jetzt kann der Geist sich die Gegenstände auch ohne diesen geistigen Zusammenhang denken (?), und eben dadurch bezeugt er seine tiefe Gesunkenheit demjenigen, der wenigstens noch zu ahnen vermag die goldne früheste Zeit des Eins Lebens der Menschen mit Gott und der Natur wiederum mit dem Menschen, als ihrem wahren Gotte.

Es versteht sich von selbst, daß bey dieser neuen Auflage der Sprache dieselbe an ihrer Natürlichkeit nur verlieren kann und deßhalb nur dem sie so neu Bildenden oder Sprechenden natürlicher (ein sehr relatives nach dem Indioiduum sich richtendes Wort) als die der Ahnen vorkommt, weil dieser Sprechende selbst an Natürlichkeit abgenommen hat. Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß der Neusprachbildner bey seiner

Bildung so verfahren wird, daß er die von ihm am Innigsten verbunden gedachten Merkmale in Einen Begeiff auch inniger durchs Wort zu verbinden sich angelegen seyn lassen wird, als diejenigen, welche ihm jetzt weiter oder mehr zerlegt erscheinen; welche letzteren (Gesammt-) Begriffe er auch mehr nebeneinander stellt; eben so wird es gehen bey der Ausdrückung der Relationen, ja bey ihnen wird meistentheils die Vereinigung eine noch innigere seyn, weil eine immer mahnende Stimme dazu gleichsam auffordert und dann auch das Erkennen des häufigen Vorkommens eines solchen Falles dazu anmahnt, so daß man eine solche Vereinigung wahrhaft eigentlich eine Herauswachsung des Rapportbegriffs aus dem Hauptbegriffe nennen kann, in sofern der Begriff für diese Relation und wiederum der besondere Begriff nicht eigentlich mit dem zusammensetzenden Verstande vereint werden, vielmehr von dem noch gebliebenen Gefühle mehr gefühlt, diesem ihre innige Verbundenheit verdanken, so daß solche mehr einer nothwendigen Einheit gleich sieht, denn einer sich so zusammengefundenen Zwey- oder Dreyheit. In dieser Beziehung nun verdient ein solches Verfahren, das also mehr dem Gefühle als dem Verstande angehört, nach dem neuern Standpuncte gewiß, vielmehr ein Organismus der Sprache als ein Mechanismus derselben genannt zu werden.

Bey einer solchen Sprachen-Neubildung muß es natürlich erscheinen, daß dieselbe in ihrem Hauptcharacter, gleich dem Werden der ersten Sprache nicht so sehr zeitraumig, vielmehr als schon vollständig im Innern vorhanden, gedacht werden muß. Wollte man einem bestimmten Zeitraume dasselbe zuschreiben, so vergäße man, daß alsdann die überall vorherrschende Einheit mit dieser Annahme unverträglich wäre.

Auf der andern Seite dürfen und müssen wir auf den verschiedenen Puncten der postdiluvianischen Erde verschiedenartige Bildungen der Sprache annehmen, welche sich nach dem jedesmaligen Geiste der neuen Anfangspuncte im Vergleich zu dem Uranfangspuncte (Adam) richten. Je näher jener Geist diesem steht, desto ähnlicher demselben die neugebildete Zunge, und umgekehrt.

Zur nähern Anschaulichkeit wollen wir hier zwey Sprachen, welche auf diesem neuen Felde [4]) sich etwa extrem gegeneinander überstehen würden, ihrem etwanigen Character nach betrachten.

Die Ursprache kannte das in sich aufs Feinste ausgebildete System der Nüancirung der Begriffsseelen d. h. der Vocale; diese muß in einer ihr nähern Sprache in dem Theile noch besonders erhalten bleiben, wo sich nach dem Zerlegen des Begriffs in seine Merkmale diese nüancierende Geistigkeit, die kaum in einen abgegrenzten Körper treten kann, noch nach dem Gefühle ausdrücken läßt. In der andern ihr extremirenden Sprache wird diese Seite auch schon der andern (zusammenfügenden) Weise des Ausdruckes anheimgefallen seyn.

In einer der Ursprache näheren Zunge werden nun die Ausdrücke der Einzeln-Begriffe (Merkmale) auf gleiche Weise wie in jener die Haupt- (Gesammt-) Begriffe behandelt werden, d. h. sie treten alle deutlich hervor. In dem Extrem dieser neuen Sprache geht selbst diese Deutlichkeit dieser Begriffe verloren und es treten die zusammengefügten Einzeln-Begriffe wieder möglichst zu einem Einzigen verzogen zusammen; so daß die Sprache freilich dem Urartigen äußerlich näher, aber innerlich den Gefühlen nach ferner steht.

Relations-Ausdrücke werden, wo sie nothwendig erscheinen (und dieses wird in einer urähnlichern Sprache natürlich seltner seyn); mehr heraustretend seyn gleich den Begriffsausdrücken; eine der Ursprache entferntere wird gleicherweise wie bey den Begriffen vereinigender zu Werke gehen; aber auch hier muß äußerlich ein größerer Organismus auf Kosten des Natürlicheren erscheinen.

Dieses sind in Kurzem die Unterscheidungsmomente zweyer Sprachen, welche extremartig auf der neuen Bahn verfahren sind, und welche eben in ihrer Extremheit ein gleichmäßiges Gesetz durch und durch vorwalten lassen.

Um nun zur Wirklichkeit nach diesem Allgemeingesagten überzugehen, so finden sich auf diesem neuen Sprachfelde, welches in seiner Nüancirung fast ins Unendliche geht, als besondere Extreme vorzüglich anzuführen der Semitische Sprachstamm, als der Ursprache am nächsten stehend, und auf der andern Seite als dieses Stammes Extrem der sogenannte Indo-Germanische Sprachstamm. Diese beyden Stämme sind unsrer Meynung vollkommen die beyden Repräsentanten der äußersten Seite der postdiluvianischen Sprachen. [5]) In wie fern das oben von ihnen Gesagte sich vorfinde, wollen wir nun in Kürze sehen.

Die eigentlichen Begriffsträger, welche man die Wurzeln zu nennen pflegt, sind im Semitischen fast überall in ihrer Merkmalzusammenfügung, auch äußerlich so da, daß jeder derselben außer durch andere äußere Bedingnisse bewogen, deutlich als Sylbe hervortritt oder wenigstens als besonders Auszusprechendes; zwischen diesen Hauptbegriffträgern als Körpern (Consonanten)

4) Wir sagen mit Vorsatz auf diesem neuen Felde und meynen nicht etwa eine solche Sprache, welche auf halbem Wege von der Ursprache stehen geblieben. In beyden muß das Ein- und Ausdruckssystem möglichst verschwunden und das Merkmal-Ausdrucksystem zum Character geworden seyn.

5) Warum wir das Tsinische nicht dazu rechnen können, sieh oben S. 322.

spielt zur Nüancirung der geistigere Theil der Sprache, die Vocale, und diese drücken dann die verschiedensten Nüancen aus; ja oft ist es der Fall, daß dem Uuartigen gemäß die bloße Wurzel (natürlich mit den ihr passenden Vocalen) ohne weitere Relationsanfügung etwas zu Bezeichnendes ausdrückt z. B. die dritte Person sing. praet., viele Nomina u. a. — Im Indo-Germanischen sehen wir dagegen auf diese Weise das höhere geistige Leben der Vocale ersterben, es bildet sich eine bestimmtere (abstracte) Form als feste Wurzel, und indem der Neusprachbildner diese in seinem Gefühle festhielt und die auszudrückende Relation ebenfalls, ließ er beständig diese jenem gemäß an jene treten, doch so innig, daß das Mechanische mehr einem Organischem gleicht und in mancher Beziehung auch so zu nennen ist. Die Nüancen müssen bey einer solchen Gestaltung überall ausgedrückt worden, treten aber auch gleich dem Streben, das bey den Wurzeln sichtbar ist, ganz fest, wie zu Einem zusammen.

So erbildete sich im Semitischen, indem zugleich eine Zweysylbigkeit vorherrschend ward, das mehrsylbige Wurzelsystem, während im Indischen die Einsylbigkeit vorherrschend ist. Bei den Nominibus und Verbis ist in diesem natürlich wegen des innern Gefühlverlustes eine weitläuftigere Ausgebildetheit, während in jenem Stamme ein äußerlich Nichtvorhandenseyn das innere noch vorhandene Gefühl verräth, und kein Mangel etwa daran zu erkennen ist. Wo dagegen im Semitischen Relationsbeziehungen nöthig erscheinen, finden sie sich zum Theil mehr erkenntlich, obgleich gerade in dem Verbalsystem eine gleiche Organität ersichtbar ist, wie in dem Indogermanischen Sprachstamme. Das ist demnach das Unterscheidende der beyden genannten Sprachstämme (Geschlechter), das ist ihr bedeutender Unterschied in den Wurzeln, über welche sich Bopp in unserm Werke wahrhaft in Anerkennung des Begriffs der Wurzel folgender Maaßenausspricht: (Seite 107 fgd.)

„Die Vocale gehören im Semitischen im strengsten Gegensatze zu den Sanskritischen Sprachen, nicht der Wurzel, sondern der Grammatischen Bewegung, den Nebenbegriffen und dem Mechanismus des Wortbaues an; durch sie unterscheidet sich z. B. im Arabischen katala er tödete, von kutila er wurde getödtet und im Hebräischen kôtêl tödtend von kâtûl getödtet. Eine Semitische Wurzel ist unaussprechbar, weil man, indem man ihr Vocale giebt, sich schon zu einer speziellen grammatischen Form hinneigt und nicht bloßes Eigenthum der über alle Grammatik erhabenen Wurzel hat. Im Sanskritischen Sprachstamme aber, wenn man seinen ältesten Zustand in den am Reinsten erhaltenen Sprachen zu Rathe zieht, erscheint die Wurzel als ein fest unveränderlicher geschlossener Kern, der sich mit fremden Silben umgibt, deren Ursprung wir erforschen müssen und deren Bestimmung es ist, die grammatischen Nebenbegriffe auszudrücken, welche die Wurzel an sich selber nicht ausdrücken kann. Der Vocal gehört hier mit dem oder den Consonanten und zuweilen ohne irgend einen Consonanten, der Grundbedeutung an; er kann höchstens verlängert, oder durch Guna oder Wriddhi, gesteigert werden; und diese Verlängerung oder Steigerung und später die Erhaltung eines ursprünglichen a gegenüber seiner Schwächung zu i oder Umwandlung in u gehört nicht zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse, die klarer angedeutet seyn wollen, sondern wie ich glaube beweisen zu können, nur der Mechanik, der Symmetrie des Formenbaues an.“

So die Aeußerung des tiefen Sprachgelehrten, der wir in so fern, wie aus Obigem zu ersehen, ganz beystimmen; nur glauben wir doch in so weit von ihm abzuweichen, als derselbe in dem sogenannten Organismus des Indischen Sprachstammes das Höchste, Vollkommenste erblickt, welches im Semitischen erst im Werden begriffen sey. Wir hingegen haben, wie es in solcher Kürze möglich ist, bewiesen, daß dieser sogenannte Organismus ein Zeichen des Verfalls, des Verlorengehens des innern Gefühls ist, wie es bey der Schaffung der ersten Sprache sich vorfand; daß aber dies Gefühl der Sprache im Semitischen zwar weniger als im Tsinischen, aber doch mehr als im Sanskritischen vorhanden sey, aber eben deßhalb jetzt von den Menschen vermißt wird und auch erklärlich vermißt werden muß, weil sie ja selbst das Gefühl verloren haben, und dann freilich ist der Indogermanische Sprachstamm in seiner äußern Bezeichnung des für das Gefühl Verlorengegangenen das non plus ultra.

Diese Meinungsverschiedenheit des Herrn B. und von uns beruht rein auf die verschiedene Annahme über den Fortgang der Sprachen; B. scheint anzunehmen, die Sprachen haben sich von ihrer Werdung an vervollkommnet und ihre höchste Stufe in dem von ihm behandelten Stamme erreicht; wir dagegen finden und nehmen überall ein Gesunkenseyn und in dem Neuen einen Behelf für das Verlorene an. Es geht hiermit so wie mit der verschiedenen und zum Theil entgegengesetzten Meynung über den Bildungsgang der Menschen von Adam an: wo Einige in der Erfindung der verschiedensten Art einen Fortschritt erblicken, Andere dagegen nur ein Haschen eines einzelnen Punctes zum Ersatz desjenigen, was die Menschen sonst in ihrem Gefühl, dem Innern als Eigenthum ins Gesammt bewahrten.

Wir wollen hier nicht näher untersuchen, ob in den einzelnen Sprachen der beyden genannten Extreme der aus dem Uralten sich erbildeten Sprachen etwa wieder ein Auseinander entstandenseyn angenommen werden müsse, so daß also z. B. der Indische Sprachstamm dem Umstande seinen Ursprung verdanke, daß der Semitische in einem Theile der Menschheit [6]) dem damaligen Gefühle nicht

6) Man vergleiche hier z. B. die sogenannten Romanischen Sprachen, welche aus dem Indogermanischen Stamme

mehr entsprochen und hierauf ihrem Zustande gemäß sich umgebildet habe: eben so wenig wollen wir zu erweisen suchen, daß das Indische sich gleich aus dem Anfänglichen bildete. Jedenfalls ist aber anzunehmen, daß bey der Bildung einer jeden ein verschiedener Grad des früheren Gefühls, so wie des Verstandes sich vorfand. Eben so ist es unverweeslich, daß eben diese nachher zu Stämmen gewordenen Sprachen sich mit der Zeit doch wieder in ihren Einzelnsprachen verschiedenten, manche dem ältern treuer blieben, manche sich von ihm mehr entfernten.

Die Send-Sprache gehört nun der Behandlung ihrer Wurzeln nach, dem Verhältnisse der Consonanten und Vocale, so wie deren Charactee gemäß, ganz und gar zu dem sogenannten Indo-Germanischen Sprachstamme; eben dasselbe auch nach dem Ausdruck der verschiedensten Relationen. Jedoch ist es auf der andern Seite nicht zu verkennen, wie eben diese Sprache noch mehr vocalt, als sonst eine eben so organische Schwester, daß sie demnach nicht so ineinander zwängt. Gleicher Weise finden wir zur Ausdrückung des Seyns, wie desjenigen, der ist, und bey andern verwandten Anlässen einen Consonanten vorherrschend, welcher sich für dieselben Begriffe in dem dem uralten nähern Stamme erhalten hat. Ich will hier das oben schon erwähnten h für das sonst in den meisten Schwestern nur vorkommende s berührt wissen[7]) — dieses nebst dem noch nicht so eingerissenen Systeme des Zusammenzwängens wie die natürliche Schreibung von der Rechten zur Linken, ist es vorzüglich, das mich in Bezug auf Sprache in dem Send eine ältere Epoche erkennen lessen will, als z. B. in dem Sanskrit.

Möge dieses daher als ein positiver Beytrag zur endlichen Entscheidung über den Altersstandpunct des Send und Sanskrit betrachtet werden.

Nachdem nun B. in diesem zweiten Theile seiner ersten Abtheilung im Allgemeinen über die Wurzeln gesprochen und auf diese Weise denen des Indischen Stammes ihren Platz genau angewiesen, d. h. ihren Charakter gegen die andern Stämme aufgestellt hat, geht er, wie es Recht ist, zu den Behandlungen der Wurzeln über, wie sie in seinem Stamme vorkommen und spricht demnächst zuerst von der Behandlung bey einem Zeitwort und dann bey einem Nomen. Dabey aber ist natürlich nicht von einem Conjugiren oder Decliniren u. dergl. die Rede; das beträfe die Wurzel an sich nicht; sondern es werden die Weisen besprochen, auf welche die Wurzeln in dergleichen Fällen selbst behandelt werden. Deßhalb konnte auch der Sinn einer solchen Behandlungsweise der Wurzeln noch nicht berührt werden, welches erst bey den einzelnen Fällen geschehen kann, wo solche Aenderungen vorkommen.

Hienach also erfahren wir die Veränderungsweise der Wurzeln bey den von Bopp angenommenen zehn Arten von Zeitwörtern; zugleich werden diese im Sanskrit (und zum Theil auch im Send belegt) vorgefundenen Arten im Griechischen, Lateinischen und andern Sprachen als auch vorkommend nachgewiesen, wo wir denn einmal diese Zusammenstellung vollkommen erhalten haben, nach dem neuesten Standpuncte des Verfassers und wahrhaft überraschende Resultate erfahren.

Bey der Besprechung des Benehmens der Wurzeln

---

großentheils sich neu gebildet, aber dennoch ein ganz neues Gepräge und zwar gerade ihrem innern Leben gemäßes besitzen; sie verfuhren mit den Relations- u. dgl. Bestimmungen in ihrem Nichtmehrerkennen noch schlimmer, als (wenn wir den Indischen Stamm aus dem Semitischen entstehen lassen wollten) der Indische Sprachbildner mit den Einzelnmerkmalen zu dem Begriff: jene werfen sie meist ganz weg, diese zwängen sich in ihrem Nichterkennen nur zusammen. Es ist auch hier die eigene Bemerkung zu machen, wie durch ein solches Untergehen die äußere Gestalt dem Urartigen immer ähnlicher wird, während der Geist desselben immer mehr austaucht.

7) Es ist eine allgemein zu machende Bemerkung, daß je weiter die Sprachen von ihrem Urartigen oder Anfangspuncte stehen, um so mehr alles Einzelne in ihnen erstarrt; daß unter andern die Zulassung von Buchstaben (seyen es Consonanten oder Vocale) in irgend einer Verbindung im Worte selbst (sylbig oder nebeneinander) oder von zwey Wörtern immer weitern Raum erhält und endlich die verschiedenartigsten sich feindseligsten Buchstaben friedlich neben einanderstehen, sie mögen noch so rauh, barbarisch klingen. Wir sehen im Indogermanischen Stamme unter andern diese große Feinheit, welche uns in den Grammatiken unter eufonischen Regeln aufgeführt wird, während in den meisten heutigen Stammschwestern (Stiefschwestern) die größte Mißtönigkeit erlaubt ist. Wie dieses nun der Fall, so wurden auch nach und nach die lebevolleren Consonanten, zu denen doch gewiß das h zu rechnen ist (wie im Hebräischen Alef, Ain und andere) zu todteren; so finden wir das h sich zu k ganz versteinen, während es in andern Sprachen sich nur zu dem halbvocaligen s gestaltete. Ohnehin waren schon wegen der innigern Verbindung, des Einsseyns der Vocale und Consonanten (daher im Indischen noch der Ueberrest, daß in jedem Consonanten das a zugleich ausgedrückt ist und im Semitischen die Vocale nur noch nebensachig über und unter angedeutet werden) in den frühesten Sprachen, die Consonanten noch nicht so sehr verstarrt, so daß es erklärlich ist, wenn man oben angegebene Verschiedenheiten von h, s, k findet. — In dieser Hinsicht finden wir im Send öfters größere Geschmeidigkeit d. h. noch nicht so große Erstarrung, die uns denn auch in obiger Behauptung unterstützt. Es sey uns hier erlaubt zu bemerken, daß nur durch Vermittlung der Verwandschaft des h und s das häufige Vorkommen des h für s in verschiedenen Schwestern desselben Stammes richtig aufzufassen und zu erklären ist.

beym Nomen wird uns im Ganzen wenig gesagt und hoffen wir bey den Pronominibus noch etwas Näheres in der Erklärung angegeben zu finden, wie es uns auch versprochen wird. —

Hier wird es an seiner Stelle seyn, zu bemerken, wie wir nach einer besondern Ansicht des Verfassers, mit der wir ganz einverstanden sind, vielleicht eine andere (bessere?) Reihenfolge der Behandlungen hätten erwarten können. Es heißt nemlich Seite 129 fgd. „Die Nomina beabsichtigen Personen oder Sachen darzustellen, an welchen das, was die abstracte Wurzel ausdrückt, haftet; und am Naturgemäßesten hat man daher in den Wortbildungs-Elementen Pronomina zu erwarten, als Träger der Eigenschaften, Handlungen, Zustände, welche die Wurzel in abstracto ausdrückt. Auch zeigt sich in der That, wie wir dieß in dem Kapitel von den Pronominen entwickeln werden, eine vollkommene Identität zwischen den wichtigsten Worbildungs-Elementen und manchen Pronominal-Stämmen, die noch im isolirten Zustande declinirt werden.“

Bey dieser (nothwendigen) Anerkenntniß der Rollen der Pronomina, so wie Anerkennung des Alterthums in ihrer Form (wie es in den folgenden Zeilen beym V. geschieht) und der Einfachheit einiger derselben hätte es uns sehr passend, sogar zur Uebersicht und leichtern Einsicht nothwendig geschienen; wenn nun im Folgenden zuerst das Reich der Pronomina abgehandelt wäre, in so ferne sie ja ganz einfach in ihrem Aeußern zum Theil sind. Nach Abhandlung der einzelnen Pronominal-Stämme hätten wir die Abtheilung folgender Maaßen getroffen: Also

I. Pronomina in ihren einzelnen Stämmen.
II. Pronomina in ihrer Zusammenfügung [8])
   1) mit sich selbst (verschiedene Pronomina nach ihrer Relation)
   2) mit andern Wörtern
      a) zur Bildung von Substantiven und Adjectiven
         α) in ihrer Unbezüglichkeit
         β) in ihrer Bezüglichkeit (Declination);
      b) zur Bildung von Verben
         α) in ihrer weitern Bezüglichkeit und zwar in der Wurzel.
         β) in ihrer nähern Bezüglichkeit (Conjugation).

Auf diese Weise wären erstlich die Nomina und Verba an sich, wie in ihrer Bezüglichkeit (Declination und Conjugation) klarer geworden und zugleich würde dem Leser der eigentliche Begriff der Pronomina nicht mehr so beschränkt bleiben, wie er es den meisten heutigen Philologen noch ist. Obendrein hätte Jeder an sich eine nähere Einsicht in die Bildung der Wurzel als Wurzel gewonnen, indem durch eine solche Behandlungsweise der weitbegriffige Umfang der einzelnen Pronomina hervorleuchtete, da oft ein gleicher Sinn durch eben denselben Stamm im Verbum und Nomen ausgedrückt wird. Man hätte auch vielleicht hiedurch praktisch den Unterschied der Consonanten und Vocale erkannt, wie diese theils bey gleichen Consonanten den Begriff dieser modificiren und dann einige eine Weichheit, Seele an sich ausdrücken.

8) Da der Grammatiker Alles analytisch betrachtet, so ist dieser Ausdruck gewiß gerechtfertigt.

Wir beschränken uns hier jedoch nur auf die Angabe einer solchen Behandlung, ohne sie selbst etwa praktisch mit einigen Fingerzeigen zu geben; es würden die Grenzen des Raumes überschritten.

Emil Rautenbach.

Darstellung des Nutzens und Schadens aller europäischen Insekten, nebst Angabe, wie die Verminderung und Ausrottung der lästigen und schädlichen Arten möglich sey, so wie mehrerer merkwürdigen Eigenschaften derselben, welche zum Theil zur Aufklärung und Verdrängung vielen Aberglaubens und unrichtiger Begriffe dienen, wie auch einer Anweisung Insekten zu sammeln, aufzubewahren und zu versenden, und einem systematischen Verzeichnisse aller Geschlechter der in Europa vorkommenden Insekten von C. E. Hofmann. München, 1834. In Commission der Hermannschen Kunsthandlung.

In wenigen Bogen hat der Verfasser viele praktische Kenntnisse niedergelegt und jungen Freunden der Entomologie ein eben so nützliches als angenehm zu lesendes Buch in die Hände gegeben, wofür ihm gewiß jeder Dank wissen wird. Das Werkchen zerfällt in drey Theile (jeder derselben ist von dem andern unabhängig und wird einzeln abgegeben). In dem ersten, der die Aufschrift: Darstellung des Nutzens und Schadens aller europäischen Insekten ꝛc. führt, gibt der Verfasser eine gedrängte Uebersicht der Systeme, und würdigt die Verdienste ihrer Stifter. Der Erklärung, die hier gegeben ist, daß man unter Fauna die Gesammtheit aller in einem bestimmten Distrikte vorhandenen Insekten verstehe, möchte Referent nicht beystimmen. Dann

handelt der Verf. von dem Entstehen, der Lebensweise, dem Aufenthalte, dem Nutzen und Schaden der Insekten. Er theilt sie in neun Klassen und diese in 48 Familien.

Um diese Eintheilung richtig beurtheilen zu können, muß man den Standpunkt, den sich der Verfasser wählte, wohl im Auge haben. Dieser ist ein doppelter: erstens nahm derselbe bey der Klassifikation und Beschreibung der Insekten vorzüglich auf ihren Nutzen und Schaden Rücksicht. Dadurch mußte er nothwendig ihren Aufenthalt und ihre Lebensweise in Betracht ziehen, und so kam es, daß er z. B. die Hister bey den Areuchen, Copris und Aphodien anführt, abweichend von dem Latreill'schen Systeme, das er als dritte Abtheilung des Buches mittheilt. Zweytens sollte jene Beschreibung zugleich den Insekten-Sammlungen, die er für Schulen anfertigt, anpassen; und hier scheinen ihn räumliche Verhältnisse zu mancher Abweichung bestimmt zu haben, da er den Apteren und Lepidopteren eine ganz andere Stelle anweiset, als sie im Systeme einnehmen. Vielleicht ließe sich die Eintheilung des Verfassers künftig dem Latreill'schen Systeme näher rücken, was für den, der sich wissenschaftlich nach jenen Sammlungen bilden wollte, sehr nützlich und erwünscht wäre.

Referent hätte auch gewünscht, daß die Lepidopteren (für welche junge Entomologen so viel Interesse zeigen) und besonders die Papiliones ausführlicher behandelt worden wären. Die Papiliones crataegi, brassicae und napae sind die einzigen hier angeführten. Die Genera Pontia, Limenitis, Hipparchia, Lycaena, Doritis wären doch gewiß einer Erwähnung werth gewesen; der Verfasser wollte sie wahrscheinlich nicht nennen, weil über ihren Nutzen und Schaden sich nichts Besonderes sagen läßt.

Sehr angenehm und belehrend liest sich der zweyte Theil des Werkchens. Es zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste behandelt das Einsammeln der Insekten. Von dem Erwachen des Frühlings bis zu der Zeit, wo die Natur im Schneegewande ruht, ist uns der Verfasser ein treuer Begleiter durch Wälder und Fluren. Er zeigt uns die Fundorte, die Art des Fanges, sowohl im Allgemeinen als im Speciellen. In der zweyten Abtheilung: Tödtung, Aufbewahrung, Ordnen und Conservirung finden wir nicht minder Belehrung als in der vorigen. Bey dem Tödten der Insekten schlägt der Verfasser entweder den Weingeist oder die Dämpfe vor. Bey dem Aufbewahren, Ordnen und Conserviren entwickelt der Verfasser das Verfahren beym Aufspannen, Aufweichen der bereits trocken gewordenen Insekten; ferner behandelt er das Ausblasen und Ausspritzen der Puppen, Nymphen und Raupen. Referent hätte gewünscht, daß rücksichtlich dieses Verfahrens sich der Verfasser etwas weitläufiger ausgesprochen hätte, da solche ausgeblasene Raupen und Puppen eine Sammlung um vieles verschönern und das Studium fördern. Schließlich gibt der Verfasser noch Mittel an, wie die Feinde der Insekten-Sammlungen können abgehalten und vertilgt werden; auch zeigt er das Verfahren an, das man bey Versendungen anwenden müsse.

Der dritte Theil enthält ein systematisches Verzeichniß aller Klassen und Gattungen der Insekten. Die Spezies anzuführen hat der Verf. wohl aus dem Grunde unterlassen, weil dadurch das Volumen des Buches zu sehr angewachsen und der Preis erhöht worden wäre. Die Haupteintheilung ist nach Latreille, mit Ausnahme der Lepidopteren und Dipteren. Erstere sind nach Ochsenheimer und Treitschke, letztere nach Meigen, aus dem Grunde, weil jene Männer sich ausschließend mit jenen Klassen beschäftigten.

Sehr geeignet ist es, daß den früheren Grundnamen großentheils die jetzt üblichen beygefügt sind z. B. der Leistus des Fröhlich ist nun der Progonophorus des Latreille. Es wäre zu wünschen, daß dieß durchgehends geschehen wäre.

Ungern bemerkt man Verstöße gegen Orthographie so wie eine Unzahl sinnstörender Druckfehler. Referent glaubt mit vollem Rechte dieses Werkchen empfehlen zu dürfen. Der Vortrag ist populär, was bey einem solchen Buche vorzüglich zu berücksichtigen ist; er ist fern von jenem gelehrten Dunkel, hinter welches Schriftsteller dieses Faches so gerne ihre Kenntnisse zu verstecken bemüht sind. Man erkennt überall den praktischen Naturforscher, der mit Erfahrungen ausgestattet, die Gabe der Mittheilung besitzt. Durch die Anleitung zur Auffindung der Wohnplätze, der Handgriffe bey der Einsammlung und Conserviren ist der junge Entomolog in den Stand gesetzt in kürzester Zeit mit geringen Kosten eine eben so belehrende als schöne und reichhaltige Insekten-Sammlung sich zu verschaffen.

v. H.

Handbuch der Bibliothek-Wissenschaft, besonders zum Gebrauche der Nichtbibliothekare, welche ihre Privat-Büchersammlungen selbst einrichten wollen. Auch als Leitfaden zu Vorlesungen über die Bibliothek-Wissenschaft zu gebrauchen. Von Martin Schrettinger, königl. bayer. Hofkaplan und Unterbibliothekar an der königl. Hof- und Staatsbibliothek. Wien, 1834. In der F. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, gr. 8. VI. u. 187. S.

Schon im Jahre 1808 bereicherte der Verfasser die Bibliothekwissenschaft durch sein durch Zweckmäßigkeit,

Originalität und Gemeinnützigkeit ausgezeichnetes Werk: „Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft oder Anleitung zur vollkommenen Geschäftsführung eines Bibliothekars. München. J. Lindauersche Buchhandlung," — und obgleich schon damals eine große Anzahl älterer und neuerer Werke, reich an den schätzbarsten Belehrungen für Bibliothekare, vorhanden war, so gab doch erst der Verfasser der Kenntniß der Ordnung und Erhaltung einer Bibliothek eine feste wissenschaftliche Basis und brach mit diesem Werke nicht nur für die Bibliothekwissenschaft eine neue Bahn, sondern seine Einrichtungsvorschläge bewiesen sich auch schnell als die zweckmäßigsten und practischsten und als solche, die jedes Hinderniß leicht, verständig und vollkommen beseitigten.

Während in den meisten Schriften seiner Vorgänger größtentheils nur Klugheitsregeln für den Ankauf gegeben waren, beschäftigte der Verfasser sich zuerst mit einer allen Anforderungen entsprechenden systematischen Einrichtung der Bibliotheken. Bücherkenntniß ist allerdings ein wesentlicher Theil der Bibliothekwissenschaft, allein im strengen Sinne liegt sie nichts destoweniger außerhalb der Idee derselben, denn das Amt eines Bibliothekar's setzt umfassende Litteraturkenntniß, also Bücherkunde voraus und die bibliographischen Werke eines Denis, Scheelhorn, Ebert, Brunet, Querard, Lowndes, Salva, Melzi, Gamba u. a. m. sind so reich an literarischen Belehrungen, daß auch ein minder kenntnißreicher Bibliothekar nicht leicht in Verlegenheit über Ankauf und Ergänzung gerathen kann; aber wenn derselbe auch Bücher zu sammeln versteht, so ist ihm darum noch nicht die Kenntniß eigen, dieselben zweckmäßig aufzustellen und eine brauchbare Bibliothek zu bilden.

Für diese Kenntniß nun ist des Verfassers: „Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothekwissenschaft" das Unterrichtendste, das wir besitzen, und die bis ins kleinste Detail gehende Umständlichkeit im Vortrage scheinet uns ein wesentliches Verdienst den Lehrbüchern dieser Art zu seyn. Das Werk hat sich sichtbar Deutlichkeit und Gründlichkeit zum Hauptgesetz gemacht und enthält die Ausbeute einer zwanzigjährigen Erfahrung. Es ist nach kritisch — synthetischer Methode abgefaßt, und führt den Leser Schritt für Schritt auf dem nämlichen Wege, auf welchem der Verfasser über alle bisher gewöhnlichen Bibliothek-Einrichtungsmethoden hinweg zur Entdeckung seines einfachen, allen gerechten und billigen Anforderungen entsprechenden Systems selbst gelangte. Der erste Theil giebt den Begriff einer Bibliothek und Bibliothekwissenschaft und die daraus unmittelbar hervorgehenden Folgerungen, untersucht sehr geistreich, welche literarische Bedürfnisse eine Bibliothek zu befriedigen im Stande sind, weist die nothwendigen allgemeinen Mittel zu dieser Befriedigung nach, stellt umfaßende Maßregeln für Sicherheit und Ordnung auf, beleuchtet die Bedingungen für die Möglichkeit alles Ordnens sowohl in Beziehung auf Bücher, als Titelcopien, beantwortet die Fragen: Wie sollen Bücher in Anbetracht der Verschiedenheit ihres Formats, wie sollen Handschriften, Inkunabeln, seltene Werke und Prachtausgaben u. s. w. aufgestellt werden? weist die Unausführbarkeit rein-systematischer Aufstellung nach und giebt endlich die zweckmäßigste Methode für die Aufstellung selbst.

Diesen Belehrungen schließen sich Vorschriften für die Erhaltung der hergestellten Ordnung an, denen die Hülfsmittel hiefür, Bücherbezeichnungen, Nummerurepertorien — ꝛc. folgen und endlich giebt der letzte Abschnitt des ersten Theiles noch die Anleitung, eine nach einem fehlerhaften Plane eingerichtete Bibliothek nach des Verfassers Methode leicht umzugestalten und mehrere Bibliotheken in Eine zu verwandeln.

Der zweyte um 18 Jahre später erschienene Theil dieses Werkes liefert zuerst Zusätze und Berichtigungen zum ersten Bande, weist nach, warum systematische Kataloge ihrem Zweck nicht ensprechen, handelt ausführlich über die Abfassung der weit zweckmäßigeren Special-Cataloge, geht sodann in eine höchst interessante Erörterung über die so äußerst gemeinnützigen Real-Kataloge ein, reiht an diese Ordnung und Behandlung sogenannter Bibliothekschätze und schließt das Werk mit Vorschriften und Reglements für die Erhaltung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken. Form und Geist der Real- und Special-Cataloge machen beygefügte Muster-Blätter anschaulich.

Aus diesem inhaltreichen Werke ging nun des Verfassers Eingangs erwähntes Handbuch der Bibliothekwissenschaft hervor, welches durch eine seit dem Erscheinen des zweyten Theiles obigen Lehrbuches (1828) neuerdings geschöpfte 6jährige Erfahrung bereichert, und durch eine einfachere Darstellung der Methode des Verfassers bequemer, für Jedermann benützbar und minder kostspielig, mithin noch gemeinnütziger wurde. Es biethet nicht nur angehenden Bibliothekbeamten, und solchen, die sich für diesen Beruf bilden wollen, sondern auch Besitzern von Privat-Bibliotheken reichhaltige Belehrung dar und giebt einen sichern Leitfaden, dem der Leser ohne besonderes Studium bey Einrichtung seiner Bibliothek Schritt für Schritt zu folgen vermag.

Dem Verfasser gebührt das Verdienst, einem bisher nur wenig gekannten und eben so wenig gewürdigten Zweig der Literatur zur selbstständigen Wissenschaft erhoben und demselben einen ehrenvollen Rang im Gebiethe des Wissens errungen zu haben. Daß der Verfasser dem Vaterlande angehört, und daß er in seiner

Stellung als Unterbibliothekar an der kön. Hof- und Staatsbibliothek, einer Sammlung von Büchern, deren Zahl 600,000 Bände übersteigt, und deren Einrichtung und Ordnung größtentheils ihm verdankt wird, bey obgleich vorgerückten Jahren noch immer die ersprießlichsten Dienste leistet, und daß endlich diese Einrichtung von den größten Bibliothekaren unserer Zeit als musterhaft anerkannt wird, giebt dem Eingangs bezeichneten Werke, wenigstens für jeden Bayer um so größeren Werth und ein dauerndes Interesse.

I. Entwurf für den Kanal zur Verbindung der Donau mit dem Main. Auf allerhöchsten Befehl herausgegeben von Heinrich Freyherrn von Pechmann, königl. bayr. Oberbaurath und Ritter des Militär-Verdienst Max Joseph-Ordens; Mit einer Karte und sieben Steindrucktafeln. 4. 48 S. München 1832. In Kommission der G. Franz'schen Buchhandlung.

II. Die Kanalverbindung des Rheins mit der Donau. Unter Benützung amtlicher Quellen beleuchtet von L. Th. Kleinschrod, Ministerialrathe im k. b. Staatsministerium des Innern. Mit einem lithographirten Plane. 8. 82 S. München. 1834. In Kommission der G. Franz'schen Buchhandlung.

Unter den vielen, eben so weisen, als großartigen Entwürfen König Ludwigs steht das Seiner unermüdeten Vorsorge so glorreich gelungene Werk einer Einigung von drey und zwanzig Millionen Bewohnern deutscher Staaten zu freyem Verkehr, belebenderem Handel und regerer Wechselwirkung deutscher Industrie, und die nahe Aussicht auf Verwirklichung einer eben so unberechenbar wohlthätigen, von Ihm ausgegangenen staatswirthschaftlichen Operation, der Verbindung der zwey größten Flußgebiethe Deutschlands, des Rheines und der Donau, mittelst eines Kanals, hellleuchtend und Seinen schönsten Nachruhm sichernd, oben an.

Eine Unternehmung, würdig den schönsten öffentlichen Werken des Alterthums und neuerer Zeit an die Seite gesetzt zu werden, erhält diese Stromverbindung durch das vorausgegangene große Resultat des deutschen Zollvereines eine europäische, — ja wie dürfen sagen, eine weltgeschichtliche Bedeutung und eine Wichtigkeit, die nicht nur die materiellen Interessen Bayerns, sondern auch die aller mit Bayern verbündeten Staaten durch die Erleichterung des Weltverkehrs aufs Wohlthätigste, Erkräftigendste und Belebendste berühren wird.

Es sey uns vergönnt, aus den Eingangs bezeichneten Werken, die mit eben so vieler Sachkenntniß, als Umsicht und mit Benützung aller in dem Zweige der Kanalbaukunst gemachten Fortschritte, und selbst (namentlich des Freyherrn von Pechmanns Entwurf) mit manchen ganz neuen Verbesserungsvorschlägen bearbeitet sind, dasjenige zur Unterstützung unserer eigenen Ansichten anzuführen, was diese Behauptung rechtfertigen soll; auch glauben wir zugleich den Verdiensten der beyden Herrn Verfasser um dieses unstreitig einst größte Nationalwerk den gebührenden Dank und die aufrichtige Anerkennung des Vaterlandes, im Namen desselben aussprechen zu dürfen.

Betrachten wir vorerst nur die Bayern sich durch diese Wasserkommunikation darbiethenden großen Vortheile aus staatswirthschaftlichen Rücksichten, so steht in erster Reihe die Erleichterung der Ausfuhr der Bodenerzeugnisse jener Kreise des Königreichs, die den Ueberfluß ihrer Produkte, hauptsächlich an Holz und Getreide, wegen Mangel an wohlfeilen Verbindungsmitteln mit andern Gegenden zu Preisen verwerthen müssen, welche mit der anderwärtigen Consumtion und mit anderseitigem dringenden Bedarf in fast gar keinem Verhältnisse stehen.

Das an Ackerbauprodukten so reiche und fruchtbare südliche Bayern ist von der Verbindung mit den Meeren beynahe gänzlich abgeschnitten, da keiner seiner Flüsse, die Donau ausgenommen, sich in dieselben ergießt, und auf diesem Flusse ist bis vor Kurzem die Schifffahrt ins schwarze Meer noch sehr erschwert gewesen. Die meisten landwirthschaftlichen Produkte der südlichen Kreise können, weil sie von großem specifischen Gewichte sind, auf der Achse nur wenig ausgeführt, und manche andere eben darum, obwohl ihnen Boden und Himmelstrich günstig sind, gar nicht angebaut werden.

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 23. May 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 42.

Inhalt.

Spekulative Entwickelung der ewigen Selbsterzeugung Gottes, aus Franz von Baaders sämmtlichen Schriften, zusammengeordnet von Dr. Franz Hoffmann, Professor der Philosophie an der Universität zu Würzburg. Amberg, bey Joh. Christian Schmidt. 1835. S. VIII. 52 S.

Bisher wurde die Philosophie Baaders im Ganzen genommen nur wenig beachtet; der Mehrzahl kamen seine Schriften zu dunkel und schwerverständlich vor, und weil in denselben nicht die breitere Art der Entwicklung sich findet, sondern ein kurzer, gleichsam epigrammatischer Vortrag darin herrscht, so war man sehr geneigt, die Baader'sche Philosophie als — aus „bloßen interessanten Einfällen“ bestehend, — ihn selbst aber etwa nach Hofrath Tiecks Ausdruck (S. dessen Briefwechsel mit Solger in des Letztern nachgelassenen Schriften) als den — „improvisirenden Baader anzusehen, den man als einen eigentlichen Philosophen doch nicht betrachten könne.“

Professor Hofmann, der sich bereits durch mehrere philosophische Abhandlungen als einen gründlichen Kenner der Baader'schen Lehre beurkundet hat, gab sich nunmehr die Mühe, aus allen seit einer Reihe von ungefähr 40 Jahren erschienenen kleinern und größern Schriften Baaders, wie auch aus den bey dessen öffentlichen Vorträgen nachgeschriebenen Collegienheften alle auf die Lehre von der ewigen Selbsterzeugung Gottes sich beziehenden Stellen zu sammeln, und dieselben dergestalt zu vereinigen, daß ein Satz den andern in ein helleres Licht zu setzen dient, und die tiefe spekulative Entwickelung dieser Lehre, wie sie in den Baader'schen Schriften sich findet, als ein großes und völlig in sich abgeschlossenes Ganze uns hier entgegentritt.

In der That eine nicht leichte, sondern — sehr schwierige Arbeit, an deren Statt der Herausgeber viel eher selbstständig und auf seine Weise eine philosophische Auseinandersetzung der göttlichen Trinität im Sinne Baader's gegeben hätte! Auf diesem Wege aber, den wir übrigens vom Professor Hoffmann ebenfalls verfolgt sehen möchten, wäre doch einerseits die so originelle Ausdrucksweise Baader's *) verloren gegangen, und anderseits die bewundernswürdige Consequenz dieses Philosophen nicht in dem Maße offenbar geworden, als bey dieser Behandlungsweise der Fall seyn muß.

Wie sehr unterscheidet sich Baader aber durch diese Consequenz! Kann man es daher wohl gut finden, daß so viele, dennoch Baaders Lehre bisher ganz ignoriren zu dürfen meinten, und muß es nicht wahres Befremden erregen, daß es denselben selbst von ferne nicht einzufallen schien, daß die — allerdings nur einzeln hervortretenden Aussprüche Baaders, doch aufs bündigste nicht nur unter einander selbst zusammenhängen, sondern auch — alle zumahl — aus dem tiefsten innersten Lebenspunkt, — als das reinste Licht an das Licht getreten sind?

Keineswegs aber eine bloß äußerliche und darum

*) Wer mit der Ausdrucksweise eines Jak. Böhme und anderer Geister bekannt ist, ja wer auch nur die Bedeutung der schriftmäßigen und in der Darstellung der Kirchenlehre von der Trinität selbst üblichen Terminologie beherzigt, wird an einzelnen, auf den ersten Blick vielleicht ungeeignet scheinenden, zur vollen philosophischen Entfaltung aber dieser Lehre in der That nothwendigen Ausdrücke gewiß keinen Anstoß nehmen. Anmerk. d. Ref.

etwa starre Consequenz zeichnet die Baader'sche Philosophie, und so namentlich auch die vorliegende spekulative Entwicklung aus, sondern es waltet darin die höchste Lebensfülle und der größte Reichthum wissenschaftlicher Entfaltung, so daß wir glauben, sagen zu dürfen, daß auf diesen 52 Seiten eine so vollständige Exposition der Trinitätslehre enthalten sey, wie sie wohl niemals gegeben worden ist.

Möge demnach diese Schrift, durch welche beyden, den Philosophen wie den Theologen das Verständniß der Baader'schen Lehre sehr erleichtert wird, recht ernstlich und fleißig studiert, und allenfalls auch auf wissenschaftlichem Wege angegriffen werden; wobey sich die Baader'sche Entwickelung ohne Zweifel bewähren, und offenbar werden würde, daß die Philosophen in derselben schlechterdings keine unbegründete Behauptung, die Theologen aber keine, selbst auch nicht die geringste Abweichung von der kirchlichen Dreyeinigkeitslehre darin nachzuweisen vermögen.

Keineswegs aber will hiebey Baader sich das Ansehen geben, als habe er geradezu aus und durch sich allein diese Fülle philosophischer Wahrheit gefunden, sondern er betrachtet sich selbst als bloßes Organ, wodurch die altdeutsche Naturkunde oder Naturphilosophie, die zugleich Theologie und die altdeutsche Theologie, die zugleich Naturphilosophie war, — wie sie in den Schriften eines Meister Eckard, eines Johannes Tauler, eines Theophrastus Paracelsus u. A., besonders aber eines Jakob Böhme anzutreffen ist, wiederhergestellt und in ihr wahres, volles Licht gesetzt werden solle. Dieß geht deutlich hervor aus der inhaltsreichen und höchst beachtenswerthen Vorrede, womit, nebst einigen Anmerkungen er das vorliegende Werkchen ausgestattet hat.

Schließlich wünschen wir nichts mehr, als daß Professor Hoffmann, der durch diese Schrift den Dank aller Freunde wahrer Wissenschaft sich verdient hat, durch ähnliche Bearbeitung noch anderer philosophischer Lehrpunkte, dieselben noch weiter sich zu verpflichten fortfahren möge.

J. H.

I. Entwurf für den Kanal zur Verbindung der Donau mit dem Main. Auf allerhöchsten Befehl herausgegeben von Heinrich Freyherrn von Pechmann, königl. bayr. Oberbaurath und Ritter des Militär-Verdienst Max Joseph-Ordens; Mit einer Karte und sieben Steindrucktafeln. 4. 48 S. München 1832. In Kommission der G. Franz'schen Buchhandlung.

II. Die Kanalverbindung des Rheins mit der Donau. Unter Benützung amtlicher Quellen beleuchtet von L. Th. Kleinschrod, Ministerialrathe im k. b. Staatsministerium des Innern. Mit einem lithographirten Plane. 8. 82 S. München. 1834. In Kommission der G. Franz'schen Buchhandlung.

(Fortsetzung.)

Die Produktion des Rezat-, Regen- und Unterdonaukreises an Getreide (drey Kreise, welche durch den Kanalbau zunächst begünstiget werden) ist nach den neuesten statistischen Erhebungen so groß, daß nach Abrechnung ihrer Consumtion sich noch jährlich ein Ueberschuß von c. 931,300 Schäffeln ergiebt. Dieser Ueberschuß, welcher dem ackerbautreibenden Theile der Bewohner dieser Kreise unter andern Verhältnissen einen gesicherten Wohlstand schaffen würde, ist gegenwärtig nur in sehr beschränkter Weise ein Gegenstand des Handelsverkehrs und lohnt bey dem Mangel an wohlfeilen Kommunikationen kaum den Fleiß der Agrikultur. Daß nun eine Verbindung der Donau mit dem Rheine mittelst eines Kanals diesem Getraidüberschusse einen höchst wohlthätigen Abzug verschaffen würde und daß diesem zufolge eine ständige Erhöhung der Marktpreise des Getreides eintreten müsse, fällt in die Augen. Noch günstiger gestaltet sich die Berechnung der Resultate bey der Ausfuhr des Kommerzialholzes jener holzreichen Gegenden Bayerns, die bis jetzt keine Wasserstraßen besitzen, das einzige Mittel, ihrem Holzüberflusse Werth zu geben.

Die Krone Bayern besitzt über zwey Millionen Tagwerk Wald, wovon der größte Theil in den südlichen Waldungen liegt, und ein vielleicht eben so großer Waldflächenraum ist Privat-Eigenthum. Die Staatswaldungen des südlichen Bayerns werfen wegen der daselbst größtentheils geringen Holzpreise und wegen Mangel an Ausfuhr einen verhältnißmäßig nur geringen Ertrag ab. Wie sehr wird sich dieser heben, wenn die Waldungen ihre Erzeugnisse auf der Iller, Wertach, dem Lech, dem Regen und der Donau auf den Kanal

führen können, und diesem also bis jetzt nur relativen Holzreichthum der genannten Kreise durch den projektirten Kanal der große europäische Holzmarkt geöffnet wird. Dafür bürgt der gute Erfolg des rheinischen Holzhandels, der sichtbar zunehmende Flor der rheinischen Fabrik- und Handelstädte und das in gleichem Verhältniß wachsende Bedürfniß an Bau- und Scheitholz derselben, ferner die steigende Nachfrage nach diesen Artikeln in Süd-Belgien und den Niederlanden.

In Frankreich äußert sich viele Unzufriedenheit über die Hindernisse des Handelsverkehrs mit Deutschland, und es dürfte im Interesse der französischen Regierung seyn, zu trachten, diese Hindernisse sobald als möglich zu entfernen, Hindernisse, die derselben seit der Bildung des deutschen Zollvereins noch nachtheiliger wurden. Könnten diese einst beseitigt werden, so würde wahrscheinlich das meiste Holz, das jetzt vom Oberrhein herabkommt, auf dem Kanal Monsieur nach dem südlichen Frankreich, wo es in viel höherem Preise steht, statt nach dem Niederrhein und Holland gehen und aufhören, dort mit dem vom Maine kommenden Holze in Konkurrenz zu treten. Allein auch ohne diesen größern Absatz des Holzes nach Südfrankreich dürfte kaum zu bezweifeln seyn, daß der Kubikinhalt von wenigstens 35000 Klaftern Holz, theils als Bau- und Nutzholz, theils als Brennholz aus dem südlichen Bayern nach dem Maine gebracht werden würde.

Daß hiedurch ein sicherer Absatz und eine sehr vermehrte Ausfuhr bayerischen Kommerzialholzes sich erwarten lasse und daß die Erhöhung des Verdienstes und des allgemeinen Verkehres in jenen Gegenden, denen ein größerer Holzabsatz eröffnet wird, von höchst wohlthätigem Einfluß auf die Bevölkerung jener Kreise und selbst auf die übrigen Theile Bayerns seyn müsse, ist ebenfalls klar. Wäre der Kanal nur einmal bis Neumarkt vollendet, so würde ferner das Eisenerz aus den unerschöpflichen Eisengruben bey Amberg den dahin viel kürzeren Weg, statt über Regensburg geführet, auf dem Kanal in die Donau und auf dieser bis Passau gebracht werden können, um dort verschmolzen zu werden. Wird der Absatz in Eisenerz vermehret, so erhöht sich natürlich auch der Ertrag der Eisengruben wesentlich.

Der nicht minder wichtige innere Verkehr wird sich eben so vortheilhaft an den Produktenverkehr nach dem Auslande reihen.

Der Handelsverkehr mit Gyps, Baustämmen, Kohlen, Hopfen, frischem und getrocknetem Obst, Medizinal- und Handelsgewächsen, vorzüglich aus den Umgegenden Bambergs und Nürnbergs, so wie der Absatz gering werthender und durch kostspielige Landfracht nicht weit verführbarer Industrie-Erzeugnisse, als: Hohlglas, grobe Gußwaaren, Töpfergeschirre, hölzerne Waaren, Bier, Branntwein u. s. w. wird durch den Kanal wesentlich befördert werden.

Zu diesen staatswirthschaftlichen Vortheilen reiht sich ferner ein mehr erleichterter und wohlfeilerer Transport einer Menge von Salz, das jetzt vom Unterdonaukreis in den Regen-, Rezat- und die Mainkreise geführt wird. Die Salzschiffe, deren man sich zwischen Passau und Regensburg bedient, gehen größtentheils leer nach Passau zurück. Ist der Kanal vorhanden, so könnten sie mit Eisenerz als Rückfracht beladen werden, wodurch der Transport von Salz und Erz wohlfeiler würde. Könnte man alsdann noch die Schifffahrts-Hindernisse auf der Vils und Naab von Regensburg bis Amberg entfernen, was keinen großen Aufwand verursachen dürfte, so würden diese Vortheile noch vollkommener und sicherer erreicht. — Wir haben bis jetzt von dem Transporte des Salzes gleichsam nur, als von einer Nebensache gesprochen, aber durch den Kanal würde dieser Transport einen wesentlichen finanziellen Vortheil gewähren; denn das Salz, das die oben genannten Kreise bedürfen, muß größtentheils auf der Achse dahin geführt werden. Wenn daher, was als sehr wahrscheinlich angenommen werden darf, wenigstens die Hälfte dieses Salzbedarfs auf dem Kanale bis Nürnberg und noch eine ziemliche Menge bis Bamberg geführt werden könnte, so würde der Staat eine sehr ansehnliche Summe an Transportkosten ersparen, und der Preis des Salzes sinken. Obgleich den nördlichen Kreisen zur Ausfuhr ihrer Produkte der Main zu Gebote steht, so würden doch auch sie durch den erweiterten Verkehr auf dem Kanale mit den südlichen Kreisen wesentlich gewinnen und als Rückfracht könnte von ihnen der Wein benützt werden. Zu diesen großen Vortheilen tritt ferner die durch den Kanalbau erzielte Erhöhung des Bodenwerthes, eine Wirkung des Projekts, welche in hohem Grade beachtenswerth ist. Die Erfahrungen, welche alle Kanalbauten des Auslandes in dieser Beziehung an die Hand geben, leisten hierüber volle Bürgschaft. Nach ausführlichen Berechnungen wurde dargethan, daß die Bodenrenten längs der ganzen Ausdehnung des berühmten Kanals von Languedoc von 62 französischen Lieues eine Erhöhung von 20 Millionen Franken über Abzug der Kulturkosten durch die Anlage erhielten. Nimmt man nun an, daß der Donau-Kanal sich auf eine Länge von 23 deutschen Meilen ausdehnen werde, daß die bezeichneten kommerziellen Vortheile sich wenigstens auf 1 1/2 Stunden auf beyden Ufern landeinwärts erstrecken und daß die Grundstücke auf diesem Areal nur um 10 Procent ihres dermaligen niedern Standes (80 fl. das Tagwerk) sich im Werthe erhöhen, so verdankt diesem Kanalbau eine Areal-Fläche von 69 Quadratmeilen oder 1,111,176 Tagwerken, eine Werthserhöhung ihres Grundes und Bo-

dens von 8,889,408 fl., eine Summe, welche für sich allein schon die Erbauungskosten des Kanals übersteigt. Gewiß ist dieß eine der segenreichsten Wirkungen des Projekts, die auch auf alle übrigen Theile Bayerns eine wohlthätige Rückwirkung äußern wird. —

Werfen wir nun auch einen Blick auf die durch den Kanalbau entstehenden Handelsvortheile und neuen Handelsverbindungen nach Außen. Da der Kanal die Donau berührt, so verbindet er das nördliche Deutschland, ja das nördliche Europa mit dem südlichen. Ernstlicher als je denkt man jetzt daran, die Hindernisse der Donauschifffahrt von Belgrad abwärts zu entfernen und die Fahrt bis ins schwarze Meer zu öffnen, ein Unternehmen, das für Bayern und die Benützung des Kanals um so wichtiger werden wird, wenn wie schon die Thronrede des Königs bey Eröffnung der letzten Ständeversammlung hoffen ließ, ein Handels- und Zollvertrag mit Oesterreich zu Stande kommt. Der Main, in den unser Kanal sich enden soll, ergießt sich bekanntlich in den Rhein, und obgleich die Fahrt auf dem Main noch hie und da schwierig ist und durch zwey ungeheuere Krümmungen desselben verlängert wird, so sind doch diese Schwierigkeiten nicht schwer zu entfernen, und die größte dieser Krümmungen von Schweinfurt bis Gemünden kann durch den Kanal umgangen werden. Der Rhein ist durch den Kanal Monsieur mit dem südlichen Frankreich verbunden. Belgien und Holland stehen im Begriffe ihre Handelsverbindungen mit dem Rheine durch Eisenbahnen zu vervollkommnen, und Frankreich fährt ebenfalls fort, seine inneren Verbindungen theils durch Kanäle, theils durch Eisenbahnen zu vervielfältigen, Arbeiten, welche wenigstens mittelbar einen sehr vortheilhaften Einfluß auf den Rheinhandel haben werden. Nicht schwer wäre der Kanal von Bamberg aus in dem Thale der Itz bis Koburg fortzusetzen. Von dort kann die Verbindung mit der Werra und Weser wieder entweder durch einen Kanal oder eine Eisenbahn hergestellt, und auch die Weser und Elbe ohne große Schwierigkeit in die Verbindung gezogen werden. Die Elbe ist mit der Weichsel und Oder bereits durch Kanäle verbunden. Man sieht auf den ersten Blick, welche großartigen allumfassenden Verbindungen durch den projektirten Kanal theils jetzt schon, theils für die Zukunft möglich werden. Vom schwarzen und adriatischen Meere bis an die Nord- und Ostsee, mit Frankreich und den dasselbe umspülenden Meeren! Welche ungeheure Länderstrecke für den erleichterten Handelsverkehr, dessen Mittelpunkt alsdann Bayern wird!! — Nehmen wir dazu die günstigen Erfahrungen, die man in andern Ländern durch Kanalbauten in Beziehung auf die Steigerung der Nationalwohlfahrt gemacht hat. Der Kanal von Languedoc bringt dem Handel jährlich eine Ersparung von 6000,000 Francs, und die Regierung erhebt in dieser Gegend eben so viele Abgaben, welche nur durch das Entstehen des Kanals möglich geworden und nur durch das Daseyn desselben bedingt sind. In England ist die Bevölkerung der mit Kanälen versehenen Gegenden doppelt so groß und in Frankreich um die Hälfte größer, als in jenen, welchen Kanäle mangeln und natürlicherweise haben sich dort auch in ähnlichem Verhältnisse die Staatseinkünfte vermehrt. Kurz überall haben sich die Erfolge dieser Unternehmungen höchst vortheilhaft bewährt und die denselben gebrachten Opfer, und waren sie auch noch so groß, reichlich belohnt, ja mehrere Staaten haben hierin allein die Quelle ihres Reichthums und ihrer Macht gefunden.

Die oft aufgeworfene wichtige Frage, ob nicht die beabsichtigte Stromverbindung, anstatt durch einen Kanal durch eine Eisenbahn wohlfeiler und zweckmäßiger zu Stande gebracht werden könne? glauben wir mit dem auf Allerhöchste Anordnung herausgegebenen Entwurfe der Kanallage, worinnen diese Vorfrage aufs Reichlichste erwogen wird, ganz übereinstimmend, verneinend beantworten zu müssen; denn Eisenbahnen gebührt nur in dem Falle der Vorzug vor Kanälen, wenn einander nahe liegende große Fabrik- und Handelsstädte zu verbinden sind, oder wenn werthvolle Handelsgüter derselben wechselseitig transportirt, oder eine schnellere Beförderung der Waaren hergestellt werden solle, wie England mit den Resultaten seiner Eisenbahnen hiefür hinlängliche Erfahrungen liefert. Heischt aber die Aufgabe Kommunikation zwischen großen Flußgebiethen, so geben Kanäle unstreitig größere Vortheile, ja ganze Schiffladungen, auch Stoffe und Materialien von geringerem Werthe, ohne wie dieß bey Eisenbahnen nothwendig wird, Umladungen nöthig zu machen, und die also mit ungleich geringeren Transportkosten fortgeschafft werden können. Die vollkommenste und berühmteste Eisenbahn, die zwischen Liverpool und Manchester, hat bey Güter-Transporten einen Betrag von Auf- und Ablade-Kosten von nicht weniger als 30 Procent der eigentlichen Transport-Kosten (vergleiche Egens, Direktors der Gewerbschule in Elberfeld, Nachrichten über die erwähnte Eisenbahn in den Verhandlungen des Vereins ꝛc. 6te Lief. 1833.) Zudem kommen Eisenbahnen weit höher zu stehen als Kanäle. Auf einem Kanale wird im Verhältniß zur Eisenbahn mit gleichem Aufwande einer Pferdekraft eine sechs- bis siebenfach schwerere Last fortbewegt. Darum hat sich auch der Rentenbetrag der Kanalbauten in England bis in die neueste Zeit, ungeachtet bey mehreren Kanälen parallele Eisenbahnen angelegt worden sind, größtentheils in seinem hohen Stande erhalten. In Frankreich wird aus diesen Rücksichten fortwährend das Kanalsystem zur Verbindung der verschiedenen Fluß-Gebiethe beybehalten und aus gleichen Gründen hat der österreichische Kayserstaat die Verbindung der Donau mit dem adriatischen Meere durch den Carlowitzer Kanal begonnen. Bey dem Plane der Verbindung des Rheins mit der Donau treten diese Erwägungen noch entscheidender her-

vor; denn hier sollen nicht blos Handels-Güter, sondern ganz vorzüglich auch geringer werthende Materialien der verschiedensten Art für den innern Verkehr, so wie Rohprodukte des Bodens transportirt werden, und gerade der größte staatswirthschaftliche Vortheil geht aus Letzterem hervor. Um endlich Kommerzialholz von allen selbst den größten Dimensionen, Brennholz und Getreide in bedeutenden Quantitäten mit geringen Transportkosten den größten Handelsplätzen zuführen zu können, so gewährt diese Möglichkeit nur ein Kanal. —

Die Kosten einer Eisenbahn sind für eine deutsche Meile in dem Programm über die Anlage einer Eisenbahn zur Verbindung des Rheins mit der Weser (Minden, Eßmann'sche Buchhandlung) zu 73,000 Rthlr. veranschlagt worden, und doch ist dort eine reichere Eisenproduktion. Sie dürften daher in andern Gegenden Deutschlands per Meile mindestens auf 80,000 Rthlr. steigen, wonach die Anlage einer einfachen Eisenbahn zwischen Regensburg und Bamberg zu 27 Meilen Länge 3,780000 fl. erforderte, eine doppelte aber, und diese wäre für einen großen Verkehr unerläßlich! 7,560,000 fl. kostete, sonach nicht viel weniger, als der projektirte Kanal, und dazu noch ohne Einrechnung der Vortheile des Letzteren und der weit höheren Unterhaltungskosten der Eisenbahnen. Die Unterhaltungskosten der Kanäle betragen nach den gemachten Erfahrungen 1 bis 2 Prozent des Anlage-Kapitals, die der Liverpool-Manchester-Eisenbahn, obgleich der vollkommensten, welche existirt, verlangen dermalen jährlich 180,000 Pf. Sterling, also 11—12 Prozent ihres Anlage-Kapitals. Ganz unausführbar erscheint es darum, auf Eisenbahnen Erzeugnisse des Bodens transportiren zu wollen, die nur bey den geringsten Frachtkosten ein Gegenstand größeren Verkehrs zu werden hoffen dürfen. Nach den Berechnungen des Herrn von Kleinschrod würde eine Kubikklafter Kommerzialholz, die Wegstrecke von 23 Meilen auf einer Eisenbahn transportirt, um 24 fl. 31 kr. und ein Schäffel Waitzen unter gleichen Umständen um 2 fl. 27 kr. mehr kosten, als mittelst des Kanaltransports. Derselbe hat hiebey eine Kubikklafter Holz zu 30 Zentnern und den Schäffel Waizen zu 3 Zentnern im Gewicht angenommen. Natürlich ist die Untersuchung der Fundation oder des künftigen Erträgnisses des projektirten Kanals zur vollständigen Beurtheilung des in Frage stehenden Unternehmens höchst nothwendig; aber ein deßfallsiger Voranschlag ist eine sehr schwierige Aufgabe und ihre befriedigende Lösung zur Zeit unausführbar. Sicher und unverkennbar sind indessen die oben berührten staatswirthschaftlichen Vortheile der großartigen Anlage. In ähnlichen Unternehmungen anderer Staaten findet man diese Erwartungen hinlänglich verbürgt und es mag vor der Hand vollkommen beruhigen, wenn man zur Zeit auch das ganze Detail der Umwandlung des innern und äußern Verkehrs noch nicht zu übersehen und in Zahlen auszudrücken vermag. Jedenfalls läßt sich hauptsächlich ein höherer Aufschwung des innern Verkehrs mit Gewißheit verbürgen; natürlich aber wird er sich nur allmählig mit der Erhöhung des innern Wohlstandes, mit der Verbesserung der Agrikultur und dem Emporblühen der verschiedenen Erwerbszweige des Landes entwickeln. In demselben Verhältnisse werden auch die Kanalerträgnisse sich steigern. — Ebensowenig ist der äußere Verkehr, welcher ganz von dem Gange des großen Weltverkehrs und von allen dahin einschlägigen Erzeugnissen resultirt, gegenwärtig in eine Berechnung zu bringen, welche auf die Fundation des neuen Kanals sich bezieht. Nichts destoweniger zeigen sich schon jetzt sehr günstige Conjuncturen in dieser Beziehung: z. B. der steigende Handelsverkehr der niederrheinischen Städte, und namentlich die bevorstehende Eisenbahn-Verbindung von Köln mit Amsterdam im Westen, so wie die Fortschritte der Schifffahrt auf der untern Donau und die Kanalverbindung derselben mit dem adriatischen Meere; dann der täglich wachsende Verkehr mit dem neu auflebenden Königreiche Griechenland für den östlichen Theil Europa's. Ist Bayerns Donau-Kanal das allein noch fehlende Mittelglied in der großen Kette der europäischen Wasserhandelsstraße, einmal fertig, dann wird die Möglichkeit einer directen Binnen-Schifffahrt zwischen der Nordsee und dem adriatischen Meere gegeben, einer Schifffahrt, welche die fruchtbarsten, reichsten und bevölkertsten Länder von Mitteleuropa in fast grader Linie durchschneidend, eine über zwey Drittheile der Meilenzahl des bisherigen Seeweges kürzere Wasserkommunikation eröffnet und die Gefahren einer langen Küstenfahrt auf dreyen den größten Theil des Jahres hindurch stürmischen Meeren beseitigt, und dann erst die Entwickelung des Weltverkehrs zu ihrer höchsten Vollendung gelangen und Bayerns Ruhm und Wohlstand dadurch zugleich eine neue dauernde Grundlage erhalten. —

Allgemein war zwar bisher die Ueberzeugung von den großen Vortheilen, welche eine Verbindung der Donau und des Rheins mittelst eines Kanals gewähren würde, aber diese Ueberzeugung war nicht unterstützt von der näheren Kenntniß der Möglichkeit oder der Schwierigkeit ihrer Ausführung. Seit Jahrhunderten fanden darüber zwar oftmalige Besprechungen statt, aber eine Prüfung durch Sachverständige an Ort und Stelle geschah nicht; ja Karl der Große soll schon an die Ausführung gedacht haben, die aber schon darum scheitern mußte, weil damals die Kunst, die Kanalschifffahrt durch Kammerschleußen über Höhen zu leiten, noch unbekannt war.

Der Weisheit und Ausdauer König Ludwigs war es vorbehalten, das große Werk seinem Ziele zuzuführen. Vor Jahren schon ließ derselbe eine genaue Un-

tersuchung und Aufnahme der von Kellheim über Nürnberg nach Bamberg projektirten Kanalstrecke anordnen; Jahre lang beschäftigte man sich hierauf mit genauen Nivellements und mit der sorgfältigsten Erforschung der zweckmäßigsten Richtung des Kanals, und das Ergebniß dieser Forschungen war endlich nach wiederholter Prüfung der im Jahre 1832 der Oeffentlichkeit übergebene, Eingangs bezeichnete, Entwurf des k. Oberbaurathes, Freyherrn von Pechmann. Diese Vorarbeiten nun gaben auch die nothwendige *Sicherheit* für die Möglichkeit des Baues, und vereint mit den oben erläuterten großen staatswirthschaftlichen Vortheilen, welche der Kanal darbiethet, entstand doppelte Bürgschaft, die Ausführung des Baues zu rechtfertigen, selbst in dem Falle, wenn er mehr Aufwand erfordern sollte, als der Bauanschlag beträgt. Zwar pflegt man die Nützlichkeit eines Unternehmens dieser Art, sehr oft nach der Größe des Einkommens zu beurtheilen, welches die Abgaben und Erträgnisse, die von dem Gebrauche desselben erhoben werden, gewähren, als ob der Nutzen, den es für die Gesammtheit der Bewohner des Landes, durch die dadurch neu eröffneten und erweiterten Erwerbsquellen, oder als ob überhaupt der allgemeine staatswirthschaftliche Nutzen nicht ungleich wichtiger wäre. —

Wollte man indessen auch den Nutzen des Kanals bloß aus obigem beschränktem Gesichtskreise, bloß als *Finanz-Operation* betrachten und beurtheilen, so würden sich folgende Resultate ergeben. Freyherr von Pechmann giebt den Aufwand für den Bau ꝛc. auf 8,529997 fl. an, und zwar

Für Grundentschädigung	fl. 840,829
„ Erdarbeiten	3,124,216
„ Schleußen	2,889,252
„ Durchläße und Grundabläße .	319964
„ Brückkanäle und Durchfahrten .	608200
„ Kanalbrücken und Sicherheitsthore	402572
„ Kleine Baugegenstände . .	129769
„ Mühlenentschädigung . .	406000
„ Kanalwärterwohnungen . .	76500
„ Leitung und Aufsicht des Baues .	92635
Zusammen	fl. 8,529,997.

Diese einzelnen Ansätze sind jedoch nach wiederholter Prüfung von Sachverständigen so nachhaltig befunden worden, daß an einzelnen Positionen sich bedeutende Ersparungen erwarten lassen. Der Verfasser des Entwurfs berechnet ferner 1) für die Zinsen dieses Kapitals à 4 Prozent, 2) für 1 Procent Tilgungsfond und 3) für die Unterhaltungskosten zusammen einen jährlichen Bedarf von 556,200 fl. Er rechnet als Kanalabgabe 15 kr. für den Zentner auf der ganzen Kanalstrecke und diesem Ansatz zufolge würde der Transport von 2,224,800 Centnern des Jahres nothwendig werden.

Aus einem summarischen Voranschlag derjenigen Gütermassen, die schon unter den dermaligen Verhältnissen des innern und äußern Verkehrs auf dem Kanale sich bewegen dürften, geht die Ueberzeugung klar hervor, daß die Staatsregierung, wenn sie selbst ohne Rücksicht auf die künftige durch den Kanal veranlaßte Umgestaltung des Großhandels zu jeder Beförderung dieses Unternehmens die Hand biethet, der Nation eine sehr große Wohlthat leistet, denn schon gegenwärtig besteht der Handelsgütertransport auf der Kanalroute theils ganz, theils nach oder von Nürnberg jährlich in beyläufig 320,000 Centnern.

An verschiedenen Artikeln des Verkehrs innerhalb der Kanalstrecke sind anzunehmen mindestens .	20,000	„
Der Aerarialsalztransport in dieser Richtung beträgt	30,000	„
Die Ausfuhr der beyden Haupterzeugnisse des Bodens, Getreide und Holz, aus dem Kanalgebieth und mittelst des Kanals nach vorgängigen statistischen Erhebungen im geringsten Anschlage und zwar an *Getreide* verschiedener Gattung, circa .	167,100	„
an *Commerzialholz* vorläufig nur 7/10 des nachhaltigen Erträgnisses der einschlägigen Waldungen	1,050,000	„
Summa	1,767,100	Centner.

Der Transport dieser Gütermasse auf dem Kanale selbst würde bey Erhebung einer Kanalabgabe von 15 kr. für den Centner bereits die Zinsen der Baukosten und das Procent des Tilgungsfonds decken, und selbst an den jährlichen Unterhaltungskosten fehlten nur noch 29,705 fl. Ein finanzieller Gewinn, eine ansehnliche Dividende, läßt sich daher als natürliche Folge des durch die Kanalanlage selbst bewirkten ungleich höheren Aufschwungs des innern und äußern Verkehrs und der daraus hervorgehenden Verdoppelung, vielleicht Verdreyfachung der Gütertransporte mit voller Sicherheit hoffen; denn in obiger Berechnung ist die Waarenlast, welche für den inländischen Verkehr in der Kanalrichtung in Bewegung gesetzt wird nur zum Theile begriffen. Rechnet man dazu noch die vielen landwirthschaftlichen Erzeugnisse und eine Menge von Gegenständen, welche gegenwärtig des kostspieligen Transportes wegen in größerer Entfernung gar nicht verführt werden können, aber nach Erbauung des Kanals verführt werden würden, rechnet man den erhöhten Transitohandel, dessen Mittelpunkt Bayern, als der Besitzer des Kanals werden müßte, so kann auch in finanzieller Hinsicht an einem äußerst günstigen Resultate nicht gezweifelt werden, wollte man auch die staatswirthschaftlichen Vor-

theile, die wir bereits aufgezählt haben, gar nicht in Anschlag bringen. Dazu kommen ferner die Vortheile der örtlichen Lage des Kanals. Er corrigirt das Altmühlthal zwischen Kellheim und Dietfurt, wodurch die häufigen Ueberschwemmungen in diesem vier Meilen langen Thale beseitigt und dessen Gründe in bessern Kulturzustand gesetzt werden, entreißt das Ottmaringer Thal, seiner dermaligen völligen Versumpfung und macht es kulturfähig, giebt in ähnlicher Art mehreren andern Punkten der neuen Anlage theils Entwässerungen, theils nach Bedürfniß befruchtende Bewässerungen, berührt Nürnberg und Fürth, zwey der wichtigsten Handels- und Fabrikstädte Bayerns, ist zugleich beynahe vollkommen in der Mitte des Königreichs projectirt *), beginnt und endet in den besten Bezirken desselben, legt die ganze Verbindungsstrecke auf dem möglichst kürzesten Wege zurück, und hat, nach den genauesten darüber angestellten Untersuchungen, die in des Freyherrn von Pechmann Abhandlung umständlich angegeben sind, nie einen Wassermangel zu befürchten, selbst wenn er auch mit hinlänglich großen Dimensionen gebaut würde, um den mittleren Flußschiffen die Fahrt von einem Flusse in den andern, ohne umladen zu müssen, zu gestatten; ja das Wasser, welches hiefür zu Gebote steht, kann noch so vermehrt werden, daß wenn die Masse der auf dem Kanal zu transportirenden Güter sich auch verzehnfachen sollte, noch eine mehr als hinreichende Menge Wassers hiefür herbeygeschafft werden könnte. Der Ueberfluß an Wasser ist so groß, daß noch an jeder Schleuße eine Mühle von einem Gang angelegt werden kann. Diese Mühlen können verschiedenen Erwerbszweigen dienen, und müssen natürlich großen Nutzen an einem Kanale hervorbringen, dessen Frachten zum Theil für den Welthandel bestimmt sind.

Die Quellen und Bäche, welche dem Kanale zugeleitet werden können, wurden nach anhaltend trockenem Wetter mit großer Sorgfalt und vortrefflichen Werkzeugen gemessen und von den dadurch erhaltenen Ergebnissen, um für die heißeste Jahreszeit nicht zu viel anzunehmen, ein Viertheil abgezogen. Die gemachten Messungen gaben 23,545 Kubikfuß für die Secunde, ohne die vordere Schwarzach, und folglich bleiben nach Abzug des vierten Theiles noch 17,66 Kubikfuß für die Secunde. Der Bedarf an Wasser für den Kanal ist dagegen folgendermassen berechnet: 1) Der Verdunstung und Versickerung den an andern Kanälen gemachten Erfahrungen zufolge, die doppelte Wassermasse desjenigen Theils des Kanals, der allein von der Theilungshaltung sein Wasser erhalten muß, und welcher hier 125,000 Fuß lang ist. Diese beträgt 55000,000 Kubikfuß, und die Schifffahrtszeit zu 240 Tagen angenommen, während derselben 2,65 Kubikfuß in der Secunde; 2) für den Verlust an den nie vollkommen schließenden Schleußenthoren 1/2 Kubikfuß, folglich an den zwey die obere Kanalhaltung begränzenden Schleußen ein Kubikfuß in der Secunde. 3) Für das Durchschleußen der Schiffe wurde nach Möglichkeit vorausgesetzt, daß an irgend einem Tage 40 Schiffe durch die obere Kanalhaltung gehen könnten. (Wäre diese Annahme aber auch zu hoch, so wagt man dabey nichts; denn gehen wenig Schiffe durch den Kanal, so bleibt mehr Wasser zu andern Zwecken übrig). Hiefür werden 10,43 Kubikfuß in der Secunde erfordert, also im Ganzen 14,08 Kubikfuß, und um 3,58 Kubikfuß in der Secunde weniger, als in der trockensten Zeit zu Gebote stehen, welche zum Betriebe der Mühlen an den Schleußen, wozu sich schnell Unternehmer finden würden, verwendet werden können.

*) schließt die inneren, gegenwärtig einer Wasserkommunikation ganz entbehrenden Gebietstheile des Reiches auf.

Der Kanal wird nach dem Entwurf einschlüßig einer schiffbar zu machenden Strecke des Altmühlflusses, eine Länge von 592,543 bayerischen Schuhen oder von 23 1/3 Meilen enthalten. Die projektirten Dimensionen des Kanals sind im Querschnitte 54′ obere und 34′ untere Breite mit 5′ Tiefe. Die Weite jeder der 94 Schleußenkammern beträgt 16′, ihre Länge 120′ sie sind durch ein Zwischenthor in zwey Theile getheilt, so daß die Schleußenkammer entweder auf 90′ oder auf 120′ Länge gefüllt werden kann, wenn der Durchgang von Schiffen mit großem Bauholz beladen, dieß nothwendig macht. Die Gründe für die Annahme dieser Dimensionen sind folgende: Die wichtigsten Landeserzeugnisse, welche auf diesem Kanale ausgeführt werden sollen, sind von großem Gewichte und im Verhältniß zu diesem von geringem Werthe. — Dieses ist vorzüglich bey dem Holze, dem wahrscheinlich dereinst wichtigsten Ausfuhrgegenstand auf diesem Kanale der Fall. Es ist daher durchaus nothwendig, den Transport dieser Gegenstände so wohlfeil als möglich zu machen und dem Kanale solche Dimensionen zu geben, daß ein für einen fehlerfrey gebauten Kanal dieser Dimensionen proportionirtes Kanalschiff die größte Last, die auf demselben von einem Pferde gezogen werden kann, d. i. 1500 — 2000 Centner zu fassen im Stande ist, und daß dieses Schiff zugleich den Main und die Donau befahren kann. Müßte ein in Regensburg mit auf dem Regen angekommenem Holze beladenes Schiff in Kellheim auf besondere kleine Kanalschiffe wieder umladen, so würde es seine Rechnung nicht hinlänglich finden. Auch die im Gebiete der Zukunft liegenden Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten müssen hier berücksichtigt werden. Sollten einst noch kleinere und weniger wichtige Kanäle, wenn auch eben nicht in Bayern, doch in Deutschland gebaut werden, so ist es zweckmäßig, den Schiffen dieser Kanäle solche Maaße zu geben,

daß zwey derselben zugleich und neben einander auf einem größeren Kanale durchgeschleußt werden können, um nicht unnöthiger Weise für jedes einzelne ein großes Wasserquantum verwenden zu müssen. Sollen aber dann die Schiffe der kleinern Kanäle nicht zu schmal werden, so müssen die größeren Kanäle und ihre Schleußen eine diesem Zwecke angemessene Breite erhalten.

Wollte man zur Kostenersparung kleinere Dimensionen wählen, so würden nicht nur alle Vortheile der sogenannten großen Schiffahrt wegfallen, sondern auch die Erfahrung stünde im Wege, die man durch genaue Versuche ermittelt hat: Daß nämlich der Widerstand, welchen das neben dem fortschreitenden Schiffe und den Kanalwänden zurückströmende Wasser leistet, nur dann auf ein gewisses Maaß leichter Ueberwindung zurückgeführt wird, wenn der Querschnitt des Kanals das Vierfache des Querschnitts des eingesenkten Schiffstheiles beträgt, wie dieß beym Kanal projektirt ist. Sollte aber demungeachtet eine Reduction der Kanaldimensionen für halb so breite Schiffe, als sie jetzt angenommen sind, nämlich 15' oberer, 14' unterer Breite mit 4' Einsenkung im beladenen Zustande, verhältnißmäßig also eine Reduction der Kanalbreite von 20' geschehen, so ist zu bedenken, daß die Böschungen der Seitenwände des Kanals, der Einschnitte und Dämme, auf welche er an vielen Stellen zu liegen kommt, unter beyderley Dimensionen die nämlichen bleiben, daß die Schleußenmauern und Bruckkanäle nur näher an einander gerückt werden, und darum nicht weniger kosten; mit einem Worte, daß die von Hrn. von Kleinschrot berechnete Ersparung für diese Reduktion nur 526,483 fl. beträgt; also nicht groß genug erscheint, um diesen wichtigen Kanal auf geringere Maaße, auf Dimensionen von Kanälen der sogenannten kleinen Schifffahrt zu beschränken, eine Beschränkung, deren Nachtheile später bey lebhafterem Verkehr sehr empfindlich hervortreten würden, und worüber der berühmte Kanal Grand-Junction, der ursprünglich auch für die kleinere Schiffahrt angelegt wurde, bey dessen in neuerer Zeit aber in Ausführung gebrachten Fortsetzungen das System der großen Schiffahrt angewendet wird, ein belehrendes Beyspiel giebt. —

Nach dem Entwurfe des Freyherrn von Pechmann soll der Kanal bey Kellheim anfangen. Von hier wird zehn Stunden weit die Altmühl bis Bayerisch-Dietfurt schiffbar gemacht, welche dafür hinlängliche Tiefe hat. Dann nähert er sich durch die Thäler von Ottmaring und der Sulz Neumarkt, in dessen Nähe er die größte Höhe erreicht und beynahe sieben Stunden lang beybehält, dann sich gegen Nürnberg senkt, zwischen hier und Fürth die Pegnitz überschreitet, längs dem Thale der Regnitz an Erlangen und Forchheim vorüber sich Bamberg zuwendet, und dort in der Regnitz endet. Er erhebt sich von der Altmühl auf eine Höhe von 270 7/10 Fuß, und senkt sich von da bis Bamberg wieder um 630 1/2 Fuß, Erhöhungen, zu deren Uebersteigung 94 und zwar von Bamberg aus 69 und von Kellheim aus 25 Kammerschleußen nothwendig werden. Er wird mehrmals durch Bruckkanäle über Schluchten, Bäche und kleine Flüsse, als die Schwarzach, Pegnitz, Gründlach und Wiesent geführt. Einer dieser Bruckkanäle bey Burgthan, zwischen Neumarkt und Nürnberg ist mit Großartigkeit und Schönheit projectirt.

Die Ueberschreitung beträchtlicher Höhen, die deßhalb erforderliche große Schleußenzahl, mehrere wegen des gebirgigen Terrains nothwendigen Bogenbrücken und Durchstiche erzeugen allerdings Schwierigkeiten in der Ausführung; allein diese Schwierigkeiten können von dem Unternehmen nicht zurückschrecken. In anderen von Bergketten noch mehr durchschnittenen Ländern sind Kanäle unter mehr oder minder gleichen Umständen erbaut worden, und alle haben die glücklichsten Erfolge gewährt. Der erst kürzlich eröffnete Kanal von Bourgogne hat auf 30 Meilen Länge 189 Schleußen; der englische Kanal Grand-Trunk oder Trent an Mersey, welcher unter großen Schwierigkeiten erbaut wurde und die Centralkette der Insel durchschneidet, erfordert 75 Schleußen, drey große Wasserleitungen, 258 gewöhnliche Brücken, fünf Wasserreservoirs und endlich fünf unterirdische Gallerien zur Durchführung durch hohe Bergrücken, und des ungeheuern Aufwandes ungeachtet, welchen diese riesenhafte Anlage verursachte, verzinsten sich die Actien im Jahre 1831 nach M. Culloch's Dictionary practical, theoretical and historical of Commerce, London 1832 pag. 215, auf 75 Procent und ihr Verkaufswerth stieg von ursprünglichen 50 auf 620 Pf. Sterling.

(Schluß folgt.)

Berichtigungen.

Nr. 32 S. 256, Anmerk. 4) in Zeile 1: lies: there statt: ther; lies: which statt: wich; Z. 3 lies: italian e statt: italiane; Z. 5 when it statt: wencit. Anmerk. 6) Z. 1 lies: sich statt: ich.

Nr. 33. S. 262 Sp. 2 Z. 17 lies: von statt: vor; Z. 19 lies: 'ca statt: ca. S. 263 Sp. 2 Z. 22 lies: áu statt: aú.

Nr. 34. S. 268 Sp. 1 Z. 21 lies: γένεσθαι statt: γένεθαι. Sp. 2 Z. 10 lies: finden statt: werden; Z. 12 lies: Bezeichnungen statt: Beziehungen. S. 270 Sp. 1 Z. 14 lies: 'ca statt: ca. Sp. 2 Z. 9 lies: sie statt: hie.

Nr. XXI. u. XXII. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 28. May 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 43.

Inhalt.

I. Entwurf für den Kanal zur Verbindung der Donau mit dem Main. Auf allerhöchsten Befehl herausgegeben von Heinrich Freyherrn von Pechmann, königl. bayr. Oberbaurath und Ritter des Militär-Verdienst Max Joseph-Ordens; Mit einer Karte und sieben Steindrucktafeln. 4. 48 S. München 1832. In Kommission der G. Franz'schen Buchhandlung.

II. Die Kanalverbindung des Rheins mit der Donau. Unter Benützung amtlicher Quellen beleuchtet von L. Th. Kleinschrod, Ministerialrathe im k. b. Staatsministerium des Innern. Mit einem lithographirten Plane. 8. 82 S. München. 1834. In Kommission der G. Franz'schen Buchhandlung.

(Schluß.)

Das Füllen einer Kammerschleuße des projektirten Kanals erfordert vier Minuten. Rechnet man nun für das Aufziehen der Füllungs-Ventile, das Abspannen der Schiffspferde und die Oeffnung der Schleußenthore ebenfalls vier Minuten, so sind zur Passierung einer Schleuße acht Minuten erforderlich, die um so weniger als Zeitverlust angesehen werden können, als sie zu einiger Erholung und Fütterung der Schiffspferde dienen. Zum Füllen einer Kammerschleuße wird selbst in den kürzesten Kanalhaltungen die Senkung des Wasserspiegels nur 4/10 bayr. Zoll betragen; für befrachtete Kanalschiffe werden aufs Höchste 4 Fuß Wassertiefe erfordert und der Kanalstand ist auf 5 Fuß angenommen. — Der tägliche Frachtaufwand für den Transport eines mit einem Pferde bespannten Kanalfahrzeuges (dabey ist gerechnet: ein Pferd, ein Pferdeknecht, ein Schiffsjunge, ein Schiffsführer und Schiff und Geschirr) beträgt nach dem Entwurfe 5 fl. 15 kr. Zur Befahrung der ganzen Kanalstrecke von Bamberg bis Kelheim mit einzelen Pferden werden nicht volle 5 Tage erfordert. Die reinen Transportkosten für ein mit einem Pferde bespanntes Kanalfahrzeug betragen hiernach 26 fl. 15 kr. auf 23 Meilen. Rechnet man nun in Ansehung der Last nur 1000 Centner für ein Pferd, so ergiebt sich ein reiner Frachtkosten per Centner für die ganze Kanalstrecke von c. 1 1/2 Kreuzer.

Dazu die nach Verschiedenheit der Güter festzusetzende Kanalgebühr gerechnet, und zwar für eigentliche Handelsgüter des äußern und innern Verkehrs 15 kr. und 12 kr. per Centner, für Urprodukte 6 kr., und für Transporte noch geringeren Werthes, deren Gebühr nach ganzen Schiffsladungen zu bestimmen wäre, so kommt für Güter erster Klasse eine Kanalfracht von 3 Pfennigen, für die der zweyten von 2 1/2 Pfennigen und für die der dritten von 1 1/4 Pfennigen für Centner und Meile. Der Stand der Landfrachten von Bamberg aus gab im verflossenen Jahre nach dem Durchschnitte von sechs Hauptrouten des Königreiches berechnet (München, Regensburg, Nürnberg, Hof, Amberg und Anspach) einen Durchschnittsbetrag an Frachtkosten von 4 1/2 kr. per Meile und bayerischen Centner. Die Kanalfracht wird also für Güter erster Klasse um den sechsfachen, für die der zweyten Klasse um den siebenfachen und für die der dritten Klasse um den

zehenfachen Betrag geringer werden, als die Landfracht ist.

Bey angemessenem Pferdewechsel, welcher nach der Vollendung des Kanales sich sogleich von selbst etabliren wird, läßt sich sehr leicht nach dem Beyspiele der niederländischen und amerikanischen Kanaltransporte eine Beförderung von 15 Poststunden per Tag, daher eine dreytägige Kanalspedition erreichen, wodurch Güter, welche schnell an Ort und Stelle gebracht werden sollen, auch noch wenigere Frachtkosten erhalten.

Was nun die Herbeyschaffung der zum Kanalbau erforderlichen Summen betrifft, so können zwey Mittel in Anwendung kommen: das Eine wäre ein Anlehen, das man auf den Kanal fundirte, das andere eine Actiensammlung.

Die königl. Staatsregierung hat im Einverständnisse mit den Ständen des Reiches der Letzteren den Vorzug gegeben und über die Erbauung des Kanals unter dem 1. July 1834 ein Gesetz erlassen, welches die Erwerbung des in der bestimmten Richtung des Kanals gelegenen und für dessen Anlagen erforderlichen öffentlichen und Privateigenthums (nach Bestimmung des Tit. IV. §. 8. der Verfassungsurkunde und nach den Normen der hierauf bezüglichen Verordnung vom 14. Aug. 1815) als eine zur Beförderung des innern und äußern Verkehres dienende gemeinnützig öffentliche Anstalt zu behandeln bestimmt; 2) in der Ausführung dieses Unternehmens, dessen Beginnen von der Genehmigung der Staatsregierung abhängt, einer zu bildenden Privat-Actiengesellschaft, welcher die Staatsregierung die Entwürfe zu diesem Kanale zur Annahme vorlegen wird, das Privilegium ertheilt, und zugleich das Staatsministerium der Finanzen ermächtigt, dieser Gesellschaft, sobald dieselbe durch die Abnahme von der Hälfte des ganzen Fonds sich gebildet haben wird, mit dem vierten Theile der für die Ausführung ermittelten Actiensumme als Actionär (in Anwendung der im III. Titel der Verfassungsurkunde §. 6. Abschnitt 4. enthaltenen Befugniß über die Veräußerung und Verwendung des Staatsgutes) beyzutreten; 3) den Inhabern der Actien die Kanalanlagen als immerwährendes Eigenthum zusichert; 4) für die Erhebung von Kanalgebühren nach einem von der Actiengesellschaft festzusetzenden Tarife derselben, ein Privilegium auf 99 Jahre ertheilt, unter der Bedingung jedoch, daß diese Tarifsätze ein Drittheil der Landfrachten für die gleiche Wegstrecke nach dem Durchschnittspreise ihres gegenwärtigen Standes nicht übersteigen dürfen; 5) endlich die Actiengesellschaft die Zusage giebt, daß der Kanal zu keiner Zeit mit einer andern Auflage unter irgend einer Benennung, als mit der auf das Areal desselben nach dem Verhältniß der Bonitätsklasse der daran stoßenden Grundstücke an repartirter Grundsteuer belastet werden solle.

Dadurch, daß die k. Staatsregierung ihren Beytritt als Actionär mit einem Viertheile des geschätzten Bauaufwandes erklärte und der Actiengesellschaft den hergestellten technischen Plan über die Ausführung zur Annahme vorlegt, hat sie unstreitig das Unternehmen sehr befördert, denn Ersteres spricht schon von selbst jene Sicherstellung des Nutzens der Anlage aus, ohne welche die Verwendung einer so bedeutenden Summe aus dem Vermögen des Staats für diesen Zweck verfassungsmäßig nicht geschehen könnte und durch Vorlage des Plans, den gründliche Techniker mit reifer Umsicht bearbeiteten und welcher aus beynahe fünfjährigen Vorarbeiten zur Aufnahme und vollständigen Prüfung des Unternehmens nach allen Richtungen hin hervorgieng, erspart sie der Actiengesellschaft einen mehrjährigen Zeit- und einen beträchtlichen Kostenaufwand und setzt dieselbe dadurch in den Stand, den Umfang und die Kosten des ganzen Unternehmens sogleich vollständig zu übersehen und ohne Verzug zur Ausführung zu schreiten.

Es läßt sich nicht denken, daß für die Erbauung eines Kanales von so unberechenbarer Wichtigkeit in Bayern weniger Theilnahme, Muth und Ausdauer gefunden werden sollte, als in England, Frankreich und Schweden bey ähnlichen Anlagen. Im Gegentheil! Ein glänzendes Beyspiel deutschen Unternehmungsgeistes und eiserner Beharrlichkeit wird gegeben werden und sicher steht die Hoffnung, daß in der Bekleidung des größten Nationalwerkes Bayern keinem andern Staate zurückstehen wird. Das Gefühl der Nothwendigkeit erweiterter und neuer Hülfsquellen für beynahe alle Volksklassen ist zu allgemein und zu tief, als daß nicht Jedermann die baldige Ausführung des Kanalbaues wünschen und nach allen seinen Kräften beytragen sollte. Eben so sicher ist die Hoffnung, daß Bayerns weiser Monarch, Sein fester Wille und Sein Eifer, Sein Volk glücklich zu machen, alle Hindernisse besiegen wird, welche unrichtige oder beschränkte Ansichten Seiner neuen großen Schöpfung entgegen stellen könnten, und so wie es Ihm gelang, die Fesseln zu zerbrechen, welche seit Jahrhunderten das Aufblühen der Gewerbe und des Handels in Deutschland hemmten, so wird er auch die sehnlichsten Wünsche aller Aufgeklärten Seines Volkes durch den Bau dieses Kanals erfüllen, und sich durch die glückliche Ausführung einer der größten und rühmlichsten Unternehmungen, deren sich je ein Regent zu erfreuen hatte, ein Monument setzen, das noch in dem Segen der entferntesten Generationen lauter sprechen und dankbarer und daurender seyn wird, als alle Denkmäler aus Marmor, von denen ein verflossenes Jahrhundert oft kaum noch Spuren übrig läßt!! —

Wir glauben am Schluße dieser Erörterungen noch mittheilen zu müssen, daß Se. Majestät der König eine eigene Vollzugs-Kommission für das Kanalgesetz in dem königl. Staatsministerien des Innern und der Finanzen

angeordnet und dieselben beauftragt hat, die Anerbiethungen zum Actienvereine für den Kanalbau in Empfang zu nehmen und vorläufig in so lang die Stelle eines Direktoriums der Actiengesellschaft zu vertreten, bis eine zureichende Zahl von Actionären zur eigenen Wahl ihres Direktoriums sich angesammelt haben wird. Alle dießfallsigen Submissionen sowohl, als Anfragen über diese Unternehmung sind demnach an die königl. Ministerial-Commission für den Kanalbau, in München, bis auf weitere Bekanntmachung der Actiengesellschaft einzusenden.

Jahrbücher des ärztlichen Vereins in München. Erster Jahrgang. Mit 1 Kupfer und 5 Steintafeln. München, 1835. Verlag der A. Weber'schen Buchhandlung (Jakob Bayer). gr. 8. S. I — VIII. und 1 — 237. Pr. 2 fl. 24 kr.

Wieder eine Zeitschrift mehr in der großen Fluth der medicinischen Journale, mit welchen monatlich, viertel-, halb- und ganzjährig die Mußestunden der Aerzte und ihr Geldbeutel in Anspruch genommen werden sollen! — Dessen ungeachtet begrüßen wir das Erscheinen dieser Jahrbücher mit freundlichem Sinne und wünschen denselben die regste Theilnahme von unsern Collegen. In Berlin kommen gegenwärtig drey und vierzig medicinische Journale heraus und in ganz Bayern ein einziges. In der That ein schreiender Abstand, der eben kein rühmliches Zeugniß von der schriftstellerischen Thätigkeit der Aerzte unsers Vaterlandes gibt! Um so mehr ist daher ein Verein zu loben, der sich durch mannichfache Hindernisse nicht abschrecken ließ, für die Wissenschaft zusammen zu treten und zu wirken und namentlich den vaterländischen Collegen mit schönem Beyspiele vorzuleuchten und sie zu gleichem Eifer anzuspornen. Seit einigen Jahren hat Süddeutschland überhaupt den literarischen Despotismus abzuwerfen gesucht, den Norddeutschland auf Geist und Wissenschaft, namentlich in diesem Jahrhunderte, mit großer Anmaßung und stolzem Dünkel ausübte. Mit jeder Messe wird dieses lobenswerthe Bemühen von glänzenderen Erfolgen gekrönt und auch die überschriebenen Jahrbücher liefern einen nicht unrühmlichen Beweis dieses fortgesetzten Strebens. Der Name Jahrbücher klingt freylich etwas pradlerisch für den schlanken nur fünfzehn Bogen starken Band, aber jeder Strom ist zuerst Quelle, und der Inhalt steht dem der gepriesensten medicinischen Journale Norddeutschlands nicht nach, wie wir gleich zeigen werden.

S. III — VIII. Vorrede. Der ärztliche Verein gibt die Gründe durch gemeinsames Streben die Wissenschaft zu fördern rc., für das Erscheinen dieser Zeit an und ladet alle Collegen unsers Vaterlandes ein, sich dem Vereine anzuschließen, künftig ihre interessanten Beobachtungen, die gegenwärtig in Vergessenheit bleiben müssen, in diesem Journale niederzulegen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. „Durch reges Hinwirken zu einem gemeinsamen Zwecke (heißt es S. VII.) werden wir unserm Ziele näher rücken, unsere Kunst wird dabey gewiß eben so sehr gewinnen, als das gegenseitige Verhältniß, in welchem die Aerzte zu einander stehen, und nothwendig wird dem Vereine bayerischer Aerzte dann sowohl in seinem Vaterlande als im Auslande jene Achtung und jene Stellung werden, deren sich ähnliche Institute anderwärts erfreuen.

I. Geschichte des ärztlichen Vereins in München von Dr. Ullersperger. S. 1 — 27. Der ärztliche Verein, in seiner jetzigen Gestalt, besteht seit einem Jahre und hat größtentheils jüngere Aerzte zu Mitgliedern. Schon in dieser Hinsicht läßt sich erwarten, daß der rege Eifer, womit sie dieses Institut gegründet, nicht so leicht erkalten werde. Es sind dieser Mitglieder sechs und zwanzig. Die Gesammtzahl der praktischen Aerzte von München beträgt, wenn wir nicht irren, hundert vier und zwanzig.

II. Ueber die Heilung der Trepanations-Wunden und der Knochenverletzungen überhaupt. Von Dr. Weißbrod, Kreismedicinalrath und ordentl. Professor. S. 27 — 71. Eine ausgezeichnete Abhandlung. Der Verf. beweiset durch die Sektion eines Mannes, welchen er wegen Kopfverletzungen in seinem sieben und fünfzigsten Jahre trepanirt hatte und der drey Jahre später plötzlich an Convulsionen starb, daß die Trepans-Oeffnung größtentheils durch Callusbildung zuheilt, welche letztere von der Glastafel des Craniums hauptsächlich ausgeht. Er hat seine Beweisführung mit eben so viel Nüchternheit als umsichtigem und scharfem Urtheile bewerkstelligt und hiedurch Lösung nebst Klarheit in die Verwirrung und das Dunkel gebracht, in dem bis jetzt fast alle Wundärzte, selbst die berühmtesten Autoritäten, rücksichtlich der Trepanations-Wunden befangen waren. Im Verlaufe seiner Abhandlung nimmt, durch obigen Sektionsbefund bestimmt, der Verfasser zugleich eine Untersuchung über die Theorie der Knochenvernarbungen und Reproduktion der Knochensubstanz überhaupt vor. Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß die alte Galen'sche Lehre, welche die Bildung der Knochennarbe von den Enden, Flächen und Rändern der Knochenbrüche selbst ableitet, die richtige sey; daß ferner die Wiedererzeugung verlorner Knochensubstanz nicht von der Beinhaut und dem Markgewebe, wie mehrseitig behauptet wurde, sondern von den Knochen selbst ausgehe. Die beygefügten Abbildungen sind rein gehalten.

III. Jahresbericht über die Abtheilung der syphilitischen Kranken im allgemeinen Krankenhause in München. Erstattet von dem ordinirenden Arzte jener Abtheilung Dr. Horner, Prof. honor. der Ludwig-Maximilians-Universität. S. 71 — 82. In diesem Jahresberichte erfahren wir, daß Hr. Dr. Horner vom 1. Oktober 1833 bis letzten September 1834 im allgemeinen Krankenhause 411 „venerische und syphilitische Kranke“ behandelte. Der Verf. unterscheidet, S. 72 ganz kurz angedeutet, ein venerisches und ein syphilitisches Gift. Wir müssen hier schon die eigenen Worte des Aufsatzes anführen: „Ersteres ist dasselbe Gift, das wie schon aus den ältesten Gesetzbüchern der Juden kennen gelernt haben und das sich aus den verschiedenartigen Sekretionen und Profluvien der Geschlechtsorgane beyder Geschlechter, sobald der Geschlechtstrieb entartet, und besondere begünstigende Verhältnisse einwirken, entwickelt. Es erzeugt zwar dieselben Krankheitsformen wie das syphilitische Gift; seine Krankheitsprodukte sind aber äußerst gutartig, weichen den einfachsten Mitteln, und verschlimmern sich durch den Gebrauch der Merkurialien. Aus diesem venerischen Gifte entwickelte sich nun später, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als eben die Lepra in ihrer Blüthe stand, das syphilitische Gift und gleichsam durch die Begattung der beyden Gifte unter besonders begünstigenden Einflüssen. Dieses syphilitische Gift, welches dem menschlichen Organismus höchst feindlich ist, pflanzt sich gegenwärtig nur durch Kontakt fort; dagegen entwickelt sich das venerische Gift spontan und nimmt dann auch die Natur eines Kontagiums an, steigert sich aber nur durch falsche Behandlung zu einer Bösartigkeit.“ Die Geschichte und Erfahrung im Allgemeinen spricht nicht für die Theorie des Verf. (die übrigens nicht neu ist), worin Referenten wohl jeder beystimmen wird, der syphilitische Krankheiten häufig zu beobachten und zu behandeln Gelegenheit hat. Der Verf. theilt dann Bemerkungen über Pathologie und Therapie syphilitischer Krankheitsformen mit, gegen welche so manches einzuwenden wäre, worauf wir aber hier nicht eingehen können. Im Ganzen ist dieser Jahres-Bericht viel zu aphoristisch. Der Verf. entschuldigt sich zwar am Schlusse desselben, indem er sagt: „So schließe ich diesen, in engen Kreisen sich bewegenden Jahresbericht mit dem Wunsche, der geneigte Leser möge die darin fühlbaren Lücken nicht dem Mangel meiner Aufmerksamkeit beymessen, sondern den Gränzen, die ich mir absichtlich gesteckt habe.“ Das ist eben das Bedauernswerthe in der Sache, daß der Verf. für gut fand, sich diese engen Gränzen zu stecken! So groß die Literatur über die Syphilis ist, so ist man, bekanntlich, mit dieser Krankheit in Bezug auf ihre Naturgeschichte und Heilung nichts weniger als im Reinen, und solche Institute, wie der Hr. Verf. einem als ordinirender Arzt vorsteht, sind es namentlich, wo etwas Ersprießliches geschehen kann und auch erwartet wird. Möge der Herr Verf. in einem künftigen Jahresberichte die Gränzen seiner Untersuchungen und Mittheilungen erweitern. IV. Die Molken- und Bade-Anstalt Kreuth in den Jahren 1833 u. 1834. Von Dr. C. Krämer, königl. Badarzte daselbst, Docenten an der königl. Ludwigs-Maximilians-Universität in München rc. S. 73 — 114. Der Verf. nennt den Bericht über die neueren Ergebnisse der ihm anvertrauten Anstalt kurz. Wir finden ihn jedoch in Bezug auf den Umfang der ganzen Schrift und den Inhalt der übrigen Abhandlungen dieser eben so lang, wie den dem Namen beygedruckten Titel des Verfassers. V. Ueber die Blutgefäße des Uterus. Von Professor Dr. E. Schneider. S. 115 — 122. Hr. Prof. Schneider hatte Gelegenheit den schwangern Uterus einer Person, welche im fünften Monate der Schwangerschaft an der Lungensucht gestorben war, zu injiciren und als Präparat darzustellen. Der hiebey vorgenommenen Untersuchung zufolge schließt sich der Herr Professor denjenigen Meinungen, in Bezug auf die Struktur des Uterus, an, welche Muskelfasern annehmen, glaubt aber, daß diese den kleinsten Theil an der Organisation desselben haben. Rücksichtlich der Frage, ob ein Gefäßzusammenhang zwischen Mutter und Kind statt finde oder nicht, äußert sich der Verf., auf fraglichen Injektionsbefund gestützt, dahin, daß die Möglichkeit einer solchen Gefäßverbindung mit vieler Wahrscheinlichkeit sich annehmen lasse, da die Thatsache feststehe, wie die Blutgefäße des Uterus in bedeutender Anzahl, besonders die Venen, tief in das Innere der Placenta eindrängen, sich dann verästelten und verzweigten, und hier mit den Gefäßen des Foetus in unmittelbare Berührung kämen. Schade, daß auf der beygegebenen Abbildung die Gefäße nicht colorirt sind, indem dieselbe dann viel instruktiver gewesen wäre! Die Arbeit des Herrn Professors ist übrigens ein sehr schätzbarer Beytrag für Anatomie, Physiologie und Geburtshilfe, und gewinnt gegenwärtig um so mehr Bedeutung, da die von Hunter vor vielen Jahren ausgesprochene, von andern vielfach bestrittene Behauptung, große Blutgefäße der Mutter gingen in die Placenta etc. neuerdings von Robert Lee in seiner Schrift Recherches on the Pathology and Treatement of some of the most important Diseases of Women. London, 1833, verdeutscht von Schneeman. Hannover, 1834 — einer nähern Prüfung unterworfen und dann als irrig bezeichnet wird.

VI. Ueber die Gränzen der Staatsgewalt in Bezug auf medicinische Systeme. Von Dr. Karl Pfeufer, praktischem Arzte zu München. S. 122 — 135. Es wird hier die Frage erörtert, ob der Staat die Ausübung der homöopathischen Heilmethode zulassen oder ausschließen solle und könne. Die Antwort fällt (wie zu erwarten war, denn kein wahrer Anhänger der Wissenschaft wird diese unter die Zuchtruthe der Polizey

wünschen wollen), verneinend aus: d. h. daß der Staat nicht das Recht habe, das Heilen nach irgend einer medicinischen Theorie geradezu zu verbieten. Der Aufsatz ist mit Geist und Witz geschrieben. VII. Vorwort zu der Abhandlung des Hrn. Dr. Fischer, k. Landgerichtsphysikus zu Waldsassen über das Bad und die Mineralquellen zu Wiesau. Von Dr. Graf. S. 135 — 142. Der Verf. dieses Artikels, ein Sohn des berühmten Balneographen, Medicinalrathes Graf, Leibarzt der Königin Mutter und Medicinalrath, legt den Collegen unsers Vaterlandes an's Herz die inländischen Quellen, deren es so viele und so reichhaltige gibt, mehr zu beachten, und ihre Kranken nicht in kostspielige Bäder des Auslandes zu schicken, während unser Vaterland Bäder mit denselben Mineralwässern besitze. Er macht daher ferner jene darauf aufmerksam, die vaterländischen Quellen mehr zu studieren, indem gegenwärtig das Studium der Heilquellen keinen unbedeutenden Theil der Materia medica ausmache u. s. w.

VIII. Ueber das Bad und die Mineralquellen von Wiesau im Obermainkreise, k. Landgerichts Waldsassen. Von Dr. Fischer, k. Landgerichts-Physikus zu Waldsassen. S. 142 — 173. Der Verf durchgeht zuerst die kleine Literatur, welche bereits über die Mineralquelle von Wiesau existirt, und beantwortet dann folgende sich gestellte vier Fragen: 1) In welchem Zustande sich gegenwärtig Quellen und Badanstalten zu Wiesau befinden? So geeignet die Lage Wiesau's für ein Bad ist, so herrlich im Erfolge seine Heilquellen sind, so mangelhaft und ärmlich sind die Anstalten, Gebäude ꝛc. 2) Welcher Platz dürfte dem Wiesauer Bade anzuweisen seyn unter ähnlichen Bädern? Die Stahlbäder, welche mit Wiesau in Parallele laufen, sind: Pyrmont, Schwalbach, Steben, Bocklet, Brückenau, Alexandersbad, Cudowa, Spaa. Aber Wiesau besitzt den Vorzug, daß bey einer Badekur auch eine entsprechende Trinkkur statt finden kann, was gewissermaßen bey Steben, Alexandersbad, Liebenstein, Kudowa ꝛc. nicht der Fall; ferner sind nebst den zwey Quellen, welche kohlensaures Eisen enthalten, zwey andere neuerdings entdeckt worden, von denen die eine auflösend, die andere gelind stärkend ist. Welcher Reichthum an Mitteln zu Erfüllung verschiedener Indikationen! 3) Mit welchen Mitteln kann Wiesau ein besuchter Badeort werden? Hiezu wären keine beträchtlichen Mittel, hauptsächlich guter Wille der bayerischen Aerzte nöthig. 4) Welche Hoffnungen für Aufblühen und Gedeihen der Heilquellen und Badanstalten von Wiesau gegenwärtig zu hegen sind? Leider geringe. Desto mehr haben wir von der Zukunft zu erwarten. IX. Eigenthümliches Brustleiden. Mitgetheilt von Dr. H. Oettinger, praktischem Arzte. S. 173 — 182. Der Verf. theilt eine Krankengeschichte nebst Sektionsbericht eines Falles mit, der in Bezug auf pathologische Anatomie interessant ist. In der Leiche einer Frau von 50 Jahren fand Hr. Dr. Oettinger ein Steatom und zwar im Mediastinum anterius der Brusthöhle, Markschwamm in den Lungen, nebst den Spuren von Hydropericardia. Hier kann jedoch Ref. die Bemerkung nicht unterlassen, daß Hr. Dr. Oettinger auf den Styl in seinen etwaigen ferneren Aufsätzen mehr Sorgfalt verwenden möge, denn z. B. der Satz S. 175 „der Puls frequent und celer, unterdrückt übrigens, jedoch rhytmisch" — thut Ohren und Augen weh.

X. Krankengeschichte eines interessanten — als Hydrops saccatus diagnosticirten — Falles. Mitgetheilt von Dr. A. Urban, praktischem Arzte. S. 182 — 199. Die Kranke, 34 Jahre alt, kam mit dem Leben davon. XI. Versuche über die blutstillende Wirkung des Kreosot. Mitgetheilt von Dr. Bonifacius Müller. S. 199 — 299. Recht zweckmäßige Versuche, an Hunden angestellt, deren Resultat ist, daß dem Kreosot die blutstillende Wirkung, die vielseitig bestritten wird, in hohem Grade zukommt. Versuche mit Aqua Binelli hatten keine so guten Erfolge. Möge der Hr. Verf. diese Versuche fortsetzen und das Ergebniß seiner Zeit bekannt machen! XII. Ueber ein Instrument zum Seitensteinschnitte. Von Dr. Bonifacius Müller. S. 209 — 214. Ein neues Instrument mehr! Ueber seine Zweckmäßigkeit läßt sich vor der Hand nichts sagen, da man etwaige Vortheile mechanisch complicirter Instrumente erst beym Operiren erkennen kann. XIII. Die herrschende Krankheits-Constitution in München im Jahre 1834. Mitgetheilt von Dr. Franz Horner. S. 214 — 225. Ein guter Aufsatz. Nur macht man bey ihm, wie bey oben erwähntem Jahresberichte die eben nicht empfehlende Bemerkung, daß die nothwendige genauere Ausführung fehlt. Der Verf. entschuldigt sich auch hier wieder, und zwar mit dem Mangel an Zeit, da er den Aufsatz in kurzer Dauer habe fertigen müssen. Abgesehen davon, daß Ref. nicht verstehen kann, wie bey einer solchen Arbeit, die wenig Nachdenken erfordert (indem sie mehr in einem Niederschreiben selbst gemachter oder von andern mitgetheilter Erfahrungen besteht), der Verf. eine Entschuldigung der Art vorbringen mag, hat derselbe dem ärztlichen Vereine gewiß kein Kompliment gemacht, indem dieser Aeußerung des Verf. nach zu schließen, die Herausgabe des fraglichen Jahresberichts eine sehr übereilte Sache gewesen wäre, welchem Gedanken aber Ref. nicht im mindesten Raum geben kann. Die Krankheits-Constitution im verwichenen Jahre läßt sich im allgemeinen folgender Maaßen (mit des Hrn. Verf. eigenen Worten am Schlusse seiner Abhandlung) bezeichnen: „Wir sahen nämlich im Verlaufe eines äußerst warmen und trockenen Jahres in den organischen Säften das gallige Princip zur möglichsten Höhe seiner Ausbildung und seiner Herrschaft gelangen. Während nun unter gleichen herr-

schenden Verhältnissen in benachbarten Ländern und Provinzen bösartige Fieber zu verderblichen Epidemien sich steigerten, so in Würtemberg; sahen wir bey uns nur einzelne Nervenfieber, und darunter nur sehr wenige mit bösartigem Charakter. Gewiß verdanken wir diese Erscheinung unserer endemischen Krankheits-Constitution, die vorzugsweise den entzündlichen Krankheitscharakter begünstigt. XIV. Ueber das Mortalitäts-Verhältniß in München. Mitgetheilt von Dr. Seiler. S, 225 — 227. Gemäß einer sechsjährigen Zusammenstellung der Sterbfälle ergibt sich, daß von sechs und dreyßig Personen alljährlich nur eine stirbt. Gewiß ein günstiges Verhältniß, noch dazu in einer Hauptstadt! — Dem Aufsatze ist eine Tabelle beygefügt, in welcher man die Sterbfälle vom 1. Oktober 1833 bis 1. November 1834 nebst den veranlassenden Krankheiten aufgezeichnet findet.

XV. Daselbe. Das k. Militär-Krankenhaus betreffend. Von Dr. v. Hartz, k. Unterarzte. S. 228 — 231. Die Zahl der Kranken betrug 3215. Hierunter waren 357 Venerische und 699 Krätzige. Von sämmtlichen Kranken starben neun und fünfzig. XVI. Meteorologische Beobachtungen, angestellt zu München vom 1. November 1833 bis zum 1. Oktober 1834. Zusammengestellt von Dr. J. H. Schultes. S. 231 — 137. Die Beobachtungen beschränken sich auf solche des Thermometer- und Barometerstandes nebst Angabe der Winde, was der Hr. Verf. gleich im Anfange seiner Mittheilung bemerkt. Am Schluße der letztern verspricht er für das nächste Jahr seinem Berichte eine größere Vollkommenheit zu geben.

Die Ausstattung der Schrift von Seite der Verlagshandlung verdient lobende Anerkennung.

Dem ärztlichen Vereine selbst wünschen wir das beste Gedeihen. Möge er durch etwaige sich ergebende Hindernisse in dem erfreulichen und segensreichen Streben sich nicht aufhalten lassen, seinen Wirkungskreis zu erweitern, und das wissenschaftliche Leben unserer vaterländischen Collegen durch schönes Beyspiel in Wort und That mehr und mehr anzuregen! Unsere Collegen aber bitten wir, eine so freundschaftliche und zu so edlem Zwecke ergangene Einladung von Seite des ärztlichen Vereins nicht unbeachtet zu lassen.

Ludw. Dieterich.

Handbuch der Geschichte und Literatur von Dr. Ludwig Wachler. Dritte Umarbeitung. Erster Theil. Leipzig 1833. XIV und 416; zweyter V und 463; dritter IV und 514; vierter V und 491 S. gr. 8.

Durch ernstliche Studien überzeugt man sich bald von dem vielseitigen Einflusse, welchen eine zweckmäßige Beschäftigung mit der Geschichte der Literatur auf Belebung und richtigere Leitung der Geistesthätigkeit hat, indem sie besonders gegen krankhafte Einseitigkeit verwahrt, und eine auf das in der Regel viele Keime edler Menschlichkeit erdrückende Geschäftsleben und auf den gesellschaftlichen Umgang übergehende, regsame Theilnahme an allgemein fruchtbaren geistigen Bestrebungen fördert. Die Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit dieser Erscheinung bestimmte den Verfasser, als er kaum 25 Jahre alt war, zur Ausarbeitung eines in zwey Einladungsschriften angekündigten Versuches einer Geschichte der literarischen Cultur (1793), der nach acht Jahren unbeendet abgebrochen wurde. Ein Jahrzehent später erkannte er die Nothwendigkeit, den jugendlichen Versuch umzuarbeiten. So entstand (1804) das Handbuch, dessen angemessene Einrichtung und Ausstattung durch eine angenehme literarische Umgebung, in welcher er als Lehrer an der Hochschule zu Marburg lebte, sehr erleichtert wurde. Freunde unterstützten ihn mit Rathschlägen, Berichtigungen, Nachweisungen. Auch diese Arbeit genügte ihm bey seinem eifrigen Streben und den Fortschritten, die er machte, nach sechszehn Jahren wenig. Die öffentliche Anzeige der Verlagshandlung, daß der Vorrath der Exemplare beynahe vergriffen sey, gab zu neuer Durchsicht und Umgestaltung im Einzelnen Veranlassung. Daßelbe darf von dieser dritten Umarbeitung gesagt werden. Sie erscheint wirklich im Wesentlichen verändert und vielfach verbessert.

Die Bestimmung dieses Handbuches war anfangs eine zweyfache; es sollte theils bey Vorlesungen benützt werden, theils zum Handgebrauche dienen. Da er für die ersteren bereits ein vortreflliches Lehrbuch ausgearbeitet hat, so bleibt der zuletzt angegebene Zweck der allein gültige. Es soll das Streben der sich literarisch vorbereitenden Jugend, ein anschauliches Bild von den in Thatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart beurkundeten Bedingungen des durch Wissenschaft und Kunst geoffenbarten geistigen Lebens der Menschheit zu gewinnen, fördern, und beharrlichen Arbeitseifer, sich auf dem ungeheuern Gebiete der Literatur zurecht zu finden, wecken und unterstützen. Ein reichlich ausgestatteter Grundriß, an dessen Gebrauch sich der junge Mann gewöhnt hat, kann zum Nachschlagen und Nachtragen bequem benützt werden, und auch in dieser Hin-

sicht für alltägliches Bedürfniß vielfache Hülfe leisten. Der Begriff eines das fortgesetzte eigene Studium anregenden und erleichternden Handbuches schließt die Nothwendigkeit einer angemessenen Auswahl des Stoffes ein, und ermäßigt die strengern Forderungen an Vollständigkeit. Ueber die Grundsätze der Auswahl kann freylich gerechtet werden, und im Einzelnen trägt ein solches Werk die Eigenthümlichkeit seines Urhebers an sich. Doch würde demselben die Aufopferung oder Verläugnung geistiger und wissenschaftlicher Selbstständigkeit schwerlich zu großer Empfehlung gereichen. Der Einzelne, dessen eigenthümliche Erwartungen die gewünschte Befriedigung nicht finden, wird bey unbefangener Prüfung seines, das Ganze nach Einzelnem würdigenden Urtheils, willig eingestehen, daß seine Anforderungen ähnliche Ausstellungen und Mißbilligungen aus denselben Gründen von andern zu erfahren haben würden. Wird der Kampf mit dargebotenem Ueberflusse des Stoffes in gehörige Erwägung gezogen, so kann das Urtheil über das, was in solchen vorbereitenden Grundrissen zu wenig oder zu viel zu seyn scheint, nicht anders, als bedeutend gemildert werden.

Bey der strengsten Auswahl gebührt jedoch demjenigen eine Stelle, dessen allgemeinere Wirksamkeit und entscheidendes Eingreifen in das Ganze oder in mehrere Bestandtheile desselben anerkannt und nachweisbar ist, was von National-Literatur, Philologie, Geschichte, Philosophie, Mathematik und Naturgeschichte gilt. Demnächst hat die vorwaltende, sittlich feste, pädagogische Absichtlichkeit einer solchen Darstellung ihre unantastbaren Rechte. Herr Prof. Wachler hat sich überall bemüht, Achtung für das Geistige auf Erden anzuregen, zu nähren und zu stärken, die freye den Willen veredelnde Anerkennung der heiligsten Güter und Ansprüche der Menschheit zu beleben, das Gemüth zu dem Unvergänglichen hinzuziehen, männlichen Sinn für Licht, Wahrheit und Recht so zu befestigen, daß weder Lockungen eitler Sinnlichkeit, noch Schrecknisse der Gewalt ihn beugen, und die in allen Gestalten zudringlichen Versuchungen der Selbstsucht sein Daseyn und Wirken weniger gefährden können, und deßhalb nicht umsonst gearbeitet; sein Buch wird unserer Zeit treffliche Dienste leisten.

Vergleichen wir die einzelnen Theile, so bemerken wir das schönste Maßverhältniß. Die Dürftigkeit des vierten Theiles, welcher den Gang der wissenschaftlichen Literatur während der drey letzten Jahrhunderte in meist leichten Umrissen darstellt, kann in Gemäßheit der vorherrschenden Richtung des Handbuches erklärt werden. Die Andeutungen, welche der Verfasser giebt, sind nicht für den bestimmt, der die Literatur eines einzelnen wissenschaftlichen Faches kennen lernen will. Zur Befriedigung eines solchen gewissermaßen amtlichen Bedürfnisses sind Hülfsmittel genug vorhanden; hier konnte nur der Zusammenhang und die Wechselwirkung mannigfaltiger wissenschaftlicher Thätigkeit angedeutet, die Grundlage, auf welcher fortgebaut wird, bezeichnet, die geschichtliche Auffassung einer allgemeinen wissenschaftlichen Thätigkeit angedeutet, und die encyclopädische Uebersicht erleichtert werden.

Ein sehr bedeutender Mangel dieses herrlichen Werkes, den der Verfasser selbst eingesteht, besteht darin, daß die der Literatur verschwisterte artistische Kultur nicht gleichmäßig veranschaulicht wird. Der Verf. giebt auch die Gründe an, warum die artistische Kultur fehlt. Dieser Mangel hat theils in dem Bewußtseyn seiner allzu beschränkten Erfahrung und Einsicht, theils in der gewiß nicht überschätzten Schwierigkeit gehöriger Benützung der Vorarbeiten und in der kaum beherrschbaren Ueberfülle des Stoffes seinen Grund.

Raumersparung mußte bey übermäßigem Reichthume des Stoffes fast ängstlich berücksichtigt werden. Deßhalb hat er die Notizen möglichst zusammengedrängt. Wenn im Einzelnen Ausnahmen Statt finden, so hat dieß entweder in der Wichtigkeit oder dermaligen Neuheit des Gegenstandes oder in Berechnungen für besondere Bedürfnisse des jugendlichen Literaturlebens seinen Grund. Auch war bisweilen zu beachten, daß Hülfsmittel und Vorarbeiten weniger zugänglich, oder ihre angemessene Benützung für jetzt schwierig und die Folgerungen aus dem Gegebenen unsicherer sind. Die Vornamen der Gelehrten hat er nur mit Anfangsbuchstaben angedeutet, und die Büchertitel meist abgekürzt aufgeführt, ohne daß deßwegen die Auffindung eines Werkes erschwert wird. In den Verzeichnissen der Ausgaben der Klassiker sind die ersten typographischen Hervortretungen, die Anführer der Familien und die verdienstvollen Bearbeitungen der Texte bezeichnet. Jede andere Art von Vollständigkeit liegt außerhalb der Gränzen eines Handbuches. Abdrücke sind nur bey größeren und seltenern Büchern und bey solchen, die eigenthümliche Vorzüge haben, genannt; die Einführung mit neuen Titelblättern oder unveränderte Wiederholungen sind in Parenthesen bemerklich gemacht. Klassische Bücher, welche mit vollem Rechte dringend empfohlen zu werden verdienen, sind durch ein ihnen vorgesetztes Sternchen ausgezeichnet, und dieses ist auch zur Andeutung eines einzelnen Vorzuges gewisser Bücher (z. B. in Ansehung der Anmerkungen) benützt worden.

Nach diesen Bemerkungen, aus denen sich ergiebt, daß dieses Buch in der Anordnung des Ganzen und Auswahl des Stoffes ganz vortrefflich eingerichtet ist, und allen ausländischen Werken der Art als Muster dienen kann, gehen wir zur nähern Betrachtung der einzelnen Theile über, die freylich noch manches zu wünschen übrig lassen. In der Einleitung, welche 61 Seiten füllt, spricht der Verfasser nach Aufstellung eines Begriffes der Geschichte der Kultur zuerst von der all-

gemeinen Geschichte der literarischen Kultur und dann von der besondern Geschichte derselben in einzelnen Zeitaltern (S. 4), den einzelnen Völkern (S. 4), und geht sodann auf die Geschichte der wissenschaftlichen Geistesentwicklung (S. 4) und einzelner Wissenschaften (S. 5 f.) über, worauf eine Geschichte der Gelehrten folgt S. 7 flg.; welche zuerst (S. 8) nach der Zeitfolge, dann nach Völkern (S. 8) und endlich nach Wissenschaften (S. 8 f.) vorgeführt werden. Nach Vorausschickung einiger Bemerkungen (S. 9) über vermischte bibliographische Sammlungen handelt er von der Bibliographie (S. 9), der Schreibkunst (S. 9 f.), der Buchdruckerkunst (S. 11 f.), der Bücherkenntniß (S. 24 f.), der Würdigung der Bücher nach dem Innern und Aeußern (35 bis 41), von der Seltenheit (S. 42 f.), bezeichnet sodann die einzelnen Bestandtheile der besondern Literaturgeschichte (S. 50 f.), die Quellen und Hülfsmittel (S. 51 f.) und die Methode. Den Schluß bilden Grundlinien zur Geschichte des Studiums der Lit.-Geschichte (S. 59 f.). Wir finden in der Behandlung dieser einzelnen Theile eine solche Vollständigkeit des Wichtigsten, Genauigkeit und kritische Umsicht, daß sie unsere Erwartung ganz befriedigten, und selbst dem strengsten Richter entsprechen werden.

Die Geschichte der alten Literatur, welche der erste Theil umfaßt, theilt der Verfasser in vier Zeiträume, von denen der erste die dunkle Zeit bis auf Moses, der zweyte die Periode von Moses bis auf Alexander den Großen, die dritte die von Alexander dem Großen bis zum Tode des Kaysers Augustus, der vierte jene vom Tode des Kaysers Augustus bis zur Völkerwanderung enthält.

Unter den einzelnen Partien dieses Landes hat uns die Behandlung der morgenländischen Literatur am meisten entsprochen. Die Darstellung der Literatur der Griechen und Römer läßt, so vortrefflich sie im Ganzen ist, im Einzelnen Manches zu wünschen übrig. Die Bevölkerung Griechenlands leitet der Verf. (I. S. 99) aus Asien ab, was allerdings richtig ist, insoferne Asien mit Recht als die Heimath a l l e r Menschen betrachtet wird. Für die ersten Einwandrer hält er die Pelasger, von denen er glaubt, daß sie mit Urvölkern, welche von ostasiatischer Civilisation und Sprachbildung Einiges angenommen hätten, in Verbindung gedacht werden müssen. Diesen folgten die nach seiner Ansicht höchst wahrscheinlich mit ihnen verwandten kaukasischen Hellenen, welche die Oberhand gewannen, und sich in mehreren Stämmen verbreiteten. Wir wundern uns, wie ein Mann, der sich so lange mit der Geschichte beschäftigt, und alle neuen Forschungen kennt, solch eine verkehrte Ansicht haben kann. Nur soviel ist richtig, daß die Hellenen nicht die ersten Bewohner Griechenlands waren, sondern sich erst später ausbreiteten, was nicht bloß aus unzähligen Sagen hervorgeht, sondern auch Thucydides ganz bestimmt (I. 3.) ausspricht. Die Pelasger können aber keineswegs Einwandrer seyn, da sie Eingeborne heißen (Dionys. Hal. I. 11. 17. Apolod. III. 8. 1. Schol. Apoll. R. III. 1089. Paus. VIII. 1.) und als ein Zweig der Achäer zu dem hellenischen Volksstamme gehörten. Die ersten Bewohner waren thrakischer Abkunft; sie hatten sich unter verschiedenen Namen als Thraker, Leleger, Karer über Griechenland und die Inseln verbreitet. Dieß ergiebt sich zum Theil schon aus den Ueberresten der Baudenkmäler und den religiösen Einrichtungen; noch unzweifelhafter erhellt es aus den Erzählungen über die einzelnen thrakischen Sänger, die doch wohl nicht allein herumzogen, sondern mit dem Volke, dem sie angehörten, wanderten. Von der thrakisch-karischen Bevölkerung der Inseln spricht Thucydides (I. c. 4.) als von einer über jeden Streit erhabenen Sache. Daß die alten Thraker semitischer Abkunft waren, läßt sich aus der Aehnlichkeit der orphischen Lehre mit der indischen schließen. Die Hellenen gehörten zu den Japhetiden, worauf die Sage, daß Prometheus des Japetus Sohn sey, ganz deutlich hinweiset (cf. Hesiod. Theog. 507. Apollod. I. 2. 3. Schol. ad Homer. Il. XIV. 295. Aeschyl. Prometh. 18.). Die Thraker waren viel gebildeter, als die Hellenen, welche aus Ostasien einwanderten. Sie hatten Priesterstaaten, wie die Etrusker. Deßhalb erscheint die Grundlage der ursprünglichen Bildung religiös, in Thracien werden auch (was unsere Ansicht noch mehr befestigt) die ältesten Spuren religiöser Anstalten, Orakel, Mysterien und priesterliche Poesie wahrgenommen.

Noch mehr fiel es uns auf, daß der Verfasser an der Einwanderung ägyptischer und phönicischer Kolonisten gar nicht zweifelt; er glaubt sogar, daß die Niederlassungen derselben an verschiedenen Stellen gesellschaftliche Ordnung begründeten, die Lebenserfahrungen vermehrten, und zur Verbreitung gesetzlicher Sitten beytrugen, nachdem doch Carl Otfr. Müller zur Evidenz erwiesen hat, daß sich nie Aegyptier und Phönicier auf dem griechischen Festlande niedergelassen haben (cf. C. Otfr. Müller, Gesch. hellen. Stämme I. S. 109 ff. Prolegom. zu einer wissensch. Mythol. 185). Auch von der Poesie der thrakischen Sängerschule hat der Verf. (I. 107) eine irrige Ansicht. Er glaubt, daß sie nur in Göttersprüchen der Seher und Sibyllen, in gottesdienstlichen Gebethen und feyerlichen Gesängen, in Ausbrüchen begeisterter Frömmigkeit, verbunden mit Musik und Tanz, in Sittensprüchen und sinnbildlichen Betrachtungen über Natur und Welt, und in Verherrlichung der Lieblinge der Gottheit, oder in Kosmogonien, Theogonien und Herogonien bestand, und sonst nichts enthielt.

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 30. May 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 44.

Inhalt.

Handbuch der Geschichte und Literatur von Dr. Ludwig Wachler. Dritte Umarbeitung. Erster Theil. Leipzig 1833. XIV und 416; zweyter V und 463; dritter IV und 514; vierter V und 491 S. gr. 8.

(Schluß.)

Hätte er bedacht, daß der Thraker Thamyris ein epischer 'Αοιδος ist, der ganz nach homerischer Weise an den Fürstenhöfen im Peloponnes umherwandert, und seines Kunstübermuthes wegen von den Musen gestraft wird (Il. II. 594. Apollod. I. 3. 3. et Heyn. p. 14. Paus. IV. 33. Pharthen. Erot. 29.), so würde er von dieser Meynung abgekommen seyn. Die Strafe, die er von den Musen erleidet, bezeichnet wohl den weltlichen Dichter deutlich genug, und konnte dem heiligen Sänger dagegen, dem Verehrer der Götter gewiß nicht angedichtet werden. Die Sagen von Thamyris zeugen also ganz bestimmt für ein thrakisches Epos.

Darin aber hat Herr Wachler vollkommen Recht, daß die epische Poesie schon im griechischen Mutterlande Pflege fand. Nur hätte er diese Thatsache etwas näher bezeichnen sollen, damit man einsähe, wie sie in Kleinasien so früh und in so kurzer Zeit eine so hohe Stufe von Vollendung erlangen mußte. Der homerische Gesang setzt Jahrhunderte lang die Sage voraus, die doch, da bey einem Naturvolke, wie es die Hellenen waren, aller feyerliche Vortrag vom Anfang poetisch war, auch poetisch tradirt wurde (cf. C. O. Müll. Orchom. I. 387.). Dagegen ist schwer zu begreifen, wie Herr Wachler rücksichtlich der Entstehung der Ilias der Wolfischen Ansicht zugethan seyn kann (I. S. 110), da doch ihre Unrichtigkeit durch die neuesten Forschungen klar genug erwiesen worden ist. „Was, sagt er, mehre Einer Schule angehörige, von Einer Idee begeisterte, mit gleicher (?) Vorbildung ausgestattete Sänger über diesen Gegenstand mitgetheilt, und theils durch Vollständigkeit der einzelnen, sich wechselseitig ergänzenden Bestandtheile, theils durch innere Trefflichkeit der Darstellung zum geistigen Gemeingute des für Nationalehre empfänglichen Volkes erhoben hatten, bildete eine Reihe epischer Gesänge, welche eine sie verbindende Zusammenstellung zuließ, und nach dem geachtetsten Barden Homerus, der die Ideen angegeben, und dadurch die Ausführung geleistet hatte, benannt wurde.“ Wie wäre es möglich, daß sich in einem Gedicht eine so innige Harmonie der einzelnen Theile ausspräche, wenn es mehrern Sängern seine Entstehung zu verdanken hätte? Wenn diese Sänger auch alle von einem Meister unterwiesen worden wären, so würden sie doch bey der eigenthümlichen Beschaffenheit ihrer poetischen Anlagen weder in der Auffassung des Stoffes, noch in der dichterischen Behandlung so wunderbar mit einander übereinstimmen. Wie wäre es möglich, verschiedenartige Stücke zu einem in sich durchaus vollendeten Ganzen zu verbinden, ohne dieselben gänzlich umzuschmelzen?

Auch die Behandlung der Elegie bedarf einer größern Umsicht. Besonders fiel uns auf, daß der Verf. die Ursachen ihrer Entwicklung nicht gründlicher darlegte. Er bemerkt über ihre Entstehung nur Folgendes: „In den Zeiten der werdenden Freyheit sprach sich das bewegte Gefühl des Einzelnen in kräftiger Eigenthümlichkeit aus. Der Pentameter trat zum Hexameter hinzu; mit dem Distichon, der ersten, einfachen lyrischen Strophe, entstand die jonische Elegie, den Uebergang

zur Lyrik vermittelnd; sie hielt sich an äußerlich gegebene Verhältnisse, des Gemeinwesens Wohl und Gefahren, oder den Genuß des Lebens, oder die Belehrung sittlicher Weisheit erfassend, daher ist sie bald kriegerisch und politisch, bald erotisch, bald didaktisch; erst später durch den Athener Simonides trauernd und tröstend."

Wir wünschten, daß Herr Wachler auf die Lage der öffentlichen Verhältnisse nur mit einigen Worten hingewiesen hätte. So lange die Sänger an den Höfen der Könige und Fürsten geehrt waren, und ein sorgenfreyes Leben hatten, kamen sie mit den Zeitverhältnissen in keine nahe Berührung. Sie konnten ganz ihrem Genius folgen, und was sollte sie wohl mehr begeistern, als der Glanz der Thaten, welche die Heroen vollbrachten? Als aber eine gänzliche Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse eintrat, das Königthum aufhörte, und verschiedene Stürme das Gemeinwesen erschütterten, hörte die glückliche Lage der Sänger auf; sie wurden in die Leiden der Gegenwart verwickelt. Daher waren diese der Gegenstand ihrer Muse, oder sie wiesen auf die Mittel hin, die sie für geeignet hielten, den Gebrechen und Uebeln abzuhelfen, die sie theils in der Tapferkeit, theils in einem wohlgeordneten Leben suchten. Daher drückten sie theils den Schmerzen aus, mit dem sie die Leiden erfüllten, theils wohlwollenden Rath, theils forderten sie zum Heldenmuth und zur Tapferkeit auf. Auch bey der Satyre hätte der Verf. etwas tiefer in die Verhältnisse des hellenischen Lebens eingehen, und wenigstens mit einigen Worten an die Ceresfeste erinnern sollen, von denen diese Dichtungsart ausgegangen ist.

Die verschiedenen Ursachen, welche zusammenwirkten, daß sich die griechische Lyrik in so vielen Zweigen und so schön entwickelte, hat er ebenfalls mit Stillschweigen übergangen. Seine Einleitung ist ganz kurz. Sie lautet also: „Die der Elegie verwandte äolisch-melische Lyrik feyerte vaterländische Ehre, Freyheit, Tapferkeit und gleichmäßig mit leidenschaftlicher Tiefe und Wärme die Gefühle der Liebe und Freundschaft oder in sorgloser Heiterkeit gesellschaftliche Lebensfreuden (I. S. 120). — Die dorisch-chorische Lyrik, ernst, feyerlich und kräftig, wesentlicher Bestandtheil des öffentlichen Lebens, das Göttliche verherrlichend, Gesetzlichkeit und Sittlichkeit fördernd, erhob sich in ihrer Vollendung in vielfach wechselnden Weisen zu einem dreygliederigen Systeme, bestehend in Strophe, Antistrophe und Epodos." Herr Wachler fängt mit der Lyrik zu spät an. Sie reicht viel weiter hinauf. Allerdings ist bey Homerus von andern Liedern, als solchen, welche Thaten der Helden verherrlichen, selten die Rede. Selbst Achilles erzählt die Thaten der Männer. Deßhalb darf man aber nicht glauben, daß sich die lyrische Poesie bey den Griechen erst aus dem untergehenden Epos entwickelt habe. Eine solche Einseitigkeit und unnatürliche Trennung läßt sich bey den Alten nicht voraussetzen; die wenigen Spuren, die bey Homer vorkommen, reichen hin zu beweisen, daß eine solche Trennung nicht statt fand. Der Grund, warum die lyrische Poesie im heroischen Zeitalter noch im Hintergrunde steht, liegt darin, daß die Gefühle von zarter Natur schwerer zu schildern und eigenthümlicher zu bezeichnen sind, als äußerliche Erscheinungen oder Thaten. Haben die Lieder keine Bedeutung, so verhallen sie, wie die Gefühle verflattern. Unter dem Volke war aber der lyrische Gesang schon erwacht, und hatte sich bereits in verschiedenen Zweigen entfaltet. Ein Scholiast (ad Il. I. v. 473.) führt an, daß in den heroischen Zeiten bereits fünf Arten von lyrischen Gesängen gewöhnlich waren. *Πέντε δὲ αἱ παρὰ τοῖς ἥρωσιν ᾠδαί, σωφρονιστικὸν, ὡς τὸ τοῦ ἀοιδοῦ Κλυταιμνήστρας* (Od. III. 267.) *ἐγκωμιαστικὸν, οἷον Ἀχιλλεὺς εὕρηται ᾄδων* (Il. IX. 189.) *παιανικὸν, ὡς νῦν· θρηνητικὸν, ὅπερ ἐπὶ γυναικῶν μᾶλλον τάσσει· „ἄνερ, ἀπ' αἰῶνος νέος ὤλεο* (Il. XXIV. 725.) *καὶ ὑπερχηματικὸν" κοῦροι δ' ἐπιλήκεον ἄλλοι* (Od. VIII. 973). Das Trauerlied und das Tanzlied haben sich gewiß neben dem Päan der sorgfältigsten Pflege erfreut. Die Todtenklage, d. h. der Ausdruck des Jammers, und der Ausdruck der Freude beym Tanz sind als die zwey ältesten Gattungen lyrischer Poesie zu betrachten. Wie der Mensch durch Weinen in die Welt tritt, scheint er auch in das geistige Leben durch Klagen erst recht eigentlich einzutreten. Auch die Tischlieder waren im heroischen Zeitalter nicht ungewöhnlich; sonst hätte man diese angenehme Würze des Lebens von den Menschen nicht auf die Götter übertragen können (Il. I. 603.). Auch das Liebeslied scheint schon einen hohen Grad von Ausbildung erlangt zu haben (Il. III. 54). Daß die Hochzeitlieder damals gewöhnlich waren, ergiebt sich nicht bloß aus mythischen Sagen, sondern auch aus der Ilias, wo eine Hochzeit beschrieben wird (Il. XVIII. 493). Auch ist die Sage in Erwägung zu ziehen, daß das Haupt und die Lyra des zerrissenen Orpheus von den Wellen zur äolischen Insel Lesbos hinübergespült worden seyen. Daraus scheint doch wohl hervorzugehen, daß die äolische Kolonie, welche über das äolische Thrake und den Seehafen dieses Landes in ihr neues Vaterland gelangte, den lyrischen Gesang schon in der frühesten Zeit pflegte, denselben also aus der Heimath in das neue Vaterland mitgenommen habe.

Das lyrische Drama, welches durch Aeschylus eine hohe Ausbildung erlangte, und in der neuern Zeit näher beleuchtet ward, so daß der Geschichtschreiber nicht mehr ohne Vorgänger ist, hat der Verf. ganz mit Stillschweigen übergangen. Die Entwicklung der dramatischen Poesie hätte auch sorgfältiger erörtert werden dürfen. Herr Wachler beschränkte sich auf folgende Bemerkung: „Das Drama, lyrische und epische Bestandtheile in sich vereinigend, ging aus den, mit religiöser Orchestik und Mimik verbundenen dithyrambischen Chören hervor, welche bey der Dionysos-Feyer herkömm-

lich waren.“ Nach dieser Meynung wird das Drama mit der lyrischen Poesie dergestalt verknüpft, als ob es höchstens ein frischer Zweig auf dem alten Stamme gewesen sey. Das Drama ist aber auf die mimische Anlage im Menschen zurückzuführen. Dieser mimische Bestandtheil hat sich bey den Griechen schon früh ausgebildet, und bey den meisten ihrer Feste reichliche Nahrung gefunden; in dieser Beziehung hängt das Drama mit den symbolischen Festgebräuchen aufs engste zusammen. Man konnte die einzelnen Mythen mehr oder weniger vollständig dramatisch darstellen. Von religiösen Gegenständen gieng man auf weltliche über. In der Odyssee werden Tänze erwähnt, welche eigentlich mimische Bestandtheile enthalten. Auch die Dithyramben nahmen etwas Mimisches in sich auf. Demnach kann man nicht behaupten, daß das Drama in seinem Elemente so neu sey, wie in seiner spätern Gestaltung, sondern muß bekennen, daß es seinem Wesen nach der ältesten Zeit angehöre. Auch wünschten wir, daß der Verfasser von dem Drama der Dorer ausführlicher gehandelt hätte.

Ueber die Anfänge der Komödie erklärt er sich (I. 125) ganz kurz: „Die Komödie, vorbereitet durch mimische Tänze und Darstellung lächerlicher Eigenthümlichkeiten und Zerrbilder des wirklichen Lebens, welche bey den Dorern, wie überhaupt bey den meisten, in Folge des fester gestalteten Gemeinwesens zu gesellschaftlicher Bildung heranreifenden Volksstämmen gefunden werden, entwickelte sich aus phallischen Chören der mit lustigen Umzügen und Gelagen verbundenen Dionysos-Feyer auf dem Lande.“ Die Entstehung der Komödie knüpft sich, wie die der Tragödie, an die Dionysos-Feste, die, wie jene der Demeter, mit fröhlichen Scherzen verbunden waren. Nur aus diesen giengen dramatische Versuche hervor. Sie hat demnach mit der Tragödie in einer Wiege gelegen. Nur hat sich diese an den dithyrambischen Chor angeschlossen, während sich die Komödie aus dem κῶμος, einem fröhlichen Zuge bey dem Bacchusfeste, entwickelte. Das Element der Komödie bildeten Späße, die in Jamben fast überall verbreitet waren, wo Dionysos-Feste gefeyert wurden. Selbst in Sparta, das nicht einmal am Bacchus-Feste die Trunkenheit zuließ, zeigte sich eine Neigung zu mimischen Tänzen. Die Anfänge der Komödie reichen in das früheste Alterthum hinauf. Vergeblich würde es seyn, unter den verschiedenen Orten denjenigen nennen zu wollen, in welchem sie sich zuerst entwickelte. So hat sich Sicyon die Erfindung der Komödie zugeeignet. Das attische Megara ist ein Hauptort, wo Lachen, Scherz und Witz einheimisch waren. Von hier gieng in Verbindung mit Korinthiern eine Kolonie nach Sicilien ab. Auch daselbst hat die Komödie einen ähnlichen Charakter angenommen, wie im eigentlichen Griechenland. Schöll mochte deßhalb Sicilien und Unteritalien voranstellen. In dieser Annahme liegt aber ein gewaltiger Widerspruch, indem die Kolonie nur die Sitten der Mutterstadt haben kann. Für das attische Megara spricht auch der Umstand, daß Susarion von dieser Stadt gewesen seyn soll, der in Attika in dem Demos Ikaria spielte.

Bey der Aufführung der griechischen Historiker vermissen wir eine strenge Schilderung des Thucydides und Xenophon, welche doch nach Herodot unter allen griechischen Geschichtschreibern die erste Stelle behaupten. Ueber des Thucydides Werk äußert sich der Verf. ganz kurz (I. 137): „Es ist ungemein reich an scharfsinnigen Gedanken und tiefen Betrachtungen, sinnvollen Rückblicken und Untersuchungen; der sinn- und gedankenschwere, bis zur Dunkelheit gedrängte, im Ausdrucke oft ungewöhnliche Styl scheint dem der Sophisten nicht unähnlich zu seyn.“ Tiefer hat Wyttenbach (Praef. ad Eclog. histor. Amstel. 1794. 8. p. 11.) das Wesen des großen Geschichtschreibers aufgefaßt. „Der zweyte Geschichtschreiber, sagt dieser, ist Thukydides, ebenfalls der Palme würdig, aber in verschiedener Hinsicht. Denn er hat einerseits einen kleinern Gegenstand, die Geschichte der Griechen, vorzüglich des peloponnesischen Krieges, und erzählt nicht alles, was er gehört und gesehen hat, sondern meist nur das, was er der Erwähnung für würdig und nach Prüfung der Zeugen und Berechnung der Gründe für wahr erfunden hat, selten von seinem Zwecke abweichend, und nur dann, wenn dieser Zweck selbst es fordert, derselben Kürze in der Rede beflissen, sowohl in den Worten, die einzeln eben so viele Gedanken enthalten, als auch in ihrer Verbindung, durch welche die Gedanken mehr zusammengedrängt, als aus einander gesetzt, zuweilen gar mehr verdunkelt, als ins Licht gesetzt werden. Aber bey dieser Zusammendrängung und Kürze ist es wunderbar, wie groß und erhaben er in seinen Ansichten ist, wie kräftig in Gedanken, wie bestimmt er in Tugenden und Lastern beurtheilt, wie einsichtsvoll und wahr er die Ursachen und die Erfolge, politische und militärische Einsicht entwickelt, wie scharfsichtig er die Absichten und innersten Falten des menschlichen Herzens ausspürt, wie lebendig er endlich die Begebenheiten erzählt, in welche mitten hineingerissen, das Gemüth des Zuhörers das Geräusch der Waffen zu hören, und den Kampf und Mord mit eigenen Augen zu sehen glaubt, und abwechselnd von mannigfaltigen Gefühlen bewegt und umgetrieben wird. Ausgegangen von ganz verschiedener wissenschaftlicher Bildung, als Herodot, hatte er nicht nur einen Lehrer der Beredsamkeit, den Antiphon, sondern auch einen des Denkens, den Anaxagoras. Wie über diesen ein Zeugniß des Marcellinus vorhanden ist, so kann man auch noch eine wahrscheinliche Vermuthung aus dem Beyspiele des Perikles ziehen, welcher ebenfalls die Erkenntniß göttlicher und

menschlicher Dinge, die ihm Anaxagoras mitgetheilt, zur Bildung seiner Beredsamkeit anwandte. Mir wenigstens scheint Thucydides sich so auf die Nachahmung des Perikles gelegt zu haben, daß er, da keine Schrift jenes Mannes mehr übrig ist, die Form und das Bild seiner Beredsamkeit durch das ganze Geschichtswerk ausgedrückt, der Nachkommenschaft hinterlassen hat.“ Bey Xenophon hätte auf den verschiedenen Charakter seiner historischen Schriften aufmerksam gemacht werden sollen. Wie die Erzählung selbst in der Cyropädie und Anabasis Fülle und Kraft hat, so ist sie in den Hellenicis zuweilen mager und schlaff, außer etwa, wo von Agesilaus und den Spartanern die Rede ist. Lobreden, wie in der Anabasis, auf den Cyrus und andere Feldherrn, finden sich hier nicht. Daher scheint Wyttenbachs Vermuthung, daß Xenophon in diesem Werke bloß die Skizze zu einer Geschichte entworfen habe, die er künftig mit mehr Beredsamkeit und Sorgfalt ausführen wollte, große Wahrscheinlichkeit zu haben. Dürftig finden wir auch die Anfänge der griechischen Beredsamkeit. „Wie (I. 144) das freye Gemeindewesen befestigt und geordnet war, und öffentliche Verhandlungen über gesellschaftliche Angelegenheiten statt fanden, gewann die Wirksamkeit auf den Willen des Volkes durch Rede eine immer höhere Bedeutung. Es läßt sich, selbst in Ermangelung ausdrücklicher Zeugnisse, kaum bezweifeln, daß in den jonischen Pflanzstädten, welche jeden geistigen Fortschritt begünstigten, und im vervollkommneten bürgerlichen Verkehr die Rechte des Verstandes und mit diesen das Gedeihen der Prosa hervortreten ließen, die natürliche Beredsamkeit zuerst geübt worden ist. Aber zum eigentlichen Schauplatz der Redekunst erhob sich Athen, und behauptete darin ein volles Jahrhundert (Ol. 90 bis 114) unbestreitbaren klassischen Ruhm. Sie begann in einfacher Kunstlosigkeit, seit Solons Zeiten; Themistokles, Cimon, Perikles, Alcibiades und mehrere ihrer Zeitgenossen stellten große Redemuster gedankenreicher Kürze, gehaltvoller Belehrung und Ueberzeugung im Staatsleben auf.“

Gegen diese Darstellung müssen wir zwey Bemerkungen machen. Der Verf. scheint die Ansicht zu haben, daß die natürliche Beredsamkeit sich erst bey den Joniern entwickelte, während sich doch aus den homerischen Gesängen, besonders aus den Reden des Nestor und Odysseus, und aus Hesiodus ergiebt, daß dieselbe bereits in dem heroischen Zeitalter eine hohe Stufe von Ausbildung erlangte. Auch wurde die natürliche Beredsamkeit in der Folge nicht bloß bey den Joniern und in Athen gepflegt, sondern es finden sich in den Werken der Alten deutliche Angaben, daß sie sich auch bey andern hellenischen Stämmen schön entwickelte. So wissen wir (Herod. V. 92.), daß der Korinthier Sosicles wegen seiner Beredsamkeit in hohem Ansehen stand; Thucydides sagt (IV. c. 84. sq.) dasselbe von Brasidas; Epaminondas zeichnete sich (cf. Cornel. Nep. c. 5. §. 1.) auch in dieser Hinsicht vortheilhaft aus.

Diese Art der Beredsamkeit, welche Wachler mit Recht die natürliche nennt, im Gegensatz der kunstgemäßen, erreichte die höchste Stufe der Ausbildung in Athen durch Solon, Themistokles und Cimon. Der Verf. rechnet auch den Perikles zu den Männern, welche sie, wie die oben genannten, weiter förderten, da doch allgemein bekannt ist, daß mit diesem großen Staatsmann eine neue Periode der griechischen Beredsamkeit, nämlich jene der kunstgemäßen begann, was Cicero (Brut. XI. 44.) ganz bestimmt ausspricht: Sed tum fere Pericles Xanthippi filius, de quo ante dixi, primus adhibuit doctrinam, quae quamquam tum nulla erat dicendi, tamen ab Anaxagora physico eruditus, exercitationem mentis a reconditis abstrusisque rebus ad causas forenses popularesque facile traduxerat. Hujus suavitate maxime hilaratae sunt Athenae; hujus ubertatem et copiam admiratae, ejusdem vim deinde terroremque timuerunt. Haec igitur aetas prima Athenis oratorem prope perfectum tulit. cf. Plat. Phaedr. p. 370 ed. Steph. Aristoph. Acharn. v. 530 et Schol. Auch die älteste Beredsamkeit der Römer ist viel zu kurz behandelt. Von den Verdiensten, die sich Tiberius Sempronius und Cajus Gracchus, Q. Metellus, M. Antonius, Luc. Licin. Crassus, Q. Hortensius um die Vorbereitung der Vollendung der römischen Beredsamkeit erwarben, wird gar nicht gesprochen; es sind nur ihre Namen angeführt. Und doch geht aus den Nachrichten, die sich über diese Männer erhalten haben, deutlich hervor, daß sie sich vielfache Verdienste um diese Kunst erwarben.

Desto gelungener ist die Darstellung der römischen Historiographie. Besonders freute es uns, daß der Verfasser den Sallustius, welchen man in der neuesten Zeit nur von seiner schlechten Seite schilderte, in ein richtiges Licht setzte (I. 258): „C. Sallustius Crispus aus Amiternum (geb. 668, st. 719) rechtfertigte durch gewaltthätige Habsucht die Ausstoßung aus dem Senat (704), in welchen sein Beschützer J. Cäsar ihn wieder aufnahm; nach eigenem redlichen, das Bewußtseyn und die Selbstbestrafung seiner Schuld verbürgenden Geständnisse, unterlag er als Jüngling und als Mann im Staatsdienste dem verderbten Zeitgeiste, dessen bösartiges Wesen und furchtbare Allgemeinheit er um so richtiger durchschauen, in reiferen Jahren, strebend nach sittlicher Wiedergeburt oder sich ihrer erfreuend, warnend würdigen, und in Kraftzügen der Wahrheit als alleinigen Grund des verfallenden öffentlichen Wohles bezeichnen konnte. Seine schriftstellerischen Werke sprechen für Sinnesänderung ihres von Parthenhaß der Pompejaner gedrückten Verfassers, oder wenigstens für sein ihrer empfängliches Bedürfniß so beredt, daß sich der Liebhaberey an schadenfroher Herabsetzung geachteter

Namen oder an Verzerrung des Vertrauens auf des Menschen sittliche Güte verdächtig machen könnte, wer auf die Vergehungen des Menschen ein die Gerechtigkeit des literarischen Urtheils fast beeinträchtigendes Gewicht zu legen geneigt wäre. Als Geschichtschreiber behauptet Sallustius eine der ersten Stellen; er ist Meister im Entwurfe und in der Alles an rechter Stelle entwickelnden Anordnung, in anschaulicher Vergegenwärtigung des Geschehenen, in Schilderungen der Personen und im naturgemäßen Einweben sinnvoller Betrachtung; griechische Vorbilder, besonders Thukydides, sind von ihm frey, wie dem denkenden Kopfe geziemet, benutzt worden; die Sprache ist, bey gedankenreicher Kürze, hell und gefällig, nicht ohne absichtliche Eigenthümlichkeit in Aufnahme älterer Worte und Wendungen, äußerst selten dichterisch geschmückt." Seiner Ansicht über Vellejus (I. 327) aber können wir nicht ganz beytreten. „Caj. Vellejus Paterculus, Freund des Sejanus und daher in dem, was dessen Verwaltung betrifft, partheyisch, ohne deßwegen wahrheitswidriger Schmeicheley bezüchtigt werden zu können, entwarf ein geistreiches, in kurzen Charakteristiken meisterhaftes, in sorgsam geglätteter sallustischer Sprache abgefaßtes Gemälde der Weltgeschichte in zwey Büchern." An der Tüchtigkeit des Vellejus wird Niemand zweifeln, der nur einige Kapitel des ersten Buches gelesen hat. Allein wie kann er in dem, was des Sejanus Verwaltung betrifft, partheyisch seyn, ohne der Wahrheit zu schaden? Dieß scheint uns eine reine Unmöglichkeit. Ueberhaupt möchte man glauben, das zweyte Buch sey von einem andern Verfasser. Man hat verschiedene Vermuthungen aufgestellt, um sich zu erklären, warum Vellejus, der wohl einsah, daß die Regierung des Tiberius das Lob nicht verdiene, das er ihr spendet, und im ersten Buche einen reinen Sinn für Wahrheit entwickelte, dieses Werk herausgab, und nicht lieber schwieg. Unter den verschiedenen Vermuthungen, welche man hierüber aufstellte, scheint uns jene des großen Ruhnkenius, die er in der Vorrede zu seiner Ausgabe dieses großen Historikers aussprach, am meisten Wahrscheinlichkeit zu haben. Großen und von Ruhmbegierde entbrannten Geistern ist das müßige Leben Tod. Wer in der Geschichte der römischen Kaiser einheimisch ist, der weiß, daß rechtschaffenen und gelehrten Männern gerade das Stillschweigen zur Beschuldigung gereichte. Dieß mag ihn bestimmt haben, das zweyte Buch so einzurichten, wie es gegenwärtig vor uns liegt. Wenn man diese höchst traurige Lage berücksichtigt, so wird man den Vellejus minder hart anklagen, entschuldigen kann man ihn nie.

Der zweyte Theil enthält die Geschichte der Literatur des Mittelalters, die durch die vielfachen Verbesserungen des Verf. eine so vollendete Gestalt gewann, daß sie wenig mehr zu wünschen übrig läßt. Eine so hohe Vollendung würde dieser Theil nie erlangt haben, wäre der Verf. nicht zu den klaren Ansichten von dem Mittelalter gekommen, welche er in der Einleitung ausspricht. „Ueberall (II. S. 5), sagt er, offenbart sich die Allmacht des religiösen Sinnes, welcher dem Menschen eigenthümlich ist, und ihn über seine thierische Natur und zu höheren geistigen Bedürfnissen und Bestrebungen erhebt; wenn er sich freyer entwickeln kann, ohne durch vormundschaftlichen Gewaltdruck in Erstarrung überzugehen. Seine Grundlage ist Glaube, hoffende Zuversicht und festes Vertrauen auf Unsichtbares und Unerkennbares; im Zeitalter reiner Kindlichkeit und vollständiger Hingebung erscheint der Glaube unermeßlich und wundersam stark, so daß spätere Geschlechter ihn nicht begreifen können; alles Wissen ist ihm untergeordnet; dunkles Gefühl beherrschet den schlummernden Verstand."

Auch der dritte und vierte Theil sind musterhaft durchgeführt, jener enthält die Geschichte der neuern National-Literatur, dieser die der neuern Gelehrsamkeit. Nur haben wir in beyden Bänden einen großen Mangel bemerkt. Die Leistungen geborner Bayern sind theils nicht so gewürdigt, wie sie es verdienen, theils mit Stillschweigen übergangen. Bey der trefflichen Einrichtung des deutschen Buchhandels läßt sich nicht denken, daß dem Verf. ihre Werke nicht zugekommen seyen. Viele derselben hatten sich auch in norddeutschen Literaturzeitungen höchst günstiger Beurtheilungen zu erfreuen. Schon dadurch mußte Herr Wachler auf sie aufmerksam gemacht werden. Daher möchten wir fast vermuthen, daß ihn eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Bayern, die sie gewiß nicht verdienen, zu dieser Einseitigkeit verleitet habe. Vergeblich suchten wir unter den neuern Dichtern die Namen König Ludwig, E. v. Schenk, Erhard, Weichselbaumer, Al. Büssel, während doch gar Manche als Dichter angeführt werden, welche diesen Männern weit nachstehen. Seine Majestät der König Ludwig haben in Ihren Gedichten einen großen Geist und hohen Sinn für alles Schöne und Edle beurkundet. Die Tragödien von E. v. Schenk haben gewiß mehr dichterischen Werth, als jene von Houwald und Raupach. Ueber Erhards Haimeron hat Friedr. von Schlegel, der bey der Aufführung dieses Stückes in München zugegen war, ein höchst günstiges Urtheil gefällt. Weichselbaumer und Büssel haben sich in der Erzählung und Novelle mit so glücklichem Erfolge versucht, daß sie allerdings eine Erwähnung verdient hätten. Eben so verhält es sich rücksichtlich der Leistungen der Bayern in den gelehrten Fächern. Bey der Aufzählung der Philologen der neuesten Zeit findet man neben Thiersch und Ast wohl Dr. L. Sprengel und Joh. Franz angeführt; aber nach dem Namen Hocheder sucht man vergeblich; und doch hat sich dieser ausgezeichnete Schulmann durch seine meisterhafte Bearbeitung der Epistel an die Pisonen, durch seine Schulaus-

gabe der Briefe des Horatius und des Oedipus Colonus von Sophokles Ansprüche auf Anerkennung erworben. Unter den Bearbeitern der vaterländischen Geschichte erwähnt Herr Wachler wohl Zschokke und C. Mannert, aber von dem ganz auf Quellen gebauten Werke des Prof. Dr. Andr. Buchner, das sowohl rücksichtlich des Umfangs, als auch der Gründlichkeit die erste Stelle behauptet, sagt er kein Wort. Daß man aber Buchners Werk in Norddeutschland kennt, geht schon daraus hervor, daß es von gar vielen norddeutschen Historikern citirt wird. Unter den Philosophen vermissen wir den unermüdeten Prof. Dr. Rixner, der schon wegen seiner Geschichte der Philosophie, welche sogar auf norddeutschen Universitäten als Lehrbuch gebraucht wurde, eine ehrenvolle Erwähnung verdient hätte. Späth und Magold werden überall als tüchtige Mathematiker anerkannt. Die Selbstständigkeit, mit der sie arbeiteten, und der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen sichert ihnen gewiß einen ehrenvollen Platz unter den trefflichen Männern, die sich in dieser Wissenschaft auszeichneten; und doch hat es der Verf. nicht der Mühe werth gefunden, ihnen einen Platz anzuweisen. Wir können nicht verhehlen, daß uns diese Geringschätzung verdienstvoller Bayern ein sonderbares Gefühl einflößte. Wenn sich der Verf. die Mühe nimmt, die Werke der genannten Männer einer genauern Prüfung zu unterwerfen, so dürfte er in Zukunft gewiß keinen Anstand nehmen, ihren Namen in seiner Literaturgeschichte aufzuführen.

Uebrigens schließen wir diese Anzeige mit der Versicherung, daß diese dritte Umarbeitung bedeutende Verbesserungen enthält, und in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu den trefflichsten Leistungen der Deutschen gezählt werden muß. Keine andere Nation hat ein Werk über allgemeine Geschichte der Literatur aufzuweisen, das diesem an die Seite gestellt werden könnte, man mag auf die Anordnung des Ganzen, oder die Durchführung der einzelnen Theile sehen. Wir wünschen nur, daß der Verf. seine Studien mit gleichem Eifer fortsetze, bey einer neuen Bearbeitung besonders die Anfänge der einzelnen Zweige der Literatur mehr berücksichtige, und den einzelnen Gebrechen abhelfe, welche sein Werk noch hat. Druck und Papier sind schön.

Sophokles Antigone. Metrisch übersetzt von Carl Wex. Leipzig, 1834. 98 Seiten. gr. 4. Pr. 1 fl. 36 kr.

So vortrefflich auch die Werke sind, welche die tragische Kunst in der neuern Zeit ins Daseyn gerufen hat, so kann doch keines derselben denen des gefeyertsten Tragikers des Alterthums die Siegespalme streitig machen. Wer von dem Geiste, der in seinen Schöpfungen weht, durchdrungen ist, wird vor den Abwegen, auf welche manche Dichter der neuesten Zeit geriethen, gesichert bleiben. Ein sorgfältiges Studium der Tragödien des Sophokles kann besonders in unsern Tagen, wo sich ein verkehrter Geschmack mit Gewalt einzudrängen sucht, nicht nachdrücklich genug empfohlen werden. Allein jenen Freunden der Poesie, welche mit der griechischen Sprache nicht ganz vertraut sind, ist es nicht wohl möglich, das Original vollkommen zu verstehen. Da es aber sowohl für die Läuterung der Ansichten über das Schöne überhaupt, als auch zur Erhöhung sittlicher Veredlung und Harmonie insbesondere sehr wichtig ist, daß die Werke dieses göttlichen Dichters nicht auf den engen Kreis der Schule beschränkt bleiben, sondern auch bey dem Publikum immer mehr Anklang finden, so ist eine Uebersetzung, welche sich als ein treues Gepräge seines Genius betrachten, und zugleich auch ohne Anstand lesen läßt, ein großes Bedürfniß. Daß ein solches Werk mit erklärenden Bemerkungen versehen seyn müsse, um denjenigen, welchen eine vollständige Kenntniß des griechischen Lebens und der Verhältnisse der Zeit, zu welcher Sophokles lebte, mangelt, in den Stand zu setzen, in seinen Geist einzudringen, brauchen wir nicht zu erinnern. Wir haben zwar bereits eine Uebersetzung aller Stücke dieses Dichters von dem geistreichen Solger. Allein dieser Gelehrte rang bey seiner Arbeit nach einer Meisterschaft in der Uebersetzungskunst. Die Anmuth, welche über die Tragödien des Sophokles ausgegossen ist, ging bey diesem Streben, seinem Werke formelle Vollendung zu geben, verloren. Dasselbe hat zwar bey den eigentlichen Philologen gerechte Würdigung gefunden; allein das gebildete Publicum konnte es mit dem Dichter nicht befreunden.

Mit mehr Glück hat sich Georg Thudichum dieser schwierigen Aufgabe unterzogen, dessen Arbeit aber noch nicht beendigt ist. Seine wackeren Leistungen, die einen deutschen Sophokles als etwas künftig Mögliches erscheinen lassen, haben in Herrn Wex den Entschluß hervorgerufen, einen gleichen Versuch zu wagen, und ihm Muth gegeben, Hand an das Werk zu legen. Seine Bemühungen wurden von dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Die vorliegende Uebersetzung der Antigone kann man in jeder Beziehung als ein Meisterwerk betrachten. Sie wird nicht bloß den Anforderungen der Gelehrten genügen, sondern auch bey dem Publicum ungetheilten Beyfall erhalten; sie wird mit ihren deutschen Tönen der sinnigen Dichtung des gefeyerten Lieblings der Athenäer deutsche Herzen gewinnen, und zugleich als treue Copie des antiken Kunstwerkes volle Anerkennung finden. Allerdings hat Herr Thudichum den Weg ziemlich geebnet; Herr Wex, dessen

Bescheidenheit sich bey jeder Gelegenheit so zeigt, wie es sich für einen wahrhaft veredelten Mann geziemt, zollt ihm auch den größten Dank. Aber auf der andern Seite ist auch nicht zu verkennen, daß er noch viele Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte, die er bey seiner innigen Vertrautheit mit dem Dichter und seinen glänzenden Kenntnissen in der griechischen Sprache, welche er schon in seiner kritischen Ausgabe der Antigone an den Tag legte, auch glücklich überwunden hat. Der Dialog des ganzen Stückes ist mit einer solchen Gewandtheit übersetzt, daß man glauben möchte, man lese ein deutsches Kunstwerk. Um dieses Urtheil zu begründen, führen wir die schöne Stelle an, wo Antigone die Handlung, die ihr zum Verbrechen angerechnet ward, durch die Pflicht der Geschwisterliebe (S. 449 ff.) rechtfertigt:

Antigone.

„War es doch Zeus nicht, der mir dieß gebot, noch auch
Der Götter unten thronende Gerechtigkeit.
Sie sind es, die den Menschen das Gesetz bestimmt,
Und nicht so hohen Werthes hielt ich dein Gebot,
Daß höher als der Götter ungeschriebene,
Unwandelbare Satzung steh' dein Menschenwort.
Denn nicht seit gestern oder heut, von Ewigkeit
Lebt diese, niemand weiß, von wannen sie erschien.
Und gegen diese sollt' ich freveln? Sollt' aus Furcht
Vor Menschen Götterzorn verwirken? Nimmermehr.
Daß ich einst sterben müsse, wußt' ich ja schon längst,
Auch wenn du's nicht verkündet, und wenn vor der Zeit
Ich jetzt nun sterbe, acht' ich dieß nur für Gewinn.
Denn wer von tausend Leiden, so wie ich, bedrängt
Hinlebt, wie wäre Sterben nicht für ihn Gewinn?
Drum ist, muß jetzt ich dieß Geschick erleiden, dieß
Mir nimmer schmerzlich; aber ließ ich es gescheh'n,
Daß unbeerdigt bliebe meiner Mutter Sohn,
Würd' ich mich grämen, jenes macht mir keinen Harm.
Wenn aber dir jetzt dünket, thöricht sey mein Thun,
Dann möchte leicht ein Thor mich jetzt der Thorheit zeih'n."

Auch die Chöre, welche für einen Uebersetzer, der sie genau und schön wiedergeben will, so viele Schwierigkeiten darbieten, lassen sich ohne Anstand verstehen. Wir führen, um zu zeigen, welche Meisterschaft Herr Wex auch in dieser Beziehung besitzt, einen der schönsten (v. 581 ff.) an:

Chor.

Strophe A.

„Glückselige, welche das Unglück nie gekostet!
Wenn ein Haus erst Schläge der Götter erschüttern,
Ruht das Unheil nicht,
Zu den fernsten der Enkel schleichend;
Wie wenn vom Weh'n des Thrakerhauchs
Aufgereizt der Wogensturm
Erst auf der Fluthen dunkler Nacht hinüber glitt:
Emporwirbelnd den schwarzen Meersand
Aufwühlt aus dem tiefsten Grund,
Und dumpf erbrausen die geschlag'nen Küsten.

Gegenstrophe A.

Im Hause des Labdakos seh' ich der Gesunknen
Altes Weh sich erneuend auf Weh sich häufen.
Nicht erlöst büssend
Seinen Enkel der Ahn; ein Gott reißt
Sie nieder; keine Sühne frommt.
Eben leuchtete noch hell
Der Sonne Licht dem letzten Sproß des Oedipus;
Doch den mäht jetzt der Todesgötter
Blutige Sichel auch hinweg,
Und Geistes Irrwahn und des Sinn's Bethörung.

Strophe B.

O Zeus, deine Gewalt, wie mag sie
Ein Sterblicher frevelnd hemmen?
Die weder der Schlaf zwingt, der Allermatter,
Weder der Göttermonde
Rastloser Umschwung. In dem Strahlenglanze
Des Olympos thronst du,
Herrschend in ew'ger Jugend,
Wie vor Zeiten, jetzt und künftig.
Der schleichende Wahn, er wird
Nie vorhaltend schützen:
„Allwärts ist der Mensch sicher vor Götterahndung."

Gegenstrophe B.

Ja der Hoffnungen kühnes Schweifen
Hebt kräftigend zwar wohl viele,
Ist aber ein Trug träumender Wünsche manchem;
Denn unverhofft schlägt es um,
Eh' er es ahn't, senget den Fuß die Flamme.
Und von Weisheit zeiget
Jener gepries'ne Ausspruch:
Daß das Schlechte gut oft dünke
Dem, welchen ein Gott bethört,
Seinen Sinn verblendend.

Nein, nie ist der Mensch sicher vor Götterahndung.
Sieh, Hämon erscheint, dein jüngster Sohn.
Wie? kommt er vielleicht, weil der Jungfrau Loos,
Der verlobten Braut, Antigone, ihn
Mit Schmerzen erfüllt,
Und der Gattin Verlust er betrauert?"

So vortrefflich die Uebersetzung ist, eben so zweckmäßig sind auch die Erläuterungen, welche der Verf. (S. 53 — 98) seiner Uebersetzung beyfügte. Dieselben zerfallen in drey Abtheilungen. In der ersten verbreitet er sich über den mythischen Stoff; in der zweyten, die noch ungleich mehr Interesse hat, weist er die Idee und Einheit des Drama's nach. „Die vom Dichter (S. 59) durch obige Tragödie veranschaulichte Idee, in welcher das Drama seine Einheit findet, ist der Sieg des göttlichen Gesetzes über menschliche Verordnung. Der Kampf dieser beyden sich feindlich gegenüberstehenden Potenzen bildet die Mitte der Handlung, welche mit dem von Creon ausgesprochenen Verbote der Beerdigung des Polyneikes ihren Anfang nimmt, und mit der geistigen Vernichtung der dem göttlichen Gesetze feindlich entgegentretenden Macht ihr Ende erreicht. Damit jener Kampf der beyden in Conflikt gerathenen sittlichen Mächte durch dramatische Darstellung sinnlich veranschaulicht werde, sind als kämpfende Vertreter derselben zwey Helden vorgeführt, Antigone, welche die Heiligkeit des göttlichen Gesetzes, in welchem altheilige Sitte wurzelt, zum alleinigen Motive hat, und Creon, der von der unbedingten Gültigkeit des Staatsgesetzes durchdrungen, dessen Unverbrüchlichkeit aufrecht zu erhalten strebt. Beyde Helden erliegen in diesem Kampfe; denn indem sie ihr Grundmotiv zu dem allein geltenden zu erheben suchen, büßen sie für die Verletzung des andern entgegengesetzten." (Schluß f.)

Beschäftigungen für die Jugend aller Stände zur Belehrung und Unterhaltung, insbesondere zur Anregung des Kunst- und Gewerbsinnes. Von einer Gesellschaft Gelehrter und Erzieher. Stuttgart, 1834. P. Balz'sche Buchhandlung. gr. 8. Heft 1 — 4.

Beneidenswerth ist der, welchen Schicksal oder richtige Erziehung schon in früher Jugend mit der mannichfaltigen Betriebsamkeit des Menschenlebens vertraut gemacht hat, — der mit gesundem, thätigem Sinne Alles, was das Leben bedingt, in sich aufgenommen, Nichts für so gering geachtet hat, daß er es nicht der Betrachtung, des Erlernens werth gehalten. Frey, selbstständig, kräftig wird er sich stets bewegen, mit klarem, unbefangenem Auge Alles durchschauen, der Verhältnisse und des Lebens Meister seyn. Wo der einseitig Gewöhnte, auf einen engen Kreis beschränkt, Alles darüber hinausliegende mit kurzsichtigem Eigendünkel verwirft, oder, aus dem Kreise seines einseitigen Wissens, seiner Gewöhnung gezogen, schüchtern und ängstlich umhertappt, unter fremden, ungekannten Verhältnissen als eine lächerliche Maschine erscheinend, da wird jener immer eine selbstständige Haltung bewähren.

Es ist freylich nicht jedem Vater, nicht jedem Erzieher möglich, ihre Zöglinge, wie Rousseau und Feder ihre Emil's, zu allen Handwerkern und Künstlern in die Lehre zu schicken: aber, um für das Lebendige, Thätige, für geistige Industrie Augen und Sinn wenigstens zu öffnen, ist in allen Verhältnissen die Möglichkeit gegeben. Es hängt die Ausführung nur von Ansicht und Wille ab. Für diesen Zweck nun empfehlen wir obiges Werk, von welchem uns bis jetzt 4 Hefte zur Einsicht vorliegen. In einem reinen anpassenden Style, in Gesprächs- und Erzählungsform geht es alle Zweige der Gewerbs- und Kunst-Thätigkeit durch, ja führet sogar in die Anfangsgründe mancher Wissenschaft ein. Nichts Entsprechenderes könnte die Mußestunden der Jugend ausfüllen, denn diese Anleitung, deren mannichfaltig gewählte Artikel (das erste Heft enthält fünfzehn, das zweyte eilf, das dritte und vierte jedes acht Artikel) sich durch Gründlichkeit und Faßlichkeit auszeichnen und das Nützliche mit dem Angenehmen, Unterhaltendem verbinden. Der Titel kündigt an: für alle Stände. Wenn dieser Beysatz irgendwo passet, wenn die dadurch ausgesprochene Tendenz einmal richtig durchgeführt ist, so findet dieß bey obigem Werke statt, dem man den glücklichsten Fortgang, und um der Verbreitung des Guten und Nützlichen willen, den besten Abgang wünschen muß.

Druck und Papier sind gut.

A.

Nr. XXIII. u. XXIV. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 4. Juny 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 45.

Inhalt.

Sophokles Antigone. Metrisch übersetzt von Carl Wex. Leipzig, 1834. 98 Seiten. gr. 4. Pr. 1 fl. 36 kr.

(Schluß.)

Die dritte Abtheilung oder der Anhang enthält höchst schätzbare philologische Bemerkungen. Die Auffassung des Einzelnen hat Herr Wex in den beyden Theilen der kritischen Ausgabe begründet. Manche Berichtigungen der dort gegebenen Erklärung, die der kundige Leser von selbst bemerkt, schienen ihm keiner besondern Rechtfertigung zu bedürfen. Deßhalb wollte er hier nur einige wenige Punkte erörtern, bis sich ihm später eine Gelegenheit darbietet, bey einer neuen Bearbeitung des Commentars diesen durch curas secundas durchgehends zu bereichern und zu berichtigen. Eine schwierige Stelle im Anfange des Stückes, welche bisher noch von keinem Gelehrten auf eine befriedigende Weise erklärt ward, findet hier ihre Lösung. „Denken wir uns, sagt Herr Wex, zunächst (v. 4.) das ἄτης ἄτερ hinweg, so wird Antigone durch die Worte οὐδὲν γὰρ οὔτι ἀλγεινὸν, οὔτ' αἰσχρὸν, οὔτ' ἄτιμόν ἐσθ', ὁποῖον οὐ ꝛc. alles denkbare Unglück, das eben in ihrem Loose sich vereinige, in drey Klassen theilen. Es ist 1) schmerzliches (ἀλγεινόν), in so fern dadurch tiefe Wunden geschlagen wurden, Verlust der Eltern, Tod der Brüder; 2) Schande (αἰσχρόν), in Bezug auf moralischen Abscheu erregende Vergehungen des Vaters und der Brüder — Vatermord, blutschänderische Ehe mit der Mutter, gegenseitiger Mord der Brüder. Diese Schande traf die beyden Mädchen mit, weil sie in jener Ehe erzeugt waren, und nach den Begriffen der Alten als Kinder eines mit Schuld belasteten Vaters überhaupt. 3) Schimpf (ἄτιμον) in Bezug auf bürgerliche Ehre. Jenes ἄτης ἄτερ steht nach seiner Ansicht (S. 86) statt ἄλγους ἄτερ, ἥ ἐστιν ἄτη, oder griechischer ἄλγους ἄτερ τῆς ἄτης. Die vorherrschende Grundbedeutung von ἄτη ist „von den Göttern gesandees Unheil,“ welches dem Menschen, über den es verhängt wird, empfindlichen und verderblichen Schaden zufügt, bald seine Geistes- bald seine Körper-Kraft lähmend, bald seine Bestrebungen hemmend. An unserer Stelle kann man nun, wenn man die Lage der beyden Jungfrauen als Familienglieder des mit dem gänzlichen Untergange bedrohten Hauses der Labdakiden im Auge behält, nicht die speciellere Nüancirung darin suchen, daß ἄτη hier dasjenige von den Göttern verhängte Geschick bezeichne, welches die Familie vernichtet, indem es ein Glied nach dem andern hinrafft.“

V. 23. sqq. Ἐτεοκλέα μὲν, ὡς λέγουσι, σὺν δίκῃ, χρησθεὶς δικαίᾳ, καὶ νόμῳ κατὰ χθονὸς ἔκρυψε ꝛc. Diese Stelle ward bisher verschieden aufgefaßt. Wir stimmen mit der Ansicht des Herrn Wex überein. „Was der Zusatz χρησθεὶς (i. e. χρησάμενος) δικαίᾳ (sc. δίκῃ) sagen wolle, ist mir erst jetzt klar geworden. Nämlich weil Creon bey der Bekanntmachung seines Gebotes, den Polyneikes nicht zu begraben, sich auf die Gesetze und auf das Recht berufen hatte (v. 129 sq.), macht Antigone hier, wo sie von der Beerdigung des Eteocles spricht, mit einem Seitenblicke auf die behauptete Rechtmäßigkeit jenes Verbotes den etwas spitzigen Zusatz: „und zwar dieß nach einem Rechte, das wirklich ein gerechtes ist,“ worin das Urtheil liegt: während jenes Recht, worauf sich Creon bey dem Verbote beruft, ein Unrecht ist.

So macht also Antigone schon hier einen Unterschied

zwischen dem Staatsgesetze und demjenigen Rechte, das sie allein als solches anerkennt (cf. v. 451 sq.).

Eine andere schwierige Stelle (v. 138 sq.): Εἶχε δ' ἄλλᾳ μὲν ἄλλᾳ, τὰ δ' ἄλλοις ἐπενώμα στυφελίζων μέγας Ἄρης δεξιόσειρος hat Herr Wex in den Erläuterungen ebenfalls in das gehörige Licht gesetzt. Er sagt S. 88): das vorhergehende εἶχε δ' ἄλλᾳ μὲν ἄλλᾳ, res alibi alia ratione se habebat, ist natürlich so viel als alia aliis acciderunt; nun fährt Sophokles fort: τὰ δ' ἐπ' ἄλλοις ἐπενώμα Ἄρης, gedrängte Ausdrucksweise statt: (d. i. ταῦτα δὲ), ἃ ἄλλοις ἐπενωμᾶτο, ἐπενώμα τούτοις Ἄρης δεξιόσειρος. Jenes Loos des Campaneus verhängte Zeus, um den frevelnden Uebermuth zu bestrafen, das andere aber, was andere traf, verhängte Ares, unser mächtiger Helfer im Kampfe, der sie bedrängte, d. h. sie fielen im Gewühl des Kampfes durch die mit Ares Hülfe siegreichen Thebaner. Die übrigen Bemerkungen betreffen noch einige andere, sehr schwierige Stellen (v. 328, 573 sq., 587, 773, 991, 916, 941, 955, 1097, 1100, 1279), welche Herr Wex mit einer solchen Umsicht erörterte, daß sie bey allen Gelehrten Beyfall finden dürften. Möge er auch seine künftige Muße dem Studium dieses herrlichen Dichters widmen, um für das Verständniß der andern Tragödien so viel zu thun, als er für die Antigone that. Auch die äussere Ausstattung der Uebersetzung läßt nichts zu wünschen übrig.

Das Sehen seinem äußern Processe nach entwickelt von Dr. Alexander Hueck. Riga bey J. J. Deubner, Göttingen in Commission der Dieterichschen Buchhandlung. 1830. gr. 8. S. 1 — 146.

Einige Blätter haben dieser Schrift sehr großes und unbeschränktes Lob ertheilt. Wir können unserer Prüfung und Ueberzeugung nach dieses nicht thun. S. 3 — 9 füllt eine Art Einleitung. — S. 9 — 52. Das objektive Sehen. S. 9 — 25. Der Verf. theilt uns interessante und wichtige Reflexionen über das objektive Sehen mit. Er stellt den Stufengang der optischen Wahrnehmung auf folgende Weise dar: Das Auge sieht zuerst die Beleuchtung, Lichtintensität der Gegenstände im Allgemeinen, dann die Farbe, hierauf die Gränze, Richtung, Größe und Bewegung derselben. Diese Deduktion der optischen Wahrnehmung wird durch mehrere einfache, deswegen um so einleuchtendere Beyspiele sehr faßlich. Die Bestimmung der wahren Größe läßt der Verf. vom Tastsinne ausgehen, stimmt hierin Steinbuch bey und streitet gegen die Ansicht von Johannes Müller, welcher sagt: „der Begriff des Raumes kann nicht erzogen werden, vielmehr ist die Anschauung des Raumes und der Zeit eine nothwendige Voraussetzung, selbst Anschauungsform für alle Empfindungen." Des Verf. Ansicht dürfte wohl die überwiegende seyn. S. 25 — 28. Sehr mangelhafte und irrige Vorstellungen über Reflexionen und Spiegelung des Lichtes. Nichts anders als hohle, philosophisch-tautologische Phrasen! — S. 28 — 33 bietet uns Erörterungen über die Wiederspiegelung des Lichtes von den glatten Flächen (welche Spiegelung wir als Wiederschein, Beleuchtung wahrnehmen), ferner über die verschiedenen Grade der Beleuchtung. Diese Erläuterungen sind gut und zum Theil neu. Besonders zu beherzigen ist, was der Verf. S. 33, so wie in der Anmerkung von S. 44 über Abnahme der Beleuchtung der Körper bey zunehmender Entfernung vom Beobachter vorträgt. Ganz falsch und unstatthaft aber ist seine Ansicht über die Natur der Pigmente oder Körperfarbe (S. 34 — 36), welcher zufolge die Verschiedenheit derselben nur als auf einem qualitativen Verhältnisse der spiegelnden Urtheilchen der Körper beruhend zu betrachten wären.

Eben so falsch und aller Erfahrung direkt entgegen ist das, was der Verf. S. 40 ff. über die sogenannte Beugung des Lichtes vorbringt, die nach seiner Meinung nur als eine Art von Reflexion des Lichtes an und von den Rändern der Körper anzusehen ist. Da nach S. 35 die schwarze Farbe — „als eine absolute Auflösung des Körpers, eine Theilbarkeit ohne Gränzen, ein Verschwinden der Körperlichkeit in ideale Punkte (?!), die keine Ausdehnung mehr haben, also auch dem Lichte keine spiegelnden Flächen mehr darbieten" — bezeichnet wird, so könnte sich der Verf. von seinem Irrthum in Betreff der Lichtbeugung leicht und vollkommen dadurch überzeugen, daß er statt zweyer Metallplatten, die man gewöhnlich gebraucht, zwey, auch an den Kanten geschwärzte, Kartenblätter in Anwendung brächte. Er würde dann finden, daß durch den auf diese Weise modificirten Versuch dieselben Phänomene erzeugt werden, wie bey Metallplatten. Und hier wird er nun doch wohl, schon seiner eigenen Theorie zufolge, zugestehen müssen, daß von einer Reflexion des Lichts an den Wänden der geschwärzten Kartenblätter unmöglich die Rede seyn könne. Aber eine solche Reflexion auch zugegeben, so könnte durch sie ja doch eine bloße Ablenkung des Lichts von seiner geraden Bahn bewerkstelligt werden, nimmermehr aber würden durch dieselben die mit der Beugung verbundenen Farbenerscheinungen erzeugt werden. Oder läßt etwa der Verf. wohl gar auch durch Reflexion des Lichtes Farben entstehen? — Dieß wäre nun freylich eben so neu als wunderbar!

Minder anstößig, doch auch nicht befriedigend, noch weniger den Erscheinungen vollkommen angemessen ist des Verf. Theorie der Lichtbrechung S. 45 ff. Das

Licht breitet sich nach derselben, aus einem dichteren Medium in's dünnere übergehend, aus, und umgekehrt aus einem dünneren Medium in ein dichteres übergehend, verdichtet es sich. Ob dieses Verdichten reell oder ideell (?) aufgefaßt werde, sey gleichgiltig. Für die Darstellung aber sey es am bequemsten sich die Sache so vorzustellen: daß innerhalb eines dichten Mediums mehr Licht vom Sichtbaren ausgehe, als innerhalb eines dünnen u. s. w. Die Hauptsache aber, wie aus dieser Ansicht der Brechung, der Ablenkung des Lichtes von seiner geraden Bahn durch nicht parallel brechende Medien die in Folge derselben statt findende Farbenerzeugung hervorgehe, wird nicht nachgewiesen. Ganz unrichtig und falsch sind ebenfalls des V. Ansichten über die Wirkung der Conver- und Concavgläser, so wie auch seine Hegelianische Definition des Lichtes S. 11 in der Anmerkung im Widerspruche mit dieser Brechungstheorie, wo von einem Ausgehen und Ausbreiten des Lichtes die Rede ist. Vergl. oben S. 28.

Ueberhaupt ist diese erste Abtheilung der Schrift (S. 9—52) die mangelhafteste und am wenigsten befriedigende, weil man darin zu viel Hegelianismus trifft, der mit den Erscheinungen und Erfahrungen der Physik in Collision geräth.

Die Thätigkeit des Auges. Das vermittelte Wahrnehmen; das Sehen abhängig vom Auge. S. 52 — 101. Dieser Abschnitt ist geistreich und scharfsinnig geschrieben und enthält viele neue Beobachtungen, Reflexionen, so wie Bemerkungen. Namentlich wichtig ist S. 68 die genaue Bezeichnung des Betrachten und Besehen. Der Unterschied zwischen beyden Ausdrücken bezieht sich auf die Auffassungsweise: denn „beym Betrachten oder Beschauen fassen wir nicht so genau die einzelnen Verhältnisse vom Sichtbaren auf, als beym Besehen. Es ist beym Betrachten unsere Einbildungskraft thätiger und ergänzt das theilweise deutlich Gesehene aus der nur beachteten seitlichen Wahrnehmung und aus dem Gedächtnisse zu einem Ganzen. Beym Besehen sind wir hiemit nicht zufrieden, sondern durch das Fixiren jedes Punktes, suchen wir uns auch zu überzeugen, daß das Gesehene nun so sich verhält.“ — Dieser Abschnitt ist der beste Theil der ganzen Schrift.

Das subjektive Sehen. Das Sehen als subjektive individuelle Thätigkeit des Auges. S. 101 — 141. Hier findet sich wenig Neues. Das Meiste ist von Andern entlehnt, besonders vom Johannes Müller (zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes ꝛc.). Doch muß Rec. gestehen, daß der Verf. seinen Stoff gut behandelt hat.

Uebersicht. S. 141 — 146. Eine ganz werthlose Zugabe. Hegelianische Terminologie und Hegelianischer Schematismus. Durchgängig erzwungene trilogistische Eintheilung. Das Beste für die Schrift und den si lesenden Arzt ist noch, daß die zuletzt bemerkten Uebelstände in dem physiologischen Theile selbst weniger auffallend hervortreten.

Druck und Papier sind gut.

Ludw. Dieterich.

X. B. Saintine's Feldzüge in Italien in den Jahren 1796 und 1797, fortgesetzt von Dr. F. J. A. Schneidawind. Drittes und viertes Bändchen. Mit dem Plan der Schlacht von Arcole. Darmstadt, 1835. Druck und Verlag von Karl Wilh. Leske.

Auch unter dem Titel:

Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten vom Anfange der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons, fortgesetzt und bearbeitet von F. J. A. Schneidawind ꝛc. Darmstadt, 1835 ꝛc.

Mit dem Erscheinen dieser beyden Bändchen wird einem Wunsche willfahret, welchen das leselustige Publikum schon lange mit sich herumträgt, und der dasselbe um so freudiger berührt, da die lange Unterbrechung eines so umfassenden Werkes kaum mehr eine Fortsetzung erwarten ließ. Wir beeilen uns daher, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, und für diejenigen, die das Werk selbst noch nicht kennen, die historische Entstehung desselben kurz anzugeben.

„Die allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten vom Anfange der Revolution bis zum Ende der Regierung Kaisers Napoleon“ ist basirt auf das, von dem General Beauvais, dem Bataillonschef Viennet u. a. französischen Schriftstellern: Saintine, Mortonval, Ader ꝛc. bearbeitete, besorgte und geleitete literärische Unternehmen: Résumé de l'histoire militaire des Francais, par campagnes etc.

Nicht aber allein, daß dieses französische Unternehmen zu stocken anfieng, sondern hauptsächlich deßhalb, weil der Herr Verleger fühlte, daß die Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Verbündeten nicht einseitig, d. h. nicht immer nur auf französische Gewährsleute begründet und gestützt, bearbeitet und gegeben werden dürfe und müsse, damit sie ein reines, allseitig und ewig bewahrheitetes historisches Werk werde und bleibe: kam er auf den gewissenhaften Gedanken, die Fortsetzung dieser Geschichte der Kriege — welche übri-

gens immer von allen unpartenischen Kritikern als ein zeitgemäßes, unterhaltendes, belehrendes, und daben höchst wohlfeiles Unternehmen anerkannt und begrüßt wurde — als ein, aus allen guten Quellen aller Parteyen und politischen Farben, und zwar von einem deutschen Historiker selbstständig, treu und wahr bearbeitetes Werk erscheinen zu lassen.

Herr Leske sah sich also um einen zur Bearbeitung dieser interessanten und wichtigen Begebnisse tüchtigen Gelehrten um, der zugleich das Beschwerliche dieser Arbeit nicht scheute; und fand ihn in seiner Nähe — in Aschaffenburg — in dem bekannten Historiker Schneidawind, Professor der Geschichte am dortigen königl. bayer. Lyceum, der seine Tüchtigkeit in dergleichen Bearbeitungen schon hinlänglich erprobt hat in seinen „Feldzügen Napoleons in den Jahren 1812 — 15. IV Bände. Bamberg und Aschaffenburg ben Dresch;“ dann durch die „Geschichte der Expedition der Franzosen nach Aegypten und Syrien in den Jahren 1798 — 1801. 3 Bändchen. Zweybrücken. 1830 ben G. Ritter;“ so wie er auch seinen unermüdeten Eifer in der rastlosen Mitarbeitung zu „Jäcks Reisebibliothek“ bewiesen hat. Herr Prof. Dr. Schneidawind übernahm die beschwerliche Arbeit, weil er einsah, daß ein Werk, welches in so vielen Händen sich befindet, eine Fortsetzung verdient, um so mehr, da der Leser gewiß die Vollendung namentlich der (lange unterbrochenen) Feldzüge in Italien, der Revolutionskriege ꝛc. wünschen wird und muß, damit er ein Ganzes erhalte und keine Bruchstücke besitze.

Die Art der Bearbeitung war ihm schon durch seine Vorgänger bezeichnet. „Ich habe mich bestrebt,“ schreibt er in der Vorrede, „treu, wahr, gerecht zu seyn. Keine Leidenschaft trieb mich, kein Vorurtheil leitete mich. Ich mag mich manchmal geirrt haben: aber dann sind die Thatsachen nicht vollständig gewesen, auf denen ich meine Meinung fußte, oder sie sind mir in dem Sinne wahrhaftig erschienen, den ich in meinen Sätzen ausgesprochen habe.“

„Bey der Bearbeitung habe ich die vorhandenen Quellen und Hülfsmittel mit Fleiß, Ernst und Umsicht benutzt und verglichen; ich habe die deutschen Berichterstatter so gut berücksichtigt, wie die französischen, die englischen ꝛc. Ich belegte das, was ich sagte, durch Anführung meiner Quellen. Aber ich habe mich fast immer begnügt, nur eine bis zwey Quellen aufzuführen, wo mir mehrere zu Gebote standen, und so viel als möglich, immer dieselbe oder dieselben, damit der liebe Leser, welcher zu dergleichen Lust trägt, keines zu großen Apparates bedarf.“

In vorliegenden zwey Bändchen (in der ganzen Reihenfolge das 27te und 28te Bändchen) ist nun X. B. Saintines Feldzug in Italien fortgesetzt. Der Verfasser steht seinem berühmten Vorgänger würdig zur Seite, und wußte die Schwierigkeit der Aufgabe eines Fortsetzers zu überwinden, seine Gedanken so an die des — oft in Ansicht und im Willen verschiedenen — Vorgängers zu knüpfen, daß die Fortsetzung ein harmonisches und dennoch getreues und bewahrheitetes Ganze wurde.

Wir freuen uns daher doppelt, daß Hr. Leske eine so gute Wahl hinsichtlich des Bearbeiters getroffen hat, und wünschen dem wieder aufgegriffenen Unternehmen recht glücklichen Erfolg. Die äußere Ausstattung ist sehr gefällig, und der Preis (das Bändchen kostet 18 kr.) sehr billig, da jedem Bändchen ein Kärtchen oder Kupferchen beygegeben ist.

Dr. G.

Handbuch der vergleichenden Geographie von Friedrich von Rougemont; deutsch bearbeitet mit vielen Zusätzen und Berichtigungen von Ch. H. Hugendubel, Lehrer der Geschichte und deutschen Sprache an der Realschule zu Bern. Bern, Chur und Leipzig. Verlag und Eigenthum von J. F. J. Dalp. 1835. gr. 8. XIV und 456. Pr. 1 fl. 48 kr.

Kein Unterrichtszweig hat in der neuesten Zeit für die niedere und höhere Ausbildung für den Schulunterricht überhaupt, eine größere Aufmerksamkeit unter den Pädagogen und Schulmännern sowohl, als unter den geistreichsten Geographen in Anspruch genommen, als die Geographie, welcher, als einer Wissenschaft, die Idee der Erde oder ihre Natur und Eigenthümlichkeit, welche sich vorzugsweise in den verschiedenen Erscheinungen ihrer Oberfläche offenbart, zu Grunde liegt. Allein man ist noch nicht über die zweckmäßigste Methode einig; man streitet sich in unsern Tagen vielfach und hängt gar häufig an jenem alten Schlendriane fest, welcher aus einem bunten Gewirre von naturkundlicher, topographischer, statistischer und politischer Verhältnisse, vermischt mit astronomischen Notizen, die sogenannte politische Geographie gestaltete und welcher von manchen Geographen noch festgehalten wird, denen die politischen Gränzen der Länder und Staaten, die Kenntniß der Provinzen, ihrer Produkte und Manufakturen, ihre Verfassungen und andere Merkwürdigkeiten Hauptsache sind. Referent nennt die Namen Cannabich, Stein, Hörschelmann, Volger, der unter allen Vertheidigern und Vertretern der politischen Geographie nach jenen Ansichten, die meiste Auszeichnung verdient,

und hofft mit ihnen das Streben zu bezeichnen, an der politischen Geographie festzuhalten, und sie vollkommener zu gestalten. Wie sehr aber diese durch das bunte Vielerley von Bemerkungen angeschwollen ist, und wie wenig sie für einen zweckmäßigen und nützlichen Unterricht taugt und sich mit der fortwährend selbstständiger sich gestaltenden Statistik verträgt, ist von den geistreichsten Pädagogen und Geographen bereits anerkannt und Referent hat sich hierüber in einer besondern Abhandlung, welche sich in den Händen der verehrlichen Redaktion dieser Annalen zum Abdruck befindet, deutlicher erklärt.

Der bisherigen Ansicht gegenüber hat bekanntlich Karl Ritter der Geographie eine eigentlich wissenschaftliche Behandlung verschafft und sie zu einer Höhe und Vollendung gebracht, welche man kaum geahnet hat. Mehrere geistvolle Schüler desselben und ein oder der andere Geograph haben in Lehr- und Handbüchern dieselbe vollendet und bestreben sich immer mehr, Ritters Ideen zum Gebrauche für Schulen zu bearbeiten. Hierzu gehört der Verf. des vorliegenden Handbuches, der seine geographischen Kenntnisse mittelbar und unmittelbar Rittern verdankt und von diesem ausgezeichneten Geographen auf die Bahn der Wissenschaft gebracht wurde, wodurch er die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Grundlage in der Geographie lebhafter fühlen und die Beziehungen, welche die Menschheit mit der Erde vereinigen, aufzufinden lernte.

Die Absicht des Verf. geht im Besonderen dahin, in der Geographie nicht bloß einzelne Thatsachen, sondern Ideen und Gesetze zu suchen, also die Erdoberfläche in ihrer körperlichen und unkörperlichen Wahrheit darzustellen und unter ihrer wahren äußern Gestalt, mit ihren unsichtbaren Kräften und göttlichen Ideen zu enthüllen. Er vermeidet jenes lange Namensverzeichniß vereinzelter Thatsachen ohne Sinn, macht den Unterricht anziehend, betrachtet zuerst die Landfesten, ihre wechselseitigen Verhältnisse und ihre Eigenthümlichkeiten, die er eben so sehr in den kleinsten Thälern als in den Grundformen veröffentlicht findet, wodurch er jedem Theile der Erdoberfläche seinen unterscheidenden Charakter und seine Stelle in der Gesammtheit zu geben versucht und schreitet dann zur Darstellung des durch das Wasser, die Luft und das Feuer herbeygeführten Verhältnisse fort sich bemühend, auch hierin Gesetze aufzufinden. Ein anderer Gesichtspunkt des Verf. betrifft die drey Reiche der Natur; er läßt die Mineralien, Pflanzen und Thiere als die Repräsentanten der verschiedenen Theile der Erdoberfläche erscheinen und beschließt seine Arbeit mit dem Menschen, ohne welchen die Erde ein unvollständiges, räthselhaftes Werk wäre: diesen betrachtet er als lebendigen Spiegel, in welchem die ganze Natur sich klar und verständlich abmalt; ihn stellt er überall der Natur gegenüber, wobey er vergleicht und die Geheimnisse jener zu enthüllen sucht. Bey diesem Streben sucht er sich zum Ueberblicke des Ganzen zu erheben, die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen unserer Erde zur Einheit zu verbinden und überall zu zeigen, wie der Zufall dem Gesetze, die Vereinzelung einer allgemeinen Verkettung, das Widerstrebende der Uebereinstimmung weicht.

Unter allen diesen Beziehungen der Geographie hielt er an den Landfesten und Völkern als Hauptgegenständen seiner Darstellungen fest, schenkte dem Meere, der Luft und dem Feuer weniger Aufmerksamkeit und berücksichtigte die drey Naturreiche nur sehr oberflächlich, da sie Gegenstände der sogenannten Naturgeschichte sind und einem anderen Unterrichte angehören. Er hebt im Besonderen die Erhebung der Oerter über das Meer in ihrem großem Gegensatze zwischen den Hoch- und Tiefländern hervor, sucht ihn zu begründen und macht aufmerksam wie dieselbe, leider von den gewöhnlichen Geographen zu sehr vernachläßigt, zu einer der Grundlagen des geographischen Unterrichtes werden müsse, wenn derselbe gedeihlich werden soll. Da diese vertikale Ausdehnung allen Theilen der Landfesten ihre Bedeutung giebt, ihre Wechselverhältnisse und Abbildungen, welche man sich von der Erdoberfläche macht, die Mannigfaltigkeit und Bestimmtheit, welche sie in der Wirklichkeit hat, möglich genau versinnlicht, so muß man hierin einen besondern Vorzug des Buches suchen, welchen es vor sehr vielen anderen hat. Durch sie lernt man vorzugsweise den Einfluß der Natur auf die Völker und die Menschheit überhaupt und die Idee einer großen Uebereinstimmung zwischen der Erde und dem Entwicklungsgange der Menschheit wahrnehmen, welche jedes geographische Lehrbuch beherrschen muß und gerade das vorliegende belebt. Auf diesem Wege der Darstellung ist der Geograph freylich genöthigt, oft in das Gebieth der Geschichte einzugreifen und die einzelnen Thatsachen zu belegen, wobey man den innigen Zusammenhang des geographischen Unterrichtes mit dem geschichtlichen erkennen und die Trennung des ersteren von letzterem nicht für zweckmäßig erklären muß. Allein der Verf. geht bey seinen Naturgränzbestimmungen und bey den geschichtlichen Darstellungen nicht zu sehr in das Einzelne und Weitläufige, wie gar manche strenge Anhänger von Ritter, namentlich Dittenberger, dessen Lehrbuch fast die meiste Anerkennung verdient, sondern giebt die geographischen Thatsachen, ohne alle geschichtlichen Folgerungen daraus. Besonders gründlich ist der ethnographische Theil behandelt; auch ist Europa ausführlicher als Afrika und Südindien, Hocheuropa gediegener und weitläufiger als die Niederungen dieses Welttheiles und Italien nebst Griechenland, welches in unseren Tagen für Deutschland, namentlich für Bayern eine große Bedeutsamkeit gewonnen hat, ausführlicher als Dänemark und Schweden behandelt.

Aus diesen allgemeinen Grundzügen wird jeder aufmerksame Leser den wahren Geist des Lehrbuches erkennen und den Werth desselben in der geographischen Literatur selbst beurtheilen. Es soll ein Handbuch für Schulen, namentlich für die französischen seyn, und soll den Lehrern und Schülern zugleich dienen. Es bleibt wohl letzteren in Folge einer großen Kürze und Gedrängtheit manche Stelle dunkel; allein erstere werden dieselben einfach erklären und es dürfte darum ein Zurückgeschrecktwerden von manchem Leser des Buches nicht zu fürchten seyn. Physische und politische Erdbeschreibung sind mit einander behandelt, was viele Vorzüge, aber auch manches Nachtheilige hat. Ref. hält es für zweckmäßig, die wichtigsten Momente der physikalischen Geographie den Schülern zuerst vorzutragen und sie denselben zum lebendigen Bewußtseyn zu bringen, weil die Behandlung nach Naturgränzen, welche doch unstreitig den Vorzug verdient, nur allein mittelst jener möglich und zweckmäßig wird. Da der Verf. für die Lösung dieser Aufgabe keinen sicheren Geleitsmann hatte, so hat er sich an keine allgemeinen Regeln gebunden, woher es kommt, daß er in diesem Theile des Lehrbuches nicht mit derjenigen Bestimmtheit und Sicherheit arbeitete, als in anderen. Er bemühet sich zwar sehr, beyde Methoden, die Eintheilung nach Naturgränzen und den Staaten auf einfache Weise zu verbinden, stößt aber doch auf manche Klippen, welche er nicht leicht zu übersteigen vermochte. Wie wenig beyde Eintheilungen oft mit einander übereinstimmen, kann Refer. an besonderen Beyspielen nicht erörtern; in dem oben erwähnten Aufsatze hat er dieses gethan; daher darf er den Leser auf denselben verweisen.

Bey dieser ganzen Bearbeitung, welche man eine im philosophischen Geiste gehaltene nennen darf, läßt sich freylich eine bedeutende Frage erheben: Ob nämlich eine in diesem Geiste geschriebene Erdbescheribung der jugendlichen Fassungskraft angemessen sey? Würde der Verf. sich streng an die philosophischen Ideen Ritters gehalten haben, dann müßte Ref. sich dahin aussprechen, daß jener den schwachen Kräften der Jugend eine Nahrung darbieten wolle, die sie nicht bewältigen könnten, und welche bloß den Kräften des gereifteren Alters entsprechen könne. Allein er hält den Lernenden bloß Thatsachen vor, welche er jedoch begründet, vollständig giebt und logisch ordnet, wobey er im Besonderen den Lehrer anweiset, in allen wichtigen Erscheinungen der Erde die ihnen zum Grunde liegenden göttlichen Ideen aufzusuchen, und die Lernenden darauf hinzuleiten, bey Erklärung der sichtbaren Welt sie das Unsichtbare ahnen zu lassen, damit ihnen die Erde von einem Geiste durchdrungen erscheint, den sie zwar noch nicht begreifen können, zu dessen Erkenntniß sie sich aber später erheben sollen. Sein Bestreben geht dahin, daß die Schüler den Unterrichtsstunden in der Erdbeschreibung, dadurch, daß sie philosophisch, religiös und politisch sind, eine anhaltende Aufmerksamkeit und lebhafte Theilnahme schenken. Zugleich macht er auf geographische Landkartensammlungen aufmerksam und zeichnet unter verschiedenen die von Rühle v. Lilienstern (allgemeiner Schulatlas, Berlin) aus, da dieselben die physische Geographie und vorzüglich die vertikale Ausdehnung am Anschaulichsten behandeln und wirklich jedem sehr zu empfehlen sind, der sich ernstlich mit der Geographie befassen will.

Nebst diesen Vorzügen hat das Lehrbuch noch einen besondern in moralisch-religiöser Beziehung; es ist mit steter Hinweisung auf die Gottheit abgefaßt und macht man sich mit dem wahren Geiste desselben recht bekannt, so findet man in ihm eine Idee verwirklicht, welche unfehlbar zu den schönsten und erhabensten Seiten aller Unterrichtsgegenstände der Jugend gehört. Ref. meint die mit der Welt gleich alte, aber von vielen vergessene oder übersehene Wahrheit, daß die Gottheit in der Natur ist, daß sich eine poetische Seele beym Anblick der erhabenen Wunder der Natur durch die Gegenwart eines Gottes tief ergriffen fühlen muß und daß jedes Gemüth durch die Schönheiten der Natur unmittelbar zu Gott sich erhebt; die Ordnung und Weisheit, welche in der Natur herrschen, erkennt der Gelehrte und Ungelehrte; Lehrer und Schüler ahnen die Gegenwart der Gottheit. Die alltägliche Meinung, einerseits die Gottheit, andererseits das Endliche berücksichtigend, vergleicht wohl Gott mit einem menschlichen Künstler, welcher sein Werk weise anordnet und alle Theile zu einem gemeinschaftlichen Zwecke wirken läßt; allein der geographische Unterricht führt die Jugend zur Wahrheit, daß die Gottheit sich in der Welt befindet, und daß die Weisheit, welche sie in der Schöpfung mit dem Lehrer bewundert, Gott selbst ist. Auf diesem Wege gelangt man zur Ueberzeugung, daß das Unendliche in dem Endlichen ist, und daß Gott Geist und Idee, Gewissen und Freyheit ist.

Dieses sind die wesentlichsten Vorzüge eines Werkes, welches in seinem im Jahre 1831 zu Neuenburg erschienenen Originale von ausgezeichneten Schulmännern mit großem Beyfalle aufgenommen wurde. Auch gab Karl Ritter, der Schöpfer der vergleichenden Geographie in seiner Einleitung zum zweyten Theile seines großen Werkes über dasselbe ein sehr günstiges Urtheil ab. Aus der Einleitung zur vergleichenden Geographie hat zwar der Verf. diejenigen Artikel des allgemeinen Theiles gezogen, welche die Ströme und Formen der Erdoberfläche behandeln, und die Kapitel über Afrika und Asien größtentheils nur ganz kurz aus den drey ersten Theilen des Ritter'schen Werkes ausgezogen, auch die Vorlesungen Ritters über die allgemeinen Umrisse der physischen Geographie Europa's, Südindiens und

Amerika's genau benützt und ist ihnen treu gefolgt, wodurch das Urtheil Ritters als befangen angesehen werden könnte; allein wer des Verf. Darstellungen aufmerksam liest, wird doch bald erkennen, daß derselbe von ihnen durchdrungen und belebt ist.

Seitdem Ritter den Weg gebahnt hat, ist zwar auf deutschem Boden in pädagogischer Hinsicht für die Geographie viel geschehen; allein Ref. nennt doch die Verpflanzung dieses Lehrbuches auf deutschem Boden willkommen, und die Uebersetzung selbst eine sehr verdienstliche Arbeit, da die Verbindung der politischen mit der natürlichen Geographie glücklicher gelöst wurde, als es in einem der bisher erschienenen Werke geschehen ist. Da überdem der Verf. eine eigenthümliche Darstellungs- und Ausdrucksweise hat, so dürfte der Uebersetzer mit um so größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben, um der Deutlichkeit und Klarheit die Kürze nicht aufzuopfern. Manche geognostische Verbesserungen, die Benützung der neuesten Entdeckungen und Forschungen, die Berichtigung statistischer Angaben, die beygefügte Bezeichnung der Aussprache, die ausführlichere Behandlung des Statistischen der Schweiz und das mit aller Sorgfalt ausgearbeitete Register sind als Zugaben zu betrachten, welche die Brauchbarkeit des Buches erhöhen und lobende Anerkennung von Seite des Verf. verdienen.

Das ganze Werk zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Theil; der erstere behandelt in drey Abtheilungen die Erde in ihren Verhältnissen zum Sonnensysteme; die Oberfläche der Erde im Allgemeinen, die Luft, das Meer und das Land; die Erde in ihren Beziehungen zu den Wesen, welchen sie zum Aufenthaltsorte dient, nämlich die drey Naturreiche und den Menschen. Der besondere Theil betrifft in drey Abtheilungen die alte Welt und zwar nach einer allgemeinen Uebersicht von Afrika, zuerst Hochafrika, Senegambien, das System des Niger, das Wassersystem des Nil, das tiefe Afrika oder Sahara, die zwey nördlichen Hochländer oder die Berberey und Afrikas Inseln; dann eine allgemeine Uebersicht von Asien nach seinen östlichen Gebiethen, nämlich das chinesische Reich, Indo-China, Indien, die Tartarey, Sibirien und Inseln Ostasiens, dann nach seinen westlichen, nämlich die Hochebenen von Iran, Arabien, die asiatische Türkey und die russischen Provinzen des Kaukasus.

Diesen Darstellungen folgt Europa, dessen einzelne Gebiethstheile den größten Raum des Buches einnehmen. Denn nach einer allgemeinen Uebersicht und den Meeren Europas betrachtet der Verf. von Seite 128 bis 144 Niedereuropa unter den Ueberschriften: europäisches Rußland, Königreich Galizien, Republik Krakau, Königreich Polen, Königreich Preußen, Großherzogthum Posen; von Seite 144 bis 248 Hocheuropa, in dem das Alpensystem, nämlich die Schweiz, Oesterreich, Steyermark, Tyrol und Illyrien; östliches Hocheuropa, nämlich die ungarischen Staaten, die Wallachey und Moldau, dann mittleres Hocheuropa oder Deutschland mit den Niederlanden und das westliche Hocheuropa oder Frankreich; von 248 bis 342 das südliche Europa, nämlich Italien, iberische Halbinsel und Griechenland und endlich von 312 bis 342 Nordeuropa nämlich das Königreich Dänemark, die skandinavische Halbinsel und britischen Inseln. In der zweyten Abtheilung dieses Theiles bespricht der Verf. von 342 bis 391 Amerika, und zwar von Südamerika das Hochland, Tiefland und die Ströme, worauf die Staaten folgen; von Nordamerika, Westindien, Mexiko, Guatemala, die vereinigten Staaten und das nordische Amerika. In der dritten Abtheilung wird die Meerwelt, nämlich Australien, Notasien und Polynesien behandelt. Ein Register über sämmtliche im Werke vorkommenden Gegenstände erleichtert durch die Angabe der Begriffe jener den Gebrauch des Buches sehr und trägt viel zur Empfehlung desselben bey.

Diese kurze Inhaltsanzeige macht den Leser mit dem Materiellen des Buches bekannt und giebt ihm theilweise zu erkennen, in welcher Art der Verf. sein vorgestecktes Ziel mit steter Aufmerksamkeit verfolgt und seine früher bezeichnete Aufgabe zu lösen sich bemühete. Bevor er von einem Welttheile oder seinen größeren Gebiethen spricht, giebt er jedesmal eine allgemeine Uebersicht von den einzelnen Theilen, welche das Ganze bilden, von den Ländern, an welche sich jenes anschließt; von der Beschaffenheit, von dem Klima, von dem Pflanzenwuchse, von der Thierwelt und von anderen allgemeinen Verhältnissen. Als Beyspiel wählt Ref. Hocheuropa und zeigt, wie der Verf. allmählig die Lernenden dahin führt, mit einem Blicke das Ganze zu übersehen: Sie sehen, wie die Gebirge den Mittelpunkt einnehmen und die ganze Oberfläche bedecken; wie an die Stelle der Einförmigkeit der slavischen Länder die größte Mannigfaltigkeit und eine bedeutende Zahl eigenthümlicher Länder und unabhängiger Staaten tritt; wie es das Mittelglied zwischen den Halbinseln des Südens und den Inseln und Halbinseln des Nordens bildet, zur Grundform das Alpensystem hat, welches dem vierten Theile Europa's seine Gestaltung giebt und vier große Abtheilungen von Winden, Klimaten, Pflanzenwuchs, Sprachen und Staaten aufstellt, ohne jedoch, wie es ein Hochland thun würde, Italien, Deutschland, Frankreich und Ungarn von einander abzuschließen; wie vier große Ströme von den Alpen in entgegengesetzten Richtungen herabfallen; nämlich der Po, welcher den Südrand des Systemes, das er von den Apeninen trennt, begleitet und durch eine ziemlich niedere, von keiner Bergkette durchschnittene Ebene strömt; die Rhone,

welche am Fuße des Westrandes strömt und im Herzen der Schweizeralpen entspringt; die Donau, in der sich die Gestalt des Rhonesystems wiederholt, wenn man in der schwäbischen Donau nur einen der Saone entsprechenden Zufluß sieht, und dem Inn seinen wahren Namen giebt, welche die Alpen am Fuße des Nord- und Ostrandes begleitet, nach der Wolga der größte unter den europäischen Strömen ist und in dem größten Theile ihres Laufes unangebaute Ebenen durchströmt, woher es kommt, daß sie in der Geschichte nicht sehr berühmt ist und für Gewerbe und Handel weniger benützt wird, als der Rhein und andere große Flüsse; endlich der Rhein, welcher im Mittelpunkte des Alpensystemes entspringt, von diesem sich schnell entfernt, sich eine Straße durch viele ihm den Weg versperrende Berge bricht, an Größe der Donau nachstehend, sie doch in jeder andern Beziehung übertrifft und die Aufmerksamkeit des Geographen durch die physischen Erscheinungen, welche er ihm darbiethet, auf sich zieht; denn er bewässert höchst fruchtbare Landstriche, welche von sehr gesitteten Völkern bewohnt sind, trägt, schon unweit seiner Quelle schiffbar, in seinem unteren Laufe große Fahrzeuge und ist in der Geschichte gleichsam der klassische Strom der neuen Welt. Er durchströmt das Hochland, den Gebirgsgürtel und die Niederung und theilt sie in zwey ungleiche Theile, wovon der zur Rechten desselben Deutschland und das mittlere Hocheuropa; der zur Linken aber mit der Rhone und den Sevennen ein einziges Ganzes bildet, nämlich Frankreich, worin die Ebene und die Hügel vorherrschend sind, Zwischen beyden Regionen liegen die Niederlande als Mittelglied.

Durch eine solche Uebersicht wird dem Lernenden ferner veranschaulicht, wie am Fuße des Ostrandes der zertheilten und niedriger gewordenen Alpen eine wenig über das Meer erhabene Ebene beginnt, welche theils durch die Karpathen und den Hämus, theils durch die Alpen gebildet ist, nämlich Ungarn, und jenseits des siebenbürgischen Hochlandes die Walachey; wie beyde Länder das östliche Hocheuropa ausmachen, und sich hier einförmige Charakterzüge der slavischen Ebenen, asiatische Steppen, viele weniger gesittete Völker rc. finden; wie die Stufenländer, welche allmählig gegen das baltische Meer, die Nordsee und den atlantischen Ocean herabfallen, ganz von den Alpen bedingt sind; ein Hochland mit einförmigen Ebenen oder Hügeln am Genfersee und der Rhone beginnt, dem Fuße der Alpen folgt, bey Paßau und an den Gränzen Oberösterreichs endigt, und von drey Strömen und ihren Alpenzuflüssen bewässert ist, die auf der deutschen Hochebene in gleichlaufender Richtung der Donau zuströmen und auf der schweizerischen Hochebene sich beynahe alle in der Aar vereinigen, bevor sie in den Rhein fließen; wie dieses Hochland vom Jura, Schwarzwalde der rauhen Alp, Fichtelgebirg und Böhmerwald umgränzt ist, und mit ihnen ein breiter Berggürtel beginnt, welcher vom Hochlande bis zu den Niederungen, von den Sevennen bis zu den Karpathen reicht, und in welchem größere und kleinere Flüsse sehr verwickelt vertheilt sind, die ihre Quellen innerhalb des Gebirge haben, aber theils ganz in dem Gürtel laufen z. B. der Neckar, Main, die Lahn, Sieg, Mosel rc. theils in die Niederung strömen und die Gränzkette durchbrechen, an deren äußeren Abhange die Quellen einer dritten Abtheilung von Strömen liegen, nämlich die Seine, Maaß, Ems, und Oder; wie endlich am Fuße dieser Gränzkette das Tiefland beginnt, welches sich bis zum Kanale, dem deutschen und baltischen Meere erstreckt, und dessen östliche Hälfte im Osten jener großen Diagonale liegt, die Hoch- und Niedereuropa scheidet, ohne einen Theil von Niedereuropa auszumachen.

Eine solche Uebersicht führt den Lernenden zur Einsicht der Wahrheit, daß Oesterreich, Preußen, Rußland und Frankreich den größten Theil Hocheuropas besitzen und die 58 kleinen Staaten, welche sich in das Uebrige theilen, in den Alpen und in Deutschland liegen, daß, wenn die Alpen der geographische Mittelpunkt des eigentlichen Europa's sind, die mit ihnen unmittelbar zusammenhängenden Länder, nämlich Deutschland und Frankreich, der geschichtliche Mittelpunkt der Entwicklung des Menschengeschlechtes im neuern Europa sind und daß die Völker Hocheuropas zu drey großen ethnographischen und historischen Abtheilungen der europäischen Nationen gehören, indem die romanischen Völker ihre Stellvertreter in den Franzosen, die germanischen in den Deutschen, die slavischen in den Böhmen und Wenden haben, die jedoch den Deutschen unterworfen sind.

Nach solchen allgemeinen Uebersichten geht der Verf. die einzelnen Theile eines Ganzen durch, bezeichnet die Gebirge, Ebenen, Gewässer, das Mineral-, Pflanzen- und Thierreich, spricht von ihren Bewohnern, von den politischen Eintheilungen der Gebiethstheile, und den wichtigsten Städten hinsichtlich ihrer Lage und Einwohnerzahl und giebt von allem nur das Wissenswürdigste an. Bey einer solchen Behandlung der Geographie ist von ihrem Unterrichte in Schulen sehr viel zu erwarten; möchte derselbe nur auch darnach ertheilt und jener alte verderbliche Schlendrian allgemein verdrängt werden, wozu dieses Buch sehr viel beytragen dürfte. Druck, Papier und wohlfeiler Preis empfehlen es gleichfalls.

Bayerische Annalen.

München. 6. Juny 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 46.

Inhalt.

1. Ueber den Anbau der Runkelrübe und die Einrichtung der Runkelrüben-Zuckerfabriken. Prag 1834. gr. 8. 49 S.

2. Kurzgefaßte Beschreibung der Darstellung des Runkelrübenzuckers in der hochfürstlich Oettingen-Wallersteinischen Fabrik zu Kuchle. Von Dr. Friedrich Kodweiß, Fürstl. Oettingen-Wallersteinischen Fabriks-Verwalter. Prag 1834. gr. 8. 38 S.

Unter den vielen Schriften über die Fabrikation des Runkelrübenzuckers zeichnen sich diese beyden Broschüren durch Kürze, Klarheit und Bestimmtheit des Vortrags höchst vortheilhaft aus; wir glauben daher dem praktischen Landwirth einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihn auf dieselben aufmerksam machen. Sie ergänzen einander und bilden einen einfachen und populären Cursus über Gewinnung und Verarbeitung der Runkelrübe, aus dem technischen und ökonomischen Gesichtspunkt: und zwar wird in Nr. 1. vom Bau der Rübe, von der Einrichtung der Lokalitäten gehandelt und der Vortheil hervorgehoben, der sich aus der Zuckerfabrikation für den Landwirth ergiebt; in Nr. 2. sind sodann die Erfahrungen niedergelegt, die in der Fabrik zu Kuchle über die beste Art der Behandlung der Rüben zum Behuf der Zuckergewinnung gemacht worden und das Verfahren dargelegt, das man gegenwärtig dort befolgt.

Der Verfasser von Nr. 1 beginnt mit der Bemerkung, daß wie selten auch ausgedehnte, mit dem Landbaue nicht unmittelbar zusammenhängende Fabrik-Unternehmungen dem Gutsbesitzer Vortheil bringen dürften, doch diejenigen Fabrikationszweige ihm von entschiedenem Nutzen seyen, die einen Theil seiner eigenen landwirthschaftlichen Erzeugnisse zur Handelswaare umformen; ja in der neuern Zeit werde die Verbindung solcher Gewerbe mit der Landwirthschaft wenigstens auf größern Gütern fast zur Nothwendigkeit, weil sie das einzige Mittel sind, wodurch trotz dem Schwanken der Getreidpreise der Gutsertrag in einiger Gleichförmigkeit erhalten werden kann. In der Bierbrauerey und Branntweinbrennerey hat der Landwirth seit lange dergleichen Nebengeschäfte, die man wenigstens auf größern Gütern als nothwendige Glieder der ganzen Wirthschaft zu betrachten gewohnt ist. Die Fabrikation des Rübenzuckers schließt sich nun diesen Gewerben in aller Weise an; auch sie verarbeitet einen Theil der gewonnenen Bodenprodukte und unterstützt durch zahlreiche nutzbare Abfälle die übrigen Zweige der Landwirthschaft; hat aber, wenigstens vor der Bierbrauerey den Vorzug, daß ihre Produkte eine dauerbare und leicht frachtbare Handelswaare sind, also weit seltener durch Verderb und Mangel an örtlichem Absatz Verlust bringen, als wohl beym Biere der Fall ist.

Der Verf. geht sodann über zur Darstellung des Rübenbaues. Er handelt in der ersten Abtheilung von der Art der Runkelrüben, vom Boden, den sie erfordern, von der Wirthschaftsart, bey welcher ihr Anbau am besten statt findet, von der Erzeugung des nöthigen Rübensamens, von der Bearbeitung des Bodens, der Aussaat, Pflege, Aernte und Aufbewahrung der Rüben, endlich von der Einwirkung des Rübenbaues auf die Landwirthschaft selbst. Die ge-

drängte Darstellung läßt nicht wohl einen fortlaufenden Auszug zu; wir heben daher nur die ökonomischen Angaben hervor, die es auch eigentlich sind, was über die Vortheilhaftigkeit des Rübenbaues und der Zuckergewinnung aus Runkelrüben entscheidet.

Auf dem Gute Kuchle waren die Kosten der Rübenerzeugung pr. Metzen Land im Jahre 1831: 12 fl. 10 kr. W. W., 1831: 11 fl. 15 kr., 1833 aber nur 7 fl. 32 kr. und auch diese Summe ergiebt sich nur im Durchschnitt, während auf einem Theil der Felder die Auslage nur 6 fl. 25 kr. gewesen, die späterhin im Ganzen hinreichen wird. Die Kosten der Herausnahme und Aernte betrugen 1833 pr. Metzen 3 fl. 30 kr., im Ganzen also die Gewinnung 10 fl. 52 kr. W. W.

Dabey wird indeß bemerkt, daß auf dem Gute Kuchle, weil die Robot reluirt ist, der Lohn ziemlich hoch steht. Nach den bisherigen Erfahrungen darf man 100 Ctr. Rüben als einen mittelmäßigen Ertrag pr. Metzen ansehen, und bey gehöriger Sorgfalt und günstiger Witterung 120 — 130 Ctr. erwarten. Durch das Aufbewahren wird die Rübe etwas leichter und vor der Verarbeitung muß sie gewaschen und geputzt werden; beydes mag etwa 1/7 des Gewichts wegnehmen: rechnet man nun nach dieser Minderung noch 86 Ctr. pr. Metzen als zur Zuckergewinnung disponibel und den Centner zu 16 kr. C. M., so hat man 22 fl. 56 kr. C. M. Geldertrag, oder 57 fl. 20 kr. W. W. Die Blätter und Stengel, pr. Metzen auf 40 kr. geschätzt, im Ganzen 58 fl. W. W. Davon gehen ab: die Kosten der Gewinnung der Rüben 10 fl. 52 kr.; und 4 Fuhren in die Fabrik 2 fl. 40 kr.: im Ganzen 13 fl. 32 kr. Es bleiben also 44 fl. 28 kr. W. W. Reinertrag pr. Metzen Land. Dabey rechnet der Verf. 25 bis 30 Proc. Preßrückstände, die sich bey der Verfütterung so verhalten, daß 6 Centner derselben gleich 1 Centner Heu sind. Die Wasch- und Putzabfälle, der Zuckerschaum und die Reste des Beinschwarzes (etwa 4 Proc. des Rübengewichtes) sind ein trefflicher Dünger.

In der zweyten Abtheilung betrachtet die Schrift die Einrichtung der Zuckerfabrik selbst; sie beschreibt die nöthigen Localitäten und Geräthe. Die letztern allein kosten bey 20,000 Ctnr. Rüben für die Gewinnung von Rohzucker 1352 fl. 26 kr. C. M., für die Raffinirung des letzteren noch 595 fl. 26 C. M. weiter. Von den Bauten ist kein Kostenanschlag gegeben; nur der für jedes Geschäft nöthige Raum angeführt. Das Reiben der Rüben erfordert die Anwendung der Wasser-, Dampf- oder Pferdekraft.

Im Eingang zu dieser Beschreibung spricht der Verf. über die Frage, ob der Landwirth bloß Rohzucker erzeugen oder diesen zugleich raffiniren solle. Mit allem Recht entscheidet er sich für das erstere. Schon das Beyspiel der Zuckerplantagen in den Tropenländern selbst, die auch das Geschäft des Raffinirens Andern überlassen, mag zum Beweis dienen, daß es gar nicht nothwendig ist, den erhaltenen Rohzucker gleich selbst zu reinigen; auch ist der Rohzucker nicht blos für den Raffinirer, sondern auch für einige andere Gewerbe Rohstoff und selbst für die unmittelbare Consumtion brauchbar, so daß er also einen weitern Spielraum des Absatzes dietet, als der raffinirte Zucker. Beyde Geschäfte sind völlig verschiedene. Die Gewinnung des Rohzuckers, die den Winter hindurch vor sich gehen muß und im Sommer gar nicht betrieben werden kann, eignet sich auch darin ungemein zweckmäßig zum landwirthschaftlichen Nebengeschäft, daß sie gerade in die Zeit fällt, wo der Landwirth und sein Gesinde mehr Muße haben; die Raffinirung, die für den Landwirth in den Sommer fiele, nähme einen Theil der Sorgfalt und Aufmerksamkeit in Anspruch, welche dann die gehäuften landwirthschaftlichen Arbeiten bedürfen. Da sie überdieß Jahr aus, Jahr ein betrieben werden kann, so eignet sie sich besser zu einem ausschließenden Gewerb, wie es denn auch für den Rohzucker längst besteht. Das Rätheste scheint also, der Landwirth verkauft seinen Rohzucker an eine der schon vorhandenen Raffinerien. Dem steht aber zweyerley entgegen. Einmal befinden sich diese Raffinerien meist blos an solchen Orten, wo sie den fremden Rohzucker am leichtesten beziehen; in andern Landestheilen fehlt es also für den gewonnenen Rohzucker an Absatz: sodann herrscht auch wohl unter den Raffinirern theils Vorurtheil, theils übler Wille gegen den Rohzucker aus Rüben. Beydes kann dem Landwirth die eigene Raffinirung seines Rohzuckers nothwendig machen. In diesem Falle mag er dann wenigstens darauf denken, sich mit andern Güterbesitzern zur Anlegung einer gemeinschaftlichen Raffinerie zu verbinden.

Dieser Betrachtung schließen sich Rathschläge für diejenigen an, welche Zuckerfabriken auf ihren Gütern zu errichten wünschen. Sie sind durchweg aus der Erfahrung geschöpft und verdienen die sorgfältigste Erwägung.

Die unter Nr. 2 angezeigte kleine Schrift giebt eine gedrängte Darstellung des Verfahrens bey der Erzeugung des Rohzuckers, und der Raffinade, das in der fürstlich Oettingen-Wallersteinischen Fabrik zu Kuchle befolgt wird. Der Verfasser weiß seinen Gegenstand mit seltener Bestimmtheit und Deutlichkeit vorzutragen; die große Kürze macht einen Auszug unmöglich. Wie können daher nur wünschen, daß diese kleine schätzbare Schrift recht viele Leser finden möge.

Zum Schluß erlauben wir uns noch einige Bemerkungen über die ökonomischen Verhältnisse, unter denen die Rübenzuckerfabriken arbeiten. In allen europäischen Ländern werden Zölle vom fremden Zucker erhoben; in Ländern, die eigene Kolonien haben, meist ein niedrigerer Eingangszoll von dem Zucker aus den eigenen Kolonien. Diese Zölle vertheuern natürlicher Weise den fremden Zucker um ihren ganzen Betrag, wenn nicht, wie wohl in kleinen Ländern der Fall, der Schleichhandel einen

beträchtlichen Theil des einheimischen Zuckerbedarfs wohlfriler deckt, wodurch sich ein Mittelpreis bildet zwischen drm Preise des verzollten und dem des eingeschwärzten Zuckers. Wie dem auch seyn mag, zahlt die Erzrugung von Zuckrr aus einhrimischem Stoffe keine Abgabe, wie es außer England in allen europäischen Ländern der Fall ist, so genießt sie drn Vortheil, ihren Zucker zu dem Preise des verzollten fremden Zuckers verkaufen zu können. Der Consumrnt muß den einheimischen Zucker zahlen, wie den fremden, aber was er dort über den freyen Einfuhrpeeis des fremden Zuckers giebt, kömmt nicht, wie beym verzollten fremden Zucker, in die Zollkasse, sondern wird, wir eine Prämie auf die einheimischr Zuckergrwinnung, dem Producenten zu Theil. Vermag dieser seinen Zucker schon bey den freyen Einfuhrpreisen des fremden Zuckrrs zu liefeen, odee wenigstens unter dem Preise drs verzollten, so bezieht er die Differenz als einen Zuschuß zum üblichen Wirthschaftsgewinn, der bald Concuerenz veranlassen wird, in Folge deren das Ausgebot des einhrimischen Zuckers sich so mehrt, daß es nebrn der bisherigen Einfuhe des fremden den einheimischen Bedarf übersteigt. Dieß zwingt die einhrimischen Zuckerproducenten zu niedrigeren Preisen, um den fremden Zucker zu verdrängen; befriedigen sie später den ganzen einheimischen Bedarf, und ist ihr Geschäft immee noch lohnender als andere, so bleibt dir Produktion nicht hierbey stehen, sondern immer noch suchen neue Unternehmer in dem ungewöhnlich vortheilhaften Geschäft Kapitale anzulegen; — dieß muß dann dir Preise des rinheimischen Zuckrrs bis auf den Satz drücken, wo sir von allen bey seiner Gewinnung angelegten Kapitalirn eben nur mehr üblichen Gewinn abwerfen. Dirser Satz kann übrigens immer noch über dem Peeise stehen, zu welchem fremder Zucker ohne Zoll ins Land gieng. So weit nun dieß der Fall ist, und vornehmlich, wenn der einheimische Zuckerproducent seine Raffinade ohne Verlust eben nur zu dem Preise des verzollten fremden Zuckers liefern kann, zahlt der Consument fortwährend rine Peämie für die einheimische Zuckerproduction, abrr sir gewährt dem Producenten keinen rigentlichen Grwinn, sondern bloß Veegütung für den Verlust, den er außerdem machen würde. Sie macht ihm bloß rin an sich unvortheilhaftes Geschäft wirthschaftlich möglich. Es mag dahin gestellt bleiben, welche von diesen Annahmen in den verschiedenen Gegrnden von Deutschland sich bewähret; in jedem Falle veeschwindet dir Zolleinnahme des Staats aus dem fremden Zucker in dem Maße, in welchem der einheimische Zucker den fremden verdrängt; aber nur so weit enthebt dieß den Consumenten der Zahlung des durch den Zoll veeursachten Aufschlags auf den Preis des frey eingeführten fremden Zuckers, als der einheimische Zuckrr wohlfeiler zu kaufen ist, denn der verzollte fremde.

Wenn der Zuckerproducent Raffinade liefert, so genießt er den ganzen Einfuhrzoll auf Zucker, der zur unmittelbaren Consumtion eingeht, z. B. gegenwärtig im Gebiethe des Zollveeeins etwa 10 Thlr. vom Netto-Centner. Beschränkt ee sich dagegen auf Eezeugung von Rohzucker, so fragt rs sich, ob das Zollgesetz schon bisher die einheimische Raffinerie des fremden Rohzuckers begünstigte oder nicht. Im letzten Falle würde jeder fremde Zucker, ob er für unmittelbaren Veebrauch oder für weitere Verarbeitung eingieng, gleich viel Zoll zahlen, drr denn auch dem Rübenzuckerpeoducentrn ganz in gleicher Weise zu gut käme, er möchte blos Rohzucker zu Maekt bringrn, oder diesen selbst raffiniren. Hier wäee ihm dann allerdings die Anlegung riner eigenen Raffinreie gänzlich zu widerrathen, da ihm schon das einfacherr Grschäft die ganze Prämie sicherte, die das Zollgesetz stillschweigend der Zuckerproduktion zuerkennt. Zahlt dagegen, wie rs in Oesterreich und im Vereinsgebiethe der Fall ist, drr zu weiterer Vrrarbeitung oder doch zur Raffinirung eingehende Rohzucker einen niedrigeren Zoll, als der zur unmittelbaren Consumtion bezogene und dir Raffinade, und eezeugt der einheimische Landwirth bloß Rohzucker, so kommt ihm gegenüber vom fremden Zucker bloß dee Zoll zu gut, den der einheimische Raffinirer vom Rohzucker zahlt. Den ganzen Zoll von fremdee Raffinade genießt er erst dann, wann er selbst raffiniet. So ist z. B. in Oesterreich der Zoll auf Rohzuckre, der zur einheimischen Raffinirung eingrht, nur 3 fl. C. M. pr. Ctn., während Raffinade 15 fl. zahlt. Es liegt also eine weit gößere Prämie auf dem Geschäft des Raffinirens, als der Zuckergewinnung selbst. Wenn nun gleichwohl die Raffinerie des eignen Rohzuckers in Böhmen den Landwirth nicht lohnt, so muß doet überhaupt unter viel ungünstigeen Umständen raffinirt weeden, als etwa in den Seestädten. Der Zollverein nimmt vom Ctn. Rohzucker, den der Raffinieer bezieht, 8 fl. 32 1/3 kr. von allem Zucker zur unmittelbaren Consumtion 18 fl. 45 kr.; hier zahlt also dee Consument dem einheimischen Producenten von Rohzucker nur eine Prämie von 8 fl. 32 1/3 kr.; dem Raffinieer dagegen, gleichviel ob fremden oder einheimischen Zucker 10 fl. 11 2/3 kr. Auch hier ist also dieses Geschäft mehr begünstigt, als die Produktion des Rohzuckers selbst, und wenn bey einer solchen Prämie die Arbeit drs Raffinieens für den einzelnen Gutsbesitzer noch immer unvortheilhaft seyn würde, so müßte sie doch gewiß mehrern in Verbindung Gewinn bringen, die im Stande wären, mit ihrem Erzeugniß an Rohzucker das ganze Jahr hindurch eine Raffinerie, wenn auch nur von mäßigem Umfang, zu beschäftigen.

H.

Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305, von Leopold August Warnkönig. I. Band. Mit einer Karte von Flandern aus dem XIV. Jahrhundert und einem Facsimile. Tübingen, bey Fues. 1835. XVI. und 464 S. Diplomatischer Anhang. 102 S.

Der gelehrte Verfasser behandelt in diesem Werke einen Gegenstand, welchen wir zu den wichtigsten und interessantesten der Geschichte des Mittelalters zählen. Flandern, durch die Denkmäler alter Kunst nicht weniger ausgezeichnet, als durch Ackerbau und Gewerbfleiß, zeigt in seiner Geschichte eine bewundernswerthe Entwicklung und Ausbildung der geselligen Verhältnisse, und wurde durch eine eigenthümliche Verschmelzung des demokratischen und feudalistischen Princips, durch eine ausgedehnte, jedoch gegen Zügellosigkeit geschützte Freyheit und einen durch Handel und Gewerbe herbeygeführten Wohlstand im dreyzehnten Jahrhundert zu dem blühendsten und kräftigsten Lande Europa's. Den Mittelpunkt des politischen Lebens bilden die flandrischen Städte, deren Blüthe die Fürsten des Landes durch zweckmäßige Verleihung von Privilegien klug zu vermehren wußten. In ihnen entwickelte sich das demokratische Element, welchem 1302 die Unabhängigkeit des Volkes ihre Rettung dankte, welches aber auch hundert Jahre später durch Ueberschreitung seiner natürlichen Grenzen den Verfall des Glückes und Ruhmes dieses Landes herbeyführte, das im XIII. Jahrhundert auf seiner glänzendsten Höhe stand. Bis zu diesem Glanzpunkte führt der Verf. die Staats- und Rechtsgeschichte, welche wegen des verwandschaftlichen und politischen Bandes zwischen Deutschen und Niederländern und wegen der vielfachen folgenreichen Handelsverbindungen der niederdeutschen Städte mit den flandrischen auch für die deutsche Rechtsgeschichte von großer Wichtigkeit ist. Zwar besitzen wir über diesen Gegenstand einige werthvolle Arbeiten in Urkundensammlungen, Chroniken und den Schriften neuerer Forscher, wie Dierux, de Bast und Räpsät; aber diese sind theils selten, theils gehen die Verfasser von falschen Ansichten aus. Deßhalb müssen wir vorliegendes Werk um so mehr willkommen heissen, da beym Mangel tüchtiger Vorarbeiten große Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Herr Warnkönig, früher in Lüttich und Löwen, seit 1731 in Gent, unternahm dasselbe, aufgefordert von Niebuhr und vertraut mit den Forschungen französischer wie deutscher Historiker. Er legte in ihm die Ergebnisse vieljährigen unermüdlichen Forschens in den Archiven des Landes und den sonstigen Quellen nieder, um „hiedurch in der historischen Literatur eine Lücke auszufüllen, welche zur Zeit von Niemanden außer ihm hätte ausgefüllt werden können."

Den Plan des ganzen Werkes, das auf zwey oder drey Bände angelegt ist, gibt der Verfasser in der Vorrede S. VIII. an. Der erste Theil, der vor uns liegt, umfaßt die Einleitung und die zwey ersten Bücher, wovon das erste einen Abriß der Geschichte Flanderns von Balduin I. bis auf Guido von Dampierre (863 – 1305) in vier Kapiteln, das zweyte in sechs Kapiteln die Darstellung des geselligen und rechtlichen Zustandes des Landes im XIII. Jahrhundert liefert. In der Einleitung (S. 1 — 82) spricht der Verf. von den Quellen und der Literatur der ältern Geschichte von Flandern und gibt S. 6 Nachricht von der Geschichte und dem gegenwärtigen Zustande der Archive, nämlich der gräflichen oder der der Regierung, der Kirchen und Klöster und der Städte, worin ein großer Reichthum noch meistentheils unbenutzter Schätze aufgehäuft liegt; darauf handelt er mit großer Vollständigkeit von den gedruckten Sammlungen der Urkunden, von den wichtigen Chroniken und den Schriftstellern über Flandern von dem XV. Jahrhundert an bis auf Leo's zwölf Bücher niederländischer Geschichten herab, und gibt fast über jedes Werk mit Hinzufügung wichtiger literarhistorischer Nachrichten sein begründetes Urtheil ab.

Im Buche I. stellt der Verf. zuerst Flanderns ältesten Zustand dar nach der Völkerwanderung und vor Errichtung der Grafschaft, und von Kap. 2 — 4. folgt dann die politische Geschichte der Grafen und des Landes mit besonderer Hervorhebung der Entwickelung des rechtlichen Zustandes und der geselligen Verhältnisse, wobey bisher ganz unbenutzte Quellen zu Rathe gezogen sind. S. 86, wo von des Landes Beschaffenheit und Namen die Rede ist, wird als wahrscheinliche Conjectur angegeben, daß Flandern von dem altflammändischen Worte Vlander, was Brücke bedeutet, abstamme und im VII. Jahrhundert von der Gegend von Brügge zuerst gebraucht sey.

Nach der verschiedenen Abstammung der Bewohner unterschied sich das Land in ein deutsches und ein romanisches oder wallonisches mit verschiedener Sprache und Sitte. Bey Erwähnung der Gaueintheilung zählt der Verf. S. 97 einige im frühesten Mittelalter vorkommende Orte auf, spricht S. 100 von der Einführung des Christenthums seit dem IV. Jahrhundert und der Errichtung ansehnlicher Bisthümer und Klöster und prüft S. 105 die alte Sage von den Waldgrafen von Harlebeke. Vor Balduin hat Flandern zwar keine Provinzialgeschichte, es kommen aber in den Kapitularien unter Karl dem Großen forestarii und missi vor. Sohn eines solches missus war Balduin I., welcher, Karls des Kahlen Tochtermann, 863 Flandern als Markgrafschaft erhält, sein Land wird durch das Capitulare Karls

des Kahlen vom Jahre 877 die älteste erbliche Grafschaft der Monarchie. Später verursachen die Einfälle der Normannen die Anlage vieler Burgen, deren Castellane bald mächtige Vasallen werden und die Eintheilung des Landes in Chatelenien veranlassen.

Unter Balduin IV. 1007 beginnt der Lehensnexus zwischen den Grafen und dem deutschen Reiche. Nach dem Aussterben des Balduinischen Mannsstammes 1119 kommt das Land durch Heirathen nach einander an dänische, normannische, deutsche, portugiesische, savoische und französische Prinzen, die dort nie recht einheimisch wurden. Dieser häufige Wechsel der regierenden Häuser erklärt die vielen bürgerlichen Unruhen und Empörungen und „hat auf den belgischen Volkscharakter bis in die neuesten Zeiten einen bleibenden Einfluß gehabt und die Anhänglichkeit der Belgier an ihre Fürsten zu einer Seltenheit gemacht.“

Die Fürsten suchen sich, um sich zu halten, die Großen durch Lehen, die Städte durch Privilegien zu verbinden. Deßhalb entstehen in dieser Zeit, besonders unter Philipp von Elsaß, die meisten Stadtrechte oder Keuren Flanderns. Auch hatten die Grafen bekanntlich an den Kreuzzügen den lebhaftesten Antheil genommen und Philipps Sohn, Balduin, gewann 1204 die lateinische Kaiserkrone. Bey seinem frühen Tode (vergl. Schlossers Weltgesch. II. S. 68. Raumers Hohenst. III. S. 237) hinterläßt er zwey Töchter, Johanna und Margaretha, unter deren langer Regierung 1211 — 1278 die inneren Verhältnisse Flanderns sich zur höchsten Blüthe entwickeln. Johanna's Gemahl, Fernand von Portugal, im Bunde mit England und Kaiser Otto IV., verliert gegen Philipp August von Frankreich die bekannte Schlacht bey Bouvines 1214, und als nach Johanna's kinderlosem Absterben ihre Schwester Margaretha das Land erhält, entstehen heftige Kämpfe zwischen ihren Kindern erster und zweyter Ehe, von denen endlich jene Holland und Hennegau, diese, Söhne des Grafen von Dampierre, Flandern erhalten. Nach dem Tode der Mutter 1278 gelangt Guido von Dampierre zur Regierung, wird aber von dem ländersüchtigen Philipp dem Schönen von Frankreich gefangen gehalten, welcher dann mit Hülfe der Lilianen oder der Adelsparthey schrecklich im Lande schaltet, bis die Bürger unter Peter de Koning sich erheben, die Franzosen im Lande in einer Sicilianischen Vesper erschlagen werden, und das französische Heer, worin sich die Blüthe der Ritterschaft befindet, in der großen Bataille des éperons bey Courtrai am 11. July 1302 den kräftigen Armen der Handwerker erliegt. Nach Guidos Tode 1305 erlangt sein Sohn Robert die Regierung des Landes.

Im Buche II. zeigt der Verfasser Kap. 1. S. 213 die verschiedene Eintheilung des Landes, nach der Sprache in das flamändische oder deutsche, worin größere Freyheitsliebe herrscht, und das wallonische oder französische; nach der Politik in Flandern unter der Krone und Reichs-Flandern, jenes unter der Oberlehnsherrlichkeit von Frankreich, dieses unter der des deutschen Reichs. Bis auf Otto I. bildete bey allen Veränderungen die Schelde die Grenze, unter ihm und seinen Nachfolgern kam ein Theil des frühern Neustriens jenseits der Scheide zum Reiche, dessen Grenze durch den Ottonischen Graben bestimmt wurde, worüber der Verf. mit Gründlichkeit sich ausspricht. Darauf redet er S. 244 von den Bewohnern des Landes, bey welchen sich die nämlichen Unterschiede finden, wie bey denen in den übrigen germanischen Reichen. Nur über das Verhältniß der Laeten hätten wir bey dem Reichthume der dem Verfasser zu Gebote stehenden Quellen einige genauere Aufklärungen gewünscht. S. 248 behauptet der Verf., wo er von dem Charakter der Landeshoheit der Grafen, und von ihrem Hofe handelt, mit Recht, daß jene nicht aus ihrer Souverainität hergeleitet werden könne, sondern auf bestimmten erworbenen Rechten beruhe. Diese gräflichen Rechte sind unter folgenden Gesichtspunkten betrachtet: der Lehnsnexus der Grafen mit den Königen von Frankreich, der mit Kaiser und Reich, das Verhältniß zu ihren Vasallen, das zu ihren Gutsunterthanen, zu den Städten und endlich das zu den kirchlichen Gemeinheiten. Ausgezeichnet ist S. 249 die Auseinandersetzung des Lehnsnexus zwischen den Grafen und den Königen von Frankreich, und S. 256 das von deutschen Schriftstellern wenig beachtete Lehns-Verhältniß derselben zum deutschen Reiche. Die Hofhaltung (S. 261) war nach dem Muster der französischen eingerichtet, so wie auch der Gerichtshof der Pale's. Im dritten Kapitel gibt der Verf. eine historische Entwickelung des Staatsorganismus im Allgemeinen und zeigt, wie aus der Gerichtsbarkeit der Grafen und der Militärgewalt derselben als Markgrafen — beydes die Grundlagen ihrer Macht — zu den verschiedenen Klassen der Einwohner sich die Verhältnisse der Grafen verschieden gestalteten. Seit dem XII. Jahrhundert entstanden in den Gauen bald geistliche und weltliche Territorien mit Landeshoheit und der Graf war über sie nur noch Lehnsherr; die übrigen Bewohner schieden sich in Städter (Poorters) und in Laeten, welche entweder zu einem Dorfe, oder einer Ambacht (einem Amt, das mehrere Dörfer umfaßte), oder zu einer Landschaft, Land oder Chatelenie genannt, gehörten und wie die Städter unter dem Schutze eines Rechtes, Keuer genannt, lebten. Die Landeshoheit der Grafen war daher durch Lehen- und Keurrecht bestimmt. Stellvertreter derselben waren die Castellani, Chatelains, bey Lehnhöfen, Stadt- und Landgerichten, die villici oder sculteti bey Gutsherrschaften, und seit dem XII. Jahrhundert die Bailli's in jeder Art von Gerichtsbarkeit. Ueberall, wo nach Keuren gerichtet wurde, waren Schöffen, mit denen auch der Graf die Keuren machte und Steuern ausschrieb; sie wurden präsidirt von Einem aus ihrer Mitte und waren bey wichtigen Angelegenheiten an die Mit-

wirkung einer rein örtlichen, nicht gräflichen Behörde, des Rathes, gebunden. Diese Gerichts- und Verwaltungs-Behörden waren zweyerley Art, sowohl in Lehen- als Feuersachen: für die ganze Grafschaft und für einzelne Orte und Distrikte.

Den höchsten Lehenhof bildete der court des Barons, und ein Ausschuß, die cour des Pairs, das höchste Landesgericht Anfangs der Graf mit seinen Baronen, aber bald ein Ausschuß der Schöffen der vorzüglichsten Städte. Die örtlichen Lehengerichte waren in gräflichen Residenzen, jedes mit bestimmtem Ressort; für den Rekurs an seine Person setzte der Graf die sogenannte Chambre legale ein. Die örtlichen Schöffengerichte waren städtische, Land- und Dorfgerichte; feyerlich und öffentlich hießen sie Vierscharen, weil sie in einem durch vier Bänke gebildeten Viereck gehalten wurden. Außerdem ließ der Graf jährlich noch ein allgemeines Volksgericht abhalten, wobey Alle vom achtzehnten bis sechzigsten Jahre zu erscheinen verpflichtet waren; es war criminell und den deutschen Rügegerichten ähnlich. Solche Gerichte, über welche der Verf. noch nähere Nachrichten verspricht, hießen doorgaende Warheden. Genauere Untersuchungen gibt der Verf. darauf über des Grafen Stellvertreter, die Chatelains mit den Chatelenien, welche später zu gräflichen Regierungs-Bezirken wurden, über die Bailli's und die Schultheißen, im Verhältnisse zu einander und zu den Schöffen. Die Frage, ob sich in Flandern vor dem XIV. Jahrhundert Spuren einer ständischen Verfassung finden, beantwortet der Verf. S. 307 verneinend. Allerdings finden sich in der früheren flandrischen Geschichte Landtage oder allgemeine Versammlungen, worin über des Landes Wohl berathschlagt wurde; diese änderten die Grafen im XII. Jahrhundert in specielle Zusammenkünfte mit ihren Lehnsmannen oder den Deputirten der Städte ꝛc. Daß aber die ständische Verfassung um diese Zeit noch nicht ausgebildet war, darin müssen wir dem Verf. beystimmen.

Den wichtigsten Theil des Werkes bilden die im vierten Kap. S. 311 gegebenen Untersuchungen über die flandrischen Städte. Zuerst spricht der Verf. von dem Entstehungsgrund dieser Städte und findet ihn vorzüglich in den villis, womit vor Bildung der oppida und portus das Land bedeckt war.

Die Umgestaltung jener in ein oppidum hing meistens ab von der Lage derselben an Orten, wo ein größerer Zusammenfluß von Menschen und lebhafter täglicher Verkehr Statt fand. Die Veranlassungen hiezu findet der Verf. in der Nähe eines berühmten Klosters oder einer Domkirche oder einer gräflichen Burg, worin der Graf wohnte und Gaugericht hielt, in der natürlichen Sicherheit des Orts gegen feindliche Angriffe und in der zum Handelsverkehr günstigen Lage, wie beym Zusammentreffen mehrerer schiffbaren Flüsse, bey der Nähe der See und der Leichtigkeit Häfen anzulegen. Bey mehreren Städten, wie Gent, trafen alle günstigen Umstände zusammen, und Handel und Gewerbe brachten sie dann bald zu einer Blüthe, welche die Grafen durch Errichtung von Messen, Ausbildung des Zunftwesens, Anlage von Kanälen und Häfen und Festsetzung genauer billiger Zolltarife zu erhöhen bemüht waren. Brügge und Dam, dessen Seerecht große Berühmtheit erlangte, wurden für den Welthandel von größter Bedeutung (S. 327). Dieser Handel wurde besonders unterhalten durch eine eigene flandrische Hansa, worauf zuerst aufmerksam gemacht zu haben (S. 329), das Verdienst unsers Verfassers ist. Diese Hansa bildeten 17 Städte mit den Kaufleuten von Brügge und Ypern an der Spitze, aus jenen wurde der Hansegraf, aus diesen der Schildrake (Schildträger) genommen; sie war eine Verbindung der Großhändler, blühte noch 1349, aber 1426 wird über ihren Verfall geklagt. Ueber den Gemeinde-Verband der Städte gibt der Verf. S. 332 als Resultat seiner Untersuchungen drey Grundursachen an: das materielle Nebeneinanderbestehen einer Menge von Wohnungen, aus deren Beschützung die Verbindlichkeit aller Bewohner zu Geldbeyträgen und Kriegsdiensten entsteht; das kirchlich-religiöse Band, das die Pfarreyen und Kirchensprengel erzeugt, und das Schöffenthum als Haupt und Organ der Gemeinde.

Auf welche Weise sich die städtischen Vereine auf diesen drey Grundlagen erhoben und entwickelt haben, bleibt freylich beym Mangel aller Nachrichten den Conjekturen überlassen.

Neben diesen drey bildenden Elementen findet sich im nördlichen Frankreich noch ein viertes: die Verschwörung der Bewohner eines Ortes gegen den Grundherrn zur Erzwingung der Anerkennung und Aufrechthaltung der städtischen Rechte, und um von diesem selbst das Recht der Insurrektion zu erwerben. Ein solches Bündniß, welches das revolutionäre Princip zum Recht erhob, hieß communia und eine Stadt, welche auf diese Weise frey ward, eine commune. Ludwig VI. trat zwischen den verschworenen Bürgern und ihren Herren vermittelnd auf und zwang Letztere, diese communia selbst zu beschwören. Die französischen Geschichtschreiber generalisiren diese Thatsache zu sehr; die flandrischen Gemeindeverfassungen sind nicht auf diesem Wege entstanden. Vergl. S. 370. Ueber ein analoges Verhältniß der Unterthanen zu den Fürsten in Bayern vergl. v. Freybergs Geschichte der bayerischen Landstände I. S. 202. Zu allen diesen kamen nun noch die den freyen Leuten zugestandenen Rechte und Privilegien, Chartes des Communes, Keuren. S. 340 gibt der Verf. die Resultate der Untersuchungen über den Grund und Boden der Städte, welcher in Folge der verschiedenen Herrschafts-Verhältnisse eben so zerrissen war, wie das ganze Land, und zählt S. 345 die Orte auf, welche zwischen dem VII. und XIV. Jahrhundert in Flandern

als Städte können angesehen werden; es sind 20 villes closes und 24 villes non closes. Bey Angabe der verschiedenen Klassen der städtischen Einwohner nimmt der Verf. S. 348 zuerst Rücksicht auf diejenigen, welche vor der gänzlichen Ausbildung des städtischen Wesens gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts bestanden und zeigt dann, wie aus den Adeligen und Altfreyen, den reichen Kauf- und Gewerbsleuten die hohe Bürgerschaft sich bildete, die majores, welche gegen 1300 fast alle Kaufherren waren; woher es sich erklärt, daß zwischen dem Feudaladel und der Kaufmannschaft in Flandern keine Scheidewand bestand, um so weniger, da die Adeligen sich auch in die Zunftregister einschreiben ließen und selbst Gewerbe trieben, als die Zünfte einen überwiegenden Antheil am Stadtregimente bekamen. Zur Seite stehen ihnen die Gewerbsleute der höhern Zünfte: die Brauer, Fleischer, Waffen- und Goldschmiede und die Tuchfabrikanten. Der höhern Klasse gegenüber stehen dann die minores, das gesammte Volk, eine gemischte Klasse von Kleinhändlern, Mitgliedern der niedern Zünfte, welche mit einigen Adeligen oder Reichen an der Spitze die fast nie aufhörenden Volksbewegungen in den flandrischen Städten veranlaßten.

Wie groß die Freyheiten und Rechte der Städte waren, zeigt der Verf. S. 355, und nach Aufzählung der Lasten und Leistungen derselben theilt er S. 363 ein Brügger Budget vom Jahre 1288 mit, das einen merkwürdigen Beweis von der Blüthe der Städt liefert. In den Grundzügen der Verfassungsgeschichte der Städte S. 366 gibt der Verf. genaue und ausführliche Nachrichten über das Wesen des Schöffenthums, über dessen Verhältniß zum Grundeigenthum der zweyte Band hoffentlich noch nähere Untersuchungen bringen wird, dann über die Amtsthätigkeit der Schöffen, welche eine dreyfache war, indem sie als Richter erscheinen und zwar ohne Appellation in Civil- und Kriminalsachen, als Repräsentanten der Stadt, und als solche an der gesetzgebenden Gewalt Antheil haben, endlich als Verwalter der städtischen Finanzen und sich selbst Rechnung ablegen. Die Stellen waren Anfangs lebenslänglich, wurden bald erblich, aber dadurch von so gefährlicher Wichtigkeit, daß der Graf sie in jährliche verwandelte. S. 377 erwähnt der Verf. auch des merkwürdigen Kollegiums der 39 in Gent, worüber er schon im zweyten Heft des Messager des sciences et des arts de la Belgique. Gand. 1833 eine wichtige Abhandlung geliefert hat. Ueber das Verhältniß die Räthe wird der unermüdliche Verf. ebenfalls im zweyten Theile seines Werkes wohl noch einige Erläuterungen mittheilen. Ein Austrägalgericht bildeten (S. 382) der scabini Flandriae aus den fünf guten Städten Flanderns: Gent, Brügge, Lille, Duay und Ypern.

(Schluß folgt.)

Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien (auch unter dem Titel: Italienische Reise) von Carl Friedrich Scholler. 2 Bände. Leipzig 1832. Verlag von C. H. F. Hartmann.

Vorliegende Reisebeschreibung reiht sich den besten der über Italien erschienenen an. Der Verf. hat dabey einen eigenen Weg eingeschlagen. Treuherzig erzählt und beschreibt er, was er mit eigenen Augen sah — manche Reisebeschreiber führen auch das als gesehen an, was sie nicht sahen, und was zu ihrer Zeit längst nicht mehr bestanden hat — und giebt auch zugleich in den Anmerkungen das Urtheil erfahrner Kunstrichter (eines Winkelmann, Friedr. Thiersch, Schorn, von Klenze, Rumohr, gefeyerte Namen!) und die vorzüglichsten literarischen Hülfsquellen an. Ungern vermißte Referent bey den letztern die Reisebeschreibungen von Speth, Schubert, Friedländer. Auch Stolberg durfte nicht unbeachtet bleiben.

Den Reiz der Neuheit gewinnt obige Reise, daß sie uns Gegenden, die uns Reisende entweder im Blumenkleide des Frühlings oder im Früchtenschmucke des Herbstes schildern, im Schneegewande des Winters gehüllt darstellt. Wir erblicken die großartige Alpennatur, starrend in Eismassen, und die treffliche Zeichnung weckt unsere Theilnahme für den Verfolg der Reise. Diese beginnt von Erlangen und endigt mit des Verfassers Aufenthalt in Rom.

Der erste Band führt den Leser nach Heilbronn, Stuttgart, dem Urachthal, Lindau, Chur, Belinzona, Lugano, Como, Mailand, Verona, Padua, Vicenza, Venedig, Ferrara, Bologna, Arezzo, Cortona, Perugia, Assisi, Foligno, Spoleto, Terni, Narni. Rücksichtlich der Kunstschätze erscheinen als Städte ersten Ranges: Mailand, Verona, Vicenza, Padua, Venedig, Bologna, Perugia, Rom.

Mit Bedauern vermißt man Florenz, das sich der Verfasser für seine Rückkehr versparte.

Der zweyte Band schildert den Aufenthalt in Rom.

Anlangend die Aufzählung und Beschreibung der in Kirchen und Gallerien befindlichen Kunstschätze, so wie der Baudenkmale, verdient diese Reisebeschreibung volle Anempfehlung, da die eigene Anschauung dem Verfasser in die Feder dictirte, und man nicht eine Compilation — wie dieß in den sogenannten Reisehandbüchern, auf die, wie jeder Reisende sich schon zur Genüge überzeugt hat, man sich wenig verlassen kann — zu Kauf erhält.

Die eigenen, von dem Verfasser eingeflochtenen Kunsturtheile sind gut, doch glaubt Referent, daß der Verfasser manchmal, wie z. B. bey Leonardo da Vinci's Abendmahl, dem rasenden Herkules und der hl. Cäcilia etwas zu redselig gewesen sey.

Venedig verdient rücksichtlich seiner topographischen Darstellung besonderes Lob; diese würde aber noch gehaltvoller geworden seyn, hätte der Verfasser die mit vieler Localkenntniß geschriebene Reise von Martens zur Benützung gehabt. In Bologna ist die Aufzählung der Kunstwerke zur möglichsten Vollständigkeit gediehen. Cortona und Assisi, das nur wenige Reisende, weil es von der Straße abliegt, berühren, erfreuen sich einer gelungenen Beschreibung.

Vom Beginne der Reise bis zu seiner Ankunft in Rom schildert der Verfasser die Gegenden, durch welche ihn sein Weg führt, so treu und lebendig, und staffirt sie mit Scenen aus dem Volksleben aus, daß auch der, der sie nie sah, sich ein gutes Bild von ihnen entwerfen kann, und jenem, der sie bereiste, die Darstellung eine angenehme Rückerinnerung darbiethet. Zu den gelungensten Landschaftsgemälden möchte Referent die via mala und den Wasserfall von Terni rechnen.

Der zweyte Band beginnt mit der Ankunft in Rom. Der Verfasser giebt uns schätzbare Aufschlüsse über Local, Kunst und Volksleben. Der Hauptinhalt dieses Bandes ist folgender: Ein Gang aufs Capitol und von da hinab zu den Ruinen des Campo Vaccino — ein gutes Bild der Oertlichkeit — die Feyerlichkeit der Besitznahme Pius VIII. und die kirchlichen Functionen — gut geschildert. — Nun folgt ein Versuch die wahre Gränzbestimmung der Hügel des alten Roms anzugeben. Diese sind in nachstehender Ordnung behandelt: der Mons Pincius, Quirinalis, Esquilinus, Coelius (Monte Testacio), Aventinus, Palatinus, Capitolinus. Sehr treffend ist hiebey des Verfassers Bemerkung: wer sich dächte, daß die Höhe derselben ihrer Berühmtheit entspräche, würde sich sehr irren. Nun folgt die Höhenangabe der Hügel; wer an Ort und Stelle Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, wie schwer es hält, sich ein Bild jener Hügel zu entwerfen, wird dem Verfasser für seine Arbeit Dank wissen. — Der Umfang der Stadt, ihre Eintheilung und die Thore werden nun angegeben, indem der Verfasser die Richtung der Aurelianischen Stadtmauer verfolgt.

Nach dieser allgemeinen Einleitung geht der Verfasser auf die Beschreibung einzelner Gebäude über, und führt in den Anmerkungen eine reiche Literatur über die Stadt Rom an.

Am gelungensten ist die Abhandlung über das Capitol, die von S. 74—126 reicht. Die historischen und archäologischen Notizen sind mit vielem Fleiß gesammelt und verarbeitet.

Der fernere Inhalt des zweyten Bandes ist: die Villa Borghese, mit der bedeutenden Gemäldesammlung, die Kirche Maria della Pace, der Janusbogen, der Vesta-Tempel, die Tiber-Brücken, das Janiculum, das Theater des Marcellus, die Säule des M. Aurelius Antoninus, die Basilica S. Maria Maggiore — mit ausführlicher Beschreibung — der Tempel der Minerva Medica, die Dogana di terra, das Pantheon, nebst einem Räsonnement über den Rundbau — die Beschreibung des Gebäudes ist sehr wohl gerathen, und folgt an Gehalt jener des Capitols — die Krönung des Papstes, das Triclinium Leo's III., das Amphitheatrum castrense, die Basilica S. Lorenzo fuori delle mura, die Bildergallerie des Palastes Falconieri, der Bogen des Gallienus, S. Giovanni in Fonte, ein Gang in die Kunstsäle des Vatikans — nur die Bildergallerie wird ausführlich beschrieben, ungern vermißt man die Antiken — die Villa Pamfili, der Palast Barbarini und seine Bildergallerie, die Feyerlichkeiten, die zur österlichen Zeit statt finden, die vaticanische Bibliothek und die hier befindlichen Gemälde, die nach Raphaels Cartonen gewirkten Teppiche, die Speisung der Kardinäle, die ägyptischen Alterthümer — das Letzte die schwächste Arbeit des Verfassers — das Amphitheater (Colliseo) — mit guten historischen und archäologischen Bemerkungen — die kirchlichen Feyerlichkeiten in den Ostertagen, die Beleuchtung der Peterskirche; die Basilica S. Giovanni in Laterano — eine sehr gelungene Arbeit — die Thermen des Diocletians.

Am Schlusse dieses Bandes führt uns der Verfasser nochmals auf das Campo Vaccino. Die Gebäude, für welche unser Interesse bereits geweckt ist, finden eine ausführliche Beschreibung. Die Denkmäler, deren hier Erwähnung geschieht, sind: der Triumphbogen des Septimius Severus, der Tempel des Jupiter Tonans, der Tempel der Concordia, die Säule des Phokas, der Tempel des Antoninus und der Faustina, der Siegesbogen des Titus und jener des Constantinus.

Indem Referent die vorliegende Reisebeschreibung nur eine wohlgelungene, mit vielem Fleiße und mit gediegenen archäologischen Kenntnissen ausgestattete Arbeit nennen zu können sich freut, so spricht er den Wunsch aus, den gewiß jeder Leser theilen wird, daß in Kurzem der dritte Band, der die Ergänzungen der im zweyten Theile nicht ganz erschöpften Materien enthalten und uns nach Neapel und seine interessante Umgebung führen wird, wie der Verfasser S. 295 des zweyten Bandes, wo er von dem Amphitheater in Capua spricht, uns hoffen läßt, erscheinen möge.

Da wegen Mangel an Aufschriften das Auge nirgends einen Ruhepunkt findet, und man sich besonders in dem zweyten Bande deßwegen nur sehr schwer orientiren kann, so wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser diesen Wink für den dritten Band beachten und auch diesen Vorzug seinem empfehlenswerthen Werke möge zu Theil werden lassen. So glaubt Referent auch, daß es für das Werk zur Verbreitung sehr förderlich seyn möchte, wenn dasselbe in Umschlag in den Buchhandel kommen würde.

Dr. v. H.

Nr. XXV. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 11. Juny 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 47.

Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305, von Leopold August Warnkönig. I. Band. Mit einer Karte von Flandern aus dem XIV. Jahrhundert und einem Facsimile. Tübingen, bey Fues. 1835. XVI. und 464 S. Diplomatischer Anhang. 102 S.

(Schluß.)

Im fünften Kapitel, wo von den flandrischen Rechtsquellen im XII. und XIII. Jahrhundert gehandelt wird, spricht der Verfasser von den Grundlagen der Stadtrechte, gibt S. 392 den Inhalt der von den Grafen gegebenen oder bestätigten Keuren an im Gegensatze zu den von den Schöffen erlassenen, sogenannten politiken Keuren und erklärt sich dann über das Wort: Keure, welches identisch mit dem deutschen Willküre, lex et consuetudo ist, und auch als Stadt-, Land- und Dorfrecht zugleich den Umfang des Schöffenthums anzeigte und so viel als Amtsbezirk hieß, auch angab, daß man einem Schöffengerichte angehörte, und endlich ein dem Lehenrecht gegenüber stehendes Recht bezeichnete. Durch das nun folgende vollständige chronologische Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Rechtsquellen der flandrischen Städte, Aemter, Dörfer u. s. w. im XII. und XIII. Jahrhundert S. 394 — 406 hat sich der Verf. den Dank aller Geschichtsfreunde erworben.

Im sechsten Kapitel behandelt der Verf. S. 407 die kirchlichen Verhältnisse des Landes mit besonderer Heraushebung der Punkte, welche ein vorzügliches Interesse haben, und worüber ihm bis jetzt unbenutzte Quellen und Urkunden zu Gebote standen, und spricht zuerst von den flandrischen sechs Bisthümern und ihrer Eintheilung in Archidiakonate und Dekanate, gibt dann S. 411 eine gedrängte Uebersicht der vorzüglichsten Klöster und Abteyen Flanderns und betrachtet sie S. 423 in ihrer Eigenschaft als Grundherrn besonders im Verhältnisse zu ihren Leuten und zu den Vögten. Nach Erwähnung der frühen Aufhebung des jus spolii im Jahre 1092 redet der Verf. von den Sendgerichten, von welchen die Städte sich so viel als möglich zu befreyen oder sie wenigstens selten und unschädlich zu machen suchten.

S. 438 liefert der Verf. einen interressanten Beytrag zur Geschichte der Schulen, indem er zeigt, wie die in unsern Tagen in Belgien so berühmt gewordenen Fragen von der Lehrfreyheit und dem Rechte Schulen zu eröffnen, bereits im XII. und XIII. Jahrhundert in Flandern Veranlassungen zu Streitigkeiten, denen der Jahre 1828 — 30 nicht unähnlich, gegeben hätten und zwar zwischen den drey Betheiligten: dem Staat, der Kirche und den Bürgern. Der Graf erscheint nämlich in Gent im Besitz des Schulprivilegiums und läßt es durch die Canonici einer Kirche ausüben, die Genter sträubten sich aber gegen dieses Vorrecht und proklamirten in einer selbst redigirten Keure den Grundsatz einer absoluten Lehrfreyheit; indeß ohne Erfolg; der Graf erscheint auch noch später im Besitz dieses Rechtes.

Anders ist es in Ypern. Hier hat der Graf keine besondern Rechte über das Schulwesen, sondern dieses war eine gemischte Angelegenheit der Stadt und der Kirche, dieser durch eine päpstliche Bulle ertheilt, und das Lehrrecht bis zu einem gewissen höhern Unterricht ganz frey, wie auch der Privatunterricht. Den Schluß

des zweyten Buches macht die Mittheilung des Inhalts der Streitschriften über den Ursprung und die Natur der Zehnten in Flandern, deren Verfasser, obgleich auf verschiedene Weise, fast sämmtlich zu dem Resultate kommen, daß die meisten Zehnten in Flandern nicht kirchlicher oder geistlicher, sondern grundherrlicher Natur seyen.

Der diplomatische Anhang enthält 48 mitunter sehr wichtige Urkunden und Keuren, die wir mit Vergnügen näher angeben würden, wenn wir nicht befürchteten, die Grenzen einer Anzeige schon überschritten zu haben. Wir nehmen von dem verdienstvollen Verfasser in der Hoffnung Abschied, daß er uns die Fortsetzung seines ausgezeichneten Werkes, welche zunächst die Städte und Chatelenien Flanderns und ihre Keuren umfassen soll, nicht zu lange vorenthalten werde, und wünschen, er möge in der Ausnahme seiner Schrift eine Aufforderung sehen, auch die versprochenen ausführlichen Untersuchungen über die flandrischen Rechte im dreyzehnten Jahrhundert uns bald mitzutheilen, bis zu deren Erscheinung wir uns die nähere Beurtheilung des ganzen Werkes vorbehalten.

G. Fr. Wiedemann, die allgemeine Menschengeschichte für die studirende Jugend. 4r Theil. Die neueste Geschichte. 1r Band. München bey Lentner. 1835.

Es sind nun zwanzig Jahre, als dieses Lehrbuch der allgemeinen Geschichte, das nun mit dem vorliegenden ersten Bande der neuesten Geschichte seiner Vollendung naht, zuerst erschien. Es kündigte sich gleich damals als ein Buch an, das die Geschichte im entschiedensten Gegensatze gegen allen Rationalismus, der damals die Wissenschaft so ziemlich allgemein beherrschte, behandeln wolle, und so konnte der heftigste Widerspruch gegen dasselbe nicht ausbleiben. Trotz dem aber hatte sich das Buch einer weiten Verbreitung zu erfreuen. Schulbuch wurde es in den preussischen Rheinlanden und in mehreren Theilen des Königreiches Hannover. Dieß will allerdings viel sagen, wenn man bedenkt, wie wenigen Büchern dieß zu Theil geworden und wie wenig geneigt man im Norden unsers deutschen Vaterlandes ist, unsere Arbeiten sich zu verschreiben. Genug, wiederholte starke Auflagen des Buches — der erste Band ist bereits in der sechsten Auflage vergriffen — beweisen zur Genüge, daß Wiedemann durch seine Bearbeitung der allgemeinen Geschichte ein gefühltes Bedürfniß befriedigt hat; auch wird Niemand läugnen können, daß er in seiner Darstellung zwischen der Trockenheit des Compendiums und zu großer Ausführlichkeit geschickt die Mitte zu halten und dem Stoffe größtentheils eine anziehende Darstellung zu geben verstanden habe, Vorzüge, die das Buch der Jugend sehr werth gemacht haben.

Was nun den vorliegenden ersten Band der neuesten Geschichte insbesondere betrifft, so zeichnet er sich durch eine streng antirevolutionäre Haltung aus. Die neueste Geschichte erscheint uns darin nie als eine Dienerin der Revolution und jener modernen Theorien, durch die sie herbeygeführt worden, sondern stets stellt der Verfasser den Leser auf den einfachen und darum überzeugenden Standpunkt der reinen Thatsachen, und sie selbst sind es, die er den Stab brechen läßt über alles revolutionäre Wesen oder vielmehr Unwesen. In so fern ist dieses Buch ein wahrer Anti-Rotteck, welcher die neueste Geschichte durch einen ungeheuern Aufwand wohlklingender, oft witziger Phrasen und Urtheile, wodurch er das Orakel aller Unerfahrenen wurde, zu einem wahren Sprechersaal der Revolution umgestaltet hat. Dagegen besteht unsers Buches wesentlicher Vorzug, den es vor vielen, ja vor den meisten Bearbeitungen der neuesten Geschichte voraus hat, darin, daß die Thatsache, die stets in ihrer Ungeschminktheit auftritt, selber Zeugniß giebt gegen die Schlechtigkeit der Revolutionstheorie. Darum ist uns dieses Buch sehr willkommen und empfehlen es unserer Jugend dringend.

So sehr wir nun aber den durch das Buch gehenden Geist der Behandlung loben müssen, so sehr wir uns mit dem Standpunkte, auf den der Verfasser den Leser stellt, einverstanden erklären, so sehr wir mit dem Faden zufrieden sind, an den er die neueste Geschichte angeknüpft hat, so müssen wir doch zugleich bekennen, daß ihm die Ausführung des Ganzen und die Anordnung des Stoffes nach unserer Meynung nicht gelungen sey. Es will uns dünken, der Verfasser wäre seines Stoffes manchmal nicht Meister geworden, und daher mag wohl die Weitschweifigkeit und Breite rühren, in die ihm dieser erste Band auseinander geflossen. Dieser erste Band der neuesten Geschichte schließt schon mit der Hinrichtung Ludwig XVI., und behandelt also auf 348 Seiten nicht einmal volle vier Jahre der französischen Revolution. Durch eine solche Ausdehnung der Erzählung muß das Buch zuletzt nicht bloß über die Schranken eines Handbuches hinausgehen, sondern auch in einem unvermeidlichen Mißverhältnisse zu des Verfassers eigenem Werke stehen. Zugleich ist mit der französischen Revolutionsgeschichte noch nicht die Revolutionsgeschichte überhaupt zurückgelegt. Denn, so gewiß es auch ist, daß die spanische, portugiesische Revolution aus derselben Quelle entsprungen sind, so ist doch ihre Formation, ihr Charakter und Verlauf so verschieden und zugleich so eigenthümlich belehrend, daß der Verfasser ihrer Behandlung wird keine geringere Sorgfalt angedeihen lassen können, als der französischen. Darum

wünschten wir, daß die Erzählung der letztern in angemessenere Schranken zusammengezogen seyn möchte. Die Vollständigkeit und Genauigkeit der Erzählung, nach welcher der Verfasser sichtbar gestrebt hat, giebt dem vorliegenden Bande oft den Anschein einer bloßen Chronik der ersten vier Jahre der französischen Revolution. Dieß, so wie die Anordnung und Vertheilung der verschiedenen Gruppen und Massen in I, II, III u. s. f. ist nicht geeignet, ein klares Bild und eine sichere Umsicht über das Ganze zu gewähren, was doch dem verehrten Verfasser in den bereits erschienenen Theilen so gut geglückt ist. Wollte er nach unserer Meynung bey der bestimmt bald zu erwartenden zweyten Auflage des angezeigten Buches dasselbe um ein Drittheil, ja vielleicht um die Hälfte verkürzen und also auch das eigentliche Element der französischen Revolution einfacher herausstellen, so würde der Werth des Buches in demselben Grade sich erhöhen. Dieß geht schon daraus hervor, daß in dem Buche die ganze Erklärung der Menschenrechte, die Anklageakte so wie das Testament Ludwig XVI. wörtlich zu lesen sind. So wichtig nun diese Dokumente sind, so hätten sie doch im vorliegenden Falle bloß in ihren Hauptmomenten ausgehoben werden sollen. Ermüdend weitschweifig sind ferner mehrere Scenen der französischen Revolution, wie z. B. der Zug nach Versailles, das Bundesfest u. a. dargestellt. Bey einer Behandlung der Revolutionsgeschichte, die für die Jugend bestimmt ist, derselben also ihr Verständniß geöffnet werden soll, kommt es nach unserer Meynung besonders darauf an, die Hauptpotenzen und Elemente derselben scharf hervorzuheben, und sich zu hüten, dieselben durch die Erwähnung und Aufzählung so vieler gleichgültiger und zufälliger Nebenumstände zu verblassen und zu verwischen. Wenn irgendwo, so ist hier zu allermeist nach dem rerum cognoscere causas zu trachten, weil im cognoscere der Revolution zugleich ihre complette Schlechtigkeit und also auch ihre Widerlegung enthalten ist.

So wenig man nun bey einer so ausführlichen Behandlung irgend ein Detail vermissen wird, so finden wir doch auf der andern Seite wieder einzelne Lücken in dem Kapitel von den allgemeinen Ursachen der französischen Revolution. Hier ist der Despotismus Ludwig XIV. ganz mit Stillschweigen übergangen, so wie der Unsittlichkeit, zu der er den Ton angegeben hat, mit keinem Worte erwähnt wird, obgleich die letztere es war, welche der neuen Glaubenslehre bereite Gemüther verschaffte, und beyde zusammen die ersten Vorbereitungen der blutigen Umwälzung waren. In diesem Abschnitte war es ferner unerläßlich, von dem Verfall des Adels zu sprechen, dem Ludwig XIV. dadurch so zu sagen den Gnadenstoß gab, daß er ohne Bedenken für 2000, ja für 1500 Thaler Adelsdiplome hingab. Dieß und der Umstand, daß Richter- und Beamtenstellen verkäuflich ausgeboten wurden, und dem Käufer den erblichen Adel mitbrachten, so daß zur Zeit Ludwig XVIII. 60,000 Adeliche in Frankreich auf die eine oder die andere Weise entsprungen waren, dürfte so wenig vergessen werden, als der Umstand, daß kaum der zwanzigste Theil der Bischöfe Frankreichs die Diöcesen selbst verwaltete. Denn solche Thatsachen machen erst die reißenden Fortschritte der Revolution begreiflich.

Dagegen spielen die Finanzen eine zu große Rolle als Triebrad der Revolution. Freylich war die Unordnung, schlechte Leitung und Verschwendung in denselben sehr geeignet, den Siegeslauf der Revolution zu beschleunigen. Daß sie aber nicht eine von den bewegenden Ursachen waren, geht schon aus den Budgets hervor, wie wir sie im heutigen Frankreich vor Augen haben, wobey die Befreyungen der Privilegirten nach unserm Buche selbst S. 30 unmöglich einen solchen Ausschlag geben konnten. Was wir aber bey diesem Punkte ungern vermißt haben, das ist die Erklärung, welche die im Louvre versammelten Pairs schon am 20. Dez. 1788 dem Monarchen überreichten, worin sie feyerlich auf alle Steuerprivilegien verzichteten; dahin gehört ferner die Eröffnung des Adels und der Geistlichkeit, worin sie in zwey Deputationen am 23. May 1789 dem dritten Stande die Versicherung gaben, ihrerseits durchaus kein solches Privilegium mehr dulden zu wollen und einen großen Theil des Deficits auf sich zu nehmen. Diese Thatsachen, ignorirt von den gewöhnlichen Geschichtschreibern der Revolution und lästig denjenigen, welche die Revolution von den Steuerprivilegien herleiten, müssen in einer Geschichte der neuesten Zeit um so gewissenhafter angeführt werden, je wichtiger sie für das Verständniß der allgemeinen Ursachen der französischen Revolution sind.

Wir würden auf diese Punkte kein so großes Gewicht gelegt haben, wenn sie nicht gerade den Vorhof zum Verständnisse der Revolution selbst bildeten. Daß wir den übrigen Abschnitten des Buches nichts beyzufügen hätten, sondern sie kürzer gefaßt wünschten, haben wir uns schon zu sagen erlaubt.

Auf diese Weise glauben wir das, was uns in diesem Buche gut und mangelhaft scheint, hinlänglich ausgesprochen und unsere Wünsche für eine neue Auflage angegeben zu haben. Wir würden indeß gewiß höchst ungerecht seyn, den trefflichen Geist der Behandlung, welcher durch das Ganze geht, über den wenigen Mängeln zu verkennen, Mängel, die derjenige, welcher die Schwierigkeit einer solchen Arbeit kennt, leicht übersehen wird. Wir können nur wünschen, daß sich unsere Jugend fleißig daraus unterrichte und empfehlen es ihr wiederholt

1) wegen der richtig aufgefaßten und geschickt auseinander gesetzten Principien der französischen Revolution

2) wegen der unpartheyischen reinen Darlegung der Thatsachen.

Wir verkennen nun zwar nicht, daß die Arbeit für den Verfasser mit jedem Schritte schwieriger werde, daß mit jedem Schritte vorwärts die Gefahr, dem Stoffe zu erliegen, größer wird. Schwierig ist die Epoche der neuesten Geschichte, in welcher die Revolution in Bouonaparte gleichsam Mensch wird und einen eisernen Militärdespotismus über Europa bringt, schwierig nicht weniger die Epoche der Restauration, am schwierigsten aber sind die Zustände Spaniens und Portugals zu behandeln, denn über die innere Geschichte dieser Länder hat der Irrthum und die Leidenschaft einen dichten Nebelschleyer gezogen. Aber eben dieß ist es, warum wir die folgenden Bände mit Ungeduld erwarten, und hoffen, daß der Verfasser nicht ermüden werde, um der Jugend willen sein Werk bald zu beendigen.

Geschichte der Deutschen von Dr. Söltl. Erster Band, drittes, viertes und fünftes Buch. Freyburg, Wagner. 1835. S. 40, 68 und 84.

Ueber den Anfang dieses Werkes hat ein anderer Referent in diesen Blättern bereits Bericht erstattet. Der Unterzeichnete überläßt es demselben, sich auch über den wissenschaftlichen Gehalt der Fortsetzung im Ganzen auszusprechen; denn es ist zunächst nur ein Abschnitt S. 59—67, welcher ihn veranlaßt hat, das Wort hier zu nehmen. Hr. Söltl hat nämlich von der Einführung des Christenthums in Deutschland Gelegenheit genommen, von dem ersten Zustande der christlichen Kirche und von ihrer angeblichen frühen Ausartung eine Schilderung zu entwerfen, und eine Reihe von Behauptungen darüber aufzustellen, welche fast Alles, was auf diesem Gebiete in Deutschland bis jetzt vorgebracht worden ist, überbiethen, und die Ref. in solcher Gestalt nur etwa in den Schriften französischer Encyclopädisten des vorigen Jahrhunderts gelesen zu haben sich entsinnet. Aus mehreren Gründen, die theils in der Stellung des Verf., theils in der emsig, auch durch Colporteurs beförderten Verbreitung des Buches liegen, schien es rathsam, einen solchen Angriff nicht, wie er es seinem wissenschaftlichen Werth oder Unwerth nach wohl verdient hätte, mit Schweigen zu übergehen, sondern ihn einer nähern Betrachtung und Zergliederung zu unterwerfen.

Der Verf. will zeigen, daß das, was der heilige Bonifacius in Deutschland eingeführt, nicht das ursprüngliche, reine, biblische Christenthum gewesen sey, sondern eine vorlängst schon verderbte und völlig ausgeartete Religion, und eine in's Heidenthum zurückgesunkene Kirche, so daß eigentlich der Apostel der Deutschen weit mehr den Fluch als den Segen der Nation dafür verdiente, daß er ihnen einen solchen mißgestalteten Wechselbalg statt der ächtgebornen Himmelstochter gebracht, die arglosen Deutschen schmählich hintergangen, und in einen rettungslosen Abgrund des Irrthums gestürzt hat, in welchem die größere Hälfte der Nation noch heutiges Tages schmachtet. Den Verfall der ächten Christusreligion oder die Verdrängung derselben durch ein gänzlich verschiedenes, ja feindlich entgegengesetztes Religions- und Kirchenwesen setzt er aber, soviel sich aus dem Ganzen wahrnehmen läßt (denn Zeitbestimmungen zu geben enthält er sich sorgfältig) schon in die frühesten Zeiten gleich nach den Aposteln, oder zum Theil noch in die apostolische Zeit. Nach der Ansicht dieses Historikers ist demnach die Stiftung des Christenthums, dieser Wendepunkt der Zeiten, eigentlich eine große Fehlgeburt; die einzige Religion, welche durch den unmittelbaren Eintritt Gottes in die Geschichte, durch seine Erscheinung in Knechtsgestalt, sein Leiden, seinen Tod am Kreuze, also, menschlich zu reden, durch die größten Aufopferungen und Erniedrigungen der Gottheit zu Stande gebracht worden, die Religion, die Er selber für alle Zeiten auf einen unerschütterlichen Felsen gegründet zu haben behauptete, sie ist so schlecht von ihm ausgestattet worden, hat so wenig innere Consistenz und Festigkeit besessen, daß sie in ganz kurzer Zeit den Leidenschaften der Menschen erlag, und bis zur Unkenntlichkeit sich verfälschen lassen mußte. Beschämt muß die Religion Jesu Christi vor der jüdischen und selbst vor der muhamedanischen zurücktreten, muß diesen beyden den Vorzug der Beständigkeit und unverfälschten Reinheit zuerkennen, und der Stifter des Islams hat es besser verstanden, als der Urheber des Christenthums, seinem Glauben den unauslöschlichen Charakter aufzudrücken, den er noch heute nach 1200 Jahren trägt.

Der Verf. beginnt mit der Behauptung, daß Christus das Lehramt nicht ausschließlich einem oder Mehreren zugetheilt habe, und führt dafür unten gerade die Stellen an, in welchen Christus den Aposteln ihre Sendung ertheilt. Die entscheidenden Stellen des Apostels Paulus 1 Kor. 12, 28. und Eph. 4, 11., daß „der Herr Einige zu Aposteln, Einige zu Propheten, Einige zu Hirten und Lehrern geordnet habe, zur Ausbildung der Heiligen, für die Verwaltung des Dienstes, für die Erbauung des Leibes Christi, damit wir nicht mehr Kinder seyen hin und her fluthend und getrieben von jedem Winde der Lehre," — diese Stellen werden begreiflich ignorirt, und eben so die bestimmte Erklärung 1 Kor. 12, 29, daß nicht alle Gläubigen Lehrer seyen. Im offenbaren Widerspruche mit diesen Stellen behauptet Hr. Söltl, Christus habe gewollt, „daß Jeder, der

dazu Beruf fühle, in der Gemeindeversammlung zur allgemeinen Erbauung rede.“ Wo dieser Wille Christi ausgesprochen sey, hat er anzugeben vergessen; man sieht aber, daß er die Quäker, wenigstens in diesem Punkte, für die einzigen ächten Jünger Christi hält, denn sonst ist uns keine namhafte christliche Religionsparthey bekannt, welche jedem unwissenden und geistlosen Schwäher, der nur „den Beruf in sich fühlt“, den öffentlichen Lehrvortrag in ihren feyerlichen Versammlungen gestattete.

Herr Sötl versichert hierauf: „Christus habe nicht gewollt, daß es Geistliche und Weltliche gebe, sondern (!) daß innere Heiligung das Streben Aller sey.“ Diese Worte hat er, so wichtig schienen sie ihm, mit gesperrter Schrift drucken lassen. Der Leser wird Mühe haben, den Zusammenhang zwischen dem Vordersatze und dem Nachsatze zu begreifen; Ref. wenigstens gesteht, noch jetzt nicht zu begreifen, wie in dem allgemein gebotenen Streben nach Heiligung die Ausschließung einer eigenen Klasse von Geistlichen liegen solle. Soviel er weiß, hat kein Mensch je behauptet, daß nur die Geistlichen, nicht aber die Weltlichen nach innerer Heiligung zu streben hätten; oder vermag Hr. S. vielleicht anzugeben, wie durch die Anordnung eines Lehr- und Priesterstandes die Weltlichen in ihrem Streben nach Heiligung gehindert, oder in Erfüllung dieser Pflicht nachlässiger gemacht werden? Etwa so, wie kein Mensch mehr für die Bewahrung seiner Gesundheit zu sorgen braucht, weil es eine eigene Klasse von Aerzten giebt?

Aber „Christus hat auch — so läßt Hr. S. sich weiter vernehmen — überhaupt alles Priesterthum verbannt, und ausgesprochen, daß Er allein der hohe Priester und Mittler für Alle sey, durch den Alle mit Gott versöhnt und verbunden, selbst ein priesterliches Geschlecht geworden.“ Dafür werden denn Stellen der apostolischen Briefe angeführt, 1 Petr. 2, 9. Röm. 12, 1. und mehreres im Briefe an die Hebräer. Weder hier noch anderwärts ist indeß von einer Verbannung des Priesterthums aus der christlichen Gesellschaft die Rede, sondern der Verf. folgert diese „Verbannung“ nur daraus, daß Petrus die Gläubigen ein königliches Priesterthum nennt, daß Paulus sie bittet, ihren Leib Gott als Opfer darzubringen, und daß in dem Briefe an die Hebräer Christus dargestellt wird als der ewige, höchste Priester und Mittler des neuen Bundes. Das Priesterthum Christi soll also ein so ausschließendes seyn, daß in seiner Kirche kein menschlicher Priester geduldet werden darf. Mit demselben Rechte könnte man auch die Stellen, in denen Christus als der Eine wahre Lehrer der Gläubigen bezeichnet wird, zu der Folgerung benützen, daß es außer ihm keine Lehrer und Prediger geben dürfe. In einem Sinne ist allerdings Christus allein hoher Priester und Mittler, insofern nämlich das große Sühnopfer am Kreuze nur von ihm, dem Gottmenschen, vollbracht werden konnte; aber die unblutige Wiederholung dieses Opfers in der Feyer der Euchar[istie] erheischt ein stets fortdauerndes, menschliches Prie[s]terthum, und dieß hat der Herr am Abende vor se[i]nem Leiden eingesetzt, dieß haben die Apostel selbst ve[r]waltet, und Anderen dann übertragen. Darum wi[rd] Apg. 13, 2. der christliche Gottesdienst mit einem vo[n] dem alttestamentarischen Priester- und Opferdienste ent[]lehnten Ausdrucke (λειτουργεῖν) bezeichnet; darum ver[]gleicht Paulus 1 Kor. 10, 16. 20. 21. die Eucharistie mit dem jüdischen und heidnischen Opfer, und wir[d] Hebr. 13, 10. der christliche Altar dem jüdischen ge[]genüber gestellt. Wo ein Altar ist, da ist ein Opfe[r] und ein Priester. Mit dem allgemeinen Priesterthum, welches Petrus den Gläubigen beylegt, verhält es sich wie mit ihrem Königthume; so wenig dadurch die ei[]gentliche königliche Würde unter Christen unstatthaft ge[]worden ist, eben so wenig schließt die priesterliche Ei[]genschaft, die allen Christen im weiteren Sinne zu[]kommt, das specielle Priesterthum des neuen Bunde[s] und eucharistischen Opfers aus. So wird auch 2 Mos. 19 das ganze jüdische Volk „ein priesterliches Reic[h] und heiliges Volk“ genannt, und doch waren nur di[e] Leviten oder vielmehr nur die Söhne des Hauses Aaro[n] wahre und eigentliche Priester. Hr. S. kennt wohl di[e] merkwürdige Stelle des heiligen Klemens von Rom, d[ie] auch Neander sie anführt: „Dem Hohenpriester sind ei[]gene gottesdienstliche Verrichtungen übertragen; den Priestern ist ihre besondere Stelle angewiesen, und den Leviten liegen eigene Dienste ob; der Laye ist an die Vorschriften für Layen gebunden“, worauf die Warnung folgt, daß Keiner die Gränzen seines ihm vorgeschriebenen Kirchendienstes überschreite. Weiß er diese Worte des Apostelsjüngers mit seinen Behauptungen in Einklang zu bringen? Oder hat er sich etwa bey der Ausflucht Neanders beruhigt, welcher mit bodenloser Willkühr hier eine „hierarchische Interpolation“ annimmt? So kann man freylich Alles aus Allem machen, und jedes Hirngespinnst an die Stelle historischer Thatsachen setzen.

Die gleich folgende Behauptung, daß „die Apostel selbst so wenig als möglich gebietend aufgetreten“ seyen, soll entweder heißen, die Apostel hätten ohne wirkliches Bedürfniß von ihrer gebietenden Gewalt keinen Gebrauch gemacht, und dann ist rein nichts damit gesagt, oder sie soll heißen, die Apostel hätten nur ausnahmsweise in außerordentlichen Fällen ein gebietendes Ansehen, das ihnen eigentlich nicht zugestanden, geübt; dann ist sie unwahr. Kraft seiner gebietenden Gewalt ordnete Petrus die Wahl eines neuen Apostels an, strafte er Ananias und Saphira, erinnert Paulus die Korinthier an die Gesetze, die er ihnen durch Christus gegeben, und schließt er einen Christen zu Korinth wegen Incests aus der Kirchengemeinschaft aus. Seinen Jünger Timotheus weiset Paulus an, wie er eine richter-

liche Gewalt selbst über Presbyter ausüben solle; die versammelten Bischöfe zu Ephesus ermahnt er, Acht zu haben auf die Heerde, in welcher sie der heilige Geist zu Bischöfen bestellt habe, zu führen die Gemeinde Gottes, und dem Titus schreibt er: Argue cum omni imperio. Wenn Hr. S. es nur für möglich hält, daß eine große und immer stärker werdende Gesellschaft lange Zeit ohne alle gesetzgebende, richterliche, strafende Gewalt bestehen könne, oder daß in einer, die verschiedensten Völker in sich aufzunehmen bestimmten, alle Stände umfassenden religiösen Verbindung eine absolut demokratische Verfassung mit völlig gleicher Berechtigung Aller herrsche — dann ist mit ihm freylich nicht zu rechten; wer trotz seiner historischen Studien sich noch in derartigen Träumen wiegen kann, der wird auch das Widersinnigste zu reimen wissen. Denn es gehört doch in der That nur eine mäßige Einsicht in den Gang der Geschichte, in die Natur und Wirkung großer historischer Institutionen dazu, um zu erkennen, daß eine Kirche, welche das Ideal des Hrn. Sölti verwirklichte, nichts Großes und Bleibendes auf Erden hätte vollbringen können, daß sie nicht auf einen Felsen, sondern auf Sand gebaut gewesen wäre, daß sie selber vielmehr einem Sandhaufen, als einem organisch gegliederten Leibe, mit dem der Apostel sie vergleicht, ähnlich erschienen, und daß sie kraft- und wehrlos bey der ersten großen Erschütterung zerfallen und untergegangen wäre. Eine Kirche ohne lebendige Authorität, ohne hierarchische Verfassung, in der jeder gegen den klaren Ausspruch Pauli Röm. 10, 15. sich selber sendet, jeder nach Willkühr predigt, was und wo er will, jeder sich selber die Sakramente spendet, sich selber von seinen Sünden losspricht — eine solche Kirche würde in kurzer Zeit ein unentwirrbares Chaos widerstreitender Lehren und Behauptungen, ja ein wahres Pandämonium entfesselter und wild tobender Leidenschaften werden. Doch das Folgende ist noch stärker.

„Die heilige Schrift allein war die Quelle, aus der sie schöpften, auf daß, nach Paulus Ausspruche, der Glaube bestehe nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gotteskraft." Bey diesen Zeilen hätte Ref. seinen Entschluß, die Sölti'schen Ansichten vom Christenthum einer ernsten Erörterung zu unterwerfen, beynahe wieder aufgegeben; denn eine bis zum Kindischen gedankenlose Rhapsodie zu widerlegen, dürfte weder Ehre bringen, noch Nutzen stiften. Aber der Umstand, daß der Verf. dieses Buches ein öffentlicher Lehrer ist, dem die geistige Bildung einer Anzahl von Jünglingen anvertraut ist, und dessen Buch daher von Manchem mit einem gewissen Vertrauen zur Hand genommen werden dürfte, bestimmte ihn, sich dem unerfreulichen Geschäfte dennoch zu unterziehen. Also die Apostel und die ersten Gläubigen der apostolischen Zeit schöpften aus der h. Schrift als ihrer einzigen Quelle! Meynt etwa der Verf., das N. T. sey gleich seit der ersten großen Bekehrung am Pfingstfeste als ein ganz fertiges Buch jedem Gläubigen bey der Taufe in die Hand gegeben worden? Hat er nie etwas von der successiven Bildung des Kanons vernommen? Ihm scheint es wirklich verborgen geblieben zu seyn, daß es längst Tausende von Gläubigen gab, ehe noch eine einzige Schrift des N. T. geschrieben war. Das Evangelium des Matthäus ist erst um das Jahr 60 geschrieben worden, das Evangelium des Johannes noch 31 Jahre später, von den apostolischen Briefen nichts zu sagen. Hätte Hr. S. die Sache gerade umgekehrt und gesagt: das mündliche Wort der Apostel, die Ueberlieferung ihrer Schüler war lange Zeit die einzige Quelle, aus der die Gläubigen schöpften, so hätte er wahr geredet. Christus sandte die Apostel zu predigen, nicht zu schreiben; der Schall ihres mündlichen Wortes erfüllte die Welt, und diesem glaubten die Völker (fides ex auditu). Es gab längst syrische, persische, armenische, lateinische Kirchen, ehe die h. Schrift in diese Sprachen übersetzt, und so der großen Masse des Volkes zugänglich gemacht wurde; und bekannt ist die Stelle des h. Irenäus von den christlichen Gemeinden unter den Barbaren, welche ohne etwas Geschriebenes zu besitzen, die Heilslehre bloß durch die Ueberlieferung bewahrten. In den Büchern des N. T. selbst finden sich wohl häufige Hinweisungen auf die Authorität der mündlichen Lehre und Ermahnungen zur Bewahrung der Tradition; das geschriebene Wort aber wird kaum ein- oder zweymal, und auch da nur neben und nach dem ungeschriebenen erwähnt. Das alte urchristliche Glaubensbekenntniß enthält wohl den Artikel vom Glauben an die heilige Kirche; der heil. Schrift aber gedenkt es mit keiner Sylbe. Doch vernehmen wir Hrn. Sölti weiter.

„Aber das Christenthum, welches wie ein Sauerteig Alles zur inneren Heiligung durchdringen sollte, paßte sich gern in die schon vorhandenen Formen; die früheren Juden, welche ihre eignen Priester hatten, so wie die Heiden, behielten sie bey, und es bildete sich allmählich nach dem weltlichen ein kirchlicher Staat, und die Priester wurden in diesem, was die Vorsteher und Beamten in jenem waren, und so entstand der christliche Priesterstand, welcher die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, aber noch nicht das Lehramt ausschließlich hatte, und es waren die Priester nicht Herrscher, sondern Vorsteher und Diener der Gemeinden zugleich, in der Liebe des Herrn, und trieben selbst ihr früheres Gewerbe noch fort; doch (!) wie bey allen Völkern das Alterthum ehrwürdig ist, hatte auch die Kirche ihre Aeltesten (Presbyteren) Priester, ohne deren Rath nichts geschah, während die Diakonen die Sorge für die Fremden, Armen und Kranken hatten." Diese Zeilen sind reich an neuen Aufschlüssen. Zuvörderst muß dem Leser, wenn er sich durch die eben nicht lichtvolle

und logische Darstellung des Verf. durchzuarbeiten und seinem etwas verwirrten Gedankengange zu folgen versteht, die Unterscheidung von zwey Priesterklassen auffallen, welche den Forschern des christlichen Alterthums bisher entgangen war; die eine Klasse der Priester hatte nämlich, laut Hrn. Sötel, die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, die andere aber, die durch ihr hohes Alter ehrwürdig war, (wie etwa die römischen Senatoren, die bekanntlich auch Alte senes waren) hatte nichts zu leiten (vermuthlich wegen Altersschwäche), sondern nur zu rathen. Indessen bleibt es doch bedenklich, daß trotz der Verbannung alles Priesterthums, welche der Verf. Christo zuschreibt, die ersten Christen ihre ehemaligen jüdischen und heidnischen Priester beybehalten, und die Apostel dieß geduldet haben sollen. Denn nach der Darstellung des Herrn S. waren es nicht die Apostel, welche als die ersten kirchlichen Vorsteher handelten, und die folgenden durch die Ordination einsetzten, sondern dieses Vorsteheramt kam ganz ohne ihr Zuthun, so von der Seite herein, bloß durch die Angewöhnung der vormaligen Juden und Heiden, in die bereits fertige Verbindung der Christen. Aber noch mehr: der kirchliche Staat bildete sich nach dem weltlichen; (nicht Ref., sondern der Verf. hat diese Worte unterstrichen) — nach welchem? Nach dem des römischen Kayserreichs, scheint es, denn einen andern kannten die damaligen Christen nicht. Das ist denn wieder eine ganz neue Entdeckung, deren Verdienst Niemand dem Verf. streitig machen wird, da er hier gegen sein sonstiges Verfahren, bloß eine plump verzerrte Kopie von Neanders und Hüllmanns Behauptungen zu geben, das Resultat eigner Forschungen mitzutheilen scheint. Möge es ihm gefallen, auch das Räthsel zu lösen, wie die Christen dazu kamen, ihre kirchliche Verfassung nicht nach der Hierarchie des alten Bundes, die ihnen doch für typisch und vorbildlich und zugleich für göttliche Institution galt, zu gestalten, sondern nach dem Muster des römischen Kayserstaats, dessen despotischen Druck sie doch damals so bitter empfanden. Seine Versicherung, daß der christliche Priesterstand anfänglich noch nicht das Lehramt ausschließlich gehabt habe, ist auch seltsam; meynt er damit, daß auch Layen zuweilen gelehrt hätten, so ist dieß ja nicht nur damals, sondern immerdar in der Kirche der Fall gewesen, und noch heute ertheilen Layen Religionsunterricht, wie er an jedem Dorfschulmeister wahrnehmen kann. Meynt er aber damit, daß anfänglich jeder völlig willkührlich und unberufen, und ohne ja gegen die kirchliche Authorität habe lehren dürfen, so kann er die Widerlegung davon schon in der von ihm angeführten Stelle des Eusebius finden, denn diese sagt es deutlich, daß Layen nur, wenn sie von dem Bischofe dazu berufen wurden, lehrten. Für die folgende Behauptung, daß die Apostel den Gemeinden das Recht gelassen hätten, ihre geistlichen Vorsteher selbst zu wählen, führt der Verf. 1 Kor. 6, 16. und 2 Kor. 8, 19. an; in der ersten Stelle ist v[…] ganz Anderem die Rede, in der zweyten spricht Paulu[s] von einem Bruder, dem die Gemeinden aufgetragen hä[t]ten, gemeinschaftlich mit ihm eine Liebesgabe zu über[…]bringen. Man kann sich hiebey kaum der Vermuthun[g] erwehren, daß Hr. S. dergleichen Citationen blind ab[…]geschrieben habe, ohne sie auch nur nachzuschlagen. Di[e] Apostel konnten in vielen Fällen keine Wahl eintrete[n] lassen, weil sie nicht selten Bischöfe und Presbyter a[n] Orten einsetzten, wo noch keine Gemeinde sich gebilde[t] hatte, und der Bischof eben erst der Vater der künfti[…]gen Gemeinde, der Kern, um welchen herum sie sich erst gestaltete, werden sollte. Paulus schreibt seinem Jünger Titus, er habe ihn auf Kreta zurückgelassen, da[…]mit er in den Städten Bischöfe oder Presbyter (nicht erst wählen lasse, sondern selbst) anstelle, weßhalb e[r] auch gleich nachher alle die Eigenschaften aufzählt, au[f] die Titus bey Anstellung der Bischöfe sehen müsse. Be[…]stimmt sagt der Apostelschüler Clemens von Rom ep[.] ad Cor. c. 42: „In den Städten und auf dem Land[e] predigten sie, und stellten die Erstlinge der Gläubigen durch den Geist sie prüfend, zu Bischofen und Diener[n] der künftigen auf.“ Allerdings geschah, nachdem di[e] Gemeinden sich einmal ausgebildet hatten, die Wah[l] der kirchlichen Authoritäten unter ihrer Mitwirkung un[d] Theilnahme, aber die Weihe und geistliche Sendung also die eigentliche Einsetzung in das Episkopat war stets und ausschließend das Geschäft der geistlichen Behörden.

„Alljährlich beriethen sich die Abgeordneten und Vorsteher der Gemeinden in den Versammlungen über das Beste der Kirche; aber bald änderte sich das bisherige schöne Verhältniß, wie alles nach Menschenart; die geistlichen Diener fiengen an, wie die weltlichen, einen Vorrang unter sich einzuführen, die Bischöfe wurden Leiter und Vorsteher, die Priester und Diakonen nur deren Räthe, da sie doch früher einander gleich gewesen; bald maßten sich jene in Selbstsucht die alleinige Leitung der kirchlichen Angelegenheiten an, sie fingen an, sich von dem übrigen Volk zu unterscheiden, ungeachtet Jesus gesagt: Ihr alle seyd Kinder Gottes, der Geist Gottes wirkt in allen, und wer von euch der Höchste seyn will, der sey der Niedrigste; und so entstand denn ganz gegen den Geist des göttlichen Stifters eine Priesterkaste, ähnlich der bey den Heiden, und sie nannten sich in ihrem Stolze wie die Juden zur Auszeichnung von den übrigen Völkern die Auserwählten (Kleriker); die andern aber das gemeine Volk (die Layen); und sie wollten gleich den Leviten der Juden, weil sie sich zum Besten Aller nur mit Gott beschäftigten, von den Uebrigen ernährt werden, ungeachtet Jesus gesagt: Das Alte ist aufgelöst, und Alle beten auf gleiche Weise zu Gott; und der Apostel: Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd, und der Geist

Gottes in euch wohnt, und also Gottes Gnade von Allen an Alle könne mitgetheilt werden? —“

Man muß es dem Verf. lassen, daß er mindestens die Kunst versteht, in wenigen Zeilen eine ganze Kette von Verdrehungen und Unwahrheiten zusammenzudrängen. Zuerst wird von jährlichen Versammlungen der „Abgeordneten und Vorsteher der Gemeinden“ als einer allgemeinen und der frühesten Zeit angehörigen Institution geredet, während doch vor der Mitte des dritten Jahrhunderts diese jährlich gehaltenen Synoden nirgends erwähnt werden, sondern erst Bischof Firmilian um das Jahr 255 dieses Instituts, und zwar nur als eines in seiner Provinz, Kappadocien, bestehenden, gedenkt; wie denn auch Tertullian von den Synoden in Griechenland als einer jenem Lande eigenthümlichen Einrichtung redet. Daß außer den Vorstehern, d. h. den Bischöfen und Presbytern, auch noch eigne „Abgeordnete“ der Gemeinden auf den Synoden erschienen seyen, ist aus der Luft gegriffen, und nirgends auch nur eine Andeutung davon zu finden. Indem der Verf. weiter klagt, daß das „schöne Verhältniß“ sich bald geändert habe, scheint er bereits das dritte Stadium in der Entwicklung, oder vielmehr nach seiner Ansicht in der Verkehrung und Ausartung der Kirche anzunehmen; nach ihm gab es nämlich einen Urzustand, als alle noch in absoluter Gleichheit ohne irgend eine organisch-gesellschaftliche Gliederung einen Haufen bildeten, in welchem jeder sein eigener Lehrer, Priester, Vorsteher und Gesetzgeber war; dann trat das zweyte Stadium ein, als die bekehrten Juden und Heiden gelüstete, auch im Christenthume ihre alten Priester zu haben, und die Christen sich einfallen ließen, ihr Kirchenwesen nach dem Muster des römischen Staats zu formen. Damals waren indeß die Priester (wenigstens die eine von Hrn. S. entdeckte Klasse derselben) noch so demüthig, daß sie sich mit einer bloß berathenden Stimme begnügten, während natürlich jeder im Volke eine entscheidende hatte. Nach einer Weile erfolgte dann das dritte Stadium, als die Geistlichen hoffärtig und übermüthig wurden, und einen Vorrang unter sich einführten. Diese Unterscheidung der zweyten und dritten Periode ist zwar schwer zu begreifen, denn man sollte denken, daß in einem Kirchenstaate, der „sich nach dem Weltlichen bildete“, gleich anfänglich und ganz natürlich ein Vorrang und eine Unterordnung der christlichen Beamten sich ergeben müsse, da in jedem weltlichen Staate eine solche besteht, ja ein Staat ohne eine solche Abstufung gar nicht denkbar ist; aber dann wäre freylich keine Gelegenheit gewesen, die Bischöfe der Anmaßung und Selbstsucht zu beschuldigen, und überhaupt gehört Hr. Stöhl zu den Enacks-Söhnen, welche, wo es sich um historische Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten handelt, Kamele und Elephanten mit großer Leichtigkeit hinabschlucken und verdauen. Da indeß die Organe anderer gewöhnlicher Menschen nicht von gleicher Stärke und Capacität zu seyn pflegen, so wird er wohl thun, durch die Lösung der nachfolgenden Fragen seinen, wie er wohl selbst fühlt, etwas schroffen und schwer zu fassenden Versicherungen leichteren Eingang zu verschaffen.

1. Wie kam es, daß plötzlich zu einer und derselben Zeit, in jeder Gemeinde, im Osten wie im Westen, im Süden und Norden Ein Presbyter wie von einer ansteckenden Influenza von der hochmüthigen Anmaßung befallen wurde, sich über seine Kollegen zu erheben, diese zu beherrschen und die Gemeinden zu tyrannisiren; und das gerade damals, als jedes Hervorragen vor den übrigen Christen der Verfolgung aussetzte, wie denn auch unter Maximin, Decius, Diocletian gerade die Bischöfe vorzugsweise zur Folter und Hinrichtung geschleppt wurden.

2. Durch welchen wunderbaren und ganz einzigen Zufall geschah es, daß gleichmäßig in allen Theilen der Kirche, in Persien wie in Spanien, in Afrika wie in Kleinasien, erst die ursprüngliche demokratische Verfassung der Gemeinden durch die aristokratische Presbyterialverfassung, und dann diese wieder durch das monarchische Episkopalsystem verdrängt wurde, und diese große und durchgreifende Umgestaltung in so außerordentlich kurzer Zeit erfolgte, daß bereits gegen Ende des zweyten Jahrhunderts die Episkopalverfassung allenthalben fest begründet war?

3. Wie kam es, daß die Presbyter und die Gemeinden sich überall so gutwillig und nachgiebig diese widerrechtliche und unchristliche Usurpation der Bischöfe gefallen ließen? oder wenn sie Widerstand leisteten, durch welche Mittel siegten die Bischöfe dennoch, und zwar zu gleicher Zeit und in allen Gemeinden? Und wie gieng es zu, daß unter Tausenden nicht eine einzige Gemeinde, weder im Orient noch im Occident ihre alte Verfassung beybehielt? Und endlich warum findet sich in der Geschichte nirgends eine Spur oder Andeutung von einem solchen Kampfe zwischen der Freyheit und der Tyranney, zwischen der Presbyterialverfassung und der bischöflichen Herrschaft?

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 13. Juny 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 48.

Inhalt.

Geschichte der Deutschen von Dr. Söltl. Erster Band, drittes, viertes und fünftes Buch. Freyburg, Wagner. 1835. S. 40, 68 und 84.

(Schluß.)

Ref. könnte diese Fragen noch um das Doppelte vermehren, will aber dem Hrn. Söltl, im Fall er die voran stehenden beantworten sollte, die übrigen erlassen, und erlaubt sich nur, ihn dabey noch auf zwey Dinge aufmerksam zu machen; einmal, daß er bey den Herren Neander und Hüllmann sich vergeblich nach Aufschlüssen umsehen werde, da diese, sich wohl hütend, dergleichen Zweifelsknoten zur Sprache zu bringen, still daran vorübergegangen sind; und dann, daß es ihm doch gefallen möge, sich einer genaueren Zeitbestimmung, als der bisher gebrauchten, „allmählig", „bald", „nach und nach", zu bedienen, wobey es der Einbildungskraft des Lesers überlassen bleibt, sich die Succession seiner Entwicklungs- oder Verfallsstufen nach Decennien oder nach Jahrhunderten zu denken. Hoffentlich wird er selbst einsehen, daß hier festere chronologische Anhaltspunkte mindestens sehr wünschenswerth seyen.

Bey der Art, wie Hr. Söltl mit den Worten unsers Herren umgeht, dürfte die Erinnerung nöthig seyn, daß sonst diejenigen, die für Christen gelten wollen, den Aussprüchen des Erlösers mehr Achtung bezeigen, und sie genau und wörtlich anführen. Daß „der Geist Gottes in Allen wirke", hat Jesus nie, am wenigsten aber in dem Sinne des Hrn. S. gesagt, als ob nämlich durchaus keine Verschiedenheit der Gaben und der Gewalten sey. So läßt er auch den Herrn sagen: „das Alte ist aufgelöst, und Alle beten auf gleiche Weise zu Gott", und citirt dazu Joh. 4, 23. 24, wo es vielmehr, im Gegensatze gegen den getrennten Cult auf Garizim und zu Jerusalem, heißt, daß die wahren Gottesverehrer den Vater anbethen würden im Geiste und in der Wahrheit. Aber so wie sie lauten, konnte der Verfasser diese Worte zu seinem Zwecke, die Unterscheidung der Geistlichen von den Layen als schriftwidrig darzustellen, nicht brauchen; freygebig lieh er daher dem Erlöser die Worte, die dieser nach seiner Ansicht hätte sprechen sollen. Eben so verfährt er mit den bekannten Worten, in denen der Herr die christliche Lehre von der Gewalt, der weltlichen wie der geistlichen, vorzüglich aber der letzteren, erhaben und einfach ausgesprochen hat; daß nämlich nur eine solche Gewalt und Herrschaft über andere Menschen zulässig sey, welche zu ihrem Heile und folglich in ihrem Dienste verwaltet werde. „Bey euch soll es nicht seyn, wie bey den Fürsten der Völker, welche herrisch über sie gebieten. Der Größte unter euch sey wie der Jüngste, und der Anführer wie ein Diener", oder wie es bey Matth. 20, 26. heißt: „Wer will groß seyn unter euch, der sey wie ein Diener." Um jedes Mißverständniß zu entfernen, führt Christus gleich sich selber als Beyspiel und Vorbild an: er sey auch nicht gekommen, sich dienen zu lassen, sondern daß er diene und sein Leben hingebe zur Erlösung für Viele; so also sollten auch sie ihr Amt und ihren Vorrang nur als einen zur Hingebung und Aufopferung verpflichtenden Dienst betrachten und verwalten, und je höher einer gestellt sey, desto mehr müsse er sich als den Diener der Andern ansehen. Was thut nun aber Hr. Söltl? Er läßt Christus sagen: „Wer von euch der Höchste seyn will, der sey der Niedrigste", was in der That baarer Unsinn ist, da der Höchste wohl der

Demüthigste, der Diensteifrigste, aber unmöglich zugleich auch der Niedrigste seyn kann, und daraus schließt er nun, daß gegen den Willen des Herrn sich eine vom Volke unterschiedene Klasse von Geistlichen und eine hierarchische Abstufung unter diesen gebildet habe. Nach dieser Deutung durfte demnach Christus selbst, da er sich auch als einen Diener der Menschen bezeichnet, und sich seinen Aposteln hierin als Beyspiel aufstellt, keine Gewalt ausüben, keine Gesetze geben, auf keinen Vorrang Anspruch machen! Hr. Sölti geht, um es mit Einem Worte zu sagen, mit der heiligen Schrift um, wie mit einem todten Hunde, sie muß sich von ihm verrenken, mit Füßen treten, da oder dorthin werfen lassen, wie es ihm beliebt.

Sehr glücklich gewählt ist der Ausdruck Priesterkaste, da bekanntlich von Allem dem, worin das Wesen der indischen Kasten besteht, in der christlichen Kirche gerade das Gegentheil sich findet, der christliche Priesterstand und die indischen Kasten sich einander so unähnlich sind, als zwey Institutionen nur immer seyn können. Das christliche Priesterthum ist eine freye, jedem Würdigen offen stehende Genossenschaft, die sich unablässig durch Wahl aus der Gesammtmasse des Volkes ergänzt, und in der auch der Niedriggeborne durch Verdienst zu den höchsten Würden emporsteigen kann; die Kaste dagegen ist eine streng geschlossene auf leibliche Zeugung beruhende Stammesverbindung, in der alle Vorrechte und Einschränkungen angeboren sind, jeder nur das werden kann und das bleiben muß, wozu die Geburt ihn gemacht hat. Doch Ref. erinnert sich eben, daß Hr. S. diesen Ausdruck nicht selbst ersonnen, sondern nur in gewohnter Gedankenlosigkeit seinem Orakel, dem Hrn. Neander, nachgeschrieben hat, und geht daher zu der gleich darauf folgenden Kläglichkeit über, durch die der Verf. die fremde, die er sich angeeignet, noch überboten hat. Er versichert nämlich, daß dieses christliche Priesterthum dem heidnischen ähnlich geworden sey. Nun hatten bekanntlich die heidnischen Priester bey Griechen und Römern ein bloß liturgisches Amt, sie hatten nicht wie die christlichen eine gesellschaftliche Gewalt, keine Seelsorge, keine Lehre zu bewahren und zu verkündigen; und dennoch müssen jene und diese einander gleichen. Noch mehr: gerade das, was der Verf. zunächst hier als heidnisch brandmarken möchte, die Absonderung eines eigenen geistlichen Standes mit eigenthümlichen Gewalten, fand bey Römern und Griechen gar nicht statt; ihre Priester nahmen, weit entfernt einen abgesonderten Stand zu bilden, an den gewöhnlichen Beschäftigungen des Lebens Theil, und schon Gibbon hat zweymal in seinem Werke (History of the decl. and fall of the R. E. II. 292 und III. 222.) diese wesentliche Verschiedenheit zwischen dem christlichen und dem heidnischen Priesterthume nachgewiesen. Der Kayser Julian wollte eine solche Aehnlichkeit, wie sie der Verf. behauptet, zu Stande bringen, indem er mit großer Anstrengung christliche Institutionen auf sein heidnisches Priesterthum zu propfen, und die Götzenpriester zu Religionslehrern und Trägern einer geistlichen Gewalt zu erheben suchte; hätte er die Einsicht des Hrn. Sölti besessen, so hätte er sich diese Mühe ersparen können, da er dann gesehen, daß ja das christliche Priesterthum, dessen Gewalt und Stellung ihm so beneidenswerth erschien, nur eine Nachäffung seines heidnischen sey.

Um auch eine Probe seiner philologischen Kenntnisse abzulegen, erzählt hierauf Hr. Sölti seinen Lesern, der Name Kleriker heiße: die Auserwählten, und so hätte sich diese Priesterkaste in ihrem Stolze genannt, die andern aber habe sie das gemeine Volk (die Laien) geheißen (die Gemeinheit ist, wie sich versteht, die Zuthat des Hrn. Sölti). Bisher meynte man, κλῆρος heiße Erbtheil, und die christliche Priesterschaft sey mit diesem Ausdrucke bezeichnet worden, weil sie sich völlig und ungetheilt dem Dienste Gottes widmen mußte, und also in Wahrheit Gottes Eigenthum und Erbtheil war. Aber das sind freylich Dinge, die Hr. S. so nicht brauchen kann. Auch der Apostel Paulus muß noch die Indignation des Verf. empfinden, weil er zuerst 1 Kor. 9, 13. 14. den Grundsatz aufgestellt: wer dem Altare diene, empfange vom Altare seinen Theil, und wer das Evangelium predige, solle nach der Verordnung des Herrn vom Evangelium leben. Doch um dem Verf. nicht Unrecht zu thun, will Ref. lieber annehmen, daß derselbe jene freylich sehr bekannten und unzähligemale angeführten Worte des Apostels nicht kenne, und nur in dieser Unwissenheit das Begehren der Geistlichen, von den Uebrigen ernährt zu werden, als eine den Aussprüchen Christi und Pauli (!) zuwiderlaufende Anmaßung darstelle.

Was er mit der Behauptung meyne, daß „unter den Christen anfänglich aller äußere Gottesdienst fern gewesen sey, damit sie sich von den Heiden unterschieden,“ ist schwer zu errathen; er selber sagt gleich darauf, daß sie das h. Abendmahl gefeyert hätten, welches bekanntlich zu allen Zeiten den vornehmsten Bestandtheil und eigentlichen Mittelpunkt des christlichen Gottesdienstes gebildet hat. Vielleicht wollte er also damit nur sagen, daß der Gottesdienst der ersten Christen einfach und schmucklos gewesen sey, was freylich die ganze Welt weiß; und da dieß nicht zu seinem Zwecke diente, die spätere Kirche als in einem unversöhnlichen Gegensatze gegen die frühere befangen darzustellen, so sagte er lieber, unbekümmert um den lächerlichen Widerspruch, der nun in seinen Worten liegt: Die Christen hätten gar keinen äußern Gottesdienst gehabt. — Sakramente, oder, wie Hr. S. sich zierlich ausdrückt, „Gnadenzeichen des lebendigen christlichen Lebens“ (des lebendigen Lebens!) erkennt er nur zwey an; fragt man, was denn aus den andern in der h. Schrift so deutlich angezeig-

ten werden solle, so verweiset er wieder auf Hrn. Neander, mit dessen Authorität die Leser sich dann wohl zufrieden stellen können, da ja auch Hr. Sölti unter dem Schatten seines Namens sich einem sanften, durch keinen Zweifel an der Unfehlbarkeit seines Authors gestörten Schlummer überläßt. Dem Leser mag sich indeß leicht hieben die Bemerkung dabieten, daß jene, welche obgleich äußerlich der Kirche angehörig, dennoch die Zumuthung, ihre Stimme zu hören, und ihre Lehre zu glauben, mit Entrüstung zurückweisen würden, ihren Geist gewöhnlich unter die Autorität des nächsten besten Schriftstellers gefangen geben, dem sie dann gläubig jede Verdrehung oder Abläugnung der alten, einfachen, aber freylich eben darum ihrem Gaumen ungenießbaren Wahrheit nachbethen. Was in der christlichen Kirche anderthalb Jahrtausende hindurch allgemein geglaubt und gelehrt worden, was durch das Zeugniß so vieler großen, heiligen, erleuchteten Männer beglaubigt, durch das Blut der Märtyrer besiegelt, dem schlichten, ungebildeten Verstande des Volkes, wie dem feingebildeten, mit den Tiefen der Wissenschaft vertrauten Geiste einzelner Reichbegabten gleich sehr zusagt, das stoßen sie verächtlich von sich, und begeben sich dafür unter die Vormundschaft des Conversationslexikons, oder zünden, wie Hr. Sölti gethan, ihr Lämpchen an der Fackel der H. H. Hüllmann und Neander an. Freylich leisten solche Nachbeter ihren Authoritäten einen schlechten Dienst, den ihnen diese auch wenig danken werden; was nämlich in den Originalen noch durch einen Schimmer von Gelehrsamkeit und durch gewandte Darstellung und wohlberechnete Umgehung der Schwierigkeiten den minder vorsichtigen und wenig unterrichteten Leser besticht, das vergröbert sich unter den Händen der ungeschickten Kopisten, die unten in ihrem Schachte sitzend weder von den Sonnenstrahlen des Glaubens, noch auch nur von der Fackel der Gelehrsamkeit erleuchtet werden, bis zur verzerrten Fratze; und so wird Hr. Neander, obgleich er auf den wenigen Seiten des Hrn. Sölti eilfmal citirt ist, Mühe haben, seine Darstellung der christlichen Urverfassung in dieser Karikatur wieder zu erkennen.

Noch einmal kömmt der Verf. auf sein Lieblings-Thema, den Stolz und die Anmassung der christlichen Geistlichen zurück, und versichert in großgedruckten Worten: sie hätten „in ihrem Stolz ein besonderes Priesterthum und für sich eine Auszeichnung eingeführt, ja sich selbst als Wesen höherer Art und als Mittler zwischen Gott und den Menschen betrachtet.“ Also für Wesen höherer Art gaben sich die christlichen Bischöfe und Priester aus. Möchte es dem Verf. beliebt haben, einige Beweisstellen dafür anzuführen, denn selbst seine gläubigsten Leser dürften doch zweifeln, ob eine ganze sehr zahlreiche Klasse von Männern, die stets die Demuth als die erste und unerläßlichste Eigenschaft des Christen predigten, wirklich von so satanischem Hochmuth besessen gewesen, daß sie sich für mehr als Menschen, für Engel oder Götter hielten; und da wohl keinem ein Priester in seiner Umgebung bekannt ist, der sich bis zu einer solchen Verrücktheit des Hochmuths hinaufgeschraubt hätte, daß er sich für ein Wesen höherer Art hielte, so möchte ihnen die Sache um so unwahrscheinlicher dünken; aber freylich: αὐτος ἔφα, Herr Neander hat es S. 306 gesagt, und da muß es wohl wahr seyn.

„Die unsichtbare Kirche, die innere Einheit des Geistes im Glauben und der Liebe, welche Alle in gegenseitiger Liebe unter einander verband, wurden bald mit der äußern Einheit der Formen verwechselt, als gehörte auch diese zur göttlichen Stiftung, ungeachtet Jesus die Liebe zum Kennzeichen Aller gemacht und gesprochen: Nur der Geist macht lebendig. Aber man hielt an dieser sichtbaren Einheit wie im weltlichen Staate, und diese sollte sich auch in einem sichtbaren Oberhaupte darstellen, gegen den Ausspruch Jesu, der allen Streit um den Vorrang unter seinen Jüngern tadelte; gegen das Beyspiel der Apostel, die Alle in brüderlicher Liebe mit einander, der Eine hier, der Andere dort nach dem Geiste Jesu lehrte, der ihnen selbst auf gleiche Weise geistliche Gewalt ertheilte. Lange erkannten Geschichte und Bibelauslegung keinen Vorrang der Apostel, nun aber, da der Glaube von einer nothwendigen sichtbaren Einheit entstand, mußte Petrus gegen seinen eigenen Ausspruch als Oberhaupt der Kirche erscheinen, der doch nur mit seinem felsenfesten Glauben, als der ihm besonderen Gabe, die Andern stärkte, und nach ihm alle seine Nachfolger in Rom, wo er sein heiliges Leben unter Martern geendet.“ (Dieß zugleich als Probe von dem würdevollen, fließenden Style des Verf., der Sprache, Geschichte und Evangelium gleichmäßig zu mißhandeln versteht).

Das Gespenst der unsichtbaren Kirche mußte natürlich auch noch heraufbeschworen werden, sonst hätte dieser Darstellung die Krone gefehlt. Es ist dieß ein Wahn, der dem gesunden Sinne des christlichen Alterthums gänzlich fremd war; nicht die geringste Andeutung einer solchen unsichtbaren Kirche findet sich bey den alten Vätern; sie kannten nur Eine, katholische, vor aller Welt sichtbare Kirche, die Stadt auf dem Berge, deren Licht leuchtete vor den Menschen, die jeder gleich erkennen und auffinden, mit der jeder sich verbinden konnte. Nicht im Traume ließen sie sich einfallen, daß eine Kirche, die Christus auf Petrus als ihr Fundament gebaut, die er einer auf dem Berge liegenden Stadt verglichen, die nach dem Ausspruche des Herrn jeder hören muß, wenn er nicht als ein Heide gelten will, und die der Apostel sogar mit einem bloß vom Aeußern und Sichtbaren im Gegensatze gegen das Unsichtbare hergenommenen Ausdrucke, nämlich mit dem Worte Leib bezeichnet — daß eine solche Kirche ihrem ganzen Wesen nach unsichtbar, das Sichtbare an ihr aber bloß menschlich und zufällig

seyn sollte. Schade, daß die allerdings sehr folgenreiche Erfindung der unsichtbaren Kirche nicht schon in den ersten christlichen Zeiten gemacht wurde; den Christen wäre es dann leicht gewesen, sich mittelst der Unsichtbarkeit ihrer Kirche vor den Verfolgungen der Juden und der Römer zu sichern, und viel Blutvergießen wäre so erspart worden. Aber es gehörte erst die krankhafte innerlich ungläubige Stimmung einer viel späteren Zeit dazu, einen lebendigen Organism, wie die Kirche ist, auseinander zu reißen, und unsichtbare und sichtbare Kirche in unnatürlicher Trennung einander entgegenzusetzen. Wie Gott den ganzen aus Leib und Seele bestehenden Menschen geschaffen, so hat er auch die ganze Kirche gestiftet, in welcher Aeußeres und Inneres, Sichtbares und Unsichtbares unzertrennlich verbunden ist, und so wenig in den von Christus eingesetzten Sakramenten das äußere Zeichen von der inneren Gnadenwirkung abgesondert, oder das eine dem andern entgegengesetzt werden kann, so wenig das eine ohne das andere ein Sakrament ist, eben so wenig wäre auch eine bloß unsichtbare Kirche noch eine Kirche zu nennen, vielmehr enthält der Ausdruck schon eine contradictio in adjecto. Doch solche Erinnerungen dürften kaum da Eingang finden, wo man, unfähig, in das innere Wesen der großen historischen Erscheinungen einzudringen, sich durchweg mit der äußerlichsten und rohesten Auffassung begnügt. Hr. Söltl hat auch hier den geistlosen Wahn, den er von Andern überkommen, nach seiner Weise reproducirt. Erst definirt er seine unsichtbare Kirche als die innere Einheit des Geistes im Glauben und in der Liebe, gleich darauf aber versichert er, Jesus habe nur die Liebe zum gemeinsamen Kennzeichen Aller gemacht. Wenn dieß an dieser Stelle mehr als Phrase seyn soll, so erklärt offenbar der Verf. auch damit den Glauben und die Uebereinstimmung in demselben für etwas Außerwesentliches, da er doch unmittelbar vorher die Einheit des Glaubens zum Wesen der Kirche gerechnet hat. Wie unzertrennlich die äußere Einheit der Form und die innere des Geistes zusammengehören, könnte der Verf. eben an dem Glauben deutlich erkennen; was wäre hier die innere Einheit ohne die äußere der Form, d. h. des Bekenntnisses, und woran ließe sich jene ohne diese erkennen?

Was der Verf. gegen den Primat vorbringt, ist eigentlich nach dem Vorausgegangenen überflüßig; denn wenn es in der ersten Kirche keine Bischöfe, ja nicht einmal einen eigenen Priesterstand gab, so versteht es sich von selbst, daß auch kein Oberhaupt der Kirche existirte. Er behauptet nun, Christus habe keinen Primat in der Kirche gewollt, weil er an seinen Jüngern das Streiten um den Vorrang getadelt habe. Aber wie denn? hat Christus gesagt: Unter euch soll Keiner der Erste seyn, ihr sollt Alle einander völlig gleich seyn, oder hat er vielmehr gesagt: Wer der Größeste unter euch ist, der soll euer Diener seyn, und setzen diese Worte nicht voraus, daß wirklich einer unter ihnen der Erste und Größte werden sollte? Wer dieß aber seyn solle, das hatten freylich nicht die Apostel zu bestimmen, sondern Christus, und darum war das Streiten über den Vorrang allerdings tadelnswerth. Christus habe den Aposteln auf gleiche Weise geistliche Gewalt ertheilt, heißt es weiter: hier erfahren wir zum erstenmale, daß die Apostel wirklich eine geistliche Gewalt empfangen haben, was nach dem früher Gesagten nicht recht zu begreifen ist. Doch wir wollen dem Verf. die Widersprüche, in die er sich durch dieses Bekenntniß mit dem früher Behaupteten setzt, nicht vorrechnen, was aber die Gleichheit betrifft, so hat Hr. Söltl die bedeutungsvollen Worte, mit denen Christus unmittelbar vor seiner Himmelfahrt den Petrus zum Hirten seiner Heerde ernannte, natürlich mit Schweigen übergangen. „Lange erkannten Geschichte und Bibelauslegung keinen Vorrang der Apostel.“ Bey dem eigenthümlichen Style des Verf., der des Inhalts völlig würdig ist, scheint es ungewiß, was er hier eigentlich meyne, ob er, wie der Zusammenhang fordert, von dem Vorrange eines Apostels vor den übrigen, oder wie die Worte lauten, von dem Vorrange der Apostel vor den Gläubigen reden wolle; wahrscheinlich das erstere; und es wäre leicht, aus der h. Schrift und aus der Geschichte das Gegentheil nachzuweisen, aber es ist nicht nöthig, das oft Gesagte zu wiederholen, und wenn wir Hrn. Söltl z. B. die bekannte schlagende Stelle des Irenäus entgegenhielten, so würde er sich eben bey Neander oder einem andern dieser Schule eine Erklärung oder Verdrehung dieser Stelle holen, und damit, sollte sie auch noch so gezwungen und unnatürlich seyn, sich hinreichend gesichert wähnen. Doch die Leser werden begierig seyn zu erfahren, was denn das für ein Ausspruch sey, durch den Petrus selber seinen Primat abgeläugnet habe; errathen würde es nicht leicht Jemand, wenn Hr. Söltl ihn nicht angeführt hätte; es ist die Stelle 1 Petr. 5, 11: „Die Aeltesten unter euch ermahne ich der Mitälteste.“ Das ist in der That entscheidend; denn wenn z. B. ein Feldherr die Offiziere seines Heeres anredet, und sich ihren Mitoffizier nennt, so hat er damit offenbar auf seine Feldherrnwürde verzichtet. Ja, was noch näher liegt, die Päpste selbst sind seit undenklicher Zeit in diesem stets sich erneuernden Akte der Selbstverläugnung begriffen, da sie sich bekanntlich in ihren Bullen und Breven bloß Episcopus nennen, und hiemit nach Söltlischer Auslegung unablässig aller Welt verkündigen, daß sie selber sich nicht für Päpste halten.

Zuletzt folgt nun noch ein breites Gerede über den Cölibat. Nach den ersten Asceten, die, nur um irdischen Sorgen zu entgehen, unverheyrathet geblieben, seyen bald Andere gekommen, die im ehelosen Leben eine besondere Heiligkeit, und im Fasten und Enthalten

ein Verdienst vor Gott und den Menschen gesucht hätten. Aus diesem Wahne, verbunden mit der falschen Vorstellung von einem besondern Priesterthume, sey der neue Irrthum gekommen, daß eheloses Leben zur Heiligkeit des geistlichen Standes gehöre, obgleich dieß gegen den Sinn Jesu und der Apostel gewesen. Die Einbildung von der Verdienstlichkeit einer solchen Lebensweise, verbunden mit der Ehre und dem reichlichen Unterhalte ohne Mühe von den Gläubigen, dazu Eitelkeit und Scheinheiligkeit hätten nun fortgewirkt; vergebens hätten sich heilige und wichtige Männer gegen diese Lebensart erhoben u. s. w. Ref. ist es müde, eine ernste Widerlegung an diesen Tiraden zu verschwenden, und macht nur auf den lächerlichen Widerspruch aufmerksam, daß einerseits der Wahn von dem Vorzug des ehelosen Lebens als etwas Neues, eine Zeit lang Unerhörtes und in der Kirche Fremdes dargestellt, andrerseits aber die Ehre vor dem Volke und der reichliche Unterhalt von den Gläubigen als eine Hauptursache der Ausbreitung dieses Wahnes geschildert wird, so daß also die Vorstellung von den Vorzügen des jungfräulichen Standes zu gleicher Zeit eine Jesu und den Aposteln widersprechende, anstößige Neuerung, und ein dem christlichen Volke geläufiger und bereits so vorherrschender Wahn war, daß die Ehelosen nicht Tadel, sondern Ehre und reichlichen Unterhalt ärnteten. Hier ruht die Erde auf dem Elephanten, und der Elephant steht auf der Erde. Hinsichtlich der „heiligen und wichtigen Männer,“ die sich gegen den Cölibat schon vor der Synode zu Elvira (305) erhoben haben sollen, muß Ref. seine Unwissenheit gestehen, ihm ist auch nicht ein einziger, am wenigsten ein heiliger und wichtiger Mann bekannt, der dieß gethan; vielleicht meynt Hr. Söltl Jovinian und Vigilantius, aber diese lebten erst am Ende des vierten Jahrhunderts. Endlich versichert er noch, die Deutschen seyen bis ins neunte Jahrhundert oder noch länger der Schrift und der Natur getreu geblieben, das soll heißen, der deutsche Klerus überhaupt sey verheyrathet gewesen, und dieß belegt er mit einer Stelle aus der Hincmarschen Chronik, in der ein, sage Ein verheyratheter Kleriker erwähnt wird, und mit dem Codex tradition. Eberspergens., in welchem auch noch mehrere verheyrathete Priester vorkämen — so schreibt Hr. Söltl Geschichte.

Dem Buche ist als Motto vorgesetzt:

Was wir irrten, was wir strebten,
Was wir litten, was wir lebten.

Manche Leser meynen, unter diesem „Wir“ sey die gesammte deutsche Nation von ihrer Urzeit bis auf den heutigen Tag gemeynt; aber das ist doch nicht glaublich; Hr. Söltl weiß wohl, daß ein solches Gericht über ein großes Volk durch alle Geschlechter hindurch, über alle seine Bestrebungen und Richtungen in dem 2000jährigen Laufe seiner Geschichte nur von einzelnen seltenen über ihrer Zeit und ihrem Volke stehenden Geistern gehalten werden kann. Zu diesen sich zu zählen, würde bey ihm eine so seltsame Verkennung seiner Kräfte verrathen, daß wir sie ihm billiger Weise nicht zutrauen dürfen. Er, der in einer sogenannten Geschichte der Deutschen über die größte geistige Macht, die je in die Geschichte eingetreten, mit einer Seichtigkeit und Schwäche redet, wie man sie jetzt kaum einem Primaner nachsehen würde, der etwa eben erst von dem Unterrichte eines irreligiösen Professors herkommend, das neue Licht, das ihm aufgegangen, der Welt mittheilen wollte — er steht doch eigentlich tief unter seiner Zeit und dem achtungswerthen Theile seines Volkes, und muß sich dieß auch, zu Zeiten wenigstens, selber bekennen. Also ist die mildere, der Bescheidenheit des Verf. mehr entsprechende Deutung vorzuziehen, daß unter dem „Wir“ nach Schriftstellerart der Verfasser gemeynt sey, und daß es seine eignen Irrthümer und Bestrebungen seyen, die dieses Buch abschildern soll. Hiernach ist das Motto um so passender, da in der That der ganze Inhalt des Buches es rechtfertiget, daß die Irrungen den ersten Platz einnehmen, und als Aushängeschild jedem Leser verkündigen, was er hier zu gewärtigen habe.

J. Döllinger.

Chorographie oder Anleitung alle Arten von Land-, See- und Himmelskarten zu verfertigen, von J. J. Littrow, Direktor der Sternwarte und Professor der Astronomie an der k. k. Universität in Wien ꝛc. mit 5 lithographirten Tafeln. Wien. F. Becks Universitätsbuchhandlung. 1833. 8. Pr. 1 fl. 48 kr.

Wenn man sich in der mathematischen Literatur nach der Bearbeitung des bezeichneten Gegenstandes auf deutschem Boden umsieht, so wird man sogleich gewahr, daß seit der Erscheinung der praktischen Geometrie von Tob. Mayer kein gründliches, zweckmäßiges und umfassendes Werk über die Construktion der Land-, See- und Himmelskarten dem Publikum mitgetheilt wurde, wenn gleich die vortrefflichen Untersuchungen von Lagrange und besonders von Gauß in der allgemeinen Auflösung der Aufgabe, die Theile einer Fläche eben so abzubilden ꝛc. im dritten Hefte der astronomischen Abhandlungen von Schuhmacher eine gründliche Bearbeitung desselben möglich gemacht haben. Die vorliegende

Schrift, in welcher ihr Verf. das Wesentlichste über den Gegenstand gesammelt hat, versucht Alles so darzustellen, daß jede Klasse von Lesern soviel als möglich befriedigt werden könne. Der Verf. sucht die Gabe der Deutlichkeit und Herablassung von Mayer nachzuahmen, welcher bekanntlich unter den meisten deutschen Schriftstellern über mathematische Disciplinen letztere so darzustellen vermochte, daß er sie selbst den Fassungskräften der Knaben verständlich zu machen in seiner Gewalt hatte, ohne dem wissenschaftlichen Charakter etwas zu vergeben.

Der Verf. bemühet sich überhaupt, das Vorzüglichste und Brauchbarste über diesen, namentlich für die studierende Jugend, allerdings sehr interessanten Gegenstand der Construktion der Land- und Seekarten, von demjenigen, was über jenen erschienen ist, und nur in verschiedenen Journalen oder großen Bibliotheken zerstreut angetroffen wird, in dem vorliegenden Werke zweckmäßig, kurz und für Jedermann leicht verständlich und brauchbar zusammenzustellen und leistete dem betheiligten Publikum einen willkommenen Dienst. Ref. las die Mittheilungen mit besonderem Interesse, obgleich er die Elemente des Gegenstandes schon im Jahre 1828 in einem Handbuche der mathematischen Geographie möglichst populär und verständlich darzustellen versuchte, und muß sie jedem, der sich für die Sache interessirt, besonders empfehlen. Ohne mehrfache Belehrung wird sie weder der Kenner noch Nichtkenner der Mathematik lesen.

Nach einer kurzen Einleitung über den Zweck einer Land- oder Himmelskarte, über die Schwierigkeiten, die Oberfläche der Erde oder des Himmels in ihren einzelnen Theilen als Ebenen genau darzustellen; über den Begriff von Projektion und deren Beziehungen, wornach eine perspektivische Projektion der Erde oder des Himmels die Flächentheile keineswegs überall gleichförmig und auf dieselbe Weise darstellen kann, und über andere Verhältnisse behandelt der Verf. in drey Kapiteln die perspektivischen Projektionen, die Projektionen zu besonderen Zwecken und die allgemeinen Projektionen. Die Gegenstände dieser drey Kapitel werden in der Einleitung nach ihren allgemeinen Gesichtspunkten dargestellt, dem Anfänger theilweise versinnlicht und vorbereitend erklärt. Nebstdem wird ein kurzes Verzeichniß der vorzüglichsten Werke über die Theorie der Construktion der Landkarten beygefügt, um die Leser in den Stand zu setzen, die Quellen selbst zu benutzen, und wenn sie es für angemessen halten, die Sache selbst weiter zu verfolgen; die am zweckmäßigsten brauchbaren Schriften hat der Verf. noch besonders bemerkbar gemacht, um dem Liebhaber der Sache möglichst behülflich zu seyn. Dazu gehören Lamberts Beyträge zum Gebrauche der Mathematik, Lagrange sur la construction des cartes géographiques; Mayers Unterricht zur praktischen Geometrie 2ter Theil, Schmidts Lehrbuch der mathematischen und physikalischen Geographie und einige andere französische Schriften. Ref. vermißt jedoch in der Einleitung eine einfache und verständliche Erörterung über die Frage: inwiefern man die verschiedenen Karten verfertigen könne; auch über die nähere Begriffserklärung und Eintheilung der Karten wird kaum das Allernothdürftigste gesagt.

Im ersten Kapitel beginnt der Verf. mit der Gestalt und Lage der Kegelschnitte, weil er bey den späteren Untersuchungen mehrere Gleichungen der zweyten Ordnung erhält, welche bekanntlich zu den Kegelschnitten führen, deren Verzeichnung auf den Projektionsebenen der Karten gefordert wird. Daß die Gestalt eines Kegelschnittes durch die große und kleine Axe, d. h. durch ihr Verhältniß oder durch den Parameter, die Lage aber durch den Winkel, welchen die große Axe mit der festen Axe bildet, und durch den Ort des Scheitels bestimmt werden, ist aus der höheren Geometrie bekannt. Der Verf. geht auf einem ziemlich breiten Wege die Formeln für die Ellipse, Hyperbel und Parabel durch, entwickelt die auf seine folgenden Darstellungen sich beziehenden Formeln wohl vollständig, aber nicht so verständlich als er vielleicht meynt. Ref. würde übrigens mit der Parabel begonnen haben, und dann zur Ellipse und Hyperbel übergegangen seyn.

Hinsichtlich der allgemeinen perspektivischen Projektionen, nämlich der centralen, Polar- und Aequatorial-Projektion möchte Ref. den Verf. und Leser des Werkes vorzüglich auf den Standpunkt des Auges, den sogenannten Augenpunkt, aufmerksam gemacht haben, indem sich in, auf und über der Erdoberfläche unendlich viele Standpunkte denken lassen, mit deren Aenderung sich nothwendig auch die perspektivischen Aenderungen auf der zur Verzeichnung gewählten Fläche ändern; was die Geographen und Mathematiker auf eine schickliche Auswahl von jenen Standpunkten bedacht zu seyn nöthigte. Durch Rücksichtnahme auf die Kugelgestalt der Erde fand man für geographische Weltkarten die stereographische, orthographische, centrale Vorstellungsart und noch eine andere durch Abwicklung. Die drey ersten Projektionsarten zerfallen wieder in polare, äquatoriale und horizontale. Die orthographische Polar- und Aequatorialprojektion betrachtet der Verf., die horizontale übergeht er. Daß dieselbe verschiedene Vortheile und Nachtheile hat, bloß in der Astronomie bey Finsternissen gebraucht wird, wenn man die Sonnen- und Mondkugel zur Darstellung ihrer Flecken, oder die Erdkugel zur Vorstellung einer Sonnenfinsterniß und gewisse Gegenden des gestirnten Himmels auf dem Horizonte eines Ortes perspektivisch darstellen will; daß die 12monatliche Sternkarte in Bode's Anleitung, zur

Kenntniß des gestirnten Himmels ein solcher orthographischer Entwurf ist; daß die Kreise meistens als Ellipsen sich darstellen und sich sehr unbequem zeichnen lassen; daß sie der Natur gemäßer ist, als die stereographische, indem die Projektionstafel sich zwischen der Erde und dem Auge befindet und man nur das abbildet, was das Auge auf der erhabenen Kugelfläche aus seinem Standpunkte übersieht, und manche andere Vortheile dieser Projektionsart erörtert der Verf. nicht zureichend genug.

Nachdem die stereographische Projektion, für welche das Auge in der Oberfläche der Kugel angenommen, im Allgemeinen nach ihren Hauptelementen dargestellt ist, wird die Polar- und Aequatorial-Projektion besprochen und weit ausführlicher behandelt, als die orthographische. Die Kugelkreise erscheinen wieder als Kreisbögen und die Meridiane und Parallelkreise schneiden sich unter rechten oder denselben Winkeln, unter welchen sich die Kreise der Kugelfläche schneiden, wodurch die davon gebildeten Vierecke in Ansehung der Winkel auf dem Netze dem Originale auf der Kugel entsprechen. Die dem Auge senkrecht gegenüber liegenden Theile werden auf dem Netze dem Urbilde am ähnlichsten, während die übrigen nach Verhältniß ihrer schieferen Lage immer mehr verunstaltet werden, so daß die äußersten Theile des Entwurfes von der wahren Kugeloberfläche sehr abweichen. Da übrigens jeder unendlich kleine Theil der Kugelfläche seine Gestalt beybehält, so wurde diese Perceptionsart, obgleich es etwas unnatürlich erscheint, das Auge in die Höhlung der abzubildenden Kugelfläche zu versetzen, da man die Erdkugel doch von Aussen anzusehen gewohnt ist, seit vielen Jahren von Geographen und Mathematikern auf die Abbildung großer Länder, ganzer Welttheile und selbst Halbkugeln angewendet. Daß sie Prof. Hase aufmerksam behandelte, zu Landkarten einzelner Länder empfahl und für die ehemalige Homannische Officin in Nürnberg mehrere verfertigte, und andere Bemerkungen hat der Verf. nicht berührt, aber alle für sie erforderlichen Formen mit Umsicht und Gewandtheit mitgetheilt.

Für die centrale Projektion, welche in der Astronomie mit sehr großem Vortheile gebraucht wird, läßt der Verf. nichts zu wünschen übrig. Am Schlusse führt er noch den allen perspektivischen Projektionen gemeinsamen Nachtheil an, daß in allen nach ihnen verfertigten Karten nur derjenige Theil der Kugeloberfläche, welcher dem Auge gegenüber liegt, dem Originale getreu abgebildet wird, während die seitwärts liegenden Theile immer mehr und mehr von ihrem Urbilde auf der Kugel abweichen. Inwiefern bey der centralen Projektion sich besonders große Nachtheile ergeben, obgleich die Doppelmaier'schen Himmelskarten, auf deren jeder sich ein Sechstel der Himmelskugel befindet, darnach gefertigt sind, findet man mit viel Sachkenntniß möglichst kurz erörtert.

Im zweyten Kapitel beginnt der Verf. mit der Construktion der Karten mit parallelen Meridianen und geradlinigen Parallelkreisen; denn die perspektivischen Projektionen können das Verhältniß der einzelnen Theile, wie dasselbe auf der Oberfläche der Kugel statt findet, nicht darstellen. Die Verfertigung solcher Karten, wie sie in der Ueberschrift bezeichnet sind, gewährt unter anderen Vortheilen auch den, daß eine gerade Linie zwischen je zwey Orten der Karte alle zwischenliegenden Meridiane stets unter demselben Winkel schneidet, eine für die Seekarten sehr wichtige Eigenschaft. Allein die Längengrade werden alle gleich den Breitengraden angenommen, obgleich sich dieselben wie die Cosinus der Breite verhalten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, konstruirt man Karten mit convergirenden Meridianen und geradlinigen Parallelkreisen. Diese Verzeichnung von Netzen behandelt der Verf. mit großer Aufmerksamkeit; er entwickelt für die wichtigsten Bestimmungen mancherley Formeln, bezeichnet ihre Anwendbarkeit, ihre Vortheile und Nachtheile und berechnet die nothwendigsten Größen in besonderen Beyspielen.

Diesen Constructionsarten folgt die Methode, Karten mit convergirenden Meridianen und kreisförmigen Parallelkreisen zu verfertigen; es wird sowohl die Construktion von Del' Isle als auch die von Sener, Vaugondy und Anderen mit Aufmerksamkeit betrachtet. Aehnlich verhält es sich mit den Karten mit krummen Meridianen und kreisförmigen Parallelen nach Bonne, welchen die Abweichung der Längengrade der vorigen Verzeichnung von jener der Kugel auf die Abänderung brachte, welche der Verfasser mit einigen sehr interessanten Zusätzen bereichert, und durch mathematische Entwicklung zur möglichsten Vollkommenheit bringt. Mit dieser Projektionsart steht eine andere, welche die Parallelen als gerade auf den mittleren Meridian senkrechte Linien zieht, welche Flamsteed zu seinen Himmelskarten gewählt und die man auch sonst wohl zu Landkarten gebraucht hat. Obgleich diese Verzeichnung etwas bequemer, als die vorige von Bonne ist, so steht sie ihr doch aus dem Grunde nach, weil in ihr die Parallelen als gerade Linien erscheinen. Die Längengrade stimmen, wie bey Bonne, mit denen der Kugel überein, und sie giebt noch immer selbst beträchtliche Theile der Kugelfläche ohne bemerkbare Entstellung. Im folgenden Paragraph zeigt der Verf., wie in diese Netze, wenn ihre Meridiane und Parallelkreise verzeichnet und mit ihren Eintheilungen versehen sind, die Ekliptik und andere Kreise des Himmels eingetragen werden.

Ueber die Kegelprojektion Murdochs, welche man,

wie der Verf. übersehen zu haben scheint, auch die Abwickelungsmethode nennt, und welche auf dem einfachen stereometrischen Satze beruht: „daß man schmale Kugelzonen mit einem abgekürzten Kegel oder mit der Zone eines Kegels vergleichen und sie ohne großen Fehler für kegelförmig annehmen könne,“ welchen Bonne auf ziemlich breite Zonen ausdehnt, sagt der Verf. das Erforderliche; allein er hält sie doch nicht für so vortheilhaft, als sie wirklich zu seyn scheint. Sie giebt, wie sich Ref. durch verschiedene Versuche vollkommen überzeugt hat, die Gestalt eines Landes ziemlich regelmäßig und der Flächeninhalt desselben läßt sich auf der Karte selbst leicht bestimmen. Sie ist eine der am häufigsten gebrauchten, wird von den berühmtesten Astronomen und Geographen als vorzüglich anwendbar empfohlen, wirklich angewendet und ist für die Ausübung unstreitig eine der besten und leichtesten. Denn alle Meridiane werden auf ihr als größte Kreise durch gerade Linien abgebildet und alle übrigen größten Kreise können beynahe als gerade Linien mit einem Zirkel ohne merklichen Fehler auf einem geradlinigen Maßstabe gemessen werden, wenn der Meridian-Unterschied nicht allzugroß ist. Diese Gründe bestimmen den Ref. zu der Bemerkung, daß sie der Verf. nicht nach Würde behandelt hat.

Die Verzeichnung einer einfachen Karte, welche die Flächen der Zonen genau darstellt; die der Karten für Länder, welche sich in der Richtung des Meridians ausdehnen; der Karten, in welchen alle durch ihren Mittelpunkt gehenden geraden Linien größte Kreise der Kugel darstellen und welche den Vortheil gewähren, daß in ihnen die Distanzen aller Orte von dem Mittelpunkte der Karte durch denselben geradlinigen Maaßstab gemessen werden können, daß sie durch ein einfaches und leicht mechanisches Verfahren verzeichnet werden, und daß sie eine sehr zahlreiche Klasse von Karten enthalten, von denen schon mehrere unter den vorhergehenden Methoden bezeichnet sind; die Construktion der Karten mit gleich getheilten Radien, oder deren Radien nach dem Sinus der Distanzen getheilt sind, oder deren Radius nach den Tangenten oder nach dem Sinus der halben Distanzen getheilt oder in welchen die Winkel der geradlinigen Meridiane zu diesen Winkeln in der Kugel ein gegebenes, oder in welchen die Winkel der kreisförmigen Meridiane zu diesen Winkeln in der Kugel gleichfalls ein bestimmtes Verhältniß haben und endlich die Verzeichnung der Karten mit elliptischen Meridianen und geradlinigen Parallelkreisen entwickelt der Verf. durch mathematische Formeln sehr deutlich und läßt nichts unerwähnt, was zum gründlichen Verständnisse der Sache beyträgt.

Noch aufmerksamer behandelt er die Verfertigung von Karten, in welchen die Meridiane von den Parallelen unter rechten Winkeln geschnitten werden und die Längengrade zu den Breitegraden dasselbe Verhältniß wie auf der Kugel haben. Die Korrektion wegen der Abplattung der Erde entwickelt er sehr vollständig, weiset die Eigenschaften der bekannten loxodromischen Linie für Seekarten nach, giebt die Eigenschaften der Plankarten an, bezeichnet ihren Gebrauch, geht auf Mercator's Seekarten über und behandelt diese Gegenstände mit einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit, wie sie Ref. noch in keiner Schrift gelesen hat. Verschiedene Tabellen über anwendbare Größen erleichtern den Gebrauch der Darstellungen und geben dem Freunde der Sache einfache Mittel an die Hand, von den mathematischen Darstellungen Gebrauch zu machen.

Da eine Karte nach dem allgemeinen Begriffe des Wortes nichts anderes ist, als die Darstellung einer gegebenen Oberfläche auf einer zweyten ebenen, oder selbst wieder krummen Fläche, so versucht es der Verf. im dritten Kapitel die allgemeine Theorie der Projektionen in Bezug auf die Kugel in einer Ebene nach Hardings Himmelskarten, nach Lagranges Kreisprojektionen, welche mit größter Ausführlichkeit behandelt werden, auf das Revolutionsphäroid in einer Ebene; auf die Abbildung der Oberfläche eines geraden Kegels und der eines Rotationsellipsoids auf eine ihm concentrische Kugel noch weiter zu entwickeln und auf verschiedene Punkte aufmerksam zu machen, welche für die Verfertigung von Karten nach mancherley Projektionen entschiedenen Einfluß ausüben. Nebstdem daß sich im Allgemeinen der Inhalt und die Bearbeitung dieses Werkes durch Reichhaltigkeit, Gründlichkeit, Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit auszeichnet, tragen auch die Zeichnungen, der vorzüglich schöne Druck und das Papier, welches die Wiener Ausgaben wissenschaftlicher Werke an und für sich auszeichnet, zur Erhöhung des Werthes wesentlich bey; der Preis für diese großen Vorzüge eines Werkes, welches einen sehr gemeinnützigen Gegenstand auf eine allgemein zu empfehlende Weise behandelt, ist nicht hoch zu nennen.

DR.

Nr. XXVI. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 18. Juny 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 49 u. 50.

Inhalt.

Bemerkungen über des T. Herrn Dr. Huschberg älteste Geschichte des durchlauchtigsten Hauses Scheiern-Wittelsbach.

T. Hr. Dr. Huschberg ist bereits als Verfasser einer schätzbaren Geschichte des herzoglich und gräflichen Gesammthauses Ortenburg, Sulzbach, 1828, die aber eine nähere Würdigung erst noch gewärtigt, bekannt.

Das Werk, von welchem dermalen die Rede seyn soll, erschien zu München in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung im Jahre 1834, und hat eigentlich den Titel: Aelteste Geschichte des durchlauchtigsten Hauses Scheiern-Wittelsbach, bis zum Aussterben der gräflichen Linie Scheiern-Valai. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Johann Ferdinand Huschberg, königl. bayer. Adjunkten im allgemeinen Reichsarchive zu München. *) Je seltener und unbegünstigter vom sogenannten Zeitgeiste und von den Interessen des Tages, die unser journalistisches und literärisches Thun und Treiben meistere, zunächst im historischen Fache, und aus dem vaterländischen Boden, gewichtige Aufgaben zur Verhandlung kommen, und, wären sie auch mehrseitig angeregt, einer würdigen und beharrlichen Bearbeitung vielmehr einer redlichen Fortsetzung dessen, was früher gründliche Forscher zu Stande brachten, theilhaftig werden könne, desto mehr wird ein Werk, wie das vorliegende, die Aufmerksamkeit der Sachkundigen und Fachmänner, und überhaupt der Freunde des Vaterlandes ansprechen. Auch dem Geber dieser Bemerkungen, denn von einer förmlichen Recension ist hier nicht die Rede, hat die Lektüre dieses Buches viel Stoff zum Nachdenken gewährt. In dem Maße aber, in welchem der kundige Leser in die einzelnen Theile des Werkes von

*) Seit dem Erscheinen dieses Werkes ist die Redaktion der bayerischen Annalen vielfältig und wiederholt angegangen worden, von dem Inhalte und dem Werthe eines solchen — der Ankündigung nach — der bayerischen Literatur und Vaterlandskunde vorzüglich angehörigen Buches umständlichere Nachricht in diesen Blättern zu geben. Allerdings kann eine gründliche Beurtheilung historischer mit unserer einheimischen Quellenkunde so innig als vielfach verwebter Schriften zunächst nur wieder vom Inlande, von notablen Fachmännern in Bayern, erwartet werden. Um etwas anderes wird und darf es sich, im ernsten Zwecke der bayerischen Annalen und ihren Lesern gegenüber, nicht handeln. Die Redaktion kaufte also das Buch an, und sandte es einem anerkannten und biederen Fachgelehrten mit dem Ersuchen zu, darüber eine förmliche Recension verfassen zu wollen. Dieses Gesuch hatte nicht eine Recension, sondern nur „Bemerkungen" zur Folge. Da indessen diese Bemerkungen, nach mehrseitigem Urtheile, auf einer reifen Prüfung des Werkes in verschiedenen Haupt- und Nebenpartien desselben, und durchaus auf Thatsachen beruhen; so glaubt die Redaktion nicht anstehen zu dürfen, sie hiemit den b. Annalen zu übergeben. Das audiatur et altera pars, mit gleicher Unbefangenheit, verstehet sich von selbst, für welchen Fall der Herr Verf. des Buches die Redaktion sehr bereitwillig finden wird, seine Gegenbemerkungen in diese Blätter aufzunehmen.

Anmerk. der Red.

solchem Umfange eingeht, und die Eigenthümlichkeiten und besondeen Ansichten des Hrn. Verfassers wahrnimmt, fühlt er das Bedürfniß, sich über Form und Sache weiter zu verständigen; immer den letzten und heiligen Zweck vor Augen, Wahrheit vom Irrthum zu scheiden. Auch Referent sieht sich in diesem Falle, daher diese Bemerkungen nicht gemißdeutet werden mögen. Wie er hiebey das Selbstgefühl eines jeden Schriftstellers von Beruf zu achten weiß, so achtet er auch das des Hrn. Verfassers, wenn gleich dasselbe im vorliegenden Werke von Anfang bis zum Ende so unumwunden und in einem Grade ausgesprochen ist, der einer weitern gegenseitigen Verständigung nicht wohl zusagen möchte. Indessen hat doch auch schon ein Ritter Dubuat seine Abhandlung von dem Grafen Luitpold u. s. w. mit der Apostrophe begonnen: „man erlaube mir den Ruhm, der auf einer weitläufigen Gelehrsamkeit beruht, zu verschmähen; man erlaube mir, indem ich von dem Ursprung des bayerischen Hauses schreiben will, nicht zu wissen, was vor diesem jene weitläufigen Schriftsteller geträumt haben, welche die Büchersäle anfüllen.“ Allein, der Hr. Ritter Dubuat, in der genealogischen Forschung unstreitig ein eminentes Talent, sprach sich erst nach einem vieljährigen Bearbeiten seines Stoffes, und nach unbefangener Würdigung der darüber ans Licht getretenen Literatur, und nachdem er sich vorerst in einer Reihe von einzelnen Abhandlungen versucht hatte, in der Art aus; und dennoch mußte es sich auch ein Dubuat gefallen lassen, daß sich Besserunterrichtete, und das eigenthümliche Verdienst an wem immer Ehrende, in sogar mancher Hinsicht für die Gegenstellungen Anderer entschieden. Was den Umfang anbelangt, so gebricht es dem vorliegenden Werke auch hieran nicht.

In dem kurzen Vorworte spricht Hr. Dr. Huschberg nur von ältern Forschern, denen er für ihre Leistungen im Fache einigen Dank wissen will; als ob den neuern und neuesten Forschern wirklich kein Stern geleuchtet hätte; als ob der Akademie der Wissenschaften nicht erst vor vier Jahren eine vielseitige Erörterung über einen Herzog Luitpold geworden wäre; wogegen er, Hr. Dr. Huschberg nämlich, es für zweckdienlich hielt, zu den häufig noch unbenützten Quellen der alten Geschichte seine Zuflucht zu nehmen, um nämlich über die frühern Bewohner des Landes Nachricht zu geben, und so zu den Voreltern des königl. Hauses überzugehen.

Damit scheint eine Nachricht in Beziehung zu stehen, die vor einiger Zeit in den Beylagen zur allgemeinen Zeitung(M. April) in einem Artikel über die Akademie der Wissenschaften in München zu lesen war. Des Hrn. Dr. Huschberg erster Band einer bayerischen Geschichte, heißt es da, kündige eine neue aus den Quellen schöpfende und mit historischer Kritik vorschreitende Bearbeitung dieses Stoffes an, worin ihm, in Bearbeitung desselben Gegenstandes, Hr. Professor Buchner vorangegangen sey; (und der, wenn man einiger Massen gerecht seyn will, insbesondere in der Geschichte des Scheyer'schen Stammes, rühmlich vorangegangen ist). Und dennoch wird, so viel man sich erinnert, im vorliegenden Werke des Hrn. Prof. Buchners namentlich nie erwähnt?!

Ob nun der vorbemerkte Notizengeber sagen wollte, daß bisher die bayerische Geschichte nicht aus Quellen, und nicht mit historischer Kritik bearbeitet worden wäre; —? das steht zu bezweifeln: eine solche Behauptung wäre auch im Munde desjenigen, der von Bayern, von bayerischer Geschichte und ihrer Literatur so viel als nichts weiß, zu gewagt. Der Notizengeber scheint also nur zu sagen, wie sich das Werk des Hrn. Dr. Huschberg selbst ankündige. Seit Aventin, Lazius und Hund, haben, Auswärtige nicht mitgezählt, Brunner, Adelzreiter, Falkenstein, Einzinger, Tolner, Crollius, Gewold, Belser, der Chorherr Lipowsky, Pfeffel, Dubuat, Mederer, Loel, Gauser, Schollinger, Ziengibl, Nagel, Ried, Gemeiner, Moritz, Feßmayr, Westenrieder, Pallhausen, (der von einer Seite her unwürdig behandelte, aber nichts desto weniger in die tiefsten Spalten der Geschichte blickende, der oft benützte, wiewohl selten genannte Pallhausen); es haben Lang, Zschokke, Mannert, Koch-Sternfeld, Hormayer, Gensler, Zilz, Sprunner, und, wie bemerkt, Buchner, dessen historisches Handbuch klar und sicher zum Ordnen, Anknüpfen und Einreihen der Gegenstände taugt, wozu es auch wohl von andern Schriftstellern öfter benützt als angeführt wird; — die oben bemerkten Schriftsteller haben die Aufgabe des Herrn Dr. Huschberg theils für sich als einzelnen Gegenstand, theils in Verbindung mit andern Gegenständen bearbeitet. Bey diesen manigfaltigen Verhandlungen und Behandlungen sind wohl einige seltsame Behauptungen und Ansichten, ja offenbare Irrthümer, mit untergelaufen; aber nach Maß der Hülfsmittel hat die Aufgabe jederzeit ihre sehr tüchtigen Bearbeiter gefunden, öfter unter Umständen, die weniger die Menge des Stoffes förderten, als den Scharfsinn stählten, sohin auch die Wissenschaft und historische Kritik stets ihren guten Theil daran hatten. Es handelt sich allerdings nicht um einen Austausch von Hypothesen für Hypothesen, auf einem Gebiete, auf dem nach dem Urtheile älterer und neuerer Forscher sogar viel Neues und Stichhaltiges wohl nicht mehr ermittelt werden möchte; es handelt sich aber sofort um wirkliche neue Thatsachen und Beweisstellen; und daher muß das vorliegende Werk von vollen 28 Druckbogen, in gr. 8. so angekündigt, in der That die Erwartung höher als jemals spannen.

Was nun die neuen Thatsachen und Beweisstellen anbelangt, welche von Bedeutung in diesem Werke enthalten seyn möchten; — etwa einige Excerpte aus den Byzantinern entscheiden für die Geschichte der Scheyern nichts; so mag ein Urtheil hierüber noch verschoben bleiben. Ref. kann aber nicht umhin zu bemerken, daß von dem, was zur Geschichte von Bayern und seines Stammhauses wesentlich gehört, seit Mascow und Eckhart bis Pallhausen und Buchner, die Quellen meistens treu und vollständig nachgewiesen und ausgezogen worden sind. Doch hat es in neuester Zeit, zur Schmach der Geschichtschreibung, auch nicht an gewissenloser Corruption gefehlt.

Eine weitere Vorfrage stellt sich bey reiferer Erwägung dieses Buches, das als Muster von Quellenstudium und historischer Kritik, und überhaupt, als ein wissenschaftliches Werk gelten soll, dahin: ob hier eine Hauschronik von Scheyern-Wittelsbach im höhern Sinne, oder eine Geschichte dieser Dynastie und ihrer Zeit; oder endlich, ob eine bayerische Landes- und Volksgeschichte gegeben sey? Was nun allen dreyen Gattungen, nach der offenbaren Tendenz des Hrn. Verf. gemein, ja, was die Hauptsache seyn sollte, ist die richtige und möglichst vollständige Stammreihe des Geschlechts; die Genealogie. Aber gegen eine trockene genealogische Gliederung hat sich der Hr. Verf., und mit Recht, schon im Vorworte verwahrt; er will die Individuen auch in ihren Schicksalen und Lebensverhältnissen auffassen u. s. w. Wenn man sich in diesem Genre der Historiographie nach andern Mustern umsieht, so haben Mederer, Pfeffel, Schollner, Zirngibl, Schultes, Moriz, Wiehbeck, Lang rc. genealogische Monographien geliefert, die, ohne trocken zu seyn, den Gegenstand eben so bündig als einfach festhalten und verfolgen, und fremdartigem Stoffe, zum Abbruch für die Hauptsache, keinen die leitende Idee verwirrenden Spielraum gewähren. Unter diesem Gesichtspunkt wäre das vorliegende Buch mit allzuvielen, wiewohl die Phantasie angenehm beschäftigenden Nebendingen angefüllt, und wenigstens um die Hälfte zu groß.

Rücksichtlich der zweyten Gattung steht auf dem Titel des Buches nicht der Beysatz: und ihrer Zeit; und man kann also davon Umgang nehmen. Wäre aber diese Gattung bezielt gewesen, so hätten, bey aller Mannigfaltigkeit der Gegenstände, indem der Hr. Verf. in die fernsten Regionen hinauf steigt, und aus der teutschen und allgemeinen Geschichte erzählt, gar manche Episoden weggelassen, und andere dafür herbeygezogen werden; es hätte das Werk in Anlage und Durchführung wesentlich anders gefaßt werden müssen. Was endlich die dritte Gattung anbelangt, so ist das Herkommen und Geschick der regierenden Dynastie allerdings mit ihrem Lande und Volke innig verbunden. Allein, im vorliegenden Werke, so weit es auch hinauf, und hinaus greift, lernt man dennoch das bayerische Land und Volk, seine häuslichen und wirthschaftlichen, seine religiösen und bürgerlichen Einrichtungen nicht gehörig kennen; man muß sich da wieder von anderwärts Rath erholen. Die Historiographie hat nun einmal, wie jeder andere wissenschaftliche Zweig, zur Wahrung der Form und Sache, subjektiv und objektiv, auch ihre Gesetze und Gränzen, worüber man willkührlich nicht hinaustreten soll.

Da das Buch, eben seiner Kostspieligkeit wegen, noch in wenigen Händen seyn dürfte; so mag hier eine summarische Uebersicht des Inhalts vorangehen. Die aus 8 Nummern bestehende Einleitung begreift das Auftreten der celtischen, oder gallischen Völkerschaften dießseits des Rheins, der Donau und in Oberitalien; die Völkerwanderung, insbesondere die der Skiren rc. und schließt mit dem bojoarischen Gesetzbuch, und den fünf großen Adelsgeschlechtern in Bayern. Und die Agilolfinger!!? Das erste Buch, im ersten Abschnitt, zeigt die Schiren als Heermeister (sind die nicht auch Herzoge?) der Carolinger, und als Herzoge (Landesfürsten?) in Bayern, beginnt mit einem Gaugrafen Luitpold an der Glon und Amber, und reiht dann die bereits viel besprochenen Ernste als Vorältern des Markgrafen Luitpold (II.) ein u. s. w.

Der zweyte Abschnitt zeigt die Schiren im Kampfe um das ihnen entrissene Herzogthum Bayern. Der dritte Abschnitt umfaßt die Schiren als Gaugrafen und Hauptschirmvögte von Freysing.

Das zweyte Buch enthält im ersten Abschnitt die Grafen von Scheiern-Dachau als Herzoge von Dalmatien und Croatien und von Dachau; der zweyte Abschnitt die Grafen von Scheiern-Wittelsbach, als Pfalzgrafen und Herzoge von Bayern; der dritte Abschnitt die Grafen von Scheiern-Valai.

Unstreitig liegt dieser Ein- und Vertheilung des Hauptstoffes eine klare und richtige Ansicht zum Grunde; insofern sich der Stoff einem solchen Systeme fügt. Was soll man aber zu der an sich recht gut stylisirten Einleitung, bezüglich auf ihre allzufernen und mannigfaltigen Anklänge, sagen; abgesehen davon, daß sie Neues nichts, aber der Irrthümer manche enthält? Freylich, die älteste Geschichte des Hauses Scheyern will uns der Hr. Verf. aufschließen. Warum ist aber nun hiebey der ganze Zeitraum der Agilolfinger von 554—788, ein Zeitraum, der nicht nur für die bayerische Geschichte überhaupt, und für die des Scheyerischen Hauses insbesondere so wichtig ist, wenn man

dieses nun einmal, Grau in Grau, in die Völkerwanderung hinaufmalen will, so leicht übergangen worden? Die Periode der Agilolfinger bleibt doch immer die Grundlage aller bayerischen Geschichte.

Wie wenig paßt zum ernsten, reichen Stoff dieser Periode z. B. S. 29 die hingeworfene Phrase: noch zu Anfang des achten Jahrhunderts, als der fränkische Mönch Rupert in das Land kam, ꝛc.? Ist doch die königliche Abkunft Ruperts, wie seine unter K. Childerich II. zu Worms, damals noch die Metropole am Rhein, dann erst Mainz! bekleidete Bischofswürde; sind doch die Umtriebe der famosen Brunnehilde ebenso nachgewiesen, als anerkannt; sind doch über das Auftreten Ruperts in Bayern, wohin er vom Herzoge feyerlich berufen wurde, und zwar zu Ende des VI. Jahrhunderts, und nicht erst im Anfange des VIII., die neuern Forschungen von Kleimayern, Gemeiner bis Filz, von welchen Hr. Dr. Huschberg nicht die geringste Notiz zu haben scheint, gewiß von solchem Gewichte, daß die auch mit strenger Kritik vorschreitende bayer. Geschichtforschung nun und nimmermehr davon Umgang nehmen könne, um zu entscheiden, ob bloße Calcule, oder die Substanz von Thatsachen über ein volles Jahrhundert mehr oder weniger der Regenten- und Volksgeschichte von Bayern, den Ausschlag geben sollen. Die materielle Verbindung der Wittelsbacher mit den Agilolfingern ist bereits zu augenfällig; als daß die formelle nicht noch gefunden werden möchte: aber freylich, sie paßt nicht in die Idee, die Dynastie von den Skiren abzuleiten; und so hat der Hr. Verf. eine recht schickliche Gelegenheit verschmäht, seine historischen Talente mit Erfolg zu üben.

In der Einleitung S. 34 tritt der Hr. Verf. der natürlichen Ansicht derjenigen bey, welche die heutigen Bayern zum Theil von den alten Bojern abstammen lassen: genannt ist von den Vorgängern keiner, weil man überall einen ganz eigenen Weg gehen will; die Beweisstellen sind ja bekannt. Mit dieser Frage ist lange ein sehr launiges Spiel getrieben worden. Auf den todten Buchstaben einiger Notizen aus alten dem Volke fremden Autoren kann man wenigstens nicht mehr Gewicht legen, als auf den Instinkt und die Tradition der Nation selbst; aus welcher eine solche Frage nicht hervorgieng, als auch auf die Natur der Sache, der zufolge nämlich in einem von Gebirgen und Wäldern geschützten Lande die Urbevölkerung und der fernere Zuwachs unvertilgbar sind. Die deserta bojorum erscheinen zwar auch dem Hrn. Verf. noch immer als eine kaum übersehbare Sahara; daher man zu seinem Troste nur bemerken will, daß schon Hund in seiner Metropolis auch den Scharnizerwald als verödeten Scheyrerwald deutete, und daß der Herausgeber der Monumenta schlehdorfensia, M. b. T. IX. denselben Scharnizerwald als deserta Schirorum bezeichnete, jener Schiren, die nun der Hr. Dr. Huschberg wieder allenthalben erblickt. Etwas ganz Eigenthümliches, und dabey eine sehr kräftige Fortpflanzung, mag hinter den Bayern doch stecken, weil es schon die Carolinger für angemessen hielten, sich Reges Bajuariorum zu schreiben.

S. 36 ꝛc. werden zwey adelige Geschlechter der Bajoarier, die Scheyern und Huosier, mit viel Erudition von den zwey alten Völkerschaften, den Skiren und Osen (des Tacitus) abgeleitet. Bezüglich auf die Schiren hatte diesen Einfall schon Aventin, ward aber von Brunner (Annal. boj. L. 520) darüber sarkastisch angelassen. Auch Megiser weiß von einem K. Skorio oder Scheyrer zu erzählen, der 100 Jahr vor Chr. regiert haben soll. In der neuern Zeit hat Mannert diese Vermuthung geäußert, aber dabey unbefangen erklärt, daß er dafür keinen historischen Grund, nur die Namensähnlichkeit habe. Auch die Ortschaften Osen, Osel, Oseck sind noch zahlreich in Bayern; aber wohl auch nichts anderes, als ein slavisches Etymon, nach Beschaffenheit des Bodens. Ref. ist nur ein Beyspiel bekannt, daß je eine Dynastie ihren Namen von einem Volke geschöpft habe.

S. 62 beginnt mit dem ersten Buche der Anfang der Genealogie: ein Luitpold I., Gaugraf an der Glon und Amber, wird vorangestellt. Dubüat und Nagel, und der Chorherr Lipowsky giengen denselben Weg. Insbesondere hat aber auch Buchner, schon im J. 1821 im II. B. seiner Geschichte von Bayern S. 125 ꝛc., wo er unter andern den Engildeo II. als vermuthlichen Vater des Herzogs Luitpold II., und als Gemahl Hildegardens, einer Tochter Ludwigs III. aufstellt, und so die Blutsverwandtschaft mit dem carolingischem Hause entwickelt, denselben Luitpold I. bezeichnet. Bekanntlich hatte Scholliner einen Agilolfinger, den vierten Sohn Tassilo's, Gephart, an Luitpolds I. Stelle vorgeschoben, übrigens aber, wie nun Hr. Dr. Huschberg, die beyden Ernste, sogenannte Heermeister, als unmittelbare Anherren Luitpolds II. genannt, mit dem Unterschiede nur, daß Scholliner, wohl begründet, die Luitswinda als eine Tochter von Ernst I. und als zweyte Gemahlin K. Karlmanns angibt; während Hr. Dr. Huschberg obigem Ernst I. eine Hildegard als Tochter zuschreibt, die zuerst mit König Karlmann vermählt, aber kinderlos gewesen. „Außer einem Sohn, der gleichfalls den Namen Ernst trug, sagt der Hr. Verf. S. 70, und einer Tochter Namens Hildegarde, war ihm vom Geschicke nur die bereits erwähnte Regiswinde beschieden worden.“ Das ist recht schön gesagt; und hätte der Hr. Verf. diese Hildegard für Ernst wirklich nachgewiesen: so würde im Gesagten nicht — eine petitio principii liegen. Die speciellen Beweise über diese vom Hrn. Verf. von Ernst I. hergeleitete und an Karlmann vermählte Hildegard kann man aber nicht finden, und doch beruht des Herrn Verf. Originalität in diesem entschei-

denden Punkte eben darauf. Hat aber der Hr. Verf. wohl auch erwogen, daß durch diese seine Combination Herzog Luitpold mit dem carolingischen Hause nicht nur nicht blutsverwandt, sondern nicht einmal verschwägert gewesen seyn würde; was dem ausdrücklichen Zeugnisse der gleichzeitigen Geschichtschreiber, welche ihn nepotem, propinquum et consanguineum Arnulfi regis nennen, widerspricht? Da wakelt nun die erste Grundfeste dieses neuen Gebäudes, während auch auffallen muß, daß sich der Name Ernst, wie doch sonst sehr üblich, in der scheyerischen Stammreihe durch mehrere Jahrhunderte nicht wiederholte. Soviel sich Ref. erinnert, war es der Chorh. Lipowsky, der zuerst jenen Engildeo II. als den Vater Luitpolds bezeichnete, worüber neulich auch Hr. v. Sprunner in seiner Revision der bayerischen Gauen, nach Lang, Bamberg 1831, die Parallelstellen sehr vollständig gesammelt hat.

Buchner hat die Ansicht von Lipowsky für den Engildeo mit Consequenz verfolgt; während in dem Luitpoldischen Potpourri, welches vor vier Jahren der Akademie und dem bayerischen Publicum zum Besten gegeben wurde, und worin eine Unzahl von Acteuren und Statisten für den Schauplatz aufgeboten wird, eben nur dieser Engildeo in Text und Noten auf das Sorgfältigste verschwiegen wird. In solchen „Meisterwerken“ wie die Wiener Jahrbücher sagen, dort wurden auch die Bayern im Morgenlande, (warum nicht auch im Abendlande,) als ein solches gerühmt; welches unwürdige Possenspiel mit der bayerischen Historiographie, und mit der sogenannten Quellenforschung!

Zu Buchners bayerischer Geschichte, die bis zum V. Bande vorgerückt, ist nun auch ein reichhaltiger unverfälschter Documentenband mit vervollständigten Stammtafeln gekommen; und dem Vernehmen nach liegt der VI. Band im Manuscripte längst bereit. Die gänzliche Vollendung und beschleunigte Herausgabe dieses schätzbaren Handbuches der bayerischen Geschichte dürfte unter solchen Umständen nur noch wünschenswerther, ja nothwendig seyn.

Daß sich die oben aufgestellten Ernste, die Hr. Dr. Huschberg mit den Bollandisten in die bayerischen Steppen verweist, im Schwalefeld, und zwar als Grafen von Hirschberg fortpflanzten, will man zur Zeit auf sich beruhen lassen. Wäre die vom Ritter Dübuat, unter Beruf auf Herrn von Wilhelm, und auf einen Annalisten von Niederaltaich ꝛc. aufgestellte viel wahrscheinlichere Behauptung (Origines boicae domus. I. 225 etc.) daß die Markgrafen Luitpold und Aribo leibliche Brüder waren (Wilhelm. Vindic. arbor. gen. II. argum. IV. p. 47.), wozu Ried in seinen Hohenburgen, und Hr. Prof. Filz (dieser in seiner Geschichte der salzburgischen Abtey Michaelbeuern 1833; und in seiner Abhandlung über das wahre Zeitalter des Bischofs Rupert 1831 gleich beachtungswerth),*) einen Bruder, Namens Ernst gesellt, während Hr. v. Hormayr jenen Aribo sogar den älteren Bruder des Markgrafen Luitpold nennt!! mehr als Hypothese; so würde für die Hauptsache ein mächtiger Hebel gefunden seyn; denn die Ahnherren jenes Markgrafen Aribo sind bereits bis in die Mitte des VIII. Jahrhunderts in einer ganz sichern Reihe hergestellt. Den vorläufigen Beweis hievon gab Hr. v. Koch-Sternfeld schon im J. 1826 im II. Bde. seiner Beytr. zur t. Landes- und Volkskunde, S. 79 und setzte ihn im III. Bande 1833 auch die Scheyern in Kärnthen vielseitig beleuchtend, fort. In demselben Werke erscheint auch Bd. II. S. 62 ꝛc. unter vielen andern für die Genealogie aus Quellen geschöpften Entwicklungen, und anerkannt auf sicherm Terrain, jene nobilissima foemina R i h i n a, welche bereits Scholliner als eine Schwester Luitpolds II. erkannte, ihr aber den Herigolt, Schirmvogt von Niederaltaich zum Gemahl gab. Außer einem einzigen Sohn weiß jedoch Hr. Dr. Huschberg von dieser in die Frage so tief verwebten Dynastin Rihina nichts, S. 125; während sie gleichfalls längst schon in den vorbemerkten Beyträgen II. Bde S. 62 ꝛc. als Gemahlin Adalberts, nachmaligen Erzbischofs von Salzburg, und zwar mit zwey Söhnen, vier Töchtern, und mehrern Enkeln unbestreitbar nachgewiesen ist.

Man erinnert sich vielleicht, daß die Verhandlungen und Besitzungen dieser hochgestellten Fürstin Rihina jüngsthin auch in den bayerischen Annalen J. 1834 unter der Aufschrift: die Herrschaft Kling, sehr gründlich beleuchtet wurden.

Indem Hr. Dr. H. in Beziehung auf Rihina nur von einer Urkunde spricht, während sie und ihre Verwandtschaft in dem für die Genealogie so reichhaltigen Traditionslibell des Erzbischofs Adalbert (cod. dipl. juv. 122—176) mehrfältig vorkommen, muß man vermuthen, daß der Hr. Verf. solche Fundgruben, wozu freylich auch die speciellste Ortskunde gehört, noch nicht ausgebeutet habe.

Die Hauptperson der Geschichte, Herzog Luitpold, der gewisse Stammvater des Hauses Scheiern-Wittelsbach, wird endlich S. 87 Nr. 3. eingeführt: er soll ein Sohn von Ernst II. seyn. Aber wieder die Beweise dafür? Es ist wahrscheinlich, sagte Scholliner, und zur Gewißheit fehle nur, daß man bisher nicht irgendwo die Worte gefunden: Liutpoldus filius Harnusti. Nagel hat tief geforscht, aber öfter allzuviel präsumirt. Wie des Grafen Ernst II. Gemahlin hieß, und aus welchem Stamme sie war, ist unbekannt, sagt der Hr. Verf., aber unbezweifeite Söhne desselben dürften Luitpold und Herigolt seyn; der erste sowohl wegen sei-

*) Der dem Ref. so eben zukommende 69 Bd. der Jahrbücher der Literatur in Wien spricht sich darüber umständlicher aus.

ner Besitzungen, als seiner in zahlreichen Urkunden ausgesprochenen Verwandtschaft mit den Karolingern rc. (es ist abee oben gezeigt worden, daß eben durch des Hrn. Verfassers Hypothese diese ächte Verwandtschaft aufgehoben wird;) der zweyte, wegen des Umstandes, daß einer seiner Söhne uekundlich als des Herzogs Arnulphs Vaters Bruders Sohn eescheine; und einer seinee Enkel, der die eezbischöfliche Würde von Salzburg bekleidete, von allen ältern Geschichtsforschern als ein Graf von Scheiern angegeben werde. Aber auch diese letztere Angabe beruht auf keinem historischen Grund; sie hat nur eine Vermuthung, aber wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Alle Stellen und Würden wurden dem Markgrafen Engildeo entzogen, und selbe auf Luitpold übergetragen, bemerkt der Hr. Verf. ganz richtig; der (Luitpold nämlich) hier ausdrücklich des Königs Verwandter, Nepos, genannt worden. Man muß bemerken, daß das Wort Neffe nue den Sohn eines Bruders odee einer Schwester, nicht aber jeden Verwandten bedeute, und daß die Regeln der historischen Kritik ausgedehntere, willkührliche Deutungen nur höchst selten zulassen. Nebstdem wird Luitpold in anderen Stellen nicht nur propinquus, sondern auch consanguineus Arnulphi et Ludovici IV. genannt. Diese Blutsverwandtschaft leitet Scholliner von K. Arnulphs Mutter Liutswinde, einer Schwester von Luitpolds muthmaßlichem Vater, Ernst II., her; Buchner und Lipowsky aber von Hildegardis, einer Tochtee K. Ludwigs III., muthmaßlichen Gemahlin des Markgrafen Engildeo, deren Sohn Liutpold wäre. Nach Hrn. Dr. H. Annahme kann nur eine weitschichtige Affinität, nie eine Consanguinität constatirt werden.

Durch eine ähnliche nicht zu billigende Deutung des Wortes patruelis erscheint nun auch Herigolt als Bruder Luitpolds. Es wird nämlich im diplomatischen Codex zur Juvavia S. 132 der Dynast Herold ein Sohn des Grafen Albricus, dieser aber ein patruelis, sohin ein Sohn von einem Bruder des Herzogs Arnulphs genannt. Der Verf. rückt aber nun um einen Grad, (keine Kleinigkeit) weiter hinauf und nennt Albrich den Sohn eines Schirmvogtes des Klosters Niederaltach, N. Herigolt, der ein Bruder von Arnulphs Vater, Luitpold, gewesen seyn soll. Gründe, welche ihn zu dieser Annahme bewegen, werden nicht angegeben.

Mann kann daher nicht umhin, diesen Herigolt, wie er in der Tab. II vorkömmt, mit seiner angeblichen Descendenz aus der gewissen scheyerischen Genealogie wegzustreichen, jeden Falls diese Combination nur mißbilligen. Was würde bey einem Verfahren, wie es sich der Hr. Verf. erlaubt, aus der Genealogie werden? Ferner: was berechtigt ihn, einer vollständigen Urkunde im diplomatischen Codex der Juvavia S. 180 in der Art Gewalt anzuthun, daß er: Heinricum Arnulphi filium in H(ermanum) Arnulphi filium verwandelt, wie das S. 161 Not. 13 geschehen ist?! Der Irrthum rührt wohl daher, daß der Hr. Dr. bey dieser Urkunde vom J. 953 an Herzog Arnulph I. dachte, während sie von Arnulph II. spricht, dessen um dieselbe Zeit geächteter Sohn Heinrich unbestreitbar erwiesen ist; wie ihn unter andern abermals Buchner treffend nachgewiesen hat.

Eine nachholende Bemerkung muß sich Ref. zu S. 128 erlauben. Unter Beruf auf die Mon. boica T. VI. wird hier erzählt, daß Arnulph dem Kloster Tegernsee zu Reichenhall zwey und zwanzig Salzpfannen eingezogen und zum herzoglichen Fiskus geschlagen habe. Diese Notiz schien dem Ref. höchst merkwürdig. Wann und wie war die einzige Abtey Tegernsee zu mehe als einem Drittheil der gesammten Salzwerke zu Reichenhall gekommen, nachdem unter den ersten Agilolfingern bereits der hl. Rupert ein volles Drittheil, ein für den Haus- und Wirthschaftsbedarf von Millionen hinreichendes Unterpfand; und hundert Jahre später die Abtey Nonnberg wieder 9 Pfannen erhalten hatte?? Referent schlug die angezogene Stelle in den M. b. S. 162 nach, und siehe da den wahren Text: „in Halla XXII loca sunt ablata abbati, in quibus patelle sunt ad conficiendum sal. Laut des gleichfalls (bey Freyberg) abgedruckten tegernseeischen Saalbuches, das dem Hrn. Verf. vor allem hätte geläufig seyn sollen; bestanden nun obige 22 loca in Haus- und Hofstätten zu Reichenhall mit etwa 2 Pfannen.

Auch der S. 165 und 168 so keck hingestellte Babo I. und sein angeblicher Sohn Udalschalk gehören wohl nicht diesem Geschlechte an; und wieder ohne Beweis ist, was früher S. 157 und 158 von des Pfalzgrafen Arnulph II. erwachsenen Söhnen Berthold und Babo, und von einem Grafen Witegowo erzählt wird; diesen giebt der Hr. Verf. für einen Sohn Raffolts, und Enkel Herigolts, des vermeyntlichen Stammvaters der Grafen von Bogen (?) an. Wie die Babo's, insbesondere auch die zu Abensberg, von den Burggrafen von Regensburg ausgegangen seyn dürften; so möchten die Raffolts, als ihre Stammsverwandten, zu Zeidlarn, und als Anherrn der Julbacher und Schaumburge nicht mehr zu verkennen seyn. Auch Raffolts Gemahlin Susanna, deren Abstammung Hr. Dr. H. als unbekannt vorschreibt, ist vom Hrn. v. Koch-Sternfeld als eine der vier Töchter der Rihina nachgewiesen worden. — Welche urkundliche Stelle berechtigt, den Grafen Babo zu einem Bruder Bertholds II. und zu einem Sohn Arnulphs II. zu machen? Aventin, wo er nicht beweist, ist keine Autorität; und Scholliner nahm Ba-

bo und Wernher nur für verschiedene Namen einer und derselben Person: von einem Berthold III. constatirt nichts; nur der Hr. Verf. macht ihn zum Sohn Bertholds II. und zum Vater Otto I. Ueberhaupt ist hier in der scheyerischen Genealogie abermals ein Knoten geschürzt, bey dem auch der scharfsinnige Ritter v. Lang stutzte; und nur eine Stelle im Otto von Freysing ist es, die die Wittelsbacher Ottonen an Arnulphs I. Geschlecht anzuknüpfen erlaubt. Warum soll der Burggraf Babo von Regensburg, und der gleichzeitig in den freysingischen Urkunden vorkommende Kirchenvogt Babo nicht eine und dieselbe Person seyn können, von einem Udalschalk als dem Sohne des Babo macht kein bayerischer Geschichtschreiber Meldung; nur der Hr. Verf. hegt darüber keinen Zweifel, ohne eine einzige Beweisstelle beyzubringen. Udalschalk gehört offenbar der Dynastie von Ebersberg (Semt) an; und der Hr. Dr. ist auf einem ganz irrigen Wege, zu glauben, daß alle freysinglischen Kirchenvögte aus dem Hause Scheyern gewesen wären. Man werfe nur wieder einen Blick auf das Terrain, auf Freysing und Moosburg; sind denn die Moosburger nicht auch aus dem Hause Semt hervorgegangen, nachdem K. Arnulph jene königl. Abtey und Stadt an Freysing gegeben, und dieses Hochstift, um sich empor zu richten, der nähern Semt-Ebersberge so benöthigt war, wie der von Scheyern.

Gleichfalls gibt der Hr. Verf. die Mathilde, Gemahlin des Burggrafen Babo von Regensburg S. 182 ohne hinreichende Gründe für eine Tochter Bertholds II. aus. Die Stelle bey Pez kannten Scholliner, Zirngibl und Andere längst; allein sie bewies ihnen nicht das, was sie hier beweisen soll. Ref. hält sie für eine Markgräfin auf dem Nordgau. Nicht minder problematisch ist, was S. 139 von einem Grafen Askuin, einem Bruder der Mathilde, und Bertholds III. erzählt wird. Askuin erscheint zuerst als ein kärnthnerischer Dynast; wohl hatte das alte Kärnthnerreich deren mehrere, als man bisher vermuthete, in Bayern zu Ansehen gebracht. Scholliner hat auch Stammbäume nach Muthmassungen entworfen; sie aber mit der Ueberschrift: genealogia hypothetica versehen, um ja nicht zu täuschen. Die Vermischung des Hypothetischen mit dem Absoluten ist es eben, welche dem historischen Werth eines Werkes so sehr Abbruch thut, und dieses allenfalls nur für einen historischen Roman gelten läßt. Die Namen Otto, Babo, Udalschalk, Berthold ꝛc. kommen unbezweifelt in den Urkunden vor; allein, stehen sie auf dem Boden, wo sie der Hr. Verf. haben, und wofür er sie gelten lassen will?

Beyher muß man sich zu S. 203 abermals die Frage erlauben, wo denn jene Saline Halle lag, aus welcher Bischof Bruno von Augsburg (ein Enkel der Scheyerin Judith) seinem Domcapitel Renten widmete?

Der S. 212 als ein Abensberg aufgeführte salzburgische Erzbischof Konrad I. ist — ein Abenberg, ein Franke, wie aus Lori und Buchner zu ersehen. Da hat der Hr. Verf. offenbar wieder zuviel den Citaten vertraut, anstatt nach den Quellen selbst zu greifen. Die Vita Conradi I. archiepisc. salisburg. bey B. Pez thes. annec. T. II. P. III. enthält die Stelle: Conradus ex illustri principum bauariae stemmate originem duxit, ut pote frater virorum clarissimorum et comitum Ottonis et Wolframi, quorum alter sine liberis mortuus est, alter comitem Rapotonem de Abinberch (nicht Abensberg) advocatum babenbergensis episcopatus ex sorore Diepoldi haeredem habuit: — woraus also das Geschlecht dieses berühmten Kirchenfürsten deutlich zu entnehmen ist. Aber der Hr. Verf scheint den in der Note 20 S. 213 angeführten Theil der Biographie nicht bey Pez nachgelesen, sondern etwa nur bey Zirngibl, Zauner, oder Hansitz; oder einen ältern Geschichtschreiber ausgeschrieben, und die neuern Forschungen nicht gekannt zu haben. Arbeiten der Art sind kaum Quellenrevision, vielweniger Quellenforschung. Will man den Vorgängern auf die Schultern stehen, um weiter zu sehen; so ist man verpflichtet, einerseits, seine Vorgänger wohl zu kennen, sie zu würdigen, und jeden nach Verdienst zu achten; andrerseits aber, sie auch nicht zu überschätzen. Das Verdienst, die Genealogie des Hauses Scheyern-Wittelsbach aus den Quellen bearbeitet zu haben, gehört ältern Geschichtschreibern an; vor allem dem Chorherrn Lipowsky und dem Capitularen Scholliner. Sie haben die zu ihrer Zeit vorhanden gewesenen Quellen, wie selbst die Gegenwart lehrt, mit einem Scharfsinne erschöpft, dem nun die aufgehäuften Materialien unserer Zeit wenig mehr bieten können. Schwankende Ansichten der frühern Forscher hat der Herr Verfasser kaum irgendwo zu befestigen, oder, mit Fug, zu beseitigen vermocht: wohl aber sind nun deren mehrere geworden. So z. B. ist der Streit jener beyden Gelehrten über die Anzahl der Ottone durch vorliegendes Werk nichts weniger als gelöst oder entschieden worden. Man wird den Ref. überheben, jetzt hierüber in ein umständliches Detail einzugehen: er ist aber bereit, sein Urtheil jederzeit näher zu begründen. Was hindert es am Ende, aus Berthold und Wernher oder Berengar zwey Personen zu machen, und Otto I. zwey Gemahlinnen, Tuta und Haziga, an die Seite zu geben, und diese ein sehr hohes Alter erreichen zu lassen? Im weitern Verfolg der Geschichte des Grafen Otto, der Haziga und ihrer Söhne hielt sich der Hr. Verf. genau an Scholliner, und er hat hieran sehr wohl gethan.

Der erste Abschnitt des zweyten Buches S. 238 handelt von den Grafen von Scheiern-Dachau. Schon der erste Satz, Otto's II. und der Gräfin Hezaga jüngster Sohn war Graf Arnulph, ist eine allzu gewagte

Behauptung; es sind vielmehr Gründe vorhanden, diesen Arnulf für den ältesten Sohn zu halten; und zwar nicht aus der Hazaga, sondern aus einer ersten Gemahlin geboren, welche Aventin Tuta nennt. In dem chronico Schyrensi werden Otto, Bernhard und Ekart öfter Söhne der Hazaga genennt; Arnold nie. Auch heißt er daselbst antiquissimus comes, und hat um 1082 einen bereits erwachsenen als Zeugen auftretenden Sohn, (M. b. IX. 373.) mag also damals bereits 40 bis 50 Jahre alt gewesen, und Arnold vor Verehelichung des Grafen Otto mit Hazaga geboren worden seyn.

Wann und wie der Graf Otto von Wittelsbach die Pfalzgrafschaft in Bayern erlangt hat; darüber weiß der Hr. Verf. nichts zu erzählen, und er scheint sofort auch über diesen Gegenstand die neuesten Forschungen nicht zu kennen. Den letzten Pfalzgrafen vor Otto nennt er Rapoto von Hohenwart; Ref. kennt keinen Grafen von Hohenwart aus Urkunden; nur aus einer Legende; dem Verf. einer Geschichte der Grafen von Ortenburg mag doch nicht ein Pfalzgraf Ulrich, ein Pfalzgraf Engelbert unbekannt seyn?

S. 250. Das nach Polling geschenkte Rumne ist nicht Reut bey Hall im Innthal; sondern Rinn bey Ambras; wo nicht noch näher bey Polling.

Die Geschichte von K. Heinrichs V. Römerzug ist allzu umständlich und weitläufig erzählt; sie gehört in eine allgemeine Geschichte Teutschlands, und nicht in eine genealogische des Hauses Wittelsbach. S. 268 wird bemerkt, bey dieser Gelegenheit käme der Pfalzgraf urkundlich (Original im Reichsarchive a. 1116) zum erstenmal unter dem Namen eines Grafen von Wittelsbach vor. Ref. fand ihn bereits in einer Kayserurkunde des J. 1115 in Meileri Annal. Ensdorf. 275 und auch in Rieds Episcop. ratisbon. N. CLXXXVII. welche Urkunde gleichfalls im Reichsarchiv vorhanden seyn muß. War das dem Hrn. Verf. unbekannt, oder wollte er absichtlich die frühern Herausgeber nicht nennen?

S. 276: „Längere Zeit werde von nun an (1141) des Pfalzgrafen Namen nicht mehr genannt.“ Ref. findet ihn schon wieder im J. 1142 in einem Diplom K. Konrads III. in den M. b. IV. 409.

S. 280: „Auf welche Weise die Belagerung von Kelheim ihr Ende nahm, darüber herrscht die größte Ungewißheit; kein einziger Chronist jener Zeit erwähnt das Mindeste.“

Der Hr. Verf. muß nicht viele Chronisten gelesen haben: — das, wovon hier die Rede ist, daß nämlich Pfalzgraf Otto seinen ältesten Sohn dem König als Geisel habe überliefern müssen, steht ja mit klaren Worten in dem ersten und berühmtesten Historiographen damaliger Zeit, in Ottonis frisingensis de gestis Friderici I. L. I. c. 63. Wenn ein Historiker, welcher seine Geschichte blos aus Quellen geschöpft zu haben vorgiebt, solche Quellen nicht benützt, (oder nicht kennt?) so spricht das eben nicht für seine Quellenkunde und den Werth seiner Geschichte; und der Hr. Dr. hat keine Ursache, den großen Aventin dieser Erzählung wegen zu tadeln, und ihm die Glaubwürdigkeit abzusprechen. Ref. getraut sich nicht zu behaupten, als kenne der Hr. Verf. jenen Historiographen nicht, weil S. 182 Note Otto frising. wirklich citirt steht. Oder ist diese Stelle aus einem andern Buche, und nicht aus dem Autor selbst herausgeschrieben worden; wie es wohl manche Geschichtschreiber unserer Zeit zu thun pflegen, um sich das Ansehen des Quellenstudiums zu geben? Auch scheint der Hr. Verf. die Gemeiner'schen Schriften, namentlich nicht die Geschichte Bayerns unter K. Friedrich I., ein Hauptwerk für diesen Zeitraum der Epoche des Emporsteigens der Wittelsbacher, nicht zu kennen? Was S. 282 und 283 steht, gehört kaum in eine bayerische Geschichte, vielweniger in eine des Hauses Wittelsbach.

S. 326 beginnt der Ueberblick der Besitzungen des Hauses der Schiren vor der Wiedergelangung zur herzoglichen Würde; in der That eine glänzende Schilderung, und mit unsäglicher Mühe zusammengetragen, wobey es auch nicht an Zurechtweisungen für andere Schriftsteller fehlt. Sach-, Quellen- und Terrainkunde lassen aber auch in diesem Farbenspiele manche — Täuschung wahrnehmen.

S. 328 wird gesagt, das Amt Pettendorf wäre dem Scharfsinn der Forscher entgangen. Es ist in Buchners Gesch. V. B. S. 19 gehörig vorgetragen und bemerkt, daß Pettendorf im J. 1180 noch nicht den Wittelsbachern, sondern den Burggrafen von Regensburg zuständig gewesen.

S. 329 werden Donauwörth und Ritterswörth mit einander verwechselt, und daher falsche Folgerungen gezogen.

S. 340. Wie kam denn Alt-Erding an das Hochstift Salzburg? Etwa durch eine Verwandtschaft der Liutswinda, K. Arnulphs Mutter, mit dem Erzbischof Dietmar, der dem Markgrafen Luitpold stets zur Seite, mit demselben auch im J. 907 bey Enns fiel? Was sagte Ambros Eichhorn von st. Paul in Kärnthen, dessen hist. Beyträge Ref. eben nicht zur Hand hat, von dieser Luitswinda?

Da ließe sich vielleicht auch noch ein Saatkörnlein finden? Das Territorium von Wartenberg, Langenpreysing, Aerding etc. ist, aus den ältesten Quellen, in der Stammgeschichte der heutigen Grafen von Preysing, mit einer Gründlichkeit bearbeitet worden, die dem vorliegenden Capitel zur Unterlage hätte dienen können.

S. 343. Nicht das Leukenthal, nur kleine Parcellen davon, erwarb Pfalzgraf Otto im J. 1168 vom Orden der Tempelherren.

S. 344 wird des Aussterbens der Grafen von Liebenau gedacht, mit dem Beysatze: aus dem Hause Ortenburg, und mit Bezug auf eine Urkunde in Hundii metropol. III. 240. Diese schon im J. 1826 umständlich commentirte Urkunde enthält kein Wort von jener angeblichen Abstammung der Liebenau; sie constatirt nur ihren Abgang. Bekanntlich hat es aber der Hr. Verf. in seiner Geschichte der Ortenburge versucht, jenen chiemgauischen Zweig, um Laufen, von diesen herzuleiten: wie der Versuch, nicht der erste der Art, gelungen, mag einsweilen bey dem Hrn. Dr. H. selbst nachgesehen werden.

S. 345 wird nicht das linke, sondern das rechte Innufer gemeynt seyn, da von Schärding und Ried die Rede ist?

Besaßen die Scheyern auf dem in der bayerischen Geschichte so merkwürdigen Gebiete des Weilhart, Höhnhart und Haunsberg, zwischen den Abteyen Ranshofen, Michaelbeuern und Meatsee, wo einst Isangrimm hauste, und später der Pfalzgraf Hartwich zu Haigermoos, mit den Grafen von Liebenau rc. zur Seite, Hof hielt, wirklich soviel als nichts? Es liegt doch auch Thalhausen dort, wo K. Arnulph einst (wie der Hr. Verf. selbst S. 95 es anzuführen für wichtig fand,) auf Vorbitte seines lieben Grafen Luitpold einem kaiserlichen Jäger Land und Leute gab? Der Hr. Capitular von Michaelbeuern, Prof. Filz, in seiner trefflichen Geschichte des Stifts glaubt da herum gar viel scheyerisches Gut (das wohl zum Theil nach Burghausen und Lebenau gehörte) nachweisen zu können. Es war hier ein merkwürdiger Pfalzgrafen-Ambacht, womit die teutschen Könige bald diesen, bald jenen Großbramten, auch wohl ihre (der Könige) Gemahlinnen begnadigten: die Scheyern waren doch auch Pfalzgrafen?

Eine gar gefährliche Klippe für den Hrn. Verf. zeigt sich wieder S. 346 und 347, wo von den Hallstätten und den Hallgrafschaften die Rede ist, eine für genealogische Combinationen allerdings wichtige Materie; in der sich aber der Hr. Autor aus Mangel an der dazu durchaus nöthigen Quellen-, Sach- und Gebietskunde nimmer zurecht findet. So oft ihm in den Urkunden das Wort hal aufstößt, hascht er meistens — eine Niete. Wie hätte sonst oben S. 178 durch K. Otto die ausschließlich salzburgische Saline Hallein (ehe sie noch erstanden war) allen Sachverhältnissen zuwider, an die scheyerische Judith verschenkt werden können? Hier S. 347 — spricht der Hr. Verf. von einer (nie bestandenen) Grafschaft Hall im Innthal; räumt sie den Grafen von Wasserburg ein, nennt sie davon Hallgrafen, und führt in den Noten in der That eine stattliche Reihe „Comites Hallenses“ auf, die sammt und sonders — nach Reichenhall gehören. Seit einem Jahrzehent sind diese Stellen und Urkunden, insbesondere in den Schriften des Hrn. v. Koch-Sternfeld, nach allen Beziehungen commentirt. Der Unterschied zwischen der uralten metropolis salinaria, Reichenhall, und ihren (damaligen) Filialstätten, so wie die großartige Institution der bayerischen Hallgrafen, auf Abstammung und hochwichtigen Stapelrechten beruhend, wird vom Herrn Verfasser gleich sehr verkannt. Nicht ohne Grund schrieb Hr. v. Koch-Sternfeld bereits im J. 1826 S. 128, II. Bd. seiner Beytr.: „allen Umständen nach ist Reichenhall eine der ältesten und ersten Domänen des jetzt regierenden Hauses in Bayern.“ Freylich ist schon Meichelbeck, der als Capitular von Benedictbeuern ein Halle nur im Innthale sah, und, ihm nach Resch (annal. sabion.), viel irre gegangen: aber der Hr. Verf. hätte heutzutage hinlänglichen Beruf fühlen können, sich auch auf diesem Standpunkte gehörig zu orientiren.

Wenn der Hr. Verf. (S. 331) aus der Zeit, als Otto den Herzogsstuhl (?) bestieg, das pfalzgräfliche Gebiet vom rechten Lechufer bis zur Aitrach unterhalb Straubing, und vom linken Donauufer einerseits bis zu den Quellen der Paar, der Glon und der Meisach, und sodann über die Glon und Amber hinüber bis in die Nähe von München reichen läßt; so muthet er der Gläubigkeit und Unkunde seiner Leser doch zu viel zu. Denselben können doch die Gebiete der Bischöfe von Freysing, Regensburg, Augsburg, der Markgrafen von Vohburg, der Grafen von Andechs und Wolfrathshausen, der Grafen von Moosburg, Rottenburg, Abensberg, Rotteneck, Kirchberg, die Burggrafschaft Regensburg u. a. keine terra incognita seyn?! Wenn die Wittelsbacher überall die Grafschaft hätten haben müssen, wo sich die ihnen zuständigen praedia und loca befanden, oder auch nur diejenigen, welche im Testamente des Pfalzgrafen Friedrich (nicht schon im Jahre 1170, sondern 1189, als dieser mit dem Kaiser ins gelobte Land zog, ausgefertigt) so hätte den Wittelsbachern nicht nur ganz Bayern, sondern auch ein großer Theil von Oesterreich, Steyermark, Tyrol rc. angehören müssen. Ein praedium in Mühlhausen z. B. bedeutet nicht das ganze Dorf Mühlhausen (wie S. 332 steht,) sondern nur die Grundherrschaft über einige Bauernhöfe daselbst. Ist doch der historische Begriff von Prädien und Beneficien in Bayern und Kärnthen erst vor wenigen Jahren in oben bemerkten Beyträgen so pragmatisch entwickelt worden; mit mancher Beziehung auf die Dynastie Scheyern! Mundraching gehörte nicht den Wittelsbachern, sondern den Burggrafen von Regensburg. Ellenbach liegt nicht bey dem Kloster Rot, sondern bey dem Kloster Malersdorf. Eckmühl, Schirding, Ergoldsbach, waren Ortschaften in der Grafschaft Kirchberg, Gündelkofen in der Grafschaft Moosburg,

Ergolding in der Grafschaft Rottenburg ꝛc. In diesen Orten mochte der Pfalzgraf Friedrich wohl einzelne, ihm grundpflichtige Bauerngüter besitzen; aber die Dörfer und das Grafengericht darüber besassen Andere. Ebenso gehörten um Straubing herum nur einzelne Orte den Wittelsbachern, aber sie bildeten keine Grafschaft, (comitia) sondern nur eine Grundherrlichkeit (proprietas, potestas, später Dominium.) Inkofen gehörte auch nicht zur Grafschaft der Wittelsbacher (S. 335), sondern zur Grafschaft der Moosburge; es wurde erst später erworben. Den Satz, (S. 336) urkundlich erscheine das pfalzgräfliche Haus als Besitzer des Landstriches, welcher sich von der Würm bey Dachau (?) südwärts über den Würm- oder Starnberger-See bis zum Kloster Polling zog, — würde der Hr. Verf. schwerlich beweisen können; und eben so wenig, daß Weilheim nicht den Andechsern, sondern den Wittelsbachern gehörte. Erst nach Aechtung des Markgrafen Heinrich, im Jahre 1208, fiel mit der ganzen Grafschaft der Andechser auch Weilheim an die Herzoge in Bayern.

Wahrlich nicht aus Mangel an Stoff, sondern, um die Leser nicht zu ermüden, will Ref. diese Prüfung nicht weiter fortsetzen. Nach allem dem waren Stellung und Besitzthum des Hauses Scheyern-Wittelsbach, durch Umfang, Autorität und inneren Gehalt, längst eine potestas, welche in der Art nur auf einem angestammten Boden wurzeln und gedeihen konnte. Zu einer Zeit, da man sich Land und Leute nicht mit Geld und für Geld erkaufen, ja, da man sie selbst mit Schwert und Kreutz sich nicht befreunden konnte; gab es, wie Hr. v. Koch-Sternfeld irgend wo sagt, für den Landesfürsten nur den einzigen Weg der Legitimität, den der Bluts-, Geistes- und Bodenverwandtschaft. Schon diese einzige Reflexion hätte unsern Hrn. Verf. von der modernen und verfänglichen Chimäre, das bayerische Regentenhaus von dem herumirrenden Reste eines fremden Volkes ableiten zu wollen, fern halten mögen. Sind doch der illustres und praeclari homines in unsern heimischen Urquellen des VIII. und IX. Jahrhundert so manche noch, die endlich aufgefaßt, und eingereiht werden dürften; da hätte der Hr. Verf. anknüpfen, und perillustriren sollen.

Es ist eine sonderbare Weise des Hrn. Verf. die älteren und neueren Forscher öfter im Pansch und Bogen eines Irrthums „einer reinen Unmöglichkeit“ S. 345. 347 ꝛc. zu beschuldigen, und ihnen lediglich seine Meynung als die wahre entgegen zu stellen. Wenn das Apodiktische nicht in den Thatsachen liegt; so hat die jüngere Hypothese gegen die ältere wohl kein Vorrecht.

Das Buch hat überhaupt ein sehr gelehrtes Ansehen, denn es besteht zur Hälfte aus Noten. Aber diese Noten haben einen sehr verschiedenen Gehalt und Zweck. Ein Theil betrift ganz unwesentliche Dinge, und ist aus werthlosen Quellen geschöpft. Dahin gehört z. B. S. 175 das obsolete Manuskript eines Pfarrers Haselberger, der seine Memorabilia nur aus Schlachtner, Metzger und Hansitz zusammentrug.

Der aufgeführte Codex Bertholdsgadensis müßte aus einer neuern Fabrik seyn; Ref. kennt als Quelle nur den libellum vetustissimum bertherscadmensem, der, vom XII. und XIII. Jahrhundert, eine große Anzahl von Geschlechtern und Ortschaften in Bayern, Oesterreich, Franken ꝛc. aufklärt, und längst verdient hätte, correkt abgedruckt, und im Zusammenhange commentirt zu werden.

Ein anderer Theil der Noten gehört den fremdartigen Episoden des Buches an, also nicht wesentlich zur Sache. Ein dritter Theil endlich dient der Aufgabe selbst zur Unterlage, und hier sind nur zwey Fälle denkbar. Diese von den früheren und gleichzeitigen Geschichtforschern mit gehöriger Nachweisung auch gegebenen Noten, das Material des k. Reichsarchivs hat für jenen Zeitraum wenig voraus, hat der Herr Verf. gelesen, oder nicht gelesen. In beyden Fällen bleibt die weitläufige Wiederholung derselben, gewöhnlich mit Verschweigen der Autoren, welche sie früher benützten, nur ihm zu verantworten. Wie in leiblichen und materiellen Dingen, so noch mehr besteht in geistigen, ein Condominium, und eine Prioritäts-Ordnung, die ohne Recht und Anstand zu verletzen, nicht umgangen werden können.

Indem Ref. hiemit der Wahrheit den gebührenden Zoll entrichten zu müssen glaubt, weiß er auch das Forschertalent des Hrn. Verf., seinen Eifer und Fleiß zu achten; darum schließt er diese seine Bemerkungen. Das Gesagte mag hinreichen, das eine zu beweisen, was durch das vorliegende Buch offenkundig auf Beweis provocirt worden ist: daß nämlich auch außer demselben in Bayern noch ein fruchtbares Quellenstudium und historische Kritik zu finden seyen.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur. Von Friedrich Christoph Schlosser, geheimen Hofrath und Professor in Heidelberg. Erster Theil. Erste Abtheilung. Frankfurt am Main. 1826. VIII. u. 428; zweyte Abtheilung 1826. IV. und 307; dritte Abtheilung 1827. IV. und 444. Zweyter Theil. Erste Abtheilung 1828. VI. und 494; zweyte Abtheilung 1829. IV. und 569. Dritter Theil. Erste Abtheilung 1830. VI. und 444; zweyte Abtheilung 1831. IV. und 416; dritte Abtheilung 1832. VI. u. 432; vierte Abtheilung 1834. IV. u. 610 Seiten. gr. 8. Pr. 34 fl. 15 kr.

Die Wichtigkeit, welche die alte Geschichte für jeden Menschen hat, der auf Bildung Anspruch machen will, ist allgemein anerkannt, und deßhalb halten wir es für überflüßig, sie hier weiter auseinander zu setzen. Ohne sie ist ein Verständniß der mittleren und neuern gar nicht denkbar. Abgesehen von der Richtigkeit dieser Behauptung kann ja Niemand die Werke der Alten vollkommen verstehen, der mit der Geschichte der Zeit, in der sie lebten, nicht innig vertraut ist. Ein umfassendes Studium der alten Literatur ist aber für jeden unerläßlich, der sich Schärfe des Urtheils, vielseitige Bildung und Umsicht und Stärke des Charakters aneignen will. Allein so wichtig die alte Geschichte ist, so hat sie doch in der neuern Zeit jene Berücksichtigung und Pflege nicht gefunden, welche der des Mittelalters und der neuern Zeit zu Theil ward. Die Ursache dieser Erscheinung läßt sich leicht auffinden. Die Bearbeitung der alten Geschichte ist mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden. Die Anfänge der einzelnen Staaten sind in ein fast undurchdringliches Dunkel gehüllt, und in den meisten Urkunden entweder nur kurz berührt, oder ganz mit Stillschweigen übergangen. Will man sie mit jener Gründlichkeit behandeln, die sie wegen ihrer Wichtigkeit für die folgenden Zeiten verdienen, so muß man alle Ueberreste, die sich nur immer aus dem Alterthum erhalten haben, nicht bloß die wissenschaftlichen Denkmäler, sondern auch jene der Kunst mit größter Sorgfalt nach allen Beziehungen durchforschen, um so viele Notizen zu bekommen, als man zur Entwerfung eines nur einigermassen vollständigen Bildes nothwendig hat. Wie viele Mühe und Kosten die Lösung dieser schwierigen Aufgabe erfordert, können nur diejenigen ganz begreifen, die sich schon mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt haben.

Als Entschädigung für solche Opfer sollte dem Historiker wenigstens ungetheilter Beyfall zu Theil werden. Allein das Publikum, das sich mit dem Studium der alten Geschichte beschäftigt, ist sehr klein. Diejenigen aber, die sich mit der Lektüre derselben bloß zu ihrer Unterhaltung befassen, würdigen ein Buch über alte Geschichte keineswegs jener Beachtung, welche sie Werken über die neuere Geschichte schenken. Um so größeren Dank verdient ein Historiker, der sich bey dieser mißlichen Lage, ohne Hoffnung auf weit verbreitete Bewunderung und auf großen Dank, aus reiner Liebe zur Wissenschaft, der Bearbeitung der alten Geschichte unterzieht, und dieselbe in ein klares Licht setzt, um denjenigen, welchen es um wahre Wissenschaft und eine genaue Kenntniß des Alterthums zu thun ist, den Weg zu bahnen.

Unter den wenigen Werken, welche in der neuesten Zeit über die alte Geschichte erschienen sind, nimmt das in Frage stehende sowohl rücksichtlich seines Umfangs, als auch wegen seines inneren Gehaltes unstreitig die erste Stelle ein. Während sich Herr Hofrath Heeren in seinen Ideen auf eine sorgfältige Erörterung einzelner Punkte, und bey der Auswahl derselben auf Indien, Babylon, Phönicien, Persien, Meroe, Aegypten, Carthago, Griechenland und die Scythen beschränkte, und Friedrich v. Raumer die alte Geschichte nur bis auf den antalcidischen Frieden (387 v. Chr.) fortführete, übergibt uns Herr geh. Hofrath Schlosser ein Werk, welches das ganze Alterthum umfaßt, und uns nicht bloß mit den Kriegsbegebenheiten, sondern auch mit den Verfassungen, der Lebensweise und der Cultur der vornehmsten Völker bekannt macht.

Diese universalhistorische Uebersicht ist eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des ersten Theiles der Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung, an welcher er schon seit langer Zeit arbeitet. Diese Arbeit, bey ihrer ersten Entstehung für einen sehr beschränkten Zweck bestimmt, ward im Fortgange etwas ganz anders, als sie anfangs hatte werden sollen. Dieser Umstand machte eine Umarbeitung des ersten Theiles nothwendig, der er sich auch unterzog, sobald ihm die Veranlassung dazu gegeben wurde, in der Ueberzeugung, daß er dem Publikum seine Achtung nicht besser beweisen könne, als durch eine völlige Umgestaltung. Er gab dem Werke bey derselben die Einrichtung, welche seinen gegenwärtigen Ansichten von dem, was Bedürfniß der Zeit seyn möchte, entspricht.

Auf diese Weise entstand das oben angeführte Werk. Sein Hauptzweck bey der Ausarbeitung desselben ging dahin (II. 1. S. 3), die Entwicklung des Lebens, des Staatswesens, der innern Bildung der Menschheit, so weit sie von den Griechen ausging, bis zum Verfall des römischen Reiches im Lateinerlande darzustellen, so daß Asien dabey nicht übergangen würde. Was die Auswahl aus der Masse des Stoffes anbelangt, so

glaubte er, über das Aufzunehmende und Wegzulassende hätte er als bejahrter Mann von Erfahrung, der Jahre lang eine Materie durchdacht, in Schriften behandelt, in Vorträgen entwickelt hat, und daher ihr völlig Meister ist, zu bestimmen, und mit ihm würde derjenige, welcher sein Buch mehrmals durchgegangen und studiert hätte, anders urtheilen, als ein flüchtiger Leser, der den engen Kreis, in welchen er gebahnt ist, für den höchsten, ja für den einzigen hält. Außerdem, glaubt er, müssen über das wahrhaft Nützliche und Belehrende in der Wissenschaft, das dem Glänzenden oder Unterhaltenden entgegengesetzt ist, die Meinungen nothwendig eben so verschieden seyn, als über die Einrichtung und das eigentliche Glück des Lebens selbst. Die Cultur-Geschichte hat er (I. 1. S. 4) deßhalb aufgenommen, um das Buch dadurch zur Benützung beym Unterricht tauglicher zu machen, und weil er dem Wunsche entsprechen wollte, den Hauptgang seiner Vorträge über die Culturgeschichte öffentlich bekannt zu machen. Außerdem hat er auch die Staatsverwaltung und das Leben der einzelnen Völker einer sorgfältigen Beachtung gewürdigt.

Wir haben dieses Werk schon lange und die ersten Bände mehr als einmal studiert, uns aber unseres Urtheils bis zur Beendigung des Ganzen enthalten. Nun steht es in drey Bänden oder neun Theilen vollendet vor uns, und wir glauben, den Werth und die Vorzüge desselben durch eine nähere Betrachtung der einzelnen Theile am besten darlegen zu können.

Der erste Theil zerfällt in vier Abschnitte, von denen der erste die vorweltliche, der zweyte die urweltliche Zeit, der dritte die Blüthe des israelitischen Staates, der persischen und medischen Herrschaft und der vierte die Zeiten der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa umfaßt. Den Anfang des Ganzen bilden allgemeine Bemerkungen. Der Verf. setzt den Ausdruck Universalgeschichte dem der Weltgeschichte hier gewissermaßen entgegen. Unter dem erstern versteht er die Geschichte der Menschheit als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet, unter dem letztern aber die Geschichte der einzelnen Völker, nach der Zeitfolge geordnet. Wir glauben, daß beyde Ausdrücke ihrer Abstammung nach gleichbedeutend seyen, wollen aber deßhalb mit dem Verf. nicht rechten. Darin können wir ihm aber nicht beypflichten, daß die Geschichte der Menschen nothwendig an die Kenntniß und Geschichte des Weltsystems, des Sonnensystems, der Planeten und der Natur unserer Erde geknüpft sey. Wenn Büffon und Herder ihre Geschichte der Menschheit von der Geschichte der gesammten Natur nicht trennen zu dürfen glaubten, so hat dieß seinen Grund darin, daß es ihnen nicht darum zu thun war, die Thaten und Schicksale der einzelnen Völker zu erzählen, sondern die Ursachen nachzuweisen, warum sich die Kultur eines Volkes auf diese oder jene Weise gestaltet hat. Diesen Zweck konnten sie aber nur dadurch einigermassen erreichen, daß sie die Naturgesetze näher betrachteten, um von dem festen Gang der Natur einige Schlüsse auf den der geistigen Entwicklung machen zu können.

Im ersten Abschnitt, der vorweltlichen Zeit, beschäftigt er sich deßhalb ganz mit allgemeinen Dingen, welche in eine Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes nicht gehören. Er hat ihn in neun Paragraphe getheilt. Im ersten spricht er von der Erde, ihrer ältesten Gestalt und ihren Epochen, im zweyten von dem Menschen, im dritten von den Uesitzen der Menschheit, im vierten von dem Charakter der Vorzeit des menschlichen Geschlechtes und den Gränzen dieser Zeit, im fünften von dem Hervorgehen aus dem Urzustande, im sechsten von den Wanderungen der Menschenstämme und der Sprache, im siebenten von der Entstehung und Ausbreitung des Ackerbaues, im achten von den ersten Wohnungen, Werkzeugen und Künsten. Der neunte enthält eine kurze Entwicklung dessen, was sich nach dem Vorhergehenden von der Urzeit des Menschen erzählen läßt. So schön die Ansichten des Verfassers sind, so können wir denselben doch nicht immer unbedingten Beyfall schenken. Die Ueberschrift, vorweltliche Zeit, erscheint uns wegen des Inhalts nicht passend. Der Verf. hat das Wort in einer ganz neuen Bedeutung gebraucht, die manches Mißverständniß veranlassen dürfte. Wir glauben, es wäre zweckdienlicher gewesen, wenn er dem ganzen Abschnitt den allgemeinen Titel „Einleitung“ gegeben hätte. Die Bemerkungen über die älteste Gestalt der Erde und ihre Epochen enthalten für den Naturforscher allerdings viele schätzbare Winke; allein für den Historiker haben sie, insoferne sie nur auf Hypothesen beruhen, keinen besondern Werth. Ueber die Erschaffung der Menschen sind wir ganz anderer Ansicht. Herr geh. Hofrath Schlosser erklärt sich (I. 1. 24) für eine natürliche und ursprüngliche Verschiedenheit der Menschen, und stimmt Sömmerings Meynung bey, daß der äthiopische Menschenstamm den Affen am nächsten sey. Er glaubt (I. 1. 21), daß es gleichgültig sey, ob alle Menschen von einem Paare abstammen oder nicht, weil er die Ueberzeugung hegt, daß der große Vorzug des Menschen vor den übrigen Geschöpfen, sein Beruf zu einem höheren Leben, durchaus nicht davon abhänge. Nach unserem Dafürhalten hängt allerdings sehr viel davon ab, ob der Mensch aus Gottes Hand hervorgieng, oder ob er sich selbst, wie einige Naturphilosophen annehmen, aus der Erde entwickelte, und lange Zeit in einem traurigen Zustande lebte, bis er sich allmählig aus seiner ursprünglichen Rohheit herausarbeitete. „Wenn Gott nicht selbst, sagt Hippel, das Erziehungsgeschäft des ersten Menschenpaares und den Unterricht desselben in der Natur- und Gotteskunde, in der Denk- und Sprachlehre übernommen hätte, was

wäre aus dem Menschen geworden? Es liegt freylich schon ursprünglich alle Wahrheit im Menschen selbst; allein würde er, sich selbst überlassen, die Erkenntnisse derselben auch nur angestrebt, ich will nicht sagen, aufgefunden haben, ohne unmittelbar durch Gott veranstaltete Anregung von außen, und würde ihm ohne dieselbe der Begriff der Religion und des Rechtes je aufgegangen seyn?" Johann von Müller bemerkte ganz richtig, daß der Umstand, daß die Menschen von Gott und allen göttlichen Dingen die reinsten Ansichten hatten, auf ihre Abstammung von einem Paare und auf ihre unmittelbare Erziehung durch Gott deutlich hinweise. Wir glauben demnach, daß ein Historiker nichts Besseres thun könne, als sich an die einfache und salbungsvolle Erzählung der heil. Schrift zu halten, die uns über diese wichtige Sache die zuverläßigsten Aufschlüsse giebt.

Der zwente Abschnitt behandelt die urweltliche Zeit. Dieser Name bezeichnet die Jahrhunderte, in denen die Entwicklung des Geistes, die Kenntniß der Ursachen der Dinge das ausschließende Eigenthum Weniger blieb, die nur soviel davon mittheilten, als ihnen gefiel, eine Zeit, die in Fabeln oder Mythen eingehüllt, oder nur durch ein dämmerndes Licht unsicherer Ueberlieferungen erleuchtet ist. Die erste Abtheilung dieses Abschnittes ist allgemeinen Bemerkungen gewidmet. Im ersten Paragraph spricht der Verf. von den Völkerstämmen und ihrer Abtheilung, im zwenten von dem ersten Verhältniß geordneter Gesellschaften, vom Kasten- und Priesterwesen. Wir hätten diese beyden Paragraphe, die noch keine geschichtlichen Thatsachen enthalten, mit der Einleitung verbunden, und die eigentliche Erzählung mit der Geschichte Indiens oder Chinas begonnen. Im Allgemeinen, sagt der Herr geh. Hofrath Schlosser (I. 1. 58), fanden wir, daß alles wahrhaft Menschliche im Leben und in der Wissenschaft fast ausschließend dem kaukasischen Menschenstamme angehöre, daß aber der äthiopische und mongolische in ihrer Bildung manche Eigenthümlichkeiten haben, die der mongolische Stamm bis auf den heutigen Tag behalten hat, während der äthiopische im Allgemeinen in der Kultur zurückgegangen ist. Zusammenhang und wahre Belehrung ist nur in der Geschichte des kaukasischen Stamms, und auch bey diesem nur in der Geschichte einzelner Zweige. Nur gewisse Theile der großen kaukasischen Familie zeigen uns eine stete Entwicklung; ein Vor- und Zurückgehen menschlicher Bildung." Die Ansichten des Verf. von der Entstehung und dem Einflusse der Kasten dürften einige Modifikationen erleiden. „Wie daher der Gute, sagt er, und Schwache im Zustande der Natur die Beute des Starken und Gewaltsamen war, so wird er im Beginn des gesellschaftlichen Zustandes leicht die Beute des Schlauen, von Schamanen und Bonzen. So entstanden zwey Klassen, die sich eines Vorrechts vor anderen zu bemeistern wußten. Gewöhnlich aber bildete sich ein natürlicher und nothwendiger Zusammenhang zwischen diesen beyden Menschenklassen; daher die beyden obern Kasten der Staaten der Urwelt so eng zusammenhängen." Wir glauben, daß sich die unwissende und rohe Menge aus eigenem Antriebe an diejenigen anschloß, welche sie zu einer bessern Lebensweise führten, daß sie ihnen wegen der Vortheile, die sie ihnen verdankte, willig gehorchte, und auch denjenigen ohne Zwang folgte, welche ihre Saaten schützten, und sie in ihren friedlichen Beschäftigungen vor gewaltthätigen Ueberfällen schirmten.

In der zwenten Abtheilung dieses Abschnittes beginnt die eigentliche Geschichte. Die Einleitung enthält Erinnerungen und eine kurze Erklärung über den äthiopischen Stamm. Die Bemerkung des Verfassers (I. 1. 67) über den Gang der Kultur ist ganz richtig. „Sonderbar genug, sagt er, trifft es sich, daß die Entwicklung des Menschengeschlechts dem täglichen Laufe der Sonne gefolgt ist, so daß wir, wenn auch die neuere Geschichte in unserem Plane läge, gerade wie wir tausend Jahre vor Christi Geburt neben Asien auch von Europa zu reden beginnen, so fünfzehnhundert Jahre nach Christi Geburt anfangen müßten, von Europa nach Amerika überzugehen." Aus diesem Grunde würden wir den Anfang nicht mit den Aethiopen, sondern mit China und Indien gemacht haben. Um die Uebersicht zu erleichtern, theilte er (I, 1. 67) jeden folgenden Abschnitt in Abtheilungen und Kapitel, so daß jedes Hauptstück in drey Paragraphen zerfällt, von denen der erste die politische Geschichte, der zwente die der ganzen Staatsentwicklung und der innern Verhältnisse, der dritte die Grundzüge des innern Bildungsganges enthält. Wir bedauern, daß der Verf., der die alte Geschichte so genau kennt, die religiösen Verhältnisse, welche doch auf die wissenschaftliche Kultur und auf die Kunst, so wie auf die Sittlichkeit der Völker so großen Einfluß hatten, ferner den Gewerbfleiß und Handel, welche die Quelle des Einkommens bilden, und zur Schilderung der materiellen Kraft eines Staates soviel beytragen, mit Stillschweigen übergangen, und ihnen nicht auch zwey besondere Paragraphen angewiesen hat. Hätte er auch diese Verhältnisse mit seinem scharfen Forscherauge beachtet, so würde er ein noch ungleich vollständigeres Gemälde von dem Leben und Zustande der Völker des Alterthums geliefert haben. Das erste Kapitel umfaßt die Geschichte des fernen Ostens, den Stamm der Mongolen, und die chinesische und japanische Bildung. Dieses Kapitel, so wie auch das zwente über Indien und die Bildung der Indier haben uns ganz besonders angesprochen. Die innern Verhältnisse dieser Völker, die Staatsverwaltung und ihre Leistungen in den Wissenschaften sind mit großer Umsicht, mit sorgfältiger Berücksichtigung der neuesten Forschungen, geschildert.

Im dritten Kapitel behandelt der Verf. die Geschichte des ältesten baktrischen Reiches oder der ostpersischen Urzeit, Babyloniens und Assyriens. Da er (I. 1. 158) bey dieser, wie auch bey der ältesten ägyptischen Geschichte, keinen für eine getheilte Behandlung zureichenden Stoff fand, und aus einer allgemeinen Uebersicht keine gelehrten Abhandlungen machen wollte, so verließ er hier die bisherige Methode, und faßte alles, was ihm über die älteste Geschichte der genannten Völker zu sagen nöthig schien, in zwey Abtheilungen zusammen. Demnach enthält der erste Paragraph die baktrische oder ostpersische Urzeit, der zweyte aber die ältesten aramäischen Reiche. Er glaubte (I. 1. 169), die Urgeschichte der Assyrier und Babylonier hier um so weniger ausschließen zu dürfen, als der Theil des semitischen Stammes, dessen alte Geschichte allein vor allen übrigen Glauben verdient, das Alterthum assyrischer und babylonischer Reiche anerkannt hat. Die frühere Geschichte der Länder am Euphrat und Tigris trennte er deßhalb von der spätern, weil er diese am passendsten mit der jüdischen verbinden zu können glaubte. Wir können dieses Verfahren nicht ganz billigen, sondern sind der Ueberzeugung, daß es besser gewesen wäre, die Geschichte des alt- und neubabylonischen, so wie auch des alt- und neuassyrischen Reiches im Zusammenhange vorzutragen, um besonders Studierenden die Uebersicht zu erleichtern, die durch diese Trennung und die Verbindung mit der jüdischen bedeutend erschwert wird. „Eine eigene Kasten-Abtheilung (I. 1, 175), außer der einzigen Priesterkaste ließ der frühe Despotismus in diesen Gegenden nicht zu; wie früh aber diese Kaste die Organisation erhielt, die sie auch den Nachrichten der jüdischen Schriftsteller zufolge späterhin hatte, läßt sich nicht bestimmen.“ Wir glauben, daß sich die Ausbildung derselben an die Entstehung des altassyrischen und altbabylonischen Reiches reiht; aus dem Umstande, daß wir sie erst durch spätere Nachrichten kennen lernen, kann man schwerlich abnehmen, daß sie in der frühesten Zeit noch nicht bestanden habe. Andere Kasten konnten sich bey den Aramäern, deren Verhältnisse von denen der Indier und Aegyptier sehr verschieden waren, nicht wohl bilden. Die Natur des Bodens machte es allen Einwohnern möglich, sich auf Ackerbau zu verlegen, und der lebhafte Handel gab dem Kunstfleiß überall Nahrung, mithin konnte keine besondere Hirtenkaste entstehen, und da die Kriegerschaar des Nimrod sich mit den Einwohnern verband, und zu friedlichen Beschäftigungen überging, was später auch die Chaldäer thaten, so konnte in diesen Gegenden keine Kriegerkaste zu solchem Ansehen und Einflusse gelangen, wie in Aegypten.

Im vierten Kapitel erzählt der Verf. die Geschichte Aegyptens. Wir wünschten, daß uns Herr geh. Hofrath Schlosser über die Bedeutung der Dynastien, welche bey dem Chronographen erscheinen, über ihr Verhältniß zu einander und über die Zeitrechnung einen vollkommenen Aufschluß gegeben hätte, was ihm bey seiner vielseitigen Bildung und seiner umfassenden Kenntniß aller Zweige der alten Geschichte leicht möglich, und Anfängern sehr ersprießlich gewesen wäre. Noch immer hegen einige die Meynung, daß die einzelnen Dynastien, welche Eusebius und Syncellus anführen, nach einander und über ganz Aegypten herrschten, was zum Theil schon deßhalb nicht wohl möglich ist, weil die Chronologie in diesem Falle gar nicht ins Reine gebracht werden könnte. Wir glauben, daß Aegypten anfangs aus mehreren einzelnen Reichen bestand, welche erst einige Zeit vor Sesostris zu einem Ganzen verbunden wurden. Was die Abkunft des Hauptstammes der ägyptischen Bevölkerung anbelangt, so sind wir ganz der Ansicht des Verf. (I. 1. 179), „daß der Hauptstamm der Aegypter caucasisch war, und mit dem indischen einerley Geistesrichtung hatte. Wir setzen noch hinzu, daß auch Strabo und Andere die Aehnlichkeit indischer und ägyptischer Bildung im Aeußern anerkennen. Wir finden also auch außer den Aethiopen Völker genug, die in den Kriegsscenen auf ägyptischen Monumenten angedeutet seyn können, und welche früher die Elemente mancher ägyptischen Kasten mögen geliefert haben.“ Der letztere Punkt dürfte etwas weiter ausgeführt seyn. Die ursprüngliche Bevölkerung von Aegypten war ohne Zweifel chamitischer Abkunft, die zwey herrschenden Kasten drängten sich erst später unter dieselbe ein; arabische und kananitische Stämme scheinen später, so lange Aegypten noch nicht zu einem politischen Ganzen vereinigt war, noch manchen Einfall versucht zu haben. Die fremden Horden, welche auf den Monumenten erscheinen, halten wir für Kananiter und Araber. Daß die Araber schon in der frühesten Zeit von dem kriegerischen Geiste beseelt waren, den sie im Anfange des Mittelalters entwickelten; daß sie Streif- und Eroberungszüge unternahmen, dürfte sich zum Theil schon aus der einfachen Angabe, daß Nimrod, der Gründer des altbabylonischen Reiches, aus Arabien abgeleitet wird, ergeben.

Der dritte Abschnitt umfaßt die Zeiten der Blüthe des israelitischen Staates, der persischen und der medischen Herrschaft. Im ersten Kapitel trägt der Verf. die Geschichte der Israeliten in Verbindung mit jener der Phönicier, der Aegypter und der Perser vor. Es läßt sich zwar nicht in Abrede stellen, daß unsere Kenntniß der Geschichte der genannten Völker größtentheils auf den historischen Werken der Hebräer beruht, daß wir auch nach der Theilung des jüdischen Reiches von Assyrien, Babylonien, von den Tyriern und von Aegyptern nur in so fern mit Sicherheit reden können, als sie mit dem jüdischen Reiche in Verbindung kamen. Allein, wenn die Angaben, die sich in der heil. Schrift finden,

mit den Nachrichten anderer Schriftsteller sorgfältig verglichen, und zu einem Ganzen verbunden werden, so reichen sie hin, ein wenn auch nicht vollständiges, doch kennbares Gemälde von dem Leben der genannten Völker zu entwerien, ohne daß man deßhalb die Geschichte derselben in einer solchen Verbindung vorzutragen braucht. Wird dieselbe in einander verflochten, so setzt man sich immer der Gefahr aus, den Ueberblick zu erschweren. Besonders hätten die Hebräer und Phönizier einer größeren Aufmerksamkeit gewürdigt werden dürfen. Die Nachrichten, welche wir von ihnen haben, sind von der Art, daß sie es einem Historiker allerdings möglich machen, eine ziemlich vollständige Uebersicht ihrer Thaten und Schicksale und ihrer vorzüglichsten Leistungen in Kunst und Wissenschaft, im Handel und Gewerbfleiß zu liefern.

Das zweyte Kapitel, welches die Zeiten der medischen und persischen Herrschaft enthält, ist sehr befriedigend. Nur würden wir die Geschichte Lydiens und Phrygiens mehr hervorgehoben haben. Es ist freylich sehr schwer, bey dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten über die älteste Geschichte Phrygiens und Lydiens und bey der Menge widersprechender Sagen eine den gegenwärtigen Anforderungen vollkommen entsprechende Geschichte dieser Völker zu entwerfen. Allein auf der andern Seite ist ihr Einfluß auf Griechenland zu wichtig, als daß sie mit Stillschweigen übergangen werden dürften. Wir sind deßhalb der Meynung, daß man auch hier einen Mittelweg einschlagen könne, und durch eine vollständige Zusammenstellung der vorhandenen Nachrichten, nach Ausscheidung des Unwichtigen, eine wenn nicht durchaus kritische, doch ziemlich deutliche Uebersicht der Geschichte beyder Völker gewinnen könne.

Bey der Darstellung der medischen und persischen Geschichte hat der Verf. mit Recht den Ctesias besonders beachtet. „Nach Herodot (I. 1, 249) ward das Schicksal des medischen Reichs im Kriege entschieden, nach Ctesias gerieth Astyages, der letzte medische König, in die Gewalt des Persers Cyrus, überließ ihm seine Tochter, und ermahnte die Bactrier (d. h. wohl ganz Ostpersien), ihm zu gehorchen.“ Wir glauben, daß die Sage, als hätte Astyages den jungen Cyrus aussetzen lassen, um ihn auf diese Weise aus dem Wege zu räumen, von den Persern erfunden ward, um ihre Auflehnung gegen den Astyages und die Eroberung des medischen Reiches zu rechtfertigen. Auch rücksichtlich der Todesart des Cyrus theilen wir ganz Herrn geh. Hofrath Schlossers Ansicht (I. 1. 252): „Ueber Cyrus letzte Unternehmungen weichen die beyden Hauptschriftsteller, Ctesias und Herodot, wieder ganz von einander ab, und wir ziehen die Erzählung des Ersteren vor, obgleich Herodots Bericht, weil er mehr Unterhaltung und Belehrung darbiethet, in alle lateinischen Schriftsteller übergegangen ist. Nach Ctesias unternahm Cyrus einen Zug gegen die Derbiker, die im Lande der Turkmannen herumzogen, und von entfernten Horden, die er Inder nennt, unterstützt wurden, ward geschlagen und verwundet. Hierauf unternahm er, von den Saken, alten Feinden der Derbiker, unterstützt, einen zweyten Zug, besiegte sie, starb aber an den Folgen der in der Schlacht erhaltenen Wunden.“ Auch die Geschichte des Smerdes stellte der Verfasser nach Ctesias (I. 1. 253), der ihn Tanyoxarkes nennt: „Tanyoxarkes war von Cyrus mit fast unabhängiger Gewalt zum Statthalter der Gegenden vom caspischen Meere bis nach Bochara ernannt worden. Hier beleidigte er einen Magier; dieser reisete zum Cambyses, der sich in Aegypten befand, und reizte seinen Argwohn über die zu große Macht des entfernten Bruders, den Cambyses schon früher vergeblich nach Aegypten zu sich entboten hatte. Der Verleumder fand Gehör, und erhielt den Auftrag, durch Vorzeigung eines königlichen Befehls eine Anzahl ostpersischer Großen zum Morde ihres Regenten zu bewegen, und unter dem Namen des Prinzen die Regierung über Persien so lange fortzuführen, bis er selbst von seinem entfernten Zuge heimkehren würde.“

Der vierte Abschnitt endlich enthält die Zeiten der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa. Im ersten Kapitel schildert uns der Verf. die Urzeit und das heroische Zeitalter. Er theilte dieselbe in vier Paragraphe. Im ersten spricht er von der Urzeit, im zweyten von der frühesten achäischen Zeit, dem heroischen Zeitalter, im dritten von dem Charakter und Geist der heroischen Zeit der Achäer, im vierten von der Literatur dieses Zeitraums. Er (I. 1. 302) wollte es andern überlassen, den tausendmal entwickelten Knäuel der Urgeschichte ab- und aufzuwinden, und glaubte, daß es hinreiche, in der Periode vor Lykurg, in dessen Zeit man erst nach und nach festen Boden gewinnt, ohne genaue Zeitrechnung, zwey Perioden anzunehmen. Wir sind allerdings überzeugt, daß man auf eine genaue chronologische Ordnung der Geschichte dieser Zeit Verzicht leisten müsse, glauben aber, daß diese zwey Abschnitte in vier hätten abgetheilt werden können. In dem ersten würden wir die frühesten Verhältnisse Griechenlands und der thrakischen Kolonisten, welche sich nach allen Seiten verzweigten, und ihren Einfluß sowohl in wissenschaftlicher als in politischer Beziehung nachweisen, im zweyten sodann die allmählige Verbreitung der einzelnen Zweige des hellenischen Volksstammes auseinandersetzen, und im dritten die Geschichte derjenigen Staaten darstellen, welche von den Hellenen vor dem trojanischen Kriege gegründet wurden, und die Ereignisse, welche sich in denselben zutrugen, und die Veränderungen, welche dadurch hervorgebracht wurden, in Kürze aufzählen; im vierten würden wir den religiösen, moralischen und politischen Zustand der Griechen im heroischen Zeitalter, ihre Fortschritte in Kunst und Wissenschaft, im Gewerbfleiß und Handel schildern. Allerdings ist es sehr schwierig, alle diese

Punkte zur allgemeinen Zufriedenheit zu behandeln, aber deßhalb dürfen sie doch nicht unberührt bleiben. Denn die Urgeschichte Griechenlands verdient schon deßhalb eine ganz vorzügliche Beachtung, weil sie den Schlüssel zum Verständniß der spätern enthält. In dem heroischen Zeitalter liegen alle Keime der großen Schöpfungen, welche Griechenland in der spätern Zeit in Kunst und Wissenschaft zur Reife brachte. Derjenige, welcher dasselbe nicht in allen seinen Beziehungen kennt, kann die Entstehung jener großartigen Erscheinungen nie ganz begreifen. Herodot, Thucydides, Strabo und Dionysius von Halicarnassus reichen nicht hin, um die Urzeit in ein helles Licht zu setzen. Es müssen auch Homer, Pindar, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, die Redner und Philosophen, die Fragmente der Logographen und des Ephorus, Apollodor und Diodor, die Scholiasten und Lexicographen sorgfältig verglichen, und auch Hyginus und Servius zu Rathe gezogen werden. Es ist freylich nicht angenehm, alle diese Werke, besonders die Scholiasten und Lexicographen, durchzugehen, um die in denselben enthaltenen Notizen zu sammeln. Noch unangenehmer ist es, die widersprechenden Angaben zu sichten, und das Wahre vom Falschen zu scheiden; allein das Unangenehme dieser Arbeit wird dadurch, daß man auf diese Weise, wenn auch die neuesten Forschungen zu Rathe gezogen werden, erfreuliche Resultate gewinnt, sehr versüßt. Was die inneren Verhältnisse der heroischen Zeit anbelangt, so geben die homerischen Gedichte höchst befriedigende Aufschlüsse. Durch eine vollständige Verbindung der in diesen Gesängen enthaltenen Angaben kann man ein ziemlich vollständiges Bild von dem Leben und der Cultur der Griechen in dieser Zeit entwerfen. Rücksichtlich der Behandlung der Literatur dieses Zeitraumes dürfte es am besten seyn, die Fragen, ob es einen Orpheus oder Musäos gab, der eigentlichen Literaturgeschichte zu überlassen, dagegen aber die Beschaffenheit der ältesten griechischen Poesie nachzuweisen, und die Ursachen anzugeben, warum dieselbe allmählig einen weltlichen Charakter annahm. Die Ansicht des Verf. über die gegenwärtige Gestalt der homerischen Gedichte hat uns sehr wohl gefallen (I. 1. 318): „Fragt man, ob nicht vielleicht die homerischen Gedichte erst später in zwey Sammlungen vereinigt wurden, nachdem sie lange von den sogenannten Rhapsoden einzeln gesungen oder recitirt waren, so scheint es uns nur darauf anzukommen, daß man den Begriff einer Bardenzeit richtig aufgefaßt habe. Hat man diesen gefaßt, so wird es nicht befremden, daß ein Ton durch jedes der beyden Gedichte durchgeht, daß ein fester Plan befolgt scheint, und dennoch jedes mehrere Urheber haben kann. Eine Zeit (I. 1. 319), welche die Tragödie entstehen sah, und die erhabensten Chorgesänge dichtete, war gewiß am ersten im Stande, auch in dem Epiker das zu ergänzen, was seiner Form fehlte.“

Die zwente Abtheilung des ersten Bandes enthält die Fortsetzung des vierten Abschnittes. Im dritten Kapitel erzählt der Verf. die Geschichte Griechenlands bis auf das Ende des peloponnesischen Krieges; das vierte umfaßt die Periode vom Ende des peloponnesischen Krieges bis auf Philipp von Macedonien. Wir schenken der Gründlichkeit, die der Verf. überall zeigt, den größten Beyfall; nur glauben wir, daß er diesen wichtigen Zeitraum etwas ausführlicher hätte behandeln sollen.

Die dritte Abtheilung enthält das fünfte und sechste Kapitel des vierten Abschnittes. Das fünfte umfaßt die Zeiten Philipps und Alexanders des Großen. Diese Abtheilung wird selbst denjenigen, welche die griechische Geschichte aus den Quellen kennen, vielfache Belohnung und ein großes Vergnügen gewähren. Die erste Abtheilung des ersten Paragraphs gibt über die Geschichte von Syrakus und Karthago bis auf die Zeiten des Agathokles wichtige Aufschlüsse; in der zweyten ist die Einrichtung der macedonischen Macht meisterhaft geschildert. Nur wünschten wir, daß der Verf. die älteste macedonische Geschichte einer genauern Erörterung unterworfen hätte. Die dritte ist der thrazischen Geschichte gewidmet, die vierte den letzten Unternehmungen Philipps, die fünfte der Geschichte Alexanders bis auf die Hinrichtung seines Freundes Philotas, die sechste der Zeit von Alexanders Uebernahme der persischen Königswürde bis auf seinen Tod. Eben so vortrefflich sind auch die innern Verhältnisse geschildert. Im zweyten Paragraph führt uns der Verf. das Leben und den politischen Zustand in den Republiken Griechenlands, in Syrakus und Thessalien, mit lebhaften Zügen vor, setzt uns den König Philipp und seine Monarchie in ein helles Licht, zeigt uns Alexander den Großen im Verhältniß zu seiner Zeit, den Zustand der Künste und Gewerbe; im dritten schildert er die literarische Bildung dieser Zeit mit Scharfsinn und großer Belesenheit. Ueber die Republiken Griechenlands, über Syrakus und Thessalien äußert er sich also: „Was (1. 3. S. 159) aus der atheniensischen Volksregierung, um dieses zuerst zu erwähnen, geworden war, lehrt (de falsa legat. p. 345) Demosthenes, wo er uns zugleich zeigt, wie durch Predigt und Lehre der herrschende Geist und die Sitten verbessert werden könnten.“

(Schluß folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 20. Juny 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 51.

Inhalt.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur. Von Friedrich Christoph Schlosser, geheimen Hofrath und Professor in Heidelberg. Erster Theil. Erste Abtheilung. Frankfurt am Main. 1826. VIII. u. 428; zweyte Abtheilung 1826. IV. und 307; dritte Abtheilung 1827. IV. und 444. Zweyter Theil. Erste Abtheilung 1828. VI. und 494; zweyte Abtheilung 1829. IV. und 569. Dritter Theil. Erste Abtheilung 1830. VI. und 444; zweyte Abtheilung 1831. IV. und 416; dritte Abtheilung 1832. VI. u. 432; vierte Abtheilung 1834. IV. u. 610 Seiten. gr. 8. Pr. 34 fl. 15 kr.

(Schluß.)

„Diese Stelle dient zugleich, die Art und Weise kennen zu lernen, wie Philipp seinen Einfluß erhielt. Philipp, sagt Demosthenes, achtet euch Athener keineswegs gering; er hat aber von seinen Rednern gehört, was ich euch schon vordem einmal hier in offener Versammlung laut gesagt habe, ohne daß einer widersprochen hätte, daß unser Volk das allerunbeständigste Volk auf der Welt ist, und, wie die Welle des Meeres vom Winde unstet bewegt wird, wie es der Zufall fügt. Der Eine kommt, der Andere geht, um das Wohl aller bekümmert sich Niemand, erinnert sich auch dessen nicht. Wer Freunde unter euch hat, die seine Sache führen, kann leicht alles, was er will, bey euch ausrichten.

An demselben Orte giebt Demosthenes zugleich ein Beyspiel der schmählichen Verkäuflichkeit und unverschämten Betrügerey, deren man die angesehensten Männer des Staates anklagen konnte, ohne daß man fürchten mußte, sogleich als Verläumder dazustehen. Dieß beschränkte sich freylich nicht auf Athen, das Bedürfniß eines schwelgerischen Lebens, welches bey fortgehender Civilisation unter allerley scheinbaren Vorwänden den höheren Ständen die bisherigen Mittel der Existenz unzureichend finden läßt, hatte in allen freyen Staaten Griechenlands dieselbe Wirkung.“ Das sechste Kapitel umfaßt die Geschichte der Griechen in Asien und Europa bis auf den Tod Antigonus des Einäugigen. Die erste Abtheilung des zweyten Bandes enthält den fünften Abschnitt des ganzen Werkes, oder die Zeiten der römischen Herrschaft im Osten und Westen. Er ist in zwey Kapitel getheilt, von denen das erste die Geschichte der griechischen Dynastien vor der Zeit der Verbindungen Roms mit dem Osten, das zweyte aber jene der westlichen Völker, namentlich Italiens, bis auf die Zeiten des ersten punischen Krieges umfaßt. Das erste Kapitel entspricht nach unserm Ermessen allen Anforderungen, im zweyten aber finden sich, so vortrefflich es im Ganzen ist, viele Lücken. Der Verf. glaubte nämlich (II. 1. 5), den Lesern und Käufern seines Werkes einen Dienst zu thun, wenn er den Theil der römischen Geschichte, welchen der sel. Niebuhr zu bearbeiten sich vornahm, so kurz als möglich behandelte, weil er die Ueberzeugung hegte, daß dieser ausgezeichnete Historiker der römischen Geschichte eine neue Gestalt geben würde. Dagegen wollte er der Kaysergeschichte, welche früher auf eine unbegreifliche Weise vernachläßigt ward, eine vorzügliche Aufmerksamkeit wid-

men, besonders was den innern Zustand anbelangt. Daß die Kaysergeschichte eine besondere Berücksichtigung verdiente, und durch den Verf. eine große Bereicherung erhielt, stellen wir nicht in Abrede; allein es wäre gewiß für eine vollständige Kenntniß der Geschichte der römischen Republick sehr vortheilhaft gewesen, wenn er auch diesem Theile seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet hätte, da Niebuhr vor der Beendigung seiner Arbeit von der Vorsehung abgerufen ward. Die Entstehung der Stadt Rom und ihre erste Einrichtung gehört nach seiner Ansicht ganz der Sage an. Ueber die Ankunft des Aeneas in Latium, über den Ursprung und die Geschichte der Königsfamilie von Alba wollte er um so weniger in Untersuchungen eingehen, als selbst Livius, der die Sagengeschichte so passend und dem Volkscharakter seiner Zeit so angemessen behandelte, diese frühere Periode sehr kurz abgefertigt hat. Allerdings hat Livius die älteste Geschichte Roms nur kurz berührt. Allein alle, welche die Geschichte Roms kennen, gestehen uns gewiß zu, daß es sehr gut gewesen wäre, wenn er sich ausführlicher und umständlicher über dieselbe verbreitet hätte. Auch in Rom haben sich viele Verhältnisse der spätern Zeit aus früheren Einrichtungen entwickelt, so daß manche Erscheinungen, welche sich in der späteren Zeit zeigten, nur als andere Formen von früheren Verhältnissen zu betrachten sind, welche Modificationen erleiden mußten, weil sie unter andern Umständen eingetreten sind. So verwirrt auch die älteste römische Geschichte ist, so darf man doch an einer befriedigenden Lösung dieser schwierigen Aufgabe nicht verzweifeln. Dionysius von Halicarnaß hat uns viele wichtige Nachrichten bewährter Schriftsteller erhalten. Wenn dieselben mit andern Notizen, die sich in römischen Schriftstellern zerstreut vorfinden, verglichen werden, so läßt sich der dichte Schleyer, welcher die älteste römische Geschichte umhüllt, wenigstens zum Theil lichten.

Die zweyte Abtheilung des zweyten Theiles enthält die Fortsetzung des fünften Abschnittes; das dritte Kapitel umfaßt die Periode vom Ende des ersten punischen Krieges bis auf das Ende des dritten, und das vierte jene von der Zerstörung Karthagos bis auf das erste Triumvirat. In dieser Abtheilung gieng der Verf. ungleich mehr in das Einzelne ein; sie ist reich an neuen Resultaten, und erleichtert eine genaue Auffassung der damaligen Verhältnisse bedeutend. Die erste Abtheilung des dritten Bandes enthält im fünften Kapitel die Begebenheiten von der Errichtung des Triumvirats bis auf den Anfang von Tiberius Regierung, und das sechste von des Tiberius Regierung bis auf Antoninus Pius; die zweyte Abtheilung dieses Bandes führt die Geschichte im siebenten Kapitel von Antoninus Pius bis auf Diocletian, im achten bis auf die Schlacht von Adrianopel und des Kaysers Valens Tod; das Leben und die politischen Verhältnisse, so wie auch der Zustand der Literatur und Bildung des Zeitraumes von Diocletian bis auf die Schlacht von Adrianopel sind in der dritten Abtheilung des dritten Theiles geschildert. Das neunte Kapitel enthält die Zeit von der Schlacht bey Adrianopel bis auf Odoaker.

Die vierte und letzte Abtheilung dieses Bandes enthält in einer Fortsetzung des neunten Kapitels die Literatur und Bildung des Zeitraumes von der Schlacht bey Adrianopel bis auf Odoaker. Das zehnte und letzte Kapitel umfaßt 1) die politische Geschichte von Odoaker bis auf den Untergang des ostgothischen Reichs und die Vernichtung der alten Kultur durch Griechen und Longobarden, 2) das Leben und den politischen Zustand in diesem Zeitraum und 3) die Kultur und Literatur des ostgothischen Zeitraums der abendländischen Geschichte. Den Schluß des Werkes bildet ein vollständiges Register, welches ein Schüler des Verf., Dr. Kriegk, mit musterhafter Genauigkeit verfertigte.

Wir wollen zum Schlusse noch einen besondern Blick auf die Art und Weise werfen, wie der Verf. die Kulturgeschichte behandelte. Wir müssen bey der Meisterschaft, mit welcher er alle Perioden, in denen die Literatur bey den einzelnen Völkern am höchsten stand, darstellte, sehr bedauern, daß er nicht auch den Anfängen der Literatur und der allmähligen Entwicklung eine besondere Aufmerksamkeit schenkte, um die Leser dadurch in den Stand zu setzen, die großartigen Erscheinungen der spätern Zeit vollkommen zu verstehen. So hätte z. B. bey der epischen Poesie der Griechen nachgewiesen werden sollen, wie sich die weltliche Poesie allmählig aus der religiösen der thrakischen Sänger entwickelte, welche Pflege sie fand, und wie sie durch die Achtung, welche die Sänger an den Höfen genossen, genährt und gehoben ward, mit welchen Stoffen sich der epische Gesang in der frühesten Zeit beschäftigte, um dadurch die Entstehung der beyden großen Gedichte, die man dem Homerus beylegt, begreiflich zu machen. Dann hätten wir nachgewiesen, wie bey der Veränderung der politischen Verhältnisse der epische Gesang in den Hintergrund trat, und die Elegie sich entfaltete. Die Bemerkungen des Verf. über die lyrische und satyrische Poesie beurkunden seine genaue Bekanntschaft mit allen Zweigen der hellenischen Literatur, und geben wichtige Aufschlüsse. Nur dürfte es gut gewesen seyn, wenn er die Ursachen auseinander gesetzt hätte, warum sich die lyrische Poesie der Griechen so schön entfaltete, und so viele Knospen und Blüthen trieb. Auch die Anfänge der dramatischen hätte er einer größern Aufmerksamkeit würdigen sollen. Es ist, sagt Herr geh. Hofrath Schlosser (I. 2. S. 101), für unsern Zweck genug, bey dem bekannten Satze stehen zu bleiben, der auch im Athenäus als solcher ausgesprochen wird, daß kurz vor und gleich beym Anfange der persischen Kriege die Tragödie in Athen eine neue Form annahm, und daß die Tanzkunst des Sophokles ein anderes Verhältniß zu seinen Stücken hatte, als die des Thespis, Pratinas, Karki-

nus, Phrynichus. Dagegen hat er die auf uns gekommenen Stücke der drey vorzüglichsten Tragiker einer ganz besondern Aufmerksamkeit gewürdigt, und sogar den Inhalt derselben umständlich angegeben, was nach unserm Dafürhalten in eine Geschichte der griechischen Literatur nicht gehört. Wir würden dafür die älteste Gestalt der Tragödie, ihre verschiedenen Formen, ihre allmählige Vervollkommnung, die Ursachen derselben und ihren Einfluß auf das Leben besonders erörtert haben. So sind auch die Anfänge der griechischen Beredsamkeit nicht berührt. „Wir gründen, sagt der Verf., diesen Abriß der Geschichte der griechischen Beredsamkeit und Staatswissenschaft übrigens auf die Bemerkung Ciceros, daß die griechische Beredsamkeit bis auf Perikles nicht Kunst, sondern Natur gewesen sey. Erst seit Perikles bildete sie sich durch Philosophie, Schauspielkunst, Sprachwissenschaft und Schulen nach und nach zur eigentlichen Kunst und Wissenschaft, welche dadurch ihre Vollendung erreichte, daß angebornes Talent und Bildung sich mit günstigen Umständen vereinigten, einen Demosthenes hervorzubringen.“ Die Geschichte der griechischen Beredsamkeit hätten wir in drey Theile abgetheilt; der erste würde sich mit einer kurzen, aber kräftigen Schilderung der natürlichen Beredsamkeit beschäftigen, wie sie in den heroischen Zeiten sich entwickelte. Der zweyte würde die Zeit von Solon bis auf Perikles enthalten, und zeigen, wie durch die Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse, durch die Lectüre der homerischen Gesänge, und durch die Ausbildung der Prosa die Beredsamkeit neue Nahrung erhielt, und in den verschiedenen Staaten schön emporblühte, besonders aber in Athen große Fortschritte machte; bey dieser Gelegenheit würden wir auch diejenigen Männer anführen, welche sich während dieser Zeit als Redner auszeichneten; die dritte würde mit Perikles beginnen, und die kunstgemäße Beredsamkeit enthalten. Nur dann, wenn man die Anfänge gehörig beachtet, läßt sich einsehen, wie es kam, daß die kunstgemäße Beredsamkeit sich so schnell auf den höchsten Gipfel der Vollendung erhob. Die spätern Perioden der Literatur sind stets mit der größten Meisterschaft behandelt. Um zu zeigen, wie tief der Verf. in den Geist der Alten eindrang, führen wir sein Urtheil über Cäsar (II. 2, 560 ff.) an: „Von Cäsar haben wir bekanntlich keine vollständigen Denkwürdigkeiten über sein ganzes Leben, sondern nur eine Nachricht von seinen Feldzügen, wobey er nothwendig auch andere Dinge, die ihn selbst betreffen, berühren muß. Unter diesen Schriften Cäsars sind bekanntlich das achte Buch der Nachrichten über den gallischen Krieg, das Buch vom afrikanischen, alexandrinischen und spanischen Kriege nicht von ihm selbst geschrieben, wahrscheinlich aber von einem Zeitgenossen. Dieser Zeitgenosse ist Aulus Hirtius, der unmittelbar nach Cäsars Tod eine bedeutende Rolle in der Geschichte Roms erhält, und die Art der Abfassung jener Bücher, so wie der Inhalt selbst, beweisen uns, wie leicht sich damals Männer fanden, die sich des Schwertes eben so geschickt, als der Feder oder der lebendigen Rede zu bedienen verstanden. Xenophons Feldzug des Cyrus und Friedrichs des Großen Geschichte des siebenjährigen Krieges bieten uns ein Mittel, die innere Seite der drey Zeiten zu vergleichen. Der Grieche hat weit mehr die Sache, die Begebenheiten im Auge, als seine eigene Person und seine eigene Thätigkeit; diese zieht der Römer besonders hervor; er ist aber dabey gerade, offen und von aller Affectation einer Moralität und einer Zartheit, die er nicht besitzt, ganz frey. Cäsar spricht sich über Bedrückungen, Plünderungen, Grausamkeiten, die er politisch nothwendig gefunden hat, selbst aus, und zwar ruhig und kalt; auch ließ er nicht, wie Sulla und wie Friedrich, seine eigenen Tagebücher von einem fremden Grammatiker und Stylisten oder von mehreren verbessern und überarbeiten, bis sie den allgemeinen Charakter der Richtigkeit und Zierlichkeit, welche die Zeit und die Umstände zu fördern schienen, erhalten hatten. Er gab sich, wie er war, und ist in seiner leichten Nachläßigkeit schöner, als alle Sophisten Sullas, oder als alle französischen Sprachgelehrten und sogenannten Philosophen, welche Friedrich zu Hülfe nahm, diesen haben machen können. Merkwürdig ist, daß zu derselben Zeit Cicero und Cäsar Muster aufgestellt haben; der Eine, wie man durch völlige Verzichtung auf alle Kunst des Styles Meister werden könne. Cicero gebraucht die ganze Fülle der Rede, gebraucht die künstliche Rundung der Perioden, beobachtet alle Regeln der Quantität der Sylben in einem längern oder kürzern Worte und über dessen Stellung in der Periode, um das Ohr durch die Musik der Sprache zu ergötzen. Cäsar entzückt durch eine einzige, vielleicht ihm allein bekannte Art, die höchste Kunst der Einfalt mit der höchsten Nachläßigkeit zu verbinden.“

Sollen wir nach diesen Bemerkungen ein Urtheil über das in Frage stehende Werk fällen, so kann dasselbe nur sehr vortheilhaft ausfallen. Hätte der Verf. nicht, um von fremdem Einflusse unabhängig zu arbeiten, und seine Selbstständigkeit durch das ganze Werk hindurch zu behaupten, diejenigen Theile, welche andere Gelehrte vor ihm behandelten, zu kurz gefaßt, hätte er die Geschichte der morgenländischen Völker und die Anfänge der griechischen und römischen Geschichte und jene der verschiedenen Zweige der Literatur ausführlicher erörtert, so daß alle Theile des großen Ganzen in dem gehörigen Maßverhältnisse zu einander stünden, so würden wir keinen Anstand nehmen, seine universalhistorische Uebersicht für das größte Meisterwerk zu erklären, das die historische Literatur der neuern Zeit aufzuweisen hat. Indessen behauptet es auch troß der Ungleichförmigkeit der einzelnen Theile, in der Gestalt welche es dadurch erhielt, unter den historischen Werken

der Deutschen einen der ersten Plätze, und wird gewiß nicht bloß Studierenden und Freunden der klassischen Literatur, sondern auch Staatsmännern vielfache Belehrung gewähren. Der Styl des Verf. ist einfach und kräftig, wie es die Würde der Geschichte erfordert, und sowohl von Künsteley, als auch von aller Gemeinheit entfernt. Wir schließen diese Anzeige mit der Bemerkung, daß uns die Nachricht, daß der Verf. an einer Geschichte der neuern Zeit arbeite, sehr erfreute, und mit dem Wunsche, daß er bey einer neuen Auflage seinem Werke jene Vollständigkeit und Gleichförmigkeit geben möge, welche dem gegenwärtigen Standpunkt der historischen Kunst entspricht.

α.

Handbuch der Mechanik von Franz Jos. Ritter von Gerstner, k. k. Gubernialrath ꝛc. aufgesetzt, mit Beyträgen von neueren englischen Construktionen vermehrt und herausgegeben von Franz Anton Ritter von Gerstner. Prag in 4.; Leipzig in Kommission bey Herbig. I. Band 1831. Mechanik fester Körper mit 40 Kupfertafeln in einem besonderen Hefte, in gr. Fol. VIII. und 663 Seiten. Preis 19 fl. 12 kr.. II. Band 1832. Mechanik flüßiger Körper mit 28 Kupfertafeln in einem besondern Hefte XII und 574 Seiten gr. 4. Im Pränumerationswege kostet das Ganze 43 fl. 12 kr. mit 100 Kupfertafeln.

In jedem wissenschaftlichen Zweige werden manchmal durch literarische Produkte Epochen gemacht; Mathematik und Naturwissenschaften haben hiervon die ausgezeichnetsten aufzuweisen in der Mechanik des Himmels von La Place, in der Physik von Biot, in der Chemie von Berzelius. Ausgezeichnete Gelehrte bereiteten diese vor und besondere Kraftgenies verarbeiten das Einzelne und Zerstreute in ein harmonisches Ganze. Aehnlich verhält es sich mit dem vorliegenden Werke, welches durch viele Untersuchungen und Beobachtungen im Maschinenwesen theils von den Engländern, bey denen die großartigsten Anstalten in überwiegender Menge zu finden sind, theils von dem Verf., dem Gründer des ausgezeichneten polytechnischen Instituts in Prag, vorbereitet wurde. Man hatte bisher wohl häufige gelehrte Entwicklungen durch strenge mathematische Kalkuls in der Maschinenlehre eingeführt, und namentlich bedienten sich des letzteren besonders die Franzosen; allein hiermit konnte es dem praktischen Leben nicht gedient seyn, weßwegen das Bedürfniß, neben jenen rein theoretischen Darstellungen der mechanischen Lehrgegenstände, auch die praktischen Bearbeitungen derselben in gleicher Ausdehnung und Vollständigkeit zu erhalten. Annähernde Resultate haben für technische Gewerbe oft weit mehr Nutzen als streng wissenschaftliche Untersuchungen. Um so willkommener muß daher ein Werk erscheinen, dessen Hauptzweck nicht bloß auf theoretische Darstellungen berechnet ist, sondern zugleich von praktischen Anordnungen und Ausführungen Rechenschaft giebt.

Ref. glaubte, das völlige Erscheinen des Werkes, welches aus drey Bänden bestehen soll, abwarten und in einer allgemeinen kritischen Anzeige den Lesern der Annalen bekannt machen zu können; allein der dritte Band ist ihm mit Ausnahme einer Abtheilung noch nicht zu Gesicht gekommen. Er beschränkt daher seine Beurtheilung blos auf die zwey Bände, macht auf den Charakter des Werkes im Allgemeinen aufmerksam, und bezeichnet den Inhalt jedes Bandes genauer, um bey der großen Wichtigkeit der Mechanik für technische Gewerbe jeder Art, und dem bevorstehenden Aufblühen der dafür erforderlichen Anstalten im Königreiche das zu veröffentlichen, was in dem Werke selbst zu finden ist, wodurch mancher technische Lehrer vielseitige Belehrung erhalten wird. Wenn man erwägt, daß schon im Jahre 1802 der Vater des Herausgebers im Fache des Maschinenwesens sich durch wissenschaftliche Abhandlungen und Unterricht, welchen er so einrichtete, daß die Theorie stets mit hinlänglich bewährten Erfahrungen verbunden wurde, vorzüglich auszeichnete; daß letzterer in den Jahren 1822, 1827 und 1829 das Maschinenwesen in England selbst durch kostspielige Reisen dahin kennen lernte und unfehlbar die beste Schule machte, welche zu den zuverläßigsten Kenntnissen in der Mechanik führt; daß in dem Werke sehr genaue und in das Einzelne gehende Beschreibungen vieler großer in England ausgeführter Kunstanlagen zu finden sind; daß die Theorie gründlich, die Ableitungen von Grund aus gegeben und bey gewöhnlichen Kenntnissen in der besonderen und allgemeinen Zahlen- und Raumgrößenlehre zu verstehen sind; so wird man wegen dieser und vieler anderer Vorzüge das Werk zu den ausgezeichnetsten Produkten Deutschlands zu rechnen, Gründe genug erhalten.

Die Darstellungsart ist im Ganzen genommen praktisch und gewährt um so bestimmtere Belehrung, als die abgeleiteten Gesetze nicht in der nakten Theorie zu finden, sondern stets an Aufgaben versinnlicht, mit Resultaten im Großen gemachter Erfahrungen verglichen sind und während des ganzen Vortrages der Verf. stets vor Augen hat, alle Bedingungen zu berücksichtigen, die Anwendungen zu zeigen, und die Ergebnisse der Erfahrungen zu benützen. Der Verf. führt den an-

gehenden Techniker stets in die Werkstätten der Künste und Gewerbe, Fabriken und Manufakturen ein und sucht ihm alle Gegenstände so zu versinnlichen, daß ihm nichts zu wünschen übrig bleibt. Der darin ertheilte Unterricht ist nicht bloß dem Mathematiker vom Fache, sondern vorzüglich dem eigentlichen einigermaßen vorbereiteten Techniker zugänglich; die Ausführlichkeit, der wissenschaftliche und doch populäre Vortrag; das Streben, überall Gründlichkeit mit leichter Verständlichkeit, einfache Formeln mit gewählten der wirklichen Anwendung anheimfallenden Beyspielen zu verbinden, die guten Zeichnungen mit völlig erläuternden Beschreibungen von der Zusammensetzung der Maschinen, und der besondere Umstand, daß auch für diejenigen, welche mit der höheren Mathematik vertraut sind, in Noten, welche dem Texte unten beygesetzt sind, die einzelnen Lehren weiter ausgeführt sind, machen das Werk nicht allein für den gebildeten Handwerker unbedingt brauchbar, sondern auch für den Gelehrten vom Fache unentbehrlich.

Die Grundlage des Werkes bilden die vom Vater des Herausgebers an dem technischen Institute zu Prag gehaltenen Vorlesungen über Mechanik; nicht mit Unrecht heißt es in der Vorrede: Jedermann, der Rath bedürfe, könne sich aus demselben im vollkommensten Sinne des Wortes für alle vorkommenden Fälle jenen erholen. Ueberhäufte Geschäfte verhinderten den Vater an der Herausgabe des Werkes; der Sohn realisirte diese zum Nutzen der Wissenschaft und großartigen Gedeihen der auf dem Maschienenwesen beruhenden technischen Gewerbe. Oft findet man in theoretischen Werken die prächtigsten Gesetze aufgestellt; kömmt es aber zur Anwendung, so sind sie wenig brauchbar. Manche angehende Techniker wissen sich in theoretischen Deductionen recht gut zu bewegen, kömmt es aber dahin, ihre Kenntnisse praktisch zu bewähren, so wissen sie sich nicht zu helfen und zu rathen; der Mangel an praktischer Gewandtheit, und die Hülfsmittel, welche bey jeder Bauunternehmung eigenthümlichen Schwierigkeiten unterworfen sind, zeigt sich sogleich und beweist, wie sehr es bey technischen Gegenständen darauf ankömmt, sie durch Anwendungen praktisch zu machen. Gar häufig verbreitet man durch solche theoretische Spielereyen eine Scheinbildung, welche eben so oft zu gelehrten Dünkel verleitet und oft verderblicher ist, als eine bloße Handwerksbildung. Diesem Uebelstande begegnet das Werk, sowohl durch seine vorherrschende deutliche, mit sehr vielen interessanten Beyspielen, welche aus den wichtigsten und bekannten Gewerben entnommen sind, bereicherte oft populäre Art des Vortrages, als auch durch sein Streben tüchtiges Wissen zu verbreiten.

Schon dieses allgemeine Urtheil, welches Ref. aus dem Studium des Werkes entnommen und hier absichtlich vorausgeschickt hat, um den Leser auf die Vorzüge derselben in theils wissenschaftlicher, theils praktischer Beziehung aufmerksam zu machen," dürfte hinreichen, den nur wenig Bemittelten zur Anschaffung dieses für die technischen Gewerbe so höchst nützlichen Werkes zu bestimmen, um sich mit den darin behandelten Gegenständen innigst vertraut zu machen, und von der Kenntniß der praktischen Mechanik zum Wohle der Seinigen als auch zur Beförderung der Gewerbe, Fabriken, Manufakturen &c. Gebrauch zu machen. Hierzu wird der Inhalt noch mehr auffordern, weßwegen es Ref. für seine Pflicht hält, den Reichthum der Gegenstände mit der Art und Weise ihrer Darstellung näher zu bezeichnen und auf die Gediegenheit des Vortrages hinzuweisen; dieser Umstand und die besondere Wichtigkeit der praktischen Maschinenlehre für die Technologie überhaupt, für technische Gewerbe jeder Art und eben darum für die dazu bestimmten Lehranstalten werden es daher entschuldigen, wenn die Inhaltsanzeige und beygefügte kritische Beleuchtung eine größere Ausdehnung erhält, als im Plane der Annalen liegt und Ref. auch bemüht ist, demselben zu entsprechen.

Die Einleitung des ersten Bandes umfaßt 12 Seiten und verbreitet sich über den Gegenstand der technischen Mechanik, ihre Eintheilung, allgemeine Begriffe von Bewegung, Raum, Zeit, Geschwindigkeit, die Verhältnisse zwischen der Zeit und dem durchlaufenen Raume; von Kräfte, Maschinen, erhaltene Nutzeffekte u. dgl. allgemeine Vorkenntnisse; die Versinnlichung der Begriffe an nahe liegenden Beziehungen trägt zum Verständnisse besonders bey; es ist nur das Wesentlichste berührt und dasselbe mit Umsicht erörtert.

Das erste Kapitel handelt von den thierischen Kräften und allgemeinen Regeln über ihre Verwendung bey Arbeiten aus freyer Hand und ihre mechanische Anwendung sowohl ohne als mit Maschienen. Der Verf. versucht es, für das Maß der thierischen Kräfte eine allgemeine Formel abzuleiten. Die durch die Versuche der Gebrüder Bernoulli abgeleitete Mittelkraft eines gewöhnlichen Arbeiters $k = 25$ Pfd.; die mittlere Geschwindigkeit $c = 2{,}5$ Fuß für 1 Secunde und die mittlere Arbeitszeit während des Tages $t = 8$ Stunden führt bekanntlich für die Kraft $= K$ zu der Formel

$K = k\left(2 - \frac{v}{c}\right)\left(2 - \frac{z}{t}\right)$ worin im Besonderen v und z die in der wirklichen Anwendung statt findende Geschwindigkeit und Arbeitszeit bezeichnet. Betrachtet man diese schon von Bouguer vorgeschlagene Formel für die wirkliche Kraftanwendung eines Arbeiters nach mathematischen Principien, so wird man bald wahrnehmen, daß sie nicht ganz allgemein ist, indem $K = 0$ wird, wenn man für die Anwendung $v = 2c$ und $z = 2t$ setzt. Allein es verhält sich mit diesem Gesetze, wie mit vielen anderen, welche in ihren Extremen unzuläßig sind, obgleich sie für den praktischen

Gebrauch zwischen dem Minimum und Maximum, welches die Formeln zulassen, die mannigfaltigsten und sichersten Anwendungen gestatten. Ref. macht z. B. auf das bekannte Mariotte'sche Gesetz aufmerksam. Obige Formel giebt für den Mittelwerth der menschlichen Kraft k bey den verschiedenen Geschwindigkeiten und Arbeitszeiten in wirklichen Anwendungen sehr interessante Belehrung und dient als allgemeiner Maßstab für den Gebrauch.

In Bezug auf das Tragen einer Last in unbestimmte Entfernungen und die Regeln für den Fall, wenn die Tragungskosten für den Zentner und die Meile bey einem bestimmten Taglohne am Geringsten werden sollen, ist anzunehmen, daß ein starker Mann auf kurze Zeit wohl mehr als 150 Pfunde, unfehlbar 200 bis 300 Pfd. zu tragen vermag, wie Ref. manchmal beobachtet hat. Anders verhält es sich für eine anhaltende Zeit, wie dieses bey den Leistungen des Militärs auf Märschen der Fall ist. Auf dieses wendet der Verf. die gewöhnlichen Leistungen der Arbeiter an, und zeigt durch verschiedene Berechnungen, daß man für dasselbe allgemein k = 30 bis 35 Pfd. annehmen könne, und unter welchen Bedingungen ein Nachführen der Armatur erforderlich sey. Erkennt man schon aus diesen wenigen Anwendungen den Nutzen der Kenntniß obiger Formel, so zeigt sich aus ihr, wie die mittlere Kraft eines Sämanns nur auf 22 Pfd. gesetzt werden darf, weil er auf lockerem Boden geht. Die Anpassungen der interessanten Erfahrungen Coulomb's über die menschlichen Kraftäußerungen verdienen alle Aufmerksamkeit und lassen wenig zu wünschen übrig. Es werden wohl mancherley Anwendungen und Leistungen von Arbeitern z. B. beym Rudern, Einrammen von Pflöcken mittelst der bekannten Rammklötze u. dgl. nicht namhaft gemacht, allein der aufmerksame Leser kann aus dem Gesagten leicht selbst entnehmen, wie er dieselben behandeln müßte. Wie sehr übrigens Kraftäußerungen durch Gewohnheit bedingt werden, z. B. beym Tragen auf dem Kopfe, auf den Schultern u. dgl. läßt der Verf. nicht unerwähnt und bemerkt, daß er in Lyon ein Tragen an einer um die Stirn gelegten Gurt beobachtet habe; auch wird obige Formel für die Arbeiten der Weiber angepaßt, indem bey c = 2,5 F. und t = 8 Stde. die mittlere Kraft k = 20 Pfd. gesetzt wird. Für das Tragen einer Last auf bestimmte Entfernungen wird Rücksicht genommen, wenn der Arbeiter im Rückwege leer geht, wenn die Last in Gefäßen, leinenen oder ledernen Säcken, hölzernen Butten u. dgl. sich befindet, woraus die große Mannigfaltigkeit der Anwendungen hervorgeht.

Die obige Formel dient dem Verf. auch als Grundlage für die thierischen Kräfte sowohl mit als ohne Maschinen; er berücksichtigt die verschiedensten Verhältnisse und verliert niemals den Zweck praktischer Anwendungen aus dem Auge, welches er besonders dadurch bemerklich macht, daß er Tabellen beyfügt, aus welchen man bey Anlegung von Maschinen verschiedener Art die erforderlichen Zahlen entnehmen und welche man besonders für landwirthschaftliche Unternehmungen mit großem Vortheile benutzen kann; denn sie sichern den Unternehmer gegen ein Zurückbleiben der berechneten Kosten hinter den wirklichen. Unter besonderem Bezuge auf die bekannte Pferdekraft fiel es dem Ref. anfänglich auf, dieselbe nicht höher als 100 Pfd. angenommen zu sehen, da er doch von weit größeren Werthen gelesen und beobachtet, und man aus Versuchen über dieselbe gefunden hat, daß ein Pferd ohne Ermüdung 175 Pfd. in einer Stunde 10000 bis 12000 Fuß weit fortzieht und daß die Geschwindigkeit eines Pferdes 12 Fuß in einer Secunde betrage, wofür der Verf. nur 4 F. annimmt. Allein Ref. glaubt mit dem Verf., dessen Erfahrungen eben so allgemein als sprechend sind, man handle sehr zweckmäßig, beym Baue und der Berechnung des Nutzeffektes von Maschinen, die mittlere Pferdekraft nicht über 120 Pfd. bey einer mittleren Geschwindigkeit von 6 Fuß in einer Secunde und 8 Stunden täglicher Arbeitszeit in Anschlag zu bringen, wenn man mit vollkommener Sicherheit auf die Leistungen rechnen will. Belehrend ist die Anwendung, welche der Verf. auf die Leistungen der Kavallerie-Pferde macht, woraus hervorgeht, daß die mittlere Kraft = 130 Pfd. bey 45 F. Geschwindigkeit und täglichen 2 Meilen anzunehmen sey; daß bey 3 Meilen ein Theil des Gepäckes nachgeführt werden müsse und die Infanterie für längere Zeit größere Ausdauer gewähre, als die Kavallerie.

Das zweyte Kapitel handelt von der Statik und vortheilhaftesten Verwendung der thierischen Kräfte bey einfachen Maschinen und legt die obige Formel ebenfalls zu Grunde mit der Bemerkung, daß an absolutem Nutzeffekte durch Maschinen in der Regel nichts gewonnen wird, weil an Zeit meistens eben so viel verloren geht, als an Last mehr gefördert wird, wenn nicht, wie bey Fortschaffung der Lasten auf Schubkarren, Wagen u. dgl. das Gewicht ganz oder zum Theile durch den Widerstand des Bodens getragen wird. Nach einer gründlichen Entwicklung des Hebels der ersten und zweyten Art werden die statistischen Gesetze desselben mit verschiedenen Anwendungen versinnlicht und namentlich der bekannte archimedische Ausspruch, „die ganze Erde zu heben" sachkundig erwähnt. Ob aber das von Cavendish angenommene specifische Gewicht der Erde das wichtigste ist, muß Ref. um so mehr bezweifeln, als jener es selbst = 5,48 setzte, was unfehlbar zu groß ist, und dasselbe etwa 4,65 anzunehmen seyn dürfte. Für diese Annahme paßt die vom Verf. gefundene Länge des Hebelarmes zu zweymalhunderttausend Billionen Meilen nicht, sondern muß alsdann noch wenigstens

0,2 mal größer gemacht werden. Nachdem der physische Hebel nach seinen wichtigsten Momenten betrachtet ist, werden die zu den Leistungen der Maschinen nöthigen Bestimmungen des Schwerpunktes mehrerer Gewichte an einem Hebel, in Dreyecken mit Kegeln, in parabolischen Flächen und Körpern vorausgeschickt, um davon bey jenen Gebrauch machen zu können. Die interessanten Anwendungen derselben auf die Verführung mittelst der Schubkarren (auch Schelbtruchen genannt) gewähren mehrfache Belehrungen; sie werden zwar nicht vollständig behandelt, da sowohl die Reibung am Rade, als auch die Unebenheit des Bodens nicht berücksichtigt wird; allein das Gesagte setzt den Studierenden in den Stand, auf die vorliegenden Aufgaben mancherley Anwendungen zu begründen.

Die Theorie des Rades an der Welle und die Angabe der Verhältnisse, unter welchen die Leistungen dieser Maschine am Größten werden, wird eben so vollständig und gründlich behandelt, als die Gesetze der Rollen und Flaschenzüge nebst deren Verbindung mit einer Winde. Warum der Verf. weder die Smeaton'schen, noch mancherley englische Flaschenzüge, welche selbst Patente veranlaßten, wenigstens in einer Note erwähnt hat, fiel dem Ref. auf, obgleich man von ihnen wenig Gebrauch machte und im Maschinenwesen der gegenwärtigen Zeit machen wird. Durch die Untersuchungen über die Verbindung der Flaschenzüge mit den Winden, woraus die Gesetze der Gegenwindungsrolle hervorgehen, bereitet der Verf. den Uebergang zur Berechnung dieser Maschinen und ihres größten Effektes nebst der verschiedenen Construktionen derselben vor, und versinnlicht jene durch besondere Anwendungen, welche für den Techniker von hoher Wichtigkeit sind. Es folgt die Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte und ihre Versinnlichung durch Anschauung und Berechnung in besonderen Aufgaben, woran sich sehr zweckmäßig die Untersuchungen über Bewegung der Körper auf schiefen Ebenen anschließen, welche der Verf. durch Anwendungen bey Schubkarren, beym Tragen, Ziehen durch Haspel, u. dgl., um die Lasten mit wenigster Kraft zu bewegen, versinnlicht. Hierbey spricht er von einigen, an und für sich nicht hieher gehörigen, Gegenständen, nämlich von der vortheilhaftesten Art, die Baumaterialien auf bestimmte Höhen von Gebäuden zu bringen. Beachtet man den Nutzen, welchen bloß empirisch gebildete Baumeister aus diesen Darstellungen schöpfen, wozu die für die vorzüglichsten Aufgaben berechnete und beygefügte Tabelle ganz vorzüglich beyträgt, und bedenkt man, daß in vielen technischen Gewerben, namentlich beym Bauwesen auf eine schmähliche Weise oft Kräfte vergeudet werden, durch deren passende Anwendung man viel leichter und kürzer zum Ziele kommen könnte, so wird man dem Verf. besonders danken müssen, zum Behufe empirisch gebildeter Baumeister diesen kurzen Abschnitt eingeschoben zu haben.

Gleichwichtig und einflußreich ist das über die Treträder, ihre Kräfte und Anwendungen, ihre Vortheile und Nachtheile Gesagte. Praktische Gewandtheit, auf gründliche theoretische Kenntnisse gebaut, zeichnen die Darstellungen aus, und geben durch den Vergleich des Tretrades mit der Tretscheibe deutlich zu erkennen, daß diese vor jenem bey weitem den Vorzug verdient, ein Ergebniß, welches für die Maschinen im Großen und Kleinen von hoher Wichtigkeit ist. Die Theorie der Schraube wird an einem sehr lehrreichen Beyspiele versinnlicht, nämlich an dem Aufschrauben eines Dachstuhles auf eine gegebene Höhe durch die bekannten englischen Winden mit Hebern, welchen man, wie der Verf. selbst zugesteht, vor den französischen und deutschen besonders dann den Vorzug einräumen muß, wenn große Lasten zu heben sind. Die Darstellung unterliegt jedoch einem Mangel wegen Nichtberücksichtigung des Reibungs-Coefficienten, welcher sehr bedeutend ist. Ob der Verf. nicht zweckmäßiger verfahren wäre, die Reibung als ein für jede Maschine wichtiges Moment vorauszuschicken, will Ref. nicht weiter untersuchen, glaubt aber, daß dieser Gegenstand in der allgemeinen Einleitung eine Stelle hätte finden sollen, wodurch mancherley Wiederholungen erspart worden wären. Es folgt die Lehre vom einfachen und doppelten Keile, ohne die Kraft des Schlagens, welche die außerordentliche Gewalt hervorbringt, zu berücksichtigen, was Ref. jedoch nicht für einen Mangel des Werkes erklären kann, da er nicht weis, ob nicht im 3ten Bande, oder bey dem Einrammen der zugespitzten Pflöcke der Gegenstand zur Sprache gebracht wird. Ein solches Uebergehen und wiederholte Betrachten von Gegenständen, die in der Mechanik höchst wichtig sind, kann Ref. jedoch in Bezug auf den wissenschaftlichen Zusammenhang und das folgerichtige Studium nicht ganz billigen.

Die Betrachtungen über die deutschen, französischen und schwedischen Hebladen, und verschiedenen Hebel, welcher man sich zum Ausreißen der Baumstämme, Pfähle u. dgl. bedient, gewähren für das praktische Leben beym Aufladen schwerer Lasten, beym Steinbrechen u. s. w. großen Nutzen. Vollständiger aber sind die Waagen, z. B. Krämerwaage, Schnellwaage, Waage mit Zeiger, Garnwaage, Straßen- oder Mauthwaage, schwedische Schiffwaage, verjüngte Waage, Federwagen oder Kraftmesser nebst Regeln für die Anordnung, Prüfung und Gebrauch aller dieser Arten behandelt, wobey die zum Wägen großer Lasten die größte Ausführlichkeit erhalten. Die durch Quincenz angegebene Brückenwaage, Bascüle genannt, welche im südlichen Deutschland ziemlich allgemein im Gebrauche ist, wird sehr genau beschrieben. Aehnliches geschieht dem Göpel mit Zylinder- und Spiralwinden, welchen ein kunstfertiger

Mechaniker darnach unfehlbar verfertigen oder herstellen kann. Zugleich macht der Verf. auf die Vortheile des Göpels mit Spiralgewinde bey tiefen Schachten aufmerksam, stellt Berechnungen über ihren größten Effekt an, beurtheilt die nöthige Stärke der Bergseile und Gewichte der eisernen Ketten mit zunehmender Stärke, und hebt im Besonderen den Nachtheil hervor, welchen die ungleich zu wältigende Last bey cylindrischen Treibkörben aus dem Seilgewichte verursacht, mit großer Sachkenntniß heraus. Ob aber die vorgeschlagene und beschriebene Maschiene mit kegelförmigen Treibkörben und Zugketten in dem Abspringen der Ketten von dem Treibkorbe keine Störungen veranlassen dürfte, will Ref. nicht im Besonderen untersuchen; die Zeichnung läßt dieses erwarten. Um übrigens die ganze Maschine möglichst praktisch zu machen, hat der Verf. die Spiralform der Windungen des Treibkorbes bloß in annähernden Resultaten berechnet und sich in keine strenge mathematische Untersuchungen eingelassen, welche bekanntlich für die gewöhnlichen Herstellungen von Maschinen nicht den erforderlichen Nutzen bringen.

Im dritten Kapitel wird von der Festigkeit der Körper in Bezug auf Versuche über die Dehnkraft und absolute Festigkeit, auf die Biegung und den Bruch des Holzes, Eisens und einiger anderer Metalle gehandelt. Der Verf. giebt nicht blos Resultate, sondern sehr einflußreiche Erfahrungen von praktischer Anwendung an und erörtert einsichtsvoll, inwiefern die Tragketten den englischen Bandseilen, welche allerdings manche Vortheile gewähren, sowohl wegen ihrer Stärke, leichten Reparatur als Brauchbarkeit des alten Materials vorzuziehen sind. Nebst dem, daß der Verf. die wichtigeren wohl schon bekannten Versuche über die absolute Festigkeit des Eisens wiederholt, fügt er die seines Vaters wegen einer zu erbauenden Kettenbrücke angestellten bey, und leitet daraus das interessante Resultat ab, daß man für die praktische Anwendung nicht allein die absolute Tragbarkeit, sondern auch die Größe der Ausdehnung zu berücksichtigen habe, und daß man das Eisen blos mit der Hälfte desjenigen Gewichts belasten dürfe, welches es im Maximum zu tragen vermöge. Eine hierauf gegründete Berechnung zeigt, daß, wenn eine Eisenstange im Querschnitte einen Quadratzoll beträgt, dieselbe zwischen 5000 und 6000 Kilogramme trage. Die tabellarische Zusammenstellung der aus vielen Versuchen erhaltenen Resultate über das Tragungsvermögen der Balken, welche an beyden Enden aufliegen, oder auch eingemauert sind; die über die vortheilhaftesten Dimensionen für einen Balken, der aus einem runden Stamme gezimmert werden kann; die ausführliche Entwicklung der Methode, die Tragkraft der Balken am vortheilhaftesten zu benutzen und andere Mittheilungen, welche im Besonderen die vom Verf. angestellten Versuche über die Biegung der wichtigsten Nutzhölzer, nämlich des Eichen-, Buchen-, Fichten- und Tannenholzes, des Guß- und Schmiedeisens betreffen und für die Praxis außerordentlich wichtig sind, setzen das Verhältniß zwischen der durch die Form bedingten Tragkraft und Größe der Biegung in ein sehr helles Licht, und gewähren dem Maschinenbauer, Baumeister u. s. w. ausgezeichnete Vortheile.

Gleich einflußreich sind die Untersuchungen über das Tragungsvermögen der Balken, welche auf ihrer ganzen Länge gleichförmig belastet sind, die Berechnungen der Zahl und Stärke der Endbäume einer Brücke für eine gegebene Belastung, über das Tragungsvermögen der runden und konischen Balken und das hieraus gefundene Gesetz, daß für vollkommen elastische Körper die Biegung zur Ausdehnung, welche derselbe Körper nach seiner Länge von einem gleichen Gewichte erfährt, sich wie das Quadrat der halben Länge zum Quadrat der Höhe verhält, dieses ist für den praktischen Gebrauch sehr einflußreich und biethet mit den Entwickelungen über die rückwirkende Festigkeit und den Widerstand gegen Drehung sehr viel Belehrung dar. Obgleich die verschiedenen Versuche von Muschenbroek, Raynold, Rondolet, Duleau, und Renie mitgetheilt werden, so benutzt der Verf. doch bloß die des Letzteren, wobey er die Tragkraft der Säulen aus den genauen Ergebnissen über die Biegung der Körper ableitet und im Besonderen auf die in verschiedenen Stockwerken ungleiche Stärke der Mauern anwendet, woraus sich die Regel vieler Baumeister, die unteren Stockwerke gleichmäßig zu vermehren, nur dann für anwendbar halten läßt, wenn der oberste Mauertheil ungewöhnlich stark belastet ist. Eine wichtige Lücke in der Mechanik berührt der Verf. in dem Mangel an Versuchen über den Widerstand der Körper gegen die Drehung; seine Versuche sind sehr schätzbar und durch mehrere Aufgaben aus praktischen Erfahrungen versinnlicht. Aus der ganzen Art der Darstellung sämmtlicher Gegenstände dieses Kapitels ersieht man recht deutlich, wie der Verf. sich stets bemüht, seinen Arbeiten eine praktische Tendenz zu geben.

Das vierte Kapitel handelt von der statischen Baukunst, sonach von Gegenständen, die noch wenig erörtert wurden und eben darum von jedem deutschen Baumeister gründlich erlernt werden sollten, da gerade in ihnen bey den bloß empirischen Baumeistern die Kenntnisse sehr oberflächlich sind. Es wird die Stabilität und zunehmende Stärke der Mauern für Thürme und Gebäude von mehreren Stockwerken untersucht und der Druck der gleichstehenden Balken an beyden Enden verständlich durchgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. XXVII. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.

Bayerische Annalen.

München. 25. Juny 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 52.

Inhalt.

Handbuch der Dampfmaschinen-Lehre für Techniker und Freunde der Mechanik, von Dr. Christoph Bernoulli, Professor in Basel. Mit 12 Steintafeln. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833. XII. und 454 S. 8. Pr. 3 fl. 36 kr.

Im Jahre 1824 hatte der Verf. des vorliegenden Handbuches eine Schrift unter dem Titel: Anfangsgründe der Dampfmaschinenlehre für Techniker und Freunde der Mechanik, Basel bey J. G. Neukirch herausgegeben, welche so wohlwollend aufgenommen wurde, daß er sich schon vor mehreren Jahren zur Herausgabe einer neuen Auflage aufgefordert sah. Allein er sah bald ein, daß ihn und das betheiligte Publikum eine solche nicht befriedigen könne, da die Fortschritte der Naturlehre, namentlich die Untersuchungen über die Wärme und ihre Verwendungen im technischen Leben, wobey für oben bezeichnete Maschinen die Dämpfe eine Hauptrolle spielen, jene Unzulänglichkeit offenbar bewiesen. Die vielen Anwendungen und Verbesserungen der neuesten Zeit fordern allerdings eine genaue Berücksichtigung, wenn ein Handbuch zu oben bemerktem Zwecke den Erwartungen entsprechen soll. Der Verfasser arbeitete daher, seinen früheren Entwurf gänzlich zu diesem neuen Werke um, und bestimmte es zunächst für den Techniker und Freund der Mechanik, weßwegen er in rein theoretische Untersuchungen und in solche Bearbeitungen, welche tiefere matematische Kenntnisse, namentlich höhere Geometrie und Analysis, voraussetzen, nicht einging. Dieses Verfahren muß Ref. um so lobenswerther anerkennen, als in den Künsten und Gewerben annähernde, durch Versuche und Erfahrungen bestättigte Resultate weit mehr Nutzen bringen, als strenge mathematische Kalkuls, was schon aus dem einfachen Grunde erhellt, daß die mathematischen Untersuchungen noch nicht diejenige allgemeine Anwendung gefunden haben, wie es zu jenem Behufe nothwendig ist, und daß sie auch in gar manchen Gegenständen nicht mit bestimmter Sicherheit angewendet werden können. Im großen zeigt sich dieses an dem Industrie- und Gewerbe-, Fabrik- und Manufakturwesen Englands und Frankreichs. Die Engländer verstehen es zwar weit weniger in der Baukunst, Maschinenlehre u. dgl. den matematischen Kalkul anzuwenden, als die Franzosen, welche dieses eben so sinnreich als geschickt, meistens mit viel Glück, nicht selten aber auch mit geringem Erfolg verstehen; allein sie machen Versuche, bauen Modelle zu Maschinen u. s. w. und wenden auf diese die Mathematik nur als zu Hülfenahme an, wodurch sie viel praktischer werden, als die Franzosen und es in ihren Unternehmungen jeder Art viel weiter bringen, wie die tägliche Erfahrung jedem zu erkennen gibt.

Der Verf. schließt sich an das Verfahren der Engländer, weswegen ihn vielleicht mancher Theoretiker eines unwissenschaftlichen Verfahrens beschuldigen dürfte, allein Ref. geht von dem Grundsatze aus, daß die Anwendung der Mechanik wohl ihre Grenzen habe, und man beym blossen Kalkul oft nicht alle Umstände, worauf es ankömmt, berücksichtigen könne, und billigt des Verf. Darstellungsweise um so mehr, als er nicht den gründlich theoretisch gebildeten Techniker, Mechaniker überhaupt, sondern den praktischen Gewerbsmann im Auge hat, gehabt haben mochte, für welchen er belehrend schreiben wollte. Er benützte, wie natürlich war,

die Uebersetzung des in mehrfacher Hinsicht klassischen Werkes von Tredgold, nahm aber doch gar manche auf willkührlichen Annahmen beruhende Formeln nicht an, und suchte, um möglichst deutlich und faßlich für jeden verständigen Techniker zu werden, alle praktischen Gesetze durch Beyspiele oder einfache Berechnungen zu erläutern, wobey er die Kenntniß der Elemente der Physik und Mechanik, dann die Elemente der Mathematik und Algebra (es scheint ihm die Algebra nicht zur Mathematik zu gehören; Refer. hat mehrmals auch schon von Geometrie und Mathematik gelesen, und über solche sinnlose Angaben gelächelt) voraussetzen zu dürfen glaubte.

Es ist sehr zu bedauern, daß über Dampfmaschinenlehre nicht schon längst durch populäre Darstellungen die nöthige Belehrung dargeboten wurde; die Engländer lieferten die alleinigen; die Franzosen gaben nur Uebersetzungen englischer Schriften und Abhandlungen über specielle Anwendungen. In dem polytechnischen Journale von Dingler kömmt wohl hinsichtlich der deutschen technologischen Schriftstelleren eine ziemliche Anzahl von Aufsätzen über das Dampfmaschinenwesen vor, allein nichts Zusammenhängendes. Um so verdienstlicher sind daher die Bemühungen des Verfassers, welcher sowohl in jenen als in andern Journalen Alles dasjenige aufsuchte, und in seinem Handbuche zusammenstellte, was zur näheren Kenntniß oder zur Vervollkommnung der Dampfmaschinen dienen mag. Hiebey muß übrigens Ref. bemerken, daß unter den vielen Mittheilungen gar manche nicht zu Verbesserungen zu rechnen sind, daß viele Abhandlungen nichts Neues enthalten, gar viele Abänderungen hinsichtlich ihres Werthes zu bezweifeln sind und manche Beschreibungen von Patenten wegen ihrer Unklarheit keinen großen Nutzen gewähren. Da übrigens nicht selten irrige Ansichten durch Prüfung und Beleuchtung belehrend und nützlich werden, und sinnreiche Apparate, wenn gleich in unveränderter Form nicht anwendbar, oft zu verschiedenen Versuchen führen, so hat sich der Verf. dadurch ein besonderes Verdienst um die Technik hinsichtlich der Dampfmaschinen erworben, daß er mancherley Vorrichtungen und Erfindungen nur kurz berührte, und einige der abweichendsten Systeme in besonderen Abschnitten betrachtete. Auch das Dampffuhrwesen hat der Verf. mit möglichster Ausführlichkeit behandelt und demnach nichts unterlassen, was zur genauen und gründlichen Kenntniß des ganzen Dampfmaschienenwesens erfordert wird.

Diese Schrift erscheint uns sonach als erste und selbstständige über diese Maschinen und verdient schon als solche alle Aufmerksamkeit. Es ist dem Ref. wohl schon vor zwey Jahren ein praktisches Handbuch zur gründlichen Kenntniß der Dampfmaschinen zu Gesicht gekommen; *) allein beym Lesen derselben kamen ihm alle Gegenstände so bekannt vor, daß er sich völlig bewußt wurde, sie schon irgend wo gelesen zu haben. Er griff nach dem polytechnischen Journale und nahm wahr, daß jenes vermeintliche Handbuch weiter nichts war, als eine Sammlung von 50 bis 60 Aufsätzen aus jenem Journale; der Verf. desselben hat also das bloße Verdienst eines Sammlers und auch dieses nicht auf eine besonders ehrenvolle Weise, da er jene Aufsätze weder historisch noch praktisch in einandergreifend ordnete und sie oft gar ohne vernünftige Umsicht verstümmelt nachdrucken ließ. Jedem das Seinige.

*) Bey Basse in Quedlinburg erschienen.

Damit die Leser mit dem Inhalte des dem Refer. vorliegenden Handbuches genauer bekannt werden, so stellt er in einer kurzen Uebersicht den Inhalt zusammen und nimmt dann hie und da Veranlassung, Einiges über die besonderen Darstellungen zu sagen. Nach einer Einleitung von 18 Seiten über die Wichtigkeit der Dampfmaschinen für die menschliche Gesellschaft und allmählige Verbreitung derselben handelt er im ersten Abschnitte von Seite 19 bis 53 von der Erfindung der ersten Dampfmaschine durch Savery; von früheren Versuchen, die Kraft des Dampfes anzuwenden, von Erfindung der ersten Kolbenmaschine, ihren Fortschritten bis auf Watt und von der Umgestaltung der Dampfmaschine durch Letzteren; von der Klassifikation der bis jetzt erfundenen Arten von Dampfmaschinen; von den Erfordernissen einer wirklichen Dampfmaschine und endlich von der Darstellung derselben in ihrem Zusammenhange und zwar einer doppeltwirkenden mit niedriger Pressung nach Watt und Boulton. Der ganze Abschnitt enthält also bloße historische Mittheilungen, welche den Leser mit dem Gange der allmähligen Fortschritte der Dampfmaschinen bekannt machen.

Im zweyten Abschnitte Seite 53 bis 112 handelt er von den Gesetzen der Dampfbildung und den Eigenschaften des Dampfes überhaupt und von dem Speciellen des Dampfes hinsichtlich der Expansivkraft des gesättigten Dampfes bey höheren Temperaturgraden; hinsichtlich der Dichtigkeit des Dampfes; hinsichtlich seiner Elasticität und Dichtigkeit bey einer Temperatur unter 100 Grad; hinsichtlich des Wärmegehaltes der Dämpfe bey verschiedenen Temperaturen; hinsichtlich der spontanen Dampfentwicklung; hinsichtlich der Temperatur und Elasticität des Dampfes, wenn er durch eine kleine Oeffnung entweichen kann; hinsichtlich der theoretischen Bestimmung der Geschwindigkeit, mit welcher der Dampf aus einer Oeffnung strömt; hinsichtlich der mechanischen Kraft des Dampfes bey konstanter Dichtigkeit; hinsichtlich seiner mechanischen Wirkung, wenn er noch expandiert und endlich hinsichtlich des praktischen Verfahrens, den dynamischen Effekt des durch Expansion wirkenden Dampfes zu berechnen. Der ganze Abschnitt belehrt also über das eigentliche Physikalische des Dampfes, was Gegenstand der Lehrbücher der Physik ist.

Im dritten Abschnitt liest man von Seite 115 bis 233 sehr zweckmäßige Darstellungen über die Erzeugung oder Produktion des Dampfes, wobey in Ansehung der Oefen und Feuerung das Brennmaterial und die Verbrennung überhaupt; der Feuerherd; der Rauchfang und die Luftzüge; die Feuerkanäle; die Vorrichtungen zur Verzehrung des Rauches und endlich die Heizungen mit künstlichem Luftzuge mit Gebläsen oder Exhaustionsmaschinen; in Ansehung der Dampfkessel, die Größe, Form und Stärke, nebst verschiedenen Arten derselben; in Ansehung seiner Speisung, das Speisewasser und die Speisepumpen; die Regulirung des Zuflusses; die Mittel, den Wasserstand zu erkennen und die Regierung des Kessels und Verhütung der Bodenkruste; in Ansehung des Kesseldampfes die Mittel für Erkennen der Stärke des Dampfes und für Regulirung der Dampferzeugung und endlich in Ansehung der Mittel zur Verhütung der Explosion des Kessels das Probiren desselben und die Sicherheits-Apparate in Ventilen, Monometer u. dgl. bestehend, Alles gesagt wird, was zur Deutlichkeit und Verständlichkeit des Gebrauches, der Anwendung und Wirkung der Dampfmaschinen beytragen kann.

Der vierte Abschnitt Seite 233 bis 309 beschäftigt sich an und für sich mit den verschiedenen Organen oder Bestandtheilen der eigentlichen Dampfmaschinen und zwar im Besonderen mit dem Dampfcylinder und Dampfkolben mit Zergliederung ꝛc. mit der Admission und Distribution des Dampfes hinsichtlich der verschiedenen Einrichtungen der innern und äussern Steuerung; mit den Verdichtungs-Apparaten hinsichtlich der Condension mit und ohne Injektion und hinsichtlich der Entbehrlichkeit des Condensators, und mit der Umwandlung der ersten Bewegung in eine kreisförmige, wobey die Mittel zur senkrechten Bewegung des Kolbens, der Balancier, die Kurbel, Triebstange und das Schwungrad sachkundig beschrieben werden.

Der fünfte Abschnitt Seite 309 bis 350 bietet unfehlbar das meiste Interessante dar, indem es den Leser mit der Nutzbarkeit der Dampfmaschinen und zwar mit der Krafteinheit zur Abschätzung des Nutzeffektes und mit dessen unmittelbarer Abmessung; mit den ihn verhindernden Ursachen und seiner Berechnung; mit dem Nutzeffekte im Verhältnisse zum Kohlenverbrauche und endlich mit der Frage und ihrer Beantwortung bekannt macht, ob Hochdruckmaschinen vortheilhaft sind. Der sechste Abschnitt Seite 351 bis 376 handelt von einigen besonderen Dampfmaschinenarten nämlich von den relativen, von Maschinen mit horizontal liegenden Cylindern; von Albans Dampfmaschine mit sehr hohem Drucke; von Maschinen mit überhitztem Dampfe; von Brunels und Browns Gasmaschine.

Der siebente Abschnitt Seite 387 bis 410 bespricht die Befahrung eiserner Bahnen mit Dampfwägen, rücksichtlich der Erfordernisse und näheren Beschaffenheit des Dampfwagens; rücksichtlich der Frage, wie Dampffuhrwerke vortheilhaft seyn können und rücksichtlich der Befahrung nicht horizontataler Wege und endlich die Befahrung gewöhnlicher Straßen mit Dampfwägen. Der achte Abschnitt Seite 427 bis zum Schlusse handelt von der Dampfschiffahrt, wobey der Verfasser sich geschichtlich über Erfindung und Verbreitung derselben, über allgemeine Einrichtung amerikanischer, englischer und französischer Dampfschiffe; über die erforderliche Kraft und endlich über die relativen Vortheile dieser Schiffahrt verbreitet.

Aus dieser allgemeinen Uebersicht erkennt jeder Leser, was er in dem Buche findet; wegen der Art und Weise, Gründlichkeit und einfachen Belehrung muß Ref. auf das Buch selbst verweisen, indem er nur einzeine Darstellungen herausheben und den Lesern vorführen kann, um sich beyläufig zu überzeugen, daß der Verf. alle Kraft seines Wissens und seiner Erfahrungen aufgeboten hat, um gründlich zu belehren und seine Darstellungen möglichst gemeinnützig zu machen. Die Sprache ist weder gesucht noch trivial, weder undeutlich noch dunkel, sondern zeichnet sich durch Einfachheit und Bestimmtheit, durch Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit, durch angemessene Kürze und Korrektheit aus, so daß jeder denkende Techniker und Gewerbsmann die Schrift mit allseitigem Nutzen lesen und die Ergebnisse für etwa sich ergebende besondere Fälle anwenden kann.

Es ist nicht zu zweifeln, daß die Erfindung der Dampfmaschinen für die menschlichen Verhältnisse jeder Art, besonders für die Gewerbsthätigkeit, für die Vermehrung und Verbreitung des Wohlstandes und der materiellen Güter bald dasjenige werden wird, was die Erfindung der Buchdruckerkunst für unsere geistige Kultur, für die Beförderung der Wissenschaften und für die Aufklärung überhaupt geworden ist.

Diese Wichtigkeit erörtert er nach allen möglichen Beziehungen, ohne jedoch in das Innere der besonderen Gewerbe und Künste einzugehen. Umfassender und den Bedürfnissen der Gewerbsthätigkeit und der Gewerbstreibenden entsprechender findet man zwar die Vortheile in einer besondern englischen Schrift: „Resultate des Maschinenwesens" ins Deutsche übersetzt ꝛc. dargethan; allein diese speciellen Erörterungen konnten des Verf. Absicht nicht seyn; in jener Schrift geht das Streben dahin, dem Volke, besonders den Arbeitern, welche sich gegen die verschiedenen Maschinen auflehnten, und diese zu zertrümmern sich bemühten, die Nutzanwendungen klar vor Augen zu stellen und von jenem verderblichen Vorhaben abzubringen. Hier kann die Absicht nur dahin gehen, das Wichtige der Dampfmaschinen im Allgemeinen zu erörtern. Diese erreicht er vollkommen, indem er im Besonderen zeigt, daß die Dampfmaschine uns zuerst in den Stand gesetzt hat, eine anhaltende und fortdauernde Kraft selbst zu schaffen, wie sie die Industrie im weitesten Sinne des Wortes bedarf, und sie uns nicht hindert, jede andere Kraft zu benützen,

so oft sie uns dienen kann, ja in unzählig vielen Fällen Hülfe leistet, wo unsere Kräfte uns nicht zu Gebote stehen. Keine Kraft, selbst die des Wassers nicht ausgenommen, gibt eine so regelmäßige Bewegung, läßt sich so leicht und unbedingt mindern und steigern. Sie kostet zwar Unterhalt, aber nur dann, wenn sie arbeitet; läßt sich fast überall hinstellen und erfordert verhältnißmäßig nur wenig Raum. Wollte man durch Thiere verrichten lassen, was eine Maschine von 50 Pferdekraft u. s. w. erst thun kann, so würde man bey Weitem die erwünschten Resultate nicht erreichen. Der Verf. unterläßt es nicht, die vielartigen Folgen zu bezeichnen, welche die Erfindung der Dampfmaschine bereits nach sich zog, und welche bey ihrer fortschreitenden Ausbreitung und Vervollkommnung für den Kultur-Zustand der Menschheit noch zu erwarten sind, weßwegen sie mit vollem Rechte als eine der wichtigsten und einflußreichsten Erfindungen anzusehen ist.

Hinsichtlich des ersten Abschnittes muß Referent bemerken, daß sämmtliche Darstellungen ihrem Zwecke vollkommen entsprechen, nur würde er den Inhalt des 2ten diesem haben vorangehen lassen, weil eben die Entdeckungen und Anwendungen der Verhältnisse des Dampfes auf verschiedene Darstellungen des 1ten Abschnittes wesentlich einwirken und durch sie erst recht verstanden werden können. In wie ferne die Engländer die Erfindung der Dampfmaschine einem Marquis von Worcester, die Franzosen aber dem bekannten Physiker Dyonisius Papin oder gar einem gewissen Sal. de Caus zuschreiben, berührt der Verf. nur kurz und stellt aus verschiedenen Angaben die Behauptung auf, daß der Engländer, Capitän Savery die erste wirkliche Maschine, wodurch vermittelst des Dampfes ein brauchbarer mechanischer Effekt erhalten wurde, zu Stande brachte, und daß er demnach mit Recht als eigentlicher Erfinder derselben anzusehen ist; die Einrichtung derselben, ihren Effekt und ihre Anwendbarkeit zeigt der Verf., erörtert durch geschichtliche Nachweisungen, wie man auf die Kraft des Dampfes und die Versuche der Anwendung derselben gekommen und in wie fern Papin auf keine Weise als wirklicher Erfinder der ersten Dampfmaschine betrachtet werden könne. Drei Hauptgründe machen dieses zuverläßig wahr, obwohl man die Verdienste Papins von Seiten vieler Engländer anerkannt finde. Die Einrichtung einer atmosphärischen Maschine und ihre Brauchbarkeit wegen geringer Kosten des Brennmaterials und manche andere Verbesserungen, wodurch die Saverysche Maschine allmählig vergessen wurde und Papins Bemühungen vom Erfolge nicht weiter gekrönt werden konnten, beschreibt der Verf. möglichst genau. Die wichtigsten Erfindungen und Verbesserungen, welche die Dampfmaschine J. Watt verdankt, zählt der Verf. in 8 Gesichtspunkten auf; bezeichnet drei Hauptklassen und die Kriterien zur Erläuterung der verschiedenen Systeme von Cylindermaschinen, stellt im Allgemeinen die wesentlichsten Theile, die fast zu jeder Dampfmaschine gehören, kurz zusammen und erörtert Alles so, wie man es nothwendig verlangen muß, wenn man zur Einsicht der Sache gelangen soll.

Der 2te Abschnitt enthält einen Gegenstand, welcher der Physik zugehört, aber die Basis für die Lehre der Dampfmaschinen ausmacht. Es kann Ref. nur die Frage aufstellen, ob der Verf. diese Darstellungen nicht hätte abkürzen und vieles auf die Kenntniß in den Elementen der Physik rechnen können? Die Frage läßt sich mit ja und nein beantworten. Ref. nimmt keinen Anstand, sie zu bejahen, und entnimmt die Gründe dafür vorzugsweise aus der Bestimmung des Werkes selbst. Der Verf. setzt Techniker und Mechaniker voraus, welche die Lehre von den Dämpfen weder aus ihrer Theorie durch eigene Praxis noch durch früheren Unterricht gründlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben dürften; darum dienen die in diesem Abschnitte gegebenen Erläuterungen besonders dazu, die nöthige Belehrung in theoretischer Beziehung zu gewähren, uns mit der Anwendung der verschiedenen Gesetze bekannt zu machen. Zwar dürfte man, wenn man die Darstellungen nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen beurtheilen wollte, manche Verbesserungen und Ergänzungen für nothwendig halten; dahin gehören vorzüglich Betrachtungen über die Mittel, die Elasticität der Dämpfe bei höheren Temperaturen zu bestimmen, welche durch die Anwendung der Dämpfe zur Bewegung der Maschinen veranlaßt wurden; dann die Resultate von der Größe jener Elasticität für alle Wärmegrade; dann die Elasticität derselben, welche nicht ihre größte Dichtigkeit haben und der mit Luft gemischten Dämpfe und andere Beziehungen. Auch findet im Besonderen Ref. den Zweifel nicht gehoben, welcher in Ansehung der Dichtigkeit der Dämpfe dadurch entstehen kann, daß bei einer Compression des Wasserdampfes durch einen Kolben seine Dichtigkeit ebenso, wie die Dichtigkeit der zusammengepreßten Luft zunehmen müßte, was aber nicht der Fall ist; denn ist ein Cylinder, in welchem sich noch Wasser befindet, mit Dampf von der größten Dichtigkeit gefüllt, und ein Kolben beschränkt den Dampf auf einen engeren Raum, so schlägt sich bei gleichbleibender Wärme tropfbares Wasser nieder, und der übrige Raum bleibt nur noch mit Dampf von der vorigen Dichtigkeit gefüllt: diese und andere Verhältnisse verdienen wohl in rein wissenschaftlicher Hinsicht eine gründlichere Erörterung, als sie der Verf. mehrfach giebt. Allein das Gesagte reicht doch hin, dem Mechaniker und Freunde der Mechanik eine möglichst umfassende Belehrung zu verschaffen. Großen Nutzen gewähren die verschiedenen Tabellen, welche über Spannung, Dichtigkeit u. s. w. mitgetheilt werden; diese erhöhen den Werth des Buches sehr und tragen zu den Anwendungen der in ihnen mitgetheilten Resultate wesentlich bey.

Da jede Dampfmaschine aus zwei, fast immer auch getrennten, und in verschiedenen Räumen enthaltenen Apparaten besteht, deren einer zur Erzeugung des Dampfes, der andere, die eigenthümliche Dampfmaschine, zur Verwendung desselben dient, um dadurch eine mechanische zweckmäßig wirkende Kraft hervorzubringen, und da der erste Apparat wieder aus zwei Haupttheilen, aus dem Ofen zur Entwicklung der erforderlichen Hitze aus dem Brennmateriale und dem Dampfkessel zur Verwandlung des Wassers in Dampf besteht, so behandelt der Verf. diese Gegenstände mit besonderer Genauigkeit und Umsicht, und sieht besonders darauf, zu erörtern, in wie ferne es von der Construktion der eigentlichen Dampfmaschine abhängt, daß diese Kraft mit möglichst wenigem Dampfe erlangt werde; in wie fern es ferner von der Construktion des Kessels und namentlich des Ofens abhängt, daß das erforderliche Dampfquantum mit möglichst wenigem Brennstoffe erzeugt wird. Zugleich nimmt er besonders auf die Thatsache Rücksicht, daß, da der Preis der Dampfkraft hauptsächlich aus dem Aufwande an Brennmaterial hervorgeht, dem Heizapparate die zweckmäßigste Einrichtung gegeben werde. Sämmtliche in diesem Abschnitte früher bezeichnete Gegenstände werden dem Wesen der Sache ganz getreu behandelt, die Einrichtungen, Anwendungen und der Gebrauch den praktischen Bedürfnissen entsprechend beschrieben und durch gute Zeichnungen versinnlicht. Es würde den Ref. zu weit führen, wenn er die Vorzüge der einzelnen Darstellungen näher bezeichnen wollte; er muß es dem Nachlesen derjenigen überlassen, welche sich mit den Gegenständen genauer bekannt machen wollen.

Mit gleicher Treue und Nutzanwendung sind die Gegenstände des 4ten Abschnittes dem denkenden Leser vorgeführt. Da der wesentlichste Theil aller Kolbendampfmaschinen der sogenannte Treibcylinder ist, in welchem der Kolben spielt, und jener allgemein vom Gußeisen aufs Sorgfältigste durch besonders dazu eingerichtete Bohrmaschinen ausgebohrt und mit einem möglichst fest und dicht anschließenden Boden und Deckelstücke versehen ist, so verbreitet sich der Verf. ausführlich über diese Materien, sucht die Größe der Cylinder durch die Stärke der Maschine auszumitteln, bestimmt das schicklichste Verhältniß der Höhe zum Durchmesser zu 2 od. 2 1/2 und übersieht nichts, was zum Wesen der Sache gehört. Ref. verglich die Angaben des Verf. mit den Resultaten verschiedener Beschreibungen von Dampfmaschinen und beobachtete, daß derselbe stets die Mitte zwischen den verschiedenen Extremen zu halten sucht. Die einzelnen Theile der beschriebenen Maschinen werden meistens durch Zeichnungen versinnlicht, welche im Besondern dazu dienen, den möglichst vollkommenen Grad von Klarheit und Verständlichkeit zu erzielen und jedem nicht gerade durch gelehrte Studien gebildeten Leser, sondern selbst dem schlichten Gewerbsmanne nützlich zu werden und die zweckmäßigste Belehrung darzubieten.

Der 5te Abschnitt bespricht eben so interessante als belehrende Gegenstände. Nachdem der Verf. erörtert hat, was man unter mechanischer Wirkung einer Dampfmaschine zu verstehen habe, und die absolute und relative Wirkung bezeichnet hat, geht er die einzelnen Beziehungen, welche Ref. als Inhalt dieses Abschnittes angegeben hat, durch, erörtert die Unbestimmtheit der Abschätzung der Kraft einer Maschine mit der eines Pferdes nach drei Gesichtspunkten, und zeigt, daß, wenn der Ausdruck „Pferdekraft“ eine bestimmte Größe bezeichnen solle, immer nothwendig sey, daß man sich über die Leistungen verständige, die man durch diese Kraft verrichtet wissen wolle. Die Erörterungen dieser Gegenstände lassen nichts zu erwarten übrig, als daß der Verf. die mechanischen Wirkungen durch mehr Beispiele der Rechnung hätte versinnlichen sollen. Auch sollten hier und da die Gefahren und Ursachen derselben bei Anwendung der Dampfmaschinen näher bezeichnet seyn.

Die Gegenstände des 6ten Kapitels betreffen mehr Auszüge über verschiedene Beschreibungen von Maschinen und sind weniger Eigenthum des Verf. Dagegen zeichnen sich die Darstellungen des 7ten und 8ten Abschnittes durch Eigenthümlichkeit aus, und bieten viele originale Gedanken dar, welche von dem Scharfsinne des Verf. Zeugniß geben, indem er nachweiset, daß eben so wie bei den Reisen zu Wasser eine Ersparung an Zeit bemerkt werde, dieses auch mit den Dampfwägen der Fall sey. Da diese ziemlich neu sind, und einer Verbesserung stets entgegen sehen, so bietet der 7te Abschnitt um so mehr Interesse dar, welches durch des Verf. bestimmte und ansprechende Schilderungen bedeutend erhöhet wird. Ueber die Dampfschiffahrt besitzen wir schon mehrere Werke, welche jene in ihren wichtigsten Beziehungen darstellen; dahin rechnet Ref. besonders die neueste Schrift von Kufahl in Bezug auf die Dampfschiffe in Deutschland, namentlich in Preußen und bedauert, die Ergebnisse beider Verfasser nicht insbesondere vergleichen und die Verdienste eines jeden näher bezeichnen zu können. Die vorliegende Schrift zeichnet sich auf jede mögliche Weise aus, und verdient von jedem Sachkenner mit größter Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

D. R.

Handbuch der Mechanik von Franz Jos. Ritter von Gerstner, k. k. Gubernialrath ꝛc. aufgesetzt, mit Beyträgen von neueren englischen Construktionen vermehrt und herausgegeben von Franz Anton Ritter von Gerstner. Prag in 4.; Leipzig in Kommission bey Herbig. I. Band 1831. Mechanik fester Körper mit 40 Kupfertafeln in einem besonderen Hefte, in gr. Fol. VIII. und 663 Seiten. Preis 19 fl. 12 kr.. II. Band 1832. Mechanik flüßiger Körper mit 28 Kupfertafeln in einem besondern Hefte XII und 574 Seiten gr. 4. Im Pränumerationswege kostet das Ganze 43 fl. 12 kr. mit 100 Kupfertafeln.

(Fortsetzung.)

Eine versinnlichende Anwendung auf die Theorie der Sprengwerke und einfachen Hängwerke bey Dachstühlen und Brücken und die der Mansarddächer führt den Verf. auf die Zusammenstellung vieler Körper in schiefer Richtung und auf die Theorie der Gewölbe, welche er durch gründliche Erklärungen und Ausmittelung der zweckmäßigsten Wölbungslinien und Stützungslinien für willkührliche Gewölbformen und Körperstellungen vorbereitet. Die Kettenlinie und Ellipse, wofür der Verf. unrichtig Elypse schreibt, werden vor allem aufmerksam betrachtet und für ihre Anwendungen Tabellen berechnet. Nur die höhere Analysis läßt hier genaue Resultate erhalten; allein der Verf. entwickelt die Formeln, welche im Texte aufgenommen sind, in den Noten und berechnet die Stärke der Widerlagsmauern für Kreis- und elliptische Gewölbe, Kuppelgewölbe.

Den interessantesten Gegenstand dieses Kapitels machen die verschiedenen Arten von Kettenbrücken und Beschreibung mehrerer großer in England aus; nicht bloß die einzelnen Theile und ihre Ausdehnungen, sondern selbst die Kosten und Erfolge werden mitgetheilt und geben um so mehr Sicherheit, als der Verf. solche Prachtwerke entweder selbst gesehen, oder von den Erbauern die nöthigen Aufschlüsse erhalten hat. Die ungeheuern Kosten erregen Verwunderung und werden bloß von englischem Industriefleiße zu erwarten seyn. Die Bestimmungen der krummen Linien für die Kettenbögen; die Berechnungen der Hängstäbe; die Bestimmung der Stärke der Ketten mit Rücksicht auf die zufällige und eigene Belastung der Brücken durch Unterzüge, Langschwellen, Streuhölzer, Geländer u. dgl. und endlich die Betrachtungen über Kettenbrücken mit mehreren Bögen nebst Berechnung des wechselseitigen Sinkens und Aufsteigens durch größere Belastung des einen oder andern Brückenfeldes werden mit großer Gewandtheit durchgeführet und dabey viele wichtige Erfahrungen mitgetheilt. Es werden verschiedene Ketten-, Draht- und Stahlbrücken beschrieben und die im September 1825 eingestürzte Brücke über die Saale bey München-Nienburg nicht übergangen, wobey der Verf. warnet, sich unter neugierige Zuschauer in Haufen zu mischen und die Brücken ungewöhnlich zu belasten, da jene die Probe eines mit 110 Centner beladenen und mit 10 Pferden bespannten Wagens ausgehalten hatte. Aus den Untersuchungen über das Einsinken und Aufsteigen der zusammenhängenden Kettenbrückenbögen geht die Ursache hervor, warum die Haupttragketten entweder über Rollen oder Walzen beweglich seyn müssen, wenn die Pfeiler gegen die Gefahr des Zerfallens geschützt seyn sollen.

Das fünfte Kapitel behandelt einen der wichtigsten und einflußreichsten Gegenstände der Gesammt-Maschinenlehre, nämlich die Widerstände der Reibung, Unbiegsamkeit der Seile und ihren Einfluß auf den Effekt der Maschinen. Ref. hat sich über die Stellung dieser Materie, welche in der Mechanik eine so wichtige Rolle spielt, schon früher ausgesprochen und hält sie wiederholt nicht für zweckmäßig, obgleich der Verf. die Reibung und ihre Größe bey verschiedenen Materien auf die Leistungen großer Maschinen anwendet und daraus die Gesetze und Art ableitet, wie der eigentliche Reibungs-Coefficient in Rechnung zu nehmen sey. Diesen Mißstand mag der Verf. wohl selbst gefühlt haben, denn er fügt eine eben so interessante als belehrende Betrachtung über das Fuhrwesen bey, um jenes Versehen gleichsam zu verbessern. Man findet die einflußreichen Versuche der bewährtesten Physiker, besonders aber die von Coulomb in Bezug auf den Erfahrungssatz gewürdigt, daß die Geschwindigkeit bey hinlänglich geebneter Bahn die Reibung nicht vermehre, wie sich derselbe an den Eisenbahnen in England bestätigt findet. Wie wichtig diese Wahrheit ist, erkennt man aus dem Umstande, daß er die ungemeine Schnelligkeit der Bewegung veranlaßte.

Die Untersuchungen über Unbiegsamkeit der Seile; die Versuche über ihre Größe; die Entwicklungen der Verhältnisse der Kraft zur Last und die Berechnungen des größten Effektes bey dem Rade an der Welle mit besonderer Rücksicht auf Reibung und Unbiegsamkeit der Seile muß man mit aller Aufmerksamkeit gelesen haben, um allseitige Belehrung zu erhalten. Der Verf. benutzt jederzeit die Versuche der bewährtesten Physiker zur Ableitung von einfachen und bequemen Formeln, welche für den praktischen Gebrauch zahllose Anwendungen zulassen. So wendet er auch hier die aus Coulombs Versuchen über die Unbiegsamkeit der verschiedenen Seile abgeleitete Formel auf die Wage, auf das Rad an der Welle, auf die bewegliche und feste Rolle an, und geht

dann zu dem Flaschenzuge über, aus dessen näherer Betrachtung sich ergiebt, daß selbst bey Verbindungen der Flaschenzüge mit Winden nicht geradehin nach der Anzahl der Rollen gewirkt werde, indem die Reibung bey einem sechsrolligen Flaschenzuge über dreymal so groß ist, als bey einem zweyrolligen, woraus der Verf. folgert, daß es weit zweckmäßiger und effektreicher sey, zwey Flaschenzüge mit 4 Rollen zu verbinden, als ihrer 8 in einem anzuwenden. In Betreff der Reibung der Seile um Cylinder; bey der schiefen Ebene und der Anwendung derselben auf die Bestimmung der Zuglinie der Pferde, der Reibung bey dem Keile, bey der Schraube, bey Winden und englischen Hebern und bey einem Göpel mit Spiralgewinden macht der Verf. auf viele Hülfsmittel aufmerksam, mancherley Zwecke einfach und vollkommen zu erreichen. Die verschiedenen Verhältnisse und die Construktion der Schrauben, welche von selbst aufspringen, vervollständigen den früheren Vortrag und enthalten für den praktischen Gebrauch sehr nützliche Resultate.

Im sechsten Kapitel findet man die ungleichförmige Bewegung abgehandelt; nachdem der Verf. die Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung nach den bekannten Beziehungen entwickelt hat, wendet er sie zur Bestimmung der Tiefe eines Brunnens mit Rücksicht auf den Schall an, und entwickelt dann die Gesetze der gleichförmig verzögerten Bewegung der Körper in Bezug auf Berechnung der Steighöhe, Geschwindigkeit an jedem Orte und der Zeit der Zurückkunft. Was die Bewegung der unter einem bestimmten Winkel geworfenen Körper betrifft, so muß Ref. bemerken, daß dieser Gegenstand im strengsten Sinne des Wortes nicht zur Lehre der Mechanik gehört und wohl ohne die Vollständigkeit des Werkes zu beeinträchtigen, hätte übergangen werden können. Die Untersuchungen hierüber und die Bestimmung des Ortes und der Geschwindigkeit solcher nach parabolischen Principien geworfenen Körper; ihrer größten Höhe, auf welche sie steigen, ihrer Entfernung, in welcher sie wieder in dieselbe Horizontallinie auffallen und ähnliche Verhältnisse werden möglichst klar und verständlich gefunden, so daß sie selbst für den Militär, der hiervon den häufigsten und nützlichsten Gebrauch macht, nichts zu wünschen übrig lassen. Wichtiger für den Techniker, Bauhandwerker u. dgl. ist die Darstellung der Bewegung der Körper über eine schiefe Ebene sowohl mit als ohne Rücksicht auf Reibung, sowohl vorwärts als rückwärts. Da übrigens hierbey die Geschwindigkeit gering ist, so bedarf die Reibung keiner besondern Erwähnung; was aber bey der Schraube und der Ueberwucht bey dem Rade an der Welle, bey Schwungrädern und ihren Wirkungen, welche in vielen Künsten und Gewerben sehr häufig angewendet werden, sich anders verhält. Die Bewegung, welche mittelst des Krummzapfens erzeugt wird, wird für Mühlen jeder Art, Dampfmaschinen u. dgl. sehr wichtig, weswegen der Verf. einleuchtend erörtert, wie sich die Wirkungen der menschlichen Kraft zu anderweitigen Benutzungen bey der Anwendung der Kurbeln verhält und folgert aus seinen Untersuchungen, daß die Kraft eines Arbeiters an derselben beyläufig um 1/4 geringer ist, als wenn er entweder trägt oder zieht. Erwägt man diese Materie genau, so findet man manche Vorrichtungen nicht erwähnt; allein es läßt sich dieses Uebergehen um so weniger tadeln, als der Verf. bey seiner umfassenden Kenntniß und seinen zahlreichen Erfahrungen in der praktischen Maschinenlehre nicht erwarten läßt, sie wirklich übergangen zu haben. Die Beschreibung großer Maschinen, welche einen besonderen Gegenstand des dritten Bandes ausmachen sollen, bringt uns unfehlbar alle diejenigen Verhältnisse, welche man hier zu erwarten wohl berechtigt wäre.

Das siebente und letzte Kapitel des ersten Bandes, der, wie aus den bisherigen Darstellungen und namentlich noch aus diesem Kapitel erhellet, im Durchschnitte auf eine praktische Tendenz hingerichtet ist, und bey den meisten Aufgaben die entwickelten Gesetze mit den Ergebnissen der im Großen gemachten Erfahrungen vergleicht, beschäftiget sich mit den Frachtwägen, Straßen und Eisenbahnen. Nebstdem, daß diese Gegenstände für das praktische Leben von großem Nutzen und eben so ausgebreitetem Interesse sind, macht sie der Verfasser durch die Darstellungen der ausgedehnten Verbesserungen, welche sie in der neuesten Zeit in England erlebt haben, noch besonders belehrend. Nachdem er mit großer Gewandtheit die Vortheile und Hindernisse der Frachtwägen entwickelt und nach den Versuchen Coulombs den Reibungs-Coefficienten für Wagenräder mit eisernen Büchsen und eisernen Achsen zu 1/8 mit Berücksichtigung des Verhältnisses der Durchmesser des Rades und der Achse (im Allgemeinen jenen 60, diesen 4 Zoll setzend) angenommen hat, weiset er nach, daß unter diesen Bedingungen ein Pferd mit mäßiger Anstrengung 120 Centner täglich 4,75 Meilen weit ziehen könnte, wenn nicht zugleich die Hindernisse zu besiegen wären, welche entweder Unebenheiten des Weges oder andere Erhöhungen veranlassen. Es werden die Widerstände, welche durch die Reibung an den Achsen; durch Einsinken in Geleise; durch den Stoß an Steine; durch konische Räder; durch excentrische Bespannung und bey Anhöhen für die Zugkraft entstehen, ausführlich erörtert, und z. B. die Vortheile, welche die breiten Radfelgen für die Fuhrleute und Schonung der Straßen gewähren, wobey der Verf. das Verhältniß zwischen der Breite der Radfelgen, den Ladungen und dem Straßengelde näher angiebt, wie dieses in England und Frankreich besteht, zugleich auch die Nachtheile mit gewandter Darstellung entwickelt werden. Es würde zu weit führen, wenn Ref. die einzelnen Angaben berück-

sichtigen wollte, welche den Werth des Werkes sehr erhöhen.

Die Leistungen der Eisenbahnen, welche in jetziger Zeit in England durch die auf ihnen hervorgebrachte schnelle Transportirung allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, aber nur durch die Kräfte ganzer Staaten oder großer Gesellschaften errichtet werden können, werden so genau beschrieben, daß man nichts vermissen wird. Der Verf. giebt zuerst eine kurze Geschichte an, beschreibt die Construction und verschiedenen Arten derselben in England; die Bauart der englischen Bahnwägen und vorzüglichsten bisher ausgeführten Bahnen; erwägt die Vortheile und Widerstände der Eisenwägen; der Reibung an den Achsen und ihre Verminderung durch Friktionsräder; den Widerstand der Wägen an der Oberfläche der Bahnenschienen in Krümmungen, wenn die Räder auf den Achsen fest sind; die Seitenreibung der Bahnräder an den Schienen in krummen Linien und berechnet die nothwendige Zugkraft, wenn mehrere Wägen zusammengehängt werden. Weder wegen aller dieser Beziehungen, noch wegen der Stärke der Achsen und übrigen Bestandtheile der Eisenbahnwägen; noch vortheilhaftesten Steigung einer Straße, einer Eisenbahn, eines Baugerüstes; der Frachtkosten auf den englischen Eisenbahnen, noch wegen vieler anderer Details wird man etwas Wesentliches vermissen. Sämmtliche Angaben sind so vollständig und bestimmt, daß sie jeden in den Stand setzen, solche Anlagen mit Vermeidung mancher oft nachtheiliger Fehler selbst herzustellen, oder schon bestehende richtig zu beurtheilen. Ref. kann nicht umhin, sie den verschiedenen Projektenmachern zur sorgfältigsten Nachlese zu empfehlen, um alle dabey obwaltenden Verhältnisse umsichtsvoll zu berücksichtigen und sich nicht in leere Deduktionen einzulassen, welche in der Maschinenlehre überhaupt zu keinen erheblichen Resultaten führen. Den ganzen Band beschließt eine Beschreibung zweyer Eisenbahnen, welche man in Böhmen, deren eine bey Budweis die Moldau mit der Donau bey Linz verbindet, die andere von Prag bis Pilsen sich erstreckt, angefangen, aber noch nicht vollendet hat. Ihren Unterschied von den englischen bezeichnet der Verf. kurz dadurch, daß die Eisenschienen auf Holz liegen. Figuren versinnlichen die einzelnen Theile und tragen zur Verständigung der ganzen Materie wesentlich bey. Daß in Deutschland so wenig Anklang für die Sache gefunden wird, muß jeden aufmerksamen Beobachter befremden; die Entwickelung der Gründe, warum gerade in England und nicht auch in Deutschland dergleichen nützliche und großartige Unternehmungen zu Stande kommen, kann Ref. hier nicht bezwecken; die Anregungen Hr. v. Baaders und verschiedener anderer ausgezeichneter Sachkenner, ihre hier und da geäußerten Bedenklichkeiten rc. hat Ref. schon öfters erwogen und sich gewundert, daß nicht im Kleinen Versuche gemacht wurden.

So sehr sich auch Ref. bemühete, in der kritischen Anzeige dieses ersten Bandes möglichst kurz sich zu fassen, so ist ihm dieselbe doch unter der Hand so angewachsen, daß er, wenn nicht die Gegenstände, welche in dem Werke abgehandelt und kurz erwähnt sind, von außerordentlicher Wichtigkeit wären, und diese Annalen in die Hände so vieler Männer vom Fache, gelehrter Techniker und Freunde der Sache kämen, fürchten müßte, zu ausgedehnt geworden zu seyn. Allein jene Umstände und die bevorstehende Errichtung von technischen Anstalten im Königreiche lassen erwarten, daß man die Angaben günstig aufnehmen und nicht ohne Nutzen lesen wird. Ref. versucht es, auch den Inhalt des zweyten Bandes möglichst kurz kritisch zu beleuchten, welcher gleich dem ersten hauptsächlich auf das Praktische hingeht, was den Werth desselben sehr erhöht, indem man von rein theoretischen Werken mehrere findet, welche aber hinsichtlich der praktischen Anwendungen keine hinreichende Auskunft geben.

Nach einer kurzen Einleitung über den Begriff und die Eintheilung flüßiger Körper u. s. w. behandelt der Verf. in 8 Kapiteln die Mechanik derselben, bemerkend, daß im dritten Bande die größeren Maschinenwerke, welche auf der Anwendung der Gesetze der Mechanik fester und flüßiger Körper beruhen, beschrieben würden. Im ersten Kapitel findet man die sogenannte Hydrostatik abgehandelt; eine gründliche Erörterung des Gleichgewichts der Theile unelastischer Flüßigkeiten, insofern sie als bloß flüßige und dann auch als schwere Körper betrachtet werden, und der Erscheinungen an kommunicirenden Röhren führt den Verf. auf die hydrostatische Presse des Bramah, auf Wolfs anatomischen Heber und Realische Auflösungspresse. Da jene auf der Fortpflanzung des Druckes, welcher sich als eine natürliche Folge der Verschiebbarkeit der Theile nach allen Richtungen mit gleicher Stärke fortpflanzt, und auf der Zusammendrückbarkeit eines Flüßigen beruht, so giebt der Verf. die dabey entscheidenden Wirkungsverhältnisse an und setzt nach den neuesten Untersuchungen von Stampfer im Momente der größten Dichtigkeit des Wassers das Gewicht eines niederösterreichischen Kubikfußes = 56,4 solcher Pfunde.

(Fortsetzung folgt.)

Bayerische Annalen.

München. 27. Juny 1835.

Abtheilung: Literatur.

Nro. 53.

Inhalt.

Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie, von Dr. Friedr. Groos, Großherzogl. Bad. Hofrath und dirigirendem Irrenarzte zu Heidelberg. Mannheim bey H. Hoff. 1834. 8. S. 186.

Wenn das Studium der Psychologie und Psychiatrie in neuerer Zeit überhaupt mehr Anklang findet, und, wie es die zahlreicheren, gediegeneren Schriften in diesem Zweige des Forschens und Wissens beweisen, auch immer mehr und würdiger gefördert wird, so ist zu wünschen, daß unser Vaterland auch in diesem edlen Streben noch höherer Vollkommenheit keineswegs zurückbleiben möge. In dieser Beziehung ist mit anerkennendem Danke zu bemerken, wie von Oben herein namentlich durch Errichtung neuer, und zweckmäßiger Einrichtung, schon bestehender Irrenanstalten, viel gethan wird, so daß diese nicht nur zur Versorgung und Verwahrung Geisteskranker, sondern auch zum Unterrichte in der Beobachtung und Behandlung derselben dienen. Eben so bemühen sich denn auch einzelne bekannte Autoritäten unseres Vaterlandes in literarischer Hinsicht, rücksichtlich erwähnter Wissenschaften, viel zu leisten, nur scheint der Anklang, den derartige Bemühungen bey denen finden, auf die sie berechnet sind, nämlich auf unsere bayerischen Aerzte selbst, namentlich die jüngeren, noch ein ziemlich leiser zu seyn. Vielleicht fehlt Manchem nur noch ein kleiner Antrieb, wie ihn gerade solche Schriften geben können, wie die vorliegende; vielleicht hält aber auch manchen, der die Namen der gewichtvolleren Psychologen und Psychiatern noch nicht kennt, der Titel der Schrift von ihrem Lesen zurück, indem er hier nur leere Hypothesen in einem steifen geschmacklosen Gewande bis zum Unverständlichen geschraubter, Floskeln zu finden fürchtet, wie sie mitunter recht häufig vorkommen. Der offenherzige Ch. G. Gruner sagte in dieser Beziehung schon im Jahre 1797 recht treffend: „Wer kann den großen und kleinen Philosophen bewundern, der auf dem Katheder und in Büchern sich in den Nimbus beflissentlicher Dunkelheit verhüllt? Wer dem großen Reformator und Weltumwandler folgen, der zu seinen Freunden in Räthseln, zu den Befragenden, wie vom heiligen Dreyfuß spricht?“) Deßhalb möge es nicht ungünstig aufgenommen werden, wenn Ref. durch Erwähnung der benannten Schrift auch in diesen Blättern, die Aufmerksamkeit seiner Kunstverwandten auf eine beachtenswerthe literarische Erscheinung lenken will, die jeder wenigstens kennen sollte.

Bey dem Werke eines anerkannt geistreichen Verfassers, der uns nach langjähriger Prüfung seiner Maximen ein Resumé seiner eigenthümlichen in verschiedenen Schriften zerstreuten Ansichten, über die geistige Natur des Menschen, mit einem höheren Gepräge unter einen Gesichtspunkt zusammengestellt, oder kürzer, das ernste und wohlgeprüfte Glaubensbekenntniß seiner reiferen Jahre gibt, wäre es vermessen, hier mehr als eine bloße Relation liefern zu wollen. Ref. scheut sich keineswegs vor dem Geständniße, daß er bloß vermöchte, den Ansichten des Verf. seine eigenen rein subjektiven gegenüber zu stellen, womit Niemand gedient seyn würde. Und so möge denn diese schlichte und nur unvollkommene Relation, so wie durch sie das Werkchen selbst denen empfohlen seyn, die in den neuen Erscheinungen

unserer Literatur etwas mehr suchen, als nur — neue Recepte und salbungsreiche Theorien.

Diese Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie bestehen aus vier Abschnitten, welche, zwar verschiedenen Inhaltes, doch sich gegenseitig bedingend und ergänzend einen ganzen kleinen Cyklus ausmachen.

Der erste Abschnitt ist überschrieben: **Blicke in das Seelenleben, vorzüglich auch in seiner Beziehung auf die Theorie von den Geistesstörungen.** S. 1 — 49. Wir finden hier größtentheils eine Rechtfertigung gegen einen Aufsatz des Hrn. Dr. **Blumröder** in Friedreichs Magazin. 1833. 10. Heft; der daselbst des Verf. Ansichten zu widerlegen suchte. Deswegen sind neben dem klaren und geistvollen Ideengang, durch den uns der verehrliche Verf. zur Entwicklung seiner Principien vorbereitet, die meisten seiner Argumentationen gegen Hrn. Dr. Blumröder gerichtet, und die Polemik gegen letzteren zieht sich gleich einem Faden durch das ganze Gewebe; doch nie störend oder verwirrend. Dieser Abschnitt zerfällt in sechs Unterabtheilungen:

I. S. 1 — 11. Der Verf. vergleicht hier zwey Ansichten: 1) die Pythagoräisch-Socratische: daß die Seele über den Leib herrsche und sich seiner bloß als eines Werkzeuges bediene, nicht aber sich zu ihm, wie ein Theil gleichen Ranges verhalte; 2) die des berühmten **Carl Bonnet**: daß der Mensch ein Ganzes, aus der Vereinigung eines gewissen Körpers und einer gewissen Seele bestehend, sey. Letzterer Ansicht ist denn auch einigermassen Hr. Dr. **Blumröder** zugethan, wenn er sagt: „der Mensch ist schlechthin Eins und die Seele ist weder dem Leibe innerlich, noch der Leib der Seele äußerlich. Er macht als Mensch, geistig und leiblich Eins, auf der Erde seinen Lebenscyklus und hört dann auf; daher erkrankt mit der Seele auch der ganze Mensch."

Unser Verf. theilt dagegen die erstere ältere Ansicht, indem aus dieser die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele hervorgeht, während die zweyte Ansicht den erhabenen Glauben an diese zu vernichten scheint. Der Gedanke an eine solche Vernichtung ist aber an und für sich schon ganz unnatürlich, denn eine Sehnsucht nach dem wahrhaften und dauernden Guten ist dem Menschen schon angeboren und wo wäre wahre Tugend, wahre Resignation, wenn wir an einen totalen Tod denken müßten? Aber auch diesen Gedanken unterdrückt schon der angeborne Selbsterhaltungstrieb. Darum haben jedoch die noch nicht Recht, welche behaupten, alle Moral fiele zusammen, wenn die Aussicht auf Strafe und Belohnung verschwände, sondern darin stimmt Verf. recht gerne Hrn. Dr. **Blumröder** bey, daß ein von der bloß verheißenden Moral abgeleiteter Beweis für die Unsterblichkeit der Seele nicht mehr von der ächten Moral ausgehe.

II. S. 11 — 15. Der Verf. sucht zu beweisen, daß der materialistisch begriffene und construirte Mensch, wie ihn Hr. Dr. Bl. schildert, der zuletzt geistig und leiblich Ein und das Nämliche zu seyn aufhört, nachdem er seinen Lebenscyklus durchlaufen, ein sehr armer Mensch sey. Dagegen fühlt sich der Mensch, der in sich einen göttlichen und unsterblichen Funken zu gewahren glaubt, nach **Epictet** als ein Sohn Jupiters, höher und glücklicher als jeder Materialist. Er wird nicht wegen Aussicht auf Lohn oder Strafe, sondern aus Stolz und Verehrung vor dem Göttlichen in ihm, um dieses nicht zu beleidigen und zu beflecken, groß und tugendhaft seyn und handeln. Gibt es aber wirklich einen solchen göttlichen Funken, ein unsterbliches Element in uns? Diese Frage muß aus einem höheren und universellen Standpunkte betrachtet und beantwortet seyn. Hiezu will denn der Verfasser seinen besonderen Weg einschlagen, zu diesem Bau im Folgenden erst Materialien zusammentragen. Wird er auch in dem Endresultate mit dem Ausspruche **Heinroths** zusammenstimmen, daß der Begriff des Menschen, nicht mit dem Begriffe des Individuums sondern erst mit dem der Menschheit erschöpft sey, so wird er doch auf eine ganz andere Art dazu gelangen, wie jener.

III. S. 16 — 24. Der Mensch, psychologisch und physiologisch als isolirtes Wesen gedacht, ist entwürdigt. Alle Verstandes-Begriffe sind bloß auf Sinnliches und sinnliche Eindrücke gegründet, daher kann der Mensch auch nur Sinnliches mit seinem **Verstande** erfassen, so erfaßt er z. B. den Begriff des Unzählbaren, aber nie den des Unendlichen und Ewigen. Dieser Begriff des Unendlichen und Ewigen ist eine **Vernunftidee**, ein Ausfluß des Ewigen und Unendlichen in unserem Innern, der unmöglich von Außen her, durch Sinneseindrücke hervorgerufen werden kann. Während daher der Mensch in seinem Sinnenbegriffe des Unzählbaren nur ein sinnliches Wesen bleibt, überschreitet er in seiner Idee des Unendlichen alle sinnliche Schranken und erkennt sich als Geist. Das Vorhandenseyn dieser Idee im Menschen beurkundet ihm seine eigene Unendlichkeit. Diese Idee ist aber dem Menschen angeboren, daher nicht die eines Einzelnen, sondern der Menschheit, deshalb gibt es auch Ideen und Wahrheiten, die allgemein und fortwährend richtig sind und bleiben, weil sie aus einer unveränderlichen Natur herrühren. Dieß sind die ewigen angebornen Grundideen des Wahren, Guten und Schönen, wie wir sie schon bey **Plato** und den Alten finden. Und diese sind es wieder, die zum unzerstörbaren geistigen Bande werden, welches alle Menschen zu einem Ganzen, zur Menschheit verbindet. Welch großer Abstand von dem materialistisch construirten Menschen!

IV. S. 24 — 35. Im Vorhergehenden hatte uns der Verf. mit seiner Ansicht über Verstand und Ver-

nunft bekannt gemacht, er fährt nun fort, uns über deren gegenseitiges Verhalten zu belehren. Es gibt in den Wissenschaften, sofern sie ein Ganzes bilden, einen generellen, sofern sie einzelne Gegenstände behandeln, einen speciellen Charakter. Einen solchen Doppelcharakter finden wir aber auch bey Betrachtung des Menschen. Jeder Mensch hat einen innersten geheimen generellen oder universellen Charakter. Diesen repräsentirt die Vernunft, als dem Menschen eingeborne Grundidee des Wahren, Guten und Schönen. Eben so hat der Mensch einen äußeren speciellen oder individuellen Charakter. Diesen repräsentirt der Verstand, als das Vermögen der mehr oder weniger richtigen Anwendung jener allgemeinen Grundidee auf besondere Fälle. Deßhalb steckt die Vernunft als der universelle Charakter des individuellen Menschen immer gleichsam als Leiterin hinter dem Verstande. Hieraus ergibt sich denn folgender wichtige Aufschluß über die geistige Natur des Menschen: im Verstande; — der, organisch bedingt, auch abstrahirt von dem in ihm wohnenden Vernunftprincip, untergehen mag, — ertönt die heilige Stimme der Vernunft jetzt (hienieden) nur im Nachhalle, leuchtet das Sonnenlicht der Ideen des Wahren, Guten und Schönen gebrochen durch das Medium der Organisation, jetzt nur in einem einzelnen zersplitterten Strahle, als gebunden an organische Motive. So erscheint z. B. die allgemeine Liebe zur ganzen Menschheit, durch die Corporation (Incarnation) gebrochen, als Egoismus. Je edler der individuelle Mensch ist, desto mehr ist ihm das höhere Gepräge des universellen Charakters eigen.

V. S. 35 — 41. Hier beantwortet der Verf. die sich an das Vorige anschließende Frage: ist denn die höhere Vernunft, ist der eben geschilderte universelle Charakter wirklich ein Theil meines Ichs? Der Mysticismus und der Pantheismus verneinen diese Frage. Beyde sagen, die Vernunft sey nur in so fern ein Göttliches in uns, als sie wirklich von Gott ausgehe, aber in der Art, daß sie nicht uns angehöre, sondern nur geliehen werde, daß wir sie empfangen, wie Luft und Licht; diese kämen uns von Außen zu und seyen uns nicht angeschaffen, eben wie die Vernunft, die nur das Organ, durch welches das ewige unerschaffene Licht zu uns eindringe und uns erleuchte.

Gegen dieses argumentirt unser Verf., sich auf seine früheren Deduktionen stützend, folgender Maßen: Der Verstand ist ein Theil meines Ichs, aber er läßt sich nicht denken ohne Vernunft, so wenig wie der Strahl ohne Sonne. Diese Vernunft ist aber nicht in ihrer ungetrübten Reinheit und Souveränität, sondern durch das Medium des Organismus getrübt, mediatisirt vorhanden, daher ist nun dem Verf. der Verstand, die mediatisirte Vernunft und also das, was unser wahres Ich ausmacht. In allen Verstandesacten spricht sich jedesmal die Vernunft selbst aus, und woher käme es denn, daß die Sehnsucht nach dem Ewigen in uns so lebendig ist, wenn nicht die Vernunftidee allein vermöchte, die Idee des Unendlichen in Uns zu erzeugen, und wenn nicht diese ein Theil unseres Ichs wäre? Daher der Schluß: ist es mein Ich, das solche supraorganische Triebe empfindet, so ist auch mein Ich selbst ein Supraorganisches und mein Ich und meine Vernunftprincipien concidiren in einem Höheren, mithin gehört die Vernunft in mir, mir an, denn sie ist ein Theil meines Ichs. Im Gegenfalle könnte ja auch mein wahres Ich nicht den Trieb der Unsterblichkeit fühlen, sondern etwas meinem Ich ganz Fremdes, also müßte unser höchster Wunsch uns etwas ganz Gleichgültiges seyn?

VI. S. 41 — 49. Der Verf. sucht uns nun zu erklären, wie aus allen diesen Annahmen seine Ansicht über das Wesen der Geistesstörungen hervorgehe; dieses zerfällt nach ihm in zwey Faktoren, einmal in psychische Negation, in Hinsicht auf den universellen Vernunft-Charakter, ferner in Somatisch-Positives in Hinsicht auf den organisch-individuellen Charakter. Es wirkt nämlich, wie schon auseinander gesetzt worden, der Götterfunke der Vernunft in uns nur als ein durch das Medium des Organismus gebrochener Strahl, als organisch bedingter und an Motive gebundener Verstand.

In der Richtigkeit oder Falschheit der Motive, die dem Menschen durch Erziehung rc. als Verstandes-Begriffe beygebracht werden, liegt die nothwendige Bedingung der größeren Annäherung oder Entfernung des gebrochenen Lichtstrahls an den geraden Strahl der gottverwandten Vernunft, und diese größere Annäherung oder Entfernung gibt uns das plus oder minus dieses psychischen Faktors. Durch eine solche Entfernung wird aber der Mensch noch nicht geisteskrank, sondern nur mehr oder weniger schlecht. Zu Ersterem bedarf es auch des zweyten Faktors. Wird daher dieser bereits natürlich gebrochene Lichtstrahl der Vernunft durch ein widernatürliches Afterprodukt des Organismus, durch ein krankhaft erzeugtes Pseudoorgan, im Centralpunkte des Nervensystems, durch eine verstimmte Gehirnfiber, also auf eine unatürliche Weise zum zweytenmale gebrochen, so haben wir, durch diesen Hinzutritt des krankhaften somatischen Elementes als zweyten Faktor, wirkliches Irreseyn. Durch diese zweyte Brechung wird der Verstand zum Unverstand, ebenso wird der göttliche Vernunftstrahl durch die erste Brechung bey schlechten Verstandesmotiven vom geraden Wege zu sehr abgelenkt, zur Unvernunft (im Verbrecher) wurde. Je weiser der Mensch, desto mehr ist er vor dem Wahnsinne gesichert.

(Schluß folgt)

Handbuch der Mechanik von Franz Jos. Ritter von Gerstner, k. k. Gubernialrath etc. aufgesetzt, mit Beyträgen von neueren englischen Construktionen vermehrt und herausgegeben von Franz Anton Ritter von Gerstner. Prag in 4.; Leipzig in Kommission bey Herbig. I. Band 1831. Mechanik fester Körper mit 40 Kupfertafeln in einem besonderen Hefte, in gr. Fol. VIII. und 663 Seiten. Preis 19 fl. 12 kr.. II. Band 1832. Mechanik flüßiger Körper mit 28 Kupfertafeln in einem besondern Hefte XII und 574 Seiten gr. 4. Im Pränumerationswege kostet das Ganze 43 fl. 12 kr. mit 100 Kupfertafeln.

(Fortsetzung.)

Nachdem er die wesentliche Einrichtung der Bramah'schen Presse, welche aus zwey vertikalen cylindrischen mit Wasser gefüllten Gefäßen von ungleichen Durchmessern besteht, welche mittelst einer horizontalen Röhre mit einander verbunden sind, und in deren jedem sich ein Kolben bewegt, beschrieben, an einer Zeichnung versinnlicht und die Gesetze vom Drucke des Wassers auf den Boden und die Seitenwände abgeleitet hat, wendet er sie auf die Bestimmung der erforderlichen Stärke von Schleußenpforten für die bekannte Höhe und Breite der Schleußen, nebst der zum Aufziehen der Schutzbretter vermittelst eines Getriebes erforderlichen Kraft an und berücksichtigt alle möglichen Nebenumstände. Vermißt man für die Bramah'sche Presse, welche man jetzt häufig in Tuchfabriken, Papiermühlen, zum Heben großer Lasten u. s. w. verwendet, und für die Nachweisung der Gesetze für jenen Wasserdruck nach dem Boden und den Seitenwänden, wornach sich alle flüßigen Körper, sowohl die tropfbaren als die ausdehnsamen richten, weil jene auf einer Eigenschaft beruhen, welche beyden gemeinschaftlich zukommt, manche theoretische Beziehungen, so ersetzt sie die Anwendung doch um so vollkommner, als diese zugleich praktische Kenntnisse gewährt. Die an jene Untersuchungen sich anschließenden Gesetze über die Stärke der Wasserleitungsröhren nach der Theorie und Erfahrung mit besonderer Anwendung auf eiserne, bleyerne, thönerne und hölzerne Röhren biethen dem Techniker eben so interessante als vollständige Belehrung dar, und erleichtern den Gebrauch der daraus entnommenen Kenntnisse um so mehr, als für eiserne und bleyerne Röhren zu bequemerer Berechnung Tabellen beygefügt sind. Wie vorsichtig der Verf. für die Anlegung solcher Maschinen zu Werke geht, kann man daraus ersehen, daß er, für einen Druck von 300 Fuß und einen Durchmesser der Röhre von 2 Zoll die Dicke des Bleyes zu beyläufig 13 Linien annimmt, obgleich nach verschiedenen Versuchen von Physikern z. B. von Jardine, Röhren von 2 Zoll Durchmesser bey einer Dicke von 2 bis 3 Linien einen Druck von 800 Fuß aushielten, ohne im Geringsten beschädigt worden zu seyn. Andere ähnliche Beyspiele von großer Vorsicht würde man in dem Werke noch in Menge finden, wenn es der Raum gestattete, sie zu berühren.

In Betreff der Gesetze bey dem Eintauchen fester Körper in flüßige, wobey jene denselben Druck nach allen Seiten erleiden, den an ihrer Stelle die Flüßigkeit erleiden würde, und der Druck seitwärts durch einen gleichen Gegendruck aufgehoben wird, der Druck aufwärts aber den nach unten gerichteten um das Gewicht des Theiles der Flüßigkeit, welche durch den eingetauchten Körper verdrängt wurde, wird der Physiker wohl manche Erörterungen vermissen, der Techniker aber alles ihm Erforderliche finden. Unerwähnt ist z. B. das von Neuem erfundene Stereometer, wodurch die Bestimmung des specifischen Gewichtes, wofür der Verf. nicht richtig: specifische Schwere, schreibt, eben so sehr erleichtert, als möglichst genau erreicht wird. Nicht haltbar ist ferner die Annahme des Verf., bey wassereinsaugenden Körpern das Gewicht des eingesogenen Wassers zum Gewichtsverluste im Wasser zu addiren und diese Summe als Divisor zur Auffindung des specifischen Gewichtes zu gebrauchen. Erwägt man, daß für das Gleichgewicht eines Körpers in einer Flüßigkeit erfordert wird, daß sein Gewicht dem der verdrängten Flüßigkeit gleich seyn, und der Schwerpunkt der letztern und der des eingetauchten Körpers in derselben vertikalen Linie liegen, und daß zur Bestimmung des specifischen Gewichtes die Ermittlung des Volumens und absoluten Gewichtes, aus deren Vergleichung sich jenes ergiebt, nothwendig ist, so wird man das Unrichtige der Darstellung des Verf. sogleich erkennen. Ist das Gewicht $= P$ und Volum $= V$, die Dichte $= D$ und das specif. Gewicht $= S$, so wird bekanntlich $P = V + S$ also $S = \frac{P}{V}$. Freylich steht der Ausführung dieses Verfahrens in den meisten Fällen eine besondere Schwierigkeit dadurch entgegen, daß man das Volumen nicht scharf genug finden kann; weßwegen man es bey Flüßigkeiten nicht oft genug anwendet. Sucht man dagegen die Dichte aus einer Proportion der specifischen Gewichte S und s zu den Dichten D und d zweyer Körper oder aus $D : d = S : s$, so wird $S = \frac{D + s}{d}$ wird hierin für das Wasser die Dichte $d = 1$, so wird $S = D + s$. Nach des Verf. Formel müßte, wenn der Körper trocken P, durchnäßt aber $P + p$ und im Wasser π Pfunde wiegt, sein specifisches Gewicht $\frac{P}{p + \pi}$ seyn, was obigem Werthe nicht entspricht und schon darum unstatthaft ist, weil das in den Körper ge-

drungene Wasser weder zu seinem Volum noch zu seiner Masse gehört. Was der Verf. vom specifischen Gewichte der verschiedenen Mischungen sagt, hat sehr viel praktischen Vortheil; da zugleich über die Reduktion der Wägungen auf den leeren Raum, über Einsinken und Stabilität der Schiffe u. dgl. erläuternde Tabellen mitgetheilt sind. Die Berechnung der Skalen der bekannten Aräometer, die Sool- oder Salzwagen und mancherley andere Gegenstände der Physik z. B. die Bestimmung der Dichte eines festen Körpers; seine Abwägung mittelst der hydrostatischen Waage; die Aräometer auf Skalen und Gewichten u. dgl. sind gut ausgeführt und was der Theorie abgeht, sucht der Verf. stets durch sinnreiche Anwendungen zu ersetzen. Wollte Ref. in einzelne Verhältnisse und Verbesserungen oder Ergänzungen eingehen, so würde er wohl Manches zu erwähnen haben; allein er muß sich mit diesen allgemeinen Angaben begnügen. Den Beschluß des Kapitels macht eine ziemlich ausführliche Beschreibung der artesischen Brunnen und ihrer Bohrung nach dem in Frankreich, England und vorzüglich in der Gegend von Wien beobachteten Verfahren; auch findet man über die Sache eine geschichtliche Notiz und Schriften, wodurch sie, soweit sie bis jetzt bekannt ist, ganz erschöpft wird.

Das zweyte Kapitel führt den Titel „Aerostatik", umfaßt also die Lehre vom Gleichgewichte der Kräfte an ausdehnsamen Körpern, einen für das praktische Leben höchst wichtigen Gegenstand. Inwiefern alle Gesetze des Gleichgewichtes zusammendrückbarer und ausdehnbarer Körper aus dem Verhältnisse ihrer Ausdehnsamkeit zur Schwere und Adhäsion hervorgehen, weßwegen die Kenntniß dieser Eigenschaften und ihrer Verhältnisse zu einander vor jenen Gesetzen nothwendig ist, wird nicht nach Erforderniß entwickelt; auch irrt der Verf., die Auffindung der Luftschwere Galiläi zuzuschreiben; denn schon Aristoteles lehrte, daß die Luft schwer sey, und Toricelli erfand die ersten Gesetze des Luftdruckes; die Größe dieses erörtert der Verf. nach den Versuchen jenes Naturforschers, welcher den Brunnengräbern, welche das Wasser mittelst einer Pumpe über 32 Fuß heben wollten, es aber nicht vermochten, sich daher an Galiläi wendeten, aber keinen Rath von ihm erhielten, die wahre Ursache dieser Erscheinung im Jahre 1643 entdeckte. Wegen des Barometers findet man hier mit Recht nur allgemeine Angaben, da die Sache rein in das Gebieth der Physik gehört, wo sie eine sehr wichtige Rolle spielt. Aehnlich verhält es sich mit dem Mariotte'schen Gesetze über die Ausdehnung der Luft, welches sich bey dieser selbst noch für eine 27fache Verdichtung und eine 112fache Verdünnung vollkommen bewährt hat, nicht bloß für die atmosphärische Luft, sondern auch für alle anderen Gasarten bis zu einer 66maligen Verdichtung gilt, welches aber aufhört, ferner gültig zu seyn, wenn ein gewisser Druck statt findet, bey welchem die Gasarten in tropfbaren Zustand übergehen, da die Verstärkung der drückenden Kraft keine weitere Verdichtung erzeugt. Es dürfte sich möglichst kurz also ausdrücken lassen: Die Ausdehnsamkeit oder die Dichte der Luft wächst bey übrigens gleichen Umständen in geradem Verhältnisse mit der drückenden Kraft; oder die abstoßende Kraft der kleinsten Theilchen nimmt in demselben Verhältnisse zu, in welchem ihre Entfernung von einander kleiner wird. Auch von der Ausdehnung der Körper durch die Wärme nach den Versuchen der bewährtesten Physiker und vom Thermometer wird nur das Wesentlichste, insofern es auf die Mechanik Bezug hat, gesagt und damit eine Tabelle über die Ausdehnung der vorzüglichsten Körper durch die Wärme verbunden, wodurch der Verf. seine große Gewandtheit, nur das für die Anwendungen in technischen Gewerben und der Maschinenlehre überhaupt Praktische aufzunehmen, beurkundet; dieses beweiset auch die Bestimmung des Gesetzes der Ausdehnung tropfbarer Flüssigkeiten. Nur sollten die einzelnen Gegenstände systematischer geordnet und folgerichtiger auseinander abgeleitet seyn, wodurch manche Wiederholungen erspart worden wären.

Die Berechnung des Gewichtes der atmosphärischen Luft mit Rücksicht auf den Barometer- und Thermometerstand führt den Verf. auf die Bestimmung des specifischen Gewichtes der Luft und das Gesetz seiner Abnahme in der Höhe aus mehreren in Europa und Amerika angestellten barometrischen Messungen, worunter sich verschiedene nicht allgemein bekannte befinden. Die Art und Weise, wie dieses specifische Gewicht gefunden wird, gehört zwar in die Physik, allein der Verf. erörtert dieselbe kurz und leistet dem Mechaniker dadurch einen wesentlichen Dienst, daß er mit vieler Mühe und Anstrengung über die verschiedenen Angaben des specifischen Gewichtes der Luft im Vergleiche mit dem Quecksilber eine Tabelle entworfen hat. Fehlt auch noch manches diesen Gegenstand Betreffende, was der Verf. vielleicht aus der Physik als bekannt annimmt, so muß Ref. die Sache doch als ziemlich ausführlich behandelt ansehen und ihm für praktische Maschinenbauer darum besonderen Dank sagen, daß er über das Monometer, seine Construktion und seinen Gebrauch eine vollständige Beschreibung liefert, was man in gewöhnlichen Werken der Maschinenlehre nicht findet. Der Verf. hebt die Vortheile desselben wohl sachkundig heraus, berücksichtigt jedoch nicht alle Verhältnisse, welche die Expansivkraft der Luft darbietet. Inwiefern Wollaston's Differential-barometer kleine Aenderungen der Expansivkraft anzeigt, beym Gebrauche die Röhre der geschlossenen Abtheilung mit dem Raume verbunden wird, wo die Aenderung der Expansivkraft vor sich gehen soll, und die Bewegung der Wassersäule beobachtet wird u. dgl. scheint zwar dem Verf. nicht fremd zu seyn, aber er hat diese Beziehungen nicht zureichend erklärt.

Da uns zur Aenderung der Expansivkraft eines Gases entweder die der Temperatur oder der Dichte zu Gebote stehen, so reihet der Verf. an seine bisherigen Darstellungen zweckmäßig die Theorie und Beschreibung der Saug= und Druckpumpen, berechnet die größte Ansaughöhe bey Saugpumpen, beurtheilt die Kraft zum Betreiben jener Pumpenarten und bemüht sich überall, auf sachgemäße Beyspiele Anwendungen zu machen. Von besonders praktischem Werthe ist die Entwickelung der Construktion der Ventile und Kolben behandelt und die Cylinder mit Liederung in den Stiefeln, welche in den Maschinen, welche auf Pumpenwerken beruhen, so wichtig und effektreich, aber zum Nachtheil der Sache noch lange nicht allgemein bekannt und nach ihrem Werthe genug gewürdigt sind, sehr deutlich beschrieben werden. Dieses gilt auch von dem über die Construktion der Brahmah'schen Wasserpresse; dort wie hier sind höchst versinnlichende Zeichnungen beygefügt, welche mit den Beschreibungen zusammengehalten, einen nur wenig gewandten Techniker in den Stand setzen, sie korrekt zu verfertigen. Durch mehrere Anwendungen wird die Wirkung der Instrumente erklärt und während der Beschreibung auf Vieles aufmerksam gemacht, was für den praktischen Gebrauch von großem Effekte ist: dieses betrifft im Besonderen den Cylinder, Stiefel, daran festzuschraubende Platte u. dgl.

Im dritten Kapitel geht der Verf. zu den Gesetzen des freyen Ausflußes des Wassers durch Oeffnungen über, d. h. behandelt in ihm nebst dem vierten und fünften Kapitel die sogenannte Hydrodynamik, eine eben so wichtige als schwere Lehre; daß tropfbare Flüßigkeiten eben so, wie Körper im Allgemeinen, den bewegenden Kräften folgen, und daß, wenn einmal eine Bewegung bestimmter Art hervorgebracht ist, diese nach den allgemeinen Bewegungsgesetzen geschehen müsse, ist wohl für sich klar; allein die Verschiebbarkeit der Theile und die dadurch begründete Fortpflanzung eines einseitigen Druckes nach allen Richtungen hin ist Ursache, daß bey Flüßigkeiten Bewegungen geschehen, wo bey festen Körpern Gleichgewicht statt finden würde und daß überhaupt Bewegungen im Innern der Flüßigkeit entstehen, welche von der Bewegung der ganzen Masse verschieden sind. Eben diese inneren Bewegungen sind es, welche die Theorie der Bewegung tropfbarer Körper überaus erschweren, und selbst bis jetzt noch nicht zu derjenigen Vollkommenheit gelangen ließen, mit welcher die Theorie der Bewegung fester Körper in den Werken der Mechanik erscheint. Eine genaue Erörterung des Gegenstandes führt oft auf sehr verwickelte mathematische Kalkuls und wird auch hierdurch für den Bearbeiter, wie für den Studierenden erschwert. Der Verf. hat sich ehrenvoll bemüht, bey den verschiedenen Untersuchungen mit der Theorie die Praxis zu verbinden und gerade durch die Anwendungen die oft verwickeltesten Gegenstände verständlich vorzutragen und dabey stets nur dasjenige am ausführlichsten zu behandeln, welches für praktische Anwendungen am wichtigsten erscheint, dem gewünschten Zwecke am effektreichsten entspricht und dadurch dem technischen Künstler jeder Art den ausgebreitetsten Nutzen bringt.

Er untersucht zuerst den Ausfluß des Wassers aus Gefäßen durch kleine Oeffnungen und beweist zur Begründung vieler folgenden Wahrheiten den schon von Torricelli aufgestellten Satz, daß die Geschwindigkeiten des fließenden Wassers sich wie die Quadratwurzeln aus den die Druckhöhen bezeichnenden Zahlen verhalten. Aus diesen und ähnlichen anderen Verhältnissen über Zusammenziehung des Wasserstrahles, worüber der Verf. anmerkungsweise mehrere analytische Formeln ableitet, werden verschiedene praktische Regeln entwickelt, welche für den Wasserbau sehr nützlich werden. Hauptsächlich werden die Versuche Bossuts berücksichtigt, welcher, um obiges Gesetz mit der Erfahrung zu vergleichen, durch eine kreisrunde Oeffnung von 1 Zoll im Durchmesser, welche an dem Boden eines mit Wasser angefüllten Gefäßes angebracht war, Wasser auslaufen ließ, und die Menge, welche während einer gewissen Zeit ausfloß, bestimmte. Er fand bey den Druckhöhen von 1, 2, 4, 8 und 9 Fuß als entsprechende Wassermengen 2722, 3846, 5435, 7662 und 8135 Kubikzoll, woraus sich ergab, daß man sich leicht überzeugen kann, wie sehr die Erfahrung mit der Theorie übereinstimmt. Es folgt aus der Natur der Sache weiter, daß, da die Höhe der Wassersäule während des Ausflußes beständig abnimmt, wenn nicht neues Wasser hinzufließt, die Bewegung des ausströmenden Wassers eine gleichförmig verzögerte seyn muß. Daß hierauf die Wasseruhren beruhen, deren sich die Alten zu Zeitmessern bedienten; daß die absolute Menge des in einer gewissen Zeit abgelaufenen Wassers dem Volum nach wohl dem Produkte aus der Fläche der Oeffnung in die Zeit des Ausflußes und in die Geschwindigkeit, welche das abfließende Wasser hat, gleich seyn sollte, mit den hieraus abgeleiteten Resultaten die Erfahrung aber nicht übereinstimmt, indem Versuche eine viel geringere Wassermenge geben, als die Rechnung anzeigt, wovon die unmittelbare Ursache in dem Umstande liegt, daß nicht alle Theile des ausströmenden Wassers eine obigem Gesetze gemäße Geschwindigkeit haben; daß besonders jene Theile zurückbleiben, welche zunächst an der Oeffnung liegen, weil sie sich von den Wänden der Oeffnung losreißen müssen, und sich das Wasser auch von den Seiten nach der Oeffnung hinbewegt, und dadurch eine Ablenkung der Theile von ihrer vertikalen Richtung, mithin eine Zusammenziehung des Strahles bewirkt wird, von deren Wirklichkeit man sich am leichtesten überzeugt, wenn der Boden, an welchem die Oeffnung angebracht wurde, ziemlich dünn ist, wo alsdann der

Strahl augenscheinlich die Gestalt eines umgekehrten abgekürzten Kegels hat, dessen Seiten etwas einwärts gebogen sind; — diese und verschiedene andere Erscheinungen an Maschinen berührt der Verf. sachkundig, übergeht aber häufig die zureichenden Gründe, wie Ref. hier einige beygefügt hat. Da nach den Messungen von Bossut der Querschnitt des zusammengezogenen Strahles 0,66; nach denen Venturi's 0,63 und nach denen Eytelweins 0,64 vom Inhalte der Oeffnung beträgt, so ist der Coefficient 0,62 des Verf. als arithmetisches Mittel zu klein, und sollte wenigstens 0,64 betragen.

Es folgen Versuche über den Ausfluß des Wassers aus verschiedenen Oeffnungen, wobey sich nach Eytelwein der Durchmesser einer kreisförmigen Ausflußöffnung zum Durchmesser des zusammengezogenen Strahles wie 5 : 4 verhält. Beym Ausflusse aus cylindrischen oder konischen Röhren erhält man eine kleinere Zusammenziehung, welche selbst dann statt findet, wenn der Boden dick ist. Theoretisch genau läßt sich wohl die Ausflußmenge nicht bestimmen, allein sie wird der theoretisch bestimmten um so näher kommen, je kleiner die Adhäsion und je geringer die Zusammenziehung des Strahles ist. Da die Adhäsion bey größerer Wärme kleiner ist, so muß mit der Wärme auch die Ausflußmenge wachsen. Den Ausfluß aus kreisförmigen oder elliptischen Oeffnungen, aus Behältern, welche keinen Zufluß erhalten; die Anwendung der verschiedenen Gesetze auf das Ablassen von Seen, Teichen u. dgl. findet man in Bezug auf Schleußen, Schlußgerinne in der Art betrachtet, als die Gegenstände für die Praxis wichtig sind. Beyspiele erläutern die aufgestellten Theorien, deren Anwendungen auf den Wasserausfluß aus zusammengesetzten Behältern, auf Bestimmung der Zeit, in welcher eine Schleußenkammer gefüllt und entleert wird; in Bezug auf Ausflußgeschwindigkeiten bey veränderlichen Höhen des Druckes sehr belehrend behandelt und durch Beyspiele versinnlicht. Unter den verschiedenen Beyspielen führt Ref. des Interesses wegen folgendes an: Wenn ein Teich 90,000 Quadratklafter Oberfläche hat, der Fachbaum der Schütze sich 3 Fuß unter dem Wasser befindet, und eine Mühle in jeder Secunde 2 Kubikfuß Wasser haben soll, bis das Niveau 1 Fuß gesunken ist; wie bestimmt man: 1) wieviel Kubikfuß Wasser abfließen; 2) wie lange die Mühle im Gange bleiben wird und 3) wie hoch die Schütze allmählig aufgezogen werden müsse, um eine stets gleiche Wassermenge zu erhalten? Die Lösung solcher Aufgaben gewährt gleichviel Belehrung, Interesse und praktischen Nutzen.

Das vierte Kapitel handelt von der Bewegung des Wassers in Röhren mit Rücksicht auf den Widerstand der Wände. Da Röhrenleitungen im Großen und Kleinen sehr häufig vorkommen, man berücksichtige nur die Leitung der Brunnenröhren in Städten und anderen Anlagen, so erkennt man schon hieraus die Wichtigkeit des Gegenstandes für das praktische Leben und den Nutzen, welchen der angehende Techniker aus den hier mitgetheilten Untersuchungen des in jeder Beziehung sehr erfahrenen Verf. schöpft, wenn er sich mit denselben im Werke selbst bekannt macht. Den Ideengang des inhaltreichen Abschnittes giebt Ref. kurz an, um den Leser auf das aufmerksam zu machen, was er zu suchen hat. Nachdem der Verf. die Gesetze für den Widerstand in gerade fortgehenden und gebogenen Röhren mit Berücksichtigung auf Ermittlung des Widerstands-Coefficienten nach Bossuts Versuchen abgeleitet und festgestellt hat, stellt er über sie eine allgemeine Formel für die Bewegung des Wassers in Röhren als Ergebniß seiner theoretischen Untersuchungen und Erfahrungen auf, woraus sich nach den verschieden bekannten Elementen sowohl die zur Ueberwindung des Widerstandes erforderliche Druckhöhe als die Geschwindigkeit des Fließens, der Fallraum in einer Secunde, die Länge und der Durchschnitt der Röhren bestimmen läßt, wobey diese Größen sowohl in Fußen als Zollen angenommen, und die Röhren entweder von Glas oder Weißblech seyn können. Da, wie Ref. schon oben bemerkt hat, die Wärme des Wassers auf die Geschwindigkeit des Fließens einen merklichen Einfluß ausübt, so werden die Versuche über die Flüßigkeit des Wassers bey verschiedenen Temperaturen mitgetheilt, welche Fr. Jos. v. Gerstner schon in Gilberts Annal. S. 160 bekannt gemacht hatte. Wenn gleich aus den angeführten Thatsachen jener Einfluß bestimmt dargethan wird, so muß man in Betreff des Aufsteigens der Säfte in den Pflanzen, des Blutumlaufes nach den neuesten Untersuchungen der Physiologen doch manche Modificationen eintreten lassen, wie der sachkundige Leser im Werke selbst sich leicht überzeugen wird. In Bezug auf die Formeln muß Ref. dem Verf. besonders darum großes Lob zollen, weil er sie für eine Mitteltemperatur zwischen 10 bis 15° R. begründet und dabey erörtert hat, daß bey unseren Wasserleitungen diese Gränzen wohl höchst selten überschritten werden und wenige Grade Unterschied keinen großen Einfluß ausüben. So nützlich übrigens diese Formel für den practischen Gebrauch ist, so kann die wirkliche Wassermenge doch immer nur aus Versuchen abgeleitet werden. Inwiefern der Luftdruck auf die Vermehrung der Ausflußmenge durch einen konischen Ansatz an eine Oeffnung einen wesentlichen Einfluß ausübt, ist durch Thatsachen bewiesen und verdiente eine gründliche Erörterung.

Nebst dem, daß der Verf. den Einfluß der Krümmungen der Röhren auf die Wassermengen berücksichtigt, berechnet er die Dimensionen für eine Röhrenleitung, welche eine bestimmte Wassermenge zu liefern hat, entwickelt die Gesetze für die Vertheilung des Wassers in mehrere Röhren, welche ihren Zufluß aus einer

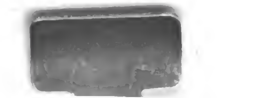
Hauptröhre erhalten und stellt die theoretischen Gesetze in eine solche Uebereinstimmung mit der Erfahrung, daß man sie in fraglichen Fällen mit aller Sicherheit annehmen darf. Was von der Steighöhe des Wassers bey Springbrunnen und Feuerspritzen; von der Berechnung der Anzahl der zu ihrer Betreibung erforderlichen Arbeitsleute; von der Construktion der Wasserleitungsröhren, von ihrer Inkr. 'rung, Reinigung und Prüfung gesagt wird, verdient ungetheilten Beyfall. Da übrigens dem Ref. an manchen Wasserleitungen schon kegelförmige Röhren oder Ansätze an Oeffnungen in der größeren Fläche nach Außen gerichtet, vorgekommen sind, so fiel es ihm auf, diese vom Verf. nicht einmal erwähnt zu sehen; den Grund hievon vermag er nicht anzugeben. Ueber die Construktion der Hähne, Luftständer und Wassermesser; über die Prüfung des Wassers wegen seiner Brauchbarkeit; über Erfahrungen wegen des Verbrauchs des Wassers in Städten, über die Leitungen und Klarerhaltung des Wassers findet man nicht allein sehr belehrende Mittheilungen, sondern auch sehr nützliche Verhaltungsregeln, welche zur Erhaltung solcher Anstalten auf längere Zeit beytragen, unnöthige Auslagen beseitigen und die erwünschten Zwecke möglich vollkommen erreichen helfen.

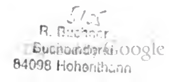
An Interesse und Belehrung gewinnt dieses Kapitel durch die besondere Beschreibung der Wasserleitungen in Prag, in Paris und anderen Städten Frankreichs und der vorzüglichsten Englands: die Prager macht der Verfasser zum Vergleichungspunkte und beurtheilt nach ihr die übrigen. Man muß übrigens des Verf. Mittheilungen im Werke nachlesen, um seine praktischen Kenntnisse und Erfahrungen beurtheilen und die Gediegenheit der Angaben selbst mit denen anderer Werke vergleichen zu können. Die hölzernen Röhren werden für untauglich erklärt und im Besonderen die gußeisernen gerühmt. Jedoch verhehlt der Verf. nicht, daß man die thönernen, welche vor Kurzem in Frankreich dann vorgezogen wurden, wenn die Druckhöhe gering, etwa 50 bis 80 Fuß, sey, wenn sie durch eine Maschiene gepreßt und gleichmäßig geformt seyen, für hinlänglich fest und wahrhaft ausdauernd halten dürfe. Die im Schloßgarten in Prag verwendeten sind 5 Fuß lang, 2 Zoll weit und 3/8 Zoll dick und halten einen Druck von 51 Fuß aus. Ein wesentlicher Vorzug dieser thönernen Röhren besteht darin, daß sie nicht inkrustiren. Ueber das Reinigen der Röhren bey kalk- und gypshaltigem Wasser; über die Verbindung einzelner Röhren und anderer Gegenstände liest man sehr zweckmäßige Mittel, instruktive Beschreibungen und erhält sehr veranschaulichende Figuren, welche zur Verfertigung und Anlegung die erforderliche Anleitung geben. Eben so interessant für den Sachverständigen, als belehrend für den Dilettanten ist die Mittheilung von Erfahrungen über die Wasserconsumtion, welche in ihrem geringsten Grade unentbehrlich ist, und durch mancherley Verhältnisse über das Acht- bis Zehnfache gesteigert werden kann. Unberührt bleiben die Wasserconsumtionen von Venedig, Rom und anderen italienischen Städten, obgleich dem Ref. bekannt ist, daß sie für Rom viel stärker war, als sie jetzt ist und doch jetzt noch stärker ist, als für die übrigen Städte. Aus den Wasserleitungen in Prag, Paris und England wird man sogleich erkennen, daß sich die englischen sowohl durch Großartigkeit als Kostspieligkeit auszeichnen und in jedem unbefangenen Leser die schon früher einmal berührte Frage wiederholt anregen, warum stets nur in England solche große technische Kunstanlagen und Maschienerien zu Stande kommen? Londons Wasserleitungen kosten beynahe 34 1/2 Millionen Gulden.

Nach diesen Beschreibungen folgen noch Entwickelungen der Gesetze des Hebers, Erklärungen seiner verschiedenen Arten und Anwendungen als Mühlenkanäle zur Schonung der Teichdämme. Die Stellung dieser Materien, so wie die Angaben über Heronsbrunnen, Berechnung der Höhe, auf welche das Wasser bey denselben springt; über die Luftmaschine des Höll; Verhältnisse des oberen Kessels zum unteren und die verschiedenen Bemerkungen über diesen Gegenstand findet Ref. nicht zweckmäßig. Die Theorie des Hebers beruht bekanntlich auf dem Gleichgewichte der atmosphärischen Luft und zunächst auf dem Gesetze, daß die Volumina zweyer in der Röhre befindlichen Luftmengen sich verhalten, wie der äußere Barometerstand sich zur Differenz zwischen ihm und den Höhenunterschiede zwischen dem Stande der äußeren und inneren Flüßigkeit verhält. Hieraus erklären sich dann die Wirkungen des Stechhebers, gekrümmten Hebers, der Sicherheitsröhren, Gasometer, Blasbälge, des Heronsballes, Heronsbrunnens, der Saug- und Druckpumpen u. s. w. Der sogenannte Stoßheber beruht bekanntlich auf dem Drucke, welchen fließendes Wasser auf das Gefäß ausübt, und welcher geringer ist, als er unter übrigens gleichen Umständen während des Gleichgewichtes wäre; weßwegen in einer Wassermenge, welche schnell aufgehalten wird, plötzlich eine größere Spannung und hieraus ein vermehrter Druck entsteht. Die Luftmaschiene des Höll ist sinnreich, höchst nützlich und läßt sich selbst an solchen Stellen anbringen, wo man keine andere Maschiene zur Beförderung des Wassers anbringen kann; allein nur in England und wie der Verf. bemerkt, in Ungarn wird sie angewendet. Die über sie mitgetheilten Bemerkungen des Verf. sind sehr belehrend und tragen unfehlbar zu allgemeinerer Verwendung der Maschiene bey.

(Schluß folgt.)

Nr. XXVIII. des bibliographischen Intelligenzblattes als Beylage.




84098 Hohenthann

